

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

Neunundvierzigster Band.

Mit den Portraits von: Alfred Krupp, Kronprinz Rudolf v. Oesterreich und Frh Schaper.



Breslau.

Druck und Verlag von S. Schottlaender.

Band 49. — Heft 145.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

April 1889.

Greslau.
S. Schottlaender.

April 1889.

Inhalt.

| | Seite |
|---|-------|
| Hedwig Dohm in Berlin. | |
| Ob Schein, ob Wesen? Novelle..... | 1 |
| * * | |
| * Alfred Krupp | 27 |
| Carmen Sylva. | |
| Lieder aus dem Dimbovitathal. Aus dem Volksmunde gesammelt von Helene Vacaresco..... | 48 |
| Walter Bormann in München. | |
| Adamantios Korais als Zeuge der französischen Revolution. Ein Blatt der Vorerinnerung zur hundertjährigen Wiederkehr der Re- volutionstage..... | 56 |
| Paul Marsop in München. | |
| Bayreuthiana. Betrachtungen eines Unabhängigen..... | 75 |
| Emil Taubert in Berlin. | |
| Frau Käthe. Novelle..... | 97 |
| Bibliographie. | 129 |
| Otto Spaniers Illustriertes Konversations-Lexikon. (Mit Illustrationen.) | |
| Bibliographische Notizen. | 133 |

Hierzu ein Portrait von Alfred Krupp.
Radirung von Johann Lindner in München.

„Nord und Süd“ erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.

Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd“ be-
züglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu
richten an die

Redaction von „Nord und Süd“ Breslau.
Siebenhufenerstr. 2/3.



Inhalt des 49. Bandes.

April. — Mai. — Juni.

1889.

| | Seite |
|--|----------|
| Walter Bormann in München. Adamantios Korais als Zeuge der französischen Revolution. Ein Blatt der Vorerinnerung zur hundertjährigen Wiederkehr der Re- volutionstage | 56 |
| Hedwig Bender in Eisenach. Giordano Bruno | 210 |
| Hedwig Dohm in Berlin. Ob Schein, ob Wesen? Novelle..... | 1 |
| Martin Herzk in Breslau. Die Reisen des Kaisers Hadrian..... | 387 |
| M. Joest in Berlin. Besuch einiger Schulen der Allgemeinen Israelitischen Allianz (Alliance Israélite Universelle) in Marokko und Kleinasien | 330 |
| Ulfr. Chr. Kalischer in Berlin. Beethoven und der preussische Königshof unter Friedrich Wilhelm III. I. II. | 197. 362 |
| Paul Lindau in Berlin. Im Fieber. Novelle. I. II. | 139. 277 |
| Paul Marsop in München. Bayreuthiana. Betrachtungen eines Unabhängigen | 73 |
| Adolf Moller in Breslau. Der Sturm auf die Gymnasien | 232 |
| Matilda Serao in Neapel. Griechische Novelle | 396 |



Neunundvierzigster Band.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

1889.

Breslau.

S. Schottlaender.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

XLIX. Band. — April 1889. — Heft 145.

(Mit einem Portrait in Radirung: Alfred Krupp.)



Breslau.

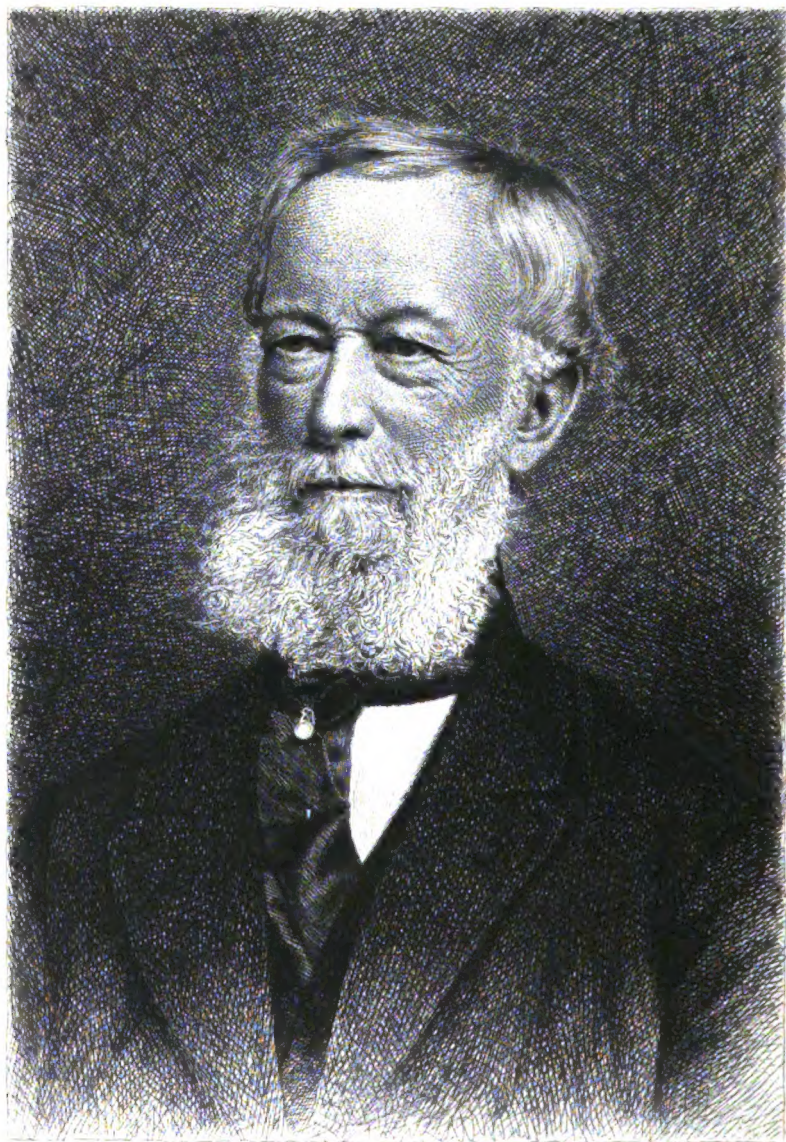
Druck und Verlag von S. Schottlaender.

| | |
|---|---------------|
| Gustav Steinbach in Wien. | |
| Kronprinz Rudolf von Oesterreich | 188 |
| Carmen Sylva. | |
| Lieder aus dem Dimbovitza Thal Aus dem Volksmunde gesammelt von Helene Vacaresco | 48 |
| Emil Taubert in Berlin. | |
| Frau Käthe. Novelle. I. II..... | 97. 242 |
| Georg Voß in Berlin. | |
| Fritz Schaper. Ein Künstler-Lebensbild | 315 |
| * * * | |
| Alfred Krupp | 27 |
| Bibliographie | 129. 268. 403 |
| Bibliographische Notizen..... | 133. 273. 405 |

Mit den Portraits von:

Alfred Krupp, radirt von Johann Lindner in München, Kronprinz
Rudolf von Oesterreich und Fritz Schaper, radirt von E. Kühn in München.





Prof. Hermann Schottlaender

Alfred Krupp



Ob Schein, ob Wesen?

Novelle

von

Hedwig Dohm.

— Berlin. —

Durch den Buchenwald, der von der Landstraße abseits nach Horswald — einem Dörfchen in der Mark — führte, kam eine junge Frau geschritten, elastischen Ganges. Nicht wie ein Bürgermädchen sah sie aus, aber auch nicht wie eine elegante Dame. Fremd und eigenartig war ihre Erscheinung. Wie eine Verkörperung der Sage kam sie durch den Wald daher.

Das dunkle glattgeheitelte Haar war in einer schweren Flechte breit im Nacken aufgesteckt und umrahmte ein Gesicht, das an die strengen, klassischen Köpfe Feuerbachs erinnerte; nur durch die langen schwarzen Wimpern brach zuweilen aus den grauen, krystallklaren Augen ein romantischer Schimmer echt deutscher träumerischer Weltverlorenheit. Sie trug ein graues schmuckloses Kleid von einfachstem Schnitt, das beim raschen Ausschreiten das schöne Ebenmaß ihrer Glieder hervortreten ließ. Der schlanke Hals erhob sich aus einem schwarzen Tuch von feiner Wolle, das leicht um die Taille geschlungen, im Rücken zusammengeknüpft war. Sie trug keine Handschuhe, über dem Arm hing ihr ein leichter Strohhut. Die Gesichtsfarbe war hell, nur ein wenig fahl.

Sie kam von weit, weit her, die junge Dame, aus dem Westen Amerikas. Sie kam zurück in ihr Heimatdorf, wo ihr verstorbener Vater Prediger gewesen war. Sie hatte die Post, die von der Eisenbahnstation durch das Dörfchen fuhr, nicht benutzen wollen, es vielmehr vorgezogen, den Fußpfad durch den Wald, in dem ihr Weg und Steg innig vertraut waren, zu nehmen.

Es war ein ernster, deutscher Wald voll starker Eichen und Buchen; dazwischen, wie spielende Kinder, lichtgrüne Birken, ihre weißen Stämme die Glanzlichter in der dunkeln Grundstimmung. Und überall schwellendes Moos, und wo eine Lichtung war, duftendes Haidekraut.

Mit Lust sog sie den frischen Waldesathem ein, und grüßend schweiften ihre Blicke umher. Jeden Baum, jede Lichtung, jeden Rasenfleck kannte sie. Und als jetzt ein Rufuf seinen Ruf hören ließ, da glitt ein Lächeln über ihre Züge, als wundere sie sich, daß der auch noch da wäre. Alles, Alles noch wie damals, vor zehn Jahren, als sie ihre Heimat verließ, ein achtzehnjähriges Mädchen. Und da war auch die Stelle, die verhängnißvolle, wo sie an einem Scheidewege gestanden hatte: eine Lichtung im Walde, eine Grassfläche, besät mit Vergiftmeinnicht; eine breitaftige, gewaltige Buche beschattete mit ihrem dichten Laube eine Bank. Die Bank war jetzt morsch und zerbrochen. Das Unterholz wucherte wild um den Stamm der Buche, die Vergiftmeinnicht aber blühten und sproßten wie damals in Fülle. Nicht ein einziges war zertreten. Hierher mußte seit langer Zeit kein menschlicher Fuß den Weg gefunden haben. Fast ein Zug der Enttäuschung glitt über das Gesicht der jungen Frau. Sie blickte lauschend umher. Regungslose Stille. Hastig bog sie das wuchernde Gebüsch auseinander. Ihre Augen suchten, ihre Hände tasteten an dem Baumstamm umher. Da war's, sie fühlte unter ihren Fingern die Narben: zwei verschlungene Buchstaben E. L. Noch einmal blickte sie horchend hinaus, unwillkürlich näherten sich ihre Lippen der Baumrinde; im nächsten Augenblick aber warf sie den Kopf stolz und ein wenig trotzig zurück, und ohne umzuschauen schritt sie weiter. Sie maßigte erst ihren Schritt, als der Gesang heimkehrender Landleute an ihr Ohr schlug. Die wehmüthige Stimmung des Liedes, das sie sangen, zitterte in ihr nach; ihre Züge veränderten sich; der energische selbstbewusste Ausdruck schwand, und das schwärmerische deutsche Element trat hervor. Wie hatte sie nur so viele Jahre hinleben können ohne deutsche Lieder zu hören!

Sie war müde geworden. Sie setzte sich in das weiche Moos unter einem Baume, und Bilder der Heimat und Vergangenheit traten vor ihr inneres Auge: das Elternhaus mit der sanften frommen Mutter und dem schwermüthigen Vater, der starb, als sie sechszehn Jahre alt war. Die Mutter war erblindet, die Schwester damals noch ein Kind. Sie allein wußte, woran der edle Mann zu Grunde gegangen war; sie allein hatte seinen Nachlaß geordnet, und dabei war ihr sein Tagebuch in die Hände gefallen. Aus diesem Buche wußte sie, daß der Vater schon als Jüngling sich von den Glaubenslehren der protestantischen Kirche abgewandt hatte. Jahrelang hatte er versucht, sich als Lehrer und Schriftsteller eine Existenz zu gründen. Es war ihm nicht gelungen. Und Jahr um Jahr wartete eine inniggeliebte Braut, daß er sie heimführe. Der Besitzer der Güter, zu denen das Dörfchen Horzwald gehörte, Baron Schrenk, war sein

Studienfreund gewesen. Er bot ihm die Predigerstelle in Horzwalb an und beschwichtigte die schweren Bedenken des gewissenhaften Mannes, indem er in seiner skeptisch-ironischen Art meinte, für seine Bauern sei die Einprägung der zehn Gebote unter Androhung solider Strafen für den Fall der Uebertretung Religion genug. Und was ihre etwaigen höheren oder Seelenbedürfnisse beträfe, so genüge eine tönende, sonore Stimme, über die er ja verfüge, und ein paar, aus der Tiefe des Unbewußten geschöpfte Phrasen, die um so wirksamer sein würden, je weiter sie den Horizont der Gemeinde überstiegen.

Friedrich Dohren, so hieß der Vater, hatte sich zu dem Wagniß verleiten lassen. Es bekam ihm schlecht. Er war dem inneren Conflict nicht gewachsen, um so weniger, als er ihn vor dem geliebten Weibe, die, von tiefer Religiosität erfüllt, an ihn, wie an Gott selbst glaubte, verheimlichen mußte.

Er hatte einen Bruder, der, als er sich in einen Socialistenproceß verwickelt sah, nach Amerika ausgewandert war, wo er nach harten Kämpfen eine befriedigende Existenz gefunden hatte. Diesem Bruder hatte er einige Male von seiner geistigen Noth geschrieben. Die Antwort war eine herzliche Aufforderung gewesen, nach Amerika überzusiedeln, um dort drüben in einer neuen Erde neue Wurzeln zu schlagen. Damals aber war Friedrich Dohrens Kraft schon gebrochen. Wie hätte er auch vor seiner Gattin eine Auswanderung nach Amerika rechtfertigen sollen, mit den beiden Kindern, die sie ihm geboren, Erika und Diane! In den beiden Namen kam der zarte Natursinn der Mutter, der an's Mystische streifte, zum Ausdruck.

Der Widerstreit in der Seele des Geistlichen war mit den Jahren nur gewachsen und hatte schließlich sein Gemüth verdüstert. Zwei Jahre lang lebte er mit unmachtetem Geiste. Von den vielen Thränen, die sie um den vielgeliebten Gatten geweint, war die Mutter erblindet. Der Baron Schrenk ließ die unglückliche Frau im Besitze des Häuschens und bewilligte ihr eine Pension, die sie vor Noth schützte. Der Baron Schrenk! und Ludwig von Schrenk! Vater und Sohn traten lebendig in die Erinnerung der nachdenkenden Frau. Erregt sprang sie von ihrem Sitz empor und schritt weiter, den Kopf leicht gesenkt, die Seele ganz erfüllt von dem, was einst war. Luz, wie wenig glich er dem Vater! Zwar hatte er von ihm die ironische skeptische Art der Anschauung, aber nichts hatte er von seiner Leichtgläubigkeit, Frivolität und Liebenswürdigkeit geerbt. Verschllossen war er immer gewesen, stolz, eigenwillig, oft unbeugsam und dabei träge und grüblerisch. Sie war von Luz geliebt worden, so lange sie zurückdenken konnte. Anfangs — er war acht Jahr älter als sie — war er ihr Beschützer gewesen, dann ihr Lehrer, ihr Gefährte, und schließlich hatte ihr die ganze leidenschaftliche Liebe des Jünglings gegolten. Der arme Luz, er war tränklich und launenhaft; er hatte einen Herzfehler und wurde deshalb von

seiner ganzen Umgebung auf's Außerste verwöhnt. Hübsch war er nie gewesen, nur hatten seine blauen Augen einen Blick, und seine Stimme einen Klang, die zu Herzen gingen. Sie waren immer zusammen gewesen, er hatte für Erika zu Hirswald gehört, wie die Luft, die sie athmete, wie See, Wald und Wieje.

Sie sah sich, zurückdenkend, als Kind über den See rudern, der zu dem Schrent'schen Parke gehörte, die Hände voll Wasserlilien: und der das Boot lenkte, war Luz, und Luz hatte ihr die Blumen gepflückt. Sie sah sich in ihrem rothen Schürzchen, ohne Hut und Handschuhe auf einem Pony, in toller Lust durch den Wald traben, und ihr zur Seite ritt Luz. Sie sah sich als verzauberte Prinzessin in einem hohlen Baume sitzen, von ihrem gelösten Haar umwallt, in ein Kissen gehüllt, und durch den Wald erklang das Horn des Prinzen, der sie zu erlösen kam, und der Prinz war Luz. Sie sah sich in der Hängematte, und zu ihren Füßen saß wieder er. Er las ihr vor, oder erzählte Märchen, oder sie schwiegen beide. Sie träumte in den blauen Himmel hinein, und er sah sie an.

Und eines Tages, etwa ein Jahr nach dem Tode des Vaters, da hatte sie Luz vor der Buche gefunden, die auf dem Wiesengrunde steht, wo die vielen Vergißmeinnicht blühen, und in die Rinde des Baumes hatte er zwei Buchstaben geschnitten: E. L. Sie war tief erröthet und hatte davonlaufen wollen. Er hatte sie zurückgehalten.

„Weißt Du nicht, Erika,“ hatte er gesagt, „daß Du meine Braut bist, lange schon? Und Du sollst mein Weib werden, so wahr ich Luz Schrent bin. Willst Du es? willst Du, Erika?“

„Ja, ich will!“ hatte sie frisch und freudig geantwortet. Unbeschreiblich lieb hatte sie ihn gehabt, den armen, tränklichen Luz.

Als seine Lippen aber die ihren suchten, hatte sie ihn in keuschem Stolz abgewehrt:

„Ich bin Dir erst verlobt, Luz, wenn Du Deines Vaters Einwilligung hast.“

Schon am andern Tage hatte Luz von seinem Vater Erika zur Gattin verlangt. Der alte Baron wendete seine ganze Ueberredungskunst auf, den Sohn anderen Sinnes zu machen. Als es ihm nicht gelang, schien er scheinbar nachzugeben. In feiger, jesuitischer Hinterlist aber hatte er Erika allein zu treffen gesucht und mit ihr eine Unterredung gehabt, in der er an ihre Dankbarkeit, ihren Edelsinn appellirte. Ob sie nicht wisse, daß er allein ihren Eltern die Ehe ermöglicht habe; nicht wisse, daß auch jetzt noch die Mutter nur von seiner Gnade und Güte lebe? Er könne nicht glauben, daß die Tochter ihm vergelten wolle, damit, daß sie seinen Sohn durch die nicht standesgemäße Ehe mit ihr, des Majorats beraube, das den größten Theil seines einstigen Besitzes ausmache; auch würde der fränkische Luz durch eine Verheirathung in frühen Jahren seine Gesundheit ernstlich gefährden. Voll Schlaueit hatte er hinzugefügt, daß er auf ihre

absolute Discretion in Betreff dieser Unterhaltung rechne; die leiseste Andeutung darüber gegen Luz würde Feindschaft säen zwischen Vater und Sohn.

Erika hatte Verschwiegenheit gelobt.

Der Kampf in ihrer Seele war kurz gewesen. Eine enthusiastische Natur, stolz und gut, hatte sie sich sofort zu rückhaltloser Entsagung entschlossen. Um die Trennung von Luz unwiderruflich zu machen, fand sie nur eine Lösung; es war eine gewaltsame. Sie schrieb an den Oheim, der in Amerika lebte, und der nach dem Tode des Vaters die ganze Familie noch einmal mit Herzlichkeit aufgefordert hatte, zu ihm zu kommen, daß sie seine Einladung annähme, für den Fall, daß er ihr in seinem Lande eine fruchtbringende Thätigkeit und absolute Selbständigkeit in Aussicht stellen könne. Er hatte ihr umgehend geantwortet: „Komm! Felder und Seelen liegen hier brach, und nirgends in der Welt findest Du einen besseren Boden für fruchtbringende Thätigkeit.“

Erika hatte der Mutter mitgetheilt, was geschehen war, auch ihre Unterredung mit dem alten Baron. Gramvoll, aber mit frommer Ergebung in den Willen Gottes, und nachdem sie am Grabe des Vaters Erleuchtung gesucht, hatte sie ihre Zustimmung zu Eriks Auswanderung gegeben. Wie eine Flucht bereitete Erika heimlich dieselbe vor, und eines Tages erhielt Luz von Hamburg, eine Stunde vor Abgang des Amerika-Dampfers, ihre Abschiedszeilen, Zeilen, die eine schmerzliche und feierliche Resignation athmeten. Sie schrieb ihm auch, daß ein Gelöbniß sie bände, ihm die Gründe ihrer Auswanderung zu verschweigen. Sie hatte die Mutter gebeten, ihr niemals Nachricht von Luz zu geben, und auch die heranwachsende Schwester zu verhindern, es zu thun; auch dürfe Luz ihren Wohnsitz nicht erfahren. Die Mutter hatte Alles versprochen und ihr Versprechen gehalten.

Was mochte aus ihm geworden sein? ein bedeutender Staatsmann? war er verheirathet? oder — vielleicht — gestorben? Eine fröstelnde schwermüthige Beklemmung beschlich sie; rasch ging sie weiter. Von einem Hügel herab kam sie zu einer tiefgelegenen Waldstelle: inmitten eines Urwaldes von Gestrüpp, von Farren und Haidekräutern ein etwas sumpfiger Platz, mit langen Gräsern bestanden. Der Wind wirbelte welkes Laub von dem Hügel über die Stelle; die schwankenden Gräser, die röthlich schimmerten, mochten durcheinander wie in leiser Klage. Ein paar Krähen krächzten darüber hin. Es war ein düsterer Fleck, und unwillkürlich mußte Erika an ein Bild von Böcklin denken, wo ein Erschlagener gerade auf solchem Terrain liegt, und wo die Furien erscheinen.

Sie schauerte zusammen. Der Hufschlag eines Pferdes klang von fern, dann näher und näher. Ein Reiter kam in Sicht. Ein Mann mit röthlich braunem Vollbart. Sein Gesicht war schmal und kränklich, die Nase stark, der Ausdruck des Kopfes intelligent. Er hing nachlässig im

Sattel, die Augen halb geschlossen. Erikas Gestalt schien er nicht zu sehen. Er war schon vorüber, als ihm nachträglich einfallen mochte, daß etwas Besonderes seinen Gesichtskreis berührt habe. Er wendet sich um. Erika blickt auf; ihre Blicke treffen sich, und mit einer jähen Bewegung reißt er sein Pferd herum, er scheint vom Pferde zu stürzen, so schnell ist er am Boden.

„Erika!“

An der Stimme erkennt sie ihn. Nur ein leises Zittern der Nasenflügel und eine bleichere Farbe verräth ihre tiefinnere Bewegung. Sie sehen sich mit tiefem Ernst in die Augen:

Endlich sagt er:

„Wie verändert Sie sind! Ganz Amerikanerin sind Sie geworden! Kein Wunder, Sie waren nie eine Deutsche. Und jetzt — kehren Sie etwa in Ihre Heimat zurück?“

Sie antwortet mit einer bejahenden Bewegung des Kopfes.

Er bindet sein Pferd an einen Baum und sagt, die Blicke fortgewandt von ihr:

„Und Sie bleiben jetzt in der Heimat?“

Sie fühlt, wie ihm der Athem stockt in der Begierde, ihre Antwort zu hören.

„Nein,“ antwortet sie, „nur wenige Wochen. Meine Mutter hat mich aus Amerika heimgesufen; meine Schwester ist krank, es scheint im Gemüth. Geht es an, so nehme ich Beide, Mutter und Schwester hinüber in meine neue Heimat.“

„Wissen Sie, was Ihrer Schwester fehlt?“

„Nein.“

Sie neigt den Kopf wie zum Abschied und will sich langsam entfernen.

„Und sonst haben Sie mir Nichts, Nichts zu sagen, nach zehn Jahren? Warum auch? Ich habe Ihnen Uebles gethan? habe ich? nicht? Ich habe Sie in's Exil getrieben, in den Urwald! habe ich? nicht? O, ja, ich Bösewicht!“

„Fragen Sie,“ sagt Erika zögernd und vor sich hinblickend, „ich will Ihnen antworten. Was wollen Sie wissen?“

„Ob Sie da drüben Ersatz gefunden haben für — nun, für die Lumperei, die Sie hier im Stich ließen — die grüne Passion eines Krüppels, der kranke Narr, der sich einbildete — lassen wir das — haben Sie Ersatz gefunden?“

„Ich habe strenge und segensreiche Arbeit, ich habe eine große Natur und ein reines Gewissen gefunden. Das genügt mir.“

„Und die gesellschaftliche Askese, in der Sie da drüben“ — er betonte das „da drüben“ jedesmal spöttisch — „leben, auch nach Ihrem Geschmack?“

„Ja, auch nach meinem Geschmac. In Deutschland haben Mädchen meiner Art nur die Wahl, als Erzieherinnen, Kinderpflegerinnen oder Stützen der Hausfrau zum Dienstpersonal herabzusinken, oder — zu verhungern. Ich aber bin keine Magdnatur.“

„Sie hätten sich ja gut verheirathen können,“ sagte er ironisch.

„Von diesem Zufall einer guten Heirath abgesehen,“ fuhr sie fort, die Ironie seiner Worte absichtlich überhörend, „entscheidet nach deutscher Sitte Geburt und Vermögen über das Schicksal der Frauen. Verstand und Wissen, Kraft, Gesinnung, wozu? im Kampf der Frauen um's Dasein sind sie ohne Belang. Drüben aber, in meinem Blockhauje, am Saume der Prairien, bin ich König und Priesterin einer halbwilden Gemeinde. Den Menschen dort ist es so ungeheuer gleichgültig, ob ich in Atlas oder in Rattun gehe, ob mein Vater Excellenz oder Schuhflücker war. Ich gelte, was ich bin, und ich bin, was ich leiste; und ich leiste viel, mit Kopf und Herz und Hand, Hohes und Niedriges, wie es sich bietet.“

„Als Gattin, als Mutter?“ seine Stimme zitterte.

„Rein. Ich habe Steine zum Bau meines Hauses getragen, ich habe Verwundete gepflegt, ich habe gekocht, habe Frauen in Kindesnöthen beigestanden und das Feld umgegraben. Aber — ich habe auch unterrichtet, gepredigt, Recht gesprochen, Sterbende getröstet, Trunkenbolde vom Laster geheilt, Unmenschen zu Menschen gemacht. Es giebt nichts, was ich nicht erfahren und verstanden hätte.“

Ein klarer Glanz füllte ihr Auge, jeder Zug ihres Gesichts redete von intelligenter Kraft, die feingeschwungenen Linien des Mundes aber milderten lieblich die Energie des Ausdrucks.

Sein Auge hing an ihr mit leidenschaftlicher Bewunderung. Wie Diana erschien sie ihm, keusch und stark, viel schöner als früher.

„Und Sie selbst,“ fragte er, waren Sie niemals in Gefahr an jenen Grenzen der Cultur?“

„Doch, oft. Ich kenne keine Furcht. Ich verlasse dort mein Haus niemals ohne Revolver. So eine kleine Waffe vertausendfacht unsere Kraft, macht uns dem stärksten Manne gleich. „Uebrigens,“ setzte sie mit halbem Lächeln hinzu, „wenn Sie mich denunciren, muß ich Polizeistrafe zahlen, ich trage auch heute das kleine Ding bei mir.“

„Sie haben diese Waffe nie gebraucht?“

„Doch, ich habe sie gebraucht. Ich habe einen Schurken niedergeschossen, einen andern verwundet. Das zahmste Hausthier, jagen Sie es in die Einöde, in den Urwald, es wird diejenigen Eigenschaften annehmen, die es zu seiner Erhaltung braucht. Erschrecken Sie nicht,“ setzte sie hinzu, als sie unruhige Bewunderung in seinen Blicken las — „bis zum Raubthier habe ich es noch nicht gebracht, und nun gar hier, in meinem Walde, dem lieben — trauten“

Sie brach ab, die Intensität seiner Blicke, die auf ihr ruhten, quälte sie.

„Genug von mir, sagte sie hastig. „Und Sie, Herr von Schrenk, haben Sie, wie ich, einen Beruf gefunden, der Ihnen und Andern frommt?“

„Gesucht — ja, gefunden nicht!“

„Und haben doch so viel Talent und Verstand.“

„Habe ich das? . . . möglich. Ich bin nur so faul wie die Götter, die von ihrem eigenen Glanze leben; und die Hauptsache: meinem Verstand fehlt die Phantasie, das heißt die Flügel, um vorwärts zu kommen. Ueberhaupt ist die Phantasie ein Seelenvermögen, das noch lange nicht genug gewürdigt ist, ich glaube beinahe, daß sie die Wurzel alles lebenswerthen Seins ist, nämlich: die Mutter der Illusionen. Mit den Illusionen steht und fällt, was das Glück des Menschen ausmacht. Ich bin illusionslos, das ist der Schlüssel zu meiner Trägheit und — meiner Ueberflüssigkeit.“

Er sagte das Alles nur so hin, mit einem ironischen Zucken der Mundwinkel; nur ab und zu bligte es dazwischen in seinen blauen Augen auf wie von verhaltener Leidenschaftlichkeit.

„Wollen Sie mir nicht sagen, was und wie Sie gesucht haben in den vielen Jahren?“ fragte Grifa.

— „Gern. Warum nicht auch einmal zur Beichte gehen? Was erzähle ich Ihnen nur gleich? ja — richtig: nachdem, — das heißt, nach jener großen Sündfluth von Lieblosigkeit, die den Altar umstürzte, auf dem . . .“ er unterbrach sich — „Altar — ich kann mir noch immer die Bilderprache nicht abgewöhnen — also seitdem hatte ich mich in den Strudel eines wilden Lebens gestürzt. Ich habe der Schönheit der Natur, der Schönheit des Weibes alle Schleusen meines Wesens geöffnet, und die Fluthen sind über mich hergestürzt, trübe Fluthen . . . schon wieder Bilder — einfach deutsch: ich bin lächerlich geworden. Ich war in aller Herren Ländern, ich habe in die Herzen der Völker und in die der Individuen gesehen, und ich habe gelernt . . .“

„Was haben Sie gelernt?“ fragte Grifa, da er inne hielt.

„Ich habe es Ihnen ja schon gesagt, daß alle Freude, aller Genuß nur eine Art Hypnose ist. Ich sah auf einer Ausstellung ein Bild, ein junges, schönes Weib auf einem Scheiterhaufen; sie sollte als Hure verbrannt werden. Die Flammen leckten an ihr empor. Ein Jüngling, ein Arzt hatte ihre Hand ergriffen und hypnotisirte sie; und mit einem verzückten Ausdruck intensiver Wonne blickte sie zu ihm nieder. Durch Suggestion waren ihr die Flammen zu Rüssen der Liebe geworden, und anstatt in den Tod gebraten, fühlt sie sich in's Jenseits geküßt. Durch Suggestion kommt uns alles Glück. Ich bin nicht zu hypnotisiren. Ich sehe die Dinge, wie sie sind, häßlich, wahr.“ . . .

Mit gepreßter Stimme unterbrach ihn Erika: „Warum haben Sie keinen Versuch gemacht, in den Staatsdienst zu treten? Niemand hatte glänzendere Aussichten als Sie.“

„Ich habe den Versuch gemacht. Ein Jahr und zwei und einen halben Mondt bin ich ehrgeizig gewesen. Ich bin in die Pfade eingelenkt, die Andere auch gehen, wenn sie zu hohen Ehren kommen wollen. Mein Gott, was für Pfade! lange, langweilige, sandige Strecken; dann zickzack, hindurch durch das Dickicht der Intrigue, hinweg über einen ganzen Haufen fleißiger Ameisen; mir widersteht das Todttreten, wenn es auch nur Ameisen sind. Und auf dem holprigen Wege immer die Augen seitwärts, abwärts, immer zwinkern, blinzeln, schielen; nur nicht die Blicke aufwärts gefehrt, zu den Sternen, zum Licht — sonst stolperst Du, und gleich ist der Hintermann über Dir fort!“

„Sie wollen als ein Geschenk der Götter, was nur der Muthige im harten Kampf erwirbt,“ sagte Erika.

„Und hätte ich nun wirklich die Excellenz und ein halbes Duzend Ordenssterne davongetragen — jeder Orden, jeder Buchstabe der Excellenz wäre ja ein Stift, der mich an eine Meinung festschmiedete, die ich haben müßte. Ja, ich könnte besternt sein, ich könnte Excellenz sein, nur wäre ich dann nicht Ich, nicht Ich!“ . . .

„Ich, immer Ich,“ rief Erika beinahe heftig. „Das Ich ist vielleicht Ihre ganze Krankheit. Sie sehen nicht, daß die Andern auch da sind, und Sie sind doch nur . . .“ Sie unterbrach sich, erröthend, mit sich selbst unzufrieden: „Ich habe kein Recht, so mit Ihnen zu sprechen, verzeihen Sie.“ Und befangen, nur um dem Gespräch eine andere Wendung zu geben, fragte sie ihn, warum er jetzt auf dem Gut seines Vaters lebe, und womit er sich dort beschäftige.

„Nicht meines Vaters Gut,“ entgegnete er finster, „mein Gut; meinen Vater habe ich vor acht Tagen begraben. Er hat mir auch auf dem Sterbebett das Geheimniß Ihrer Flucht verrathen. O Sie Unschuld, Sie liebe Unschuld! mein Vater war einen Fingerbreit von der Wahrheit abgewichen. Es hätte Mittel und Wege gegeben, mir das Majorat zu erhalten, selbst wenn Sie mich der Ehre Ihrer Hand gewürdigt hätten . . .“

Erika bewahrte mit Mühe ihre Fassung. Sie wollte nicht, daß er weiter spräche. Sie wandte sich zum Gehen.

„Gehen Sie nicht, ich habe Ihre Frage ja noch nicht beantwortet, womit ich mich beschäftige. Ich schreibe — nein, ich werde ein philosophisches Buch schreiben oder Ackerbau treiben, oder Beides; nur fürchte ich, es giebt Andere, die schreiben bessere philosophische Bücher und verstehen mehr von Ackerbau. Schlecht oder mittelmäßig thun, was Andere besser können, das ist ebenso überflüssig, als schwimmen, wenn man sich damit doch nicht vom Ertrinken retten kann. Apropos Ertrinken: ich beschäftige mich auch zuweilen mit Anwendungen einer nirwanahaften Sehnsucht, einer tollen

Luz, mich vorzeitig zu meinen Vätern zu versammeln, nur widersteht mir die melodramatische Inszenirung des Todes. Ich soll ja krank sein: Stirb also im Bett, Atom, laß Dir eine Rede von dem Geistlichen halten, und gieb den Wärmern, was der Wärmer ist!"

Fast mit Widerwillen wendete Erika ihre Blicke von dem krankhaft verzerrten Gesicht des Jugendfreundes ab. Das Gemisch von Cynismus und Exaltation in seiner Sprechweise stieß sie ab. Ein hartes Wort schwebte ihr auf den Lippen, als wieder wie vorhin der Gesang der Landleute in die peinliche Stimmung hineintönte. Die ganze Schwermuth eines liebenden Herzens schien in den Tönen auszuklingen, ein sehnenndes Weh nach Heimat, nach Jugend, nach irgend etwas Unausprechlichem, das nur in Deutschland, nie in der Fremde, zu finden war. Alle Härte schwand aus ihrem Antlitz hinweg. In ihren grauen Augen flimmerte es romantisch, und ihre Lippen öffneten sich sanft und lieblich mit einem Ausdruck innigen Lauschens.

"Jetzt sind Sie wieder ganz deutsch," sagte Luz, "jetzt sind Sie das Mädchen, mit dem ich durch den Wald ritt, die Prinzessin mit den Märchenaugen, die ich erlöste. O Erika, wie oft habe ich Sie erlöst! Und wer erlöst mich? von der Illusionslosigkeit, von mir selbst? ja, wenn Sie es denn so wollen — von mir selbst? Erika!"

Seine Stimme schien von den einschmeichelnden, zärtlich traurigen Weisen, die die Luft ihnen vom Waldessaum her zuwehte, getragen.

Bewegt reichte ihm Erika die Hand.

Aber plötzlich schien seine Stimmung wieder umzuschlagen. Er wehrte ihre Hand ab.

"Sie würden mir die Hand nicht reichen, wenn Sie wüßten . . ."

"Was soll ich wissen?"

Er band, während er jetzt sprach, sein Pferd los. Einen Moment war er augenscheinlich schwankend, dann schien er mit sich einig.

"So wissen Sie es denn: Ihre Schwester ist krank, weil — nun eben die alte Geschichte, — und wenn sie just passiret, u. s. w. u. s. w."

"Wer — wen liebt Viane?" stieß Erika fast zornig hervor.

"Wen? ach Gott, ein mißgeborenes Geschöpf — den Luz Schrenk liebt sie — zum Lachen — nicht? Lachen Sie doch!"

Er hatte sich in den Sattel geschwungen und wollte davonreiten.

Sie fiel dem Pferde in die Zügel. Ihre Augen sprühten.

"So kommen Sie nicht fort. Wie ist es gekommen, daß Viane Sie liebt? Wo haben Sie sich gesehen? Und Sie — haben Sie keine Schuld dabei?" Ihre Lippen bebten, während sie die Fragen kurz und hart hervorstieß.

Er riß das unruhig gewordene Pferd heftig herum und sagte mit erzwungenem Gleichmuth:

"Neun Jahre hatte ich nichts von Ihnen gehört, ich wollte auch nichts

von Ihnen hören. Ein Kranker hat Launen. Im zehnten Jahre wollte ich von Ihnen hören. Oft hatte ich flüchtig Ihre Schwester gesehen, als sie ein Kind war, und auch später, als sie zur Jungfrau herangewachsen. An einem Februartage ritt ich am Garten des Pfarrhauses vorüber. Liane stand vor dem Gitter. Es war ein kalter Tag, mich fror, ich wollte warm werden, ich erkundigte mich nach der Durchgängerin; das war doch natürlich, wir hatten uns ja so gut gekannt. Seitdem ritt ich jeden Tag vorüber, und jeden Tag traf ich Liane schon am Gitter, meiner wartend, auch bei Wind und Wetter. Es scheint, ich war neugierig wie eine Elster, ich konnte nie genug aus Amerika hören. Als ich merkte, daß das Kind mich liebte, kam ich nicht wieder. Es war wohl zu spät. So ein Kinderherz hält zäh an einer Illusion fest, auch an der absurdesten. Solche Herzen sind von Glas; leckt nur einmal eine Flamme daran, gleich giebt's einen Sprung — kann ich dafür?“

Er gab seinem Pferde die Sporen, und im nächsten Augenblick war er ihrem Gesichtskreise entschwunden.

Erika blieb in nachdenklicher Erregung zurück. So wild und finster war er davongesprengt, ohne Abschied. Und Liane liebte ihn! ein Kind, ja, er hatte Recht, ein harmloses, weltunreifes Kind, so kannte sie sie aus ihren Briefen. Und sein Vater ist gestorben! — wie war nun Alles so ganz verändert? Roll trotigen Stolzes weist sie die Gedanken, die sich ihr aufdrängen wollen, ab. Liane und er — unmöglich! Der Mann mit dem cynischen, skeptischen Welttroß, und das liebe, fromme Kind!

Die arme Liane! sie wird ihn bald vergessen in der neuen Welt, wo die eiserne Nothwendigkeit strenger Arbeit die Concentrirung aller Kräfte heischt. Wußte sie nicht aus eigener Erfahrung, wie bald man vergißt, wenn man nur sein Herz nicht für den Mittelpunkt der Welt hält! — Wußte sie das wirklich so genau? — hat sie denn drüben Zeit gehabt, sich auf sich selbst zu besinnen? Nun aber — seit heute — die Heimatsluft, der alte, liebe, liebe Wald. Sind auch die alten Gefühle wieder da? Oder waren sie immer da, verborgen in einem Geheimsach ihres Herzens, und nun . . .! Sie raffte sich auf aus der unfruchtbaren Grübele.

Wie krank sah Luz aus, auch sein Geist war krank! Sie beißt die Zähne aufeinander. Tief schmerzt es sie, daß er so geworden. Und plötzlich erscheinen ihr die zehn Jahre, die zwischen damals und jetzt liegen wie etwas Versunkenes, Abgestorbenes, und das ferne Land wie ein Panorama, in dem nur der Vordergrund wirklich ist; will man aber tiefer hinein, so ist Alles nur Schein und künstlich Aufgemaltes.

Sie springt auf, erschrocken über sich selbst. Wie? Alles, was sie in der langen Zeit erworben und erkämpft hat an Charakter und Energie, es sollte zerfließen — vor einem Jugendtraum!

„Nein, nein, ich will nicht.“

Sie reckt die kräftigen Glieder, sie wirft das schöne Haupt zurück und blickt empor, mit reinleuchtenden Augen den Horizont umfassend.

„Was ist das? aus der Ferne? abermals der Ton eines galoppirenden Pferdes? Kommt er zurück? Ja, sie erkennt ihn von Weitem. Er sprengt in so rasender Eile daher, als wolle er Jemand einholen, der auf der Flucht ist, und Erika fühlt instinktiv, daß es ihr gilt, daß er ihr noch etwas sagen will. Er scheint überrascht, beinahe bestürzt, sie noch an derselben Stelle zu finden. Aber er sagt nichts, er wirft ihr ein beschriebenes Blatt zu; der Wind weht es ihr auf den Kopf. Und ehe sie noch eine Frage an ihn richten kann, ist er fort!

Sie liest: „Es giebt nichts, so sagten Sie, das Sie nicht verstanden und erfahren hätten. Ist das wahr, so besitzen Sie die Sehergabe, durch allen Schein hindurch das Wesen der Dinge zu erkennen. Glauben Sie an Dämonen? Nein. Ich auch nicht. Es ist aber nur der Name, an den wir nicht glauben. Verhängnißvolle Zufälle, das sind die Geister, die bösen, denen wir nicht enttrinnen können, weil sie plötzlich da sind, und ehe wir noch zur Besinnung kommen, ihr dämonisches Werk gethan haben.

„Nicht reine Vernunft, nicht inbrünstiger Glaube, nicht Geist noch Tugend retten uns vor dem Teufel: Zufall! Solch ein Zufall läßt ein junges Mädchen bei trügerischem Mondschein sich im Walde verirren, als sie spät Abends von einem Besuche heimkehrt, in dem Walde, wo sie Weg und Steg so gut kennt. Ein zweiter Zufall, ein unnatürlich nichtswürdiger, führt den Mann, den das Mädchen seit Jahren liebt, um dieselbe Stunde durch den Wald. Er findet das schluchzende Kind, halbtodt vor Furcht im Gebüsch. Sie wirft sich an seine Brust, sie klammert sich an ihn, sie will ihn nicht lassen. Sie glauben vielleicht, die Nachtigall ist ein graues Vögelchen, das hübsch singt; und eine mondhelle Mainacht eine Nacht wie jede andere? Irrthum! Irrthum! Dämonen gießen in die Mainacht flammende Sehnsucht, in das zärtliche Schluchzen der Nachtigall unsagbares Liebesweh, und der Dufte der Akazien vergiftet unsere Sinne.

„Sind wir Götter? sind wir Heilige?

„Warum nannte sie mich Luz, mit einer Stimme, einer weltfernen, sinnverwirrenden, einer Stimme, die ich kannte und so unsinnig liebte! Dämonen! Dämonen! —

„Ich suchte sie an anderen Tage auf, ich sagte ihr Alles, was eine junge Seele trösten kann. Sie verstand mich nicht und fragte immer von Neuem: „Wann sehe ich Dich wieder?“

„Ich konnte sie und mich nur durch eine Lüge retten. Mein Vater, sagte ich ihr, habe mir zur Bedingung gemacht, ehe er in die Verlobung mit ihr willige, daß ich sie ein ganzes Jahr nicht sehen, nicht sprechen, ihr nicht schreiben dürfe.

„Liane ist ganz Natur; kein Grübeln, kein Reflectiren ist in ihr, die

das Wirken der Zeit — ich meine das Vergessen — stören könnten. In einem Jahre wäre ich nichts mehr für sie gewesen als ein Traum, und noch ein Jahr später, ein vergessener Traum. Sie wissen, warum ich nach Horzwalde zurückgekommen bin, ich mußte doch meinen Vater begraben; und Liane weiß wohl, daß ich hier bin. Und nun — morgen muß ich wieder fort; — nein, — übermorgen; — denn vielleicht — geschieht ein Wunderbares; und darum schreibe ich Ihnen das — das. — Ich habe doch noch eine Illusion, eine letzte, unsinnigste — es giebt Schwingungen in der Luft, die wir nicht hören — so giebt es auch Gedanken — unverständlich für gewöhnliche Menschen, Gedanken für die Ewigkeit, die uns über alle zeitlichen Schranken hinaustragen. Nur Menschen, die feiner organisirt sind als andere, große, vorurtheilslose Seelen können sie denken, und — Sie, Erika. Sie — — nein, auch Sie nicht! Ich glaube doch an Dämonen.“

Sie riß den Brief, nachdem sie ihn gelesen, in Stücke. Trockenen, düsteren Auges schritt sie rasch dem heimathlichen Dorfe zu. Ihr war kalt, sie lief mehr, als sie ging. Kein Strahl der sinkenden Sonne, unter der die Baumgipfel erglühten, fiel in ihre Seele. Sie dachte sich Liane wieder als Kind, ein sanftes Kind mit hellem Haar und Grübchen in den zarten Wangen, und nun — das liebliche Geschöpf, vielleicht zerstört für immer. Der Jorn, der in ihr brannte, raubte ihr fast den Athem. Und da war der Zaun, der den Garten des kleinen Pfarrhauses vom Walde trennte; Alles wie früher, nur ein wenig verwildert schien der Garten. Einige Holzpfähle des Gitters waren umgefallen und nicht wieder aufgerichtet worden. Georginen und Asters standen wirt durcheinander in den Beeten; dazwischen üppiges Unkraut und allerhand wucherndes Gebüsch, durch das Gebüsch aber schimmerte, anheimelnd und freudig leuchtend, der wilde, rothe Wein, der das untere Geschloß des Häuschens umrankte. Ein weiches, liebevolles Empfinden wollte Erika beschleichen, sie kämpfte es nieder. Es handelte sich wohl um ihre Heimatsgefühle!

Mit fester Hand öffnet sie die Gitterthür. Seitwärts in der Geisblattlaube regt es sich. Schnell tritt Erika näher. Eine weibliche Gestalt sitzt auf einer Bank vor einem Tische, ihr Kopf ruht in den Armen, die auf dem Tisch liegen. Man sieht nur die blonden Flechten, die sich um den kleinen Kopf winden. Sie schläft, oder — ja, sie weint, Erika sieht es an dem nervösen Aufzucken der Schultern. Von den Schritten der Nahenden wird die Weinende aufgeschreckt. Sie blickt empor: ein zartes Gesicht mit Bergamotttaugen und röthlichen Augenlidern, ein krankes Gesichtchen.

Erika ruft sie beim Namen: „Liane!“

Liane starrt einen Augenblick die fremde Erscheinung an; mit einem Male weiß sie, wer sie angerufen. Ihr Gesicht färbt sich bis zum Halse mit Purpuröthe, und ohne einen Laut von sich zu geben, stürzt sie wie

fliehend davon. Erika blickt ihr nach, und — plötzlich zieht ihr Herz sich krampfhaft zusammen, eine Empfindung wüthenden Schmerzes hält sie wie angewurzelt. Sie hat auf den ersten Blick erkannt: das unglückliche Mädchen ist guter Hoffnung. Sie folgt ihr langsam, mühsam ihren Schmerz beherrschend. Am Ende des Gartens sieht sie durch das Gebüsch Dianens helles Haar schimmern. Sie biegt das Gebüsch auseinander, Diane kniet am Boden, das Gesicht in den Händen.

„Gott, Gott, laß diesen Kelch an mir vorübergehen!“ murmelt sie in sich hinein.

Erika ergreift ihre Hände und zieht die zitternde kleine Gestalt zu sich empor. Sie legt ihre Arme um Dianes Schultern, trägt sie halb aus dem Gebüsch in's Freie und hinauf zu dem nahen Hügel, von wo man die Sonne untergehen sieht.

Eben verschwand das Gestirn am Rande des Kiefernwaldes. Reiner lichter Goldglanz breitete sich über den westlichen Himmel, über ihnen tiefleuchtendes Blau. Nur eine tiefgraue Wolke stand am Firmament, aber auch sie ward durchglüht von purpurnem Licht, wie wenn in einer dunklen Seele plötzlich ein zärtlicher Gedanke aufsteht.

„Blick' empor,“ sagte Erika sanft und feierlich, „verstehst Du die Sprache, die Gott in solch einem Sonnenuntergange zu uns redet? Eine Botschaft ist's unermeßlicher Güte, eine Bergpredigt des Friedens und der Versöhnung: Kommt zu mir Alle, die Ihr mühselig und beladen seid! Erhebe Deine Stirn zu ihm. Er weiß, Du hast nichts Böses gewollt.“

Diane richtete zaghaft und fragend ihre thränenvollen Augen auf Erika.

„Diane,“ sagte Erika ganz leise, „ich weiß Alles. Ich habe Ludwig Schrenk im Walde getroffen.“

Diane wollte sprechen; Schluchzen erstickte ihre Stimme. Endlich stieß sie mühsam hervor:

„Und Du — Du — Du stößt mich nicht von Dir — Du . . .“

„Diane, ich bin ja gekommen, um Dir zu helfen. Sage, mein armer Liebling, Du liebst ihn sehr?“

„Ja, ach ja, sehr!“ antwortete sie mit zuckenden Lippen. „Aber — Erika, sage mir — er hat mich auch lieb, nicht wahr? Er muß ja, muß ja, und er kommt doch nicht; seit vierzehn Tagen ist er in Horswald, und er ist nicht gekommen . . .“

„Er hat seinen Vater begraben . . .“

„Er hätte aber doch kommen können.“

„Er wird kommen.“

Sie streichelte liebevoll das bethrante Gesichtchen, das sich in ihrem Schooß gebettet hatte und fragte ablenkend:

„Und wie hast Du, mein armes Kind, in all den Monaten gelebt — seitdem?“

„Ich weiß nicht recht; so viele, viele Wochen lebe ich nur so hin, und ich dachte immer, er müsse kommen, er über der Tod. Als aber die Mutter mir sagte, Du kämest, Erika, da habe ich nicht mehr auf ihn gewartet, seitdem nicht; da wollte ich — da dachte ich — es war Alles so schrecklich, was ich denken mußte! Da fuhr ich hinaus über den See, so weit, daß Niemand mich sehen konnte, und ich wollte — Du weißt ja, was ich wollte, und wie ich mich über den Rahn neige — hinab — da — da regt sich's in mir — etwas, das lebt, und es ergreift mich — ich weiß nicht, — ach Gott — so weh, so fremd; und etwas Entzückendes war doch dabei, und ich fühlte, Gott wollte nicht, daß ich da hinunter sollte, jetzt noch nicht — bis das Kind — ich will nur sehen, wie es die Augen öffnet! O Erika, wie seltsam, seltsam und schrecklich ist das Alles, und ich verstehe es gar nicht. Ich werde sterben, wenn es da ist — das Kind, und wenn er — nicht da ist!“

Erika schloß voll zärtlichen Mitleids Liane in ihre Arme.

„Er wird da sein. Du wirst seine Gattin werden, ich gelobe es.“

Und sie that sich selbst den Schwur: so solle es werden und nicht anders!

Sie ging, die Schwester fest umschließend, dem Hause zu. Auf der Schwelle erschien die Mutter, eine kleine, zarte Gestalt mit farblosem Gesicht, die feinen Züge von weißem Haar unrahmt, eine schattenhafte Erscheinung in dem schwarzen Kleide. Sie stand vornüber gebeugt, den Blick zur Erde gekehrt und flüsterte in sich hinein.

Leise trat Erika zu ihr heran. Sie wendete das Haupt Erika zu und tastete mit den Händen nach ihr.

„Erika,“ sagte sie, und wie ein Lichtstrahl glitt es über ihr stilles Gesicht. Ich wußte ja, daß Du heute kommen würdest. Sei willkommen, meine Tochter!“

Und mit beiden Händen umfaßte sie der Tochter Haupt und küßte es.

„Daß ich Dich noch einmal habe, mein geliebtes Kind! nur bist Du blasser geworden, viel blasser.“ Sie schien die Farbe zu fühlen. „Komm, wir gehen zu ihm, zum Vater, gleich, wir dürfen ihn nicht warten lassen.“

Liane blieb daheim, und Hand in Hand gingen die Beiden trotz der tiefer werdenden Dämmerung dem Friedhof zu, der unmittelbar hinter dem Garten lag. Die Mutter öffnete die Lippen erst wieder, als sie an dem Grabhügel standen, ein zärtlich gepflegter blühender Hügel. Eine Trauerweide stand darauf, unter ihren Zweigen eine Bank.

„Friedrich, ich bringe Dir Deine Tochter!“ sagte die Mutter feierlich.

Sie senkte den Kopf bis tief zum Grabe nieder, und leise bewegten sich ihre Lippen. Erika wagte nicht, sie zu stören. Nach einer Weile richtete sich die Greisin wieder auf.

„Ich habe alle seine Lieblingsblumen auf das Grab gepflanzt, damit er sich daran freue. Es ist nicht wahr, daß die Todten todt sind; wenn

wir sie nur fortlieben wie im Leben, dann bleiben sie bei uns. Merk' auf, mein Kind: kein Wind weht — und doch, leise rauscht es in den Zweigen der Weide; und die Blumen, sie duften anders, ganz anders, als Blumen sonst duften, so seltsam süß; und das Säufeln und der Duft, das ist er, das ist seine Sprache, Niemand versteht sie als ich allein.“

Und wieder richteten sich die blinden Augen hinab, ein geisterhaftes Lächeln irrte um ihre Lippen; sie lauschte. Sie hatte Erikas Gegenwart vergessen.

„Es wird kühl und dunkel, Mutter, komm heim.“

Erika wollte sie sanft fortziehen.

„Laß mich noch. Ich thu' nur, was er will. Auch Dir habe ich geschrieben, weil er es wollte.“

„Und schreibst so traurig, daß Deine Tage gezählt seien — und bist doch nicht krank.“

„Nein, ich bin nicht krank, es ist aber doch, wie ich Dir geschrieben. Ich habe nur auf Dich gewartet. Früher, wenn ich hier auf seinem Grabe saß, dann erschien mir seine Gestalt nur undeutlich und seine Stimme wie ein Hauch. Nun ist seine Gestalt immer deutlicher geworden; seine Stimme kommt näher, näher, und in der letzten Zeit spüre ich das Wehen seines Athems, und ich weiß, wenn seine Lippen die meinen berühren, dann darf ich zu ihm kommen. Du bist ja nun da, Erika. Du wirst Liane mit in Deine neue Heimat nehmen . . .“

„Und Dich auch, liebste Mutter.“

„Meine Heimat ist bei ihm, im Leben und im Tode.“

Nach einer Pause fragte sie:

„Ist Liane sehr krank?“

„Nein, liebe Mutter, sie wird bald gesunden.“

Die Mutter versank wieder in sich selbst, und Erika fand kein Wort nüchterner Vernunft, um sie aus ihren Visionen zu wecken.

Neben diesem Grabhügel, neben dieser Greisin, die so schattenhaft dahindämmerte, und deren ganzes Wesen eine ideale, transcendente Leidenschaft für den Todten war, kam ihr alles dem Leben zugewendete Denken und Fühlen grob und vulgär vor, und die sinnlichen Verirrungen eines Ludwig Schrenk erfüllten sie mit Widerwillen. Nein, diese edle Greisin durfte nicht in bitterer Qual aus dem Leben scheiden, weil ihre Tochter in Schmach untergegangen! Die Weihe des Friedens sollte sie hinüberleiten.

Als es Nacht geworden war, ließ die Mutter sich fortführen. Erikas Anwesenheit änderte nichts in ihrem Wesen. Sie stand immer wie auf der Schwelle des Todes und konnte sich nicht zurückfinden in's wirkliche Leben. Doch erlosch sie zusehends seit der Tochter Ankunft. Immer öfter und anhaltender flüsterte sie vor sich hin, ihre Gestalt beugte sich immer

mehr vornüber, der Erde zu; immer war es, als lauschte sie auf eine Stimme von jenseits, und oft fuhr sie verstört auf, wenn man eine Frage an sie richtete.

Das visionäre Gebahren der Mutter erfüllte Erika mit heiliger Nüchternung. Sie schrieb an Luz:

„Meine Schwester trägt ein Kind unter ihrem Herzen, Ihr Kind. Sie wußten es nicht, jetzt wissen Sie es. Sie werden die Mutter Ihres Kindes zu Ihrer Gattin machen. Daß Sie anders denken könnten, ist unmöglich. Mutter zu werden, ohne Gattin zu sein, erträgt Viane nicht. Wie und wann soll geschehen, was geschehen muß? Schreiben Sie es mir.

Erika.“

Sie erhielt umgehend eine Antwort von Ludwig von Schrenk:

„Das Kind ändert nichts. Ich werde nie der Gatte Vianens, weil ich sie nicht liebe. Unsittlicher wäre, zu thun, was Sie verlangen, als meine Weigerung, es zu thun. Ich weiß, was Sie sagen wollen: Sie aber wissen nicht, was ich zu sagen habe. Ich soll Viane heirathen, damit ihr die Achtung der Welt erhalten bleibe. Der Welt! Das heißt der andern Leute! Es geht also um den Schein, und nur um den Schein, nicht um das wirklich Sittliche. Die Thatsache, daß Viane mein war vor der Ehe, ist nicht auszulöschen. Wird Viane durch die Ehe vor Gott, vor sich selber der Sünde — der vermeintlichen Sünde — bar? Nein. Ich soll sie vor Schande bewahren? vor welcher Schande? Viane ist ein reines Weib, sie war es immer, auch in meinen Armen, sie wird es bleiben. Wäre was geschehen, Schändliches, ein Schauder der Natur hätte das liebe Kind geschützt.

Sie heirathen, hieße eine vermeintliche, eine Scheinschmach in eine wirkliche, eine dauernde Schmach verwandeln. Eine solche Ehe wäre für jedes reine Weib . . . setzen Sie selbst das Wort hinzu, das auszusprechen ich mich scheue. Für eine solche Ehe ist Viane zu gut. Ich will nicht der Lüge einen Tempel erbauen, um die Wahrheit darin zu opfern.

Luz.“

Erika brachte, nachdem sie diesen Brief gelesen, einige Tage in bitterem Nachdenken zu. Sie wollte nicht gleich aus ihrer wilden Empörung heraus einen Entschluß fassen; sie wollte klüglich vermeiden, was einer versöhnlichen Lösung schaden konnte durch zu heftige Worte, durch zu verächtliche Zurückweisung. Ihre tiefes Mitleid für Viane machte sie zum Maßstab ihres Handelns.

Die versöhnliche Lösung mußte in's Werk gesetzt werden, um jeden Preis! Sie sah, daß auch in Vianens Seele ein Schimmer der Hoffnung gefallen war. Viane fragte nichts; aber sie folgte der Schwester wie ihr Schatten, und ihre Augen ruhten auf ihrem Gesicht, als wollte sie ihr Schicksal daraus lesen. Nur wenn Erika ihr voll in's Gesicht blickte,

dann wendete sie den Kopf fort. Sie sah Niemand gerade in die Augen seitdem, auch der Mutter nicht, die doch blind war.

Als Erika den Brief von Luz erhalten, sagte sie zu Diane: „Wenn Dich nun Luz nicht zu seiner Gattin machen könnte, weil er zu krank wäre und nicht heirathen dürfte — nicht wahr, dann kämest Du mit mir in meine neue Heimat? So viele tausend Meilen von hier fragt Niemand, was daheim geschehen; auch hat man dort andere Ansichten über das, was sündhaft ist. Wir würden zusammen stark sein, arbeiten, und das Kind gehörte uns Beiden.“

Diane starrte vor sich hin, ihr Gesicht drückte Qual aus. „Aber er ist ja nicht krank, und Du hast ihn ja gesehen. Ach, Erika, zuweilen denke ich — denke ich . . .“ das Wort wollte nicht über ihre Lippen.

„Was denkst Du?“ fragte Erika, sie sanft umschlingend.

Diane verbarg ihr Gesicht an Erikas Brust. „Ich denke, daß er mich nicht lieb hat, mich nie lieb gehabt hat, auch damals nicht. Und wenn ich das denke, dann — dann ist mir, als dürfte ich gar nicht mehr leben, als hätte ich gar kein Recht mehr dazu! Wenn das wäre — o Gott, Erika — aber es kann nicht sein, kann nicht — sage Du — Du . . .“ ein Thränenstrom erstickte ihre Stimme.

Erika hatte alle Mühe, sie zu beruhigen, mit Liebkosungen und der Versicherung, sie wisse, daß Luz sie lieb habe.

Erika bedurfte selbst der Beruhigung. Es waren gerade Mondschein-nächte. Oft erwachte sie Nachts mit einem Traum, der ihr die Röthe der Scham in's Gesicht trieb. Sie sprang auf, schloß die Vorhänge, als könne Jemand von draußen in den monderhellsten Raum blicken, und aufhorchend lag sie dann lange wach, mit hochklopfendem Herzen. Allnächts, um dieselbe Stunde hörte sie den Hufschlag eines Pferdes, sie wußte, wer der Reiter war; unter ihrem Fenster war es dann eine Weile still, bis der Reiter in rasendem Galopp davonsprengte. Bei Tage, wenn sie einen Spaziergang durch den Wald machte, kehrte sie oft plötzlich an einer bestimmten Stelle um; sie wußte, sie würde ihm begegnen, wenn sie nur einen Schritt weiter ginge. Hatte die visionäre Art der Mutter schon auf sie gewirkt? Sah sie Gespenster, sie, die seit so vielen Jahren nur mit derbsten Realitäten zu thun hatte? Ja, ein Gespenst, ein einziges — in den tiefsten Falten ihres Herzens lauerte es — es trieb sie aus allen Sinnen. Wie sie ihn haßte, ihn haßte — auch dafür!

Die Qual der Ungewißheit wurde ihr unerträglich. Sie schrieb noch einmal an Luz.

„Ich versuche, Ihnen ruhig, sachlich zu schreiben. Gott weiß, wie schwer es mir wird. Sie schreiben, als ob es sich um ethisch-philosophische Principien handle und nicht um Sein oder Nichtsein lebendig fühlender unglückseliger Menschen. Sie lieben Diane nicht, sagen Sie. Sie lieben

sie nicht heute oder morgen; aber eines Tages werden Sie sie lieben, Herzensgüte und Lieblichkeit sind eine Macht, die unwiderstehlich wirkt auf jedes Herz, das ein Herz ist.

„Es geht um den Schein, sagen Sie, nur um den Schein. Wenn aber der Schein schmerzt wie Wirklichkeit, so ist es ja gleichgültig, so entseßlich gleichgültig, ob Schein oder Wesen, ob Illusion oder absolute Wahrheit! Und wahr wie der Tod ist Lianens Verzweiflung, und wahr und wirklich wird das schmerzliche Hinscheiden meiner Mutter sein, wenn sie erfährt, was ihr bis jetzt verborgen ist; doppelt und dreifach schmerzlich, denn sie wird den Gram mitfühlen für den todtten Gatten. All Ihr Reden ist nichtig, nichtig. Das nackte Laster ist weniger abstoßend, als das mit Sophismen bekleidete. Es giebt keine Entlastung für Sie. Es giebt nur Reue und Sühne. Mögen Sie doch mit Ihrem Denken die Zukunft anticipiren; mit Ihren Thaten dürfen Sie es nicht, weil Sie Andere in Mitleidenschaft ziehen. Sie glauben, ein radikaler Denker zu sein, und horgen sich doch nur Gedanken von der Zukunft, um den Pflichten der Gegenwart zu entschlüpfen. Wie, wenn ein Jeder dasselbe Recht wie Sie beanspruchte, frei von Sitte und Gesetz nach Privatgrundsätzen zu handeln? Dürften Sie sich über den Räuber beklagen, der bei Ihnen einbricht, und der meint, daß Eigenthum Diebstahl sei?

„Es soll nur eine Richtschnur für unsere Handlungen geben: die Menschenliebe! Wenn Sie sehen, daß ein Kind in's Wasser fällt — Sie retten es und denken nicht erst nach, ob Sie sich durch den Sprung eine Erkältung oder den Tod zuziehen könnten. Und Liane steht an einem Abgrunde; und strecken Sie nicht die Hand aus, sie zu retten — ich könnte Sie niederschließen kalten Blutes, wie ich in unseren Wäldern einen Wolf erschoss, der unsere Lämmer erwürgte! — Liane ist schuldig wie Sie; das ist Ihre Meinung, ich lese es aus Ihrem Brief heraus. Gut! gut! Aber wie? wenn Zwei gleich schuldig sind, dann soll der Eine, der Starke, frei ausgehen, und der Andere, Schwache, Zarte soll mit seiner ganzen Existenz büßen? Liegt das in der Sitte der Zeit, so muß das Gewissen des guten Menschen diese ungeheure Ungerechtigkeit ausgleichen. Das ist, wie wenn ein Erwachsener ein Kind niederschlägt: elendeste Feigheit. Besser wäre es gewesen, Sie hätten meine arme Liane gleich getödtet, als daß sie nun so qualvoll dahinsiechen soll. Sie schreiben mir: ‚Denken Sie! denken Sie!‘ ich antworte Ihnen: ‚Fühlen Sie! fühlen Sie!‘ Sehen Sie hin! In der einen Wagschale: das Elend guter, reiner Menschen, in der andern eine Handvoll fadenscheiniger, sophistischer Moralsprincipien.

„Und Sie können schwanken! Alles, Alles ist besser, als daß Unschuldige zu Grunde gehen. Und Sie, Luz, Sie hätten die Rolle des Henkers. Andere für die Wahrheit opfern ist tausendmal schlimmer, als sich selbst für eine Illusion, sagen Sie meinethwegen für eine Lüge opfern. Lügen Sie! lügen Sie — Luz! aber retten Sie Liane!

„Nimmermehr glaube ich, daß Sie Ihr letztes Wort gesprochen haben. Ich warte auf das letzte. Thun Sie nicht, was Sie thun wollen; thun Sie, was Sie thun müssen, guter Luz!

Erika.“

Wieder traf die Antwort Ludwig von Schrenk's umgehend ein. Er schrieb:

„Mir werfen Sie Sophismen vor; aber Alles, was Sie selbst schreiben, trieft zwar von Tugend, und ist doch verworfen vor Gott, vor dem Weltgeist! Sie könnten mich niederschließen, sagen Sie? Das wäre wahrscheinlich tugendhafter, als in einem Augenblick leidenschaftlicher Zärtlichkeit die Gewalt über sich verlieren! Ja, ich glaube es, Sie wären eher im Stande, den Mann, den Sie lieben, zu tödten, als sich ihm hinzugeben. O erhabener, schnöder Tugendstolz! Zwar sind Sie für Abschaffung der Todesstrafe; aber jemand, der Ihre Schwester vermeintlich gekränkt hat, den richten Sie ohne viel Federlesens hin!

Könnte Liane, wie sie es nicht kann, von der Meinung der Welt abstrahiren — keine Faser ihrer sittlichen Natur würde sich gegen mich auflehnen. Sie aber, Erika, die Sie zehn Jahre in Amerika den Urathem der Natur getrunken, Sie hätten die morsche Sittenlehre des alten Europa abstreifen können. Es wäre besser, sagen Sie, ich hätte Liane gleich getödtet, als daß sie nun gramvoll dahinsiecht. Wahnsinnigste Ausgeburt eines moralischen Aberglaubens! Besser scheint es Ihnen, sie wäre todt, als daß Hinz und Kunz nichts mehr von ihr wissen wollen. Aber Hinz und Kunz wollen ja so wie so von der armen inferioren Predigerstochter nichts wissen; der geringe Unterschied ist nur: bisher gingen sie gleichgültig an ihr vorüber, jetzt mit einem verächtlichen Blinzeln. Fragen Sie die Geschichte oder die weltkundige Mitwelt, wieviel Frauen sie kennt, hervorragende, berühmte Schauspielerinnen, Künstlerinnen und andere, die offenkundig die Geliebte irgend eines Mannes gewesen sind, und die in den meisten Fällen Männer gefunden haben, unbescholtene, vom einfachen Bürger bis zum Fürsten herauf, die sie zur Ehe verlangten — trotzdem! Im Volke kennt man diese Scheu vor gefallenem Mädchen nicht. Es scheint, Unberührttheit verlangt man nur von den Mädchen, die auf keinem anderen Gebiete leistungsfähig sind. Lassen Sie Ihre Schwester etwas Ordentliches lernen, und der vermeintliche Makel — man wird ihn nicht sehen, weil man ihn nicht sehen will. Was die Welt braucht, mißachtet sie nicht. Meine Schuld, ich leugne sie nicht, und doch — ich bin nur ein untergeordneter Faktor in Lianens Schicksal. Daß ihre Mutter blind ist und sie nicht schützen konnte, daß des Mädchens ganzes Wesen in Zärtlichkeit gelöst ist; daß Sie, Erika, nach Amerika gegangen sind — ja, das ist's, daß Sie nach Amerika gegangen sind, das war das Aergste. Ich wollte Erika heirathen, weil es das Richtige war; ich will Liane nicht heirathen, weil

es das Falsche wäre. Damals, vor zehn Jahren, hätten Sie mein Weib werden müssen. Aus Großmuth, Edelsinn, was weiß ich, wurden Sie es nicht. Was hat der alte Mann, mein Vater, von Ihrem Edelsinn gehabt? Daß ich einen wüsten Lebenswandel geführt, kein junges Weib in sein Haus gebracht, ihm keinen Enkel geschenkt habe. Und Sie? Heimatlos, ein Leben voll vulgärer Arbeit und das Unglück Ihrer Schwester! Alles Folge der Feigheit, der Lüge; und sie soll fortgesetzt werden, diese Lüge, bis in alle Ewigkeit?

Die Art der Tugend, die Sie von mir fordern, reicht für mich nur bis zu dem Jahre, wo ich denken lernte; seitdem habe ich in ihr so viel Heuchelei, Unzucht, Vergeudung von Kraft und Leben entdeckt, daß ich nur noch der Moral folge, die auf dem Grund und Boden meiner eigenen Seele gewachsen ist. Immer wieder sollen wir unsere besseren Empfindungen opfern wegen der schlechteren der Anderen! Immer sich anpassen, immer eingepfercht in den Gedankenkreis der großen Herde! — Nein! nein! — und soll ich schon Märtyrer sein, — sei es dann für die Wahrheit, die im Schooße der Zukunft ruht, nicht für den auswendig gelernten Katechismus unserer Urahnen. Reue und Sühne fordern Sie von mir. Ich habe Reue, und die Sühne — sind Sie denn blind, Erika, und sehen Sie nicht die Furien auf meinen Fersen? Aller Gram Ihrer Schwester wiegt den meinigen nicht auf! Sie sind da, Erika, und ich liebe Sie, ein wahrer Extract von Liebe, so feurig und unbändig geworden in den zehn Jahren, daß er das Herz fast, das sie einschließt, sprengt. Und nichts, nichts ist zwischen uns als das! O Gott! Gott! welch eine Hölle! Erika, noch nicht Sühne genug!“

Erikas Aufregung, als sie diesen Brief gelesen, war so stark, daß sie sich eine Zeitlang einschließen mußte, um sie Lianen nicht zu verrathen. Sie will nicht nachdenken über das, was Luz schreibt; sie will nur, es soll geschehen, was recht ist. Aber wie nun?

Sie geht auf den Grabhügel des Vaters, die Mutter aufzusuchen. „Mutter,“ sagt sie, „wenn uns Jemand tödtlich gekränkt hat, sollen wir es dulden?“

Die Mutter legt die Hand über Erikas Augen, als sähe sie ihr zorniges Blitzen. „Still, still, mein Kind, frage mich nicht, frage die Du liebst, und die in der ewigen Ruhe sind.“ Sie schwieg eine Weile, dann fuhr sie fort: „Hörst Du, wie der Wind das herbstliche Laub dahinweht? — zur Ruhe. Noch eben war die Sonne auf meinen Augen; jetzt sinkt sie hinab — zur Ruhe, Ruhe! Frieden! Störe den Frieden der Todten nicht. Was wir thun, es soll sein wie Kränze, die wir auf das Grab des Geliebten legen.“ Und mit zärtlicher Hand streicht sie über den weichen Nasen des Hügels.

Die Worte der Mutter sämftigten allmählich den Sturm in Erikas Brust. Sie blickte in das Gesicht der Greisin, das still verklärte; ihre

Blicke schweiften über die Landschaft, die jenseits des Friedhofes hügelig anstieg. Oben standen Baumgruppen im herbstlichen Laub; von zartem Goldduft umflossen, hoben sie sich in wunderbarer Lieblichkeit vom reinen Aether des Himmels ab. Wie rein, wie erhaben war das Alles, das Antlig der Mutter, die Goldseligkeit der Natur, und das Herz eines guten Menschen — und gut war Luz in ihrer Meinung — sollte keiner Läuterung fähig sein?

Bisher hatte sie nur kategorisch verlangt, was er thun sollte, und in seinem souveränen Denkerstolz hatte er sich gegen ihren Willen aufgelehnt. Nur sein Verstand war auf Abwegen. Jetzt wollte sie einfach aus ihrem Herzen heraus zu ihm reden; und das seine würde ihr die Antwort geben, die sie heiß ersehnte.

Sie schrieb eine Zeile an Luz, daß sie ihn am nächsten Tage im Walde treffen möchte, auf dem Rasenplage unter der Buche, wo die vielen Vergißmeinnicht blühten.

Sie hatte mit Absicht diesen Platz gewählt, weil sie meinte, dort würde sein Sinn weichen Empfindungen zugänglicher sein, als irgend wo anders in der Welt.

Als sie sich am nächsten Tage für die Zusammenkunft im Walde ankleidete, fiel ihr Blick auf den Revolver, der auf ihrem Tische lag. Sie griff darnach und steckte ihn mechanisch zu sich, in der langjährigen Gewohnheit, nie irgend einer Gefahr, welcher Art sie auch sei, waffenlos entgegenzutreten.

Es war ein stürmischer Herbsttag. Wie entfesselte Leidenschaft tobte der Sturm und wirbelte das gelbrothe Laub durch die Lüfte. Blauschwarz der Himmel, von Blitzen durchzuckt. Die Gräser erschauerten und fuhren wild durcheinander.

Sie traf Luz schon auf dem halben Wege zur Buche, gerade an jener düsteren Stelle, die sie an Böcklin's Furienbild erinnert hatte. Eine unheimliche Empfindung durchfröstelte sie.

In seinen Augen brannte ein fieberhaftes Licht, und ab und zu ging ein Zucken durch seine Glieder, bei ihm immer der Vorbote eines Herzkrampfs.

Er war rasch an sie herangetreten; ohne ihm aber zur Anrede Zeit zu lassen, hob sie sanft mit gedämpfter Stimme zu sprechen an.

„Ich komme nicht her, Herr von Schrenk, um mit ihnen zu streiten, wer Recht und wer Unrecht hat. Es ist ja möglich, sehr möglich, daß Sie allein Recht haben. Ich komme hierher, um Gnade zu erbitten für Eine, die zum Tode verurtheilt ist, unschuldig verurtheilt.“

Er wollte sprechen, mit einer bittenden Gebärde währte sie es ab.

„Sie sind ein Philosoph, ein Denker, ich weiß, ich weiß, — ich aber, wie sollte ich denken können? Dianens Thränen haben alle meine Gedanken ausgelöscht, und vor den Gebeten meiner Mutter bin ich zu

dem frommen Glauben zurückgekehrt, daß um das Gute und Rechte zu thun, wir nur Gottes Stimme zu hören brauchen, die in uns Allen ist. Auch in Dir, Luz, höre sie! höre sie! Erbarme Dich Dianens! erbarme Dich meiner Mutter! erbarme Dich meiner!”

Sie war nahe zu ihm herangetreten, sie legte ihre Hand auf seinen Arm, die rothen Lippen halb geöffnet, sah sie zu ihm auf, die Augen feucht erglänzend in dem Gesicht, das weiß war vor heißer Erregung. Schön war sie so, wie die Versuchung selber. Ohne es selbst zu wissen, hatte sie die Anrede gewechselt, ihn aber traf das „Du“ mitten in's Herz. Er wich von ihr zurück, er streifte ihre Hand von seinem Arm, er umklammerte einen Baumstamm, er suchte eine Stütze, um sich nicht auf sie zu stürzen, „Erika!“ rief er mit halberstickter Stimme.

Sie blickten sich sprachlos in die Augen. Was sie sagen wollte, erstarb ihr auf der Lippe. Sie wollte fortblicken von ihm und konnte nicht — der Blick des Basilisken? Sie fürchtete sich — was würde nun kommen? etwas Schreckliches? unwillkürlich tastete sie nach dem Revolver.

Und es kam. So leise, daß sie ihn kaum verstehen konnte, sagte er: „Opfere Du Dich für Deine Schwester!”

„ — Ich — wie denn?“

Er löste seine Arme vom Baum und streckte sie ihr beschwörend entgegen.

„Nur einmal, einmal, Erika, sei mehr, denke höher als die Andern, sei mehr als ein Echo der gangbaren Meinung. Nur einmal opfere den Schein der Ehre für echtes, wirkliches Glück!”

Mit angstvoller Spannung blickte Erika ihn an.

„Zwei Lösungen giebt es,“ fuhr er mit erzwungener Ruhe fort. Ich heirathe Diane, lasse mich nach einem Jahre von ihr scheiden, und Du wirst mein Weib.”

Entsetzt blickte Erika ihn an, als hätte sie nicht richtig gehört.

— „Und breche das Herz meiner Schwester. Das ist ja unmöglich, ganz unmöglich. Was Sie da sagen ist ein Abgrund von Frivolität.”

„Nie bin ich entfernter von Frivolität gewesen als in diesem Augenblick,“ sagte er mit einer Stimme, die in Leidenschaft vibrirte; „die Welt, die Gesellschaft mit ihrem Hokusfokus versinkt hinter mir — und empor steigt aus der Tiefe der Seele, nackt, die Wahrheit selbst; und der Inbegriff aller Wahrheit in mir, das ist die Liebe zu Dir, Erika! Ich habe Quadersteine von Vernunft herbeigetragen, um sie zu begraben; ich habe Gedankenpfeile zugespitzt, vergiftet, um sie zu tödten — umsonst, umsonst, sie wuchs immer nach, sie wuchs! — Und mit dieser Liebe für Dich im Herzen soll ich Diane heirathen, die Deine Stimme hat, Deine, und ich könnte . . . ich sollte — sollte — o pfui, nicht doch — nicht doch!”

Er streckte die Arme nach ihr aus.

„Sei mein, Erika, mein, und alles Andere sei, wie Du willst! Ich

will mit Euch in den Urwald gehen, von Jagd und Fischfang will ich leben. Und willst Du die Scheidung nicht, so bleibe ich vor der Welt Dianens Gatte, Du aber bist meine Geliebte! die einzig Geliebte! Du liebst mich ja, Deine Seele und all Deine Sinne wollen zu mir! Du bist ja schon mein, Du bist es immer gewesen!“

Er riß sie an seine Brust und küßte mit flammenden Lippen den Mund, den nie ein Mann bis dahin berührt hatte.

War es Eiskälte, war es verzehrende Gluth, die sie durchschauerte, sie wußte nicht, was sie rasend, sinnlos machte. Sie stieß ihn zurück, ihre zitternden Finger ergriffen den Revolver. Sie rang nach Athem. „Nein, ich will nicht! ich will nicht! Schmach häußt Du auf Schmach! Elender! Elender!“

Sie riß den Revolver empor. Mit dem Sprunge eines Tigers war er auf sie gestürzt, die Kugel flog in's Gebüsch, er riß ihr die Waffe aus der Hand, setzte sie auf seine Brust — ein pfeifender Ton, — ein schwerer Fall. Er liegt am Boden, die Hand fest auf die Brust gepreßt, ein kurzes, heiseres Lachen stößt er aus.

„Wir Narren!“ Er speit die zwei Worte hinaus mit seinem Blut. Seine Hand sinkt von der Brust, das Gras färbt sich roth. Und urplötzlich verändern sich seine Züge — die Weihe des Todes. Groß und edel wird jeder Zug, eine Offenbarung seiner ursprünglichen Gottesnatur, ehe das Leben sie verdarb.

Sein brechendes Auge sucht das ihre. Sie legt ihre Hand in seine erkaltende. Seine Finger schließen sich fest um ihre Hand, als wollten sie sie im Tode nicht lassen. Sie versteht seinen Blick, sie nimmt den Revolver vom Boden, sie erhebt ihn, und — langsam läßt sie ihn wieder sinken. Nein, kein Selbstmord! Wie gleichgültig, ob sie jetzt stirbt oder in zwanzig oder in dreißig Jahren! Was Leben in ihr war, ist ja doch hin, aber für die Anderen muß sie noch da sein. Der Sturm in der Natur ist vorüber, aber er hat die Bäume kahl zurückgelassen. Sie küßt jeden einzelnen Finger der Hand des Todten, und die Finger scheinen sich zu erwärmen und geben ihre Hand frei. Sie drückt ihm die Augen zu und legt sein Haupt in die Sonne, die mild und schön zur Reige geht und eine Glorie über den düsteren Fleck ergießt. Und den Rosenkimmer über Wald und Himmel, den süßen Frieden, den Bach, der dahinträuscht, Erika sieht Alles und weiß, sie ist auf immer davon ausgeschlossen, sie wird sich nie mehr daran freuen.

Und wieder, wie vor wenigen Tagen, trägt der Wind vom Saum des Waldes her den Gesang der heimkehrenden Arbeiter herüber: sein Grablied. Ja, ein Lebewohl auf Nimmerwiedersehen; und doch so unermeßlich Sehnsüchtiges klingt aus dem Liede, so Lebendes! Lebendes: komm! komm! wohin? weit — weit hinaus — über Berg und Thal und Meer, — hinaus — hinauf — hinüber — zu ihm! Thränen, brennende, fallen

auf den Todten. Inbrünstig küßt sie sein weißes Gesicht. — Sie blickt in sich — schauernd verschließt sich ihre Seele vor ihren Gedanken. Ja, sie hat ihn getödtet — sie!

Sie ruft die Landleute an, die näher gekommen waren, und trägt ihnen auf, den Todten heimzubringen. Dann geht sie über den Kirchhof nach Hause. Auf dem Grabhügel des Vaters findet sie die Mutter, das Gesicht im Rasen des Hügelß gebettet. Sie richtet den Kopf auf — sie ist todt, auch sie! Sie findet es so natürlich und auch so gut, daß die Mutter nicht mehr ist. Sie blickt lange in das stille Antlitz. Ja, so sehen Menschen aus, die gern gestorben sind. Sie ist heimgegangen — zu ihm. Wohl ihr!

Als sie Liane im Hause trifft, sagt sie ihr tonlos, daß die Mutter und Luz Schrenk gestorben sind; sie sagt ihr, daß Luz schon seit Jahren schwer krank gewesen, daß er sie lieb gehabt und daß sie seine Gattin geworden wäre, wenn er länger gelebt hätte. Liane verliert die Besinnung. Als sie aus einer langen, Ohnmacht erwacht, giebt sie sich leidenschaftlichem Schmerz hin. Seit Luzens gewaltsamem Tode empfindet Erika allmählich fast eine Abneigung gegen die Schwester. Als Luz und die Mutter begraben waren, fuhren sie beide über den Ocean.

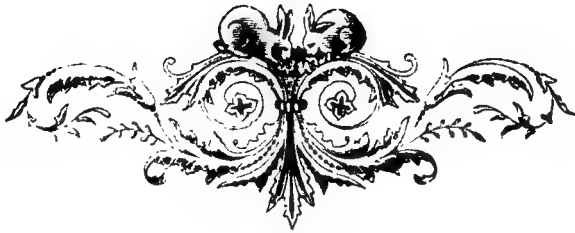
Drüben gab Liane einem Knaben das Leben. Als sie genesen war, theilte sie die Arbeiten und Pflichten Erikaß. Allmählich fänstigte sich ihr Schmerz, und einige Jahre später fand sie einen waderen Mann, der sie zur Gattin nahm, obgleich er ihre Vergangenheit kannte. Sie wurde eine glückliche, heitere Frau, Mutter vieler Kinder, die sie alle liebte; nur den kleinen Luz, ihr natürliches Kind, liebte sie nicht. Sie überließ es Erika, auch dann, als sie mit ihrem Gatten in einen andern Theil des Landes übersiedelte. So gehörte der Knabe Erika allein. Er hielt sie für seine Mutter. Diese Lüge war all ihr Glück, ihr einziges. Froh wurde sie nie mehr. Es war dasselbe Leben wie früher; nur ein Todter hatte sich in ihrem Gedächtniß festgeklammert, und sie konnte ihn nicht mehr loswerden. Den Lebenden hätte sie vergessen können, den Todten nicht — das Werk der Furien!

Wenn sie voll Bitterkeit das heitere Glück ihrer Schwester sah, dann zischelte sie: „Wir Narren!“ Wollte ihre Seele an der Größe der Natur, an erhabenen Ideen, die sie laß, an eigenem idealen Wollen sich aufschwingen — immer tönte dazwischen, wie aus einem blutigen Nebel heraus, der gellende Hohn des Sterbenden: „Wir Narren!“

Erika hatte Unrecht. Nicht Wir Narren — Er Narr mußte es heißen. Ein Narr, wer sich über die Sittengesetze seiner Zeit stellt! Er gleicht dem Feldherrn, der seinem Heer vorausseilen wollte, um schneller den Sieg zu erringen. Er gefährdet das Heer. Würde er niedergeschossen als Deserteur, ihm geschähe Recht.

Die sittlichen und socialen Räthsel der Gegenwart löst immer nur die Zukunft. Recht und Pflicht der lebenden Generation ist es, die Lösung mit ihrem Denken anzubahnen, wie Erika in ihrem Brief an Luz es aussprach; sie mit Thaten anticipiren wollen ist brutal. Es ist, als wollte man die Pfeiler eines morschen, aber bewohnten Gebäudes zusammenstürzen, Schuldlose darunter begrabend, anstatt Stein für Stein abzutragen. Oft genug ist die Wahrheit der Zukunft Lüge für die Gegenwart.

Die sittliche Maxime aller Zeiten aber soll sein: „Alle für Einen, Einer für Alle“; Keiner für sich!





Alfred Krupp.

Von

* * *

Der Schöpfer des großen Weltgeschäftes, der Gußstahlfabrik zu Essen, Alfred Krupp, dessen erfolgreiche Erfindungen im Geschützwesen einen unschätzbaren Antheil an den Siegen der deutschen Waffen im Kriegsjahre 1870/71 hatten, der andererseits in großartigster, bisher nicht dagewesener Weise der Wohlthäter von vielen Tausenden von Arbeiterfamilien war, der in seinem Riesenetablissement die „sociale Frage“ in praktischer und heilbringender Weise gelöst hat, behauptet eine Stellung in der Geschichte der deutschen Industrie- und Nationalökonomie, von der sich vielleicht nur Wenige einen Begriff machen. Ohne daß wir schon jetzt näher, in die Einzelheiten der Entwicklung und Verbreitung des Krupp'schen Geschäfts eingehen, werden folgende wenige Zahlen genügen, um dem Leser eine Idee von dem Schaffen dieses Mannes zu geben.

Als Friedrich Krupp, der Vater Alfreds, am 8. October 1826 starb, beschäftigte die Fabrik 4 Arbeiter. Als Alfred im Jahre 1848 das Geschäft auf eigene Rechnung übernahm, war die Zahl auf 74 gestiegen. Die letzte im Juli 1888 erfolgte Aufstellung zeigte folgendes Resultat: Die gesammte Zahl der von der Firma Krupp beschäftigten Arbeiter beläuft sich auf 20 960 Mann. Die Zahl der Familienmitglieder dieser Arbeiter beträgt 52 809, so daß die ganze vom Werke abhängige Bevölkerung sich auf 73 769 Seelen beläuft!

Alfred Krupp entstammt einer Familie, die sich schon seit drei Jahrhunderten eines hochgeachteten Namens in Essen und der Umgebung erfreut. Seit Einführung der Reformation gehörte dieselbe zu den angesehensten protestantischen Familien der Stadt. Schon im Jahre 1560 wird ein Kaufmann Krupp in den alten Chroniken der Stadt genannt, der einen

vornehmen niederländischen Flüchtling Alexander van Gunffen, welcher wegen seines Glaubens vor der spanischen Inquisition hatte fliehen müssen, gastfreundlich in sein Haus und in sein Geschäft aufnahm und ihm später seine einzige Tochter zur Frau gab. Im Anfang des siebzehnten Jahrhunderts hören wir von einem Krupp, der eine Gewehrfabrik in Essen hatte; Arnold Krupp war Bürgermeister der Stadt von 1703—1734. Im Jahre 1760 ist Friedrich Jobocus Krupp Secretär des Magistrats von Essen und wird von der Stadt mit einer Kohlenzeche belehnt, die er nach seiner Stellung „Secretarius“ nannte. Die Wittve dieses Friedrich Jobocus, Helene Amalie, eine geborene Ascherfeld, kaufte im Jahre 1800 die an der Essener Grenze zu Sterkrade gelegene Eisenhütte „Gute Hoffnung“, in welcher sich später ihr Enkel Peter Friedrich Krupp, geb. 17. Juli 1787, Vater von Alfred, zum Hüttenmanne ausbildete.

Seit 1807, im kaum vollendeten zwanzigsten Lebensjahre, stand Friedrich bereits selbständig der Leitung dieses kleinen Werkes vor. Ein Jahr später jedoch, September 1808, als sich eine günstige Gelegenheit bot, wurde das Eigenthum wieder verkauft, und zwar an Heinrich Gunffen, einen Nachkommen des niederländischen Emigranten, dem der Kaufmann Krupp vor 250 Jahren in Essen ein neues Heim gegeben hatte. Ein abhängiges oder gar müßiges Leben war aber nicht nach Friedrichs Geschmack. Im August 1808 hatte er sich mit Therese Wilhelmi aus Essen verheirathet, und im October 1810 kehrte er nach seiner Vaterstadt zurück und übernahm dort die Leitung einer bis dahin von seiner Mutter geführten Specereihandlung. So entstand in diesem Jahre die Firma Friedrich Krupp. Aber ein strebender, energischer Charakter wie der Friedrichs konnte seine Thätigkeit nicht mehr lange auf den Detailverkauf von Kaffee und Zucker beschränken und er sehnte sich danach seine in der Eisenhütte „Gute Hoffnung“ gewonnenen praktischen Kenntnisse zu verwerthen. So kaufte er denn gegen Ende des Jahres 1811 ein in Altenessen gelegenes kleines Besitztum von circa fünf Morgen und errichtete dort ein Schmelz- und Cementirwerk; später auch einen Redhammer, zu dessen Betrieb ein durch das Gut fließender kleiner Bach die Wasserkraft lieferte.

Ungefähr 40 Jahre vorher hatte der Engländer Huntsman in Sheffield die Erzeugung des Gußstahls erfunden. Diese von ihm auf das eifrigste gewahrte Kenntniß gab den Engländern ein unberechenbares Uebergewicht über die Eisenindustrie Europas. Während der Continentsperre in Folge der napoleonischen Kriege, im Anfang des Jahrhunderts, war den deutschen Industriellen die Beziehung des englischen Gußstahls, welcher für die feinen Waaren ausschließlich gebraucht wurde, geradezu unmöglich. Die Abhängigkeit von dem Auslande wurde unerträglich; mit unermüdblichem Eifer und rastloser Thätigkeit bemühten sich deutsche Techniker und Chemiker das Geheimniß zu entdecken. Selbstverständlich beschäftigte sich Friedrich Krupp schon auf der „Guten Hoffnungshütte“ auf das Angelegenste mit

dieser allwichtigen Frage. Dort war er mit dem als einem der tüchtigsten Hüttenleute bekannten Ingenieur Gottlob Jacobi zusammengekommen. Durch diesen wurde er hauptsächlich zur Mitwirkung an der Lösung des großen Problems veranlaßt, und mit ihm zusammen machte er auf der Sterkerader Hütte die ersten Experimente.

Nach seiner Uebersiedelung nach Essen setzte Friedrich seine Versuche auf der „Waltmühle“ auf eigene Hand fort. Schon am Ende des folgenden Jahres im Herbst 1812 waren die Arbeiten des genialen jungen Mannes soweit mit Erfolg gekrönt, daß er im Stande war die geschäftliche Mittheilung zu machen, er liefere „alle Sorten feinen Stahl, auch Guß-, Rund- und Triebstahl, sowie auch feine Uhrmacherseilen, u. s. w.“ Drei Jahre später, 1815, verband Friedrich die praktischen Erfolge seiner langjährigen Versuche mit den Erfahrungen eines Mannes, der auch seit langer Zeit auf demselben Felde thätig gewesen war. Dies war der Mechaniker Friedrich Nicolai, welcher in demselben Jahre von der Regierung das ausschließliche Recht erhalten hatte, „in den königlich preussischen Provinzen zwischen der Elbe und dem Rhein“ Gußstahl anzufertigen. Nicolai hatte am 5. Mai von dem königlich preussischen Bergamt ein Patent auf Gußstahl erhalten, „der dem besten bis jetzt bekannten englischen Gußstahl in Rücksicht der Güte gleich befunden ist.“ Diese Verbindung mit Nicolai stellte sich jedoch als eine sehr ungünstige für Friedrich Krupp heraus. Es erwies sich bald nach Nicolais Eintritt in die Fabrik, daß er für die praktische Leitung des Betriebes durchaus keine Befähigung hatte. Die Verbindung wurde bald wieder gelöst, und Krupp mußte in Folge eines fahrlässig abgefaßten Vertrages nicht nur eine bedeutende Summe in Baar herauszahlen, sondern wurde noch wegen des Nicolaischen Patentes in einen langjährigen Prozeß verwickelt, der ihm außer sehr bedeutenden Kosten viele große Nachtheile zuzog.

Trotz herber Verluste, Unannehmlichkeiten und Schwierigkeiten aller Art arbeitete Friedrich ruhig und entschlossen weiter. Ohne die Entscheidung des Prozeßes mit Nicolai abzuwarten, begann er Ende des Jahres 1818 mit der Errichtung einer neuen größeren Fabrik im Westen der Stadt Essen. Im folgenden Jahre, 1819, am Jahrestage der Völkerschlacht bei Leipzig, 18. October, wurde das neue Werk eingeweiht und die erste Schmelzung dort vorgenommen. Mit wunderbarem Muth und Selbstvertrauen hat Friedrich Krupp gegen unsägliche Schwierigkeiten die Vollendung des neuen Fabrikgebäudes möglich gemacht. Der Biograph Alfred Krupps, Herr Diedrich Baedeker, dessen ausführlichem, durch reichhaltiges und zuverlässiges Material ausgezeichnetem Werke (Alfred Krupp und die Entwicklung der Gußstahlfabrik zu Essen. Essen 1889) wir manche werthvolle Data verdanken, erzählt uns, daß im Januar 1819 die Sache so schlecht stand, daß Krupp ohne eine Geldsendung, die er zufällig am Lohnstage für gelieferte Münzwalzen erhielt, seine Arbeiter nicht

hätte auslohnern können. Doch das Ziel war erreicht, und mit erneuerter Kraft und höherem Muth strebte der mädere Arbeiter der Vollendung seiner Lebensaufgabe in der neuen Fabrik, die ihm weit vortheilhaftere Gelegenheiten bot, entgegen. Ein amtlicher Bericht vom Jahre 1822 sagt: „daß es der Herr Friedrich Krupp in Essen a. d. Ruhr durch langjährige Versuchsarbeiten und große Aufopferungen so weit gebracht hat, daß sein Gußstahl im Allgemeinen den Vorzug vor dem englischen hat“; und ferner, daß das Krupp'sche Fabrikat „von der Abtheilung für Manufaktur und Handel in Berlin sorgfältig untersucht und dahin beurtheilt worden sei, daß es an Brauchbarkeit und innerer Güte dem besten englischen Stahl gleich zu achten, ja in mehreren Beziehungen vorzuziehen sei.“

Indessen war es Friedrich nicht gestattet sich der Errungenschaften seiner Arbeit zu erfreuen. Materielle Erfolge hat er nicht genossen; wollte man seine Laufbahn vom Standpunkte des Gelderwerbens beurtheilen, so würde sie in den Augen der Alltäglichkeit als eine verfehlte erscheinen. Die Thätigkeit der Fabrik war hauptsächlich auf die Erzeugung von Stempeln, Münzen, Medaillen, Knöpfen u. dgl. beschränkt, und der Verbrauch dieser Gegenstände ein sehr geringer. Das junge Geschäft stand am Abgrunde des Bankerottes und konnte nur durch neue, immer schwerere Opfer vor dem Untergang geschützt werden. Und jetzt nahte sich noch ein Feind, mächtiger und unheilbringenber als alle Geld- und Geschäftsverlegenheiten — Krankheit. Nicht nur sein Vermögen, sondern auch seine Gesundheit und Kräfte hatte Friedrich Krupp in dem langen angstvollen Ringen nach seinem Lebensziele eingebüßt. Im Jahre 1823 verhinderte ihn ein langwieriges Nervenleiden sich seinen Arbeiten zu widmen. Er konnte endlich die Krankenstube verlassen, aber nur um auf eine längere Kur nach Schwalbach zu gehen. Im Jahre 1824 traten diese Anfälle von „Nervenreißern“, wie er sie bezeichnete, so heftig auf, daß er zehn Monate in gezwungener Unthätigkeit verbringen mußte. Durch diese lange Krankheit, durch die Vernachlässigung des Geschäfts, in dem Niemand des Meisters Stelle einnehmen konnte, gerieth der ganze Hausstand in wirklich traurige Verhältnisse. Die Familie wurde gezwungen die freundliche Wohnung in der Stadt, in der Limbecker Straße, aufzugeben und ein kleines Arbeiterhäuschen neben der Fabrik zu beziehen. Friedrichs Gesundheit war vollständig gebrochen; von Kummer und Sorgen gebeugt, in seinen berechtigten Hoffnungen getäuscht, schied hier der thatkräftige, strebsame Mann in der Blüthe seiner Jahre, im eben vollendeten 39. Jahre, am 8. October 1826 aus einem Leben unausgesetzter Arbeit und glänzender aber unerfüllter Versprechungen. Er wurde am 11. October auf dem Kirchhofe auf der Weberstraße in Essen begraben. Mit dem Wachsen der Stadt ist der Kirchhof und mit ihm das Grab Friedrich Krupps seit Jahren verschwunden. Aber das kleine Häuschen, in dem er starb, das „Stamminhaus“, steht heute noch inmitten der kolossalen Fabrikanlagen in seiner ursprünglichen Be-

schaffenheit als ein Monument des genialen Gründers des mächtigen Werkes. Von hier aus wurden auch die irdischen Reste seines großen Sohnes Alfred am 18. Juli 1887 nach ihrer letzten Ruhestätte getragen. Und hier auch, in diesen bescheidenen Räumen, hat Friedrichs Enkel, Friedrich Alfred, der jetzige Inhaber der Firma Friedrich Krupp, seit mehreren Jahren sein Privatbureau.

* * *

Friedrich Krupp hinterließ eine Wittve, Therese, geborene Wilhelmi, mit der er, wie schon oben gesagt, seit August 1808 verheirathet war, und vier Kinder. Der älteste Sohn Alfred — oder vielmehr Alfried, wie er mit dem Namen des Schutzpatrons der Stadt Essen, des heiligen Alfried von Hilbesheim, getauft und in das Kirchenregister eingetragen wurde — war am 26. April 1812 geboren, mithin beim Tode seines Vaters erst 14 Jahre alt. Eine ältere Schwester Ida war bereits vor Jahren gestorben; von zwei jüngeren Brüdern war der eine, Hermann, bis 1848 thätiger Mitarbeiter seines Bruders. Er siedelte dann nach Wien über, wo er mit Erfolg eine Neusilber- und Alfenidenfabrik betrieb und vor einigen Jahren gestorben ist; der andere, Friedrich, lebt noch heute in Bonn.

Schon zu Lebzeiten des Vaters war Alfried zu dessen Nachfolger bestimmt und, was das Wichtigste war, mit dem Geheimniß der Herstellung des Gußstahles betraut worden. Alfried besuchte die Quarta des Gymnasiums zu Essen und war eben 13½ Jahr alt, als ihn im October 1825 der Vater gelegentlich der Entlassung eines unzuverlässigen Buchhalters und eines werthlosen Werkführers zu sich in's Geschäft nahm und seinen Kunden mittheilte, daß er von nun an die Fabrik allein mit Beistand seines ältesten Sohnes betreiben werde. Während der nächsten sechs Monate, bis Ostern 1826, blieb Alfried noch auf dem Gymnasium und verrichtete die ihm vom Vater zugetheilte Arbeit in den wenigen Freistunden außerhalb der Schulzeit. Alfried war also ungefähr erst sechs Monate wirklich in der Fabrik thätig gewesen, als der Vater starb; und in einem Alter, wo sich andere Knaben mit jugendlichem Frohsinn und kindlicher Sorglosigkeit der schönen Schuljahre erfreuen, übernahm er die ganze Verantwortlichkeit seiner schweren, mühevollen Aufgabe. Hierin wurde er allerdings von seiner klugen, energischen Mutter auf das Kräftigste unterstützt. Nach den Bestimmungen des Verstorbenen sollte die Wittve mit Hilfe des ältesten Sohnes das Geschäft weiterführen, und wenige Tage nach Friedrichs Beerdigung zeigte Therese Krupp, geborene Wilhelmi, den Geschäftsfreunden ihres verstorbenen Gatten an, „daß durch sein frühes Hinscheiden das Geheimniß der Bereitung des Gußstahls nicht verloren gegangen, sondern durch seine Vorsorge auf unseren ältesten Sohn, der unter seiner Leitung schon einige Zeit der Fabrik vorgestanden, übergegangen ist, und daß ich

mit demselben das Geschäft unter der früheren Firma „Friedrich Krupp“ fortsetzen und in Hinsicht der Güte des Gußstahls, sowie auch der in meiner Fabrik gefertigten Waaren nichts zu wünschen übrig lassen werde.“

Aus einem in späteren Jahren erlassenen Aufrufe an seine Arbeiter kann man wohl sehen, wie schwer es dem vierzehnjährigen Fabrikdirector mitunter um's Herz gewesen sein mag. „Ich stand,“ sagt er, „an den ursprünglichen Trümmern dieser Fabrik, dem väterlichen Erbe, mit wenigen Arbeitern in einer Reihe. Der Tagelohn für Schmiede und Schmelzer war damals von 18 Stüber auf 7½ Silbergroschen erhöht, der ganze Wochenlohn betrug 1 Thlr 15 Sgr. Fünfzehn Jahre lang habe ich gerade soviel erworben, um den Arbeitern ihren Lohn auszahlen zu können; für meine eigene Arbeit und Sorge hatte ich nichts weiter als das Bewußtsein der Pflichterfüllung.“ So stand er denn oft Nächte hindurch am Amboss, der Erste des Morgens, der Letzte des Abends, um im Schweisse seines Angesichts für sich und die Seinen das karge, tägliche Brod zu verdienen. Noch wenige Jahre vor seinem Tode schrieb er an einen Besucher der Fabrik: „Als meine Schulkameraden nach Tertia kamen und ich vierzehn Jahre alt war, sollte ich laut Testament für Rechnung meiner Mutter die Fabrik fortsetzen, ohne Kenntniß, Erfahrung, Kraft, Mittel und Kredit. Bei schwerer Arbeit oft Nächte hindurch lebte ich bloß von Kartoffeln, Kaffee, Butter und Brod, ohne Fleisch, mit dem Ernst eines bedrängten Familienvaters. Fünfundzwanzig Jahre lang habe ich ausgehalten, bis ich endlich bei allmählich steigender Besserung der Verhältnisse eine leidliche Existenz errang. Meine letzte Erinnerung aus der Vergangenheit ist diese lange drohende Gefahr des Unterganges und der Ueberwindung durch Ausdauer, Entbehrung und Arbeit; und das ist es, was ich jedem jungen Manne zur Aufmunterung sagen möchte, der nichts hat, nichts ist und was werden will.“

Und auch nach des Tages Müß' und Plagen gönnt sich der unermüdbliche Knabe noch keine Ruhe. Nächst seiner Vervollkommnung in der Leitung der Fabrik lag ihm auch daran, sich eine kaufmännische Ausbildung anzueignen. Jeden Sonntag besuchte er seinen Onkel und väterlichen Freund, den Kaufmann Karl Schulz, der ihm viele Jahre lang mit erfahreinem Rath zur Seite stand, um sich von diesem in der Buchführung und kaufmännischen Wissen unterrichten zu lassen. Oft verbrachte er die Nacht bis in die frühen Morgenstunden mit der Ausarbeitung von Plänen zur Vervollkommnung der Erfindung, die ihm als kostbarstes väterliches Erbe hinterlassen war. Und dann durchzog er das ganze Märkische und Bergische Land, um den Verkauf seiner Fabrikate, die damals hauptsächlich in Münzstempeln und -walzen, Rohgerberfalzen und Luchsheeren bestanden, selbst zu betreiben. Und doch — trotz aller Arbeit, trotz allem redlichen Mühen und Schaffen — blieb der materielle Erfolg noch Jahre lang aus. Seit vielen Jahren giebt es keinen einzigen Arbeiter unter den mehr als zwanzig Tausenden, welche die Firma heute beschäftigt, der so viel Sorge, Roth und

Entbehrung, so viele bittere Stunden der Angst und Enttäuschung ertragen hätte, wie Friedrich, der geniale Gründer des Geschäfts, und sein großer Sohn und Nachfolger Alfred Krupp.

Noch einen letzten Rückblick wollen wir uns gestatten auf diese Jahre des Kampfes und der Noth, indem wir Alfred Krupps erhabene und gemüthvolle Worte wiedergeben, welche er im Jahre 1873 unter eine Abbildung des „Stammhauses“ schrieb und in Vervielfältigung unter seinen Arbeitern vertheilte: „Vor fünfzig Jahren war diese ursprüngliche Arbeiterwohnung die Zuflucht meiner Eltern. Möchte jedem unserer Arbeiter der Kummer fern bleiben, den die Gründung dieser Fabrik über uns verhängte! Fünf- undzwanzig Jahre lang blieb der Erfolg zweifelhaft, der seitdem allmählich die Entbehrungen, Anstrengungen, Zuversicht und Beharrlichkeit der Vergangenheit so wunderbar belohnt hat. Möge dieses Beispiel Andere in Bebrängniß ermuntern, möge es die Achtung vor kleinen Häusern und das Mitgefühl für die oft großen Sorgen darin vermehren! Der Zweck der Arbeit soll das Gemeinwohl sein; dann bringt Arbeit Segen, dann ist Arbeit Gebet. Möge in unserem Verbanke Jeder vom Höchsten zum Geringsten mit gleicher Ueberzeugung sein häusliches Glück dankbar und bescheiden zu begründen und zu befestigen streben; dann ist mein höchster Wunsch erfüllt.“

Nach sechsjähriger schwerer Arbeit, im Jahre 1832, war die Zahl der Arbeiter, die sich zur Zeit von Friedrich Krupps Tod auf vier belief, nur auf zehn gestiegen. Einen mächtigen Aufschwung erhielt die Fabrik gegen Ende der dreißiger Jahre durch eine Erfindung Krupps, die man wohl als den Anfang der späteren großartigen Entwicklung des Geschäftes und als die erste materielle Belohnung des Genies, des Fleißes und der Ausdauer des Erfinders betrachten kann. Es war dies die Erzeugung der Löffelwalze aus Gußstahl für die Fabrikation von Löffeln in Gold und andern edlen Metallen. Dieselbe wurde schnell in fast allen europäischen Staaten patentirt, und durch den Verkauf des Patents in England erwarb Krupp eine so bedeutende Summe, daß es ihm nicht nur möglich wurde, einen großen Theil der auf dem Geschäft noch lastenden alten Schulden zu tilgen, sondern auch den Betrieb desselben beträchtlich zu erweitern. Ermuthigt durch diesen ersten reellen Erfolg wollte Krupp seine Erfindung vor Allem in Deutschland nach besten Kräften ausbeuten. Er wandte sich behufs finanzieller Verbindung an das damals in den Rheinprovinzen vornehmste Bankhaus von der Heydt, Kersten & Cie. in Elberfeld. Die von dieser Firma gestellten Bedingungen waren jedoch der Art, daß Krupp dieselben nicht annehmen konnte; unter Anderem bestand das Bankhaus darauf, daß das Patent in einem seinen Namen tragenden Werke in Elberfeld ausgebeutet werden sollte. Besseren Erfolg hatten die Verhandlungen mit Alexander Schöller, einem geborenen Dürener, der seit 1833 als Großhändler in Wien etablirt war. In Gemeinschaft mit diesem

wurde im Jahre 1844 die Metallwarenfabrik von Krupp und Schöller in Leobersdorf bei Wien in's Leben gerufen, und die technische Leitung derselben Alfreds jüngerem Bruder Hermann Krupp anvertraut.

Der Anfang der vierziger Jahre war für den Aufschwung und Ausdehnung des Essener Werkes eine ganz besonders günstige Periode. Aus den zehn Arbeitern im Jahre 1832 waren im Jahre 1843 schon 107 und im nächstfolgenden Jahre 122 geworden. Ausführliche statistische Angaben über das Wachsthum der Arbeiterzahl sowie des von den Fabrikgebäuden bedeckten Areal's sind in dem oben erwähnten Werke von Friedrich Bädeker, sowie in einer recht hübsch und frisch geschriebenen biographischen Skizze von Victor Niemeyer (Alfred Krupp. Ein Bild seines Lebens und Wirkens. Essen 1887), der wir manche interessante Mittheilung entnommen haben, enthalten. In diese Periode, die vierziger Jahre, fällt auch das Ereigniß, das vor Allem dem Hause Krupp seine Weltbedeutung gegeben hat.

Im Jahre 1847 verfertigte Krupp das erste Geschützrohr, einen glatten Dreipfünder-Vorlader. Er sandte es zur Prüfung an das Kriegsministerium in Berlin, wo es allerdings vor der Hand wenig Beachtung gewann. Erst zwei Jahre später, 1849, wurde es von einer Commission von Artillerieoffizieren geprüft, die sich einstimmig über die Vortrefflichkeit des Materials aussprach. Bestellungen blieben vorläufig noch aus.

Krupp hatte schon vier Jahre vorher, 1843, zwei Gußstahl-Gewehrläufe nach Berlin geschickt. Die Sendung kam uneröffnet zurück, mit dem Bemerkten des Kriegsministeriums: „die preussische Waffe sei so vollkommen, daß sie keiner Verbesserung mehr bedürfe!“ Herr Friedrich Bädeker erzählt uns, daß Alfred Krupp dieses Schreiben später vernichtet habe, weil er nicht wollte, „daß ein die Kurzsichtigkeit damaliger maßgebender Kreise in Preußen so bloßstellendes Actenstück einmal an die Oeffentlichkeit käme.“

Im Anfang des Jahres 1848 war auch Friedrich Krupp, der jüngste Bruder der Familie aus dem Geschäft getreten, und am 24. Februar desselben Jahres, am Tage des Ausbruchs der französischen Revolution, übernahm Alfred Krupp das Essener Werk auf eigene Rechnung, und zwar unter scheinbar sehr ungünstigen Verhältnissen. Die Arbeiterzahl, welche 1845 schon die Höhe von 122 erreicht hatte, war auf 72 herabgesunken. Eine außerordentliche wirthschaftliche Depression lastete auf ganz Centraleuropa, und mit welchen Schwierigkeiten der Fabrikherr zu kämpfen hatte, wird durch die wohl verbürgte Thatsache bewiesen, daß Alfred Krupp genöthigt war, sein ganzes Silberzeug zu verkaufen, um seine Arbeiter pünktlich auszahlen zu können. An diese dachte er stets zunächst, dann erst an seine Familie, an sich selbst in letzter Reihe.

So finden wir denn jetzt Alfred Krupp als den einzigen Besitzer des Geschäftes, dem er — durch eigenes Genie, durch eigene Thatkraft, und auch durch das Glück begünstigt — eine Bedeutung in der Culturgeschichte

Europas gegeben hat, wie dies bisher noch bei keinem Privatunternehmen der Fall gewesen ist. Er war jetzt 36 Jahre alt; er hatte sich eine gründliche praktische Kenntniß der Eisen- und Stahlfabrikation angeeignet und hatte auch nicht versäumt, sich in theoretischer und allgemein wissenschaftlicher Beziehung auszubilden. Auf mehrfachen und längeren Besuchen nach England hatte er sich nicht nur eine gründliche Einsicht in die geschäftlichen Verhältnisse Englands verschafft, das damals ohne Rivalen an der Spitze des Handels und der Industrie der Welt stand, sondern hatte sich auch eine vollständige Kenntniß der englischen Sprache gewonnen, deren er sich wie seiner Muttersprache bedienen konnte. Er beherrschte auch die französische Sprache vollkommen, hat aber dem Englischen während seines ganzen Lebens den Vorzug gegeben.

Glücklicherweise waren die kritischen Geschäftsverhältnisse, unter denen Krupp die alleinige Leitung des Essener Werkes unternommen hatte, nicht von langer Dauer. Nach dem stürmischen Revolutionsjahre 1848 nahm die gesammte nordeuropäische Industrie einen gewaltigen hocherfreulichen Aufschwung, und der Essener Fabrikherr war nicht der Mann, die Gelegenheit unbenutzt vorübergehen zu lassen. Zahlen führen eine berebte Sprache. Wir entnehmen hier einige wenige der schon oben erwähnten Broschüre Victor Niemeyers, die uns einen vollkommenen Begriff von der Entwicklung des Krupp'schen Geschäftes geben. Mit 72 Arbeitern hatte Alfred Krupp die Fabrik im Jahre 1848 auf eigene Rechnung übernommen. Die Zahl derselben war in den nächsten 18 Jahren wie folgt gestiegen: im Jahre 1849 auf 107, 1850 auf 237, 1852 auf 340, 1855 auf 693, 1856 auf 970, 1858 auf 1047, 1859 auf 1391, 1860 auf 1764, 1861 auf 2072, 1862 auf 2512, 1863 auf 4185, 1864 auf 6693, 1865 auf 8187.

Die erste Londoner Weltausstellung des Jahres 1851 gab die Gelegenheit, den Namen Krupp weit über die Grenzen des deutschen Vaterlandes hinauszutragen und die großartige Entwicklung der deutschen Eisen- und Stahlindustrie vor die erstaunten Augen des Auslandes zu bringen. Erregte schon ein im Jahre 1850 hergestelltes Sechspfünder-Geschützrohr — in Construction dem Dreipfünder ähnlich, der 1847 nach Berlin geschickt war, — die allgemeine Bewunderung der Sachkundigen, die die Londoner Ausstellung besuchten, so bildete ein von Krupp hergestellter Gußstahlblock wirklich den Mittelpunkt der ganzen Ausstellung. Bisher war es unter günstigsten Verhältnissen gelungen Stahlblöcke von 20 Centner zu gießen. Hier kam ein bis dahin ganz unbekannter Fabrikant aus einem kleinen rheinischen Städtchen, dessen Name in England kaum je genannt war, und legte eine Gußstahlmasse von 4000 Pfund oder ca. 2000 Kilogramm vor. Das konnte nicht mit rechten Dingen zugehen! Eine gewaltige Aufregung bemächtigte sich der dabei interessirten Kreise. Von nah und fern kam man her, um dieses Wunder zu betrachten. Einige englische Fachzeitungen mitterten sogar „Betrug“. Man wollte nicht glauben, daß eine solche Masse

auch schmiedbar sei. Die englischen und französischen Techniker behaupteten, daß der Gußstahl, ebenso wie das Gußeisen, in Schmiedehitze verfest, zwischen Hammer und Amboss in unzählbare Atome zerspringen würde. Krupp antwortete auf diese damals ganz berechtigt scheinenden Behauptungen in seiner ihm charakteristischen praktischen Weise. Er ließ ein großes Stück aus seinem Stahlblock schneiden, in das Feuer legen und auf dem Amboss nach allen Richtungen aus Schmieden. Ein Wunder war geschehen, der Ruf des Essener Gußstahlfabrikanten verbreitete sich über die ganze civilisirte Welt. Er, der Ausländer, war der Einzige, der in seiner Branche mit der höchsten Auszeichnung, der großen Council Medal, beehrt wurde. Aus dem vierzehnjährigen Knaben, der die Quarta verließ, um sich im Arbeiterkittel neben seinem Vater an den Amboss zu stellen, war einer der größten Fabrikherrn der Welt geworden.

Jetzt blieben auch die materiellen Erfolge nicht mehr aus. Eine von Alfred Krupp 1852 gemachte Erfindung, die Radbandagen der Eisenwagen aus Tiegelgußstahl ohne Schweißung herzustellen, d. h. einen Eisenring ohne Rath zu erzeugen, der an keinem Punkte der Peripherie eine schwächere Widerstandsfähigkeit hat, wurde sofort durch Patente in allen Staaten Europas geschützt und brachte dem Geschäft ganz großartige Summen ein.

Im Jahre 1850 war Krupps Mutter gestorben. Die hochherzige Frau, deren weiser Rath und starker Charakter ihrem Sohne ein unschätzbbarer Beistand und Trost in den trübsten Stunden gewesen sind, lebte nicht lange genug, um ihren Sohn auf dem Gipfelpunkte seiner großen Laufbahn zu erblicken. Sie starb aber in der festen Zuversicht, daß sein Genie, sein Fleiß und seine Treue endlich durch Erfolg gekrönt werden mußten. Krupp sprach von dieser außerordentlichen Frau bis zum Ende seines Lebens stets mit liebevoller Verehrung und mit inniger kindlicher Pietät. Sie ruht auf dem „Alten Kirchhof“ in Essen; nicht weit von ihrem Grabe schläft auch ihr geliebter Sohn seinen letzten Schlaf.

Im Jahre 1852 verließ Krupp das alte „Stammhaus“, das kleine Arbeiterheim, in dem er mit den Seinen so viele trübe, schwere Tage verlebt hatte, und bezog eine etwas geräumiger und bequemer eingerichtete Wohnung in unmittelbarer Nähe des alten Häuschens, ein zweistöckiges, sehr bescheidenes Haus, in dem er bis 1860 wohnte. Ein Jahr später vernahnte er sich mit Bertha Eichhoff, Tochter des Steuerraths Eichhoff in Köln, die ihm am 17. Februar 1854 einen Sohn gebar, den jetzigen Inhaber der Firma, Friedrich Alfred Krupp.

Wie schon oben bemerkt worden, war das Wohl und Wehe seiner Arbeiter für Krupp stets eine der ersten und wichtigsten Fragen. Jetzt wo materielle Erfolge in stets wachsendem, unerwartet großem Maße seine Bemühungen krönten, richtete sich sein Augenmerk zunächst auf die Verbesserung der Lage seiner Arbeiter. Er selbst hatte bittere Erfahrungen

schwerer Noth und Sorge gemacht; er machte es sich jetzt zur Aufgabe, den Seinigen, die durch ihren Fleiß und ihre Treue zur Erringung seiner Erfolge beitrugen, eine möglichst sorgenfreie und behagliche Existenz zu verschaffen, sowie auch ihr geistiges Wohl zu heben. So stiftete er zunächst im Jahre 1853 eine „Hülfskasse in Fällen von Krankheit und Tod“, welcher jeder Meister und Arbeiter beizutreten verpflichtet war. Die Beiträge der Einzelnen wurden selbstverständlich nach den betreffenden Einkünften der Mitglieder berechnet. Diese Kasse sichert ihren Mitgliedern im Falle der Erkrankung ärztlichen Beistand und Versorgung mit Arzneimitteln, sowie vom dritten Tage ab eine Geldunterstützung und, im Falle des Sterbens, den Hinterbliebenen einen Theil der Beerdigungskosten. Die aus den Ueberschüssen sich bildenden Reservefonds werden für Pensionen arbeitsunfähiger Arbeiter bestimmt. Im Jahre 1887 gehörten von den Arbeitern der Essener Werke allein 12 674 dieser Krankenkasse an. Hierbei muß in Betracht gezogen werden, daß die Familienangehörigen dieser Arbeiter deren Zahl um mehr als das Doppelte übersteigen, und man kann sich einen Begriff von dem Wohlthätigkeitswerke machen, das Krupps Liebe für seine Arbeiter geschaffen hat.

Das plötzliche und unerwartet umfangreiche Aufblühen einer Industrie und das dadurch verursachten Zuströmen von Bevölkerung hat gewöhnlich als natürliche Folgen Wohnungsmangel, Steigerung der Miethpreise, Preiserhöhung der Lebensmittel und andere hauptsächlich den armen Mann treffende Uebel. Gewissenlose Händler mit allen möglichen Waaren überschwemmten den sich zu großartiger Blüthe schnell entwickelnden Essener District. „Der größte Theil der neuerstandenen Kaufgeschäfte,“ sagt Victor Niedermeyer in seiner Broschüre, „bestand aus sogenannten Winkelgeschäften, von denen sich die meisten an den Wegen ansiedelten, welche der Arbeiter zwischen seiner Wohnung und der Arbeitsstelle zu gehen hatte. Gewissenloses Creditgeben diente dazu, den Arbeiter anzulocken, der nicht bedachte, daß er oft nur schlechte und immer theure Waaren erhielt. War er erst einmal dem Schuldbuche des Winkeliers verfallen, so war es schwer, sich aus demselben wieder zu befreien. Die drohenden Schuldklagen hielten ihn beim Gläubiger fest, dem er oft Wucherzinsen zahlen mußte. Nicht weniger als diesen kleinen Geschäften war der Arbeiter den Wirthshäusern verfallen, die wie Pilze aus der Erde schossen. Er suchte sie um so lieber auf, als die überfüllte, unbehagliche Wohnung daheim nicht viel Reiz für ihn hatte; und manchen Alerger, manche Sorge suchte er mit Bier und Schnaps hinwegzuspülen.“

Diesen unseligen Zuständen ein Ende zu machen, war Alfred Krupps erste Aufgabe, sobald seine geschäftlichen Verhältnisse ihm den Kopf einigermaßen frei ließen. Als das beste Mittel, das wucherische Treiben dieser gewissenlosen Winkelkrämer zu bekämpfen, erachtete er die Errichtung von Consumanstalten nach dem Princip der in den großen Baumwollen-

spinnerei- und webereidistricten von Yorkshire und Lancashire seit vielen Jahren bestehenden „Cooperative Stores“.

Schon im Jahre 1858 wurde eine Bäckerei eingerichtet; Colonial- und Spezereiwaren, Schuhmacherei, Manufacturwaren, Schneiderei, Selterwasseranstalt, Gast- und Bierwirthschaften, Schlächtereier und Fleischverkauf wurden im Laufe der Jahre in den Umfang des Consumvereins aufgenommen. In diesen Anstalten erhält der Arbeiter gegen Baarzahlung alle Lebensbedürfnisse zum Preise der Selbstkosten.

Auch auf die Lösung der Wohnungsfrage verwandte Krupp seine ernsteste Fürsorge. Die Verhältnisse waren in dieser Beziehung zu Anfang der fünfziger Jahre von der allertraurigsten Art. Im Stadtbezirk „Zum Heiligen Geist“ kamen auf 124 Häuser 2962 Einwohner, also nicht weniger als 24 Seelen auf jedes Arbeiterhaus. Schon Ende dieses Jahrzehnts wurde eine Anzahl von Arbeiterwohnungen gebaut, und 1863 entstand die Colonie „Westend“ mit 40 Häusern, 140 Wohnungen enthaltend. Die im Juli 1888 gemachte Aufnahme giebt in dieser Beziehung folgendes Resultat: Von der von dem Krupp'schen Werke abhängigen Bevölkerung von 73 769 Seelen wohnen 24 193 in Häusern, welche der Fabrik gehören, und 12 723 in eigenen Häusern.

Es würde weit über den Rahmen dieses Aufsatzes hinausgehen, wollten wir hier die großartigen Bestrebungen Krupps zum Wohl seiner Arbeiter tiefer in's Auge fassen; ein großes Buch verdient darüber geschrieben zu werden. Sein hohes Menschlichkeitsgefühl, sein edles Herz, die warme Zuneigung, die er für seine Arbeiter empfand, der Ernst und die Intelligenz, mit der er die Angelegenheit in Erwägung nahm und durchführte, machten es diesem Arbeitsgeber möglich, die „social-politische“ Frage im „Königreiche Krupp“, wie Herr Niemeyer das Essener Werk bezeichnet, auf das Glänzendste zu lösen. Der damalige Vicepräsident des preussischen Staatsministeriums und Minister des Innern, Herr von Puttkamer, nannte bei seinem kurz nach dem Tode Krupps stattgehabten Besuche, Essen mit Recht einen „wahrhaft klassischen Boden“.

Inzwischen hatte sich das Geschäft in erfreulichster Weise entwickelt. Große Bestellungen von Eisenbahn-Wagenachsen und Achsen an Förder- und Wasserhaltungsmaschinen nahmen nach der Londoner Ausstellung die Thätigkeit der Fabrik hauptsächlich in Anspruch. Die pecuniären Vortheile, welche die Herstellung dieser Gegenstände erzielte, waren über alle Erwartungen groß. Auf der Londoner Ausstellung hatte sich die Firma Krupp den ersten Platz unter den Gußstahlfabriken der Welt erworben. Von dieser Periode an datirt eigentlich die großartige Entwicklung des Geschäfts, die es schließlich an die Spitze der Weltindustrie führte. Es ist wohl hier am Platze, in wenigen Worten den Umfang des Essener Werkes im Jahre 1852 zu geben. Es wurde in diesem Jahre nach Bäckerei's Aufstellung mit 70 Schmelz-, Cement- und Glühöfen, 4 Dampfmaschinen

(gegen 2 im Jahre 1851) und mit 6 Hämmeru (gegen 4 im Jahre 1851), worunter 2 Dampfhämmer, gearbeitet, und damit 1 450 000 Pfund Gußstahl (gegen 1 120 000 im Jahre 1851) producirt. Im Durchschnitt fanden 340 Arbeiter tägliche Beschäftigung auf dem Essener Werke. Um diese Zeit fiel auch der erste hohe Besuch, dessen sich die Fabrik zu erfreuen hatte. Im Juni 1853 war der Prinz von Preußen, später Kaiser Wilhelm I., auf einer Inspectionsreise nach Essen gekommen, um das dortige Landwehrbataillon zu besichtigen. Schon damals, wie er sich später bei einem zweiten Besuche als König äußerte, erregten die Arbeiten und die allgemeine Beschaffenheit des Krupp'schen Werkes das Interesse des hohen Herrn in außerordentlichem Grade. Es ist wohl diesem Besuche des damaligen Thronfolgers zu danken, daß bei der bald darauf stattfindenden Grundsteinlegung eines von dem Fabrikanten Hunsen gestifteten Krankenhauses Seine Majestät der König Friedrich Wilhelm IV. für ein Bett in demselben die Summe von 2500 Thaler schenkte, und zwar, wie ausdrücklich bemerkt wurde, „in Folge der Verwendung des Herrn Alfred Krupp.“

Wir können die weniger wichtigen Industrie-Ausstellungen zu Düsseldorf 1852 und zu München 1854, bei denen sich die Krupp'schen Fabrikate wieder den unbestrittenen ersten Platz errangen, nur erwähnen, um zu der großen internationalen Industrie-Ausstellung zu Paris 1855 zu gelangen. Die glänzenden Versprechungen von 1851 in London waren auf das Herrlichste in Erfüllung gegangen. Krupp stellte hier einen Block Gußstahl aus, der 5000 Klg. oder 10 000 Pfund wog, also seinen Vorgänger in London um bedeutend mehr als das Doppelte übertraf. Ein Correspondent der „Augsburger Allgemeinen Zeitung“ erzählt, daß dieser stählerne Koloss ganz besonders den Pariser Arbeitern imponirte, die ihn „la sacrée tête carrée d'Allemand“ nannten. Alfred Krupp war gewiß nicht der Mann der Renommage und der Selbstüberhebung, und es ist also von Interesse, hier zu constatiren, daß er sich schon jetzt in Paris erbot, Gußstahlblöcke im Gewicht von 25 000 Pfund zu liefern.

Neben den zahlreichen Erzeugnissen der Essener Werke welche in Paris zur Ausstellung kamen, erregte vor Allen eine zwölfpfündige Granatkanone das allgemeine Interesse, insbesondere das der Franzosen. Umfassende Schießversuche mit Krupp'schen Kanonen wurden von einer französischen Commission unter General Morin vorgenommen, aus denen das Essener Geschütz über Alles triumphirend hervorkam. Nach 3000 Schüssen zeigte sich das Krupp'sche Rohr noch vollkommen intakt.

Es darf hier nicht unterlassen werden, Alfred Krupp auch als Patrioten in sein rechtes Licht zu stellen. Mit Ausnahme von einigen Rohren zu Versuchszwecken hat die Essener Fabrik dem Erbfeinde Deutschlands nicht eine einzige Kanone geliefert. Die Franzosen haben ihm dies nie vergessen; selbst nach seinem Tode weigerten sie sich, die Bedeutung und die Verdienste des von der ganzen Welt bewunderten Mannes anzuerkennen.

Vergleichen Gefühle beruhen glücklicherweise fast immer auf Gegenseitigkeit. Dem geraden, urdeutschen Charakter Krupp's war das ganze Franzosenthum im höchsten Grade unsympathisch. Obgleich vollständiger Meister der französischen Sprache, bediente er sich derselben ungern und nur, wenn er durchaus dazu gezwungen war.

Andere Regierungen zögerten nicht, Versuche mit Krupp'schen Kanonen anzustellen, und zwar zunächst Rußland, Holland, Württemberg, die Schweiz, Hannover, Spanien und Oesterreich. Selbst das eifersüchtige England machte einen Versuch mit einer 68pfündigen Bombenkanone. Das Rohr dieses Monstregeschützes lag im geschmiebeten Zustande 6000—7000 Pfund. Zu seiner Herstellung war ein Gußblock von 9000—10000 Pfund Gewicht nöthig gewesen. Der Versuch wurde in Woolwich im Jahre 1855 gemacht und mißglückte in Folge der ganz unvernünftigen Ladungsverhältnisse. Doch war durch diesen einen leicht erklärbaren Unfall das Vertrauen zu dem Krupp'schen Material durchaus nicht erschüttert. Aegypten war der erste Staat, der eine größere Anzahl von Kanonen (36) in den Jahren 1856—1859 bezog. Und auch Preußen bestellte noch in diesem Jahre die ersten Gußstahlblöcke, und zwar zu Hinterlabern. Vor der Einführung der Hinterlabengeschütze waren die Erfolge in dieser Branche der Fabrikation eine vergleichsmäßig geringe; jetzt aber entwickelte sich die Geschützfabrikation, der Krupp doch eigentlich seinen Weltruf und den Namen der „Kanonenkönig“ verdankt, in geradezu großartiger Weise. Außer den oben erwähnten 36 Geschützen für Aegypten kamen noch in diesem Jahre Bestellungen von sieben Zwölfpfündern für Braunschweig und von 23 fertigen und 277 vorgearbeiteten Sechspfündern für Preußen. Der Abschluß des Jahres 1856 erweist eine Production von $5\frac{3}{4}$ Millionen Pfund Gußstahl. Die Zahl der Arbeiter betrug jetzt 970, und die Fabrik bedeckte ein Areal von 55 bis 56 Morgen.

Inmitten der großartigen geschäftlichen Entwicklung vergaß Krupp aber nicht, an das Wohl seiner Arbeiter zu denken. In diesem Jahre wurde die erste Menage für unverheirathete Arbeiter, oder solche, die ihre Familien in der Heimath zurückgelassen hatten, eröffnet. In diesem zuerst für 200 Personen berechneten Institut erhielten die Arbeiter reinliches Logis und angemessene Verpflegung zu den denkbar billigsten Preisen. Dabei wurde es noch möglich gemacht, mit den übrig gebliebenen Speisen bedürftige Witwen und arme, durch Krankheit zurückgekommene Arbeiter zu unterstützen. Auf Verzinsung und Amortisation des im Gebäude angelegten Kapitals hatte Alfred Krupp von vornherein verzichtet.

Das Jahr 1859 war wiederum von Bedeutung für das Essener Werk. Mit den bereits 1856 gelieferten Gußstahl-Sechspfündern waren während der beiden folgenden Jahre sehr umfangreiche Probefchießungen vorgenommen und zu Anfang 1859 von der betreffenden Prüfungscommission ein sehr günstiger Bericht über dieselben eingereicht. Kaiser Wilhelm, damals

Prinzregent, hatte mehreren dieser Uebungen beigewohnt, deren Ergebnis so durchaus befriedigend war, daß er bereits am 7. Mai die Herstellung von 300 gezogenen Feldgeschützen befohl. Ihm gebührt das Verdienst, den Gußstahl-Hinterlader in die preußische Armee eingeführt zu haben. Außer den 300 für Preußen bestimmten Rohren kamen noch kleinere Bestellungen von der Schweiz und Braunschweig, so daß die Anzahl der im Jahre 1859 bestellten und bis auf zwei abgelieferten Geschütze auf 331 stieg gegen 20 im vorhergehenden Jahre.

König Friedrich Wilhelm IV. starb am 2. Januar 1861, und sein Bruder bestieg als Wilhelm I. den Thron seiner Väter. Noch in demselben Jahre bot sich dem König die Gelegenheit, das Essener Werk, das er schon als Prinz mit seinem Besuch beehrt hatte, auf's Neue in Augenschein zu nehmen, und zwar auf seiner Rückreise von Compiègne, wo er am 6. October dem Kaiser Napoleon III. einen Besuch abgestattet hatte.

Am 9. October traf der König in Essen ein und begab sich in Begleitung seines Sohnes, des Kronprinzen Friedrich Wilhelm, und des Kriegsministers von Roon nach der Krupp'schen Fabrik, wo er vier volle Stunden der Besichtigung der verschiedenen Abtheilungen des Werkes widmete. In Gegenwart der hohen Gäste wurde aus ca. 300 Tiegeln ein Stahlblock von 18 000 Pfund gegossen. Der kurz vorher errichtete, 120 000 Pfund wiegende Riesen-Dampfhammer schmiedete vor ihren Augen einen Gußstahlblock von 15 000 Pfund Gewicht und 15 Fuß Länge. Der König äußerte sich in allerherzlichster Weise über die seit seinem ersten Besuche im Jahre 1853 erreichte Entwicklung des Werkes, „das neben seiner gewerblichen Bedeutung einen edlen vaterländischen Zweck habe.“ Noch an demselben Tage theilte der König dem Fabrikherrn persönlich seine Ernennung zum Geheimen Commerzienrath mit. Herr Krupp nahm die ihm erwiesene Auszeichnung dankbar an; doch hatte er für Titel, Orden und sonstige äußere Ehrenbezeugungen keinen rechten Sinn. Schon im vorhergehenden Jahre hatte er den Rothen Adlerorden dritter Klasse mit der Schleife erhalten; in späteren Jahren wurde er mit dergleichen Auszeichnungen überschüttet. Er war einer der reichst decorirten Männer der Welt, und doch hat ihn kaum je Einer einen Orden auf der Brust tragen sehn. Die ihm angebotene Erhebung in den Adelsstand lehnte er mit Dank ab. Der kräftige, mächtige, einsilbige Name Krupp hatte für ihn einen schöneren, edleren Klang als aller Adelsprunk.

Die zweite Londoner Weltausstellung von 1862 brachte neue Lorbeern. Außer einem Vorderlader mit 3", 41 Kaliber und 595 Pfund Gewicht zeigte der Katalog 34 verschiedene Nummern der Firma Krupp, darunter einen Block von Gußstahl von 40 000 Pfund und eine Achse mit zwei Kurbeln für ein Schiff des Norddeutschen Lloyd in Bremen von 22 000 Pfund Gewicht. „In Stahl schlagen wir die ganze Welt,“ schrieb Lothar Bucher über die Krupp'schen Erzeugnisse in seinen interessanten Berichten über die

Londoner Ausstellung. Namentlich erregten hier auch die bereits erwähnten Eisenbahn-Madrefen ohne Schweißung große Aufmerksamkeit und brachten der Firma bedeutende Bestellungen von Eisenbahngesellschaften fast aller Länder der Welt, die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika mit eingeschlossen. Von Belgien, das schon im vorigen Jahre 184 Sechspfünder bezogen hatte, kam jetzt noch eine weitere Bestellung von 111 Vierpfündern, 200 Zwölfpfündern und einem Vierundachtzigpfünder. Von Bayern kamen auch größere Aufträge, und selbst die berühmten englischen Firmen Blakely, Whitworth und Armstrong bezogen längere Zeit die „Seelenrohre“ für ihre schmiedeeisernen Kanonen aus der Krupp'schen Fabrik. Mit dem stets größer werdenden Zuwachs der Arbeiterzahl und dem dadurch verursachten Zuzug fremder Elemente mußte auch jetzt die Wohnungsfrage wieder in Betracht kommen. Die Einwohnerzahl von Essen hatte sich von 10475 (1852) in zehn Jahren beinahe verdoppelt und war 1864 auf 31 327 gestiegen. Die Beschaffung eigener Wohnungen für seine Arbeiter erschien Krupp als eine unumgängliche Nothwendigkeit. So gründete er denn im Jahre 1863 seine erste Arbeitercolonie „Westend“ mit 160 Wohnungen.

Der dänische Krieg von 1864 sollte Krupp die Gelegenheit bieten seine Geschütze in praktischster Weise, auf dem Schlachtfelde, zur Geltung zu bringen. 38 Krupp'sche Kanonen kamen während dieses Feldzuges in's Feuer und bewährten sich auf's Glänzendste. Verebter als alle Lobeserhebungen sprechen die materiellen Resultate. Noch in demselben Jahre bestellte die preussische Regierung 338, Rußland 224 Geschütze verschiedenen Kalibers; 205 Kanonen wurden von anderen Regierungen bestellt. Darunter war die „Schleswig-Holsteinische Regierung“ mit 37 Vier- und Sechspfündern, die Türkei, Schweden, Holland, Aegypten u. A. Die Arbeiterzahl war in diesem Jahre auf 8187 gestiegen; es wurde über eine Million Pfund Gußstahl hergestellt. Dieses merkwürdige Jahr sollte nicht ohne einen wichtigen Besuch schließen. Am 28. October traf der preussische Ministerpräsident und Minister des Auswärtigen Herr von Bismarck, von seiner berühmt gewordenen Biarritzreise zurückkehrend und einer Einladung Krupps folgend, in Essen ein. Er verbrachte den Abend und die Nacht in angenehmster Weise in Krupps Hause und reiste am nächsten Tage nach Berlin weiter.

Der Krieg von 1866 bot dem Krupp'schen Geschütz eine zweite und noch großartigere Gelegenheit, seine Vorzüge im Felde über alle anderen an den Tag zu legen. So durchdrungen war König Wilhelm von dieser Thatsache, daß er noch im Herbst des Jahres 1866 eine sehr bedeutende Bestellung bei Krupp machte. Dieselbe bestand aus 402 8cm-Geschützen für die reitende Artillerie, 53 Vierpfündern, 280 Stück Sechspfündern und 30 Vierundzwanzigpfündern. Die einzelnen Mängel, die sich im Feldzuge von 1866 herausgestellt hatten und die, wie dies bei neuen Erfindungen

stets der Fall ist, kaum zu vermeiden waren, wurden auf das Genaueste geprüft und bei der Herstellung der neuen Geschütze auf das Sorsfältigste beseitigt.

Die zweite Pariser Weltausstellung 1867 gab Krupp die Gelegenheit, die Erzeugnisse seines Riesenetablissements in wahrhaft imposanter Weise vor die Augen zu führen. Vor Allem war es ein Monstregeschütz, eine sogenannte „Ringkanone“, das die Aufmerksamkeit sämtlicher Besucher, der Sachkundigen sowohl wie der Laien, im höchsten Grade in Anspruch nahm. Die Ringconstruction, die Alfred Krupps eigene Erfindung ist, besteht darin, „daß auf das eigentliche Geschützrohr andere, angewärmte und dadurch erweiterte Gußstahlcylinder, deren innerer Durchmesser im kalten Zustande kleiner ist als der Durchmesser des ursprünglichen Rohres, aufgezogen werden. Die Wirkung der so befestigten Cylinder ist zunächst ein Zusammendrücken dieses letzten Rohres bis zu einem gewissen Grade, während dem entsprechend die äußeren Cylinder ausgedehnt werden.“ Die in Paris ausgetestete Kanone wog circa 100 000 Pfund und hatte einen Seelen Durchmesser von 35,5 Centimeter (14 Zoll). Die Herstellung derselben nahm 14 Monate in Anspruch, und der Preis des Rohres allein wurde auf 300 000 Mark veranschlagt. Die ebenfalls von Krupp gefertigte Stahllafette wog 30 000 Pfund und der dazu gehörende drehbare Rahmen 50 000 Pfund. Etwas nur annähernd Großartiges in dieser Art hatte die Welt bis jetzt noch nicht gesehen. Es mag hier beiläufig bemerkt werden, daß Krupp vor seinem Tode ein Riesengeschütz herstellte, das 240 000 Pfund wiegt und Geschosse von 2100 Pfund mit 660 Pfund Pulverladung abfeuert.

Es schien Alfred Krupp ein harmloses Vergnügen zu machen, den Parisern und der Welt im Allgemeinen das Kolossale, das Riesenhafte seiner Erzeugnisse vorzuführen. Außer der großen Ringkanone waren noch eine gezogene Gebirgskanone von 86,5 Millimeter Kaliber, eine Doppelkurbelwelle für ein Dampfschiff von 19 000 Pfund Gewicht, eine Eisenbahnstahlschiene, 50 Fuß lang, eine gewalzte Gußstahlplatte, 30 Fuß lang und 19 Zoll breit und schließlich als kleine Zugabe ein Gußstahlblock von 80 000 Pfund ausgestellt. „Für den Block sowohl wie für das Monstregeschütz hatte die Fabrik einen eigenen, auf acht Achsen ruhenden Eisenbahnwagen gebaut. Derselbe wurde in Separatzug nach Paris gefahren, da die Eisenbahngesellschaften sich weigerten, ihn in dem gewöhnlichen Güterzuge zu befördern.“ (Essener Zeitung vom 23. Februar 1867.)

Man muß es den Franzosen zugestehen, daß sie zu dieser Zeit den Krupp'schen Erzeugnissen ihre unverhohlene Bewunderung nicht vorenthielten. In einer Serie längerer Aufsätze, welche von verschiedenen Sachkundigen in der Pariser Zeitung L'Etendard veröffentlicht wurde, wird u. A. Folgendes über die Krupp'sche Ausstellung gesagt: „Was uns am meisten anzieht bei der Betrachtung seiner Werke, ist weniger die Fabrikation des Geschützes für Festungen und Flotte, als die Gesamtheit der materiellen

Mittel, welche diese Fabrikation erfordert, die Masse und die Kraft der Maschinen, deren sie bedarf. Von diesem Gesichtspunkte aus steht die Anstalt des Herrn Krupp über allen andern der Erde. Während Krupp Stahlmassen von 38 000 Kilogramm herstellt, ist es in Frankreich schon etwas Außerordentliches, einen Block von 10 000—12 000 Kilogramm zu schaffen, welchen man hernach liegen lassen muß, weil es in Frankreich keine Werkzeuge giebt ihn zu bearbeiten. Bedenke man dabei, daß die Essener Hüttenwerke nicht etwa das Werk und das Eigenthum einer mächtigen Finanzgesellschaft, sondern daß sie durch das Genie und die Mittel eines einzigen Mannes geschaffen sind . . . Der Vorrang des preussischen Werkes ist so unbestreitbar, daß nicht nur Rußland, Frankreich und Deutschland seine Producte um die Wette kaufen, sondern daß auch England bedeutende Quantitäten davon verwendet für seine Eisenbahnen und für die ungeheuren Maschinentheile seiner mächtigen Dampfschiffe . . . Der große Hammer des Herrn Krupp wiegt 50 000 Kilogramm; Frankreich besitzt einen solchen von 15 000 und einen andern von 12 000 Kilogramm; die schwersten Hämmer in England überstiegen nicht das Gewicht von 15 000 Kilogramm . . .“ Zum Schluß sei noch hier bemerkt, daß die 35 $\frac{1}{2}$ Centimeter-Riesenkanone der Pariser Ausstellung — der „Tausendpfünder“ — von Alfred Krupp dem Könige von Preußen als Geschenk angeboten und von dem hohen Herrn angenommen wurde. Nach ihrer Rückkehr von Paris wurden auf dem Essener Schießplatz noch umfangreiche Proben mit derselben angestellt; dann wurde sie nach dem Kieler Strandfort „Brauneberg“ gebracht, wo sie heute noch steht.

Größere und werthvollere Triumphe fielen den Krupp'schen Geschützen zu bei dem großen Vergleichsschießen zwischen den Krupp'schen und englischen Woolwichkanonen auf dem Tegeler Schießplatz bei Berlin im Jahre 1868. Die Ueberlegenheit der englischen Fabrikation von Geschützen und Geschossen, sowie auch von Pulver, stand damals noch so unbestritten hoch in den Augen der Welt, die preussischen Fachmänner mit eingeschlossen, daß die Möglichkeit eines Sieges der deutschen Waffe gar nicht in Betracht kam. Das Resultat überraschte Alle. Ohne in fachmännische Details einzugehen, möge es hier genügen, zu constatiren, daß der Sieg der deutschen Kanone über die englische endgültig entschieden wurde. In allen Gängen errangen die Krupp'schen Geschütze in Betreff auf Trefffähigkeit und Dauerhaftigkeit die Oberhand. „Mit der eclatanten Niederlage, welche England gleichzeitig auf dem Gebiete der Geschütz-, Geschos- und Pulverindustrie erlitten hat,“ äußert sich ein zu jener Zeit erschienener Bericht, „ist dasselbe unwiderruflich von der ersten Stelle, welche es gerade für diese Industriezweige seit länger als anderthalb Jahrhunderten behauptet hat, herabgestiegen und wird nicht minder unwiderruflich diese Stelle fernerhin an Deutschland überlassen müssen.“

Die günstigen Ergebnisse der Tegeler Versuche hatten eine außer-

ordentliche Ausdehnung zur Folge. Bestellungen von Preußen, Rußland, der Türkei, Aegypten und anderen Regierungen auf Geschütze sowie auf die den Friedensarbeiten gewidmeten Erzeugnisse, wie Eisenbahn- und Dampfschiffbestandtheile, Pressen, Walzen, Werkzeuge aller Art, nahmen die ganze Leistungsfähigkeit der Fabrik in Anspruch. „Wenn sich Serben und Bulgaren, Türken und Russen bekämpfen, gehen sie sich Alle mit Krupp'schen Kanonen zu Leibe; wenn die europäischen Nationen, mit Ausnahme der Franzosen und Engländer, ihre Grenzen in Verteidigungszustand setzen, so geschieht es, indem sie ihre Festungen mit Krupp'schen Kanonen bepflanzen; und wenn der Reisende nach Afrika wandert und nach Aegypten seinen Fuß setzt, oder nach Asien in das Reich der Mitte geht, so begegnet er auch hier den bewährten Geschützen aus der Krupp'schen Fabrik.“ So entwickelte sich das Werk in großartiger, ungestörter Weise. Die Finanzkrisen, welche die ganze Culturmelt erschütterten, schienen es kaum zu berühren. Die Gesamtproduction von Gußstahl während der nächsten dem österreichischen Kriege folgenden Jahre belief sich im Durchschnitt auf 125 Millionen Pfund Gewicht, die Arbeiterzahl schwankte zwischen 6000—7000.

So nahte sich das große Jahr 1870, das dem Essener Meister Gelegenheit geben sollte, die Vortrefflichkeit seines Metalls und seines Systems in denkbar größtem Maßstabe auf die Probe zu stellen. Man braucht nur die officiellen, sowie die Privatberichte über die großen Schlachten zu lesen, um sich einen Begriff zu machen, von dem, was die Krupp'sche Waffe geleistet, von dem Antheil, den der Essener Fabrikherr an den Siegen der deutschen Armeen genommen hat. Prinz Kraft zu Hohenlohe-Ingelfingen, damals Commandeur der Artillerie des Gardecorps, schreibt in seinem Bericht über das Eingreifen der Garde-Artillerie bei St. Privat: „... Auf 900 Schritt aber war die Wirkung so mörderisch, daß sie (die Franzosen) sich zur Flucht wandten, von unseren Granaten verfolgt, so weit wir sie sehen konnten. Hier haben wir es also mit einem Infanterieangriff zu thun, der durch bloßes Artilleriefeuere abgewiesen ist.“ Ein französischer Offizier, der bei dieser Gelegenheit gefangen wurde, sagte nur: „Il était impossible de réussir. Vous n'avez pas d'idée, ce que cela veut dire, que de devoir avancer dans le feu de votre artillerie.“ Was die preußische Artillerie und die Krupp'schen Kanonen bei Sedan geleistet haben, darauf, schreibt Prinz Hohenlohe, „könnte man die Angabe des Generals Douay, daß beim VII. französischen Armee-corps allein 40 Munitionskisten im Laufe der Schlacht in die Luft gestiegen seien, als genügende Antwort ansehen.“ Im demselben Berichte erzählt der General, daß eine feindliche Batterie bei dem Bois de la Garonne Stellung zu nehmen versuchte. „Sobald sie auf der Höhe sichtbar ward, richteten die drei Batterien der 1. Garde-Infanterie-Division ihre Geschütze dahin. Die Batterie brach vollständig zusammen, ihre Trümmer blieben liegen. Sie that keinen Schuß. Einer zweiten und dritten Batterie ging es

ebenso.“ — „Elles furent écrasées sans coup férir,“ sagt der französische Bericht. Bei der Beschießung von Straßburg und Paris erwiesen sich die schweren Geschütze nicht minder wirksam. Es ist unmöglich, hier auf Einzelheiten einzugehen. Ueber den Antheil, welchen die Krupp'sche Waffe an den deutschen Siegen in Frankreich genommen hat, herrscht keine Meinungsverschiedenheit. Das französische Chassepot war dem deutschen Zündnadelgewehr entschieden überlegen, und unsere Infanterie würde vielleicht nicht so viele und großartige Erfolge zu verzeichnen haben, hätte ihr nicht die deutsche Artillerie mit den Krupp'schen Kanonen in so wirksamer Weise zur Seite gestanden.

Die Geschichte der Krupp'schen Fabrik nach dem französischen Kriege bis zum Tode des Inhabers ist wenig anderes als ein Verzeichniß ununterbrochener blühender Entwicklung und großartiger Erfolge. Bei alledem ist die Wohlfahrt seiner Arbeiter für Krupp stets von gleich großer Bedeutung wie der geschäftliche Betrieb seines Riesenwerkes gewesen. Mit dem Zuwachs der Arbeiterzahl entstanden auch neue Arbeiterhäuser, Consumanstalten, Geschäfte aller Art, in denen die Arbeiter allen Lebensbedürfnissen genügen können, Schulen, Hospitäler, Gasthäuser, Wirthschaften u. s. w. Ein Lebensversicherungsverein wurde gegründet, zu dessen Consolidirung Alfred Krupp 50 000 Mark schenkte. Er war im weitesten Sinne des Wortes ein Vater und Wohlthäter, nicht nur für seine Arbeiter, sondern, in Folge der durch seine ungeheueren Betriebsanlagen weithin geförderten Erwerbs- und Nahrungsverhältnisse, für die ganze Umgegend. In politischen und religiösen Angelegenheiten bewahrte er die strengste Neutralität. Er bezeichnete öffentlich die Agitation gewisser social-demokratisch-ultramontaner Wähler, die Zwistigkeiten zwischen seinen katholischen und protestantischen Arbeitern säen wollten, als eine „Niedertracht“, und er erklärte in einer Ansprache an seine Arbeiter ganz kategorisch, daß er „in seinem Hause Herr sein und bleiben wolle“. Sollte man es für möglich halten, daß ein Mann wie Krupp bei der Reichstagswahl von 1878 einem von den Socialdemokraten und Ultramontanen gemeinsam aufgestellten Candidaten, einem seiner eigenen Arbeiter, dem Metalldreher Stöckel unterlag? Dies war traurigerweise der Fall. Stöckel erhielt 14 527, Krupp 13 907 Stimmen. Das Gleiche wiederholte sich, als bei der letzten Reichstagswahl im Februar 1887 sein Sohn Friedrich Alfred von den nationalen Parteien als Candidat aufgestellt wurde. In einer herzlichen Ansprache, „in der letzten Stunde“, wandte sich der damals schon schwer leidende Fabrikherr an seine „ehrliehen und treuen“ Arbeiter, nicht um für die Wahl seines Sohnes zu wirken, sondern um sie vor einer der kaiserlichen Regierung feindseligen Partei zu warnen und sie zu beschwören, ihrer Pflichten „gegen das Vaterland, gegen Kaiser und Reich“ eingedenk zu sein. Doch wiederum siegte die socialdemokratische Coalition. Stöckel erhielt 18 993, Friedrich Alfred Krupp 17 411 Stimmen.

Selbst eine Zahl der Krupp'schen Arbeiter hatte für den reichsfeindlichen Candidaten gestimmt. Es unterliegt keinem Zweifel, daß solche Erfahrungen die letzten Lebenstage Alfred Krupps recht verbittert haben.

Schon im Anfang des Frühjahrs 1887 begann er zu kränkeln. Die Kräfte des 75jährigen Greises nahmen von Tag zu Tag ab, und am 14. Juli 1887 erlöste ihn ein ruhiger schmerzloser Tod von seinen Leiden; nach 63 Jahren harter Arbeit und schwerer Sorgen machte der große Essener Meister endlich Feierabend. Bis zum letzten Augenblick hat er an seine Arbeiten gedacht. Wenige Tage nach seinem Tode veröffentlichte sein Sohn und Nachfolger eine Bekanntmachung, daß er, „in Uebereinstimmung mit einem vom Vater gehegten Wunsche“ ein Kapital von Einer Million Mark ausgesetzt habe, dessen Erträge ausschließlich den Arbeitern der Fabrik und ihren Angehörigen zu Gute kommen sollen. Ihr Gegenstück erhielt diese Stiftung durch eine Gabe von 500 000 Mk., welche Friedrich Alfred Krupp an demselben Tage der Stadt Essen für wohlthätige Zwecke aussetzte.

Es sind im Laufe dieses Artikels mehrfach Zahlen angegeben, die für die Entwicklung des Krupp'schen Etablissements bezeichnend waren. Dieselben in möglichster Kürze zu resumiren dürfte zum Schluß nicht ohne Interesse sein. Beim Tode des Vaters 1826 zählte die Fabrik 4 Arbeiter, 1848 als Alfred Krupp das Werk auf eigene Rechnung übernahm 74; 1864, 20 Jahre später, 6317, und 1888: 20,960! Der Besitzstand der Fabrik hielt selbstverständlich Schritt mit dem Zuwachs der Arbeiter. Derselbe bestand 1826 in 2 Hektar 90 Ar 50 Qu. M.; 1888 in 333 Hektar, 86 Ar 54 Qu. M., oder 1307 Morgen 12 Ruthen. Den Umfang des Werkes und der dazu gehörigen Gruben und Hochofen-Anlagen bezeichnen schlagend folgende Zahlen. Es befinden sich in Thätigkeit: 1195 Oefen verschiedener Construction, 286 Dampfkessel, 92 Dampfhammer von je 200 bis 100 000 Pfund Gewicht; 370 Dampfmaschinen von je $\frac{1}{2}$ — 2500 Pferdekraft, im Ganzen circa 27 000 Pferdekraft; 361 Kräne mit Tragfähigkeit von zusammen 6 439 400 Pfund. Der tägliche Verbrauch kommt auf 2735 Tonnen Kohlen und Roaks, 18 716—26 764 cbm. Wasser, 13 500—49 000 cbm. Leuchtgas. An Bergwerken besitzt die Firma Krupp zwei Kohlenzechen, 534 Eisensteingruben in Deutschland, und sehr bedeutende Gruben in Spanien. Es werden täglich 1200 Tonnen Erz gefördert, von denen die spanischen 400 Tonnen liefern. Für den Transport der spanischen Erze besitzt die Firma 4 eigene Seedampfer von im Ganzen 6100 Tonnen Gehalt. Auf den Kohlengruben befinden sich 32 Dampfmaschinen von zusammen 2250 Pferdekraft, die täglich 2100 Tonnen Kohlen zu Tage fördern.



Lieder aus dem Dimbovit̃athal.

Aus dem Volksmunde gesammelt von Helene Vacareșco.

Deutsch von

Carmen Sylva.

Das schwarze Herz.

Ein Herz, das war ganz schwarz, das arme,
Und gar nichts konnte weiß es machen.
Das arme schwarze Herz bat ganz umsonst,
Die Turteltauben möchten im Vorüberfliegen
Darauf die weißen Flügel fallen lassen.
Umsonst. Das Herz blieb schwarz.
Dann bat den Mond es, lang' es anzusehen,
Und sehr lang', so lang er konnte, sah der Mond es an.
Umsonst, das arme Herz blieb schwarz.
Mit seinem Wasser hat's der Fluß gewaschen,
Zusammen mit den Kiesel'n.
Der Regen fiel darauf wie auf das Korn —
Umsonst. Die Sonne war voll Mitleid sehr
Mit seiner Schwärze.
Da kam einmal ein anderes Herz,
Ein glücklich Herz; denn es war weiß.
Es kam heran zum schwarzen Herzen
Und rührt' es an.
Da brach das arme Herz entzwei!
Doch eh' es brach, war's weiß geworden,
Und alle seine kleinen Stücke,
Die waren weiß, wie Turteltauben.

Ein Herz, das war ganz schwarz, das arme,
Und gar nichts konnte weiß es waschen.

Der Kuß der todten Gattin.

Ballade.

Die Blumen fürchten vor dem Rauhreif sich,
Und nur die Sterne seh'n der Blumen Tod bei Nacht.

Es ging ein Mann des Wegs dahin,
Wie traurig war der Mann!
Sprich, Schwester, wer ist jener Mann,
Der also traurig ist auf seinem Wege?

Vergangne Nacht stand eine Todte auf
Aus ihrem Grabe,
Weil schön war jene Nacht.
So glücklich war die Todte,
Als sie die Erde wiedersah,
Daß sie auf ihrem Wege Alles küßte!
Die Blumen an des Grabes Rand —
Davon sind alle Blumen weiß geworden.
Danach hat sie den alten Brunnenrand geküßt —
Und deutlich fühlte da der Brunnen,
Daß ein Stein in seine Tiefe sank,
Seit jener Todten Kuß.
Dann ist die Todte auch dem Mann begegnet,
Der bei der Nacht aus seinem Haus gewandert,
Weil schön die Nacht war.
Und auf die Lippen hat die Todte auch den Mann geküßt.

Wenn durch das frisch gemähte Heu der Wind fegt,
Dann trauern alle Hälmlin, nicht zu stehen,
Des Windes Wandern noch zu fühlen.
Und in dem Flusse liegt ein Stein.
So lange ist der Fluß darüber hingeflossen,
Daß nun auswendig kann der Stein
Des Flusses ganze Lieder.
Und wenn das Gras sehr hoch ist,
So reicht es allen Mägdlein bis zum Gürtel.

Und auf die Lippen hat die Todte auch den Mann geküßt,
Nun kann er nicht mehr essen, nicht mehr trinken,
Seit jener Todten Kuß.
Des Schlafes Kuß küßt nicht mehr seine Stirne
Seit der Todten Kuß.
Und schlief er ein, so wollte Keiner ihn
Mehr schlafen sehen
Seit der Todten Kuß.

Doch sagt er nie: O Todte! Todte!
Warum hast Du die Lippen mir geküßt?
Ich kann nun nimmer essen, nimmer trinken
Seit Deinem Kusse!

Er spricht: Dir murmle sanft das Gras
 Auf Deinem Grabe,
 Als ob darein die Vögel sängen,
 Und mögest lange in Erinnerung
 Die Erde Du behalten.
 Dein Haus, das Weinen, das Dich hat beweint,
 Das Klagen, das um Dich geklagt,
 Dein Staub soll fruchtbar sein
 Wie meiner Mutter Eingeweide,
 Und möge sich die Erde freuen,
 Daß Deinen Staub sie hat.

Und auf den Lippen hatte er der Todten Kuß.
 Seitdem kann er nicht essen mehr, nicht trinken
 Für alle Zeit.

Die Blumen fürchten vor dem Reife sich,
 Und nur die Sternlein seh'n der Blumen Tod bei Nacht.

Der junge Heiduck.

Componirt von August Bangert.

Die Nacht, die kennt mein Lied
 Und hat's den Sternelein gesagt.
 Und die Sterne finden es so schön,
 Daß jede Nacht sie wiederkehren,
 Mein Lied von mir zu hören.

Siehst Du auf der braunen Erde,
 Wie das grüne Korn wächst?
 Nein, Du siehst es nimmer wachsen,
 Und es wächst dennoch.
 So die Lieb' im jungen Herzen.

Der Heiduck hat auf den Lippen
 Noch der Liebsten Kuß,
 Und es wollte gleich der Wind ihn rauben,
 Fort ihn tragen mit den todten Blättern.
 Und der Wind sprach also:
 Gieb mir ihren Kuß! Ich will
 Ein Blümlein daraus machen.
 Sprach die Nacht: Gieb mir den Kuß,
 Ich will ein Sternlein daraus machen.
 Doch der Heiduck, der sprach:
 Der Kuß von meiner Liebsten
 Ist in's Blut mir eingedrungen,
 Auf meinen Lippen will ich ihn bewahren,
 Nimmer geb' ich ihn heraus.
 Der Heiduck durchschweifte ganz die Erde

Mit dem Kusse,
In die Dörfer ging er,
Wo im Kreis die Mägdlein tanzen;
Unter Brücken sah er Flüsse fließen,
Unter Sonnenschein und Mondenlicht;
Bis in eine weiße Aue,
Weiß, als hätt' es Curteltaubensfedern
Dort geregnet.
Da ist er der weißen Frau begegnet,
Die hat ihm der Liebsten Kuß genommen,
In den Gürtel ihn gesteckt gleich einer Blume.
Auf die Erde hat da der Heiduck sich hingelegt,
Weil die weiße Frau in weißer Aue
Von den Lippen ihm geraubt der Liebsten Kuß.

Mein Lied, das kennt die Nacht
Und hat's den Sternlein gesagt.
Und die Sterne finden es so schön, mein Lied,
Daß sie allnächtlich wiederkehren,
Wenn ich singe!

Heiduckengesang.

Ich sage den Wäldern, was ich im Traum geseh'n,
Und die Wälder hören so gern meines Traums Erzählen,
Lieber als süßen Vogelgesang,
Lieber als Blätterrauschen.

Die Hütten wollten mich halten;
Denn offen waren die Fenster,
Und der Mägdlein Lächeln, das sah ich darin,
Doch ich bin der Heiduck, mir ist die Weite lieb
Und meines Kenners Galopp.
Im leuchtenden Sonnenschein
Hat mich die Mutter geboren,
Und hätt' ich nimmer geliebt,
Wie wär' ich noch fröhlich!
Ich singe zur Stunde des Mondaufgangs,
Ich kenn' die Geschichten der Alten
Und lasse tanzen die Jungen
Zu meinen Geschichten.
Denn ich habe ein seltsames Weib geliebt,
Die kommt jede Nacht und küßt mir die Stirne
Und fragt mich, ob ich sie liebe.
Sie trägt in dem Gürtel ein Messer,
Und ihre Augen, die funkeln wie Dolche.
Weiß ist die Hand, wie der Schleier der Braut,
Doch nimmer vernahm ich die Stimme.

Doch weiß ich, sie fragt mich,
 Ob ich sie immer noch liebe.
 Ihr's zu beweisen, geb' ich ihr schnell meinen Gürtel
 Und meine Pelzmüh' mit Federn geschmückt,
 Meinen gestickten Mantel,
 Die glänzenden Dolche,
 Und selbst meine Lieder, die geb' ich ihr hin.
 Die Lieder, eins nach dem andern;
 Doch die lustigen machen sie lächeln nicht,
 Und die traurigen machen sie traurig nicht.
 Dann geht sie von hinnen und über den Fluß
 Auf den Steg, der sich unter dem Schritte biegt,
 Und die Weiden neigen vor ihr sich,
 Wenn sie vorübergeht.
 Und Morgens da liege ich zitternd und arm,
 Denn sie hat Alles genommen,
 Selbst meine Lieder —
 Und dennoch fragt sie mich immer,
 Ob ich sie liebe.

Ich sage den Wäldern, was ich im Traum geseh'n,
 Und die Wälder lieben des Traums Erzählen,
 Mehr als der Vöglein Lied,
 Mehr als der Blätter Rauschen.

Kinderlos.

Die Kinder schlafen um die Herde tief,
 Gott segnet Kinderschlaf,
 Und ihre Träume sind wie gold'ne Blumen.
 Ihr Kinderträumeblumen,
 Euch segnet Gott.

So viele Dinge wüßt' ich ihm zu sagen,
 Und ich bin ganz allein.
 In jedem Laut, auf den ich horche,
 Vernehm' ich seine Stimme nur.
 Und wenn mein Gatte fortgeht,
 Den Mais zu häufeln,
 Dann bleib' ich ganz allein und weine,
 So, wie Wittwen weinen.
 Denn ach! ein kinderloses Weib erweckt
 In Wittwen Mitleid noch,
 Und Wittwenthränen trocknen
 Vor der Kinderlosen Thränen.
 Doch alle Thränen, die sie weint,
 Gott zählt sie nicht,
 Weil sie kein Kind hat, ihr vom Antlitz sie zu trocknen.

Und ihre Tage zählt nicht Gott,
 Weil er kein Kinderlächeln hat hineingethan.
 Und einsam wird auch ihre Sterbestunde,
 Kein Kind ist da, sie zu verschönen.
 Und unbekannt bleibt auch ihr Grab,
 Der Kinder Schritte machen Pfade zu dem Grabe.
 Und unerhört bleibt ihr Gebet,
 Kein Kind ist da, zu sagen: Mutter, bete!
 Mein Fluch wird mich erdrücken,
 Kein Kind ist da, zu sagen: Mutter, fluche nicht!
 Was Eingeweide hat, muß mich versteh'n,
 Doch ich verstehe nicht die Lust der Eingeweide.
 Das Leben hat für mich ein tief Geheimniß mehr
 Als für die Andern.
 In Freude ist es ärmer.
 Ich bin viel trauriger als Wittwen.
 Und Wittwen schämen sich,
 Vor mir zu weinen.
 Und alle Schmerzen, wenn sie mich erblicken,
 So flüstern sie zusammen:
 Schweigt! Dort ist sie!

Die Kinder liegen schlafend um die Herde,
 Gott segnet Kinderschlaf,
 Und ihre Träume sind wie gold'ne Blumen.
 Ihr Kinderträumebumen,
 Euch segnet Gott!

Ich bin zufrieden.

Ich hatt' eine Spindel von Haselholz,
 Die Spindel fiel bei der Mühle in's Wasser,
 Und nimmer brachte das Wasser sie wieder.

Als sterben sollte der Soldat, da sprach er:
 Ich bin zufrieden!
 Sagt meiner Mutter nur im Dorf
 Und meinem Liebchen in der Hütt',
 Sie sollen für mich beten und die Hände falten.
 Sie gruben auf dem Schlachtfeld ihm sein Grab.
 Und roth war ganz die Erde,
 Darein sie ihn gelegt.
 Die Sonne sah ihn an und sprach:
 Ich bin zufrieden.
 Die Blumen wuchsen dicht auf seinem Grabe,
 Und freuten sich, darauf zu blühen.
 Und wenn der Wind durch hohe Bäume brauste,
 Dann fragt' aus Grabesgrunde der Soldat:
 War das wohl Fahngesatter?

Nein, sprach der Wind, mein tapfrer Held,
 Nein, Du bist todt im Kampfe, doch die Fahne
 Gewann den Tag. Und Deine Kameraden,
 Die haben froh sie fortgetragen.
 Dann sprach vom Grabesgrunde der Soldat:
 Ich bin zufrieden!
 Dann hörte er der Heerden Wandern
 Und der Hirten
 Und fragte: Ist das Schlachtgedröhn?
 Nein, sprachen sie, mein tapfrer Held,
 Du bist todt, vorbei der Krieg,
 Dein Vaterland ist frei und glücklich.
 Da sprach aus Grabesgrunde der Soldat:
 Ich bin zufrieden!
 Dann hörte er der Liebenden Gelächter
 Und fragte: Sind das Stimmen Derer,
 Die noch mein gedenken?
 Nein, sprachen da die Liebenden,
 Mein tapfrer Held! Denn wir sind Jene,
 Die sich nicht erinnern; denn es kam
 Der Frühling, und die Erde lächelt,
 Die Todten müssen wir vergessen.
 Dann sagte der Soldat aus Grabesgrund:
 Ich bin zufrieden.

Ich hatte eine Spindel fein von Haselholz,
 Die Spindel fiel in's Wasser bei der Mühle,
 Und nimmer brachte mir das Wasser sie zurück.

Hoffnungslos.

Ich schaute in den Nebel, voll Furcht ward mir die Seele,
 Der Nebel sprach: Ich weine um die Sonne.
 Wir saßen unterm Zelte,
 Der Hoffnungslose kam und setzte sich zu uns.
 Da sprachen wir: Sahst du die Ebne nicht
 Und auch die Berge?
 Er sprach: Ich habe sie gesehen.
 Er zeigte seinen Mantel uns
 Und auch sein Hemde.
 Zerrissen war das Hemd an seines Herzens Stelle,
 Durchstoßen war die Brust an seines Herzens Stelle,
 Das Herz war fort.
 Er bebte nicht, als wir den Ort betrachteten,
 Wo's Herz verschwunden war,
 Er ließ uns schauen.
 Der Hoffnungslose lächelte,

Weil wir erblickten,
Und sang uns Lieder.
Wir haben ihn beneidet, daß er singen konnte,
Noch ohne Herz, zu leiden, was er sang.
Und als er ging, warf er den Mantel um die Schultern,
Und die ihm nun begegnen, ahnen nicht;
Daß an des Herzens Statt das Hemd zerrissen ist,
Daß, wo das Herz war, die Brust durchstoßen ist,
Und daß das Herz verschwunden.

Ich schaute in den Nebel; mir ward voll Furcht die Seele.
Der Nebel sprach zu mir:
Ich weine um die Sonne.

Zwiegespräch.

Zwei Blumen hatt' ich. Eine wurde welk,
Die andre trauert ihrer Schwester nach.
Was zitterst Du, Gevatterin?
Ich sah vorübergehen Einen,
Und doch war's nicht ein Wanderer.
Wer war's, daß Du so bebest?
Es war das Kind, es war das Kind,
Das Kind, das ich im Leibe trage.
Es hat den Leib verlassen, eh's geboren ward,
Die Erde anzuschauen.
Gevatterin! Gevatterin! Das war ein Traum!
Zwei Blumen hatt' ich. Eine wurde welk,
Die andre trauert ihrer Schwester nach.
Nun wird's so traurig sein in meinem Leibe,
Weil es die Welt gesehen.
Ich sah, wie bleich ich bin, weil ich es trage.
Es sah die Erde triefen von der Menschen Schweiß,
Und daß die Erde Menschenstaub bedeckt.
Gevatterin! Gevatterin!
Das wird es all vergessen,
Sicht es den Sonnenschein!

Zwei Blumen hatt' ich. Eine welkte,
Die andre trauert ihrer Schwester nach.





Adamantios Korais als Zeuge der französischen Revolution.

Ein Blatt der Vorerinnerung zur hundertjährigen Wiederkehr der Revolutionstage

von

Walter Bormann.

— München. —

Die Revolutionen können allein nach der Veruhigung der Leidenschaften und gemäß ihren fernen Wirkungen beurtheilt werden. Adamantios Korais.



it rauschendem Jubel, mit Festlichkeiten in riesenhaftem Maßstabe rüstet sich die französische Nation, die hundertjährige Wiederkehr ihrer Revolutionstage in diesem Jahre zu feiern. Die republikanische Partei ist gewohnt, diese Tage als den Anfang der Volksfreiheit, als den Grenzstein eines die Menschheit beglückenden Zeitalters zu betrachten. Aber nicht bloß in Deutschland, sondern in Frankreich selbst hat die ernstere Geschichtsforschung längst die Hohlheit und Unfruchtbarkeit jener Revolution dargethan, und mehr und mehr fängt man zu begreifen an, daß durch dieselbe nichts so geschädigt wurde, wie echte Bildung und echte Freiheit.

Adamantios Korais, jener stille griechische Weise, der in schlichter Geistesgröße jede Tyrannei verabscheute und soviel zur Wiedererweckung der Freiheit seines Volkes beitrug, war von Anfang an Zeuge der französischen Revolution und hat sie in einer Reihe von Briefen, die er an seinen Freund Lotos in Smyrna richtete, beschrieben. In der von einer eigenen Commission zu Marseille nach seinem Tode veranstalteten Sammlung seiner nachgelassenen Schriften haben auch jene Briefe, die bereits

vorher griechisch und in französischer Uebersetzung *) herausgegeben waren, vollständig ihre Stelle gefunden. Mahnend wollen dieselben wieder in Erinnerung bringen, was sie zu lehren und zu warnen haben. Nicht das Neue an sich ist es, was ihnen den hauptsächlichsten Werth verleiht, sondern die lebhafteste Mitempfindung, die Spannung, die Beurtheilung von Seiten eines seltenen Mannes, der wie wenige die wahre Freiheit liebte.

Adamantios Korais war in Smyrna als der Sohn eines Kaufmannes geboren am 27. April 1748. Sein Vater, der wie damals alle Einwohner Smyrnas ohne gelehrte Bildung war, aber Schärfe und Klarheit des Urtheils besaß, nahm die angesehenste Stellung im Rathe der Stadt ein. So kam es, daß Adamantios Rhysios, ein gelehrter Chier, eine seiner vier Töchter, die er in Ermangelung von Söhnen mit vielen Kenntnissen ausgestattet in einer Zeit, da in Smyrna keine Frau lesen und schreiben konnte, diesem Manne mit Hintansetzung viel Reicherer freudig zur Gattin gab. Was dem Vater selbst an Kenntnissen verjagt war, wandte derselbe mit allen Mitteln dem Sohne zu, und die Kosten, die er zur Beschaffung neuer Kleider ihm schwer bewilligte, versagte er ihm nicht für die Pflege seiner Bildung.

Die Stockprügel des griechischen Schulmeisters, die seinen jüngeren Bruder abschreckten, erduldet Adamantios Korais standhaft aus Vernbergierde und trug, da er von den Enkeln des Rhysios zuerst die Schule verließ, die kleine Bücherei seines Großvaters als Lohn davon. Ganz ebenso hat er sein Leben lang für Bildung und Wissenschaft gelitten. Von seinem dreizehnten Jahre begann das Schicksal immer deutlicher das Bitterste und Schwerste über ihn zu verhängen, so daß er später den Ausspruch thun konnte, er habe nie erfahren, was eigentlich Glück heiße. Von diesem Alter bis zum zwanzigsten Jahre litt er an ununterbrochenem Blutspeien, von da bis zum sechzigsten Jahre suchte ihn dasselbe Uebel in Pausen heim, und darüber hinaus hat dann noch der Greis 25 Jahre gelebt! In diesem siechen Körper aber wohnte die ungewöhnlichste Kraft der Empfindung und Leidenschaft. Als in Smyrna der Knabe für seinen erregten Wissensdurst keine Befriedigung fand, da schon erwachte in ihm jener unauslöschliche Haß, der ihn sein Leben lang nicht verlassen hat, gegen die, welche seine Stammesbrüder in den elenden Zustand der Unbildung gestürzt hatten, gegen die türkischen Unterdrücker. Man weiß es nicht, ob der Haß diese Lebenskraft mehr erschüttert oder mehr gesteigert habe. Bei seinen Beschäftigungen mit Sprachen und gelehrten Studien entging er glücklich dem Zwange, das Lateinische von den Jesuiten, die sonst die einzigen Lehrer dieser Sprache waren, erlernen zu müssen, da der Widerwillen gegen den Papismus längst zum Erbtheile seiner Familie gehörte, wie er in einem besonderen Gedichte des Rhysios Ausdruck gefunden

*) Uebersetzt von St. Queux de St. Hilaire, Paris 1835.

hatte. Bernhard Reun, Geistlicher beim holländischen Consulat und selbst Holländer, ward sein Lehrer im Lateinischen, um dagegen von ihm die Aussprache des Griechischen zu lernen. Die Dankbarkeit, welche Adamantios Korais mit diesem Freunde verband, war schrankenlos; keinen Menschen hat er je geliebt wie ihn, und stets von Neuem preist er die Selbstlosigkeit der vielen von ihm empfangenen Wohlthaten.

Aber nicht die gelehrte Bildung, sondern der Kaufmannsstand war es, für welchen der Vater ihn bestimmt hatte zur Fortführung des von ihm betriebenen Seidenhandels. Als er für diesen Beruf 1772 auf einem dänischen Schiffe über Livorno nach Amsterdam fuhr, erfüllte doch seine Seele nichts anderes als die Sehnsucht nach den europäischen Bildungsstätten. Von der Küste, von welcher aus dem Morgenlande dereinst dem griechischen Culturleben so reiche Quellen zufließen, zog nun der Mann aus, der umgekehrt seinem Volke die verloren gegangene Bildung aus dem Abendlande zurückerstatten sollte. Während eines sechsjährigen Aufenthaltes in Holland ließ ihn das Glück wieder vortheilhafte Gelegenheit zur weiteren Ausbildung finden, und dann kehrte er nur mit schmerzem Herzen in die unterdrückte Heimat zurück. In Venedig hemmte er den ganzen Winter 1778 seine Rückkehr, in der Hoffnung, nach Frankreich gehen und Medicin studiren zu dürfen. Und was trieb ihn zu diesem Studium? Keine entschiedene wissenschaftliche Neigung, sondern stolze Rücksicht auf seine Feinde: er wußte, daß nur Aerzte von Türken anständig behandelt wurden. Die Eltern indeß verlangten seine Ankunft. Als er nun den Heimatboden betritt, was findet er? Die schaurigste Verwüstung! Die Erde selbst noch hatte sich aufgelehnt gegen die Unglücklichen, die das Joch der Fremden trugen, als wolle sie nicht länger von Sklaven getreten sein. Erdbeben und Feuersbrunst hatten gewüthet, und das elterliche Haus lag in Trümmern. Auf den ebenso fein wie heftig fühlenden Geist des Adamantios Korais wirkte dies Schreckniß furchtbar. Wahnsinnig wäre er geworden, wie er selbst betheuert, wenn er nicht an Reun wieder eine Stütze gehabt hätte. Was dieser uneigennützigte Wohlthäter für ihn mit Geldmitteln früher und später und mit der Drucklegung seiner ersten Arbeit gethan hat, ist nicht dessen höchstes Verdienst. Er drang in seine Seele ein und hielt und leitete sie. Vier Jahre lang verkehrte Korais fast ausschließlich mit ihm und ging lange Zeit auf das Land, um nur die Türken nicht zu sehen.

Keine Versprechungen, keine lockenden Aussichten konnten ihm inmitten seines zertretenen Volkes Frieden schenken; und da endlich die Eltern in seine Abreise willigten, fuhr er im October 1782 über Livorno und Marseille nach Montpellier. Die Kunde vom Tode beider Eltern eilte ihm aus der verlassenenen Heimat nach. Und wie viele Mühe und Noth und Sorge um das tägliche Brod erwartete ihn hier! Er bewies außerordentlichen Eifer und Fleiß, seine wissenschaftlichen Arbeiten und seine

Promotionschrift*) erregten Aufsehen, er wurde Mitglied der Akademie, sein redlicher Charakter trug dazu bei, ihm Freunde zu erwerben. Alles das gewährte ihm in dem harten Lebenskampfe einigen Trost, dessen er gar sehr bedurfte. Hier ist es Zeit, der tiefen innerlichen Dankbarkeit für jede gute Gabe des Schöpfers zu gedenken, des stillen echten Glückes, das die Welt nicht geben und nicht nehmen kann, welches in diesem Herzen keimte. Alles, was weich und bequem ein Leben bettet, besaß Korais nicht, keine trauliche Zuflucht nach dessen Mühseligkeiten. Ohne Heimat war er im fremden Lande, er war arm und von dem Erlöse des wiedererbauten Vaterhauses spärlich ausgestattet; von selbstlosen Wohlthätern hie und da unterstützt, war er sonst genöthigt, mit seinen Arbeiten sich einen Unterhalt zu verschaffen und Uebersetzungen und mancherlei Aufträge zu übernehmen, die ihm am ersten hierzu verhalfen. Immer aber blieb sein Weg auf ein erhabenes Ziel gerichtet: das Vaterland, das er nicht besaß, das seine Stammesgenossen nicht besaßen, er wollte es in der Fremde wiedererobern! Nachdem er den medicinischen Beruf bald aufgegeben, wurde es seine unermüdlche Lebenssorge, das alte Schriftthum der Hellenen seinem Volke neu zurückzugeben und damit die Schätze seiner Bildung, seiner Sprache wie sein Eigenstes demselben zu erstatten, wie ein Erbtbum des reichen Verwandten, von dem der arme Hungernde nichts wußte. Anstatt ihn auf die vaterländischen Fluren zurückzurufen, fesselte sie ihn dauernd in der Fremde. Er siedelte bald von Montpellier nach Paris über und konnte der Hilfsquellen, welche Europa seiner ernsten, freien und befreienden Geistesarbeit bot, nicht enttrathen. Nie hat er Griechenland wiedergesehen; auch seinen Siegesruf, sein Jauchzen nach vollbrachter Befreiung vom Türkenjoch hat er nur über weite Meere im engen Studirzimmer vernommen.

Seiner ernsten Sendung brachte er auch ferner Opfer auf Opfer. Er blieb unvermählt, und als man ihm einträgliche Stellen und Professuren anbot, schlug er sie aus, weil er befürchtete, in seiner wichtigsten Thätigkeit gestört zu werden. Es erschien von ihm eine lange Reihe von Ausgaben des altgriechischen Schriftthums, und mit eigenem Stolge schrieb er zu allen Bänden seiner „griechischen Bibliothek“ Vorwort und Anmerkungen in seiner neugriechischen Muttersprache, in welcher er unausgesetzt seine Landsleute ermahnte und zu Bildung und Freiheit aufrief, außerdem aber, wie er selbst sagt, den europäischen Gelehrten zeigen wollte, daß das Volk, das sie verachteten, seiner Fähigkeiten und Leistungen sich nicht zu schämen brauche. Seine Mühe krönte der Erfolg; mit vielen der ersten Gelehrten Frankreichs, wie Clavier, Chardon de la Rochette, Villosion, Thurot, trat er in nahen Verkehr, und sein Name hatte in ganz Europa bald den besten Klang.

Noth aber und Krankheit blieben seine steten Begleiterinnen, und dazu bedrückten noch ganz Frankreich Hungerelend und entsetzliche Zeiten. 1796

*) Synopsis pyretologiae. Montpellier 1786.

konnte dieser hochstrebende Mann nur eine Unze Brot täglich zur Fristung seines Lebens aufwenden. Anstatt seine Bibliothek vermehren zu können, mußte er einen Theil derselben verkaufen, und es ging ihm auch für seine wissenschaftliche Arbeit das Nothwendigste ab. Die Selbstbefreiung der Griechen, die er so heiß ersehnte, kam dreißig Jahre früher, als er es wünschte*); aber sie verschönte noch seinen Lebensabend und machte ihn stolz und glücklich.

Am 6. März 1833 that er einen Fall vom Stuhl; an den Folgen desselben starb er am 25. März, beinahe 85 Jahre alt. Er wiederholte sich oft den 136ten Psalm mit den Geboten der Gottesliebe und Vaterlandsliebe. „Vaterland“ war sein letztes Wort, und sein letzter Blick hob sich zum Bilde des Demosthenes, das über seinem Lager hing. Auf dem Friedhofe Mont-Parnasse zu Paris wurde über seinem Grabe seine Büste aufgerichtet, die uns aus einem seiner Selbstbiographie hinzugefügten Nachbilde bekannt ist. Korais war äußerst häßlich, ebenso häßlich wie Voltaire, freilich war der Kopf auch ebenso geistreich; und sehr verschieden von dem Eindrucke der Voltaire'schen Züge wirkt die Menschengüte, das friedliche Wohlwollen, das aus dem ernststen Antlitz des Korais dem Beschauer entgegenlächelt.

Die Griechen haben seinem Andenken immer größere Ehren erwiesen. Sie haben seine Gebeine nach Athen überführt und ihm dort ein Denkmal errichtet. Der *ὄλλοτος Ἑλληνικός*, der die Herausgabe der alten Literatur sich zur Aufgabe machte, ist zu seinem Gedächtnisse gestiftet worden, und eine besondere Abtheilung wurde für die Veröffentlichung seines schriftstellerischen Nachlasses und seiner Briefe niedergelegt. Die Lebensarbeit von Korais ist es gewesen, eine Saat der Zukunft für sein Volk auszustreuen, einer langen, frohen Zukunft; noch viel fehlt daran, daß alle diese Saaten aufgegangen wären, und nur die Griechen selbst können, wenn sie jene Samenkörner in sich wachsen und gedeihen lassen, sie zur Reife bringen, indem sie abgewandt von der Selbstsucht und Niedrigkeit des rohen Marktes über Alles ehren, was Korais ehrte: Gerechtigkeit, Nächstenliebe und edle Bildung! Er hat ihnen die größten Aufgaben gestellt für die Ausbreitung eines wahrhaft geistigen Lebens und bürgerlicher Pflichten. Nicht mit leerer Verherrlichung seines Namens, nur durch die That kann man dafür ihm Dank erstatten. Korais war kein Schwärmer. Von der natürlichen Biegegewandtheit seines Volkes, die sich in grauer Vorzeit im Typus des Odysseus ausprägte, hatte auch er sein Theil empfangen, und sein Blick für die Welt ist oft erstaunlich klar und scharf. Der Wahrspruch seines Lebens, den er bei jeder Gelegenheit anführt, war ein Wort des Epicharmos: „Nüchtern sei, gedenk des Argwohn's; dieses macht den Geist gelenk.“

Gegen Ueberhebungen und Mißachtungen war er trotz seiner angeborenen Zartheit fast unverföhnlich.

*) Man vergleiche hierzu die auf S. 73 und 74 unten mitgetheilten Aeußerungen.

Für ihn muß man es als eine Gunst der Umstände erkennen, daß sein Schicksal ihn gerade nach Frankreich führte, denn es gab keinen Ort in ganz Europa, der an geistiger Regsamkeit in jener Zeit mit der französischen Hauptstadt wetteifern konnte. Was war damals Deutschland trotz der großen Dichtung, die bei uns schon erblühte? Das geistige Leben in Frankreich war Bewegung im vollen Sinne des Wortes; es äußerte unmittelbar seine Wirkung auf die Geister eines großen Volkes. Von allem Glanze umgeben, war es vielleicht an nachhaltiger Kraft deshalb geringer, aber für den Augenblick war es eine Macht, die sogar in beispielloser Weise von dem öffentlichen Bewußtsein der Nation Besitz ergriff. Diese reißende politische Hochfluth, in der das ganze Geistesleben der Franzosen dahintrieb, war mit den dort sich zusammendrängenden Bildungsschätzen für Korais, den künftigen Meister und Lehrer seines eigenen Volkes, eine unschätzbare Schule. Den glühenden Verehrer der Freiheit ließen die Verzerrungen der Freiheit, die er bei einem hochbegabten Volke sah, das lichte unentstellte Bild derselben nur klarer in seiner Seele entdecken. Durch die bestimmteste Verneinung, die ihm entzungen werden konnte, wurde er dazu geführt, die Wahrheit in sich selber zu begründen, und mit welchen politischen Lehren er selbst dann seinem Volke den Weg zur Freiheit wies, wollen wir am Schlusse in aller Kürze andeuten.

Sogleich muß aber gesagt werden, daß Korais fern davon war, schon beim Beginne der Revolution oder auch nur während ihrer ersten Jahre daselbe Verdammungsurtheil abzugeben wie späterhin. Im Gegentheil riß das Ungeheuere der Ereignisse mit dem Zuge der Größe, den es verbreitete, gewaltiam zuerst seine Seele mit sich und ließ ihn das Verabscheuenswerthe zu sehr übersehen; in derselben Weise, wie Deutschlands edelste Geister, Klopstock, Herder, Schiller, Jean Paul, auch Goethe, lange geblendet wurden. Wenn er sogar schwerer und später als die Deutschen zu heilen war, so erwäge man, daß er durch die unmittelbare Nähe der Begebnisse in der fiebernden, tobenden Hauptstadt sicherlich viel weniger aufgeklärt, als betäubt und selber berauscht werden konnte. Sein, wie oben schon angeführt, ihm von den Vorfahren bereits überlieferter Haß gegen den Papismus trug, da die Revolution jedenfalls nichts so kennzeichnete wie die Feindseligkeit gegen die entartete katholische Kirche, lange dazu bei, ihn in der allgemeinen Strömung mit fortzureißen. Das Priesterunwesen der griechischen Kirche mit dem der abendländischen vergleichend schrieb er als Greis: „Die lange Knechtschaft mußte, indem sie die Bildung des Volkes vernichtete, nothwendig den Klerus verderben und unsere religiöse Gesinnung zerstören; trotzdem ist alles Fehlerhafte dort verglichen mit den Mißbräuchen der päpstlichen Kirche wie einige Wassertropfen verglichen mit dem Meere.“ Er schreibt auch: „Die Franzosen betrachten heutzutage den Katholicismus als eine der thörichtesten Religionen der Welt, und es wird mir nicht überraschend erscheinen, wenn sie sich ganz und gar von Rom trennen.“ Nach

dem Walten der stolzen, weltflugen Cardinäle, nach allen Gunstbezeugungen der Curie für das mächtige Königthum, nach der Pariser Bluthochzeit und dem Glaubenswechsel des volksbeliebten Königs, nach der Aufhebung des Edictes von Nantes war dies das Bild der Kirche, das Korais in Frankreich kennen lernte! So urtheilte ein Mann, der, obgleich er in dem von dem Materialismus eines La Mettrie beherrschten Lande Medicin studirte und den frechen Atheismus der Revolution miterlebte, seinen Glauben an eine allwaltende Vorsehung nicht einen Augenblick verlor und ihn unbewußt alle seine Betrachtungen durchdringen läßt.

Ueber die Franzosen im Allgemeinen finden sich bei Korais die verschiedensten Ausprüche. Während er die Fortschritte in der Cultur, die Liebenswürdigkeit und Anmuth des geweckten Volkes wiederholt bewundert und sie mit den Athenern vergleicht, geißelt er ihre Flatterhaftigkeit und nennt sie auch darin den Athenern gleich und „würdig alles dessen, was der Römer Aristophanes gegen den Leichtsinn jener geschrieben hat.“ Indem er zugiebt, daß die Franzosen die Ruhmeshöhe der alten Griechen erreicht hätten, schreibt er: „Sie selbst wissen das und brüsten sich und überheben sich sehr, die Griechen übertroffen zu haben; denn die Franzosen haben außer vielen Gaben der Natur und Erziehung auch den Vorzug, Narren und Schwindler zu sein.“ Ueber die Sittenlosigkeit der Franzosen hat er ebenso unerbittlich geurtheilt, wie Heinrich von Kleist und Georg Forster, welche Beide am Ausgange des vorigen Jahrhunderts gleichfalls Paris besuchten. Er meint: „Freiheit ohne Tugend kann niemals bestehen, die Einwohner von Paris aber sind durch und durch verderbt und ihr einziges Heil beruht in einer Aenderung der Sitten.“ Außerdem aber fühlt er sich in seinen Gefühlen als Grieche oft verletzt. So klagt er in einem Briefe an Chardon de la Rochette, „überall in Europa habe er seine Hoffnungen getäuscht gefunden, nirgends Trost und Theilnahme mit dem Unglücke der Griechen. Zu Hause würde er gleichfühlende Herzen besessen und die Erinnerungen an Homer würden ihn beglückt haben. Was habe er gefunden? In England ein Parlament, eingebildet auf seine angebliche Freiheit, das im lächerlichsten der Widersprüche sich zu Gunsten der Negers erhitzte zur gleichen Zeit, da es seine Schiffe rüstete, um die Russen an der Vernichtung des blöden Tyrannen von Byzanz zu hindern; Franzosen, welche ihrer entstehenden Freiheit zum Hohne noch zu Gunsten der Türken sprechen, und den giftigen Peyssonel, der seine verbrecherische Feder benutzt, um die Wirkung zu vernichten, den auf die Gemüther die Schriften Voltaires und Volneys gegen die Türken haben konnten; ganz Europa als ruhige Zuschauerin der ruchlosen Theilung Polens, aber ängstlich erregt, sobald es sich um die kleinste Gefahr für den geliebten Verbündeten, den Türken, handelt! Er gesteht, daß er lieber in Rußland oder auf der Insel Malta wohnen möchte als in Paris, falls die Russen und Maltejer frei wären. „Bei ihnen allein hätte ich mich trösten können,

indem ich unaufhörlich jene in Gefangenschaft abführen sähe, die meine unglücklichen Landsleute in Ketten halten!" Wir sehen also, daß das Gefühl von Glück, welches er in Frankreich empfand, ein durchaus bedingtes war. Wußte er doch, wie fern von jedem Glück dies Land selbst sich befand! Und doch bekennt er: „Mein Unwillen wird niemals in meiner Seele die Erkenntlichkeit auslöschen, die ich allen denen schulde, welche mir Gastfreundschaft gegeben haben.“ Korais war eine ungemein dankbare Natur; aus bestimmten Vorfällen wissen wir, wie weit bei ihm das Pflichtgefühl des Dankes ging. Am Lebhaftesten war sein Dank gegen das Land, das ihm über ein halbes Jahrhundert Zuflucht bot, und in der von ihm selbst verfaßten Grabchrift nannte er Paris „ihm gleich theuer wie sein griechisches Geburtsland.“ Schon während der Revolution nehmen wir wahr, daß sein Herz mit den Schicksalen der Franzosen sich auf das Engste verflochten fühlte. Wir wollen nun von seinen brieflichen Aufzeichnungen einige der wichtigsten hier mittheilen, indem wir uns eine ausführlichere Wiedergabe und kritische Beleuchtung an anderer Stelle vorbehalten*).

Gleich vom ersten Ausbruch in Paris, der allgemeines Aufsehen machte, war Korais Augenzeuge. Er lustwandelte mit einem Freunde im Tuileriengarten, als die Soldaten des Prinzen von Lambesc, die für jede Gefahr von Versailles zur Aufrechthaltung der bedrohten Ruhe in die Nähe der gährenden Hauptstadt gezogen waren, mit den Bürgern in Zusammenstoß geriethen. Die gerichtlichen Erhebungen, auf welche G. Taine sich bezieht, ergeben mit höchster Wahrscheinlichkeit, daß sich dabei der Prinz sogar mit seltener Geduld benahm, und daß ein Mann, welchen er verwundete, die Drehbrücke sperren wollte, um die Soldaten abzuschneiden, und zugleich mit der anderen Hand das Pferd des Prinzen am Zaume packte. Uebrigens war die Verwundung ganz leicht. Korais ergreift hier Partei für den „unschuldigen und unglücklichen sechzigjährigen Greis, einen rechtschaffenen Bürger,“ der nach seiner Meinung nur spazieren ging. Das belegt sogleich schlagend, wie schwer es auch dem Gerechtesten wird, in aufgeregten Zeiten selbst Vorfälle, die man mit eigenen Augen sieht, richtig zu beurtheilen. Korais schreibt selbst einmal: „Das Ueble ist, daß wir bei solchen Schrednissen, ob auch in unmittelbarer Gegenwart, trotzdem die Wahrheit nicht ergründen können. Augen haben wir und sehen nicht, Ohren haben wir und hören nicht; bloß unser Mund redet sinnlos und urtheilslos, was weder das Auge sah noch das Ohr hörte.“ Korais schildert dann auch, wie in der Erregung sich das Volk bewaffnete, die Arsenale plünderte und innerhalb weniger Stunden der Bastille Herr wurde, die, wie man weiß, nicht sowohl überwältigt ward, als sich vielmehr gutwillig den Volks-

*) Demetrios Botos, an den diese Briefe gerichtet sind, bekleidete das damals angesehenen Männern zustehende Amt eines Vorfängers an der griechischen Hauptkirche zu Smyrna.

haufen und ihrer Gnade — welcher Gnade! — überlieferte. Jene beiden blutigen Häupter von Delaunay und Flesselles — Korais hat sie in der Gefolgschaft von Hunderttausenden auf langen Stangen einhertragen sehen, als er in das Café ging, um englische Zeitungen zu lesen. Er erzählt dann, wie die Nachricht der grausen Volkstriumphe das Heer des Prinzen von Lambesc vor den Thoren von Paris nach allen Seiten auseinander-sprengte, nachdem schon vorher, wie v. Sybel feststellt, die Unzuverlässigkeit der Truppen jeden entschiedenen Schritt dieses Führers verhindert hatte. „Als die Kunde nach Versailles gelangte, erschreckte sie den Hof, die Geistlichkeit und den Adel so sehr, daß sie zuerst die Zerstörung der Bastille nicht glauben wollten wie etwas Unmögliches. Als sie darauf durch zweite und dritte Curiere darüber wie über die Enthauptungen vergewissert waren und hörten, daß Paris sich in Bereitschaft setzte, des anderen Tages nach Versailles zu marschieren, wurden sie von solcher Feigheit übermannt, daß jene Nacht, wie man sagt, die ganze königliche Familie nicht in den gewohnten Gemächern schlief, sondern in einem Pavillon des königlichen Gartens; nicht weil sie daselbst sicherer waren, sondern weil die Furcht sie außer sich selbst setzte und sie nicht mehr wußten, was sie thaten. Raum graute der Tag, da wurde das Sprichwort wahr: ‚Du trittst mich, ich trete Dich.‘ Es wurden viele Minister, Herzoge, Grafen, Herzoginnen, Gräfinnen und andere Hofdamen aus der Begleitung der Königin unsichtbar, ferner fünf Prinzen von königlichem Geblüt, unter denen auch der Graf von Artois, der jüngere Bruder des Königs sich befand, und sie ließen den König mit der Königin und seinem älteren Bruder fast allein.“ Diese Untreue des Adels, welche der Königin besonders schmerzlich war, kennzeichnet genugsam die Faulheit aller Verhältnisse und bildet einen der wichtigsten Wendepunkte in dieser Revolution.

Die Entlassung Neckers und seiner Genossen, deren Zurückberufung die Nationalversammlung verlangte, gab man, wie dann Korais berichtet, allgemein „dem Rathe der Königin und des Grafen von Artois“ Schuld. So war die Königin von Anfang an Diejenige, welche die Zielscheibe jeglicher Verleumdung war. Aus ihren sämtlichen Briefen weiß man, wie wenig sie mit dem Grafen von Artois zu thun hatte, dessen Frivolitäten sie muthig in Schranken wies und dessen politische Ziele sie durchaus nicht theilte.

Da die Gewaltthaten sich fortsetzten, begab sich der König selbst nach Paris, nachdem er die Forderungen des Parlamentes angenommen hatte. Korais schreibt an Lotoz: „Ich sah also auch dies merkwürdige Schauspiel, und ich gedachte Deiner in jener Stunde, und meine Seele begehrte, Dich neben zu mir haben. Er zog in Paris zwei Stunden nach der Mittagstafel am Freitag ein. Die Bürger gingen bewaffnet eine Meile weit aus Paris und erwarteten ihn. Die Königin, sagt man, wünschte, an jenem Tage mit ihm zu gehen; allein er gab es nicht zu, weil er die Möglichkeiten fürchtete. Und fürwahr, wenn sie an jenem Tage gekommen wäre, würde

vielleicht ihr Leben in großer Gefahr gewesen sein, so sehr war das Volk gegen sie erbittert; und wenn sie ihr bis heute nichts zufügten, so geschah das wegen des Königs, den man allgemein als gut von Natur, aber für betrogen ansieht von schlechten Rathgebern.“ Der oft und bis zuletzt bewiesene Muth der Königin wird auch hierdurch wieder in helles Licht gesetzt. „Der König kam also in Begleitung von vier Vornehmen, die dem Volke zusagten, aber ohne Leibwache, weil die Pariser keine Garde in die Stadt einließen und sagten, daß sie selbst genug seien, ihren König zu bewahren. Das war einerseits wohl erfreulich für den König, andererseits aber doch mißlich. Trotzdem wurde er genöthigt, so ohne jeden Schutz nach Paris zu kommen und auf das Gewissen einer bewaffneten Menge von 300 000*) Köpfen zu bauen. Ihn sah ich, als er in seinem Wagen ohne einen Blick in die Stadt einfuhr. So ganz war der Mensch**) betroffen und mit Recht; denn er sah nichts als bewaffnete Leute und die Straßen mit Geschützen bedeckt. Indem er auf dem Wege zum Schlosse vorbrang, riefen 800 000 oder 900 000 Einwohner, hier auf den Straßen, dort an den Fenstern nicht das gewohnte: ‚Es lebe der König!‘ sondern: ‚Es lebe das Volk!‘ Das gab ihm noch mehr zu bedenken, und es hob, wie gesagt, der Mensch keinen Blick, das habe ich mit meinen Augen gesehen. Als er in das Schloß eingetreten war, vermochte er, wie man sagt, auch nicht eine Silbe von Allem, worauf er sich vorbereitet hatte, zu sprechen; aber es sprach statt seiner der Maire der Stadt, welcher seitens des Königs dem Volke Frieden und Abstellung aller Uebel verhiß. Darauf begab er sich wieder um halb fünf Uhr mit der nämlichen Begleitung auf die Rückkehr nach Versailles, und nunmehr war bei der Rückfahrt sein Name aus dem Munde des Volkes zu hören, welches rief: ‚Es lebe der König und die Nation!‘“ Welch eine besondere Beleuchtung erhält dies Bild, wenn wir später eben jenen Maire, der hier der Anwalt des Volksrechts war — es war kein Anderer als Bailly — zitternd und halbnaakt vor den Stufen des Schaffottes wiedersehen!

Ueber die Hungersnoth lesen wir: „Wir haben solchen Getreidemangel erlebt, daß die Bäcker für alle Fälle von Soldaten umgeben waren und nur in beschränktem Maße Brot hergaben. Es war nöthig, um vier Uhr Morgens aufzustehen, um nur ein Brot kaufen zu können. Das Jahr 1789 ward für Frankreich zum Unglücksjahre.“ Für die Zeitstimmung ausnehmend bezeichnend ist das Folgende: Ein Geistlicher auf Seiten der Volkspartei hat auf der Kanzel über die Freiheit geredet und dabei den Galaterbrief Kap. 5, Vers 13 zum Texte genommen, wo es heißt: ‚Denn zur Freiheit seid Ihr berufen, Brüder, nicht damit Ihr die Freiheit zum Antriebe nehmet für die

*) Die Zahl der Volksmassen wird von Korais immer viel zu hoch veranschlagt.

**) Dies Wort braucht K. wiederholt mit besonderer Absichtlichkeit für den König, und ἄνθρωπος = l'homme mit „Mann“ oder „er“ zu übersetzen, wäre hier eine Verfehlung des Sinnes.

Sünde, sondern auf daß Ihr durch die Liebe einander dienet.“ „Er donnerte gegen die Aristokraten, nämlich Mönche und Adel, insbesondere die Erzpriester, gegen das Pharisäerthum aller Beherrscher des Volkes und führte aus, daß diejenigen, welche Christus kreuzigten, Aristokraten gewesen seien, und zwar deshalb, weil Jesus den dritten Stand beschützte und die brüderliche Gleichheit lehrte. Und das Alles sprach er von der Kanzel, ohne den Erzbischof von Paris zu scheuen! Dieser Erzbischof wäre beinahe in Versailles vom Volke gesteinigt worden, weil er in der Versammlung gegen den dritten Stand redete. Kaum trat er aus der Kammer, und man sah die Steine hagel dicht auf seinen Wagen fallen, dessen Glashüfen gänzlich zertrümmert wurden. Er selbst rettete sich eilig unverfehrt in sein Haus; ein anderer Erzpriester jedoch, der mit ihm im Wagen war, bekam einen gehörigen Steinwurf auf die Schulter.“ Diese Bedrohung des Pariser Erzbischofs Juigné ist auch sonst bezeugt, und Taine stellt noch viele andere Beispiele der Pöbeltyrannei gegen die freie Ueberzeugung der Abgeordneten zusammen.

Von der vielverheißenden Nacht des 4. August erzählt Korais nichts; dagegen berichtet er von elf Pariserinnen, welche am 7. September unermuthet Einlaß in die Generalversammlung beehrten und dem Präsidenten eine Büchse mit Kostbarkeiten aller Art überreichten. Es sprach sich darin vielleicht ein selbstloserer Opfermuth aus, als in jener Darangabe der unhaltbar gewordenen Standesvorrechte, und gewiß dürfen Hochherzigkeit und Opfer Sinn neben allen Abscheulichkeiten dieser Revolution nicht geleugnet werden, wie denn zur Erklärung oft genug das Urtheil Maria Antoinettes gelten kann: „c'est une chose prodigieuse dans le caractère français de se laisser emporter aux mauvaises suggestions et de revenir tout de suite au bien.“

Wie unföniglich aber muß uns Ludwig XVI. erscheinen, wenn Korais nachträgt, daß er bei jener Rückfahrt sich zum Wagenfenster hinausneigend „als Ehrenmann“ versichert habe, das Volk solle die Hochrufe auf seinen Herrscher nicht zu bereuen haben!

Zehn Monate lang liegt kein ausführlicher Brief an Lotos vor, und über die furchtbaren Octoberereignisse ist nichts mitgetheilt. Im Juli 1790 schreibt er nach strafenden Worten über die Schläfrigkeit seiner Landsleute gegenüber der Annahmung der Geistlichen viel Gutes über den jungen Bischof von Autun, auf dessen Antrag eben die französische Nationalversammlung „den Reichthum der Mönche“ beschränkte. Kein anderer als Talleyrand ist dieser Bischof, den der Grieche wegen seiner Rechtchaffenheit und seines Verstandes, seiner Bildung und Beredsamkeit höchlich bewundert. Korais ist mit ihm einer Meinung, daß die Habe der Priester zum Volke zurückfließen solle, weil „sie dieselbe vom Volke bekommen und nicht von ihren Eltern ererbt hätten, und weil sie mehr besäßen, als für die Nachfolger und Nachahmer der Apostel sich gezieme; weil sie jene auch bis heute nicht christlich verwandt hätten und es kein anderes Mittel gäbe, zu derjenigen vorbildlichen Demuth der alten Kirche zurück-

zugelangen, von der man allenthalben sich entfernt habe, als die Abwerfung einer überflüssigen Bürde, der Ursache unseres Schiffbruches.“ Dem gegenüber fragen wir: wäre eine dürftig versorgte Geistlichkeit, „die das Beispiel der Apostel nachahnte,“ im Stande gewesen, ihr Ansehen in einem Lande zu wahren, in dem die Literatur der Kirche unausgesetzte Schläge versetzte und das sich an die Wirkungen des Glanzes und der Pracht auf alle Weise gewöhnt hatte, mochten dieselben in dem Pompe des Hofes oder auch in den gleißenden Worten der Demagogen und Girondisten, eines Isnard und Vergniaud, zum Vorschein kommen? — Auf einer falschen Fährte war Korais gewiß, wenn er jenen Talleyrand bewunderte, einen der schamlosesten und unchristlichsten Prälaten, die Frankreich jemals besaß, in dessen Mund die Verherrlichung der alten christlichen Einfalt so schlecht passte! Das Bild dieses Mannes war außer demjenigen Mirabeaus das einzige, das von den Größen des Tages Korais für werth hielt, dem Freunde nach Smyrna zu schicken. Ueber jenen anderen heißt es: „Allen inbessen ist in dieser Versammlung an Redekunst ein weltliches Mitglied überlegen, Namens Mirabeau. — — — So oft er seinen Mund aufthut, werden die armen Mönche wie rasend. Sie haben als Vorkämpfer gegen Mirabeau den ungemein beredsamen Abbé Maury; aber dessen Beredsamkeit verhält sich zu der Mirabeaus wie das Stammeln eines Kindleins zu den klugen und weisen Reden eines Mannes.“ Beide nennt er die nichtsnutzigsten Menschen Frankreichs, Mirabeau „einen Teufel in Menschengestalt.“ „Er hat noch nie den Mund geöffnet, ohne daß seine Meinung in der Versammlung siegte. Sein Redeschwung ist wie ein von winterlichen Regengüssen geschwellter Fluß, der in seinem gewaltsamen und raschen Laufe Bäume entwurzelt, Häuser umstürzt und Vieh, Holz und Steine, Alles zusammen, ohne Widerstand mit sich fortreißt.“ Was Korais über den Tod und die Bedeutung des wunderbaren Mannes, die er selbst mit ansah, erzählt, müssen wir auf diesem beschränkten Raume übergehen, und wir führen nur noch die folgenden bemerkenswerthen Worte an: „Das Erstaunliche bei diesem Menschen ist, daß ihn allgemein auch seine unversöhnlichsten Feinde betrauern, ich meine Mönche und Abel; denn sie haben beständig gehofft, ihn mit Geld zu bestechen, um ihn auf ihre Seite zu ziehen. Und unbedingt war die Macht seines Hauptes und seiner Sprache so groß, daß er den Gegnern, wäre er zu ihrer Partei übergegangen, weiblich genügt hätte. Im Munde Mirabeaus wurde das Weiße schwarz und das Schwarze weiß u. s. w.“

Der Kampf mit der Kirche, der Bürgereid, welchen die Priester ablegen sollten, die Haltung des Königs zu diesen Begebenheiten, die Uebergriffe des Pöbels gegen die Geistlichen beschäftigten Korais ganz ausnehmend, und er erzählt und beurtheilt das alles viel und lebhaft. An Allem mußten „die Mönche“ schuld sein! Als am 24. Januar 1791 ein Straßenkampf

zwischen Soldaten ihn in seinem Briefe unterbricht, meint er: „Man hält auch das für eine Anstiftung der Mönche.“

Von einer Gefahr, in welcher der König schwebte, berichtet er dann: „Er hat viele Feinde unter dem Adel und der Geistlichkeit; denn man giebt diesen Umschmung des Staates der Schwäche des Königs Schuld und sagt, daß, wenn er im Anfange eine Ernte von einhundert Köpfen gehalten hätte, die Dinge nicht dahin gekommen wären, wo sie heute sind. Man hat nun heimlich das Volk am 28. Februar aufgeregt und es eine Meile weit von der Stadt nach einem Gefängniß verschickt unter der Vorspiegelung, daß der Hof die Absicht habe, dieses Gebäude zu befestigen und es wie die alte Bastille herzurichten. Der Zweck war, wie man sagt, auf diese listige Weise alle Truppenkörper zu zwingen, daß sie nach jenem Gefängnisse eilten und das Volk abhielten; und so wollte man den König seiner Garden berauben und ihn opfern. Es lief also der ganze Volkshaufen nach dem Gefängnisse, um es niederzureißen; es eilte ebenfalls der General von Paris mit seinen sämmtlichen Truppen hinterher. Und darauf versammelten sich viele Adlige nach dem Diner im königlichen Schlosse, wie sie sich gewöhnlich zu sammeln pflegen. Die geringe Anzahl Garden, die bei dem Könige geblieben waren, schöpften jedoch Verdacht, als sie jene zahlreicher sahen als gewöhnlich, und schickten sofort die Meldung an den General. Dieser kehrt, ohne Zeit zu verlieren, nach Paris zurück. Nachdem er den Andrang des Volkes gestillt hat, betritt er die Schatzkammer des Königs und sagt ihm, daß ihm die große Ansammlung der Adligen, die im benachbarten Schlafzimmer sich befänden, nicht gefalle. Der König stellt sich darauf vor sie und fragt, weshalb sie sich so zahlreich versammelt hätten. Sie wandten vor, daß sie die ganze Stadt in großen Aufruhr gesehen hätten und in das Schloß geeilt wären, um den König zu schützen, wenn die Noth es forderte. Der König entließ sie da er ihres Schutzes nicht benöthigt sei, und so zerstreuten sie sich; manche wurden auch festgenommen, bei denen man, wie es heißt, versteckte Dolche fand.“ Die Erzählung dieser Vorfälle bei den Geschichtschreibern ist abweichend und der Thatbestand unsicher. Daß der Adel selbst die Haufen nach Vincennes (das dortige Gefängniß ist gemeint) gelockt habe, ist unbewiesen. Auch ist ein Mordplan gegen den König dem Adel ohne Weiteres nicht unterzulegen, zumal da Mignet erzählt, daß derselbe den König gewaltsam habe entführen wollen. Lafayette (dies ist der genannte General) brauchte scharfe Worte gegen den Adel, der, wie man auch den Vorgang deute, durch diese banditenhafte Gebahren an jenem Tage sein Ansehen vollends untergrub.

Das für den Juli 1791 bevorstehende Ende der constituirenden Versammlung und die zu erwartenden Neuwahlen nöthigen dem Brieffschreiber die Klage ab: „Die Verwirrungen und die täglichen Unruhen haben noch kein Ende gefunden, und Gott weiß, wann sie es einmal finden werden!“ Nach der nun folgenden Flucht des Königs und seiner Entdeckung und

Verhaftung kamen die Spannungen erst auf ihr Aeußerstes, und die Unbotmäßigkeit trat in die Ordnung. Ueber die Aufregung nach der Flucht schreibt Korais: „Einen so schrecklichen Tag wie den 22. habe ich niemals noch gesehen und werde ich wohl in meinem übrigen Leben nicht sehen. Das ganze Volk auf Plätzen und Straßen zerstreut, Männer, Weiber, Kinder, verläumdeten und schmähten König und Königin, mit den derbsten und gemeinsten Worten. Der nannte ihn einen Verräther, der einen Meineidigen; sie gaben ihm alle ehrenden Beiwörter, die Du nur denken kannst.“ Dann nach der Entdeckung: „Ich überlasse Dir zu denken, in welche Freude sich die Trauer und Niedergeschlagenheit der ganzen Stadt verwandelte, ohne daß der Unwille sich änderte.“ Ausführlich schildert er dann auch den Einzug des gefangenen Königs, und über die Rückkehr in sein Schloß schreibt er: „Wenn es wahr ist, was man erzählt, so ist auch das Folgende ein Zeichen seiner Herzensgüte oder auch seiner Beschränktheit, wenn es Dir gefällt, eine solche Herzensgüte also zu benennen. Man sagt, daß er, als er aus dem Wagen gestiegen und in das Schloß getreten war, sich hastig in einen Sessel warf, um ein wenig von den Beschwerden der Reise auszuruhen, und folgende Worte sprach: Keiner hat sein Leben beendet, ohne eine schmutzige Geschichte zu machen; da habe ich nun auch die meinige gemacht.“ Dann habe er gegessen, getrunken und geschlafen. Die Königin indessen war tief betrübt und weinte oft.“

Die von Korais als Augenzeugen beschriebene Ueberführung der Leiche Voltaires von Scellières, wohin sie einst der Clerus verbannt hatte, nach Paris mit all ihrem festlichen Gepränge müssen wir, da diese Darstellung einen breiteren Raum beansprucht, wieder übergehen. Am eindruckvollsten dabei ist der Schmerz, den er über die hier der Geistesbildung erwiesenen Ehren als Grieche empfindet, und sein voller Zorn erwacht gegen die Türken, welche Hellas „kahl und unfruchtbar gemacht haben.“

Der König wurde wieder in Freiheit gesetzt, „weil,“ wie Korais sagt, „es so der Nutzen ganz Frankreichs forderte und man die anderen Fürsten fürchtete“; aber schon sieht Korais seine Hinrichtung voraus. Der König hielt bei Bestätigung der Verfassung „eine lange, aber schöne und überzeugende Rede, in welcher er die Verbesserung der Verfassung der Versammlung und der großen Lehrerin Zeit überließ.“ Korais hält ihn bereits für „redlich“. Auch von der Königin lesen wir hier, daß sie selbst den Kaiser gebeten habe, den Brüdern des Königs nicht beizustehen, weil dieselben die Entthronung des Königs wegen der Milde desselben beabsichtigten, und daß sie die Einheit des Königs mit dem Volke befürworte. Das ist durchaus richtig; und wenn auch hinsichtlich der Brüder des Königs der Argwohn zu weit geht, so ist doch gewiß, daß Maria Antoinette jede wahre Wiederherstellung des Königs nur aus der eigenen Kraft desselben erhoffte. Die Wirrnisse und Drangsale steigerten sich überall, und Korais

schreibt: „Das Schlimmste ist, daß Mirabeau todt ist — alle Welt vermißt ihn, Alle weinen um ihn.“ Und am 12. Februar 1792 fügt er hinzu: „Wenn Du den gegenwärtigen Brief erhältst, so begrüße mit Achtung Mirabeaus Bild und zünde vor ihm eine Kerze an. Dieser merkwürdige Mensch hat sterbend die überschweren Schrecknisse vorausgesehen und vorausgesagt, in denen wir uns heute befinden, und andere unzählige, die wir noch erwarten. Er allein, wenn er lebte, wäre genügend, uns aus dem Labyrinth der Uebel zu befreien, in dem wir uns befinden. Untaugliche und boshafte Menschen, welche, da Mirabeau-Demosthenes lebte, nicht den Mund zu öffnen wagten, haben nach seinem Tode sich in die Politik gemischt und unter dem Vorwande der Freiheitsliebe Alles verwirrt. Andererseits bewegen die Mönche jeden Stein, um uns wieder in den vorigen Zustand zu bringen. Nimm dazu noch den Bürgerkrieg des französischen Amerika, wo die Negerklaven sich erheben u. s. w.“

Die Zerstörung zahlloser Pflanzungen und die daraus sich ergebende Preisverdoppelung von Kaffee und Zucker verursachte am 22. 23. 24. Januar 1792 Aufstände und Plünderung der Läden, wovon auch Taine nach dem Zeugnisse des Korais berichtet. Wir können hier die einzelnen Aeußerungen nicht wiedergeben, aus denen immer deutlicher die Enttäuschung des freiheitsliebenden Griechen spricht. Ueber die drohende auswärtige Lage, die Politik Pitts und die vermeintliche Verschwörung der Mächte gegen Frankreich liest man ebenfalls viele Bemerkungen, die, wenn sie auch theilweise wenig der Wahrheit entsprechen, die allgemeinen Stimmungen trefflich erkennen lassen. Bei Erwägung der gesammten Lage gesteht Korais hier: „Alle diese Veränderungen geschehen nicht ohne Billigung oder Einwilligung einer höchsten Vorsehung. Es giebt eine unsichtbare Hand, welche Alles lenkt und verwaltet; die Menschen sind nichts als ihre Werkzeuge und Gefäße, voll von Ehre oder Unehre, wie ein Jeglicher handelt, der Eine für den gemeinsamen, der Andere für seinen eigenen Vortheil.“

Dann fesselt ihn wieder die Begeisterung der Franzosen, und er schreibt: „Die Köpfe der Franzosen sind so erfüllt, daß Du nichts anderes hörst, als: ‚Tod oder Freiheit!‘ — Sie zeigen traum einen wahrhaft hellenischen Geist; aber die Griechen, als sie mit 300 Spartiaten und wenigen arm-seligen Schiffen die zahlreiche Flotte und das ungeheure Heer der Perser überwandten, hatten sich noch nicht ihrer Tugenden entkleidet. Doch fiel sie danach, als sie ihre Sitten verdarben; mit welcher Leichtigkeit wurden sie gleich Sklaven von den Nachfolgern Alexanders unterjocht und in Kurzem auch von den Römern!“ Die Schwärmerei der Franzosen reißt ihn aber stets von Neuem mit sich; er wünscht den „Tyrannen“ und „Mönchen“ den Untergang, und da er beständig Beziehungen auf Griechenland einfließt, erhebt ihn das zu gewaltigem Schwunge. „Wir haben zudem erfahren, daß auch der Tyrann von Byzanz nicht in Ruhe ist, daß auch er in Lebensgefahr schwebte, und daß sechs oder sieben Provinzen von seinem

Reiche abgefallen sind. Singe, mein Freund, in welchem Tone Du magst, singe nur von Herzen. Werde ihr Weg Finsterniß und Fall und Gottes Engel ihr Verfolger!“ Dann aber: „Wehe den Franzosen, wenn sie die Feigheit übermannt und sie in die Forderungen der Feinde willigen sollten; sie werden zum Gespött und Hohn von ganz Europa werden, und zu allererst will ich ihnen in das Antlitz speien (wie ich das ohne Rückhalt täglich vielen Franzosen sage), theils zum Schimpfe für ihre Prahlerei, theils zur Rache für mein Volk, das sie oft hart (ob schon gerecht) beschimpften wegen des Joches, das es von den Lastträgern*) erduldet.“ Mit den Worten des Sophokleischen Nias:

„Zu leben würdig oder in den Tod zu geh'n
Gebührt dem Edlen“

begleitet er die Franzosen in den Krieg, die, wie man durch die Zeugnisse Adolph Schmidts und Taines genau weiß, zwar nur muthig und zögernd dem Heeresgebote Folge leisteten, aber auch trotz dem Mangel an Ordnung und Zucht ihre Kriegespflicht mit wilhem Ungeßüm erfüllten. Die Sansculotten wußten es, daß sie für ihr Alles kämpften!

Korais erzählt, wie am 29. Mai 1792 ihn nächtlicher Lärm aus dem Schlafe weckte, der durch Gerüchte von einer Flucht des Königs entstanden war. Gleich darauf beschreibt er den entseßlichen 20. Juni, wo er selbst die wogenden Volksmassen vor den Tuilerieen erblickte. „Der arme König sah den Aufruhr vor vielen Tagen voraus und machte sein Testament, andere sagen, er habe auch gebeichtet.“**) Und wieder schreibt er in Uebereinstimmung mit einer bereits erwähnten Aeußerung: „Vielleicht scheint es Dir auffallend, daß ich Dir immer schreibe: 'sie vermuthen, sie sagen, sie meinen'; aber wisse, daß die Angelegenheiten Frankreichs heute so verworren sind, daß wir selbst als Augenzeugen der Begebenheiten nicht mehr unterscheiden können, wer Recht oder Unrecht habe“. Und dann die bemerkenswerthen Worte: „Das Unglück dieses Reiches ist so schlimm, daß es unmöglich ohne göttlichen Beistand von ihm erlöst werden kann. Wir haben den Krieg angesagt und haben noch keine hinreichenden Truppen an den Grenzen und wissen auch nicht, wer Schuld an dieser Verzögerung sei. Die Generale werfen die Schuld auf die Minister und die Minister auf die Generale; wir haben die Mönche ihres unermesslichen Reichthums entkleidet und haben kein Geld, weil das Volk, das sehr zügellos geworden ist, die gewohnten Steuern nicht mehr bezahlen mag. So haben wir jetzt 4 Jahre ***) vom Gelde der Mönche gelebt, und die Schulden des Staates blieben nach wie vor unbezahlt.“ Die Standhaftigkeit und Seelenruhe Ludwigs XVI. in allen seinen Leiden nöthigt dem Brieffschreiber bereits die größte Achtung ab. Am 23. Juni: „Wetteifer und Wettstreit

*) Griechischer Schimpfname für die Türken.

**) Dasselbe berichten die Briefe Malouets. S. Taine II, 191.

***) Es waren nur drei Jahre.

des Volkes sind unglaublich. O, daß das doch auch mit etwas Salz des Verstandes gewürzt wäre!“ und am 24. Juni: „Wenn die neue Staatsordnung zu Grunde geht, so würden nicht sowohl die Mönche Schuld sein, als vielmehr viele von den Anwälten der Freiheit, welche mit ihrem Eifer ohne Ueberlegung die Verhältnisse aus der Bahn gerissen haben. Um soviel wie sie den König kränken oder ihn kränken lassen, machen sie ihn beliebt bei Allen; denn es ist ein natürlicher Zug des menschlichen Herzens, immer mit den Unterdrückten zu empfinden. Das ist kein Gedanke, den meine Phantasie gebär, sondern ich sah die Wahrheit augenscheinlich in der Erfahrung. Ich kann Dir nicht beschreiben, wie sehr Ludwig vom 20. d. Mts. bis heute in der Achtung und dem Wohlwollen vieler gewonnen hat. Ich — derselbe, der niemals Könige liebte, so wenig wie unsere Vorfahren — bedauerte ihn von Herzen und bewunderte ihn gleichzeitig wegen des Abels, den er am furchbaren Tage des 20. zeigte. . . . Hätte ich meinen erklärten Feind so mißhandeln sehen, so hätten alle Mächte von Himmel und Erde mich nicht verhindert laut aufzuschreien.“ Ferner zeigt er „die Zwietracht der Versammlung zu solcher Höhe gediehen, daß wenig daran fehlte und sie hätten in vielen Sitzungen zu den Messern gegriffen.“ Als auf den Antrag des Bischofes Lamourette die Abgeordneten sich dann versöhnten und weinend küßten, „hielt die Eintracht kaum drei Tage an.“ In der Nacht des 10. August wird er abermals vom Lärmen geweckt und genau schildert er die Vorgänge dieses Schicksalstages. Wir theilen davon nur das Folgende mit: „Es machte sich der unglückliche Ludwig, ehe das Volk zum Schlosse kam, mit der Königin, seinem Sohne und seiner Tochter auf und ging in die Versammlung. Da er vor der Thüre derselben seinen Sohn, einen siebenjährigen Knaben, nicht sah und ihn verloren zu haben glaubte, gerieth er in Bestürzung; aber kurz darauf ward er ruhig, als er ihn von einem Soldaten, der ihn in seinen Armen hielt, zu sich tragen sah.“ Ferner: „Ich kann Dir betheuern, was ich mit meinen Augen sah. Gegen Abend besiegte die Neugier meine Furcht und ich wollte nach dem Schlosse gehen, um diese Zerstörung anzuschauen. Auf der Straße begegnete ich vielen Weibern, welche auf langen Stangen die blutigen Hemden der Ermordeten als ihre Siegestrophäen trugen, verschiedene Gesänge anstimmend.“ Jene eiserne Kiste, die Beweisstücke für den Verrath des Königs enthalten sollte, hat Korais dann noch einmal wider den König umgestimmt, obschon, wie v. Sybel richtig zeigt, nichts weniger vorhanden ist als ein Beweis und, wenn ein solcher vorhanden gewesen wäre, man die Zeugnisse desselben attemmäßig zu einem überzeugenderen Rechts gange benutzt haben würde.

Als dann jede Sicherheit des Besizes und Lebens aufhörte, das unterschiedslose Morden begann, das durch die massenhaften Mordthaten des September auf eine grauenerregende Höhe gelangte — welche verzweifelte Klagen führt da der Grieche, der in diesem Wirrwar auch die wissenschaft-

liche Arbeit seines Lebens gefährdet glaubt! Die Freiheitsbegeisterung, in die er noch einige Male zurückfiel, wurde durch das Gerichtsverfahren gegen den König, dessen Abführung in den Temple er gleichfalls selbst mit ansah, und dessen Ende deutlich niedergeschlagen. Er erklärt, daß „eine zahlreiche Partei Frankreichs seit Langem die Absicht hatte, die Verwaltung Frankreichs in eine Demokratie umzugestalten und den König zu vertreiben, selbst wenn er in Allem ohne Schuld gewesen wäre.“ Die Seelengröße Ludwigs, sein Edelmuth, mit dem er noch zuletzt der Bettler gedachte, seine Standhaftigkeit bis zum letzten Athemzuge reißen den Griechen zur höchsten Bewunderung fort.

An Reun schrieb er: „Ich kann die Unregelmäßigkeiten nicht verhehlen, die bei diesem Rechtsverfahren begangen worden sind, und den Mangel an Anstand, den einige der Richter dabei gezeigt haben“; und an Lotos: „Ich bin ein Schwärmer der Freiheit, aber ich liebe, mein Freund, auch die Gerechtigkeit. Freiheit ohne Gerechtigkeit ist reines Räuberwesen.“ Außerdem bemerkt er, daß „die allgemeine Begeisterung etwas zu erkalten beginne.“ In einem Briefe an Chardon de la Rochette verräth er seinen ganzen Unmuth über „die Komödianten der Freiheit; denn die Freiheit habe so gut wie die Religion ihre Komödianten und Fanatiker.“ Gegen denselben Gelehrten führt er über die Kränkung seines Unabhängigkeitsbedürfnisses bittere Klagen, als man Anfangs seinen Namen in die Liste der Vaterlandsvertheidiger eingeschrieben hatte! — Wieder an denselben ist eine sehr merkwürdige Darstellung über einen Besuch des Conventes gerichtet, in den er sich begab, um sich am 28. Juli 1793 einen Paß für eine Landreise nach Nozay zu seinem Freunde Clavier zu verschaffen. Man denke sich den bescheidenen, schwächlichen, damals überaus kränklichen Mann, der einer Erholung dringend bedurfte, zwischen diesen eiteln und gewaltthätigen „Komödianten der Freiheit!“ Er schildert die Neugier, mit der sie ihn betrachteten wie ein Thier, als sie hörten, daß er Grieche sei; die Feinheit und Zuverlässigkeit des Präsidenten, der kein anderer als Danton war; das laute Geschrei der Abgeordneten, mit dem sein Besuch bewilligt wurde.

Wie sehr Korais gelernt hatte, den Geist der Revolutionszeit zu verabscheuen, das zeigt sich, als er später von einem unverschämten Landsmann schrieb: „Ich vergleiche ihn mit einem jener vielen Jakobiner, die ich unglücklicher Weise kennen lernte. Das Benehmen thierisch und das Gemüth entmenscht, aus der Miene sofort kenntlich; Abneigung gegen Arbeit und beständig Zumuthungen an die Geldunterstützung anderer, so unverhüllt schamlos, daß er den, der giebt, wie einen Schuldner betrachtet, und den, der nicht giebt, als Beleidiger.“ Eingriff in fremden Besitz, Ausraubung und Habsucht schienen ihm im Allgemeinen verhängnißvolle Zeichen der Revolutionszeit.

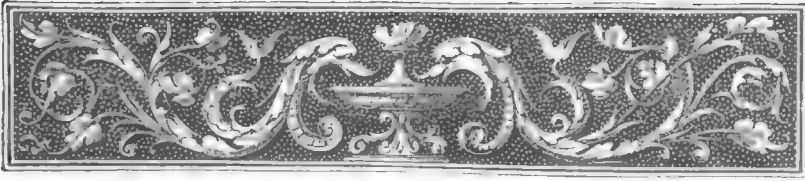
In seiner Selbstbiographie gesteht er, daß ihm die Erhebung der

Griechen darum zu frühe gekommen sei, weil er bei seinem Volke noch die nöthige Bildung vermisste und bei den Franzosen die Unentbehrlichkeit derselben für die Freiheit eingesehen habe. Obschon er so oft die Höhe der französischen Cultur preist — wird man im Hinblick auf so viele Aussprüche seiner schließlichen Enttäuschung jene Worte anders deuten können, als daß nach seiner Meinung die unerläßliche allgemeine Bildung doch dem französischen Volke abging und dieses die hauptsächlichste Ursache des Mißerfolges der Revolution war? *)

In den „Politischen Ermahnungen an Hellas“, die er als eine Ergänzung zur Politik des Aristoteles hinzufügte, hat er die hauptsächlichsten Wünsche, die er für die Entwicklung seines eigenen Volkes hegte, niedergelegt. Der letzte Kern derselben, den allein wir hier wiedergeben können, ist die feste Gründung der Freiheit auf der Grundlage des Christenthumes. Nach Adamantios Korais müssen ein guter Bürger und ein guter Christ untrennbare Begriffe sein. Während die Religion der alten Griechen so beschaffen gewesen sei, daß sie leicht die Ungleichheit begünstigte und die Leidenschaften mehr weckte als beschwichtigte, sucht er allen Schutz der Freiheit im Christenthume und will keine andere Ungleichheit zulassen, als die der Tugend und Geistesbildung, so daß die Rechtschaffenen und Fähigen den ersten Platz behaupten. So hat wie Rousseau, obwohl in ganz andrer Weise, auch Korais seinen Staat auf Religion erbaut.

*) Damit stimmt überein, daß er in einem Briefe an seinen Freund Alexandros Vassiliu über die Verschlechterung der Literatur und Sprache, die Veleidigung der Logik und Grammatik, die zunehmende Unwissenheit während der französischen Revolution Klage erhebt. Nachgel. Schriften Bd. III, S. 311. Ueber die entsprechende Unfruchtbarkeit der Kunst vergleiche man Anton Springer, Bilder aus der neueren Kunstgeschichte. Bonn 1867. S. 283.





Bayreuthiana.

Betrachtungen eines Unabhängigen.

Don

Paul Marcop.

— München. —

In einem stillen Seitengemache der großen Kunstherberge des Münchener Glaspalastes, von dem aus man die Bogen des deutschpariserischen Naturalismus nur noch in weiter Ferne dumpf anbranden hörte, konnte man im vergangenen Jahre mit Muße und Behmuth ein bis in's Kleinste sorgsam ausgeführtes plastisches Modell des Wagner-Theaters betrachten, welches nach dem Wunsche Ludwig des Zweiten in seiner Residenzstadt auf der Höhe des Gasteig errichtet werden sollte: ein stolz aufstrebender, in weiten, reichen Verhältnissen gegliederter Bau — prächtige und vornehme Renaissance von jenem hellenistischen Schwunge, der allen Schöpfungen Gottfried Sempers zu eigen ist. Es fehlte nicht so gar viel daran, daß sich der Traum der drei genialen Freunde zu greifbarer Wirklichkeit verkörperte: ob man dem König nicht die Abneigung seiner getreuen Unterthanen gegen die Person, die Kunst und den Freisinn Richard Wagners stärker schilderte, als sie in der That war? Nun wohl: wer nur immer sich damals kurzichtig zeigte, hat seinen Widerstand bitter bereut. Angenommen jedoch, man wäre jener Gegenströmungen Herr geworden, was würden sich nicht für Folgen daraus ergeben haben! Vor Allem: hätte die Erfüllung seines Lieblingswunsches nicht die Veranlassung dazu werden können, daß der hochsinnige Monarch innigere Fühlung mit Welt und Menschen gewann? Sodann: wer würde, wenn es Semper vergönnt gewesen wäre, seine kühnen Gedanken in's Monumentale zu übertragen, jemals daran gedacht zu haben, eine Musterbühne in Bayreuth

zu gründen? Wagner ganz gewiß nicht. Und die heulenden Derwische der Bayreuther Blätter erst recht nicht. Nicht auf dem Gelände einer der anmuthigsten und lebenswürdigsten Kleinstädte, sondern in München, der in herrlichem Schmuck neu erstandenen Hauptstadt des deutschen Kunstlebens würden „Götterdämmerung“ und „Parsifal“ zuerst das Licht der Lampen erblickt haben. Es ist undenkbar, daß der noch weltfrohere und so hell-sichtige Wagner der Meisterfinger-Zeit sich vorgespiegelt haben sollte, ein von den Heerstraßen des Verkehrs und den Brennpunkten des Geisteslebens abseits gelegenes Provinzidyll könne dem großen und modernen Deutschland das werden, was ein Olympia dem engumfriedeten und antiken Griechenland war. Wenn er nachträglich herausfand, daß die Künstler nur fern vom Tageslärm und dem gewohnten Bühnenge triebe die Lösung solcher außerordentlicher Aufgaben, wie er sie ihnen zu stellen gedachte, mit einem durch keine unzeitige Ablenkung getrübbten Eifer in Angriff nehmen, die Zuschauer wiederum nur unter den gleichen Verhältnissen das Kunstwerk mit freier Empfänglichkeit und in der rechten Weibestimmung genießen könnten, so war daran unstreitig sehr viel Nichtiges; als Münchener Festspiel-Gewaltiger hätte er jedoch wiederum der Residenz bedeutsame, gerade seinem Vorhaben besonders dienliche Vorzüge angeschmeichelt. Nachdem es ihm dann die friedsame Stille Bayreuths erst einmal angethan hatte, mußte sein allezeit regsamere Geist es bald ersehen, daß diese Nothlage, in welche ihn das Geschick versetzt hatte, auch starke ideelle Vortheile mit sich brachte; wie froh mag er wohl gewesen sein, als er mit solcher Erkenntniß sich einen Trost geben, sie gleichsam als Balsam auf die immer noch nicht ganz verharrschte Wunde legen konnte! Sanguinisch wie er war, hat er sich andererseits darüber hinweggeholfen, daß er in der einsamen Markgrafenstadt am rothen Main seine Kunst wohl den oberen Zehntausend Germaniens, einer Anzahl von Stipendiaten und dem internationalen Reisepublikum, aber nimmermehr dem „deutschen Volke“ vorführen konnte. Wenn der Festspielhügel nicht zum Propheten, so kommt dieser zu jenem. Das Volk aber vermag das nicht: es fehlen ihm die Mittel dazu. Und denen, welche in Kunstangelegenheiten die Stimme des Volkes abzugeben berufen sind, der geistigen Auslese der Nation, am allernieisten. Ein beträchtlicher Bruchtheil von jener hätte aber, wenn die Wagnerischen Festspiele, so wie es ursprünglich geplant war, seither in München anstatt in Bayreuth vor sich gegangen wären, mit denselben eher Fühlung gewonnen. Die neue Kunst würde alsdann bald in den festen geistigen Besitzstand der Deutschen übergegangen und die unerquickliche Kampfeszeit um ein Ansehnliches abgeklürzt worden sein. Der Ring von Leisetretern und Schwägern, welcher sich in der Weltabgeschiedenheit Bayreuths um Wagner bildete, ihn in seinen letzten Lebensjahren von der anderen Menschheit abdrängte und schließlich fast hermetisch abschloß, hätte sich in der stets von frischem Luftzug durchwehten Hauptstadt kaum so fest zusammenfügen können und wäre

dann auch wohl bald gesprengt worden; somit wäre auch viel Anstößiges und Taktiloses, das untergeordnete Naturen bald mit Mißbrauch des Namens Wagner bald mit geschickter Ausnutzung der kleinen menschlichen Schwächen des Componisten begingen und das nur allzusehr dazu geeignet war, die Geister gegeneinander zu verheizen, ungeschehen geblieben. Weiterhin hätte sich unter derartigen Verhältnissen eine segensreiche Rückwirkung der ersten, stylistisch am meisten durchgearbeiteten Festspiele von 1876, 1882 und 1883 auf das Operngetriebe der ständigen Bühnen rascher und nachdrücklicher geltend gemacht und die brennende Frage, wie unsere Sänger zu einem edlen deutschen Kunstgesange anzuleiten seien, hätte bereits mehr Beachtung finden müssen, als ihr bisher geschenkt wurde*). Der Charakter des Außertäglichen, Feierlichen würde auch den Münchener Festspielen durch die dem Bayreuther Hause ähnliche, im Einzelnen noch in schöneren Verhältnissen durchgeführte Anlage des geplanten „Königlichen Festbaus“ und durch die Eigenart von nur zu gewissen Zeiten des Jahres stattfindenden Ausnahmeverstellungen gewahrt worden sein. Der Troß der Wagner-schreiber hätte vermittelst einer ad hoc zurechtgerückten Sophistik „bewiesen“, daß der „Parsifal“ einzig und allein in München aufgeführt werden dürfe — und das Publikum endlich, welches, wie die an so vielen Orten mit tiefgehender Wirkung durchgeführten Lutherfestspiele dargethan haben, sich auch in größeren Städten bei der Vorstellung eines stark religiös gefärbten Stückes würdig zu verhalten weiß, möchte den „Parsifal“ in München mit gleichem Ernst und gleicher Ergriffenheit wie in Bayreuth aufgenommen haben.

So hätte es kommen können. Aber das Geschick wollte es anders. Und so haben wir uns denn, anstatt mit dem erträumten Münchener Bayreuth König Ludwigs, mit dem Epigonen-Wollen der Wagnerischen Erben zu befassen.

Wiederum liegt eine Reihe von Bayreuther Tagen hinter uns. Auf die Feste, an denen die Künstler ihren Ruhm wetteifernd zu mehren suchten und sich die Kränze, da ihr Meister dahingegangen ist, selbst theilten, folgte in herkömmlicher Weise das Nach- und Kampfspiel der Kritik. Es kennzeichnet den Stand der Dinge, daß nicht mehr wie ehemals Wagnerfreunde gegen Wagnergegner, sondern Wagnerfreunde gegen Wagnerfreunde auftraten. Ueber die dem Kunstwerke des Dichtercomponisten zuzumessende Bedeutung gehen, mit wenigen Ausnahmen, die Meinungen kaum noch auseinander; desgleichen ist man sich allseitig darüber klar geworden, daß die Idee der Festspiele, sobald sie streng im Sinne ihres Schöpfers durchgeführt wird, eine gesunde, gedeihliche Entwicklung der deutschen Gesangsbühne verheißt. Ob indeß der Geist Wagners in

*) Allen, welche sich mit dieser Frage eingehender beschäftigen wollen oder müssen, sei das sorgfältige Studium von Professor Julius Sey's hochverdienstlichem Werke: „Deutscher Gesangs-Unterricht“ (Mainz, B. Schott's Söhne) angelegentlichst empfohlen.

denen, welche sich allein für berechtigt halten, sein Werk fortzusetzen, noch lebendig ist, ob die derzeitige Führung des Unternehmens den ideellen Anforderungen, welche man an sie zu stellen hat, auch nur annähernd zu entsprechen vermag, das sind Fragen, welche verschieden beantwortet werden. Eine stark überwiegende Mehrzahl derjenigen, deren Urtheil gehört zu werden verdient, hat sie freilich, wie bereits im Jahre 1886, so auch nach dem Abschlusse der vorjährigen Aufführungen, verneint und nicht zum Wenigsten waren es bewährte und ergebene Freunde der Sache, welche mit Besorgniß und Unmuth im Herzen Bayreuth verließen. Dem gegenüber nahm es sich um so wunderlicher aus, wenn das officiöse Preßbureau der Leitung, das sich seither, obwohl nicht immer mit Glück und Geschick, damit abgemüht hatte, Unliebsames zu vertuschen und offenliegende Schäden zu bemänteln, diesmal so weit ging, der Wahrheit geradezu in's Gesicht zu schlagen und in die Welt hinaus zu verkünden, daß mit Darbietungen, die, Alles in Allem genommen, in Wahrheit als mittelmäßig zu bezeichnen waren, etwas Herrlicheres und Großartigeres denn je vollbracht worden sei. Daß daneben Diejenigen, welche den Muth ihrer eigenen Meinung haben, reichlichst mit anmaßlichen Zurechtweisungen bedacht wurden, das konnte den Betroffenen allerdings nur ein Lächeln abnöthigen. Um so ernster war die bewußte Fälschung des Thatsächlichen zu nehmen. Es kann den meisten wagnerfreundlichen Zeitungen und Zeitschriften der Vorwurf nicht erspart bleiben, daß sie dergleichen achtlos aufnahmen und sich dadurch zu Mitschuldigen an Bestrebungen machten, welche darauf hinausliefen, das Publikum irre zu führen. Weshalb legt man auf die Zuverlässigkeit (dazu auf genügende, allgemeine und fachliche Ausbildung) der Kunst-Berichterstatte weniger Werth, als auf die der Mitarbeiter für den politischen und wissenschaftlichen Theil?

Ob freilich wahrheitsgetreue Besprechungen der Festspiele denselben zu Gute kommen, ja, ob sie überhaupt auf die Art ihrer Fortführung auch nur den geringsten Einfluß auszuüben im Stande sind, das muß nach den Erfahrungen, welche bislang zu machen waren, billig bezweifelt werden. Die Wagnerischen Erben sind die alleinigen Besizer des Bayreuther Festspielhauses; sie sind von Niemandem abhängig, erhalten annoch weder von Bayern noch vom Reiche einen Zuschuß und veranstalten, wenn man die Angelegenheit rein aus praktischen Gesichtspunkten betrachtet, Theatervorstellungen wie jeder andere Unternehmer: gegen Erlegung von Eintrittsgeldern und auf ihre eigene Gefahr hin. Der relativ geringen Beisteuer, welche ihnen die Wagnervereine und einzelne Private jährlich leisten, könnten sie allenfalls entzihen; selbige spielt in der Rechnungsaufstellung einer Festspielperiode eine ziemlich untergeordnete Rolle. Das Publikum hingegen hat den Veranstaltern gegenüber keinen weiteren rechtlichen Anspruch, als daß ihm das öffentlich angekündigte Drama unter Mitwirkung der gleichfalls öffentlich vorher bekannt gegebenen Künstler, über deren

Können man ja im Allgemeinen unterrichtet ist, vorgeführt werde. So lange nun der Kartenverkauf ein Resultat ergiebt, welches die Unternehmer zufriedenstellt, sind diese ganz und gar die Herren der Situation. Niemand kann sie zu etwas bestimmen, auf das sie sich nicht einlassen wollen — und sie haben auch thatsächlich, seitdem sie und ihre Geschäftsführer nach Wagners Tode die Leitung der Festspiele übernommen haben, keiner noch so wohlwollenden Vorstellung einer der Sache freundlichen Kritik Folge gegeben, sondern sind stets bei ihren eigenen Ansichten geblieben. Wird nun gar, wie gegenwärtig, in den einflussreichen und vielvermögenden Kreisen der Gesellschaft die Parole ausgegeben, daß es zum „guten Ton“ gehöre, in Bayreuth vorzusprechen, strömen ferner jetzt auch noch diejenigen Elemente hinzu, welche, ohne daß sie für die Kunst irgendwelche Neigung empfinden, doch überall erscheinen, wo der Strebende sich bemerkbar machen zu müssen glaubt, und drängt sich endlich, wie im abgelaufenen Sommer, das wandernde England und Amerika in dichten Schaaren zum Grals-tempel, dann ist der materielle Erfolg der Festspiele auf Jahre hinaus gesichert, und es ist weniger Aussicht wie je zuvor darauf vorhanden, daß die Wagnerischen Erben auf wohlmeinende Stimmen, die nicht zugleich ihre literarischen, womöglich an den Aufführungen direct theilgenommenen Beistände, also von ihnen abhängig sind, etwas zu geben gesonnen sein werden. So wird denn, falls keine unerwartete Wendung eintritt, in Bayreuth auch weiterhin der mit unbezähmbarem Ehrgeiz verquidete Eigensinn des talentvollen Dilettantismus all' das nach eigenem Gutdünken zu lenken sich abmühen, was nur der ehern starre Wille des großen Genies in einer Hand zusammenzufassen vermag. Denn die willenlosen Puppen des zur Zeit amtirenden Bayreuther Kronrathes kommen nicht in Betracht. Und wieder und wieder wird man sich mit dem Jubel über die glänzenden äußeren Erfolge darüber hinwegtäuschen, daß die Kunst zu kurz kommt.

Wozu aber unter solchen Umständen eine wahrheitsgetreue Berichterstattung? Nun — einmal um demjenigen Theil des Publikums, der nicht im blöden Umhertaumeln eines blinden Schwärmens verharren, also im Ungewissen bleiben will, reinen Wein einzuschenken; sodann, um ein verlässliches Material für eine in späteren Zeiten zu schreibende Kunstgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts aufzuschichten, in der dann das Capitel „vom Aufstreben und Verfall Bayreuths“ als eines der merkwürdigsten, für den warmherzigen Leser zugleich erfreulichsten und schmerzlichsten des Buches gelten wird — und schließlich, weil es immer noch Leute giebt, die dem Schauspiel, wie ein leuchtendes Gestirn trübe wird und verbleicht, nicht unbewegt oder gar mit dem Beifallsgrinsen eines charakterlosen Höflings, eines abhängigen Lakaien zuzusehen vermögen.

Seit dem Tode Richard Wagners kam man in Bayreuth über ein emsiges, aber wenig fruchtbares Nacharbeiten kaum hinaus; eine namhafte Neuschöpfung aus dem Frischen wurde seit jener Zeit nicht geboten. Die

Vorzüge der ersten Parsifal-Aufführungen: die musterhaft vorbereiteten Leistungen der Chöre und des Orchesters, das Festhalten der der Natur des Werkes angemessenen Tempi waren, von geringfügigen Schwankungen abgesehen, auch den späteren, noch von dem feinsinnigen, erfahrenen und energischen Herrmann Levi geleiteten Aufführungen jenes Musikdramas zu eigen; den seiner Zeit von Wagner selbst als solchen betonten Schwächen der Bühnen-Darstellung wurde nur in so weit abgeholfen, als man zeitweise intelligente Künstler mit wenig zureichenden Kräften alterniren ließ; die letzteren aus dem Verzeichnisse der Mitwirkenden zu streichen, konnte man sich nicht entschließen. Im vergangenen Jahre hatte Felix Mottl die Direction des Parsifal übernommen: die Aufführung ließ gegen früher einen starken Rückschritt erkennen und konnte in ihrer Gesamtheit nicht befriedigen. Die Zeitmaße wurden vielfach falsch gegriffen, das Orchester ließ Genauigkeit in den Einsätzen vermissen, die Chöre waren oft unrein und entbehrten — vielleicht in Folge von Ueberanstrengung — der Klangschönheit; einzelne tüchtig durchgearbeitete, oder, wenn auch unfertige, so doch fesselnde Charakterstudien der Solisten konnten den unerquicklichen Eindruck, den man von den unzulänglichen Anstrengungen ihrer minder begabten Genossen erhielt, nicht wettmachen. Hinwiederum bot die Aufführung der „Meisterfinger“ unter dem vielbewährten und allzeit taktfesten Hans Richter mehr Anmuthendes und Wohlthunendes, war aber, wie die des „Tristan“ im Jahre 1886 (Mottl) noch nicht ganz fertig gestellt, in Rücksicht auf Inszenirung wie auf Ausfeilung des musikalisch-dramatischen Styles nur theilweise geglückt und gab sonach gleichfalls zu vielfachen Bedenken Anlaß. Das ist der wahre Stand der Dinge.

Das künstlerische Resultat ist kein erbauliches. Wäre es möglich gewesen, ein anderes zu erzielen? Wir behaupten: Ja! Man war nicht im Stande, Wagners Geist aus der Gruft heraufzubeschwören, damit er Alles auf seine Weise beseelte; aber man konnte, anstatt mit mehr oder minder geistreicher Willkür zu experimentiren, auf die traditionellen Tempi der früheren Parsifal-Jahre zurückgreifen, man konnte sich endlich einmal dazu verstehen, die ungeeigneten, unfähigen Sänger aus dem Bayreuther Verbände zu entfernen und dafür Begabtere einzustellen, deren Mitwirkung, wenn man den guten Willen dazu gehabt haben würde, wohl zu ermöglichen gewesen wäre; man hätte sich schließlich darauf einrichten können, mit den Vorbereitungen und Proben so zeitig zu beginnen, daß man bereits den Besuchern der ersten Vorstellungen etwas thunlichst Abgerundetes vorzuführen vermochte. Gesah dies nicht, so lag das weniger an den Verhältnissen, als an den in Rede stehenden Individualitäten.

Daß Felix Mottl einer der berufensten Dirigenten unserer Tage ist, das unterliegt keinem Zweifel. Er hat Temperament, Phantasie und Geist vollauf; das zarteste und das leidenschaftlichste Mitempfinden für alle seelischen Vorgänge im Inneren eines dramatischen Charakters ist ihm zu

eigen; er hat ein Kennerauge für die Reize moderner Instrumentalfarben und weiß sie in blendendem Glanze schillern zu lassen; er versteht sich auch darauf, starke Steigerungen prächtig herauszubringen. Doch sein Können ist noch kein ausgeglichenes: er muß in seinem Streben stetiger werden, seine Erfahrung bereichern, seinen Sinn für das Erfassen musikalischer Feinheiten noch schärfen. Die Technik allmählich vorzubereitender Uebergänge beherrscht er noch nicht. Er ist mit sich vorderhand nicht ganz im Reinen; bald stürmt er etwas unbedacht darauf los, bald springt er in das Extrem einer fast pedantischen Bedächtigkeit über. Es ist etwas Nervöses, Unverlässliches, Frauenhaftes in ihm, das er noch nicht zu bemeistern gelernt hat. Er ist vielleicht ein wenig zu frühe musikalisch mündig geworden, ließ es sich dann gefallen, um seiner unleugbaren Genialität halber von Freunden, Anbeterinnen und Untergebenen verwöhnt zu werden, und hat demgemäß bis jetzt weder in sich noch bei Anderen einen festen Halt gefunden. Somit ist er, um es in zwei Worten zusammenzufassen, für die Interpretation des „Parsifal“ noch nicht gefest genug. Dies Drama, als ein Weltgedicht, das auf alle Höhen und in alle Tiefen des Lebens führt, verlangt einen Ausleger, der nicht mehr hier schwächeln, dort mit der Dreistigkeit des vom Glück Verhätschelten, sondern festen Auges und sicheren Trittes über die Klippen der Weltbühne hinwegschreitet, der sich von der Sinnlichkeit nicht fortreißen und in die Ascese nicht einspinnen läßt, der, wiewohl mit unverminderter Genußfähigkeit sich an der Gestaltensfülle des Lebens erfreuend, doch zugleich als Philosoph bereits über ihm steht und deshalb die Spiegelbilder desselben auf wohl geebnetem idealem Untergrunde mit weißem Aussparen von Licht und Schatten wahr und schön hervortreten zu lassen vermag. Ein solcher Künstler ist der Münchener Hofcapellmeister Herrmann Levi; ein solcher ist Felix Mottl noch nicht — aber er kann es werden. Es wäre nicht angemessen, den Ersteren gegen den Letzteren „auszuspielen“ zu wollen; wenn jedoch der eine von zwei Musikern einer Aufgabe nur sehr bedingt, der andere voll und ganz gerecht wird, so ist es durchaus angebracht, das, was dem einen mangelt, mit Hinzuziehung dessen zu erläutern, was dem anderen zuzuschreiben ist. Wir sind auch weit davon entfernt, das Recht auf interessante Subjectivität, welches einem jeden Dirigenten zugebilligt werden muß, irgendwie verkürzt sehen zu wollen; möchte man sich gar zu ängstlich an die Tradition klammern, so würde jede musikalische Vorführung einen ihrer schönsten Reize, den der Unmittelbarkeit der Auffassung, einbüßen. Nur daß die Subjectivität des reproducirenden Künstlers nicht mit der des producirenden in Widerspruch gerathe! Dies geschah aber, als Mottl bei seiner Leitung des „Parsifal“ mitunter die Zeitmaße überheßte, vorwiegend indessen sie grausam verschleppte, sodaß den ohnedies auf gemessene Bewegung hin angelegten Hauptscenen des ersten und dritten Actes nahezu jeder dramatische Zug abhanden kam, besonders aber das bis an die Grenzen der physischen Möglichkeit, das heißt,

soweit es der Athem der Bläser gestattete, auseinander gedehnte Vorspiel eindrucklos vorüberging. Daß diese Verlangsamungen ersichtlich des öfteren aus dem Bestreben des Dirigenten, die motivischen Gliederungen und Verknüpfungen in erdenklichster Deutlichkeit heraustreten zu lassen, hervorgingen, spricht für die Gewissenhaftigkeit und den Fleiß Mottls; leider hinderte ihn dieses allzupeinliche Zerfasern des Einzelnen daran, die „Masse in Fluß zu bringen.“ Vorerst ein paar Takte, außerordentlich übersichtlich ausgestaltet, dann ein für das empfindlichere Ohr wohl vernehmbarer Ruck und wieder eine kleine Periode, dann eine Athempause und wieder ein Stückchen für sich — so ging es Viertelstundenlang, bis dann plötzlich das Temperament Mottls jenes doctrinären Auseinandergliederns Meister wurde und ihn unvermuthet zu einem ungeberdigen Fortellen veranlaßte. Er erinnerte an jüngere Privatdocenten, die, in dem lobenswerthen Eifer, dem Zuhörer Alles bis in's Geringste ordnungsgemäß zu entwickeln, ihm die zu vermittelnde Gelehrsamkeit Spruch für Spruch überbedächtig zuzählen, bis dann einmal die Begeisterung für den vorzutragenden Gegenstand sie mächtig erfaßt und sie im Weiteren die Weltgeschichte mit Siebenmeilenstiefeln durchmessen läßt.

Es ist unmöglich, sich zu überreden, daß es Mottl entgangen sein sollte, wie sehr er mit seiner Auffassung zu der, welche bisher als die richtige galt, in Gegensatz trat. Er hatte ja den Aufführungen des Jahres 1882, die nach Wagners eigenen Anordnungen vor sich gingen, er hatte auch späteren Darstellungen des „Parsifal“ beigewohnt. Sollten sich die Eindrücke jener Tage in seinem Gedächtnisse verwischt haben? Das ist unmöglich, dazu ist er ein zu vortrefflicher Musiker. Und warum machte er es denn ganz anders, als Wagner es gutgeheißen hatte? Glaubte er es etwa besser zu verstehen? Auf solche Gedanken konnte einer der ergebensten Freunde und Schüler des verstorbenen Meisters nicht kommen. Auch daß er mit sich noch nicht fertig ist, experimentirt oder sich gelegentlich vom Gefühlsstrome treiben läßt, erklärt den Fall nur halb; denn vieles, das befremdlich berührte, erschien zu planvoll angelegt, als daß es aus der Stimmung des Augenblicks heraus geboren sein konnte. Es bleibt demnach nur übrig, anzunehmen, daß er sich hier und da durch Einflüsse einer Persönlichkeit zu seiner Auslegung bestimmen ließ, deren Wünschen unbedingt nachzugeben er sich verpflichtet glaubte, ohne zu bedenken, daß der Musiker sich nie und nirgends zu Zugeständnissen herbeilassen darf, gegen die sein künstlerisches Gewissen sich auflehnen muß. Es darf nichts Heiligeres für ihn geben als seine Ueberszeugung. Daß Mottl augenscheinlich nicht Manns genug war, dieselbe mit hinreichendem Nachdruck allen an ihn von anderer Seite gestellten Zumuthungen gegenüber geltend zu machen — selbst auf die Gefahr hin, in Bayreuth nicht mehr zu dirigiren — das ist es, was ihm zur Last zu legen ist. Daß er seine, wir wiederholen es, ganz außergewöhnlichen Gaben vorderhand nicht immer entsprechend zu verwerthen weiß, wird ihm kein

Einsichtiger verargen: die an Talent Reichen gelangen nicht so rasch zur Abklärung wie die geistig Minderbemittelten. Daß er jedoch nicht energisch genug aufgetreten ist, das mußte Denjenigen, welche es nicht darauf anlegen, ihm oder seinen Protectoren zu schmeicheln, sondern sein Talent lediglich um dessen selbst willen schätzen, mancherlei zu erwägen geben.

Es ist ihm ferner ein Vorwurf daraus zu machen — ein Vorwurf, der auch gegen Hans Richter zu erheben ist — daß er unzulängliche Kräfte nicht kurzer Hand aus dem Ensemble entfernte. Was sollen Mittelmäßigkeiten im Rahmen von Mustervorstellungen? Was will, um zunächst das Auffälligste hervorzuheben, ein Sänger wie Herr Reichmann, der durch und durch unmusikalisch ist, will sagen, fast beständig unrein und unrhythmisch singt, dessen geistiger Horizont dazu ein ganz engbegrenzter ist, denn eigentlich auf der Bayreuther Bühne? Er verstand den Charakter des Amfortas — von der Groteskfigur seines parfümirten, selbstgefällig bis zum Widerwärtigen aufgeblasenen Hans Sachs gar nicht zu reden — vor sechs Jahren nicht; er versteht ihn auch heute noch nicht. Es ist ihm das nicht anzurechnen; Niemand kann über sein Vermögen hinaus. Aber wenn es ihm nicht gegeben ist, zu erkennen, daß er am unrichtigen Platz steht, warum hatten Andere, die sich darüber sehr wohl ein Urtheil zu bilden vermögen, nicht diese Einsicht für ihn? Und warum, wenn man es denn einmal nicht über sich gewinnen konnte, auf seine Mitwirkung zu verzichten, warum legte man es ihm nicht auf, sich streng an die Vorschriften der Regie zu halten? Frau Materna, die wenigstens das Lektüre that und doch auch keine bedeutende darstellerische Individualität ist, rettete auf diese Weise für ihre „Rundry“ wenigstens den Schein dramatischen Lebens. Aber kein kläglicheres Schauspiel, als wenn ein kümmerlicher Intellect es unternimmt, auf eigene Faust geistreich sein zu wollen. Warum erhob die „Oberleitung“ dagegen keinen Einspruch?

Auch mit den beiden Vertretern für die Rolle des Parsifal, welche ihm zur Verfügung gestellt wurden, hätte sich Mottl nicht zufrieden geben sollen. Daß man Ferdinand Jäger, welcher die ersten Berliner Nibelungen-Aufführungen beinahe zu Fall gebracht hatte und dessen Erscheinen auf der Bayreuther Scene im Jahre 1882 allgemeines Entsetzen hervorrief, ebendorthin noch einmal beschied, darin lag eine unnöthige Grausamkeit gegen den Sänger und eine nicht scharf genug zu verurtheilende Rücksichtslosigkeit gegen das Publikum. Van Dyl andererseits erwies sich als ein sehr begabter Anfänger, aber immer doch als Anfänger. Seine Hauptvorzüge liegen auf Seiten seines Spieles; dies ist schlicht, natürlich, im Ausdruck des Innigen wie des Energiischen gleich überzeugend. Van Dyl scheint in einer Situation aufzugehen und leitet bereits ungezwungen in die nächste über; er ist stets wahr, aber überschreitet in Haltung und Geberde nie die Grenzlinie des Schönen. Ungleich besser als seine Vorgänger Winkelmann und Gudenus weiß er den feelfischen Grundton des

naiven, weltfremden Jünglings zu treffen. Aber was er als Sänger gab, war nichts weniger als tadelfrei. Es ist ja staunenswerth, mit welchem Eifer er, seit er sich der deutschen Kunst zuwendete, das Studium der Sprache in Angriff genommen hat; daß er die Schwierigkeiten, welche sich hierbei ergaben, bereits völlig überwunden hat, läßt sich indessen nicht behaupten: sein Auftreten auf einer Bühne, von der herab in Aussprache und Tongebung nur Einwandfreies geboten werden soll, muß daher zum Mindesten als verfrüht bezeichnet werden. Wir sagen: zum Mindesten. Denn ob es von Dyk, auch wenn er später etliche widerspenstige Consonanten noch bezwingen und die Folgen seiner in Paris begangenen Gesangsünden überwinden sollte, gelingen wird, sich vom Naturalisten, der er jetzt noch ist, zum Kunstsänger umzubilden, möchten wir in Anbetracht des Umstandes, daß er schon vor Jahr und Tag an die Öffentlichkeit trat, nicht unbedingt bejahen; vielleicht gelingt es ihm, wenn er seine Neigung zum Forciren überwindet und seine hübsche, wohlklingende, aber nicht sehr ausgiebige Stimme in der nächsten Zeit sehr schonend behandelt. Vorberhand sind ihm reine Vocalisation, solide Athemtechnik, richtiges An- und Abschwollenlassen des Tones noch böhmische Dörfer. Auch neigt er mehr zum Lyrischen als zum Heroischen und wird deshalb einige Mühe haben, sein Repertoire zu erweitern. Es wäre Schade um die sympathische Persönlichkeit und das ursprüngliche dramatische Talent des frischen, treuherzig blickenden Flamländers!

Wir hätten ihm, wir hätten manchem Anderen gern etwas Angenehmeres gesagt: doch es ist ja schließlich nicht die Schuld des Chronisten, wenn an der Parsifal-Aufführung des verflorenen Sommers so wenig, gar so wenig Gutes war. Nicht einmal am Orchester konnte man eine rechte Freude haben; es stand, mit strengem Maßstab gemessen, nicht auf der Höhe seiner Aufgabe. Die ersten Geigen unter Halirs schneidiger Führung spielten zwar tonschön und schwungvoll; die Clarinetten waren sogar ausgezeichnet; auch mit den Trompeten konnte man sehr zufrieden sein; die Bratschen dagegen ließen Fülle des Klanges und geschmackvolle Phrasirung vermissen, und ebenso waren Oboen und Hörner nicht ganz zuverlässig. Der Gesamtleistung mangelte es an Sauberkeit des Zusammenstimmens und an Sicherheit in den Einsätzen. Die Einzelnen hatten sich noch nicht in einander gefunden; das Ensemble war noch nicht fertig. Es fehlte die souveräne Sicherheit in der Beherrschung des Stoffes, welche der Münchener Hofcapelle, die die Partitur unter Wagners Oberleitung studirt hatte und als Trägerin der Tradition für die Wiedergabe derselben anzusehen ist, in so hohem Maße zu eigen war. Ebensonenig vermochten die Chöre höheren Ansprüchen genug zu thun. Die Gralsritter schienen jeweilig nicht ganz bei der Sache zu sein; die Kinderstimmen aus der Höhe waren grell und detonirten; der Chor der Blumenmädchen, ehemals ein Glanzpunkt der Aufführungen, war zwar, wie stets, in Rück-

sicht auf Sicherheit gut studirt, ließ aber, da es einerseits an weichen und biegsamen Stimmen fehlte, andererseits die mitwirkenden Damen, vermuthlich durch die anstrengenden, rasch auf einander folgenden Meisterfingerproben ermüdet waren, Klangschönheit und Liebenswürdigkeit des Vortrages vermissen. Auch die Regie hatte diesmal mit der Einrichtung dieser Scene kein Meisterstück geliefert. Wie täppisch, um nicht zu sagen, roh drängten sich die zarten Blumengeister an Parsifal heran! Das war kein anmuthiges Grüßen und Rosen leichtbeschwingter, zierlich hin und wieder gaukelnder Elfen, das war der Massenansturm eines Ballettenusen-Bataillons der Großen Oper. Wehe, wenn sie losgelassen! So dargestellt wirkt der ehemals durch unendliche Grazie bestrickende Auftritt in der That für die, denen die unverwundbare Hornhaut des Fanatikers noch nicht jedes feinere Gefühl überwuchs, beinahe abstoßend. Weshalb hatte man sich, während man doch anderes weniger Erquickliche aus früherer Zeit, wie den Tanzstundenschritt der Graßritter, mit solch' ängstlicher Treue bewahrte, nicht auch bei den Gruppierungen der Blumenmädchen an die Tradition gehalten? Und warum konnte man sich auf der anderen Seite noch immer nicht dazu verstehen, der grellbunten Flora der Decoration des Zaubergartens mit etwas Braun und Violett nachzuhelfen? Ist denn Alles, was die Kritik sagt, in den Wind gesprochen, weil es die Kritik sagt und ist denn Alles, was in Bayreuth geschieht, unanfechtbar, weil es in Bayreuth geschieht, ohne Rücksicht darauf, ob es dem gesunden Menschenverstand und dem Schönheitsgefühl des Durchschnitts-Sterblichen entspricht? Wahrlich, niemals hat die Welt einen lächerlicheren Unfehlbarkeitsbünkel als den gesehen, welchen man jetzt an der Stelle zur Schau trägt, an der selbst ein Wagner sich als fehlbar bekannte!

Erfreulicher als die Aufführung des „Parsifal“ war die der „Meisterfinger“ unter Hans Richter. Hier waltete ein kräftiger, männlicher Wille. Richter ist sich des rechten Weges wohl bewußt; er steht über der Sache und ist seiner Nerven und seiner Instrumentalisten durchaus Herr. Seine Leitung und Leistung ist vom ersten bis zum letzten Accord tüchtig und durchdacht; kaltblütig, mit unfehlbarer Sicherheit trifft er überall die sinn- und sachgemäßen Tempi. Er schleppt nicht und überjagt nichts, modulirt sorgsam Uebergänge und Leidenschaften, führt die Sänger, indem er ihnen nachzugeben scheint und beherrscht den weitwichtigen Apparat des musikalischen Dramas mit dem Geschick eines unfehlbar gut registrirenden Orgelspielers. Doch ist er nicht mehr ganz der Richter der Nibelungen-Festspiele. Er ist — wenn dies anders möglich war — noch zielsicherer, aber zugleich auch nüchterner, trockener geworden. Er dirigirte streckenweise wie für ein Publikum von Engländern. Er war fast immer Hans Sachs und zwar weitaus mehr von dessen lehrhaften, moralisirenden als poetisch-warmblütigen und schalkhaften Seiten: stets „wohltemperirt“, mit etwas breitem Behagen das leitmotivische Geflecht auseinanderlösend, aber wohl

schon ein wenig zu bequem dazu geworden, um für den heißblütigen Ritter Stolzling mit ungemindertem Jugendmuth mitzufühlen. Wir haben beispielsweise das Vorspiel zuvor oft nicht so sauber und ausgeglättet, aber mit mehr Schwung und deshalb hinreißender in der Wirkung gehört. Richter trug es mit Meisterschaft vor, wie Jemand, der jede Note auswendig kennt — nur schmeckte die Art etwas nach Akademie und Perrücke. Und neben ein wenig Begeisterungs-Bluth fehlte es ihm, wenngleich nicht an Humor, aber an rechtem Lustpieltemperamente. Man vermischte Frohsinn, Leichtigkeit, Beflügelung. Sicherlich sind die „Meistersinger“ ein durch und durch deutsches Werk: aber so lustig, wie eine deutsche Komödie überhaupt sein kann, sind sie doch immerhin. Sollte das denn nur durch ein bis zum Abstoßenden nachrückliches Betonen von Bedmeßers Eigenheiten, durch die Sprünge Davids und der anderen Lehrbuben und nicht vielmehr durch das Anschlagen und Festhalten eines freien, lebhaften „neudeutschen Parlando“ in den Dialogen, das nur ausnahmsweise gegen eine ehrenfeste Grandezza zurückzutreten hätte, zum unmittelbaren, lebendigen Ausdruck zu bringen sein?

Merkwürdigerweise stand mit der höchst sachlichen, nur in diesem Falle wohl gar zu gründlichen Ernsthaftigkeit des Capellmeisters alles Uebrige im Einklang; die gleich fleißig vorbereiteten Leistungen der Regie wie die der Gesangsolisten und der Chöre hatten hier einen Stich in's Philiströse, dort einen in's Pathetische, und die gedämpften, mystisch gefärbten Klänge des verdeckten, richtiger vielleicht noch des Parsifal-Orchesters tönnten in die sonnige Meistersinger-Atmosphäre hinein wie ein Chor von hüßenden Vetern in eine lachende Maienlandschaft. Es mag wunderbar klingen, aber es ist nun einmal nicht anders: fast alle Mitwirkenden haben ihre Aufgabe zu ernsthaft genommen. Durch das an sich außerordentlich lobenswerthe, aber hier übertriebene Streben nach möglichster Deutlichkeit der musikalischen und dramatischen Gedankenentwicklung wurde nicht nur die Liebenswürdigkeit, das Heiter-Gewinnende des Ausdrucks, sondern auch dessen für bühlenwirksame Darstellung unentbehrliche sinnliche Frische nahezu ertödtet. Der unbefangene Zuschauer hatte des öfteren die Empfindung, als ob sich nicht ein munteres Stück mit Menschen von Fleisch und Blut, sondern ein lebendig gewordener „Leitfaden“ auf der Scene abwickelte. Es wurde in Summa ein Beweis geliefert, auf den man an dieser Stelle gern verzichtet haben würde: der Beweis, daß die Wagnerisch-neuen Principien auch von den Ausführenden mit künstlerischer Freiheit zu behandeln seien, daß sie aber, wenn überbehiutjam oder geradezu sklavisch gepflegt, ebenso zu steifer Unnatur, zu doctrinären oder conventionellen Unerschrockenheiten führen wie ehemals das „stramme“ Arienfingen zur geschräubten Opernpose. Statt Concert-Arien im italienischen Logenhaus hatten wir — die gesünder und ursprünglicher nachempfundenen Volksscenen abgerechnet — Concert-Declamationen im Bayreuther Festtheater. Und vor-

zöglich auch hierin zeigte sich das unsichere Tacten eines eifrigen, von den lautersten Gesinnungen beseelten, aber geistig unselbstständigen und künstlerisch unproductiven Dilettantismus.

Es war sicherlich recht wohlthuend, daß man bei den letztjährigen Bayreuther Aufführungen der „Meistersinger“ den Text beinahe in seiner Vollständigkeit vernehmen konnte. Aber mußte die Mehrzahl der Darsteller darum scandiren anstatt zu singen? Handelt es sich bei dem Kunstwerk der Zukunft denn etwa nur darum, daß auf wechselnden Tonhöhen deutlich ausgesprochen werden soll oder ist hier nicht zum mindesten auf vollendeten Kunstgesang gezählt? Daß die Schwierigkeit, von jetzt ab schöne Tonbildung mit scharfer Deutlichkeit der Sprachlaute zu vereinen, keine geringe ist und nicht im Handumdrehen gelöst wird, ist sonnenklar: wenn aber so viele Sänger damit noch nicht zu Rande kommen, warum läßt man sie dann auf der Bayreuther Musterbühne auftreten? Man wird es doch nicht etwa absichtlich darauf anlegen wollen, das alte Vorurtheil zu nähren, daß bei Wagner das Recitiren eins und Alles sei! Wenn es jedoch zur Zeit noch keine ausreichende Anzahl verfügbarer Kräfte giebt, welche den nach allen Seiten an sie zu stellenden Anforderungen genügen, nun, so hat man eben die moralische Verpflichtung gegen Wagner wie gegen das Publikum, mit der Veranstaltung von Festspielen so lange zu warten, bis ein entsprechender Stamm von Wagner-sängern herangewachsen oder -gezogen ist. Wir wollen, wenn wir in Bayreuth sind, nicht in eine Studirstube blicken, nicht die Geheimnisse eines Ateliers kennen lernen, sondern etwas Ganzes, Abgerundetes hören und sehen. Im vergangenen Jahre indessen hatte man dem speciell Gesanglichen nicht einmal so viel Rücksicht geschenkt, um grobe Nachlässigkeiten in Vocalisirung und Consonanten-Aussprache auszumerzen, um Sänger, die ihre Rollen allein indem sie Gewaltthaten gegen ihr Organ verübten, bewältigen konnten, schleunigst nach Hause zu schicken. Bei den Manen Mozarts! Da die Intrigue der Meistersinger-Handlung nicht so gar verwickelt, sondern überaus einfach, der Dialog nicht so arg verschränkt und verzwickelt, sondern von harmloser Natürlichkeit ist, würden wir uns am Ende noch darein gefunden haben, wenn coram publico wirklich ein paar Silben mehr ver- schluckt worden wären, vorausgesetzt, daß Hans Sachs und seine Zeit- genossen dagegen nicht, wie das mehrfach geschah, förmliche vocale Real- injurien in den Zuschauerraum hineinschleuderten. Man fühlte es wie einen starken körperlichen Schmerz, als der Darsteller des Walthers, zweifelsohne ein höchst fleißiger und opferungsvoller Künstler, nachdem er die ersten Tacte des Preisliedes mezza voce gesungen hatte, die Stimme plötzlich mit erschreckender Kraft auf dem hohen g explodiren ließ, weil — nun weil er die Höhe überhaupt nicht im piano nehmen kann. Ja, wenn Herr Gudehus das nicht vermag, dann darf er in Bayreuth nicht den Walthers singen und wenn keine andere Kraft zur Hand ist, dann dürfen

die „Meisterfänger“ zur Zeit auf der Festspielbühne nicht aufgeführt werden. Das klingt hart — aber die Logik ist nun einmal von Natur unsanft. Ein anderes Beispiel. Ein mißgünstiger Gott hat es der Leitung eingegeben, das schlichte, naive Bürgerkind Eichen mit Vorliebe den Heroinen anzuvertrauen. Eine dieser ruhmgekrönten Walküren hat gleichfalls mit — ständiger Indisposition in der Höhe zu kämpfen und besitzt die Fähigkeit, legato zu singen, nur in bescheidenem Grade; die Folge davon ist, daß das herrliche Quintett im dritten Acte den Hauptreiz einbüßt. Gerade an dieser Stelle, wo jedem einzelnen Sänger ein besonderer Text in den Mund gelegt ist, absolute Verständlichkeit der Worte also nicht erzielt werden kann, wo ein wohliges Ausbreiten harmonischer Klangwellen von Wagner entschieden gefordert ist, zeigte es sich am deutlichsten, wie dürftig es um die besonderen gesanglichen Kenntnisse und Mittel der Künstler bestellt war. Meister-Singen war das wahrhaftig nicht. Von allen in der abgelaufenen Festspielperiode thätigen Kräften waren Scheidemantel und Hofmüller noch diejenigen, welche wie in Hinsicht auf eigenartige geistige Durchdringung ihrer Rollen, so auch in Bezug auf Sauberkeit in der Ausführung ihrer Gesangspartieen das Befriedigendste geleistet haben. Mögen sie sich ihre Selbstständigkeit erhalten: dann werden sie auf der deutschen Bühne noch ein Wort mitzureden haben! An nächster Stelle wäre dann Frau Etaubigl (Magdalene) zu nennen, welche, nachdem sie früher einige mäßig gelungene Versuche im Rollenkreise der tragischen Vertrauten und eifersüchtigen Königstöchter unternommen hatte, sich diesmal mit Glück als komische Alte entdeckte. Friedrichs (Wendmeyer) wäre diesen Namen vielleicht noch anzureihen.

Es war weiterhin sehr dankenswerth, daß die Künstler sich nach bestem Können bemühten, ihre Rollen individuell zu gestalten, von allen Gemüthsregungen, welche die vorzuführenden Charaktere bewegen, nicht bloß zu berichten, sondern dieselben auch durch Haltung und Geberde zu verdeutlichen und besonders ihre Gesten mit dem Spiel der Motive des Orchesters in Uebereinstimmung zu bringen. Doch wäre in diesem Punkte ebenfalls weniger — bedeutend mehr gewesen. Selbst die mit Auszeichnung aufzuführenden Darsteller thaten des Guten viel zu viel. Nimmt es sich schon in der musikalischen Tragödie absonderlich aus, wenn der Sänger bei jeder schüchternen instrumentalen Andeutung einer schwärmerischen Regung sein Herz massirt und die Augen an die Cossiten wirft, bei jedem leisen Unbehagen mit der Rechten an die Worbasse fährt, so wird dergleichen in der Komödie, in welcher es doch nur auf ein leichteres, freieres Hin und Wieder der Gedanken wie der Gefühle abgesehen ist, vollends zur Abgeschmacktheit. Soll denn der im Allgemeinen doch bereits erwachsene Zuhörer erst das ABC der Bühnensprache erlernen, oder soll er selbstthätig, in seiner Phantasie mitschaffend genießen? Man muß im plastischen Ausmalen der Empfindungen sorgfältig, aber nicht kleinlich zu Werke gehen, sonst gelangt man,

wie dies vielfach im Meisterfinger-Festspiel geschah, theils zu einem handgreiflichen Naturalismus, den auf den Bayreuther Brettern zu gewahren man am allerwenigsten erwarten durfte, theils zu unfreiwilliger Komik. Bekämpft vielleicht Walther Stolzing den dampfischnaubenden Drachen Fafner oder die lernäische Schlange, oder vielmehr die ehrsamten, etwas zopfigen, aber doch sonst durchaus gutartigen Nürnberger Handwerksmeister? Nehmen wir einmal an, es käme das Schlimmste zum Schlimmen, und der vortreffliche Lyriker erhielte die Hand seiner Eva nicht. Würde daraus gleich eine Götterdämmerung entstehen? Wohl kaum. Also warum donnerte denn der gute Ritter den Gründlingen des Bayreuther Amphitheaters so in die Ohren? Weshalb erschöpfte Vater Pogner den ganzen Gefiensthaß des Tiranno ingrato? Warum probirte die zierliche Bürgerstochter, welche man gemäß der Vorzeichnung helläugig, neckisch, sinnig-verblickt erwartete, so viele Mittel aus der tragischen Hausapothek Medeas durch? Wollte sie anstatt freundschaftlicher Theilnahme für ihren ersten und einzigen kleinen Herzensroman, gleich Furcht und Mitleid erwecken? Aus welchem Grunde trug Meister Rothner die Gesetze der Tabulatur vor wie der Oberreichsanwalt einen Landesverraths-Paragrafen? Gerade weil man sich in Allem und Jedem übereifrig bestrebte, recht naturwahr zu sein, ging der Darstellung das Beste ab, auf das man rechnen geburft hatte: Natürlichkeit. Wer Gefühl zeigen mußte, stellte sich auf Stelzen. Hingegen deutete das Lachen auf der Bühne auf den sorgfältig notirten Schreibtiſch-Humor des Regisseurs. Nur David hatte zu viel angeborene Laune, um sich den neu erfundenen Lustspiel-Rothurn an die Füße schnallen zu lassen. Herr Friedrichs, der sehr begabte Vertreter des Bedmeſſer, übertrieb wiederum nach Leibeskräften. Wie oft soll es denn noch wiederholt werden, daß der Stadtschreiber, als eine Persönlichkeit in Amt und Würden, sich nichts vergeben darf, daß er einzig und allein durch strenges Festhalten an seiner fleisfeinen Pedanterie, also im Charakter der Rolle: unabsichtlich komisch wirken kann, daß aber das geringste absichtliche Bemühen seinerseits, durch „heitere Nüancen“ die Lachmuskeln des Zuschauers in Thätigkeit zu setzen, ihn unfehlbar zur Carricatur werden lassen muß. Daher von jetzt ab nichts mehr von Ueberschlagen der Stimme, Fragenschneiden und dergleichen Hanswurstereien! Man bedenke doch, daß, sobald Bedmeſſer nicht mehr ernsthaft genommen werden kann, auch die hinter ihm stehende Bedmeſſer-Partei der Meister in den Augen des Publikums ihr Ansehen einbüßt, somit darnach der Widerstand derselben bedeutungslos erscheint, das Verhältniß zwischen Spiel und Widerspiel in der Handlung ganz aufgehoben wird und die ohnedies sehr durchsichtige Intrigue sich in diesem Falle wie das lockere Gefüge einer Marionettenposse ausnehmen muß.

Es war Methode in dieser Galerie von Uebertreibungen; darüber ist nicht zu rechten. An manchen Geschmacklosigkeiten trug jedoch offenbar

nicht die Principienreiterei, welche zwischen jeder Mantelfalte hervorblickte, Schuld: vielmehr waren dieselben aus den diesem und jenem Sänger anhaftenden Manieren herzuleiten. Weshalb griff die Regie in solchen Fällen nicht ein? Bemerkte sie dergleichen nicht? Die Vermuthung ist rundweg abzulehnen; denn es fehlte anderweitig nicht an Beweisen eines wählerischen, feingeschulten dramaturgischen Geistes. Gebrach es ihr, und vornehmlich berühmten Namen gegenüber, an Autorität? Wir müssen das wohl oder übel annehmen und können sie darum nicht loben. Anerkennung verdient sie für die äußere Einrichtung der Akte, für die malerische, charakteristische und doch nicht in's Ueppige übertriebene Ausstattung, für die sparsame Verwendung der gegenwärtig bei der Inszenirung Wagner'scher Dramen — und nicht nur hier allein — so beliebten Beleuchtungs-Spielereien, hauptsächlich aber für ihre Ausgestaltung der Volksscenen. Mit farbenfroher Phantasie und bestem künstlerischen Maßhalten war das Treiben auf der Festwiese in Scene gesetzt; die Aufzüge entwickelten sich behend, munter und doch in guter Ordnung; die Gruppen formten und lösten sich ungezwungen; der Tanz wurde mit köstlicher altfränkischer Schelmerei durchgeführt und ging in ein buntes, reizvolles Getümmel aus; dabei wurde alles Schreien und unziemliche Drängen, alles Zuviel des Meiningerthums glücklich vermieden. Das „Volk“ benahm sich wie in einem constitutionellen Idealstaat; es war sich dessen vollauf bewußt, daß sein Fest gefeiert wurde und daß von seiner Stimme die Entscheidung abhing; aber es zeigte den natürlichen Tact, sich nirgends vorzudrängen. Die fast im Flüstertone gesungenen Zwischenbemerkungen der Chöre waren ein Triumph der Regietechnik. Mit der Einrichtung dieser Auftritte hat sich Herr Harlacher als Künstler ersten Ranges erwiesen; es ist, falls er nicht auf die Abwege der Geistreichelei geräth, noch viel von ihm zu hoffen. Weniger sprach das von ihm für den ersten Aufzug getroffene Arrangement an. Die Decoration war zu eng; die Mitwirkenden zu sehr zusammengeschoben. Herr Harlacher vergaß hier, daß er für das musikalische Drama, nicht für das recitirte Schauspiel arbeitete. Letzteres verlangt thunlichst knapp umschlossene Räume, die auch für ein fast unmerkliches Anschwellen des Sprechtones einen akustisch geeigneten Hintergrund abgeben und, bei einer auf kleinere Flächen concentrirten Aufmerksamkeit des Zuschauers, den Darsteller zwingen, alle Künste einer durchgebildeten Mimik spielen zu lassen — wie denn die großen modernen Opernhäuser ein eben solcher Verberb für die Schauspielkunst sind als das Ausstattungsfieber. Das musikalische Drama dagegen, in welchem der schon durch die Tonbildung stark in Anspruch genommene Sänger seine Darstellung nicht in gleicher Weise vertiefen kann und insbesondere für die Mimik auf die Beihilfe der seelenmalerischen Kraft des Orchesters zum guten Theil angewiesen ist, erheischt ausgedehntere Prospective, von denen sich die nothgedrungen in größeren Linien zu haltenden Bewegungen besser abheben und vor denen

sich das Crescendo des Einzelsängers, vollends aber die Schallmassen der Chöre ungehemmt entwickeln können. Vertragen auch die „Meisterfinger“ als musikalisches Lustspiel eine engere Umrahmung als die auf kühne, gigantische Wald- und Felscenerien berechnete Tetralogie, so entsprechen sie immerhin den Grundbedingungen des musikalischen Dramas. In der an sich ja gemüthlichen, für die gewählte Behandlungsart des Vorrurfes jedoch nicht angemessenen Intimität des Raumes nahmen sich die pseudo-tragischen Anläufe der Darsteller doppelt unbegreiflich aus. Die Einrichtung des zweiten Actes war zweckdienlicher: nur die Prügelscene für unseren Geschmack zu realistisch gehalten; es kann an dieser Stelle weniger darauf ankommen, daß die Schläge, als daß die Noten recht fest sitzen. In den Scenen der Solisten war hier und da ein flotteres Zueinanderspielen zu wünschen; besetzt man eine Rolle dreifach, so müssen die Proben entsprechend vervielfältigt werden, um für alle Vorstellungen ein glattes Ensemble herauszubringen; sonst bleibt vieles der Improvisation überlassen, was in einer Zeit, in welcher die deutsche Bühne kein einziges schauspielerisches Genie besitzt, jedenfalls ein bedenkliches Unternehmen ist.

War vielleicht die ganze Aufführung der „Meisterfinger“ im Festspielhause unter den gegebenen Umständen eine nicht vollständig geglückte Improvisation? Dieser Gedanke, von dem wir uns seither nicht frei machen konnten, gewinnt mehr und mehr Macht über uns, wenn wir uns nunmehr der Beantwortung der letzten wichtigen, für den Fachmusiker der wichtigsten Frage zuwenden, welche in der verflossenen Festspielperiode aufgeworfen wurde: hat es sich herausgestellt, daß die „Meisterfinger“ für eine Wiebergabe mit verdecktem Orchester, das heißt mit dem Orchester des Festspielhauses in seiner zur Zeit bestehenden Einrichtung, geschrieben sind? Etliches spricht dafür, sehr Vieles dagegen. Wer ohne Voreingenommenheit und nach Erlebung genügender Vorstudien der Bayreuther Aufführung folgte, hatte das im Vergleich zu anderweitig gemachten Erfahrungen schier Seltsame festzustellen, daß das Orchester gegen den vocalen Theil weit mehr als wünschenswerth zurücktrat. Am meisten mußte es befremden, daß bei stärkerer Tongebung der Chormassen, bei den Ensemble-sätzen des ersten, bei dem Finale des zweiten Actes, geradezu Lücken in den Instrumentalpart gerissen schienen — trotzdem, wie berichtet wurde, die Musiker in ihrem Inferum mit wahrer Todesverachtung geigten und bliesen; wichtige Motive kamen gar nicht oder nur in abgerissenen Tönen zu Gehör; Gänge in tieferen Lagen und schwächer instrumentirte Mittelstimmen blieben einfach aus; ja, stellenweise mußte man sich sogar, die Grundharmonieen aus dem Gedächtnisse ergänzend ausfüllen und hatte, da somit dem Aufbau der Gesangsstimmen das rechte Fundament fehlte, die peinliche Vorstellung eines Gebäudes, dem die Hauptstützen entzogen sind und das demnächst zusammenzubrechen droht. In den Scenen, in welchen nur die Solisten auf dem Podium standen, kam zwar alles, was notirt

ist, heraus; aber nicht wenig, das bei offenem Orchester den Hörer entzündet hatte, ließ ihn hier beinahe gleichgültig: die Mehrzahl der vielen geistfunkelnden Instrumental-Anmerkungen, die in solch' verschwenderischer Fülle über die Meisterfinger-Partitur verstreut sind, die aufgesetzten Richter, die graziosen, witzigen Accente — sonst eine Ohrenweide der musikalischen Feinschmecker: all' das glitt fast unbemerkt vorüber, dünkte uns hier dürftig und unbedeutend. Einiges klang hingegen berückend schön: so der Beginn des Flieber-Monologes, die weich hingegossenen Terzen der Hörner über dem kaum noch vernehmbaren, wie sanftes Quellengemurmel sich in der Entfernung verlierenden Tremolo der Bässe — ein orchesterles Mondscheinstück ohne Gleichen — dann das weihevollte Vorspiel zum dritten Acte und die Begleitung zum zweiten Verse des Preisliedes, endlich der Hector Berlioz zugeeignete Glühwurm-Zauber. Doch welch' geringen Raum nehmen diese wie in zartem Silbergrau getönten Stellen in der Oekonomie des Ganzen ein! Wo blieb auf der anderen Seite die helle Lust, die jauchzende Lebensfreudigkeit, die aus allen Ecken und Enden der Partitur hervorbrechen soll? Wo blieb — um nur einiges des Auffälligsten anzuführen — die festliche Pracht, der lichte Sonnenglanz des Vorspieles, wo das feste Aufjubeln in der Einleitung zum zweiten Aufzuge, wo das überwältigende Hereinbrechen eines neuen, vollen Frühlingssegens bei den Worten des Hans Sachs: „Nun aber ward's Johannis-tag!“? Nicht einmal die kleinen Buddhas von Bayreuth vermögen zu bestreiten, daß sich der „Wille zum Leben“ in der Meisterfinger-Partitur gar mächtig und frohgemuth zeigt. Leider trat er bei der Festspiel-Aufführung nur in ungenügendem Maaße in die Erscheinung. Wem das nicht zum Bewußtsein kam, wen es nicht störte, daß er zeitweise nicht im Stande war, den Entwicklungsproceß der Motive mit Genuß zu verfolgen, weil wichtige Rettungslieber verschwanden, wen es nicht ansodt, daß eine Unzahl von zierlichen Säckelchen sozusagen unter den Tisch fiel, wer nicht das Ohr dafür hatte, daß es dem Orchester förmlich an Licht und Lust fehlte, um den Humor, den der Componist zwischen die Notenlinien gebannt hat, frei ausschäumen zu lassen — der ist einfach unmusikalisch. Es konnte das bezüglich des Ringes der Gemüse-Propheten übrigens bereits seit längerem vermuthet werden. Unerwarteterweise trat auch bei einigen sonst vortrefflichen Musikern eine vorübergehende Gehörsblindheit ein: sie mußten wohl vom Apfel Wahnsinns gegessen haben.

Also: wie die Sache jetzt liegt, geschieht der orchesterlen Partie der „Meisterfinger“ im Festspielhause stark Abbruch. In ähnlicher Weise wird, wenn Aufführungen des Werkes bei offenem Orchester stattfinden, der vocale Theil ungebührlich beeinträchtigt; wer in den letzten zehn bis fünfzehn Jahren Meisterfinger-Vorstellungen in deutschen Opernhäusern wie denen von Wien, Berlin, Dresden, Leipzig, Cöln bewohnte, gewann den Eindruck, daß das Orchester die Sänger, selbst wenn sie mit einem kräftigen

Organ begabt waren, an vielen Stellen deckte. *) Beides liegt nicht im Interesse des Kunstwerkes; keines von beiden wollte der Componist. Im Wagner'schen Drama sind vielmehr Singstimmen und Orchester gleichgeordnete Factoren: Beide ergänzen sich wechselseitig; Beiden muß daher ihr volles, durch die authentische Niederschrift der Partitur gegen jede verkünstelte Auslegung geschütztes Recht werden. Nun wird indessen durch classische Zeugen erhärtet und ist deshalb nicht abzuleugnen, daß im Jahre 1868 unter Hans von Bülow Meisterfinger-Aufführungen mit offenem Orchester im Münchener Hoftheater stattfanden, welche keinen irgendwie berechtigten Wunsch unerfüllt ließen: die Zuhörer verstanden, obwohl die Instrumentalisten eine unerhörte Schönheit, Größe und Pracht des Tones entfalteten, jedes von den Solisten auf der Bühne ausgesprochene Wort. Berücksichtigt man dazu, daß eben dieses Theater sich zwar einer befriedigenden, aber keineswegs tadellosen Akustik erfreut, so läßt die mitgetheilte Thatsache folgende Schlüsse zu. Erstens: die Meisterfinger sind seit jenen Münchener Tagen nirgendwo richtig studirt worden, können aber, wenn sie in einer der Bülow'schen Art entsprechenden Weise in Angriff genommen werden, jederzeit und allerorten bei offenem Orchester mit der damals erzielten Wirkung, das heißt vollendet und einwandsfrei herausgebracht werden. Zweitens: weil die Wiedergabe unter Bülow makellos war, so kann jede andere, die im Vergleich zu jener eine Verschiebung der Klangverhältnisse, sei es zu Ungunsten der Sänger oder des Orchesters zeigt, nur minderwerthig, daher nicht Mustervorstellung sein — was denn auch von ihren sonstigen Unzulänglichkeiten ganz abgesehen, die Bayreuther Aufführung von 1888 trifft. Wollte nun jemand einwenden, daß es doch bedauerlich wäre, wenn so große Vortheile des Festspielhauses wie die Verdeckung der ästhetisch unschönen und illusionstörenden Sautierungen der Musiker und die so eigenthümliche Idealisierung und Verschmelzung der Klangfarben nicht auch den „Meisterfingern“ zu Gute kommen sollten, so wäre darauf zu erwidern, daß ja eine Erfindung, die es dem verdeckten Bayreuther Orchester ermöglichen würde, zu seinen bisher bewährten, für die Instrumentation des „Nibelungenrings“ und des „Parsifal“ so zweckentsprechenden Vorzügen auch, wenn es die Umstände verlangten, die Schallkraft und Deutlichkeit der Bülow'schen Meisterfinger-Capelle zu entwickeln, noch ganz wohl zu machen sei. Dies ließe darauf hinaus, in „mythischen Abgründe“ für die verschiedenen Partituren oder für einzelne

*) Daß Leute, die bei Aufführungen der „Meisterfinger“ im Opernhaufe zu Pauenheim nicht zehn Worte verstehen konnten, in Entzücken gerietten, als sie in Bayreuth den Dialog des Werkes kennen lernten, ist sehr begreiflich; wenn aber behauptet wurde, man habe „die Meisterfinger“ vor dem Jahre 1888 nicht gekannt, so ist das, höflich gesagt, nichts als Phrasen. Wer sie studirt hatte, der kannte sie; (auch ohne sie — siehe die folgenden Sätze im Text — in München gehört zu haben); wer sie nicht studirt hatte, dem — stand kein Recht zu, als Kritiker mitzureden.

Scenen und Abtheilungen derselben sozusagen verschiedene orchestrale „Local-töne“ auszubilden. Wie das nun zu bewerkstelligen sei, ob durch ein bei passender Gelegenheit vorzunehmendes theilweises Einziehen der jetzigen und Anbringung kleinerer, nur je eine Gruppe (Streicher, Holzbläser, Blechbläser) überwölbender, verschiebbarer Schallbedel oder durch eine vermöge Dampfkraft oder hydraulischer Maschinen zu bewirkende jeweilige Hebung und Senkung des gesamten Instrumentalkörpers oder einiger Stufenreihen desselben — das auszuprobieren wäre die Sache von Technikern, die sich mit Fachmusikern zu verbinden hätten. Geistreiche theoretische Combinationen auf dem Papier würden in dieser Angelegenheit gar nichts fördern, sondern nur unausgesetzte practische Versuche. Es gilt im Weiteren nicht nur über die Frage des Meisterfinger-Orchesters, sondern auch darüber ins Klare zu kommen, wie es etwa mit der Zauberflöten-Partitur im Festspielhause zu halten sei. Daß man Mozart damit keinen Dienst erweisen würde, die einzelnen Instrumentalstimmen mit ungefährrer Rücksicht auf die Größenverhältnisse des Bayreuther Theaters oder Orchester-raumes zu verdoppeln oder zu verdreifachen, liegt auf der Hand; nur durch peinliches, in Bezug auf alle zu berücksichtigenden Klangcombinationen durchzuführendes Abwägen, und zwar in den betreffenden Auftritten auch mit Heranziehung der vollen Chöre auf der Bühne, ist hier das Richtige zu treffen. Würde es sich nicht überhaupt empfehlen, gegen Ende einer Spielperiode, ein für die nächste bestimmtes, seither in Bayreuth noch nicht ausgeführtes Stück mit dem doch einmal versammelten Personal in einigen Vorproben durchzugehen? Man hätte alsdann in der langen Zwischenzeit hinlänglich Gelegenheit, sich auf die Ueberwindung augenfällig gewordener Schwierigkeiten einzurichten und wäre damit nicht auf die wirre, hastige Arbeit der eigentlichen Probewochen angewiesen. Auch wäre es hohe Zeit, sich sehr ernsthaft mit dem Problem zu befassen, was zu geschehen habe, damit alle Festspielbesucher von ihren Plätzen aus gleich gut hören können; bereits im Jahre 1876 stellte es sich heraus, daß beispielsweise von den Seitenplätzen der ersten Bankreihen feinere Violinfiguren nicht oder nur undeutlich zu vernehmen seien. Sollte man sich inzwischen bemüht haben, diesem Mißstande abzuhelpen, so geschah das leider erfolglos; es wäre demgemäß nicht mehr wie billig gewesen, für Plätze der bezeichneten Art vorläufig keine Karten abzugeben.

Das Publikum hat ein gutes Recht darauf, dies und noch ein Mehreres zu beanspruchen. Es darf verlangen, daß man sich mit den Vorbereitungen in schädlicher Art einrichte, damit die ersten Aufführungen nicht, wie das 1886 und 1888 der Fall war, den Eindruck von Generalproben machen. Im Wagnertheater darf es überhaupt keine fünften und sechsten, sondern nur „erste“ Vorstellungen geben. Ständigen Bühnen mit stets wechselndem Repertoire ist es nachzusehen, daß sich die Sänger in schwierige Aufgaben erst nach und nach einleben; hebt man es andererseits mit Recht hervor,

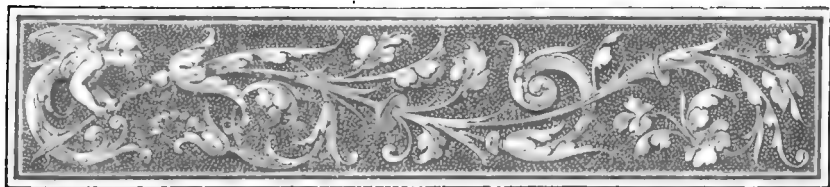
daß die mit der großstädtischen Bühnen-Bewirthschaftung verbundenen nothwendigen Uebel in Bayreuth wegfallen, so ist es um so weniger verzeihlich, wenn die Besucher der ersten Spiele gewissermaßen als Zuhörer zweiter Klasse behandelt werden. Man vergesse doch nicht, daß die Reise zum Tempel der neuen Kunst, der Aufenthalt in der Feststadt und die Lösung der Karten zu dem dort üblichen, nicht nach Rücksichten auf das „Volk“ bemessenen Satz für die Meisten mit ungewöhnlichen Opfern an Zeit und Geld verbunden sind; die, welche früher kommen, bringen aber diese Opfer gerade so gut wie die, welche sich später einfinden. Man kann doch nicht das Einkommen eines ganzen Sommers in Bayreuth verzehren, um schließlich einmal eine Aufführung mitzumachen, in welcher Alles glatt geht — und dazu, sich gegen Aushändigung von Freibilleten des Rechtes der freien Meinungsäußerung zu begeben, sind wohl nur die Wenigsten geneigt.

Allerdings erklären ja die Bayreuther Reptilienschreiber es nicht nur für überflüssig, sondern sogar für pietätlos, für Hochverrath an Wagner und der deutschen Kunst, wenn an den Festspielen Kritik geübt wird; natürlich hindert sie das ihrerseits nicht, die „Thaten“ der kleinsten Bayreuther Unbedeutendheit in dem jammervollsten und fragwürdigsten Deutsch, das jemals geschrieben worden ist, herauszustreichen. Wir für unser Theil sind nicht nur der Ansicht, daß das unbedingte Lob ebenso als kritische Aeußerung anzusehen ist, als das bedingte oder der Tadel; wir glauben sogar, daß der Tadel, wenn verdient, Bayreuth gegenüber gerade so angebracht ist, wie einem jeden Unternehmen, welches das Urtheil der Oeffentlichkeit herausfordert. Würden die Wagnerischen Erben vor geladenem Publikum Vorstellungen veranstalten, dann wäre es allerdings tactlos, das bei diesen möglicherweise Mißlingenbe öffentlich zu bemängeln. So wie die Dinge jedoch liegen, erinnert es an russische Zustände, wenn man es versucht, die Presse im hochfahrendsten Tone darüber zurechtzuweisen, in welchem Sinne allein über die Festspiele geschrieben werden darf. Hält man ihr nun gar das Wort „Pietät“ entgegen und bemüht sich, sie auf diese Weise mundtot zu machen, dann ist zu entgegnen: Dem großen Genie eines Richard Wagner war man es allerdings schuldig, an Unvollkommenheiten, welche die von ihm selbst inscenirten Darstellungen zeigten, wenn irgend thunlich, mit Schonung vorbeizugehen. Die Erben des Meisters dagegen haben sich bisher noch nicht als große Genies erwiesen; insofern schuldet man ihnen die Rücksicht, die man jedem Menschen, welcher mit relichem Willen an die Lösung hochbedeutender Aufgaben herangeht, entgegenbringt — nicht mehr, nicht weniger. Bedenkt man überdies, daß es sich bei der Bayreuther Schöpfung um ein Vermächtniß handelt, das Wagner der Nation hinterlassen hat und an dem die Wagnerischen Erben nur insoweit besonders bedacht sind, als ihnen das Theatergebäude im Wege des privaten Rechtsüberganges zufiel, dann ergiebt sich für die Kritik eine gesteigerte Verpflichtung, vorurtheilslos und freimüthig festzustellen, ob das, was jetzt

in Bayreuth geboten wird, mit dem in seinen Partituren niedergelegten künstlerischen Testamente Wagners in Uebereinstimmung zu bringen ist, ob die derzeitige Leitung der Festspiele den moralischen Verpflichtungen, welche sie aus freien Stücken auf sich genommen hat, nachzukommen im Stande ist.

Zehleres mußte nach den Erfahrungen, die im verflossenen Sommer zu machen waren, mit doppeltem Nachdruck verneint werden. Wir bedauern, es aussprechen zu müssen: die sich gegen das Regiment der Frau Wagner von Tag zu Tag mehrenden Angriffe sind nur allzu begründet. Es war sicherlich hoch dankenswerth, daß sie nach dem jähen Tode des Dichter-componisten sofort entschlossen in die Bresche trat und die für das Jahr 1883 geplanten Festspiele selbst und mit der Energie, die sie immer auszeichnete, durchführte. Würde sie alsdann von der künstlerischen Leitung ganz zurückgetreten sein, so wäre dies als ein hochherziger Entschluß zu bezeichnen gewesen. Aber sie, die, aller ihr zuzumessenden außerordentlichen geistigen Begabung ungeachtet, nun einmal keine Künstlerin ist, hat es vorgezogen, der Wiedergabe der Wagnerischen Werke auf Bayreuther Boden den Stempel ihrer geistreichen, doch dilettantischen Individualität aufzudrücken. Es kam, was kommen mußte: trotz des Beirathes und der edlen und opfervollen Mithilfe einiger auserlesener Kräfte sind die Aufführungen seit 1884, von Einzelerfolgen abgesehen, im Wesentlichen ihrem künstlerischen Werth und Ertrage nach stufenweise zurückgegangen, unwagnerischer, um nicht zu sagen: opernhafter geworden. Wir, die wir noch der früheren Generation angehören, welche Neu-Bayreuth entstehen sah, und mit jedem Stein, der zum Bau des Theaters herbeigetragen wurde, auch eine neue Hoffnung und Erwartung auf eine weitere ideale Ausgestaltung des so herrlich Begonnenen hinzubrachten, brauchen die Empfindungen, welche uns beim Niederschreiben dieser Zeilen bewegen, nicht zu schildern.

Durch unsere Betrachtungen ist wohl klar gelegt, daß es nicht rathlich und für die deutsche Bühne erspriesslich ist, das an sich großartige Unternehmen von Bayreuth moralisch und materiell zu kräftigen, ohne die Forderung einer Reform der bestehenden Organisation mit allem Nachdruck zu stellen; vollends mußte die Bewilligung einer ausgiebigen Beisteuer direct davon abhängig gemacht werden, daß Frau Wagner den Commandostab abgäbe. Sollte — was ja nicht außer dem Bereiche der Möglichkeit liegt — die deutsche Volksvertretung früher oder später vor die Entscheidung gestellt werden, ob nicht die Bayreuther Festspiele als ein nationales Unternehmen von Reich wegen zu unterstützen seien, so wird dieselbe darauf bringen müssen, ausreichende Bürgschaften dafür zu erhalten, daß jeder dilettantische Einfluß auf die Vorbereitung der darzustellenden Kunstwerke ein für allemal beseitigt werde. Am wünschenswerthesten wäre es freilich, wenn das Wagnertheater Reichseigenthum und die Wagnerischen Erben durch eine Abfindungssumme entschädigt würden. Der jedoch, in dessen Hand alsdann die Geschicke Bayreuths gelegt werden sollten, sei zugleich ein Künstler und ein Mann!



Frau Käthe.

Novelle

von

Emil Caubert.

— Berlin. —

I.

In einer abgelegenen, vom Lärm und Getriebe des Verkehrs völlig unbehelligten Seitenstraße der Kaiserstadt an der Spree stand das einstöckige Wohnhaus des Universitätsprofessors Theobald. Märzliche Schneeflocken hatten die kahlen Büsche des Vorgärtchens mit ihrem weißen Gespinnst umhüllt, und auf den vorspringenden Gesimsen der Fenster lagerten die ebenmäßigen, krystallinen Deckpolster, mit deren linnenfarbenem Ueberzug der haushalterische Winter den Saum der Gebäude während der stürmischen Abstäubearbeit der Natur vorjorglich geschützt hatte.

Der Gelehrte war vor Anbruch der rauhen Jahreszeit mit den Wandervögeln nach dem Süden gezogen, um den erbetenen außerordentlichen Urlaub in der Siebenhügelstadt am Tiber zu verbringen, wohin ihn die wissenschaftlichen Vorstudien für ein großes, lange geplantes Werk mit immer erneuter Dringlichkeit gebieterisch getrieben hatten. Dort in der Ferne durchforschte er die Schätze der vatikanischen Bibliothek, und doch waren die Scheiben seines heimatlichen Arbeitszimmers allabendlich erleuchtet; in später Nachtstunde noch konnte ein heimkehrender Nachbar den Lampenschein bemerken, der das schläfrige Licht der Straßenlaterne überfunkelte und oft genug selbst die schwach aufdämmernden Sterne beschämte.

Frau Käthe, die Gemahlin des Professors, war die unermüdliche nächtliche Forscherin. Vor vier Jahren hatte sie ihrem Manne die Hand gereicht. Sie war die Tochter eines strenggläubigen protestantischen

Pfarrers, der lange vor ihrer Bekanntschaft mit Theobald die Augen für immer geschlossen hatte. Als vornehmstes Erbtheil ihres Vaters brachte sie dem Gatten die reinste und lauterste Herzensfrömmigkeit zu, einen unerschütterlichen Glauben an das Evangelium und eine Heilighaltung jedes Bibelwortes, die niemals durch einen abtrünnigen Zweifel getrübt worden war.

Der Professor hatte Katharina in dem Hause eines hochangesehenen und begüterten Amtsgenossen kennen gelernt, der ihr die Erziehung seiner beiden amnuthigen Töchter übertragen hatte. Von Ungebulb erfüllt, die körperlich und seelisch mit hohen Vorzügen ausgestattete Lehrerin sein Eigen zu nennen, kürzte er den Brautstand trotz aller Einwendungen der Frau Pfarrerin ab und führte schon nach wenigen Monaten die Geliebte an den Altar. Nun hatte sein ödes Haus, die stattliche Hinterlassenschaft seines Vaters, eine Herrin gewonnen, von deren Händen ein weihewoller, jeden Raum durchdringender Zauber ausging; nun erst besaß er sein Erbe, genoß in vollen Zügen die Behaglichkeit, die ihm aus jedem Winkel entgegenlachte, freute sich des Krieges gegen die Spinnweben und den seßhaften Staub, die so lange die ungehörten Mitbewohner seines lieben Bücherstaals gewesen waren, und widmete sich mit verdoppelter Schaffenslust seinen Studien, deren schnelle Fortschritte ihm eine reiche literarische Ernte versprachen.

Es war der harmlosen Erzieherin während ihrer kurzen Brautzeit nie in den Sinn gekommen, daß Theobald, durch seine wissenschaftlichen Ueberzeugungen beherrscht, zu weitaus anderen religiösen Anschauungen gelangt sein könne, als sie selbst in dem Glaubensfrieden des Pfarrhauses erworben hatte.

Zwar wußte sie, daß er auf der Universität die Geschichte der Philosophie lehrte und die Errungenschaften der Naturwissenschaft mit dem regsten Antheil verfolgte; aber bei ihrer Jugend und Unerfahrenheit hatte sie keine Ahnung davon, wie oft das Wissen des gereiften Mannes über den naiven Kinderglauben des Knaben oder Jünglings hinauswache, wie oft der mühselige Pfad, um zur Wahrheit hinauzusteigen, von den frommen Sätzen der durch Jahrhunderte geheiligten Ueberlieferung hinwegleite, und wie oft die Erkenntniß des geheimsten Naturwaltens das Gesetz an die Stelle der Gottheit rücke, oder die grüblerische Speculation des Philosophen Gedanken entdecke, welche der vom Offenbarungsglauben erfaßten Persönlichkeit eines Weltenschöpfers widersprechen. Es genügte ihr, in die hellen, kindlich frohen Augen des Geliebten zu schauen, aus denen Güte und Milde strahlten, seine Liebe für Menschen und Thiere zu beobachten, eine Liebe, die jedem Bettler auf der Straße ein Almosen, jedem Bedrängten Trost und Hülfe spendete und keiner Fliege, keinem Wurm ein Leid zufügen mochte, um sich in der glücklichen Gewißheit zu wiegen, daß Theobalds Gott auch der ihre, und daß seine religiösen

Vorstellungen von Tugend und Sünde, Gott, Gotteslohn und Unsterblichkeit auch die ihrigen seien.

In den ersten Wochen ihrer Ehe stiegen in ihrer Seele die ersten Bedenken gegen die strenge Frömmigkeit ihres Gatten auf. Frau Käthe besaß einen auffallenden Hang zu andächtiger Schwärmerei und war von der Nüchternheit schmerzlich betroffen, welche der Gelehrte in abendlichen Feierstunden ihrer Glaubenspoesie entgegensetzte. Nicht daß er ihr seine eigene Meinung hätte aufzwingen, die frommen Träume ihrer gottseligen Einbildungskraft mit rauhen Worten hätte zerrütten wollen; aber schon das überlegene Lächeln auf seinen Lippen zog ihr das Herz zusammen, und die nachsichtig großväterliche Art, mit welcher er ihre Herzensergüsse wie das einfältige Geplauder eines phantasievollen Kindes entgegennahm, betrübte, ja beleidigte sie, und sie hatte oft Mühe genug, ihre vordringlichen Thränen zurückzuhalten. Vergebens hatte sie zu wiederholten Malen den Versuch gewagt, den arbeitsamen Gemahl von seinen sonntäglichen Studien hinwegzuloden und ihn zu einem gemeinschaftlichen Besuch des Gottesdienstes zu bewegen. Wie unerschöpflich waren nicht seine Vorwände, dem lästigen Kirchgang auszuweichen! Er fühlte sich angegriffen, schückte sein leidiges Kopfwieh vor, verschanzte sich hinter der Unausschießbarkeit seiner Amtsgeschäfte oder hinter der Nöthigung, irgend ein Manuscript unverzüglich für den Druck fertig zu stellen. Wie sehr mußte er die Kirche hassen, daß er sich nicht einmal seiner jungen Frau zu Liebe zum Anhören einer Predigt entschließen konnte!

Endlich kam ein Tag des Triumphes. Das Geburtsfest Katharinens fiel auf einen Sonntag, und sie hatte es sich als ein Festgeschenk aus-gebeten, dem Frühgottesdienst an der Seite ihres Gatten beizuwohnen. Freilich zögerte er lange genug, bis er sich von seinem Schreibtisch losriß, mit einem leisen Seufzer nach Hut und Handschuhen griff und der Gattin den Arm bot; aber er ging doch mit ihr, und eine glückstrahlende Befriedigung durchleuchtete ihre Züge, als sie, das schöngebundene Gesangbuch in der freien Hand, mit siegesfrohem Stolz auf die verlassenen Kirchgängerinnen blickte, die ohne Eheherrn, Bruder oder Verwandten einsam dem Gotteshause zuwanderten, und mit einem freudigen Schauer über die heilige Schwelle trat. Es war für sie ein zweiter Brautgang, ein zweiter Vermählungstag! Da saß vor der Kanzel die behäbige Frau Bäckermeisterin neben ihrem Eheherrn, die immer so mittheilig zu ihr hinüber sah, wenn sie ohne ihren Theobald mit niedergeschlagenen Augen ihren Platz suchte; nun hatte auch Frau Käthe ihren Ehegatten an ihrer Seite, und er hielt dasselbe Liederbuch mit seiner Rechten und sie mit ihrer Linken.

Noch niemals hatte die Orgel so süß, so feierlich herzerquickend und so gewaltig erschütternd gesungen, wie an diesem Kirchentag, und wenn auch der Professor in den Gesang der Gemeinde nicht einstimmte, so glaubte sie doch an dem Zittern seiner Rechten, mit der er das Buch faßte, zu

bemerken, wie ihn die Weihe des Ortes und der Töne im Innersten ergriff. Das Sonnengefunkel, das durch die gemalten Scheiben der gothischen Fenster bämmerte, um die Altarkerzen und den Saum der Kanzel spielte, erschien ihr wie der Leuchtglanz von unzähligen Englein, die, frommen Schwalben gleich, am Gewölbe nisteten und mit heilig heiterm Fluge ihrer goldenen Schwingen durch die Hallen schossen.

Während der Predigt schaute sie ein paar Mal verstohlen auf den Gelehrten. Der Herr Vätermeister hatte den Kopf so tief auf die Brust gesenkt, daß es zweifelhaft war, ob er in regungsloser Andacht der Rede des Pfarrers folgte, oder in allzu eifriger Einkehr bei sich selbst in schlummertrunkene Beschaulichkeit verfiel; aber Theobalds Augen flammten wie von überirdischem Feuer und ruhten mit dem Ausdruck der Verklärung auf dem goldenen Heilandsbild des Altars. Katharine frohlockte: auch er hatte seine Seele dem Strome der Erleuchtung, der durch die Kirche fluthete, erschlossen, und sie durfte hoffen, daß er alle Regerei seines Denkens glücklich überwunden habe. Und konnte es denn anders sein? Für die Pfarrerstochter waren die Geistlichen die einzigen wahrhaftigen Lehrer des Menschengeschlechts. Alles, was ihr Gatte wußte und erforscht hatte, mochte ja recht schön und gut sein, ohne doch zum eigentlichen Heile der Menschheit beizutragen; für sie war der Glaube höher als das Wissen, dessen blendendste Erfolge doch nicht an den Himmelsseggen der Offenbarung hinanreichten.

Gehobenen Hauptes verließ sie das Gotteshaus und suchte sich den Heimweg durch eine Unterhaltung über den Inhalt der Predigt zu verkürzen. Aber welche Enttäuschung! Offen gestand der Professor ein, daß er von den Auseinandersetzungen des Seelsorgers wenig oder gar nichts gehört habe; die Musik der Orgel habe ihn mächtig erregt, habe seine Seelenkräfte wunderbar erhöht, und plötzlich sei ihm wie in hellseherischem Anschauen die Lösung des philosophischen Problems aufgegangen, durch dessen Sprödigkeit der erwünschte Abschluß seiner neuesten Abhandlung so lange verzögert worden sei. Das also war's! Die Erkenntnißfreude, einer armseligen Weisheit auf die Spur gekommen zu sein, hatte seine Züge so verklärt und durchgeistigt, und alle die unzähligen Englein waren umsonst durch das Kirchenschiff geflogen. Frau Rätke war ernstlich verstimmt, und der Geburtstag wurde zum Begräbniß ihrer schönsten und reinsten Hoffnung.

Allen ferneren Versuchen, ihn nach dem heiligen Gebäude zu führen, setzte der Gatte die Geduld des liebenswürdigsten Widerstandes entgegen; doch schien er es wenigstens nicht ungern zu sehen, daß seine Hausfrau in ihrer Gottesfürchtigkeit einen jeden Sonntag heiligte und, wenn sie auf den Besuch der Kirche verzichten mußte, sich an der Sammlung der Predigten ihres Vaters erbaute. Ja, wenn er sie auch mitunter auf dem ephraumsponnenen Balkon des Hinterhauses traf, der auf den wohlgepflegten

Garten hinausblickte, und seine kleine Heilige beobachtete, wie sie den lockigen blonden Kopf über die Bibel oder eine Kanzelrede neigte, von dem Duft der Blumen unberührt, unberührt von dem vorlauten Geschmetter ihres Kanarienvogels; dann dämpfte er seinen Schritt, weidete sich an dem Anblick des feierlichen, idyllischen Bildes, trat auf den Beinen heran, um ihr, während sie umblätterte, einen Kuß auf die holde Stirn zu drücken, sah ihr mit beifälligem Kopfnicken in die schwärmerischen Augen und entfernte sich ebenso geräuschlos, wie er gekommen war. Dann hielt sie wohl im Lesen inne, betrachtete sinnend das Knospen und Blühen um sich her, und die Nelken und Rosen in den Töpfen, die im lauen Sommerhauch ihre Blüthen und Köpfchen schaukelten, wiederholten ihr das zustimmende Kopfnicken ihres Mannes, als hätten sie sagen wollen: „Du hast Recht, Käthe! Laß Dich nimmer beirren, laß Dich nicht abziehen von Gottes Wort; sei fromm und brav, und die Engel des Himmels werden Dich beschützen, Dich und den Frieden Deines Herzens, Deines Hauses!“

Dann aber stellten sich auch schwere Stunden ein, in denen sie eine quälerische Beklemmung um das Seelenheil des Geliebten beschlich. Ihr selbst einmal um seinen Glauben zu befragen oder ihn gar in's Gebet zu nehmen, dazu fehlte ihr der Muth. Sie hatte eine zu sorgfältige und vielseitige Bildung genossen, als daß sie nicht im Anblick der stillen Gemeinde der Bücher und Folianten, in deren Mitte er hauste, eine beinahe ehrfürchtige Scheu davor empfunden hätte, ihre geringfügigen Kenntnisse gegen seine Belesenheit und Gelehrsamkeit zu halten; und die Bewunderung, die ihm von seinen Studenten und Amtsgenossen zu Theil wurde, war ihr eine tröstliche Gewähr dafür, daß Theobald, der eine solche Verehrung und Liebe genoß, kein Gegner Gottes und des Heilands, kein unchristlicher Gottesleugner sein könne. In solchen Augenblicken setzte sie sich selbst über die Empfindlichkeit hinweg, die sie oft genug zu bemeistern hatte, wenn er, ohne ihr schlichtes Tischgebet abzuwarten, voreilig den Löffel in die Suppe steckte und vor der Dankagung, zerstreut und mit seinen Arbeiten beschäftigt, hastig die Tafel verließ.

Bisweilen freilich schnürte ihr die Angst um den Unglauben ihres Gatten Herz und Seele dermaßen ein, daß sie keine Ruhe zu finden vermochte und in das kleine Häuschen in der Altstadt an der Spree flüchtete, in welchem ihre Mutter, seitdem sie der Tod ihres Mannes aus dem Pfarrhause vertrieben, eine bescheidene Zufluchtsstätte gewonnen hatte.

Die Predigerswitwe, die einer Professorenfamilie entstammte, war eine durchaus praktische, kluge und welterfahrene Frau. Trotz ihrer Freigeisterei hatte sie es durch ihre besonnene Unterordnung und durch ihr Schweigen zu rechter Zeit verstanden, mit dem buchstabengläubigen Pfarrer ohne eigentlichen Hader auszukommen. Der ganze religiöse Ernst und Eifer des Vaters hatte sich durch seine unablässige Einwirkung auf die Tochter übertragen, auf deren dichterisches Gemüth die Poesie der Bibel

ohnehin einen zauberischen Einfluß übte, und die Mutter hatte häufig ihre liebe Roth, den zelotischen Gelüsten Katharinens zu wehren, wenn sie, über Worte und Handlungen ihrer allzu weltlich gesinnten Kameradinnen aufgebracht, sich in den härtesten und lieblosesten Urtheilen gefiel.

Die Wittwe war eine duldsame Frau, welcher Lessings Nathan zu einer zweiten heiligen Schrift geworden war, und die den Vorrang guten und opferfreudigen Handelns vor der Thatlosigkeit andächtigen Schwärmens wohl zu würdigen wußte. So fand sie denn auch jetzt in den Herzensnöthen der jungen Professorin den richtigen Ton, um sie wieder und wieder zu beruhigen. Sie stellte ihr vor, daß der Glaube der Gelehrten und Forscher meist eine eigenartige Gestalt annehme, ohne doch die Grundwahrheiten des Christenthums zu verleugnen, und pries die Tochter glücklich, daß ihr Gatte sie gewähren lasse, an ihrer Ueberzeugung nicht eigenwillig rüttle und an ihrer Gottergebenheit seine aufrichtige Freude zeige. „Wer Wissenschaft und Kunst besitzt, der hat auch Religion.“ Diese Goethe'schen Worte waren die Zauberformel, die sie, ohne zu ermüden, in immer neuer Weise erläuterte, und unter deren Bann die Sorgen und Zweifel ihres Kindes allmählich verstummten.

Neben diesen Beruhigungen der Pfarrerin trat bald ein Umstand ein, der die Gedanken der Frau Rätke auf eine durchaus andere Bahn lenkte und sie davon abzog, sich beständig mit dem inneren Wesen ihres Mannes abzulagen und über die Ergründung seines Bekenntnisses zu grübeln. Sie gab einem Töchterchen das Leben. Die Innigkeit der Mutterliebe, die rastlose Fürsorge für das süße Geschöpf nahmen sie so in Anspruch, daß sie lange Zeit den Gemahl und seine Bücher aus den Augen verlor und sich ausschließlich der Pflege des holdseligen Kindes widmete. Ihre „Agathe“ dereinst zu einem gottesfürchtigen Mädchen heranzubilden, ihr die eigene demüthige Heilandsliebe in das zarte, rein behütete Herz zu pflanzen: das war das hohe und schöne Ziel, an das sie in Zukunft ihre besten Kräfte setzen, um dessen Erreichung sie jeden Tag zu ihrem Gotte flehen wollte!

Das Heranwachsen des Töchterchens, dessen Geburt die Eltern mehr und mehr in ihrem Wirkungskreise abgefordert, trug auch wieder zu erneuter Annäherung derselben bei. Als die Kleine das zweite Jahr zurückgelegt hatte, pflegte der Professor, so oft es ihm seine Vielgeschäftigkeit gestattete, dem lieblichen Vorgang zuzuschauen, den das Auskleiden und zur Ruhe Bringen des Kindes veranlaßten. Wenn das Gesicht und lallende Geplauder Agathens endlich verstummt war, dann stand sie aufrecht in ihrem Bettchen, faltete die Patschhände über der Brust der Mutter und sagte das kleine, unverständene Nachtgebet mit rührender Einfalt gar tapfer her. Dann — Katharina bemerkte es mit immer wachsendem Entzücken — schwammen die Augen des Gelehrten in feuchtem Glanz, und er faltete wohl selbst die nimmermüden Schreiberhände einen flüchtigen Augenblick,

als ob die kurze und bündige Gebetsweisheit des schullosen Kindes die Summe alles Wissens und Erkennens sei.

„Mein Theobald ist doch ein frommer Mann, fromm ohne Kirche und Predigt, wie die Mutter sagt,“ so sumnte Frau Käthe lächelnd vor sich hin und begann auf's Neue, das Arbeitszimmer ihres Mannes zu säubern und zu ordnen, immer wohnlicher und traulicher einzurichten, die Bücher abzustäuben und den Werken, in denen er am meisten blätterte und las, mit besonderer Zärtlichkeit ihren gewohnten Standort anzuweisen.

Nichtsdesflomeniger brachte ein trauriges Ereigniß eine neue Entfremdung der Eltern hervor.

Es war ein halbes Jahr vor der Abreise Theobalds nach dem Süden, als die Predigerswitwe erkrankte und in wenigen Tagen eine Beute des Todes wurde. Dieser herbe Schlag, der Katharina so unerwartet getroffen hatte, der sie der liebevollsten Fürsprecherin für ihren Gatten beraubte, offenbarte die ganze Widerstandskraft gegen den Schmerz, welche ihr aus ihrem Glauben erwuchs. Sie klagte und verzagte nicht, sorgte für die Ahrigen und versäumte keine Pflicht; aber sie wurde stiller und stiller, las häufiger in den Predigten ihres Vaters und zog sich mehr und mehr auf sich selbst zurück.

In der Erschütterung, in die sie durch den jähen Todesfall versetzt worden war, empfand sie es als ein unabweisliches Herzensbedürfniß, sich durch den Genuß des heiligen Abendmahls zu läutern und den Gottesfrieden, den der sich steigende Kummer um die Verlorene zu untergraben drohte, aus gläubigem Sinn in sich wieder herzustellen. O, wenn ihr Gemahl ein wahrhaftiger Mitträger ihres Leides war, wie sie es aus seiner Sanftmuth, aus der rücksichtsvollen Schonung ihrer Wehmuth erkannte, so würde er ihr die Freude machen, mit ihr an den Tisch des Herrn zu treten und gemeinsam mit ihr den allerhöchsten Trost der Christenheit zu empfangen!

Der Professor aber, von Geschäften und Arbeiten mehr als je überbürdet, wies die Bitte seiner Gattin mit einer Reizbarkeit und Heftigkeit zurück, die Katharina um so eindringlicher erschreckten, als sie durchaus nicht in seinem Wesen lagen. Zwar hatte er keinen Grund für seinen abschlägigen Bescheid angegeben; doch der Ton, in dem er zu ihr gesprochen, zeigte ihr seine Weigerung nicht allein als eine Lieblosigkeit, welche sie in ihrem Jammer doppelt schmerzlich berührte, sondern er war ihr auch der traurigste Beweis, daß für ihn ein Spott, eine inhaltslose Ceremonie war, was sie mit den erhabensten Schauern der Ewigkeit durchdrang.

Keiner Antwort mächtig, stürzte sie aus dem Gemach und flüchtete auf den Gartenbalkon. Dort lag Agathe in ihrem Wäglein, vom ruhigsten Schlummer umfungen. Die Mutter kniete neben dem Kinde nieder; aber das friedliche, gesunde Athmen desselben bot ihr keinen Trost. Sie sah in ihrer Bitterkeit in dem gleichmäßigen Heben und Senken der Kindesbrust

nur die leidvollen, aufgeregten Athemzüge der künftigen Jungfrau, deren lauterer Herz durch die Lehren des Vaters vergiftet, deren Glaube durch ihn in Zweifel und Angst verwandelt werden mußte; und der glänzende Schutengel, den sie so oft hinter der Wiege ihres Lieblings zu erblicken wähnte, senkte seine goldenen Schwingen, verhüllte sein Haupt und zerfloß in den blendenden Schimmer des Frühlingstages.

Ringsum blühte und duftete der Mai, sie achtete es nicht. Der Kanarienvogel im Bauer hob die Flügel und sang mit sehnächtigen Tönen in den Lenz hinein: sie sah in ihm nur das Abbild einer in das Irdische eingekerkerten Seele, die vergebens aus ihrer Sinnenhaft nach dem Himmel strebt. Die Büsche und Hecken des Gartens erschienen ihr wie der düstre Schmuck eines Kirchhofs. Da dröhnten von der nahen Thurmuhre die zwölf ehernen Schläge der Mittagstunde an ihr Ohr; sie hallten ihr wie die Posaunenklänge des jüngsten Gerichts; die Gräber dort unten thaten sich auf, und in einer ihrer dichterischen Täuschungen sah sie die Himmel offen, sah sie den Gatten, die Tochter und sich selbst in weißen Sterbekleidern in die Höhe schweben. Zitternd starrte sie den Gemahl an, der mit schwankenden Knien vor den Weltenrichter trat; der Gekreuzigte winkte abwehrend mit finsternem Zorn — und ihr Theobald war verworfen!

Sie bedeckte ihr Gesicht mit den Händen und sank auf einen Sessel an der Brüstung nieder. Lebe und leer lag die Zukunft vor ihrer Seele. Sie glaubte sich von dem Geliebten durch eine unüberbrückbare Kluft getrennt; wenn er sich in unsaßbarer Verblendung von dem Tisch des Herrn schied, so war er auch von ihrem Tisch geschieden, und ihre Herzen konnten sich weder hier noch dort jemals zusammenfinden. Sie war eine Wittwe, ob er lebte, ob er starb; denn der Lebende mußte für sie todt sein, und dem Todten blieb das ewige Leben verschlossen.

Wohl über eine Stunde mochte sie diesen trüben Vorstellungen nachgesonnen haben, als sie durch leise nahende Schritte aus ihrem Hinbrüten wachgerufen ward.

Der Professor, der, von dem Hochfluge seiner Gedanken der Gegenwart entrückt, die durch das Anliegen Katharinens veranlaßte unliebsame Störung und seine gereizte Antwort vollkommen vergessen zu haben schien, näherte sich dem Wäglein der kleinen Schläferin, die eben erwachte und dem Vater die Händchen lachend entgegenstreckte, nahm die Kleine aus den Rissen und küßte sie auf die quellenden, schlummergerötheten Wangen. Frau Rätke bemerkte es, ohne ihn anzublicken, sprang auf und entriß ihm das Kind, als müßte es auf seinen unheiligen Armen, unter seinem unheiligen Kusse den Mächten der Hölle anheimfallen. Dann ließ sie sich wieder auf den Sessel nieder und herzte und koste das jauchzende Töchterlein.

Der Augenblick der Aussprache schien gekommen. Plötzlich heftete sie die zürnenden Blicke auf den Gatten und war im Begriff, den ersten anklägerischen Worten freien Lauf zu lassen, als sie, durch den unwider-

stehlichen Ausdruck in den Zügen Theobalds gehemmt, ihre feindliche Anrede verschluckte und beschämt zu Boden sah. Welch eine Fülle von Ehe- und Vaterglück spiegelte sich in seinen großen blauen Augen! Wieder gewahrte sie das gütige beifällige Kopfnicken des Gelehrten, das sie so oft entwaſſnet hatte, und das auch jetzt die Blumenköpfchen im flüsternden Maihauch wiederholten. Und wie er sich entfernt hatte, glaubte sie die sanften Ermahnungen ihrer verklärten Mutter zu vernehmen, die im Säuseln der Lüfte wie aus einer besseren Welt voll und weich zu ihr herüberbortönten: „Liebe Tochter, verurtheile ihn nicht zu vorschnell! Die Dichter, Denker und Forscher haben ihren eigenen Gottesdienst. Sie sind und bleiben große Kinder, die, wie jene über ihrem Spielzeug ihre Pflicht, so über dem Ernst ihres Strebens oft Weib und Familie, Herd und Erde vergessen; sie sind große Kinder, die mit der unbegrenzten Empfänglichkeit eines aufgeweckten Knaben die Welt voller Wunder sehen, an deren Deutung und Entzifferung sie ihre Kräfte üben. Ihre Arbeit ist ihre Kirche, ihr Schreibtisch ihr Altar, ihre Bücher sind ihre Heiligenbilder, die Verfasser derselben nur zu oft ihre Märtyrer, die Natur ist ihre Offenbarung, deren geheimnißvollen Sinn sie zu ergründen, deren Schleier sie mit wagemuthiger Hand, mit unverdrossenem Eifer zu lüften suchen; das dunkle Reich der Seele ist das ewige Mysterium, dessen von der Dämmerung nur spärlich durchschimmerte Nacht sie mit der Fackel der Wissenschaft zu erhellen streben; sie dienen Gott, indem sie der Wahrheit dienen und allmählich durch Jahrtausende Stein auf Stein zu dem Gottesstempel derselben zusammentragen und zusammenfügen; und wenn das Riesengebäude in seinem gewaltigen Emporstreben auch nicht die Gestalt eines christlichen Domes, auch nicht die gothischen Gewölbe unter dem Zeichen des Kreuzes trägt, so sind doch die Grundpfeiler desselben um nichts weniger zur Ehre des Höchsten errichtet, der die Kraft seines allumfassenden Geistes in der Denkerarbeit der schwachen Sterblichen offenbart, und auch die Baumeister der Wahrheitskathedrale sind die Ausleger der urewigen und niemals auszudenkenden Gottesgedanken.“

So umfingen Frau Käthe die Mahnungen ihrer Mutter, und sie gewann es über sich, ihre bitteren Empfindungen gegen den Gatten zurückzuhalten, als sie sich am folgenden Sonntag ohne ihn zu der kirchlichen Feier begab. Doch in den nächsten Tagen schon quälten sie die alten Zweifel, und dies um so mehr, als sie der persönlichen Einwirkung der Mutter von Woche zu Woche schmerzlicher entbehrte. Der Professor war zu sehr durch den Abschluß seiner vor der Reise noch zu erledigenden Schriften in Vann gehalten, als daß es ihm hätte zum Bewußtsein kommen können, wie Katharina duldete und litt. Die Unruhe verzehrte sie, trieb sie im Hause umher, und der Gelehrte ahnte nicht, daß sie ein paar Mal in stiller Nachstunde vor seinem Bücherjaale stand, bereit, den zitternden Zeigefinger zu erheben und an die Thüre des nächtlichen Arbeiters zu

klopfen, um ihn aufzufordern, daß er sich ihr erschließen, sein Glaubensbekenntniß klarlegen und ihr jede Falte seines Innern aufdecken möchte. Ach, sie konnte die Kraft des verhängnißvollen Entschlusses nicht finden und schlich jedesmal, ihr unsagbares Weh im Herzen, trostlos an das Bett ihres harmlos athmenden Kindes zurück!

Erkannte sie es einerseits als ihre unabänderliche Pflicht, sich mit ihrem Mann auseinanderzusetzen und die ganze Fülle ihrer gläubigen Veredsamkeit aufzubieten, um ihn dem drohenden ewigen Verderben abzurufen, so schloß ihr andererseits die namenlose Furcht die Lippen, die Furcht, das Entsetzliche aus dem eigenen Munde des wahrheitsliebenden, keiner feigen Verstellung fähigen Denkers zu hören, daß er an den Gottessohn nicht glaube, den Brauch der Kirche geringschätze, und so ihr Eheglück vielleicht auf immer zu zertrümmern. Wohl schalt sie sich eine Verzagte, eine Abtrünnige, die aus sündiger Eigenliebe den Heiland verleugne und um feinethwillen nicht jedes, auch das schwerste Kreuz auf sich zu laden bereit sei; aber sie konnte den Gedanken nicht ertragen, durch ihre, wenn auch durch die heiligste Stimme ihres Herzens gebotene Unduldsamkeit eine Scheidewand zwischen sich und dem Geliebten aufzurichten, ihn sich, ihn seinem Kinde zu entfremden und ihn, den Liebebedürftigen, zu liebeleerer Vereinsamung zu verurtheilen. Und wenn er sich dann von ihr wenden sollte, war er, losgekettet von den frommen Banden des Herdes, nicht zwiefach verloren? Was sie jetzt innerlich von ihm fernhielt, war ja nur eine Muthmaßung, über die sie in glücklicheren Stunden noch zu siegen vermochte; war aber diese Muthmaßung zur tödtlichen Gewißheit geworden, so mußte er, wenn er, wie sie fürchtete, auf seiner Ueberzeugung beharrte, ein Fremder in seinem eigenen Hause, ein Ausgestoßener an seiner eigenen Tafel werden. So schwankte sie ohne Ende hin und her, und die Blässe ihrer Wangen verrieth die grausamen Kämpfe ihrer Seele.

Als bald darauf der nachgesuchte Urlaub aus dem Ministerium eingetroffen war, da gab es so viel zu ordnen, vorzubereiten und zu vollenden, daß die äußeren Sorgen der Professorin über die inneren hinweghalfen; und in den letzten Tagen vor dem Abschied schloß sich Theobald mit einer so anhänglichen Herzlichkeit an Weib und Kind, daß man es ihm anmerkte, wie sauer ihm die Trennung wurde, und Katharina kein Wörtchen über ihre Gewissensnoth auf die Lippen brachte, weil sie sich in seiner treuen Liebe glücklicher fühlte als je zuvor und vor jedem Mißklang zurückbehte, der ihr freudiges Einvernehmen hätte zerreißen können.

In der Nacht vor dem Scheidetage fand sie keinen Schlaf. Plötzlich stand es ihr in aller Trostlosigkeit vor Augen, daß sie nun lange, lange Monate in der peinigendsten Ungewißheit zurückbleiben müsse, daß sich in ihrer Einsamkeit der furchtbare Zweifel mit jeder neuen Sonne zu Gaste bitten werde, und sie rang sich zu dem Entschlusse durch, in der Frühe

ein letztes Zwiegespräch mit Theobald zu suchen und ihn auf das liebevollste auszufragen, wie es um seinen Glauben beschaffen sei. Zürnte er dann, so würde ja der Abschied sein Zürnen mildern; und vielleicht hallten ihre Worte in seiner Seele nach, daß er in Rom, in der Stadt der Kirchen und Dome, ihre Mahnungen beherzigte, mit sich selbst zu Rathe ging und durch Gottes Hülfe den Weg zum Himmel zurückfinden konnte!

Schon strickte sie in der Morgenstunde im Büchersaal den Arm um den Nacken des Freundes und zog das Haupt desselben zu sich heran, um ihm die ersten schüchternen Andeutungen ihres Herzensverlangens in's Ohr zu flüstern, als die Dienstmagd in das Zimmer polterte und die Gatten stürmisch auf den Balkon berief. Unten im Garten stand ein Sängerkhor von Musensohnen, die ihrem geliebten Meister ein Ständchen zum Abschiedsgruße brachten. Voll und kräftig klangen die vierstimmigen Lieder durch die Morgenluft, und von den Augen Ratharinens perlte eine Thräne nach der anderen hinab. Der Professor lud die Studenten herauf, um ihnen in herzlichen Worten seinen Dank auszudrücken. Frau Käthe bewegte ein unaussprechliches Wonnegefühl: sie war stolz auf ihren Mann! Und wie sie nun Zeugin wurde, mit welcher aufrichtigen Verehrung die jungen, lebensfrohen Männer zu ihrem Lehrer hinaufblickten, und wie der Sprecher derselben in einer warmen begeisterten Rede der Liebe und Hochachtung seiner Genossen die glänzendsten Worte lieb, da war es mit ihrem Entschlusse vorbei, da schämte sie sich, den Mann der Wissenschaft, der in so unzweideutiger Weise von seinen Jüngern gefeiert wurde, in ein schulmeisterliches Verhör zu nehmen und ihn in ihrer hoffärtigen Annahme vor ihr, vor sich selbst zu erniedrigen.

Sie duldete weiter und schwieg. Der Bahnzug hatte ihr den Gatten entführt. Mit wehmüthigen Empfindungen pilgerte sie vom Bahnhof durch die Straßen und stand bald in der Dämmerung des Spätsommerabends auf dem Balkon ihres Hauses. Agathe war durch die Magd längst zur Ruhe gebracht; kein kindliches Gelächter unterbrach die beängstigende Stille; Garten und Wohnräume waren wie ausgestorben; die schmale Mondichel glück einer trüben flackernden Ampel, bei deren ungewissem Schein die Büsche und Hecken sich melancholisch nach den verstreuten Blättern niederneigten, die ihnen verfrühte Herbstwinde von ihren fröstelnden Zweigen herabgepflückt.

Jetzt, da ihr Theobald entzogen war, fühlte sie erst ganz, wie sie an ihm hing, und dachte mit Schrecken an die langen Herbst- und Winterabende, die sie, fern von ihm, wenn das Kind im Schlummer lag, in weltabgeschiedener Vereinsamung vertrauern mußte. Die Kameradinnen ihrer Mädchenzeit hatte das Schicksal in die Fremde getrieben; unter den Professorenfrauen galt sie als eine kalte, hochmüthige und unnahbare Person, über deren engherzige Frömmigkeit man gelegentlich die Nasen

rümpfte. So war eine hochbetagte Schwester ihrer Mutter, die in dem Häuschen an der Spree wohnte, fast die einzige vertraute Freundin, die sie bei der Abneigung ihres Mannes gegen allen gesellschaftlichen Verkehr noch besaß. Die Harthörigkeit der Tante machte die Unterhaltung mit ihr mehr zu einer Qual als zu einem Genuß, und so sah sich Frau Rätbe abermals vor die Frage gestellt: wie die Leere der Tage ausfüllen, wie über die endlose Zeit der Trennung hinwegkommen?

Da blitzte es wie eine fröhliche Erleuchtung durch ihre Seele. Wie oft hatte sie im Stillen ihren Eheherrn angeklagt, und war sie schließlich nicht gar zu ungerecht gegen ihn gewesen? Niemals hatte sie ihm das Wort zu seiner Vertheidigung gegönnt, und was sie jetzt nicht mehr aus seinem Munde hören konnte, das konnte sie aus seinen Schriften hören, die doch sicherlich ein Spiegel seiner Seele waren und ihr jeden gewünschten Aufschluß über sein Denken und sein Glauben zu geben vermochten! So war sie im Stande, die Trennung zu überwinden und sich an den Ufern der Spree mit dem Freunde zu unterhalten, ob er gleich an den Fluthen des Tiber weilte. Und welche Freude, wenn seine Werke ihn rechtfertigten, ihn freisprachen?!

Das war's: sie mußte in Angriff nehmen, was sie schon längst hätte thun sollen, mußte sich, so schwer es ihr auch fallen mochte, das Verständniß seiner Bücher erarbeiten, mußte aus einer Gefährtin seines äußern Lebens eine Genossin seines geistigen Schaffens, mußte seine Mitarbeiterin werden! So hatte sie die lohnendste und anziehendste Aufgabe für die sonst freudlosen Tage und Nächte; so konnte sie dem Gatten mehr werden, als sie ihm je gewesen war, konnte in sein geheimstes Denken und Forschen hineinwachsen; und der Heimgekehrte, stumm vor Staunen, würde sie loben und preisen, ihr in Zukunft seine schriftstellerischen Gedanken und Pläne mittheilen und sie — wie glühten ihre Wangen vor stolzer Lust! — und sie vielleicht um ihre Meinung befragen, sie als seine geistig ebenbürtige Professorin an sein Herz, an seinen Schreibtisch ziehen!

Ja, eine Schülerin ihres Mannes, eine Studentin wollte sie werden, und der Bücheraal sollte ihr Hörsaal sein!

Heute noch, gleich jetzt wollte sie den Anfang machen in dem Sturm der Begeisterung, der sie schüttelte und rüttelte. Sie sah nach dem Kinde, eilte nach dem Arbeitsraum des Gelehrten, schloß die Vorhänge und entzündete die große metallene Hängelampe, welche über dem riesengroßen, in der Mitte des Zimmers aufgestellten Schreibtisch von der getäfelten Decke herniederhing und ihren milden Schein bis in die Winkel des Saales ergoß.

Frau Rätbe sah sich nach allen Seiten um, und der Athem ihres Professors umhauchte sie. Die Flamme der Ampel zitterte und leuchtete auf den hohen Buchgestellen, deren Folianten, Bände und Bändchen immer heller aus dem Halbdunkel aufglühten, als ob die Geistesfreude mitter-

nächtlicher Forscherarbeit, welche bereinst die Stirnen und Wangen ihrer Hervorbringer geröthet hatte, von den Goldtiteln ihrer Rückseiten in zauberhaftem Schimmer wiederstrahlte.

Die Frau des Gelehrten entsann sich, daß sie eines der Werke ihres Gatten ganz insbesondere hatte rühmen hören, schritt auf die Bücherammlung zu und begann zu suchen. Es war ihr, als sollte sie ihren Theobald aus den schier unzählbaren Mitgliedern einer großen wissenschaftlichen Vereinigung herausfinden; kalt und fremd blickten sie die Namen der Verfasser an, die auf den Titeln prangten, und sie kam sich wie ein vorwitziger Eindringling vor, auf den die Denker mit vornehmer Verächtlichkeit herabsahen. Endlich faßte sie ein Werk in's Auge, das aus seinen in Reihe und Glied aufgestellten Nachbarn sich um ein Bebeutendes vorgeschoben hatte, als wenn es liebevoll sich ihr zuwenden wolle, um ihr jede weitere Beschämung zu ersparen; der Name des Professors bligte ihr entgegen; sie ergriff den Band, wiegte ihn triumphirend in den Händen, zeigte ihn mit einem Anflug von Stolz der griesgrämigen Versammlung und eilte an den Schreibtisch.

Sie machte es sich in dem Sessel ihres Mannes bequem, um mit ungestörtem Behagen in dem glücklich entdeckten Fund zu blättern. Welche freudigste Ueberraschung! Das durchschossene Exemplar, ein ziemlich umfangreicher Abriß der Geschichte der neueren Philosophie, enthielt nicht allein die zahlreichen Anmerkungen, Zusätze, Erweiterungen und Umarbeitungen, die für die folgenden Auflagen bestimmt waren, sondern die überall verstreuten Randglossen und Aufzeichnungen bildeten zugleich ein Tagebuch des Gelehrten, der Alles, was ihn auf seinem Lebenswege entzückte oder betrübte, am liebsten den Zeilen dieser Arbeit einverleibte, mit der er so unzertrennlich verwachsen war.

Gleichwie eine einzige, dem ursprünglichen Text hinzugefügte Bemerkung oft das Ergebnis einer langwierigen Untersuchung in sich schloß, so drängte sich auch oft in den Raum einer einzigen Linie dieser Selbstbekenntnisse die Erfahrung von Jahren oder die lustige und traurige Geschichte eines vollen Lebensabschnittes zusammen.

Die Leserin traute kaum ihren Augen. Dort zwischen den Seiten lag eine gepresste Blume, die Theobald, wie die beige-schriebene Zeitangabe und Beischrift bezeugte, auf dem ersten bräutlichen Spaziergang gepflückt, den er nach seiner Verlobung mit der Erzieherin unternommen hatte.

„Arme Cyane,“ so hieß es, „Du mußt welken und verdorren; aber die Erinnerung an die Seligkeit, die mich durchschauerte, als ich Dich aus dem Boden riß, wird mich bis in meine letzte Stunde begleiten. Katharine ist die Sonne meines Empfindens, gegen deren Gluth der Sternenhimmel meines Denkens erblickt.“

Die Professorin überließ es heiß, und sie spürte eine heftige Sehnsucht nach dem Geliebten, der jetzt durch die Nacht nach dem Süden fuhr!

An einer anderen Stelle des Buches lag, wie ein sinniges Lesezeichen,

ein Epheublatt. „Vom Grabe meiner Schwiegermutter gebrochen,“ lautete die Erklärung. „Die Pfarrerin war eine treffliche Frau. Sie hat sich, wie ich aus den letzten Gesprächen mit ihr erfahren, im Stillen das Verständniß dieses meines Werkes zu eigen gemacht und wußte es zu schätzen. Und meine Frau? — Nun, auch ohne Philosophie ist sie das herrlichste Geschöpf, das ich kenne. Sie gleicht einem frommen blauen Falter, der meine Einsamkeit umgaukelt; der zarte Blütenstaub ihrer Schwingen ist von dem Farbenschmelz des Himmels durchleuchtet, und der schwere Bücherrauch des Wissens müßte ihre Flügel knicken!“

„Müßte sie knicken?“ wiederholte sich Frau Rätke und gerieth in eine nicht geringe Verwirrung. Die Liebe, die er zur ihr, zu ihrer Mutter hegte und die aus so vielen Worten seines Tagebuches sprach, erfüllte sie mit unaussprechlicher Glückseligkeit; aber daß er ihr die geistige Kraft nicht zutraute, an seinem Forschen theilzunehmen, das empörte sie jetzt und bestärkte sie in dem glühenden Voratz, es der Pfarrerin gleichzutun und nicht eher abzulassen, als bis sie sich vollkommen in seine Schriften eingelesen hätte. O, er sollte doch sehen, daß sie nicht auf den Kopf gefallen war, und daß ihr Wissen über die Bibelfunde hinauswachsen konnte! Es klang wie ein leiser Ton von Mitleid aus seinen Worten, und dieses Mitleid mit ihrer geistigen Unkraft regte sie zu stolzem Widerspruche auf. Mit herausfordernden Blicken maß sie die ganze Schlachtordnung der aufgethürmten Buchreihen, und der Triumphglanz künftiger Siege brach aus ihren blitzenden Augen hervor.

Im Weiterblättern stieß sie auf folgende Bemerkung: „Meine Frau ging heute zum Abendmahl. Es ist mir recht. Die Religion ist der schönste Schmuck des Weibes, ist die Weiblichkeit selbst. Es giebt nichts Häßlicheres und Widernatürlicheres als ein Mannweib. Ein Gottesleugner mag ungeheuerlich sein; eine Frau ohne Glauben ist ein Ungeheuer.“

Ratharina stutzte. Wie? Nur für das schwache Geschlecht sollte die Religion erforderlich, nur ihm Stab und Stütze sein, um in den Kämpfen des Lebens nicht zu erliegen, und der starke trotzig Mann war der Prometheus, der sich aus seinem Wollen und Können, aus seinem Wissen und Denken seine eigenen Götter und Götzen nach Gefallen schmiedete? Und wie stand es um Theobald, was war sein Glaube, wer war sein Gott?

In der Qual der Unruhe, die sich ihrer bemächtigte, wälzte sie die Seiten mechanisch um. Bald darauf entschlug sie sich dieser Gedanken, um den ersten Versuch zu wagen, die philosophische Sprache ihres Gatten, so gut es eben gehe, nachzulassen. Auf's Gerathewohl blätterte sie eine Spalte auf, die über Leibniz handelte. Mit lauter Stimme, um sich das Verstehen durch das Sprechen zu erleichtern, las sie die Sätze:

„Leibnizens Lehre von der Rechtfertigung Gottes wegen des Uebels in der Welt geht auf das Princip der Harmonie zwischen den Reichen der Natur und der Gnade zurück. Als Schöpfung Gottes muß die Welt die

beste unter allen möglichen Welten sein; denn wenn eine bessere Welt möglich wäre als diejenige, welche wirklich besteht, so hätte die Weisheit Gottes dieselbe erkennen, so hätte seine Güte sie wollen, seine Allmacht sie schaffen müssen. Das Uebel in der Welt ist mit Nothwendigkeit durch das Dasein der Welt selbst bedingt. Sollte es eine Welt geben, so mußte sie aus endlichen Wesen bestehen; hierdurch wird die Endlichkeit oder Beschränktheit und Leidensfähigkeit gerechtfertigt. Das physische Uebel oder der Schmerz ist heilsam als Strafe oder als Erziehungsmittel. Das moralische Uebel oder das Böse konnte Gott nicht aufheben, ohne die Selbstbestimmung und damit die Moralität selbst aufzuheben; die Freiheit, nicht als Ausnahmefähigkeit von der Gesetzmäßigkeit, sondern als Selbstentscheidung nach dem erkannten Gesetz, gehört zum Wesen des Geistes. Der Naturlauf ist so von Gott geordnet, daß er jedesmal dasjenige herbeiführt, was für den Geist das Zutrüglichsie ist; eben hierin besteht die Harmonie zwischen dem Reiche der Natur und dem Reiche der Gnade.“

Katharina hielt inne, überlas die Sätze wiederholentlich und mit immer zunehmender Befriedigung. Was sie hier hörte, klang durchaus nicht so gottlos, wie sie in ihrer Befangenheit gefürchtet hatte. Wollte es ihr anfangs auch wie eine Gotteslästerung erscheinen, daß ein Sterblicher sich zum Anwalt des Schöpfers aufwarf, und beleidigte der Gedanke ihre gläubige Demuth, daß, wo ein Vertheidiger das Wort nahm, doch auch ein verbrecherischer Ankläger des Allerböchsten vorhanden sein müsse, so erfüllte sie doch nach und nach die Darstellung der Rechtfertigungs-idee des großen Weltweisen mit einer weihewollen Andacht, und das Buch ihres Mannes schien dem Buch der Bücher nicht zu widersprechen.

Der erste Versuch war geglückt; ein zweiter folgte. Sie wählte ein Capitel über Immanuel Kant. Ach, das war ihre liebe Muttersprache nicht mehr, was sie hier umsonst zu entziffern strebte! Fremdworte und Schulausdrücke, gegen deren barbarischen Laut sich ihre Zunge sträubte, tanzten wie unförmliche Kobolde und naszführende Irrlichter vor ihren müden Blicken; Begriffe, deren Sinn sie nicht begreifen, Sätze, für deren Zusammenhang ihr sogar die grammatische Handhabe fehlte, stürmten auf sie ein, erschreckten und verwirrten sie; alle ferneren, mit noch so großem Ernste angestellten Versuche scheiterten kläglich, und in dumpfer Niedergeschlagenheit ließ sie ihr fieberisch erhitztes Haupt auf den Schreibtisch sinken. Eines erkannte sie mit schmerzlicher Deutlichkeit: ihr mangelten die Vorkenntnisse, um sich nur in dem Vorhof der ihr so unfaßbaren Wissenschaft zurechtzufinden, geschweige denn in das Allerheiligste derselben einzudringen.

Als sie nach langem Brüten den Kopf in die Höhe richtete, sah sie die Tischkante von ihren Thränen benetzt. Das Del der Hängelampe fing an zu versiegen, und in träumerischem Dämmerlicht verschwammen die goldenen Titel der Bücherei. Die Folianten — sie sah es nur zu greifbar! — bekamen Gesichter, die sie mit höhnischem Grinsen verlachten;

der Satyrkopf des Sokrates, der auf dem mittleren Gestell seinen Platz hatte, warf verächtlich die Lippen auf, und das mächtige Pendel in dem spärlich angestrahlten Glasgehäuse der großen Wanduhr zählte mit seinem einförmigen Tictac in theilnahmloser Gleichgültigkeit die unruhigen, leidvollen Athemzüge ihrer Brust.

Wo war ihr Stolz, ihre Siegesgewißheit? Sie erhob sich und warf einen letzten Blick auf das Werk des Professors. Ein trübes Lächeln umspielte ihren Mund; eins hatte sie doch zu ihrer Freude aus den Zeilen erfahren, das sie auswendig zu lernen nicht müde werden konnte: die zärtliche Liebe ihres Gatten!

Sie löschte die Lampe, schwankte in ihr Schlafgemach und horchte, ohne den Schlummer zu finden, auf das regelnäßige, friedfertige und beruhigende Athmen ihres Kindes.

II.

Nachdem Frau Käthe sich am folgenden Vormittag der Pflege Agathens gewidmet hatte, betrat sie abermals das Studirzimmer des Professors, um die fehlgeschlagenen Versuche mit frischem Muth zu erneuern.

Da meldete ihr die Magd den Besuch des Doctors Johannes, des Privatdocenten, der zu den vertrautesten Freunden Theobalds gehörte.

Sie erröthete leicht, als der schlanke Gelehrte hereinkam, ihr ehrerbietig einen duftigen Veilchenstrauß überreichte und sich diensfertig erkundigte, ob er ihr während der Abwesenheit ihres Gatten irgendwie behülflich sein oder einen hinterlassenen Auftrag seines liebwürthen Kollegen erledigen könne.

Da war die Hülfe für die Fortsetzung ihres Studiums, so schön es der Professorin durch den Kopf. Johannes konnte ihr das volle Verständniß der Schriften ihres Mannes vermitteln, konnte ihr Lehrer werden; von ihm, dem Freunde des Hauses, durfte sie die nöthige Nachsicht mit ihrer Unbeholfenheit auf dem neuen Gebiet erwarten; er würde sie nicht auslachen, wie der faunische Sokrates, und würde es an Geduld nicht fehlen lassen!

Ohne zu zaudern, weihte sie den Privatdocenten in ihren heimlichen Plan ein.

Der Doctor fand ihn köstlich und war der Meinung, daß sie durch nichts Anderes dem Entfernten eine größere Freude bereiten könne; dann erst werde sie ihn vollkommen verstehen und als Mitgenossin seines Schaffens einen unermesslichen Genuß haben. Aber der Umfang und die Schwierigkeit der Arbeit schloß jeden Aufschub aus, und so sei er erbötig, noch heute mit dem Unterricht zu beginnen. Die schnelle, ja fast hastige Bereitwilligkeit, mit welcher ihr der liebenswürdige Freund entgegenkam, machte Katharina einen Augenblick stugig; doch der sehnliche Wunsch, sich in ihrem Vorhaben schleunigst gefördert zu sehen, ließ sie jede Bedenklichkeit bekämpfen, und

sie begrüßte die Zusage des Docenten mit so feierlichem Handschlag, als hätte sie ihn auf alle Fälle zu geduldigem Ausdauern verpflichten wollen.

Zum Abendessen stellte sich der Universitätslehrer ein. Er schmelgte an der kleinen, sauber gedeckten Tafel in wohligem Behagen und hatte Muße vollauf, die zierlichen Hände, die ihm Brot und Fleisch mit so entzückender Anmuth vorlegten, auf das Gründlichste zu bewundern und seine Blicke an jeder Bewegung seiner ihn bezaubernden Schülerin zu weiden. Die Professorin füllte die Gläser mit duftigem Rheinwein, und sie stießen auf die Gesundheit des fernen Gemahls und auf einen glücklichen Erfolg ihrer gemeinsamen Studien an.

Dann zogen sie sich in den Arbeitsaal zurück. Frau Käthe wußte es so einzurichten, daß Johannes auf der einen, sie selbst auf der gegenüberliegenden Seite des Schreibtisches Platz nahm, der gewissermaßen die Stelle einer Ehrendame bei ihrem wissenschaftlichen Stellbuchein vertrat. Sie ergriff das Werk ihres Gatten und las die Vorrede desselben mit lauter, anfangs etwas zaghafter, dann immer zuversichtlicherer Stimme vor. Bei jeder Wendung, deren Sinn ihr nicht klar war, bei jedem technischen Ausdruck, dessen Bedeutung sie nicht kannte, hielt sie inne und wandte sich an den Gelehrten. Die offenerzige Unbefangenheit, mit der sie ihre gelegentliche Unwissenheit eingestand, erhöhte ihren Reiz, und das silbertönige Gelächter, mit dem sie ein jedes ihrer Mißverständnisse bei einer schwierigen Stelle begleitete, war für den Lehrer eine kostbare Würze der Stunde, um die er seine ganze Thätigkeit auf dem Katheder ohne Widerstreben hingegeben hätte. Und wie seltsam andächtig und heilig wurde ihm zu Muth, so oft sie das Buch auf ihren Schoß sinken ließ, mit emporgehobenem Kopf zu ihm hinübersah, seinen Auseinandersetzungen lauschte, und jede neu gewonnene Erkenntniß sich in dem lebensvollen Ausdruck ihrer selig aufleuchtenden Augen spiegelte! Sie faßte leicht und schnell auf, und Johannes, der alle Kraft aufbot, um sich vor der angebeteten jungen Frau im glänzendsten Lichte zu zeigen, sprach mit einer Klarheit, Wärme und Begeisterung, daß sie zuweilen die Hände faltete und in solcher Ergriffenheit zu ihm aufblickte, als ob sie die salbungsvollen Worte eines Kanzelredners hörte.

Sie war zu dem letzten Satz der inhaltreichen Vorrede gelangt und wiederholte nun mit durchsichtiger Entwicklung, die den Gelehrten in Erstaunen setzte, den Zusammenhang des Gelesenen und Besprochenen. Er rief ihr ein lautes „Bravo“ zu und klatschte in die Hände; sie aber rang nach Athem und lehnte sich erschöpft in den Sessel zurück.

Eine lange Pause trat ein. Käthe, die ein leises Kopfschmerz verspürte, sah still vor sich nieder, und der Freund benutzte die Gelegenheit, sie mit unbemerktem Wohlgefallen zu betrachten. In dem Schweigen vernahm die Professorin plötzlich das mahnende Tictack des Pendels im Glasgehäuse, das die Minuten wie in verbießlicher Mißbilligung zählte, die sie über

Gebühr und Schidlichkeit hinaus dem späten Zusammensein mit dem Doctor gewidmet hatte. Sie erschrak, sah auf die Uhr und konnte ein flüchtiges Zusammenzucken nicht unterdrücken, als sie den heißen Blick gewahrte, den Johannes auf sie geheftet hielt.

„Es ist längst Mitternacht vorbei,“ sagte sie, „und ich muß mir die bittersten Vorwürfe machen, daß ich Sie, Herr Doctor, um ein paar Stunden des Schlafes betrogen habe, der Ihnen bei Ihrer angestregten Berufsarbeit so nothwendig ist.“

Sie drückte ihm mit einer herzlichen Dankagung die Hand und rief, ohne auf die Entgegnung und die Artigkeit seiner Beifallsbezeugungen zu achten, die schläfrige Dienstmagd herbei, die dem Gelehrten die Treppe hinunterleuchtete und das gastliche Thor mit ärgerlichem Brummen hinter ihm in's Schloß fallen ließ.

Katharina verweilte noch ein paar Minuten im Gemach. In lebhafter Genugthuung maß sie die flimmernden Buchreihen mit festen Blicken; die Foliantengesichter zeigten kein höhnisches Grinsen mehr, und der wackere Sokrates verzog seinen Mund zu einem sauer süßen Lächeln! Dann begab sie sich an das Bett Agathens und hauchte einen mütterlichen Kuß auf die Stirn der rosigten Schläferin.

Indessen schwankte Johannes, wie von feurigem Weine trunken, seiner Behausung zu, und seine Zuhörer beobachteten am nächsten Vormittag eine höchst auffällige Zerstreuthet während seines Vortrages.

Lange Wochen hindurch, mit seltenen Ausnahmen, wiederholten sich die abendlichen Besuche des Privatdocenten, und die philosophische Schulung und Bildung seiner Schülerin bekundete die reichsten Fortschritte. Die Gefahr des Zwiespalts zwischen Glauben und Wissen, mit der diese Studien ihr Inneres bedrohten, wurde noch durch den Lerneifer und die Begier zurückgedrängt, welche sie der neuen, sie stetig mehr fesselnden Gedankenwelt ohne Aufhören entgegenbrachte. Jeden Sonntag saß sie nach wie vor auf ihrem Platz in der Kirche, ohne zu ahnen, daß auch der Lehrer zugegen war und von einem versteckten Winkel des Chores aus keinen Blick von ihr abwendete; nach wie vor, ob der Freund zur Tafel kam oder nicht, sprach sie ihr Tischgebet mit gleicher Einfalt, und Johannes hörte ihr wie ein aufmerksamer, frommer Priesterzögling zu. Auch für ihn verminderte noch der außerordentliche Lerntrieb Katharinens die Gefahr, seine leidenschaftlichen Empfindungen für die Freundin zu verrathen, und der Ernst des übernommenen Lehramts wurde durch den Ernst ihres Lernens immer aufs Neue aufrecht erhalten.

Inzwischen konnten die häufigen, nur zu oft bis über Mitternacht ausgedehnten Zusammenkünfte in der Nachbarschaft nicht ohne üble Nachrede bleiben. Die Dienstmagd wurde, wo sie ging und stand, von hämischen Zungen ausgefragt, und manches widerliche Geklätch kam ihr zu Ohren; aber sie hatte den Muth nicht, ihre Herrin auf die plumpen Gerüchte hin-

zuweisen, und begnügte sich damit, die Harmlosigkeit der Besuche des Doctors jeder boshaften Zuträgerin entgegenzusetzen. Dennoch fing auch sie an, von Mißtrauen erfüllt zu werden, als die Professorin, von Mitleid mit dem zuwartenden, überlangen Aufbleiben der Magd bewegt, ihr bereitwillig gestattete, eine Stunde vor Mitternacht ihr Lager aufzusuchen, und fortan selbst beim Aufbruche ihrem Lehrer das Geleit gab.

Gerade diese Abschiedsminuten bildeten für Johannes die Krone der genussreichen Abende. Wenn dann Frau Käthe, das flackernde Licht in der Hand, vor ihm die Stiegen hinabschritt und er die geschmeidigern Umriss ihrer feinen Gestalt mit verlangenden Sinnen musterte, beschlich ihn wohl die prickelnde Lust, die lästige Flamme mit einem festen Hauch seines Mundes zu löschen und die Geliebte in der lockenden Dunkelheit an sein Herz zu reißen; doch die Scheu vor ihrem sittigen Wesen, sowie die Achtung vor ihrem starken Willen und Leisten brachte ihn immer wieder zur Vernunft, und nicht weniger die Furcht, durch eine einzige Unbesonnenheit sich die Süßigkeit dieser nächtlichen Begegnungen auf ewig zu verschmerzen.

So theilte die nimmermüde Frau ihre Zeit zwischen ihren Studien, ihrem Kinde und ihrem Manne. An Theobald schrieb sie ausführliche Briefe, in denen sie alle Kleinigkeiten ihres häuslichen, einsiedlerischen Lebens und alle Drolligkeiten ihres munter gedeihenden Töchterchens gewissenhaft verzeichnete, ohne doch mit einer Silbe ihrer Gedankenarbeit und ihres Verkehrs mit Johannes Erwähnung zu thun, damit sie sich den Jubel der Ueberraschung nicht voreilig verkümmere. Die Nachrichten dagegen, die ihr der Gatte in langen Pausen aus Rom sandte, waren das völlige Gegentheil ihrer gründlichen Zeilen. Nur zu bald hatte derselbe die Ueberzeugung gewonnen, daß sein Urlaub kaum ausreiche, um seine Aufgaben zu bewältigen, und geizte deshalb mit seiner Zeit. Er beschränkte sich daher auf kurze Mittheilungen, vertagte die Schilderung aller Wunder der Siebenhügelstadt auf das Feierabendgeplauder der Zukunft und äußerte nur regelmäßig seine brennende Sehnsucht nach Weib und Kind, indem er bedauerte, daß er nicht den Muth gehabt habe, die kleine Agathe den Anstrengungen der weiten Reise auszusetzen und so am Tiberufer gemüthlich mit Frau und Tochter zu hausen. Wie sehr würde seine heilige Katharina in der Stadt der Heiligen sich gefallen, an der Pracht der Kirchen sich ergözen und an dem hallenden Geläut der Glocken! Aber gerade diese Aeußerung befriedigte Frau Käthe am allerwenigsten; denn was ihr zumeist am Herzen lag, zu erfahren, wie das geistliche Rom auf ihren Mann wirkte, in welche Mitleidenschaft sein religiöses Empfinden gezogen würde: davon verlautete leider kein Sterbenswort!

So nahte im friedlichen Gleichmaß der Tage das Weihnachtsfest. Es war der Nachmittag vor dem Christabend, und ein heftiges Schneegestöber wirbelte durch die Straßen, als Johannes, von der Ungebuld des Wieder-

jehts gepeinigt, sich früher als sonst auf den Weg machte, um zu seiner Schülerin zu eilen.

Agathe, die sich in kindlicher Lust auf den strahlenden Tannenbaum freute, wurde der Magd übergeben, und Freund und Freundin verschwanden in den Bücheraal. Zum ersten Male wagte es der Doctor, den das knisternde Kaminfeuer nach dem draußen herrschenden Frost zu ungewöhnlicher Vertraulichkeit einlud, seinen Sessel neben den der Professorin zu rücken. Hatte sie ihm doch bei seinem Eintreten mit besonderer Wärme gesagt, daß sie ihn heute bei der Unmöglichkeit, aus eigener Kraft der spröden Kantischen Gedanken Meister zu werden, mit zwiefachem Verlangen erharret habe, und er glaubte, indem er vorjchnell seine Wünsche zu Wirklichkeiten werden ließ, diese warmen Worte zu seinen Gunsten auslegen zu dürfen. Sein stummes, treues und beharrliches Verben mußte doch endlich einen Erfolg aufweisen, und Katharina konnte gegen seine, durch so viele Opfer an Zeit bezeugte Liebe nicht unempfindlich sein! Der Thor! Er verkannte augenfällig, daß seine Opferfreudigkeit nur die Brücke war, die sie von ihrem Geiste zu dem ihres Gatten hinüberschlagen wollte, und daß sie am Ziel ihres Strebens diese Brücke zwar nicht undankbar hinter sich abzubrechen, aber doch nur mit den Lilien ihrer Freundschaft und nicht mit den Rosen ihrer Liebe zu bestreuen entschlossen war.

Sie behandelten miteinander die Kantische Lehre von Raum und Zeit. Er sah mit ihr in das Werk des Professors hinein, und jedesmal, wenn sich die Spitzen ihres blonden Haars mit dem schwarzen, seine Schläfe umnickenden Gelock von ungefähr berührten oder der heiße Athem ihrer fragenden Lippen bei einer Wendung ihres glühenden Köpfchens an seine Stirn schlug, lachte er im Innern über die unfruchtbare Bergliederung der beiden Begriffe und fühlte sich über Raum und Zeit hinweg in die raumlose und zeitlose Seligkeit einer durch keine Philosophie zu begreifenden Liebestrunkenheit emporgehoben.

Zum Glück wurde die Unterrichtsstunde durch die Dienstmagd unterbrochen, die ihre Herrin abrief, um mit ihrem Töchterlein das Nachtgebet nach altem Brauch zu beten.

Johannes schritt aufgereggt in dem weiten Zimmer auf und nieder. Die Flammen des Kamins warfen ihren zitternden, belebenden Schein auf die Titel der Buchreihen; ach, für ihn war es nur ein betrügliches Scheinleben, das über dem todten Wissensschatz, über dem Foliantenstaub altfränkischer Weisheit aufleuchtete, und er meinte zu spüren, daß die Wahrheit nur in der Liebe, nur in dem schrankenlosen Bekenntniß der entfesselten Leidenschaft zu suchen sei! Er zog die Vorhänge zurück, preßte seine fieberische Stirn an die feuchten Scheiben des Fensters und blickte in den Wirbeltanz der Schneeflocken hinaus. In der Qual seines ungestillten Sehnsens, in dem vergeblischen Ringen, seine liebeverlangenden Sinne, seine heißblütige Einbildungskraft, die ihm die Freuden eines Russes, einer stürmischen

Ummarmung malte, durch irgend einen Zauberspruch seiner Philosophie zu bannen und zu besänftigen, glaubte er zu fühlen, wie die rastlos arbeitenden Atome seines Gehirns in wildem Reigen kreisten und, den sich tummelnden Flocken gleich, sich in gräßlichem Wirrwarr durcheinander wälzten.

Da tönte eine weiche Stimme an sein Ohr, die sich schmeichlerisch mit einem seiner Seufzer mischte. Frau Käthe lud ihn mit gastlichen Worten ein, auch heute ihre schlichte Abendmahlzeit nicht zu verschmähen. Er folgte ihr willenlos und gewann unter der sicheren Heiterkeit ihres Wesens, unter dem Heiligenschein mütterlicher Milde, der sie glanzreich umfloß, allmählich die Kraft der Selbstbeherrschung zurück.

Vom Thurm der nahen Kirche erklangen die Glockentöne, welche die Gemeinde zu dem hier häufig während der Adventszeit stattfindenden Abendgottesdienste bejehoben.

Katharina legte Messer und Gabel fort, horchte auf und sagte mit der ihr eigenthümlichen Poesie der Schwärmerei: „O, wie ich diese Sprache der Glocken liebe! Sie ist eine Weltsprache des Glaubens, die alle Christen jenseits und diesseits der Meere verstehen, eine allgemeine Weltenzunge, die über alle Zungen herrscht, und in der Fremde bedarf der sprachunkundige Pilger keines Dolmetsches, wenn er die lautereren, ihm so vertrauten Klänge vernimmt.“

„Vielleicht ist sie nur zu oft auch eine Sprache kindlichen Aberglaubens,“ entgegnete der Gelehrte, ohne seine Schülerin verletzen zu wollen, und in der Meinung, daß ihre wissenschaftlichen Studien sie so weit gefördert haben müßten, um die ihr nachgerühmte Buchstabengläubigkeit mit ihren für unfehlbar gehaltenen Ueberlieferungen zu erschüttern.

Die Professorin runzelte die Stirn. Johannes war der unzertrennliche Freund ihres Theobald, und sollten die Ansichten der beiden Männer nicht ebenso unzertrennlich sein? War, was der Doctor einen kindlichen Aberglauben nannte, auch für ihren Gatten nur ein gewichtloser Wahn? Ihr Herz pochte schmerzlich, aber sie sammelte sich schnell und wendete sich mit fast bittender Stimme an ihren Lehrer, der seine Blicke sinnend auf seinen Teller heftete und nichts von der Unruhe seiner Wirthin merkte.

„Schelten Sie, lieber Doctor,“ hub sie an, „und schmähren Sie mir meine wunderthätigen Glocken nicht! Ja, sie thun Wunder! Ihre erhabenen Klänge, von Engelsfittichen getragen, schweben an das Lager des Schwerkranken, bringen ihm Widerstandskraft und Trost; sie stillen den Jammer des Beladenen und schenken dem Verzweifelnden die Verheißung auf ein vollkommneres Leben; sie stimmen das Uebermaß der Freude und des Glücks zu sanfter Demuth herab; sie nisten wie Adler auf dem Horst des Thurmes, aber sie schwingen sich mit dem frommen Flug der Taube von den ragenden Palästen der Herrscher zu den baufälligen Hütten der Bettler, an deren Dachfirst sie mit der heimatlichen Schwalbe nisten, und sie

bringen über Berg und Höhen bis in das entlegenste Thal den Frieden Gottes in jedes empfängliche Gemüth.“

Er erwiderte nichts; er starrte die Sprecherin an, von der Schönheit ihrer Züge hingerissen, und empfand das unüberwindliche Verlangen auf seinen durstigen Lippen, den holden Mund zu küssen, dem so holde Worte entglitten waren. Endlich, als ihre unergründlichen Augen noch immer fragend auf ihm ruhten, ermannte er sich und entgegnete langsam: „Sie sprechen wie eine Dichterin, Frau Katharine; doch vergessen Sie nicht, daß auch die Wissenschaft ihr volltöniges Glockengeläut besitzt, welches die Forscher, ihre Apostel und Jünger, zu stets gesteigertem Dienst auffordert, und daß auch diese Glockentöne mit breit ausgespannten Ablerschwüngen über Höhen und Thäler fliegen. Auch sie bringen den Frieden; denn an dem allmächtigen Erztönen der Wahrheit wird der frieblose Zweifel zu nichts, und die Klarheit der Erkenntniß überwindet siegreich jedes Elend der Welt.“

Sie runzelte abermals leise die Stirn und hob mit einer geschickten Wendung des Gespräches die Tafel auf.

Der Unterricht am Schreibtisch nahm seinen Fortgang. Wieder saß der Gelehrte neben der Schülerin, und wieder plagten sich Beide mit den Kantischen Beweisen von der Apriorität des Raumes und der Zeit; aber die Stunde war keine glückliche, und Lehrer und Hörerin schienen Beide gleich zerstreut. Johannes, in dessen Brust die Leidenschaft sich immer begehrllicher regte und der die Nähe der Geliebten kaum mehr zu ertragen vermochte, ohne seinen Arm um ihren Leib zu schlingen, während die Finger seiner Linken krampfhaft auf der Rücklehne ihres Sessels spielten: er hatte selbst Mühe genug, den Faden der Darstellung des Professors nicht jeden Augenblick zu verlieren. Katharina hörte nur mit halbem Ohr, was er auseinanderlegte; fort und fort stiegen ihr fremde Gedanken zwischen den Zeilen des Buches auf, und sie konnte den dringlichen Wunsch nicht loswerden, etwas Näheres über die Religiosität des Doctors in Erfahrung zu bringen, der die Glocken der Wissenschaft so warm gegen die Glocken des Glaubens vertheidigt hatte. Nur so hoffte sie, zugleich auch über das Bekenntniß Theobalds unterrichtet zu werden, da sie fest auf der Meinung beharrte, daß sie aus dem Seelenbefund des Freundes mit Sicherheit auf den Seelenzustand ihres Gatten schließen dürfe.

Lächelnd legte sie endlich das Buch hin und sagte: „Feierabend!“ Mit einem Blick auf die Wanduhr fügte sie hinzu: „Ich sollte besser sprechen: Feiernacht; denn der brave Immanuel Kant hat uns wieder einmal über Zeit und Raum hinweggetäuscht.“

„Ich weiß, Herr Doctor, daß Sie bei Ihrer Menschenheute keinen sonderlichen Anhang in der Stadt besitzen, und so lade ich Sie auf morgen zu Gast, damit Sie sich mit mir unter den Zweigen des Christbaums an dem Jubel meiner Agathe erquicken. Dann sollen Sie mir, nein . . .“ so verbesserte sie sich listig . . . „Sie können mir gleich jetzt

erzählen, was Ihnen die Weihnachtsglocken singen, und was Sie von der frohen Botschaft derselben halten.“

Sie erhob sich und sah ihn mit gespannter Erwartung an.

Er sann ein wenig und antwortete ausweichend, indem er sich nicht klar darüber war, was sie mit der heißen Frage bezweckte: „Die Poesie aller Zeiten und Völker, Frau Professorin, hat nichts Erhabeneres hervorgebracht als die hehre Lehre, daß aus dem Schoße einer reinen Magd, einer unbefleckten Jungfrau der reinste und unbefleckteste aller Menschen entsprossen ist, um das Heil der Welt zu werden. Die Verkündigung des Engels und die Geburt des Heilandes, das Mutterglück der Madonna, der Tod und die Auferstehung des Erlösers sind durch Jahrhunderte der in immer neuen Offenbarungen des gläubigen Künstlergeistes sich wiederpiegelnde Gegenstand der Kunst gewesen, und was Millionen entzückte, hat auch Millionen erzogen und geheiligt.“

„Sie weichen mir aus,“ versetzte sie und fuhr fort, während der Zorn über die vorsichtige Zurückhaltung des Gelehrten sich mit der flammenden Begeisterung ihres Glaubens mischte, sodaß ihre Schönheit in einer wunderbaren, nahezu dämonischen Glorie erstrahlte: „Es ist nicht genug, daß man die Poesie des Evangeliums bewundere; man muß auch an den Heiland glauben, muß Ihn lieben, Eins mit Ihm werden und in Ihm jede höchste Seligkeit des Herzens genießen.“

Jetzt sah er ein, daß sie ihn ausforschen und prüfen wollte, und er kam sich einen Augenblick wie der Doctor Faust vor, den Gretchen in ihrer Herzensersinnung in's Verhör nimmt. Halb aus Trotz, daß sie ihn wie einen armen Kezer befehren zu wollen schien, mehr aber noch in der eigensüchtigen Absicht, ihren durch die Erregung hervorgerufenen Ausdruck noch zu steigern und sie in eine Empfindungsgluth zu versetzen, die ihm ihren Liebreiz wie von einem überirdischen Glanze erleuchtet zeigen mußte, erwiderte er mit einer anscheinenden Ruhe, die darauf berechnet war, die Freundin durch die Kühnheit des Widerspruchs noch mehr zu reizen: „Sonderbar ist's immerhin, Frau Katharina, daß der Herr in der Unermeßlichkeit der Welten seinen einzigen Sohn gerade auf diese einzige Erde, den Tropfen am Eimer, hernieder sandte und den übrigen Sternen verjagte, was er dieser Hand voll Staub verlieh.“

„O, über Ihre blöde Kurzsichtigkeit!“ rief sie aus, faltete die Hände wie zum Gebet und richtete die Augen hellseherisch in die Höhe. „Der Tropfen spiegelt den Sonnenstrahl, gleichwie das weit aufragende Meer ihn spiegelt. O, wenn anders auf den unzähligen Gestirnen uns ähnliche Wesen wohnen, die der himmlischen Erlösung in ihrer Sündhaftigkeit bedürftig sind, so ist die unendliche Liebe des Allerbarmers, des eingeborenen Gottessohnes, auch unendlich groß genug, um im Auftrage seines Vaters, in demüthigem Gehorsam auch dorthin zu eilen, auch dort zu lehren und zu leiden und tausendmal den Opfertod am Kreuze zu sterben.“

Sie sah bei diesen begeisterten Worten wie eine verzückte Prophetin aus. Johannes hielt sich nicht länger zurück. Er erlag ihrer sinnberückenden Schönheit; ein Schwindel erfaßte ihn; Frost und Hitze durchschauerte ihn zugleich; die so oft gedämpfte Gluth loderte in hellen Flammen auf, und er breitete die Arme mit inbrünstigem Verlangen nach ihr aus.

Katharine erblaßte und wich vor dem langsam, mit nachtwandlerischen Sohlen ihr nachfolgenden Gelehrten Schritt um Schritt zurück. Der Athem versiegte ihr in unnennbarer Angst. Schon war sie bis an die Buchgestelle gedrängt und fühlte die Leiter hinter sich, die der Professor zum Herablangen eines Werkes aus den obersten Reihen benutzte, und die mit ihrer höchsten Stufe sicher auf dem zweiten Brett des Gerüstes aufruhete. Wohin, wohin vor dem unheimlichen Mann, der ihr wie in lichter Wahnsinn nachging? Den Rücken den Büchern zugekehrt, schaute sie voll Entsetzen in die weitgeöffneten, funkelnden Augen ihres Lehrers, dem die schwarzen Haare düster um die Schläfen taumelten, und flüchtete die ersten Sprossen der Leiter hinauf, indem sie mit den rückwärts tastenden Händen sich emporhob.

Da sank er vor ihr nieder, umklammerte ihre Kniee und flehte mit gnadejuchenden Blicken zu ihr hinauf: „Sie hehre, Sie heilige Frau, haben Sie Erbarmen mit mir und erlösen Sie mich aus der furchtbaren Qual meines Herzens! Ich habe gekämpft und gerungen, aber meine Weisheit streckt die Waffen vor meiner Liebe. Ich wollte Ihr Meister sein, doch Sie wurden meine Meisterin. Verdammen Sie mich nicht, Katharina! Ich wußte, daß es so kommen würde, und hatte doch den Muth nicht, Ihrem Umgang zu entjagen; und da es so gekommen ist, verstoßen Sie mich nicht und gewähren Sie mir eine Gunst, nach der ich seit unserer ersten Stunde verjähmte!“

Er sprang auf, und als sie die Hände vor sich hinstreckte, um ihn abzuwehren, ersah er seinen Vortheil, hob die Arme, strickte sie blitzschnell um ihren Leib, zog sie an seine Brust hernieder, ohne daß sie ihm hätte entrinnen können, hielt sie ein paar Secunden über dem Boden schwebend und preßte ihr, wie sie sich auch sträubte, im Niederlassen einen heißen Kuß auf ihre Lippen.

Reuchend rang sie sich los, floh in die Mitte des Saals, rettete sich hinter den Schreibtisch und sagte mit zitternder, von Scham und Entrüstung halb erstickter Stimme, während er die Augen senkte und in dumpfer Betäubung ihr gegenüberstand: „Dahin, dahin die Freude meiner Arbeit! Entweicht durch sündige Begierde, was so leidenschaftslos, so rein geistig war! Mein Gewissen spricht mich frei, Herr Doctor! Ich bin mir bewußt, Ihnen durch mein Betragen auch nicht die geringste Veranlassung gegeben zu haben, sich diese unerhörte Freiheit zu nehmen und mich so rücksichtslos zu beleidigen. Habe ich gefehlt, so geschah es nur in dem verzeihlichen Irrthum, Ihre Wissenschaft — und sollte die keusche Forschung nicht die

Quelle aller Tugenden sein? — für so lauter, wahrhaftig und selbstlos zu halten, um die Jochsucht der Begehrlichkeit zu ertöden und den Gesetzen der Sitte den Sieg zu verschaffen. Mit unserem Unterricht, so sehr ich es bedaure, ist es für immer vorbei, und ich lege es Ihnen als eine unverbrüchliche Pflicht, als eine unumgängliche Sühne Ihrer Thorheit auf, die Schwelle meines Hauses vor der Zuruückkunft meines Gatten nicht wieder zu betreten. Wagen Sie keinen Versuch, sich mir auf's Neue zu nähern; ich werde Sie abweisen, unnachlässig abweisen und keinen Brief von Ihrer Hand eröffnen. Ich bin Ihnen großen Dank schuldig für die rastlose Mühe, die Sie aufgewendet haben, mir die Pforten der philosophischen Erkenntniß zu erschließen, und ich gelobe Ihnen alles Ernstes, diesen Dank dadurch zu bethätigen, daß ich meinem Theobald gegenüber, gegen dessen vertrauensselige Freundschaft Sie sich so schwer vergingen, weder mündlich noch schriftlich Ihrer Uebereilung auch nur mit einem Worte gedenken will. Mein Gatte soll den langjährigen Kameraden und mit ihm den schönen Glauben an die Freundestreue nicht verlieren, und Sie sollen dem Manne nicht unversöhnbar entfremdet werden, an dessen Beispiel Sie sich wieder aufrichten, sittlich erstarken und die ritterliche Achtung vor einem reinen Weibe erlernen mögen, die ich nicht nur als die Gattin Ihres liebsten Berufsgenossen, sondern auch um meiner selbst willen beanspruchen durfte und darf. Leben Sie wohl!"

Mit jedem Satze, den sie sprach, schien sie zu wachsen, und der edle Stolz, mit dem sie ihre Frauenwürde vertheidigte, gab ihr das hoheitsvolle Ansehen einer zürnenden Heroine. Ohne auf Johannes zu achten, der umsonst nach Worten rang, um seine Schülerin zu begütigen, und sich durch eine verworrene Gebärdensprache verständlich zu machen suchte, verließ sie mit schnellen Schritten den Arbeitsaal, riegelte die Thür hinter sich zu, durchmaß das benachbarte Wohn- und Eßzimmer, und er hörte, mit verhaltenem Athem durch die mitternächtigen Stille laufend, wie sie den Zugang auch dieses Raumes mit Schloß und Riegel abspernte und nach den hinteren Gemächern des Seitenflügels schritt, in welchem sich ihr Schlafcabinet befand.

Der Doctor harrte eine geraume Weile unbeweglich auf demselben Platz, auf welchem er das über ihn verhängte Verdammungsurtheil vernommen hatte, und tauschte sich mit der selbstsüchtigen Hoffnung, die Professorin werde ihre allzu harten Anklagen bereuen, werde Mitleid mit ihm fühlen, dessen Verbrechen doch nur grenzenlose Liebe und abgöttische Bewunderung gewesen war, und werde, durch seine treue Verehrung milder gestimmt, mit dem Troste der Erbarmung zurückkommen, um ihm die Hand zur Verständigung zu bieten. Vergebens! Alles blieb still, wie er auch sein Ohr an die Fugen der Thür drückte, und nur das vorlaute Ticken der Wanduhr erinnerte ihn an die glückseligen Stunden, die er an dieser Stelle mit der Geliebten verbracht, und die nun unwiderbringlich verloren

waren. Mit einem trübsinnigen Blick auf den Schreibtisch schlug er sich vor die Stirn und seufzte mit einem elegischen Klagelaut: „Vorbei, vorbei!“

Dennoch hielt es ihn fest an der Stätte seiner Niederlage, und er begann, sich die Qual seiner unglücklichen Liebe in grausamer Selbstschau zu zergliedern.

Die Ampel, welcher das Del zu gebrechen begann, brannte trüber und trüber, und in dem schläfrigen Lichtschein ging er auf und ab, bis auch die Gluth seiner allzuwachen Gedanken durch die körperliche Ermüdung eingeschlafert wurde. Noch einmal zog die Entwicklung seiner Liebestragödie an ihm vorüber; er fühlte es aufs Neue, wie der Strom seiner Leidenschaft mit jedem frischen Zusammensein immer gefahrdrohender angeschwollen war, bis er zuletzt wie durch eine Naturnothwendigkeit die langsam unterwühlten Dämme und Ufer seines Widerstandes durchbrach und überfluthete und brausend über seinem Haupt zusammenschlug.

Er blieb vor der Leiter stehen, sah die Professorin auf der Sprosse, hob sie wieder herab und bedeckte ihren Mund mit Küssen. Einem Triumphator gleich richtete er sich auf und vergegenwärtigte sich die Wonneschauer seines Entzückens, bis sein Auge auf das ausgebrannte, in sich verglimmende Kohlenfeuer des Kamins fiel und ihm zum Bewußtsein brachte, daß auch das Feuer seiner lodernnden Neigung fortan allmählich ersterben und nahrungslos zu Asche werden müsse.

Er ließ die Hängelampe nieder, löschte die müde Flamme und warf sich erschöpft in einen Sessel, um nur ein paar Minuten zu schlafen. Der schwache Dämmererschein der vor dem Hause stehenden Straßenlaterne verbreitete ein kümmerliches, ungewisses Halbdunkel über die Buchgestelle, in welchem die Umrisse der Gegenstände des Zimmers vor den haltlos irrenden Blicken des Einsamen zerrannen und weissenlos verschwammen; seine Lider schlossen sich, und trotz der Unbequemlichkeit seiner Lage befiel ihn ein traumloser Schlaf, aus dem ihn auch das Heulen und Brausen des nächtlichen Decembersturmes nicht aufzuwecken vermochte.

In frühster Morgenstunde wurde der Doctor durch die Magd aufgerüttelt, die in den Arbeitsaal polterte, um die Dielen zu säubern und den Kamin zu heizen. Erschrocken blickte sie auf den verslörrten, fröstelnden Gelehrten, sah seine Verlegenheit und beeilte sich, ihm hinabzuleuchten. Behutsam schloß und klinkte sie die Hausthür auf, den fragwürdigen Gast möglichst unbemerkt entzuschlüpfen zu lassen. Wie ein Dieb schob er sich durch das halbgeöffnete Thor und flüchtete, seinen Kopf in dem hohen Kragen seines Pelzes versteckend, über den fußhohen Schnee der Straße. Aber die allezeit früh zum Werk bereite Frau Bäckermeisterin, deren Geschäft dem Gelehrtenhause gegenüberlag, erspähte ihn doch mit ihren kleinen pfliffigen Augen, wie er sich durch den Spalt der Hauspforte zwängte, und rief sich schmunzelnd die Hände daß sie eine neue, vielwillkommene Gelegenheit hatte, die gehässigten Gerüchte über die sittenstrenge Frau Professorin, die schein-

heilige Kirchgängerin, die arme verlassene, in so holde Wittwentrauer über die Trennung von ihrem fernen Gemahl versetzte Frau, in gesprächigen Umlauf zu setzen.

Frau Käthe war nicht wenig über das Vorkommniß bestürzt, daß ihr die Magd berichtete, und hielt es gleichwohl für unthunlich, sich vor denselben zu rechtfertigen. Jede Entschuldigung, meinte sie, müsse in diesem Falle zur Selbstanklage werden, und ein vornehmes Schweigen über das unliebsame Ereigniß erschien ihr als das einzig Richtige.

Auch sie hatte eine kummervolle Nacht gehabt. Der Kuß ihres Lehrers brannte ihr wie ein giftig widriger Tropfen auf den Lippen, und so empfand sie es als eine Wohlthat, daß der Winter das Wasser halb in Eis verwandelt hatte. Begierig schlürfte sie das frostige Naß zum Morgenfrühtrunk und badete ihr heißes Gesicht in der frisch vom Brunnen geschöpften Fluth. Aber der Brand auf ihrem Munde ließ sich nicht hinwegspülen, nicht löschen und dämpfen, und erst, als Agathe erwachte und Wange, Lippen und Stirn der Mutter mit zärtlichen Küßen negte, fühlte sie eine erlösende Erfrischung; der reine Hauch des kindlichen Mundes entzündigte sie und stellte sie vor sich selber wieder her.

Unter diesen Umständen mußte der Christabend für Johannes und Frau Käthe gleich unbehaglich sein. Die Mutter konnte des Jubels ihres Töchterchens nicht recht froh werden, und die Kerzen des Tannenbaumes hatten nicht den alten Weiheglanz. Empfindlich berührte Katharina der Anblick des schönen, mit der kunstvollsten Stickerie von ihr ausgestatteten Eschlummerkissens, das sie heimlich als ein Zeichen ihrer Dankbarkeit für Johannes mit liebevollem Fleiße gearbeitet und ihm heute zum Christfest hatte bescheeren wollen. Ach, sie hatte den Freund verbannen müssen, und auch die Weihnachtstafel Theobalds und sein klagereicher Brief, daß er gerade an diesem Tage fremd unter Fremden weile, waren nicht im Stande, den düsteren Schleier von ihrer sonst so erbauungsfreudigen Seele zu heben. Nur die Kirchenglocken, welche die alte Mär von der Geburt des Heilandes mit neuem Frohlocken verkündeten, gaben ihr Trost, und sie betete zu Gott, daß er Mann und Kind ihr erhalte, daß er sich der Noth ihres verirrtten Lehrers erbarme, ihm einen Strahl der Erleuchtung in das kranke Herz sende und ihm den Pfad zur Tugend und Pflicht erhellte.

Indessen stand der übellaulige Privatdocent vor seinem Schreibpult und strengte sich vergeblich an, durch das eifrigste Studium seinen Mißmuth zu verschweigen. Heut versagte ihm Alles! Die Tinte war zu dickflüssig, die Feder zu hart, die Stube zu kalt, und der Lärm der Nachbarkinder, die ihren Festbaum mit Trommeln und Trompeten umkreisten, zu aufdringlich und geräuschvoll. Vor Allem ärgerte ihn die wohlfrisirte Puppe, die dort auf einem kraus und bunt aufgestapelten Bücherhaufen ruhte und ihn mit ihren blöden gläsernen Augen verhöhnte. Er hatte sie mit erheuchelter Kennermiene unter hundert ihrer Genossinnen im Spiel-

laden ausgewählt, um der kleinen Agathe eine rechte Augenweide zu bereiten. Sie konnte „Papa“ und „Mama“ sagen; nun lag sie da, nutzlos und herrenlos, und er fühlte sich in seinem Grimm versucht, die Falten ihres seidenen Kleides als einen wohlfeilen Tintenwischer zu gebrauchen. Jähornig packte und drückte er sie; aber das quäkende „Papa“, das sie hervorstöhnte, erinnerte ihn anklägerisch genug an den Vater der Professorstochter, und er gedachte mit tiefer Beschämung des fernen Amtsbruders am Liber, den er so schmähsch getäuscht und den er so unwürdig verrathen hatte. Er ballte die Faust wider sich und preßte die Puppe von Neuem, indem er ihr Feiergewand zerknitterte, mit erbarmungslosen Fingern; aber das weinerliche „Mama“, das sich jetzt ihrem Brustgestell entrang, regte ihn noch mehr auf und zauberte ihm das süße Bild der Mutter Agathens vor die Seele, in deren beseligender Nähe er zu dieser Stunde hätte weilen dürfen, wenn er es weiter vermocht hätte, mit starker Willenskraft der Begehrlichkeit seiner Leidenschaft zu trotzen.

Das Zimmer wurde ihm zu eng; er warf sich in seinen Pelz und stürmte in die Stadt hinaus. Die Macht der Gewohnheit, die Lockstimmen der Sehnsucht führten ihn unwillkürlich den alten lieben Weg durch die alten lieben Straßen. Da stand er vor dem Hause Katharinen's und sah die Lichter des Christbaums durch die schimmernden Scheiben funkeln. Ueberall herrschte Friede und Eintracht am wohllichen Herd: nur er war ausgestoßen, ausgestoßen aus dem holdesten Kreise durch eigene Schuld! Das Gefühl der traurigsten Entbehrung, der Heimatslosigkeit, überkam ihn beklemmend, und der aus dem Bäckerladen quellende Duft von warmem Gebäck und würzigem Honigkuchen gemahnte ihn an die traumhafte Zeit, da er, zu früh eine Waise geworden, im theueren Elternhause auch einen Weihnachtsbaum hatte und mit lachenden Kinderäugen zu den goldenen Näscherlein seiner glänzenden Zweige empor sah.

„Die garstigen Schneeflocken durchnässen Hut und Gesicht,“ brummte er vor sich hin, und ein paar große Thränen flossen ihm über die Wangen. Kopfschüttelnd eilte er hinweg und bog, ohne sich noch einmal umzuschauen, um die nächste Straßenecke.

Und so geschah es in der Folge noch oft. Fast jeden Abend wanderte er durch die winterlichen Gassen nach dem Hause der Frau Professorin, weilte ein paar Augenblicke vor dem Bäckerladen, spöhte hinüber, beneidete die unruhig flackernde Laterne um ihren Standort und war glücklich, wenn er einmal hinter den Vorhängen die Umrisse der lieben Frau flüchtig überhüsch sah, die ihm in ihrer unnahbaren Strenge selbst den kargen Trost einer brieflichen Annäherung und Ausöhnung versagt hatte. Dann drückte er den Hut in die Stirn, setzte sich in Marsch, und mit dem Summen des Windes oder mit dem Rauschen des Sturmes verschmolz von Zeit zu Zeit sein einsamer, schmerzreicher Klageruf: „Vorbei, vorbei!“

III.

Fortan war Frau Käthe wiederum auf sich selbst angewiesen und mußte sich bestreben, auf eigenen Füßen zu stehen. Es währte über eine Woche, bis sie es über sich gewann, ihre Studien in der Bibliothek fortzusetzen, wo Alles sie an den unerquidlichen Austritt mahnte, der sie genöthigt hatte, sich von dem Doctor loszusagen. Die Lücke in ihrem Leben und Tagewerk, die durch das Fernbleiben des Freundes entstand, wurde ihr mit jedem neuen Abend doppelt fühlbar; doch sie kämpfte endlich das Verlangen nieder, ihrem Lehrer die Möglichkeit seines Wiederkommens auch nur anzudeuten, und fand eine zunehmende Kraft für ihre Entsagung in dem Gedanken, daß sie ihre Pflicht als Gattin auf das Beste erfüllt habe und sich durch keine eigensüchtige Beschönigung verleiten lassen dürfe, auch nur einen Zoll breit von derselben abzuweichen.

Nachdem sie sich unter unsäglichem Mühen durch die Darstellung der Lehre Kants und seiner Schüler durchgearbeitet hatte, blätterte sie gegen Ende des Januars in dem Leitfaden der Philosophie und dem ihm beigefügten Tagebuche des Professors, als ihre Blicke durch eine Randbemerkung des Gelehrten gefesselt wurden, die ihrem Lesecifer eine enger begrenzte Richtung gab.

Die Anmerkung befand sich neben dem Eingang des Kapitels, welches der Geschichte des deutschen Materialismus gewidmet war. Theobald bekannte, in diesem Abschnitte hinter seiner Aufgabe zurückgeblieben zu sein, tabelte in vielen Punkten die Fassung, die er seinen Auseinandersetzungen gegeben, und betonte die Nothwendigkeit, diesen Theil seines Werkes einer völligen Neubearbeitung zu unterziehen.

Katharina war höchlich überrascht und spürte die jähe Gluth, die ihre Wangen durchflamnte. Hier war's, was sie so lange gesucht und nun endlich entdeckt hatte; hier war der zuverlässige Spiegel, der ihr das Geistesbild ihres Mannes in ungeschminkter Wahrheit zurückwerfen konnte! Die Denker, für die er eine so große Vorliebe zur Schau trug, daß er sich in der Wiedergabe ihrer Ansichten nicht genugzuthun vermochte, sie mußten in ihren Schriften ausgesprochen haben, was seiner eigenen Ueberzeugung gemäß war; und sie waren sicherlich die Götzen, zu denen er betete, die Vorbilder, denen er nachstrebte, die Meister, die er zu übertreffen sann! Mit ungezügelter Begierde durchflog sie das Capitel, ohne sich damit zu begnügen; sie holte sich aus der Bibliothek die Werke zusammen, von denen hier gehandelt wurde; sie vertiefte sich in das grundlegende Hauptbuch der deutschen materialistischen Weltanschauung, in Büchners „Kraft und Stoff“, und nun entbrannte in ihrem Innern der furchtbare Widerstreit zwischen Wissen und Glauben, der den so lange behüteten Frieden ihrer Seele mit unbarmherzigem Rüstzeug untergrub.

Nun lernte sie die verzehrenden Qualen des Zweifels kennen, der

Alles zersetzte, was sie in ihrer Bibelgläubigkeit für unfehlbar gehalten, was ihr für unantastbar gegolten hatte. Sie sah sich zwiefach rathlos und vernichtet, je mehr ihr der glaubwürdige Lehrer fehlte, der, was ihr Gatte in jener ihn selbst nicht befriedigenden Abhandlung unwiderlegt gelassen, ihr hätte widerlegen können, und der die Fülle des Geistes besaß, die Widersprüche zu lösen, in die sie sich unentrinnbar verwickelte.

Sie wurde namenlos unglücklich und fürchtete sich vor sich selbst. Ach, in jenen Schriften, die sie verabscheute und deren Nachhall in ihrer Brust sie gleichwohl nicht zu übertönen vermochte, stand nichts von einem göttlichen Vermittler, welcher der Welt Sünde trägt und die Schrecken des Todes und der Hölle überwinden hilft; sie zerrütteten ihren festen Glauben an die Unsterblichkeit der Seele, sie raubten ihr mit grausamer Ueberredung die überschwängliche Hoffnung auf ein überirdisches Dasein, auf eine Berklärung nach dem Grabe!

Wenn sie in schlaflosen Nächten auf ihrem Lager lag und nach Frieden rang, dann hallte in das tonlose Ja ihrer Frömmigkeit das entsetzliche Nein ihres sündigen Zweifels gespenstig hinein; sie verhüllte sich die Ohren mit ihren Händen, um die höllische Stimme ihres Denkens, die gottesleugnerische, nicht länger zu vernehmen, und doch umheulten sie im Klagegesang des Wintersturms die klanggewordenen Zeilen der schrecklichen Bücher, die ihre Seele vergiftet hatten!

Mit übermachten Augen schwanke sie am Morgen in den Bücherjaal, um Rettung zu suchen; sie trug die Leiter von einem Gestell an das andere, stieg hinauf, stieg hinab, blätterte hier, blätterte dort, und konnte doch nicht finden, wonach sie Verlangen trug! Sie konnte sich Gott nicht anders vorstellen als in der poesievollen, einfältigen Auffassung ihrer Kindheit, als den liebenden Vater, den persönlichen Gott, den guten Hirten, der seine Schafe weidet; und was boten ihr in diesem Sinn die stolzen Folianten der vielbewunderten Denker? Ihr Gottesbegriff verflüchtigte sich in einen wesenlosen Schemen, die Dreieinigkeit wurde für sie zu einem leeren Schall, und das Märtyrertum des Grubelus ersparte ihr keine Marter an Leib und Geist.

Noch aber blieb ihr das Buch der Bücher, blieb ihr der nie umsonst von ihr angerufene Trost. Auch dieser Hort war jetzt ohnmächtig: die Bibel brannte ihr in den Händen, als ob sie in's Feuer griffe; die frohe Botschaft war ihr in eine Botschaft des Schreckens verwandelt; sie sah nur Jorn und Verdammniß, nicht Milde, Gnade und Vergebung; sie laß, ohne zu verstehen, und das Licht der Offenbarung verschlang die sternenlose Nacht des Zweifels.

Der Zweifel ging ihr nach, wohin sie schritt, klappte ihr die heilige Schrift vor den irrenden Blicken zu, zupfte und zerrte sie am Saum ihres Gewandes, wenn sie durch das Portal der Kirche trat, setzte sich neben sie auf den Kirchenstuhl und störte ihr durch sein unheimliches Geflüster

die Stille der Andacht. Wenn sie beten wollte, fand sie die rechten Worte nicht; das Vaterunser erstarb auf ihren zuckenden Lippen; was ihr Herz sprach, war ihrem Verstande fremd, und was ihr Verstand ihr predigte, weckte keinen Wiederhall in ihrem Herzen.

Agathe litt unter dem halb scheuen, halb heftigen Wesen der Mutter, die ihr Kind mehr als sonst der Pflege der Dienerin überließ. Auch der Magd entging die Veränderung ihrer Herrin nicht; doch sie machte sich ihre eigenen Gedanken über die Verstortheit Katharinens, über die Blässe ihrer Wangen, den Fieberglanz ihrer Augen und schrieb ihren Zustand lediglich dem hartnäckigen Ausbleiben des jungen Gelehrten zu, der sich ihr so plötzlich entzogen hatte, um vielleicht einer neuen Liebchaft zu huldigen. Sehnsucht und Eifersucht, so meinte sie, wären die leicht begreiflichen Ursachen ihres Leides.

Mitunter dachte die Professorin in ihrer Herzensnoth an die Möglichkeit, sich und ihre Pein dem wackern Seelsorger, dessen Predigten sie zu hören pflegte, mit vollem Vertrauen zu erschließen; aber die Scham, die sie entwürdigende Beichte abzulegen, ihren Abfall von Gott, ihren abtrünnigen Wahn zu bekennen, war zu mächtig und zu qualvoll, um ihr Vorhaben zur That zu machen.

So saß sie an einem nebeligen Märzabend an dem Arbeitstisch ihres Gatten. Die Flammen des Kaminfeuers zitterten von den Wänden wieder, die sie vor sich aufgethürmt und die zu ihren Füßen in wüstem Wirrwarr lagen. Wieder hatte sie einen der falschen Propheten hervorgefucht, denen sie so zürnte und die sie dennoch nicht abließ zu befragen, in der hänglichen Erwartung, endlich einen Seherpruch zu empfangen, der sie aus ihrem Elend erlösen könnte.

Der Zufall spielte ihr einen Band von Arthur Schopenhauer in die Hände, und das erste Capitel, das sie von ungefähr aufschlug, war die Abhandlung über die Geschlechtsliebe.

Mit athemloser Hast durchflog sie die Zeilen, und ihre bleichen Wangen färbten sich mit glühendem Roth. Es war nicht das Roth sinnlichen Verlangens oder des erwärmenden Beifalls, der ein Menschenantlitz bei dem Genuß eines sittlich hohen und edlen Werks durchgeistigt; es war die Gluth der Entrüstung, die aus ihren Zügen loderte, als sie das Buch, nachdem sie den Abschnitt bis zu Ende gelesen hatte, verächtlich auf die Dielen schleuderte.

„Auch das!“ murrte sie vor sich hin. „Nicht nur meinen Glauben haben mir diese Bücher, die stummen Gesinnungsgegnossen Theobalds, entweiht und geschändet; nun wollen sie mir auch meine Liebe beflecken und die weihenollste, die gottbegnadigste aller irdischen Empfindungen in den Staub ziehen!“

Für sie war das Band der Ehe das allerheiligste, das Menschen an Menschen knüpfen kann, war die Ehe die vollkommenste Bürgschaft jeder zur Tugend erziehenden Sittlichkeit; und nun mußte sie erfahren, daß von

Anbeginn alles Langen und Bangen, alle Opferfreudigkeit, alles Kämpfen und Ringen, alle Leben und Tod überdauernde Treue der Neigung aus keinem anderen Grunde von der Natur hervorgerufen sei, als daß ein jeder Hans seine Grete finde!

Schon wollte sie ihrer Empörung von Neuem Ausdruck geben, als die halbangelehnte Thür von einer schwachen Kinderhand zurückgeschoben wurde. Das Knarren schreckte die Mutter auf. Agathe, in ihr Nachtkleid gehüllt, trippelte auf nackten Sohlen auf Katharina zu, schmiegte sich an ihre Knie, sah schmeichelnd zu ihr empor und flüsterte mit lieblichem Ton: „Mütterchen, weshalb kommst Du nicht? Soll ich denn nicht mit Dir beten, liebes Mütterchen?“

Frau Rätke sah ihren Liebling betroffen an, und in ihrem traurigen Herzen regte sich der düstere Gedanke: „Du armes Mädchen! Zu welchen Qualen mußt Du heranwachsen! Auch Dir wird der Zweifel nicht ausweichen, auch Du wirst irre werden an Dir, an Gott! Könntest Du ein Kind bleiben bis an Dein Ende!“

Sie nahm Agathe auf ihren Schooß und hauchte: „So bete!“ Die Tochter sagte ihren Spruch, aber die Mutter sprach ihn nicht mehr mit, wie sie vordem gethan hatte. Das Beten, so dachte sie in bitterer Selbstironie, ist ja eine Kinderthorheit; ich aber bin eine Weltweise geworden!

Sie trug die Kleine, die sie mit ihren mütterlichen Armen umschlang, in's Schlafzimmer zurück, wachte an ihrem Bett, bis sie eingeschlummert war, und begab sich von Neuem in den Arbeitsaal. Müde und abgesspannt trat sie an das Fenster und blickte auf die menschenleere Straße hinaus.

Was war das, narrte sie denn ihr Auge? Drüben vor dem Bäckerladen stand Johannes, in seinen Pelz verummmt, und rechte wie ein Säulenheiliger, der auch in Frost und Unwetter seinen Platz behauptet, unbeweglich seinen Kopf in die Höhe, um nach dem Lichtschein in der Wohnung des Professors hinaufzuspähen. Jetzt mußte er die Gestalt der Geliebten erkannt haben; denn er stülpte den Hut fester auf die Locken, flüchtete in den Schatten des Nachbarhauses und stürmte davon.

„Armer Hans,“ spottete Katharina, „geh und suche Dir anderswo Deine Grete!“ Sie wendete sich ab und setzte im Hinausgehen den Fuß auf den Schopenhauerschen Band, der noch am Boden lag, als wollte sie die häßlichen Lügen zertreten, die in demselben sich so prahlerisch breit machten. Sie war zu sehr mit sich selbst beschäftigt, zu sehr in ihrem Hader mit sich selbst verstrickt, als daß sie der Stimme des Mitleids mit dem von ihr verbannten Gelehrten hätte Gehör geben können, des Mitleids, das sich auf einen flüchtigen Augenblick in ihrer Brust zu melden begann.

So härmte sie sich von einem Tage zum andern, und keine Nacht entschwand ihr ohne Kampf.

(Der Schluß folgt im nächsten Hefte.)



Bibliographische Notizen.

Geschichte der englischen Literatur. Von Bernhard ten Brink. Zweiter Band. Erste Hälfte. Berlin, Robert Oppenheim.

Seit dem Erscheinen des ersten Bandes dieses trefflichen Werkes, das als eine auf streng wissenschaftlicher Grundlage beruhende englische Literaturgeschichte eine empfindliche Lücke auszufüllen berufen ist, sind nicht weniger als 11 Jahre verflossen; mit Freude wird von allen Fachmännern der so lange versprochene und sehnlichst erwartete zweite Band, von dem vor der Hand die erste Hälfte vorliegt, und der complet die Zeit von Wicliff bis zur Thronbesteigung der Elisabeth behandeln wird, begrüßt werden. Der vorliegende Theil weist dieselben Vorzüge auf, die seiner Zeit an dem ersten Bande gerühmt wurden, der freilich inzwischen in mancher Hinsicht von den Resultaten der Forschung im letzten Jahrzehnt überholt worden ist — was selbstverständlich die grundlegende Bedeutung des Werkes und das Verdienst des Verfassers in keiner Weise schmälert. Wir finden dieselbe staunenswerthe Gründlichkeit und Ausführlichkeit, dieselbe geistvolle Darstellung und klare Uebersichtlichkeit bei genauestem Eingehen auf Details und feiner Analyse der einzelnen Werke. Ein schwer empfundener Mangel, nämlich das Fehlen von bibliographischen Nachweisen, kritischen Excursen, und Inhaltsverzeichnissen, soll mit der Publication der zweiten Hälfte, die für Ostern dieses Jahres in Aussicht gestellt ist, beseitigt werden. Bis dahin müssen wir ein genaueres Eingehen auf den reichen Inhalt des zweiten Bandes vertagen.

ow.

Anthropologie mit Berücksichtigung der Urgeschichte des Menschen. Von Dr. Moriz Alsberg. Stuttgart, Otto Weisert.

Der Verfasser will die Ergebnisse der anthropologisch-urgeschichtlichen Untersuchungen weiteren Kreisen zugänglich machen, um auf diese Weise Männer verschiedener Berufsarten in das Interesse jener Wissenschaft zu ziehen, welche sich

bemüht, die menschlichen Spuren vergangener Jahrtausende zu enträthseln. Es ist natürlich, daß eine so junge Forschung wie die Anthropologie sich noch auf recht schwankendem Boden bewegt, und daß die Ansichten über gewisse Fragen oft stark von einander abweichen. Der Verfasser bemüht sich nun offenbar, einen möglichst vermittelnden Standpunkt einzunehmen, und in den meisten Abschnitten ist ihm dies gelungen. Als besonders anziehende Capitel heben wir hervor: „Das Alter des Menschengeschlechtes und die Existenz des Menschen während der Tertiärzeit,“ „die Wafelhauten der Schweiz,“ endlich „die indogermanische Völkerverwandtschaft und die Urbewölkerung Europas.“ Die „Schlußbetrachtung“ hätte fortbleiben können; denn das Thema, welches der Verfasser in derselben anspricht, ist viel zu bedeutungsvoll, als daß es mit zwei Druckseiten abgefertigt werden könnte. Es handelt sich nämlich um den Vorwurf, den man der anthropologischen Forschung, ebenso wie der ihr zu Grunde liegenden Darwin'schen Lehre gemacht hat, daß sie jeder idealen Auffassung des menschlichen Daseins entgegentrete und ebenso wohl mit den Principien der Ethik, wie mit den religiösen Dogmen in Widerspruch stehe. Wer über diesen Punkt der Aufklärung bedarf, der lese die herrliche Schrift: Religion und Darwinismus von Dr. Schramm (Bremen). In Bezug auf das vorliegende Werk fassen wir unser Urtheil dahin zusammen, daß es nach Inhalt und Form empfehlenswerth ist. hj.

Geschichte der Stadt Berlin. Von Oskar Schwedel. Berlin, Brachvogel & Ranft.

Daß es schwer ist, eine brauchbare zusammenhängende Geschichte unserer Reichshauptstadt zu verfassen, kann man aus der einfachen Thatsache schließen, daß eine solche bisher nicht existirte; denn die einst vielgelesenen Werke von Rüster, Nicolai und König genügen heute nicht mehr den Anforderungen, welche man an eine wissenschaftliche Leistung zu stellen berechtigt ist. An vortrefflichen

Darstellungen einzelner auf die Entwicklung Berlins bezüglicher Verhältnisse fehlt es nicht — ich erinnere an die Arbeiten von Fidicin, Sello, Holtze und Friedel; aber der Ueberblick über die gesammte Stadtgeschichte von ihren Anfängen bis auf die Gegenwart, welcher allein im Stande ist, das Zueinandergreifen der Thatfachen zum klaren Ausdruck zu bringen, konnte unmöglich aus jenen an sich höchst achtungswerthen Forschungen gewonnen werden. Er wird auch nicht aus dem vielverbreiteten Werke von Adolf Streuß gewonnen, welcher den städtischen Angelegenheiten keinen Raum gewährt und sich hauptsächlich auf die Hofgeschichte beschränkt.

Man muß also den Muth anerkennen, mit dem Schwebel an seine überaus schwierige Arbeit ging, und Ref. ist auch in der glücklichen Lage, das Werk des Verfassers im Ganzen und Großen als gelungen zu bezeichnen. Dasselbe zerfällt in zwei Haupttheile, deren erster die wechselvolle Zeit bis 1840 behandelt, während der zweite die weitere meist ruhigere Entwicklungsgeschichte bis auf den Regierungsantritt Kaiser Wilhelms II. enthält. Das Quellenmaterial, welches dem Verf. zu Gebote stand, ist erstaunlich groß; Archiv- und Bibliotheksverwaltungen, der Berliner Magistrat und der Verein für die Geschichte Berlins haben zur Vervollständigung der vorhandenen Literatur nach Kräften beigesteuert. Der zweite Band namentlich wird immer mehr zu einer Geschichte des „bürgerlichen Geistes.“ In Bezug auf die neueste Zeit freilich erlahmt auch die Hand unseres Verfassers, wie die seiner Vorgänger, denn eine Geschichte der glanzvollen Entwicklung Berlins unter Kaiser Wilhelm I. zu schreiben, ist, wenn sie Werth haben soll, nur einem Manne möglich, welcher Politiker, Künstler, Statistiker und Techniker zugleich ist und dabei freie Verfügung über den Umfang seines Werkes besitzt. — Daß der Verfasser, wie ihm von einigen Seiten vorgeworfen ist, seinen christlichen und patriotischen Standpunkt gar zu deutlich habe hervortreten lassen, kann Ref. nicht finden. Vom Historiker völlige Objectivität verlangen, ist eben ein Unding. Dagegen hätte Schwebel, ein gar zu fruchtbarer Schriftsteller, auf die Form der Darstellung etwas mehr Sorgfalt verwenden sollen; er schreibt ungewißhaft anregend, aber viel zu flüchtig. Im Uebrigen bedarf sein Buch einer besonderen Empfehlung nicht mehr. hj.

Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. Herausgeg. von Dr. A. v. Dantelmann. Berlin, Dietrich Reimer.

Vor uns liegt das erste Heft des vierundzwanzigsten Bandes dieser unzweifelhaft hervorragenden Zeitschrift für wissenschaftliche Geographie. Den Eingang macht ein durch zahlreiche Abbildungen illustrirter Aufsatz von Paul Reichard: „Vorschläge zu einer Reiseausrüstung für Ost- und Centralafrika,“ der einen überaus interessanten Einblick in das Leben eines Afrikareisenden überhaupt gewährt. Es werden da alle nur erdenklichen Gegenstände eingehend besprochen: Das Zelt, das Feldbett, das Bettzeug, Rüdengeräthschaften, die Nahrung und deren Zubereitung, Kleider, Toilettengegenstände, Apotheke, Beleuchtungsmaterial, Waffen und Munition, Jagdgeräth; ferner die Kasten und deren Verpackung, Lauschaaren, Abmessen der Stoffe und Perlen, endlich die Behandlung der Träger und die verschiedenen Arten des Reisemarsches. Für die Gründlichkeit des dargebotenen Stoffes bürgen die langjährigen Erfahrungen Reichards, der jüngst die Gegenden des Bangweulo-Sees erforschte. — Den Abschluß des ersten Heftes bilden „Bemerkungen zu A. Werthmann's Karte eines Theils des peruanischen Departamento de Amazonas,“ denen die Karte selbst beigelegt ist. Werthmann ist ein in jenem Theile Perus anfassiger Ingenieur; der Maßstab ist 1 : 600 000.

Bekanntlich werden in gleichem Verlage auch die „Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde“ publicirt. Von dieser Zeitschrift ist ebenfalls die erste Nummer des 16. Bandes erschienen; sie enthält die Namen des Vorstands und Beiraths für das Jahr 1889, das Mitgliederverzeichnis für 1889, Vorgänge bei der Gesellschaft (Sigung vom 5. Januar 1889) und einen Vortrag von Dr. Fr. Hirth: „Zur Geschichte des antiken Orienthandels.“ Darauf folgen Besprechungen über Vorgänge auf geographischen Gebiete, Notizen und Berichte von andern geographischen Gesellschaften in Deutschland. hj.

Grundzüge der Kunstgeschichte. Von Anton Springer. IV.: Die Renaissance im Norden und die Kunst des 17. und 18. Jahrhunderts. Leipzig, E. A. Seemann.

Im Formate wesentlich vergrößert, umfaßt diese neue Bearbeitung des Lehrbuches zu den „Kunsthistorischen Bilder-

bogen“ 652 Seiten (gegen 407 der zweiten Auflage). „Ich muß wünschen,“ sagt der Verfasser in dem Vorworte, „daß man in dieser Erweiterung nicht eine äußerliche Aufbauschung des ursprünglichen Kernes, welcher übrigens im Wesentlichen unverändert geblieben ist, sondern ein natürliches inneres Wachsthum des Buches erkenne.“ Und in der That, dieses innere Wachsthum ist fast auf jeder Seite zu erkennen: Eingehender gestaltet sich die Schilderung der verschiedenen Zeitverhältnisse, welche auf Form und Inhalt der künstlerischen Gedanken Einfluß übten; und der den Entwicklungsgang der Künste bestimmenden Meister, ohne daß kleinliche und peinliche Rücksicht auf Vollständigkeit die Uebersicht verwirrte. Springers Meisterschaft als Historiker bewährt sich bei dieser neuen, auch in der Gruppierung des Stoffes nicht unwesentlich verbesserten Fassung auf's Glänzendste. Deshalb wird das überaus wohlfeile Buch auch ohne die zugehörigen Abbildungen benutzt werden können und dankbare Leser finden. R.

Kulturgeschichtlicher Cicerone für Italienreisende. Von E. v. Hörschelmann. II. Zeitalter der Hochrenaissance. Berlin, F. Luchhardt.

Die Verfasserin, welche diesen Band der Kaiserin Friedrich gewidmet hat, stellt in klarer und edler Sprache einige Hauptmomente der italienischen Kultur- und Kunstentwicklung vom 14. bis zum 16. Jahrhundert dar und giebt anleitende Bemerkungen zum Verständniß bedeutender Kunstwerke der Hochrenaissance in Florenz, Rom und Venedig. r.

Zur deutschen Sprache und Literatur Vorträge und Aufsätze von Karl Viltz. Potsdam, Aug. Stein.

Diese Sammlung enthält manchen auf Grund tüchtiger Studien gewonnenen hübschen und anregenden Gedanken in klarer Darstellung. Nicht übel ist namentlich der sechste Aufsatz: „eine Modification in der gewöhnlichen Einteilung der deutschen Literaturgeschichte“. Doch hätte der Verfasser hier gut gethan, sich mit Scherer's Literaturgeschichte auseinanderzusetzen, die er nicht nennt, obwohl seine allzu schematisch gefasste Periodisirung mit der Scherer'schen Manches gemein hat. Auch sonst wäre bei der Redaction der zum Theil schon vor langen Jahren verfaßten Aufsätze an manchen Stellen Berücksichtigung der neueren Lite-

ratur und genauere Angabe der benutzten Quellen, an anderen kürzende Uebersarbeitung wünschenswerth gewesen. O.

Goethes Thril, ausgewählt und erklärt für die oberen Klassen höherer Schulen. Von Franz Kern. Berlin, Nicolai.

Ein neues Buch von Franz Kern ist für den Lehrer des Deutschen ein Ereigniß. Das vorliegende, welches 71 für die oberen Klassen geeignete Goethische Gedichte enthält, reiht sich den früheren würdig an. Die Anmerkungen, welche dem Texte folgen, legen nicht, wie es in neuerer Zeit oft beliebt wird, auf die Entstehung, sondern auf den geistigen Gehalt des Kunstwerks das Hauptgewicht. Dabei ist jedes Uebermaß glücklich vermieden, so daß man im Genuß der Dichtung nicht gestört wird. Das Buch ist allen Goethefreunden zu empfehlen. rj.

Das Wesen der Poesie. Von L. Kehler. Leipzig, J. Neuberger.

Das Buch enthält viel Gelehrsamkeit, ist aber sehr schwer zu lesen. Die wenigen Dichterstellen, die angeführt sind, geben über das Wesen der Poesie besseren Aufschluß als die philosophischen Untersuchungen des Verfassers. rj.

Auch ein Franzose. Historische Erzählung aus Lübeck's Vergangenheit von H. Evers. Breslau = Leipzig, S. Schottlaender.

Das ansprechende Buch ist nicht aus der freien Erfindung des Verfassers hervorgegangen, sondern — wie er selbst in der Vorrede berichtet — alten Familienpapieren wahrheitsgetreu nachgezählt und durch schriftliche Aufzeichnungen hervorragender Persönlichkeiten jener Zeit ergänzt worden. Es bietet eine Fülle von Anregung. Im Mittelpunkt der Erzählung steht der französische Emigrant Charles von Willers, der, von der Revolution aus Frankreich vertrieben, nach der freien Reichsstadt Lübeck verschlagen wird und dort im Hause des Senators Hobbe eine wahrhaft fürstliche Gastfreundschaft findet. Gefeßelt von der Schönheit und Gelehrsamkeit der Hausfrau, die eine Tochter des Göttinger Professors August Ludwig Schlözer, in ihrem 17. Jahre das Examen als Doctor der Philosophie glänzend bestanden hat, nimmt er die ihm gebotene Gastfreundschaft nur deshalb an, um die hohe Lebensaufgabe, die er sich gestellt hat, sorglos und ungeführt erfüllen zu können.

Er beabsichtigt nämlich, durch seine Schriften deutsches Wesen und Geistesleben in Frankreich bekannt zu machen und so die beiden so hoch begabten Nationen durch gegenseitiges Verständniß zur Liebe zu führen; eine Aufgabe, die damals ebenso wenig gelöst wurde, wie sie leider heut, nach hundert Jahren, noch ungelöst ist.

Charles von Villers stand in persönlichem und schriftlichem Verkehr mit allen Geistesheroen der damaligen Glanzepoche unserer Literatur. Wir finden daher einen an ihn gerichteten Originalbrief Goethes vom 2. November 1806 in dem Buche abgedruckt. Ebenso enthält das Buch 3. B. Auszüge aus einem Originalbrief Schillers an den Syndicus Georg Curtius (Vater der beiden Professoren Georg und Ernst Curtius). Da das Gersdorfsche Werk also nicht nur durch die kunstvoll componirte Erzählung, sondern auch als ein aus authentischen Quellen dargestelltes Zeitbild höchst interessant ist, so wird die Lectüre desselben gebildeten Lesern volle Befriedigung gewähren. mz.

Aus guter Gesellschaft. Bütaresteser Roman von Hermann Gossfeld Hamburg, Verlags-Anstalt.

Erfreulich ist der Einblick nicht, den uns Gossfeld in Carmen Sylvas's Königreich gewährt; namentlich diejenigen Kreise, welche ihrem Hofe am nächsten stehen, werden in Farben geschildert, von denen wir gern annehmen möchten, daß der Verfasser sie zu stark aufgetragen habe.

Paris ist mustergerällig für die Bütaresteser Gesellschaft; alle Modetheorien der französischen Hauptstadt werden in Bütarest treulichst copirt, und die Sittenverderbniß derselben wird von dieser östlichen Capitale noch bedeutend überboten. Aber an Stelle der französischen Intelligenz und Regsamkeit tritt wieder der orientalische Volkscharakter, mit seiner Trägheit, Unwissenheit und Verschlagenheit in den Vordergrund. — Neben diesen ziemlich unerquicklichen Schilderungen der vornehmen Gesellschaft wirken die lebendigen Darstellungen des Volkslebens weit ansprechender. Der Bütaresteser Jahrmarkt, „Mosch“ genannt, mit seinem Durcheinander von Trachten, Volkstypen und Erzeugnissen orientalischen Kunstfleißes bietet dem Autor Stoff zu einem ebenso farben- als figurenreichen Bilde, welches geschickt in die Handlungen geschoitten ist. Dieselbe Anerkennung können wir ihm über seinen Ausflug auf das Gebiet der Politik nicht zu Theil werden lassen; die politischen Reflexionen werden

ziemlich unvermittelt in den Gang der Erzählung eingeführt und erscheinen uns in diesem Umfang nicht recht am Plage, ganz abgesehen von unserem Urtheil über die politischen Ausführungen selbst. — Immerhin verdient das Buch, welches ein Culturbild aus einer uns noch ziemlich fremden Welt bietet, der Beachtung des Publikums empfohlen zu werden. mz.

Schorers Jugendfreund. Herausg. von R. Dorenwell. I. Jahrgang. Berlin, J. H. Schorer.

Ein in Druck und Illustration schön ausgestatteter Band guter Zandlectüre, mit durchaus neuen, aus den alten ausgefahrenen Geleisen selbständig herausgetretenen Beiträgen. p.

Träumereien eines Junggesellen oder ein Buch des Herzens von J. R. Marbel. Aus dem Englischen von G. H. Mit 4 Lichtdruckbildern und zahlreichen Textillustrationen von F. Jüttner. Berlin, A. Hofmann & Co.

Gute deutsche Bearbeitung der tief ergreifenden Skizzen und Betrachtungen des berühmten amerikanischen Schriftstellers. Die Ausstattung ist vorzüglich. mo.

Märchen aus dem Leben. Von G. Richter. Mit 20 Textillustrationen und 5 Lichtdruckbildern. Stuttgart, Max Baag.

Für Kinder sind diese „Märchen“ nicht verständlich; aber reifere, namentlich weibliche Gemüther werden den feinen, in Märchenform gekleideten Darstellungen aus Natur- und Menschenleben willige Empfänglichkeit entgegenbringen. me.

Leibeigen. Novellen von G. von Beaulieu. Dresden und Leipzig, C. Pierzon.

Zwei Novellen, sehr verschieden in Entwurf und Ausführung — die erste greift bis in die Zeit des dänischen Krieges von 1864 zurück und findet ihren Abschluß zwanzig Jahre später auf dem Thurne von Notre dame de Fourrières in Lyon; die zweite erzählt die Erlebnisse eines Deutschen in Italien —, aber dadurch verbunden, daß beide zeigen, wie treu ein deutsches Herz, hoffend oder entsetzt, an einem anderen hängt, dem es sich einmal „Leibeigen“ gegeben hat. me.

Der Umzug und andere Novellen. Von Hans Arnold. Stuttgart, A. Bong & Comp.

Die geschätzte Verfasserin, welche sich unter obigem Pseudonym verbirgt, sollte

sich über die Grenzen ihres Talents keiner Täuschung hingeben. So lange sie mit harmlosem Humor über harmlose Dinge plaudert, wollen wir ihr gern zuhören, aber an schwierige seelische Konflikte, wie in der Novelle „Lannhäuser,“ sollte sie sich nicht wagen. Ein großer Anlauf verläuft im Sande und wirkt unbefriedigend. — Am Besten finden wir die Erzählung „der Umzug“; der Humor in „Amicitia“ ist gar zu naiv. mz.

Gedichte von Frida Schanz. Leipzig J. F. Weber.

Den Leserinnen der Familienblätter ist Frida Schanz längst eine vertraute Freundin, welche für die verschiedensten Stimmungen des Gemüthslebens den ihnen zusagendsten poetischen Ausdruck findet. Ihnen wird dieser Band Gedichte in elegantester äußerer Ausstattung gewiß ein willkommenes Geschenk sein. Frida Schanz begnügt aber sich wohl mit diesem wohlwollenden Freundeskreise und beansprucht nicht denselben zu erweitern; sie könnte außerhalb desselben einer weit kühleren kritischen Beurtheilung begegnen. mz.

Polituscha. Eine Erzählung von Graf Leo Tolstoj. Aus dem Russischen übersezt von Ida Brendel. Neubrandenburg, D. Brunschw.

Vor Kurzem entrollte Tolstoj in seinem schredenvollen Drama „Die Nacht der Finsterniß“ ein entsetzliches Bild von dem, von der Nacht der Unwissenheit umschatteten russischen Landvolke; in wesentlich anderem Lichte erscheint dasselbe in „Polituscha.“ Während uns jenes Drama zeigt, wie das aus der Unwissenheit des Volkes emporkeimende Laster zu einer alle menschlichen Verhältnisse umstürzenden Macht emporwächst, lehrt uns diese Erzählung, daß auch in dem armen, elenden Volke, in dessen Dasein kein Strahl freimachender Bildung fällt, doch das Gemüth noch nicht erhorben ist.

Meisterhaft ist die Darstellung der Lebensverhältnisse dieser armen Leute, meisterhaft die Zeichnung der Charaktere. Dies gilt vor Allem von dem Titelhelden, dessen seelischer Entwicklung wir mit größter Theilnahme folgen. Wir lächeln über seine gutmüthige Beschränktheit, seine

kindliche Harmlosigkeit, seine allen Verlockungen so leicht nachgebende Schwäche; mit heiterer Nüchternheit verfolgen wir das Erwachen seines Stolzes über das von der Herrin ihm erwiesene Vertrauen, das ihn gleichsam über sich selbst emporhebt und gegen alle Versuchungen seit. — Als einen Mangel haben wir nur empfunden, daß uns der Dichter keinen genügenden Einblick in das Seelenleben Polituschas gekattet, als ihn die Verzweiflung über den Verlust des von ihm abzuliefernden Geldes zum Selbstmorde treibt. Die stumme Geberdensprache und die ohne Commentar erzählten Ereignisse genügen nicht. Hier mußte der Dichter aus der Rolle des objectiven Zuschauers herausgehen und den Interpreten für den Leser abgeben. — Die Uebersetzung können wir, soweit dies ohne Vergleichung mit dem Original angängig ist, nur loben. ow.

Das ABC der Küche. Von Hedwig Heyl, geb. Gräfemann. 2. Aufl. Mit 12 Holzschnitten und 2 lithographischen Tafeln. Berlin SW., Carl Habel (G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung).

Wer sich etwa durch den Titel verführen ließe, an ein Werkchen im Umfange unserer ABC-Büchlein zu denken, der würde sehr fehl gehen. Es ist kein Elementarbuch, sondern ein Werk von 824 Seiten über Alles zur Küche und Wirtschaftsführung Gehörige, geschrieben auf Grund reichster praktischer Erfahrung, aber auch mit werthvollen wissenschaftlichen Beigaben aus dem Gebiete der Küchenchemie und der Culturgeschichte bereichert, die durch lehrreiche Abbildungen anschaulich gemacht werden. Wir wüßten kein nützlicheres Geschenk für Hausfrauen, als dieses Buch, welches der Prinzessin Victoria von Preußen gewidmet ist, und dessen Inhalt durchaus dem Motto der Verlags-handlung entspricht: Sparen ohne zu entbehren, Uns Naturgesetze lehren; Froh genießen, nicht verschwenden; Mit Verstand der Erde Spenden zu der Menschheit Glück verwalten — Also laßt mit Fleiß uns schalten!

Sowohl die kleinere Octavausgabe (9 Mk.) als die größere Quartausgabe (12,50 Mk.) sind mit Rücksicht auf Ausstattung und Einband als durchaus preiswürdig zu bezeichnen. m.

Zu Friedrich von Bodenstedt's 70. Geburtstage.

Der Sänger des **Mirza Schaffy** — wie **Bodenstedt** nun schon seit einem Menschenalter überall genannt wird — begeht am 22. April die Feier seines 70. Geburtstages.

Ein Comité, welchem publicistisch und literarisch hervorragende Männer aus allen Theilen Deutschlands angehören, fordert dazu auf, dem Dichter zu diesem Tage eine **Ehrengabe** darzubringen.

Indem wir uns dieser Aufforderung gern anschliessen, bemerken wir, dass Sendungen von dem Bankhause **M. Berlé & Co.** in **Wiesbaden** entgegengenommen, Anfragen von Archivar **Dr. Ed. Ausfeld** ebendort beantwortet werden.

Die Redaction von Nord und Süd.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

- Adelmann**, Graf A., Gesammelte Werke. I. Band. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.
- Amyntor**, G. A., (D. v. Gerhart), Stahl und Stein. Erzählung. Leipzig, Wlhf. Friedrich.
- Bauer**, J., Wie errichtet man rechtsgültig ein Testament? — Aus welchen Gründen kann eine Ehe geschieden werden? Leipzig, M. Spohr.
- Biasing**, Henriette v., Das Leben der Dichterin Am. v. Helwig, geb. Freiin von Imhoff. Mit Bild. Berlin, W. Hertz.
- Bleibtreu**, K., Der Erbe. Sociales Schauspiel in vier Acten. Leipzig, Wlhf. Friedrich.
- Büttger**, Hugo, Offen gestanden —. Epigramme. Braunschweig, B. Goeritz.
- Clarette**, J., Jehu Mornas. Autor. Uebers. n. d. Franz. von A. Scheibe. (Engelhorn's allg. Roman.-Bibl. V., 12.) Stuttgart, J. Engelhorn.
- Deutsche Enzyklopädie**. Lief. 28. 29. Berlin. Wiegandt & Grieben.
- Engler**, G., Koloniales. Eine umfass. Darstellung d. Kolonialverh. d. Deutschen Reiches u. d. übr. europ. Staaten. Hamburg, Verlagsanstalt.
- Felertag**, Das Haus Trostenstein. Erzählung. Wien, C. Konegen.
- Förster**, Brix, Das Leben Emma Försters, der Tochter Jean Pauls, in ihren Briefen. Mit Bild. Berlin, W. Hertz.
- Frick**, M., Ein Sieg der Liebe. Dramatisches Gedicht. Leipzig-Biednitz, Max Hoffmann.
- Garbe**, E., Indische Reiseskizzen. Berlin, Gebr. Paetel.
- Gesellhofen**, Julius, Am Webstuhl der Zeit. Poesien aus dem modernen Leben. Grossenhain & Leipzig, Baumert & Ronge.
- Hamerling**, B., Der König von Sion. Epische Dichtung in zehn Gesängen. 9. Aufl. Hamburg, Verlagsanstalt.
- Hartmann**, E. v., Zwei Jahrzehnte deutscher Politik u. die gegenwärtige Weltlage. Leipzig, Wlhf. Friedrich.
- Hervel**, Buch der Laune. Neue Geschichten. Stuttgart, Ad. Bonz & Co.
- Kastner**, W. A., Sommerraub. Epische Dichtungen. Würzen, Ad. Thiele.
- Labarrière**, P., Unschuldigt verurtheilt. Roman. Breslau-Leipzig, S. Schottlaender.
- Ludwig**, H., Strassburg vor 100 Jahren. Beitrag zur Culturgeschichte. Stuttgart, Fr. Frommann (E. Hauff).
- Meler Helmbrecht** von Wernher dem Gärtner. Deutsche Novelle aus dem XIII. Jahrhundert. Uebers. von L. Fulda. Halle, Otto Hendel.
- Meyer**, W. A., Sein und Schein. Gedichte. Heidelberg, Otto Petters.
- Polybiblion**. Revue bibliographique universelle. Livraisons de février 1889. Paris, 2 & 5 rue St. Simon.
- Revue de l'enseignement des langues vivantes**. No. 14. Directeur-gérant A. Wolffmann, Havre.
- Roberts**, Baron, Alex. Bevanche! Roman. Leipzig, W. Friedrich.
- Ruff**, J., Die junge Mutter. Aerztliche Rathschläge und Winke für junge Frauen. Strassburger Verlagsanstalt (R. Schulz & Co.).
- Rzechák**, Frz., Prieborn. Histor. Erzählung aus Sachsen vergang. Tagen. Leipzig, Fr. Schneider.
- Schmick**, J. H., Ist der Tod ein Ende oder nicht? Leipzig, Spohr.
- Schubert**, H., Panchronist. Kalender aller vergangenen und künftigen Jahre. Leipzig, M. Spohr.
- Schwetschke**, E., Bilder d. Erinnerung aus dem Drei-Kaiser-Jahre. Vaterländische Gedichte. Halle a. S., G. Schwetschke.
- Seldel**, H., Gesammelte Schriften. VI. Bd.: Skizzenbuch. Leipzig, A. G. Liebeskind.
- Tausend und eine Nacht**. Zum ersten Mal aus dem Urtext vollständig und treu übersetzt von Dr. G. Weill, Professor der morgenländischen Sprachen in Heidelberg. Dritter Abdruck. Bd. I. Mit 200 Illustrationen. Stuttgart, Kieger.
- Waleker**, K., Theorie der Pressfreiheit und der Beleidigungen. Karlsruhe, Macklot.
- Wilsdorf**, V., Gräfin Charlotte v. Kiehmanssegg. Lebensbild aus der Zeit der Romantik. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden.
- Wiblocki**, H. v., Sitte und Brauch der Siebenb. Sachsen. (Sammlung gemeinverst. wissensch. Vorträge. N. F., III. Serie, Heft 63.) Hamburg, Verlagsanstalt (J. F. Richter).
- Wood**, H. F., Auf der Fahrt. Autor. Uebers. n. d. Englischen von N. Rümelin. 2 Bände. (Engelhorn's allg. Roman-Bibliothek. V. Jahrg. Band 13. 14.) Stuttgart, J. Engelhorn.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Druck und Verlag von **S. Schottlaender** in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift unterlagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

KARLSBADER Natürliche Mineralwässer

1889^{er}. Frische Füllung. 1889^{er}.

Täglicher Versand

Quellen

und
deren Wärmegrade.

Sprudel . . 58²⁰ R
Mühlbrunn . 40 "
Schlossbrunn 418 "
Therisionbrunn 471 "
Neubrunn . . 473 "
Marktbrunn . 345 "
Felsenquelle . 47 "
Kaiser-Karls-Qu. 334 "
Kaiserbrunn . 391 "

— + —

**Karlsbader
TRINKKUR
im
Hause**

Quellen- Producte

KARLSBADER
Sprudel-Salz
pulverförmig
und
krystallisirt.

KARLSBADER
Sprudel-Selze.

KARLSBADER
Sprudel-Pastillen.

— + —

Die Karlsbader Mineralwässer und Quellenproducte
sind zu beziehen durch die

Karlsbader Mineralwasser-Versendung

Löbel Schottländer, Karlsbad i/Böhmen
sowie durch

alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten.

Ueberseeische Depôts in den grössten Städten aller Welttheile.

"SECURUS JUDICAT ORBIS TERRARUM."

Apollinaris

NATÜRLICH
KOHLENSAURES MINERAL-WASSER.

*Die Füllungen am Apollinaris-Brunnen
(Ahrthal, Rhein-Preussen) betrugen
im Jahre 1887*

11,894,000

und im Jahre 1888

12,720,000

Flaschen und Krüge.

**THE APOLLINARIS COMPANY, LIMITED,
LONDON,**

UND REMAGEN A. RHEIN.



Band 49. — Heft 146.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

Mai 1889.

Breslau.
S. Schottlaender.

Mai 1889.

Inhalt.

| | Seite |
|---|-------|
| Paul Lindau in Berlin. | |
| Im Fieber. Novelle. I. | 139 |
| Gustav Steinbach in Wien. | |
| Kronprinz Rudolf von Oesterreich..... | 188 |
| Hr. Chr. Kalischer in Berlin. | |
| Beethoven und der preussische Königshof unter Friedrich Wilhelm III. | 197 |
| Hedwig Bender in Eisenach. | |
| Giordano Bruno..... | 210 |
| Udolf Moller in Breslau. | |
| Der Sturm auf die Gymnasien..... | 232 |
| Emil Taubert in Berlin. | |
| Frau Käthe. Novelle. II. (Schluß.)..... | 242 |
| Bibliographie. | 268 |
| Ferdinand Hirt's Geographische Bildertafeln. (Mit Illustrationen.) | |
| Bibliographische Notizen. | 273 |

Hierzu ein Portrait von Kronprinz Rudolf.
Radirung von L. Kühn in München.

„Nord und Süd“ erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.

Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd“ bezüglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu richten an die

Redaction von „Nord und Süd“ Breslau.
Siebenhufenerstr. 2/3.

Beilagen zu diesem Hefte

VON

Wilh. Friedrich, Leipzig. (Der abenteuerliche Pfaffe Don Juan.)

THE UNIVERSITY OF CHICAGO



Puvoy

Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

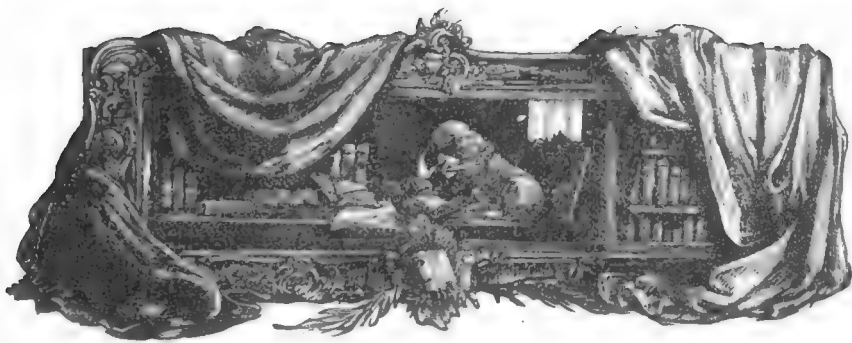
XLIX. Band. — Mai 1889. — Heft 146.

(Mit einem Portrait in Radirung: Kronprinz Rudolf v. Oesterreich.)



Breslau.

Druck und Verlag von S. Schottlaender.



Im Fieber.

Novelle

Von

Paul Lindau.

— Berlin. —

In einer der wenig reizvollen Straßen, welche in den nördlichen Theil der Friedrichstraße münden, in jenem Viertel der Stadt, das durch die großen Kasernen und die bedeutenden wissenschaftlichen Anstalten, namentlich die medicinischen: die Kliniken und Krankenhäuser, seinen besonderen Charakter erhält, liegt ein Haus, das von den Vorübergehenden kaum jemals eines Blickes gewürdigt wird, das aber bei der ganzen Nachbarschaft wohlbekannt ist und in einem besonderen Rufe steht. Es hat etwas Geheimnißvolles, etwas Unbehagliches. Die Kinder, die auf der Straße spielen, sagen, es spuke darin. Die Alten lachen darüber. Sie wissen, daß es das Eigenthum eines Sonderlings ist, den sie den „verrückten Professor“ nennen. Nur noch Wenige wissen, woher dieser Name stammt. Sie haben ihn eben von Anderen so nennen hören, und nun nennen sie ihn auch so. Aber sie wissen, daß der Eigenthümer dieses Haus allein bewohnt, daß er nur noch einen alten Diener, der keinen Freund in der Nachbarschaft besitzt und mit Niemand spricht, und eine alte Köchin, die nie ausgeht, bei sich hat, daß er niemals Besuche und nur sehr selten Briefe empfängt, und daß außer den Geschäftsleuten, die das für den Haushalt Erforderliche abgeben, außer dem Zeitungsjungen und dem Boten des Buchhändlers kein Mensch da anklingelt. Sie wundern sich also nicht darüber, daß es nicht sehr einladend aussieht.

Das Haus ist auf eine in Berlin nicht gewöhnliche Weise gebaut. Es springt hinter der Straßenflucht weit zurück und läßt einem großen Vorhofe Raum, der an den Seiten und in der Mitte gepflastert ist.

Rechts und links von dem gepflasterten Mittelwege sind früher Gartenanlagen gewesen, die mit der Zeit verwildert sind. Jetzt wächst da, was eben wachsen mag. Das Haus hat außer dem Kellergeschoß, dessen Fenster zu halber Höhe den Boden überragen, nur ein allerdings sehr hohes Stodwerk. Die für Berlin ebenfalls ganz ungewöhnliche Höhe des Ziegeldachs läßt auf mächtige Bodenräume schließen. Hinter dem Hause liegt ein ziemlich umfangreicher Garten, für den ebenfalls so gut wie nichts geschieht, und der also auch in einem Zustande der völligen Verwilderung ist. Der von einer hohen Mauer umfriedigte Garten wird von den Brandmauern der benachbarten Grundstücke völlig umfaßt.

Auch der Vorhof wird nach dem öffentlichen Verkehrswege zu von einer alten verwitterten Backsteinmauer abgeschlossen, die in der Fluchtlinie der Straße liegt. Dieses alte Gemäuer ist auf der Höhe mit genügenden Schlingpflanzen, die keine besondere Pflege erfordern, ganz bedeckt, und aus den Fugen wuchert das Unkraut. In der Mitte befindet sich ein zweiflügeliger Thorweg, der niemals geöffnet wird. Auf der rechten Seite ist eine kleine Holsthür, die kaum bis zur halben Höhe der Mauer reicht. Diese wird von den Wenigen, die ein- und ausgehen, ausschließlich benutzt. Daneben befindet sich eine alte Klingel mit eisernem Zuge. Die Thür wird Tag und Nacht verschlossen gehalten.

Das Haus stammt aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts. Es ist für einen der vornehmsten und reichsten märkischen Edelleute, der eine oberste Hofcharge bekleidete und während der Wintermonate in Berlin lebte, gebaut worden. Auf eine glänzende Außenseite hat der Baumeister keinen Werth gelegt. Dagegen läßt die reiche und kostbare Anlage des Innern noch heute die ursprüngliche Bestimmung, daß es einem großen Herrn als Wohnsitz dienen sollte, deutlich erkennen. Von der hellen und geräumigen Vorhalle führt eine Marmortreppe mit prachtvollem Geländer aus Schmiedeeisen zu dem hohen Erdgeschoß. Die nach der Straße, wie die nach dem Garten zu gelegenen Räumlichkeiten sind gleichermaßen reich angelegt, sehr hoch, mit breiten, geschwungenen Flügelfenstern, mit breiten Thüren aus geschnitztem Eichen, und ungewöhnlich schönen Plafonds, deren Stuckarbeiten im lustigen Stil des Rococo in ihrem Reichthum der Motive und in ihrer flotten Ausarbeitung als wahre Kunstwerke gelten dürfen. Die jetzige Einrichtung steht zur Pracht dieser Räume, um deren Erhaltung sich der zeitweilige Inhaber gar nicht zu kümmern scheint, allerdings in einem schroffen Widerspruch.

Von den zwölf Prachträumen sind überhaupt nur drei bewohnt, die beiden großen Vorderstuben vom Professor. Da stehen an den Wänden hohe Regale, die mit Büchern, mit schlechtgebundenen und ungebundenen, ganz angefüllt sind. In der Mitte des einen Zimmers steht ein großer gestrichener Holztisch, an dem der Professor arbeitet. Da sind allerhand Präparate, da liegen aufgeschlagene Bücher, da stehen wissenschaftliche

Instrumente; um den Tisch stehen noch einige Stühle, die gleichfalls mit Schreibereien und Druckfachen bedeckt sind. Auch die Wände des Nebenzimmers haben keinen andern Schmuck als Bücher. In einer Ecke ist hinter einem mit grünem Rattun bespannten Wandschirm das schmale eiserne Bett aufgestellt. In der Mitte steht ein stets mit weißem Linnen bedeckter kleiner Tisch, auf dem sich immer eine Flasche mit Wein, eine aufgestellte Karaffe mit Wasser und ein Teller mit Obst befinden. Da nimmt auch der Professor seine Mahlzeiten ein. Die beiden Fenster dieses Zimmers sind fast immer halb geöffnet; nur an den Tagen der rauhen Witterung werden die Fenster auf kurze Zeit geschlossen.

Im Vorhofe auf der linken Seite befindet sich ein niedriges Gebäude, das früher offenbar als Stallung gebient hat. Seit vielen Jahrzehnten werden hier keine Pferde mehr gehalten, und seit eben so langer Zeit ist dieses Gebäude das einzige, mit dem die Bauhandwerker etwas zu thun gehabt haben: es ist zum Laboratorium umgewandelt worden. Da stehen auf Ständern, welche an der Wand entlang gezogen sind, in allen möglichen Vocalen und Schaalen wunderlich aussehende Präparate, zum Theil von schöner violetter oder blauer Färbung, in gelblicher Flüssigkeit; daneben liegen menschliche und thierische Schädel, theils Gypsabgüsse, theils natürliche, alle mit Nummern versehen. Gefäße mit geheimnißvollem Inhalt, Retorten und Tiegel, stehen auch auf dem eigenen Tisch in der Mitte, neben Mikroskopen, feinen Waagen, wissenschaftlichen Schneideinstrumenten und dergleichen. Sonst hat der Besitzer, der dieses Haus vor dreißig Jahren in einem Zustande gekauft hat, der schon damals die Nothwendigkeit des Ausbaus und der Auffrischung erkennen ließ, nicht die geringsten baulichen Veränderungen vorgenommen. Früher, als seine Frau noch lebte, hat ihn diese oft darum gebeten, endlich einen Baumeister kommen zu lassen. Er hat aber immer andere Dinge im Kopf gehabt und es immer wieder verschoben, und seitdem er allein in der Welt steht, hat ihn Niemand mehr daran erinnert.

So ist denn also Alles geblieben, wie es war, oder vielmehr, es ist nichts geschehen, um es wieder herzustellen, wie es gewesen ist, und Alles ist mehr und mehr verwittert und zerfallen. Und so hat das Haus allerdings ein unheimliches Ansehen gewonnen, und man begreift, daß es zu wunderbaren Gerüchten in der Nachbarschaft die Veranlassung hat geben können.

Viele wohnen seit einem Jahrzehnt und länger in der nächsten Nähe dieses Hauses, ohne den Professor je von Angesicht zu Angesicht gesehen zu haben. Neugierige, die dem Manne, der sich um Niemand bekümmert, ihre besondere Theilnahme zuwenden, haben die Beobachtung gemacht, daß der Professor doch seine täglichen Spaziergänge macht. Die Stunden wechseln mit der Jahreszeit.

Jeden Tag ohne Ausnahme sieht man ihn kurz nach Sonnenunter-

gang aus dem Hause treten. Er ist unauffällig schwarz gekleidet; im Winter trägt er einen Pelz. Er stützt sich auf ein starkes Bambusrohr. Er bewegt sich leicht und geht ziemlich schnell. Er ist eher groß als klein und ziemlich hager. Diejenigen, die ihn seit längeren Jahren kennen, wissen, daß er sich früher sehr gerade hielt. Aber in den letzten Jahren zeigt seine Haltung doch die Spuren des Alters. Sein Rücken hat sich etwas gekrümmt, sein Kopf ist gebeugt. Er sieht Niemand an und blickt beständig vor sich auf die Pflastersteine.

Er nimmt fast immer denselben Weg: er geht durch die Friedrichstraße bis zum Oranienburger Thor und tritt dann an die Gitterthür, die zu den Kirchhöfen der verschiedenen Gemeinden führt. Da erwartet ihn regelmäßig der Pförtner, mit dem er wohl ein besonderes Abkommen getroffen haben muß. Dieser schließt die Thür auf und sagt: „Guten Abend, Herr Professor!“ Der Professor drückt ihm ein Fünzigpfennigstück in die Hand, antwortet: „Guten Abend!“ und schlägt dann einen Seitenweg ein. Nach Verlauf einer Stunde — er hält die Zeit ganz genau inne — erscheint er dann an der Gitterthür des westlichsten dieser Kirchhöfe, des Begräbnißplatzes der Charité. Da steht wieder ein anderer Pförtner, der ihn ebenfalls mit „Guten Abend, Herr Professor!“ begrüßt, der ihm die Thür aufschließt, und dem er auch fünfzig Pfennige in die Hand drückt. Durch die fast vollkommen menschenöde Communication am Neuen Thor nimmt er seinen Rückweg wieder über die Friedrichstraße und kehrt direct, ungefähr anderthalb Stunden nachdem er das Haus verlassen hat, in seine Wohnung zurück. Wind und Wetter üben auf dies Programm nicht den geringsten Einfluß. Ob draußen ein Schneesturm tobt oder ein wolkenbruchartiger Gewitterregen herunterflatscht, bei eifigem Frost und in drückender Schwüle sieht man den Professor etwa eine Viertelstunde nachdem die Sonne untergegangen ist, aus seinem Hause heraustreten und anderthalb Stunden später heimkehren. Er vertauscht auch sein Bambusrohr niemals mit einem Regenschirm. Dagegen trägt er beständig, im Winter wie im Sommer, ein dunkles Cachenez. Am besten kennen ihn die beiden Pförtner, deren schmales Einkommen er durch seine regelmäßigen Trinktgelber nicht unwesentlich erhöht.

Die Beiden stimmen darin überein, daß der Professor eigentlich ein schöner Mann ist, oder wenn auch nicht schön, so doch ein eigenthümliches Aussehen hat. Er ist anders als die Anderen, sagen sie.

In jungen Jahren wird sein Haupthaar wohl tiefbraun, vielleicht schwarz gewesen sein. Darauf deutet die dunkle Gesichtsfarbe und das Braun der großen klaren, ausdrucksvollen Augen hin, in denen das jugendliche Feuer nicht erloschen, kaum gedämpft ist. Jetzt ist das Haupthaar schneelig weiß. Es hat sich nur wenig gelichtet und fällt in ziemlich langen Strähnen auf das Cachenez herab. Der Professor trägt keinen Bart. Seine Gesichtsfarbe ist frisch und deutet auf eine starke Gesundheit.

Die Jahre haben in die Stirn, an den Schläfen und um den Mund tiefe Furchen eingegraben. Die Nase ist ziemlich stark, geradlinig, die Lippen sind schmal und immer fest geschlossen, das Kinn tritt etwas hervor.

Sobald der Professor das Haus verlassen hat, wird in einem zweifenstigen Zimmer Licht gemacht. Wenige Minuten vor seiner Rückkehr wird das Zimmer sehr hell beleuchtet und das gleichfalls zweifenstige Nebenzimmer ebenso. Diese vier Fenster bleiben sehr lange hell, und wenn Alles ringsum in tiefer Dunkelheit liegt, leuchtet es noch immer wie festlich aus dem stillen Hause. Vor zwei Uhr Morgens werden die Flammen nie gelöscht, bisweilen aber erst nach vier. Es kommt oft vor, daß Kutscher von Nachtdroschken, die des Viertels unkundig sind, eine Weile vor dem Hause Halt machen, bis der Wächter ihnen sagt, daß da keine Gesellschaft ist. Mit einem mürrischen „Hüh!“ treiben sie dann ihren steifbeinigen Gaul an und holpern im Schritt über das schlechte Pflaster dem Asphalt der Friedrichstraße zu.

*

*

*

Seit dem Tage, da der Erbauer, der ein vergnügter Herr war, ein Freund der guten Tafel und der übermüthigen Geselligkeit, ein Beschützer der Damen vom Ballet, die Augen geschlossen hat, ist in dem Hause nicht mehr viel gelacht worden.

Kurz nach Beendigung der Freiheitskriege kam es in den Besitz eines alten Geiztragens, der in den festgewölbten, mit starken Eisenstäben an Fenstern und Thüren geschützten Kellerräumen seine Schätze aufspeicherte, und der als fast achtzigjähriger Greis am Tage der Märzrevolution vor Angst starb. Er hatte sich in den massiven Keller geflüchtet und dort eingeschlossen. Der alte Diener, der seinen Herrn vergeblich überall gesucht hatte, ließ am 19. März die Kellerthür erbrechen, und dort fand man den Alten ausgestreckt auf dem flachen Deckel einer großen Truhe, in den schon leichenstarrten Fingern ein Bund mit großen Schlüsseln fest umklammernd.

Das Haus mit seinem kostbaren Inhalt fiel, da der Verstorbene ein Testament nicht hinterlassen hatte, dem einzig lebenden Anverwandten, dem Großneffen, zu, einem leichtlebigen jungen Mann, der von der großen Erbschaft lustigen und nicht gerade allzu unvernünftigen Gebrauch machte. Das mit der Zeit ungemüthlich und unheimlich gewordene Haus sagte ihm nicht zu. Er beauftragte einen Agenten mit dem Verkaufe. Aber es wollte sich zu den Bedingungen, die der nunmehrige Besitzer stellen zu müssen glaubte, weder ein Käufer, noch ein Miether finden. Diese Bedingungen wurden von Jahr zu Jahr herabgesetzt, bis endlich der Eigenthümer seinem Agenten die Vollmacht gab, das Grundstück um jeden Preis loszuschlagen; er wollte nichts mehr damit zu thun haben. Das war im Jahre 1858.

Zu jener Zeit war ein junger Gelehrter, der bisher als außerordent-

licher Professor an der Königsberger Universität gewirkt und durch ein Werk über die mechanischen Störungen des Gehirns großes Aufsehen gemacht hatte, als Professor der Psychiatrie nach Berlin berufen worden. Es war ihm zugleich eine leitende Stellung in einer Krankenpflegeanstalt für Nervenleidende und Gemüthskranke zugewiesen worden. Er hatte sich in der Stadtgegend, in der sich seine Hauptwirksamkeit entwickeln sollte, nach einem geeigneten Quartier umgesehen. Er war mit dem Agenten in Unterhandlungen getreten und hatte unter sehr vortheilhaften Kaufbedingungen die Gebäude mit den dazu gehörigen Grundstücken käuflich erworben. Für Unbehagliches und Unheimliches hatte er nicht den geringsten Sinn. Ein frei und still gelegenes Haus mit geräumigen Zimmern, das war, was er gesucht und nun gefunden hatte; und Käufer wie Verkäufer waren gleich befriedigt von dem Abschlusse des Vertrages.

Professor Dr. Alexander Osterode war damals vierzig Jahre alt, Wenige Wochen vor seiner Umsiedlung von Königsberg nach Berlin hatte er sich mit der zwanzig Jahre jüngeren Aba Buchner, der Tochter eines Gymnasialdirectors, verheirathet. Er hatte das sehr schöne Mädchen in einer schweren Nervenkrankheit behandelt und die fast schon hoffnungslos Darniederliegende dem Tode entrißen. Mit freudigem Stolge sah er, wie sich die bleichen und mageren Wangen allmählich wieder rundeten und mit der Frische der Gesundheit färbten. Er empfand für das junge Mädchen große Zuneigung, ja Zärtlichkeit; er glaubte sie zu lieben. Und sie blickte mit zärtlicher Dankbarkeit zu ihrem Retter auf.

Aba war mittellos, Professor Osterode dagegen, der einzige Sohn eines vor wenigen Jahren verstorbenen Großkaufmanns, mehr als vermögend zu nennen: er war reich. Abas Eltern waren glücklich, als der junge Gelehrte, von dem neuerdings in den wissenschaftlichen Kreisen soviel Rühmliches gesagt und dem durch die Berufung nach Berlin eine hohe Ehre widerfahren war, der aus einer angesehenen Familie stammte und sich im Besitze eines bedeutenden Vermögens befand, der überdies allseitig als ein durchaus ehrenhafter, hilfsbereiter und guter Mensch bekannt und geschätzt war, um Abas Hand anhielt. Und alle Freunde des Hauses theilten die Freude der Eltern. Alle Mütter versorgungsfähiger Töchter stimmten darin überein, daß Aba ein ganz unverdientes Glück gehabt habe und eine ausgezeichnete Partie mache.

Abas Leben war bisher im elterlichen Hause im Kreise von fünf Geschwistern im ruhigen Einerlei bürgerlicher Sittsamkeit ohne irgendwelche Störung gemächlich verlaufen. Aus dem engsten Bezirke der eigenen Häuslichkeit und der Häuslichkeit der befreundeten Familien war sie niemals herausgetreten. Sie wußte von der Welt so gut wie nichts, als sie sich mit Professor Osterode verlobte. Unter den wenigen Männern, denen sie bisher begegnet war, hatte Osterode unzweifelhaft den tiefsten Eindruck auf sie gemacht. Zu ihren Gefühlen der Dankbarkeit für die rührende Sorgfalt

mit der er sie während ihrer schweren Krankheit gepflegt hatte, gesellte sich noch die Empfindung geschmeichelter Eitelkeit darüber, daß der jetzt so viel genannte interessante junge Wissenschaftler gerade sie vor allen Anderen auszeichnete, an dem Verkehr mit ihr offenes Gefallen fand und ihr bei jedem Anlaß durch zarte Aufmerksamkeiten aller Art deutlich zu verstehen gab, wie sehr sie ihm gefiel. So freundlich und zuvorkommend hatte noch kein Mann mit ihr verkehrt. Und war es da nicht natürlich, daß sie seine Freundlichkeiten erwiderte, daß auch sie sich bemühte, durch die heitere Liebenswürdigkeit ihres Wesens die Stunden, die Osterode in ihrer Gesellschaft verbrachte, zu erfrischenden und erfreulichen zu machen, daß sie dem Manne, der ihr eine so warme Theilnahme schenkte und soviel Güte zeigte, aufrichtig zugethan war?

Die Eltern, die mit wachsenden Augen und stillem Wohlbehagen die innigere Annäherung zwischen ihrer Tochter und dem Professor beobachtet hatten, sprachen zuerst, freilich im Flüsterton, aber doch laut genug, um von Ada gehört zu werden, das entscheidende Wort aus: sie liebe ihn. Die Anverwandten und guten Freunde wiederholten es. Dann kam es zu muthwilligen Anspielungen, zu freundlichen Neckereien, und dann wurde es laut gesagt, und Ada glaubte es.

Und als sie es glaubte, bewarb sich der Professor um ihre Hand.

Sie erröthete, schlug schweigend ein, und die Beiden schlossen sich in die Arme. Die Eltern waren selig und segneten das junge Paar.

Es wurden zwar bittere Thränen vergossen, als Ada aus ihrer Vaterstadt, die sie bisher nie verlassen hatte, mit ihrem Manne nach der großen fremden Stadt übersiedelte. Aber die Zurückbleibenden trösteten sich bei dem Gedanken, daß Ada glücklich sei.

Das ungemüthliche Haus, in dem Ada ihren künftigen Wohnsitz aufschlagen sollte, stößte ihr allerdings von vornherein einen gewissen abergläubischen Schauer ein. Sie wagte es nicht, ihrem Manne zu gestehen, daß sie sich in den großen Räumen, die über die Bedürfnisse des jungen Haushalts weit hinausgingen, und von denen mehrere unbenutzt blieben und nicht einmal nothdürftig mit Möbeln versehen wurden, erschrecklich ungemüthlich fühlte.

Für solche Regungen schien Osterode nicht die geringste Empfänglichkeit zu besitzen. Das Haus war für seine Zwecke gut gelegen, in den hohen und weiten Zimmern ließen sich seine Bücher und wissenschaftlichen Apparate bequem unterbringen, mehr verlangte er nicht.

Sie aber hörte ihre Schritte hallen, wenn sie über den Korridor ging, und wenn sie am Abend allein in ihrem Zimmer saß, während ihr Mann noch im Laboratorium an seinen chemischen Untersuchungen und mikroskopischen Beobachtungen oder in seinem Studirzimmer arbeitete oder durch seinen Beruf außerhalb des Hauses zu verweilen hatte — wenn sie dann an ihre Eltern oder Freundinnen in der Heimat schrieb oder ein Buch las,

fuhr sie bei irgend einem zufälligen Geräusch, beim Knacken oder Krachen eines Möbels oder eines brennenden Spans bebend zusammen. Sie erschrak heftig, wenn ihr Blick über die Lampe hinweg flüchtig zur Decke hinauffstreifte. Das muthwillige Spiel der Schatten schien da aus den lustigen Arabesken allerlei spukhafte Ungestalten hervorzuzaubern. Sie fürchtete sich.

Adas Natur war von Hause aus spröde. Sie schloß sich nicht leicht an. Und Osterode war von jung auf der Geselligkeit wenig zugethan gewesen.

Der junge Professor fand mit seiner blühenden Frau bei seinen Berufsgenossen zwar die freundlichste Aufnahme. Aber da von diesen Beiden sehr wenig geschah, um engere Beziehungen herzustellen, so blieb es bei den üblichen Besuchen und Gegenbesuchen mit den unvermeidlichen Einladungen zu den größeren Dinern und der unausbleiblichen Erwidern dieser Einladungen. In den Kreisen der ärztlichen Autoritäten und medicinischen Professoren, in denen Osterode mit seiner jungen Frau in langen Zwischenräumen gesehen wurde, war allgemein das Gerücht verbreitet, daß Osterode rasend eifersüchtig sei. Nur so glaubte man es sich erklären zu können, daß er seine Frau und sich dem gesellschaftlichen Leben in so auffälliger Weise entzog. Davon wurde indessen nicht viel Aufhebens gemacht. Wer in der Großstadt nichts dazu thut, um bemerkt zu werden, wird sehr bald nicht bemerkt.

In den wissenschaftlichen Kreisen befestigte sich Osterodes Ansehen immer mehr. Von seinen Arbeiten wurde nur mit vollster Hochachtung gesprochen. Seine glänzende Erfolge als praktischer Arzt verschafften seinem Namen einen guten Klang, der weit über die Kreise der Berufsgelehrten hinausdrang. Auf dem Gebiete der Psychiatrie galt er als eine der ersten Autoritäten. Die Welt bekümmerte sich nicht darum, ob er verheirathet war oder nicht. Adas Name wurde kaum noch genannt.

Wenn aber zufällig einmal von der „schönen Frau Osterode“ die Rede war, so geschah es immer in freundlichster Weise. Die Osterode'sche Ehe gab in der That der Außenwelt nicht die geringste Veranlassung zu irgend welcher unliebsamen Bemerkung. Wenn sich die Beiden in der Gesellschaft zeigten, oder wenn sie zu der alljährlich einmal wiederkehrenden größeren Vereinigung ihre Gäste bei sich empfangen, so war ihr Verhalten zu einander tadellos, ihr Verkehr mit den Geladenen ein musterhafter. Sie galten eben als stille Leute, die deshalb wenig ausgehen, weil sie in der Häuslichkeit im innigen Zusammenleben die vollste Befriedigung finden.

*

*

*

Die Wahrheit entsprach diesem Bilde, das sich die Fernstehenden hatten machen müssen, freilich in keiner Weise.

Osterode hatte nach verhältnißmäßig sehr kurzer Frist zu seinem wahren Entsetzen die Wahrnehmung gemacht, daß er einen verhängnißschweren

Irrthum begangen, als er das Schicksal eines arglosen jungen Mädchens an das seinige geknüpft hatte. Seine Ehrlichkeit hatte ihm die Erkenntniß aufgedrungen, daß er zum Ehemann nicht taugte.

Als einziges Kind reicher, ihn zärtlich liebender Eltern war der aufgeweckte, begabte Knabe schon in frühster Jugend verzogen worden. Er hatte keine Neigungen zum Schlechten, und man glaubte ihm daher auch gefahrlos seinen Willen lassen zu können. In seinen späteren Lebensjahren hatte sich die Gewohnheit, nur das zu thun, was er eben thun wollte, bei ihm immer mehr verstärkt. Er besaß für seine Wissenschaft eine wahre Leidenschaft, und er hatte keinen andern Ehrgeiz, als in seiner Wissenschaft sich hervorzuthun. Bis zu seiner Verheirathung hatte er auch keinen andern Zwang gekannt und anerkannt, als den seines Berufs, und ohne daß er es wußte, war er ein großartiger Egoist geworden. Er lebte nur seiner Arbeit, die völlig mit ihm verwachsen war. Er lebte nur sich.

Nachdem er seine Eltern verloren hatte, stand er fast allein auf der Welt da. Er hatte nur noch eine Cousine, die Wittve eines Superintenden in der Provinz, die mit ihm in seinem elterlichen Hause aufgewachsen war. Und er glaubte seinen Pflichten gegen die übrige Menschheit dadurch zu genügen, daß er dieser, die er immer sehr lieb gehabt hatte, und die nun auf ihr ziemlich spärliches Wittwengehalt angewiesen war, einen sehr bedeutenden Zuschuß für die Erziehung ihres Sohnes gewährte. Dieser erhielt in der That eine glänzende Ausbildung, und Oterode hatte für alle Fälle schon jetzt in seinem Testamente die Bestimmung getroffen, daß Richard Willern, den er seinen Neffen nannte, ein sorgenfreies Wohlleben zugesichert bleibe.

Dem Gelehrten, der nun bis zum vierzigsten Lebensjahre vorgerückt war, ohne für seine Handlungen eine andere Richtschnur zu kennen, als die seines eigenen Beliebens, der seine Tagesordnung willkürlich umgestaltete, je nach den Anforderungen seiner Arbeit, und der schon von seiner Studentenzeit her die Gewohnheit angenommen hatte, bis tief in die Nacht, oft bis zum grauen Morgen, zu arbeiten und sehr spät aufzustehen, der fast immer allein war und die Gesellschaft nur dann aufsuchte, wenn er gerade Lust dazu verspürte, war es ganz sonderbar und befremdlich, nun beständig ein menschliches Wesen um sich zu haben oder in seiner nächsten Nähe zu wissen, dem er, wie er sich eingestand, Rechenschaft schuldete über Dinge, die er bisher allein entschieden hatte, — eine junge, lebensfrische, schöne Frau, die berechtigten Anspruch an seine Freuden, an seine Sorgen, an sein ganzes Leben, an ihn selbst erheben durfte. Wenn er auch während der Flitterwochen darüber hinweggekommen war, so hatte er doch auch damals schon, freilich ohne es sich selbst gegenüber zugeben zu wollen, ein leises Unbehagen empfunden. Nur zu bald aber fühlte er das beständige innige Zusammenleben mit Ida als einen Zwang, und eine dunkle Verstimmung bemächtigte sich seiner.

Er war nicht ungerecht genug, um sich zu entlasten. Er sagte sich, daß er seiner jungen Frau freiwillig jene Rechte eingeräumt habe, deren natürliche Ausübung ihm jetzt so lästig war. Aber diese Erkenntniß verhinderte die verstimmenden Thatfachen nicht. Jetzt mußte er sich mitten in der Arbeit unterbrechen, mußte nach der Uhr sehen, mußte sich entschuldigen, mußte, während er sich in seinem Geiste mit ganz anderen Dingen befaßte, die ihn völlig in Anspruch nahmen, auf gleichgültige Fragen gleichgültigen Bescheid geben — kurzum, er fühlte, daß es mit seiner Freiheit dahin war. Und erst jetzt machte er sich klar, daß ihm dieses kostbare Gut, von dem er während der letzten zwanzig Jahre wie ein sinnloser Verschwender in Saus und Braus gezehrt hatte, geradezu ein Lebensbedürfniß war.

Der Wissenschaftler muß ein freier Mann sein, sagte er sich, als er unfrei geworden war. Aber er war bei alledem gut geartet, und er meisterte sich, soviel er irgend konnte. Er ließ es nicht an redlichen Anstrengungen fehlen, Herr seiner egoistischen Auffassung und unwilligen Anwandlungen zu werden. Er gab sich die größte Mühe, herzlich zu erscheinen und freundlich zu sein.

Aber Ada hatte die Wahrheit längst durchschaut. Sie wußte, daß ihr Mann sie nicht liebte; und auch sie mußte sich eingestehen, daß sie über ihre Gefühle für ihn sich getäuscht hatte. Auch sie empfand Reue. Sie war höflich wie er und nachsichtig.

Im elterlichen Hause war sie in größter Einfachheit erzogen. Von dem, was man Vergnügungen nennt, wußte sie so gut wie nichts, und sie sehnte sich auch nicht danach. Die Kirchhofsrube ihres Hauses sagte ihren Neigungen sogar zu. Sie hatte das Talent, sich beschäftigen zu können, und langweilte sich nie. In den Briefen an die Ahrigen ließ sie nie ein Wort der Klage fallen; und die Eltern, die immer der Meinung gewesen waren, daß ihre Tochter unverdient großes Glück gehabt habe, ließen sich in ihrem freundlichen Wahn nicht erschüttern. Die herrlichen Geschenke, die für alle Mitglieder der Familie zu Weihnachten und zu den Geburtstagen von Berlin aus ankamen, die Großartigkeit der Gastfreundschaft während der Sommermonate, in denen die Eltern und Geschwister in irgend einem behaglichen Sommeraufenthalt bei ihrer Tochter zu Gast waren, waren nur dazu angethan, sie in dieser Ueberzeugung noch zu bestärken. Und Adas Lippen blieben verschlossen.

Freilich fanden die Angehörigen, daß die junge Frau Professorin nicht so wohl und nicht so heiter aussähe, wie es sein sollte. Aber dafür fanden sie, die so gern nur an das Gute glauben wollten, bequeme Erklärungen.

Allmählich hatte Oserode die Fesseln, die ihn in der ersten Zeit nach seiner Verheirathung so fest zusammenschürten, immer mehr und mehr gelockert. Er brauchte sich schon nicht mehr zu entschuldigen, wenn er bei

den Mahlzeiten zu spät oder auch gar nicht erschien. Ada speiste dann allein, und er hörte keinen Vorwurf. Ada ging, wenn nicht ganz besondere Veranlassungen vorlagen, regelmäßig zwischen zehn und elf zu Bett. Osterode, der oft sehr lange arbeitete und bisweilen auch in der Nacht zu irgend einem Patienten gerufen wurde, hatte sich sein eigenes Schlafzimmer eingerichtet, um seine Frau nicht zu stören. Sie wußte jetzt kaum noch, wann ihr Mann sich zur Ruhe begab, und es kam mehrfach vor, daß sie ihn in das Nebenzimmer eintreten hörte, als sie bereits aufgestanden war.

Die starke Enttäuschung, die sich Adas zunächst bemächtigt hatte, war allmählich von ihr gewichen, und mit ihr auch die Traurigkeit und Schwermuth. Alle ihre Empfindungen hatten sich abgestumpft, sie war ganz ruhig geworden. Sie wußte es eben nicht anders. Sie meinte, daß das Leben wirklich so sei, wie sie es lebte, so völlig freudenleer, und sie hatte sich an ihr Leben gewöhnt, wie an eine unheilbare Krankheit, mit der man sich nun einmal abfinden muß.

Sie wäre sogar in ihrer trübseligen Art noch ganz zufrieden mit ihrem Dasein gewesen, wenn nicht Eines sie oft in unbarmherzigster Weise gepeinigt hätte. In den langen Stunden ihres Alleinseins wurde sie mitunter ohne irgendwelchen Grund oder aus ganz geringfügiger Veranlassung plötzlich von einer jähen Furcht überfallen. Es packte sie beim Schopf und schnürte ihr die Kehle zu, daß sie wie eine Erdroffelte röchelte. Der Beruf ihres Mannes flöhte ihr Grauen ein.

Wenige Wochen nach ihrer Einrichtung in Berlin war sie einmal in das zum Laboratorium umgestaltete kleine Gebäude getreten. Ihr Mann, für den die Gegenstände seines Studiums nur reizvoll und interessant waren, hatte ihr mit ungewohnter Freundlichkeit, ohne daß sie darum gebeten hatte, alle möglichen Aufklärungen gegeben. Er hatte ihr in den Vokalen einige besonders bemerkenswerthe Verbildungen menschlicher Gehirne gezeigt. Er hatte sie durch das Mikroskop eine feine Scheibe durchgesägten Rückgrats bewundern lassen, und mit einem gewissen Stolz hatte er auf seine herrliche Sammlung von Thierenschädeln hingewiesen. Ada litt, während der arglose Gelehrte sich herabließ, vor seiner ungelehrten Frau einige Schätze seiner wissenschaftlichen Sammlungen auszubreiten, wahre Höllequalen. Aber sie, die so Vieles verschwiegen gelernt hatte, sprach auch jetzt kein Wort und hörte mit erheuchelter Theilnahme den Erläuterungen zu. Aber sie athmete wie befreit auf, als sie die Thür des unheimlichen Raumes hinter sich schloß, und der eigenthümliche Geruch blieb ihr wochenlang in der Nase. Sie mied es fernerhin, den Blick nach jenem kleinen Hause hin zu richten, und sah schon nach der andern Seite hinüber, wenn sie über den Vorhof gehen mußte.

Auch ihren Mann betrachtete sie seit jener Zeit mit einer gewissen Angst. Sie sah ihm oft unwillkürlich nach den Händen.

Manchmal kam ihr der schreckliche Gedanke, daß ihr Mann, der sich beständig mit Geisteskrankheiten beschäftigte, selbst den Verstand verlieren könne; und dann wäre sie mit ihm allein.

Eines Tages machte Ida ihrem Manne das Geständniß, daß ihr mitunter in der Einsamkeit recht unbehaglich sei. Sie selbst stellte ihre Angst als eine lächerliche Schwäche hin; aber sie sagte, sie könne sich nun einmal davon nicht frei machen. Sie rede sich bisweilen ein, daß sich irgend ein Verbrecher in das geräumige und so wenig bewohnte Haus einschleichen könnte und sie überfiele. Osterode belächelte ihre Angst und suchte sie zu beruhigen. Ein Druck auf die Klingel, und der Diener, ein handfester Burck, der sich vor Gott und der Welt nicht fürchte, und der seit zwanzig Jahren in seinen Diensten stehe, sei zur Stelle. Und er fügte hinzu, während er auf eine Schublade seines Schreibtisches deutete, die nicht verschließbar war:

„Und für alle Fälle liegt da mein Revolver, aus dem ich im Laden des Waffenschmieds am Tage des Ankaufs den ersten und letzten Schuß gethan habe. Seitdem liegt er geladen da und harret der Verwendung. Du siehst, man hat selten Gelegenheit, sich vor Verbrechern zu schützen. Sei ganz unbesorgt.“

Die Anfälle kehrten aber doch immer wieder, und mehr als einmal wurde der Diener Franz, ein großer Ostpreuße, der bei den schweren Reitern gestanden hatte, herbeigerufen und mußte alle Ecken absuchen, um alsdann gehorsamst zu vermelden, daß er nichts gefunden habe.

Seit längerer Zeit ließ Ida das Hausmädchen in ihrer nächsten Nähe schlafen, und auch diese wurde bisweilen nächtlich alarmirt. Es wurde den Leuten jedesmal besonders von ihr eingeschärft, dem Herrn ja nichts von der Störung zu sagen.

* * *

In dieser freudlosen Gleichmäßigkeit war nahezu ein Jahrzehnt verlaufen. Ida hatte längst aufgehört, unglücklich zu sein. Sie war munschlös.

Osterode hatte seinen wissenschaftlichen Ruf immer mehr erweitert. Die Ehe störte ihn nicht mehr. Er war in seiner Weise sogar glücklich.

Der Verkehr der Ehegatten miteinander blieb ein höflicher und gemessener. Es gab in ganz Berlin wohl kein stilleres Haus als das Osterode'sche.

Eines Abends — es war im Herbst des Jahres 1868 — sagte Osterode zu Ida, während sie zu Nacht speisten:

„Richard kommt nach Berlin.“

Ida blickte fragend zu ihrem Manne auf.

„Meine Nefse Richard,“ beantwortete Osterode die stumme Frage. „Du kennst ihn doch? Ich habe Dir ja oft genug von ihm gesprochen, und Du mußt ihn auch öfter gesehen haben.“

„Ach so,“ versetzte Ada, „Richard Willern! Jawohl, ich erinnere mich seiner ganz gut. Aber ich habe ihn sehr lange nicht gesehen. Seit unserer Hochzeit, glaube ich, nur einmal. Und das war bald darauf.“

„So?“ bemerkte Ofterode einigermassen erstaunt. „Woher kommt denn das?“ Und die gestellte Frage selbst beantwortend, fügte er hinzu: „Ach ja, der Junge hat mich gewöhnlich in den großen Ferien besucht, während Du mit den Deingen zusammen warst. Ja, dann wirst Du ihn wohl schwerlich wiedererkennen. Damals war er ja wohl noch Gymnasiast. Inzwischen hat er seine Universitätsstudien absolviert, hat sein erstes juristisches Examen gemacht. Und heute habe ich einen Brief von ihm bekommen, in dem er mir voller Freude mittheilt, daß er als Referendar an das Kammergericht versetzt worden ist. Ich habe den Jungen sehr lieb. Er ist übrigens mein einziger männlicher lebender Verwandter. Ich hatte sogar daran gedacht, ihm eine Wohnung in unserm Hause anzubieten — natürlich unter der Voraussetzung Deiner Zustimmung. Platz hätten wir ja genug. Aber nach einiger Ueberlegung habe ich mir doch sagen müssen, daß der junge Mensch es wahrscheinlich vorziehen wird, nicht unter irgendwelcher Controle zu stehen, und nicht an irgendwelche Pflichten gegen das Haus seiner Verwandten gefesselt zu sein. Ich denke, Du wirst damit einverstanden sein, wenn ich ihm sage, daß unser Haus sein Haus ist, daß er kommen und gehen mag, wann er will, daß der Tisch für ihn immer gedeckt ist, daß er am Abend mit uns Thee trinken und schwätzen kann, wenn er Lust dazu hat, daß wir's ihm aber auch nicht übelnehmen, wenn er weghleibt. Er ist eben ein blutjunger Mensch . . und ich bin es nicht mehr.“

Der Professor hatte vor den letzten Worten eine kleine Pause gemacht, und Ada hatte ganz richtig errathen, daß er eigentlich hatte sagen wollen: „Und wir sind es nicht mehr.“

Sie machte sich bei diesen Worten zum ersten Male klar, daß auch sie nicht mehr zu den ganz jungen Frauen gerechnet werden könne. Sie stand an der Schwelle der Dreißig. Der Neffe ihres Mannes war fünf- undzwanzig Jahre alt, also im Verhältniß zu ihr ein Kind, wie sie meinte. Sie erinnerte sich seiner auch nur noch als eines frischen, aufgeweckten vierzehn- bis fünfzehnjährigen Jungen, der bei der Hochzeitsfeier sehr übermüthig gewesen war und zum großen Jubel der Angehörigen mit ihr, der jungen Frau, getanzt hatte. Sie freute sich darauf, ihn wiederzusehen, und war natürlich mit dem Vorschlage ihres Mannes vollkommen einverstanden.

Aber sie blieb doch während des ganzen Abends nachdenklich. Es ging ihr nicht aus dem Sinn, daß sie nicht mehr jung sein sollte. So wenig Freude ihr auch von ihrer Jugend geboten worden war, jetzt, da sie sich mit dem Gedanken befreundeten sollte, von ihr zu scheiden, erschien sie ihr kostbarer, als sie je gewöhnt hatte.

Etwa vierzehn Tage später kam Richard zum ersten Mal in das Haus seiner Aeltern. Seit der Mittheilung, daß er nach Berlin versetzt worden sei, hatte er nichts wieder von sich hören lassen. Er wollte den Seinigen keine Scherereien machen. Mit der Selbstständigkeit, an die er sich von Jugend auf gewöhnt, hatte er in wenigen Stunden seine persönlichen Angelegenheiten schnell erledigt.

Zu später Abendstunde war er in Berlin angekommen, hatte in einem Gasthause übernachtet und war am andern Vormittag ausgegangen, um sich eine Wohnung zu suchen. In der Markgrafenstraße, unweit des Kammergerichts, hatte er gefunden, was er brauchte. Dorthin hatte er seine Siebensachen bringen lassen, und am Nachmittag war schon Alles in schönster Ordnung: seine Kleider hingen im Schrank, seine Wäsche lag im Kasten, seine Bücher waren aufgestellt. Die Oelfarbenbrücke an den Wänden waren beseitigt und durch einen guten Stich der Sixtinischen Madonna, den er von seinem Vater geerbt hatte, und verschiedene Photographien seiner Angehörigen und guten Freunde ersetzt. Unter diesen befand sich auch das Bild von Onkel und Tante Osterode, das noch in Königsberg, zur Zeit, als sie Brautleute waren, aufgenommen worden war. Seitdem hatten sich die Beiden übrigens nicht mehr photographiren lassen.

Richard traf es günstig. Als er sich um vier Uhr melden ließ, wollten sich Osterodes gerade zu Tisch setzen. Onkel und Nefte begrüßten sich mit stürmischer Herzlichkeit. Es versteht sich, daß Osterode Richard liebevolle Vorwürfe darüber machte, sich nicht vorher angemeldet haben. Richard war darauf auch vollständig vorbereitet gewesen; das kümmerte ihn nicht.

Aber er gerieth in einige Verlegenheit, als er sich nun zu Aida wandte, die gleichfalls einige Befangenheit zu verspüren schien. Er wußte nicht recht, ob er ihr die Hand oder die Wange küssen solle, ob er sie „Sie“ oder „Du“, „gnädige Frau“ oder sonstwie zu nennen habe. Zur Tante erschien sie ihm jedenfalls zu jung.

„Wir freuen uns sehr,“ sagte Aida nach einer kurzen Pause, indem sie die Fragen, die Richard in einige Verwirrung gebracht hatten, kurzer Hand entschied, „Sie nun in unserer nächsten Nähe zu haben. Hoffentlich werden Sie sich so wohl bei uns fühlen, daß Sie recht oft zu uns kommen.“ Und sie reichte ihm die Hand.

„Sie sind zu gütig, gnädige Frau. Ich danke Ihnen herzlich,“ versetzte Richard, während er die ihm dargebotene Rechte an seine Lippen führte.

„Was sind denn das für Geschichten?“ rief Osterode gemüthlich aus, der diesen Vorgang mit einigem Erstaunen beobachtet hatte, „Sie und ‚gnädige Frau‘? Nein, so stehen wir doch nicht miteinander! Umarme Deine Tante, Du Schlingel! Und Du, Aida, behandle ihn, so gut er es verdient, oder vielmehr über Verdienst gut! Denn für einen Musterknaben halte ich Dich nicht. Nun also, marsch!“

Zögernd bot Ada ihre Stirn Richard zum Kusse dar.

„Also wenn Du erlaubst,“ sagte dieser und küßte seine junge Tante. Den verwandtschaftlichen Respectstitel brachte er übrigens nicht über die Lippen, und Ada umging während der ersten Zeit ihres Zusammenseins mit großer Geschicklichkeit jede directe Ansprache an den ihr fremden jungen Mann, den sie auf Wunsch ihres Mannes mit der Vertraulichkeit eines alten Freundes behandeln sollte. Es war ihr störend, obgleich Richard einen guten Eindruck auf sie machte. Und er war ja auch nicht Schuld daran, daß sie sich ihm gegenüber jetzt in einer gewissen Befangenheit befand.

Richard hatte in seinem ganzen Wesen, in seiner Erscheinung, in seinen Bewegungen, in seiner Stimme etwas Frisches, Freies, Jugendliches, das Oterode wie Ada gleichermaßen gefiel. Er war ein hübscher junger Mann, an dem allerdings die Jugend das Hübscheste war. Seine Züge waren nicht eben regelmäßig, aber er sah klug und gut aus; seine Stirn war wohl ausgebildet und hoch, sein graublaues Auge leuchtend und klar; und wenn er lächelte, zeigte er seine prachtvollen gesunden Zähne. Er trug sein kastanienbraunes Haar ziemlich kurz geschoren; sein kleiner Schnurrbart war von hellerer Färbung, beinahe blond. Den wohlgepflegten Nägeln und seiner Kleidung, die zwar keineswegs stutzerhaft, aber doch modisch elegant zu nennen war, merkte man es an, daß Richard auf sein Aeußeres Acht gab. Der helle Klang seiner Stimme wirkte in diesen Räumen ganz eigenthümlich.

Ada machte jetzt erst die Bemerkung, daß sie sich mit den Jahren daran gewöhnt hatte, ungewöhnlich leise zu sprechen. Und sie hörte endlich einmal wieder lachen, herzlich lachen, aus voller Kehle, so wie sie einst gelacht hatte, vor langen, langen Jahren.

Auch Oterode war heiterer und aufgeräumter als je. Bei Tisch herrschte eine ganz gemüthliche und behagliche Stimmung, und die sonst für die Hauptmahlzeit angelegte Frist wurde erheblich überschritten.

Beim Kaffee fragte Oterode seinen Nessen:

„Hast Du heute Abend etwas Besonderes vor?“

„Nichts Besonderes,“ antwortete Richard. „Auf dem Wege hierher habe ich mir an den Anschlagssäulen die Theaterzettel angesehen. Du kannst Dir ja denken, daß ich ausgehungert bin. Ich habe seit Jahren kein gutes Theater gesehen. In irgend einem kleinen Theater — ich weiß nicht genau wo — wird ein französisches Stück gegeben, von dem in den öffentlichen Blättern viel gesprochen worden ist. Ich hätte eigentlich nicht übel Lust, es mir anzusehen. Von der modernen dramatischen Literatur Frankreichs weiß ich so gut wie nichts. Es wäre sehr nett, wenn Ihr mitkämt.“

Ada lächelte. Sie war in den ersten zwei Jahren ihrer Ehe vielleicht ein halbes Duzend mal mit ihrem Manne im Schauspielhause

und in der Oper gewesen. Seitdem aber hatte sie kein Theater mehr besucht. Ihrem Manne war es ein Opfer, und das Vergnügen, das sie empfand, wurde durch das Bewußtsein, daß ihr Mann verstimmt war, verborben. Um so erstaunter war sie, als Oterode antwortete:

„Den Anfang werde ich leider versäumen müssen, denn ich habe bis gegen acht nothwendig zu thun. Aber Du kannst ja Ada begleiten und mein Billet beim Portier niederlegen. Würde es Dir Spaß machen, mitzugehen?“ fragte er seine Frau.

„O ja,“ entgegnete Ada. „Ich habe auch irgendwo gelesen, daß das Stück recht interessant sein soll.“

„Also gut,“ sagte der Professor. Und während er nach der Uhr sah, fügte er hinzu: „Jetzt ist es sechs. Ich habe keine Zeit mehr zu versäumen, wenn ich noch etwas vom Stücke sehen will. Also nimm's mir nicht übel, mein Junge, wenn ich Dich jetzt verlasse. Wir treffen uns in der Loge. Auf Wiedersehen!“

Er drückte seinem Neffen die Hand, berührte flüchtig Adas Scheitel mit seinen Lippen und entfernte sich. Ada mußte sich auch sehr bald zurückziehen, um ihr Hauskleid abzulegen und etwas Toilette zu machen.

Richard blieb in dem großen Salon allein zurück. Er machte sich's auf der Chaiselongue bequem und rauchte.

* * *

Er war sehr vergnügt. Er war darauf vorbereitet gewesen, daß er von seinem Onkel mit großer Herzlichkeit empfangen und aufgenommen werden würde. An die junge schöne Tante hatte er nur nebenher gedacht. Das Bild, das seiner Erinnerung vorschwebte und das durch die alte Photographie lebendig in ihm erhalten worden war, entsprach der Wirklichkeit freilich recht wenig. Es war eine Fremde, die ihm gegenübergetreten war. Sie erschien ihm größer, schlanker, vornehmer und zurückhaltender, und sie war viel schöner und von einer ganz andern Schönheit, als sie ihm vorgeschwebt hatte. Sie hatte so etwas Schwermüthiges, Poetisches, so etwas von einer Romanheldin. Und während er sich den traurigen Ausdruck ihrer großen dunklen Augen vergegenwärtigte, lächelte er sehr vergnügt.

Ja, sie war wirklich sehr schön, die junge Tante, namentlich im Profil. Die edle Rundung des Kopfes, die durch die einfache Tracht des dunklen, fast schwarzen glänzenden Haars, das sich nur am Stirnansatz ein wenig wellte und im Nacken zu einem schlichten Knoten geschlungen war, nicht entstellt wurde, gefiel ihm ganz besonders, und die Blässe ihrer Gesichtsfarbe, die in der dunklen Umrahmung um so stärker wirkte, erschien ihm sehr interessant.

Sie war freilich bei Tisch ziemlich still gewesen, aber das war ja ganz natürlich. Soviel hatte er schon herausbekommen, daß Ada ein zurück-

gezogenes Leben führte und kaum Gelegenheit gehabt hatte, sich mit den oberflächlich verbindlichen Formen der Gesellschaft vertrauter zu machen. Es war ihr gewiß kein Leichtes, sich in ihre Situation hineinzufinden. Aber es war sicherlich nur eine Frage der Zeit, um die richtige Gemüthlichkeit zwischen denen, die nun so oft miteinander verkehren sollten, herzustellen. Dafür wollte er schon sorgen. Jedenfalls bereitete ihm die Aussicht, mit einer schönen, jungen, offenbar klugen und gebildeten Frau im Hause seines nächsten Anverwandten, dem er schon soviel Dank schuldig war, in ungezwungenster Geselligkeit verkehren zu dürfen, eine große Freude. Und deshalb lächelte er, während er an Abas traurige Augen dachte und den Rauch vor sich hinblies.

Es war schon dämmerig geworden, als Aba in ihr Schlafzimmer trat. Sie hatte die Lichter auf ihrem Toilettentisch ansteden lassen. Sie beanspruchte zum Ankleiden keine Hilfe und war allein.

Ohne sich besonders Rechenenschaft abzulegen, brachte sie ihr Gesicht in die nächste Nähe des Spiegelglases und beleuchtete sich. Zum ersten Mal bemerkte sie an den Augenwinkeln kleine zarte Falten. Sie betrachtete dieselben lange und nachdenklich und lächelte trübe.

Sie verwandte heute auf ihre Toilette eine mehr als gewöhnliche Sorgfalt. Sie dachte auch an die neue Bekanntschaft. Es erschien ihr scherzhaft, daß sie einen so großen Neffen hatte, und sie machte unwillkürlich sogleich den Versuch, sich in die Rolle einer Respectsperson hineinzuspielen.

„Es scheint ein guter Junge zu sein,“ sagte sie.

Auf dem Wege nach dem entlegenen Theater unterhielt Richard Aba, die ihm jetzt noch viel schöner erschien, in anregender Weise. Aba thaute allmählich auf, und während der langen Fahrt, die den Beiden aber gar nicht lang wurde, gebrauchte Aba zum ersten Mal die vertrauliche Ansprache, die ihr Mann ihr aufgenöthigt hatte, und duzte Richard. Richard bemerkte es sehr wohl, und es machte ihm Vergnügen.

Das französische Ehebruchsdrama wurde recht gut gespielt und fesselte die Beiden, die am Theater die naive Freude der Provinzialen hatten, in hohem Grade.

Nach dem dritten Acte, der mit einem starken Effecte abschloß, war eine größere Pause. Jetzt erst bemerkte Aba:

„Alexander sollte doch eigentlich schon da sein! Wollte er nicht um acht Uhr kommen? Wie spät haben wir es denn?“

„Es ist schon neun vorüber,“ antwortete Richard nach einem Blick auf seine Uhr. „Es wird doch nichts vorgekommen sein?“

„Bewahre!“ antwortete Aba gelassen. „Mein Mann sitzt jedenfalls bei der Arbeit, und dann vergift er die Zeit und vieles Andere. Er wird wohl noch kommen.“

Aber auch der sehr aufregende letzte Act, der die Zuschauer in fieberhafte Spannung versetzte, ging zu Ende, ohne daß sich der Professor hätte

blicken lassen. Die Beiden fuhren allein nach dem stillen Hause zurück. Unter dem starken Einbruche, den das Schauspiel auf sie gemacht hatte, sprachen sie unterwegs nur wenig. Am Thorweg wollte sich Richard verabschieden.

„Du solltest noch eine Tasse Thee bei uns trinken,“ sagte Aba, „und mir Gesellschaft leisten. Das Stück hat mich sehr aufgeregt, und ich fürchte mich ein wenig, wenn ich jetzt allein bleiben muß. Siehst Du,“ fügte sie hinzu, auf das kleine Seitengebäude weisend, „noch Nicht! Mein Mann arbeitet, wie ich vorausgesetzt hatte. Klopfe nur getrost an. Ich will inzwischen ablegen und den Thee bestellen. Ich erwarte Euch oben.“

Richard war von der Aussicht, noch ein Stündchen mit Aba verplaudern zu können, sehr erbaut. An den Onkel dachte er eigentlich erst in zweiter Reihe. Nachdem er Aba über den Vorhof bis zum Hause begleitet hatte, trat er an die ihm bezeichnete Thür des langgestreckten niedrigen Gebäudes und klopfte.

Der Ruf: „Herein!“ klang ziemlich unwirsch.

In dem saalartigen Raume, der durch mehr als ein halbes Duzend Gasflammen sehr hell beleuchtet war — Osterode war ein Freund sehr hell beleuchteter Zimmer —, war es drückend heiß. Der Professor saß an dem großen Tisch in der Mitte, auf dem neben den verschiedenen wissenschaftlichen Instrumenten Druckschriften aller Art lagen. Auf dem Tische stand noch eine Schiebelampe mit grünem Schirm. Das grüne Licht fiel auf das Antlitz des Professors und gab diesem eine gespensterartige unheimliche Färbung. Seine vollen schwarzen Haare, die an den Schläfen zu ergrauen anfangen, waren zerzaust.

Offenbar unangenehm überrascht, warf er einen nicht sehr einladenden Blick auf die sich öffnende Thür. Aber sobald er seinen Neffen erblickte, nahm seinen Gesicht einen ganz veränderten, freundlich verlegenen Ausdruck an. Er erhob sich schnell, fuhr mit der Rechten über die Stirn und durch das Haar, als ob er das, was ihn bisher beschäftigt hatte, vergessen wollte, und ging dem Eintretenden einige Schritte entgegen.

„Ah, ah!“ sagte er in entschuldigendem Tone. „Ich habe Euch ja ganz vergessen! Wie spät haben wir's denn?“ Und nach der großen Wanduhr blickend, setzte er hinzu: „Was! schon halb elf? Das ist doch gar nicht möglich! Da habe ich mich einmal wieder fest gelesen! Und noch dazu recht überflüssiger Weise, denn in dem dicken Buche steht recht wenig Neues. Das thut mir aber leid! Entschuldige mich nur. Aba war wohl ungehalten?“

„Durchaus nicht. Sie scheint Deine Gewohnheiten zu kennen. Sie hat mich sogar beruhigt, als ich wegen Deines Ausbleibens eine Bemerkung machte. Und sie hat die Wahrheit richtig getroffen.“

„So so! Ja ja! Das leidige Lesen! Ich hätte mich gewiß besser unterhalten, wenn ich mit Euch gekommen wäre. Wie war's denn?“

„Das wollen wir Dir oben erzählen. Aba hat den Thee für uns hergerichtet. Und hier ist eine Hitze und weht eine Lust! Ich begreife nicht, daß Du es hier aushalten kannst.“

„Ja ja, die dummen Gewohnheiten, mein Junge! Du hast Recht! Wir wollen hinaufgehen. Deffne ein Fenster, wenn es Dir hier zu heiß ist. Ich komme gleich.“

Während Richard ein Fenster weit aufriß, trat der Professor an den in der Ecke stehenden Waschtisch, auf dem sich ein mit Wasser gefülltes Becken von ungewöhnlicher Größe befand. Er stellte sich breitbeinig davor, beugte sich und tauchte seinen Kopf drei-, viermal ins Wasser. Nachdem er sich mit einem rauhen englischen Handtuch gehörig abgerieben und die Hände sorgfältig gereinigt hatte, sagte er: „Nun komm, ich bin bereit.“

Inzwischen war das Wohnzimmer hell beleuchtet; und als die Beiden eintraten, war das Brodeln des Theekessels gerade verstummt, und der aus der Tülle aufsteigende und sich ringelnde graue Dampf ließ erkennen, daß das Wasser kochte.

„Ich habe mich schon bei Richard entschuldigt,“ sagte der Professor, „und Du wirst mir auch verzeihen. Es war gerade ein neues Buch angekommen, das mich interessirte, und ich weiß nicht, wo die Zeit geblieben ist. Du nimmst es mir doch nicht übel?“

„Durchaus nicht. Ich habe mir gleich so etwas gedacht,“ antwortete Aba, während sie die Spirituslampe löschte. Aber sie verspürte die Rücksichtslosigkeit ihres Mannes in Wahrheit heute doch um einen Stärkegrad empfindlicher als sonst wohl. Es war ihr nicht angenehm, daß Richard gleich am ersten Tage erfahren sollte, wie es im Hause zugeht.

* * *

Beim Thee herrschte eine recht gemüthliche Stimmung. Es wurde von dem Stücke gesprochen, dessen Handlung sich Osterode erzählen ließ, und die auch ihn interessirte.

„Wann ist denn das Stück geschrieben?“ fragte er.

„Genau weiß ich's nicht,“ versetzte Richard, „aber es muß wenigstens zwei, drei Jahre alt sein. Ein Freund von mir hat es schon vor über einem Jahre in Paris gesehen und mit mir davon gesprochen.“

„Nun, dann hat wieder einmal, wie das öfter vorkommt, die Wirklichkeit der Dichtung nachgeäfft, während doch eigentlich die Dichtung die Wahrheit abschreiben sollte.“

„Nicht eigentlich. Ich glaube vielmehr, daß der Dichter seines Amtes am vollkommensten waltet, wenn er vorahnend die Wahrheit erfindet. Du weißt ja, die Lateiner haben für die Begriffe ‚Dichter‘ und ‚Prophet‘ dasselbe Wort: ‚vates‘.“

„Nun also, der frivole Franzose ist in diesem Falle wirklich ein Prophet, ein ‚vates‘ gewesen. Hast Du denn nichts von dem merkwürdigen

Proceſſe gehört, der erſt vor wenigen Wochen vor den Geſchworenen von Lyon verhandelt worden iſt?“

„Ich leſe überhaupt wenig Zeitungen, und in der letzten Zeit habe ich mich um nichts anderes als um meine Prüfungsarbeiten kümmern können.“

„Richtig!“ fiel jetzt Ada ein. „Ich entſinne mich des Proceſſes von Lyon. Du haſt ganz Recht! Das Drama der Wirklichkeit, über das da verhandelt worden iſt, hat allerdings viele gemeinſame Züge mit dem Schauſpiel, das wir heute geſehen haben.“

„Was war es denn?“ fragte Richard.

„Eine ziemlich gewöhnliche Geſchichte, bei der hauptſächlich das Urtheil der Geſchworenen Aufſehen gemacht hat,“ antwortete Oſterode. „Im Uebrigen eine Ehebruchsgeschichte, wie ſie tauſendmal dagewesen iſt. Ein älterer Mann heirathet ein ſehr viel jüngerer Mädchen, in das er ſich ſterblich verliebt hat. Er hat ſie aus der Geſe des Volks zu ſich erhoben. Sie iſt die Tochter einer Wäſcherin, glaube ich. Er ſtammt aus einer der vornehmſten gräflichen Familien des Landes und hat bis vor wenigen Jahren eine der hohen Stellungen im Staate eingenommen. Der alte Graf conſtatirt, daß ſeine junge Frau, mit der er nun etwa drei oder vier Jahre verheirathet iſt, plötzlich eine auffällige Vorliebe für Muſik empfindet und keine der Opernvorſtellungen verſäumt. Gute Freunde geben ihm den Schlüssel des Geheimniſſes. In der neuen Operngeſellſchaft befindet ſich ein hübscher Tenoriſt mit ſchmachtem Augenauſſchlag und hohem c, in den natürlich alle Damen der großen Stadt vergafft ſind. Und die junge Frau Gräfin macht keine Ausnahme, vielmehr ſcheint der Tenoriſt zu Gunſten der jungen Gräfin eine beſondere Ausnahme zu machen. Der alte Graf wird argwöhnisch, paßt auf und ſtellt die Wahrheit, die ſeine Ehre vernichtet, feſt. Er zieht einen alten Diener in's Geheimniß, das er im Uebrigen vor der ganzen Welt ſtreng bewahrt. Er läßt die Gräfin überwachen. Und eines Tages erhält er die Mittheilung, daß die Gräfin, die ſich unter dem Vorwande, irgend ein Spital zu beſuchen, von Hauſe entfernt hatte, mit dem Tenoriſten in einem kleinen entlegenen Gaſthauſe der Vorſtadt traulich zuſammen iſt. Er ſteckt ſeinen Revolver zu ſich, der Vorſicht halber nimmt er ſogar noch außerdem eine Piſtole mit, begiebt ſich ſchleunig in das ihm bezeichnete Gaſthaus, fordert unter wilden Androhungen den Haupteſchlüssel, läßt ſich das Zimmer bezeichnen, öffnet es und findet das Pärchen. Er ſchießt den Tenoriſten mit zwei wohlgezielten Schüſſen wie einen Hasen über den Haufen. Die entſetzte Frau ſtürzt davon. Er folgt ihr wie ein Raſender bis auf die Straße und giebt noch drei Schüſſe ab, von denen der letzte das Schulterblatt zertrümmert. Die Frau iſt mit dem Leben davongekommen. Sie iſt aus Frankreich verſchwunden. Bei dem Proceſſe hat ſie als Zeugin nicht genommen werden können, da ihr gegenwärtiger Aufenthalt unbekannt iſt.“

Der Graf ist wegen Mordes und Mordversuchs vor die Geschworenen gestellt worden, und die braven Geschworenen von Lyon haben ihn unter dem Jubel der Bevölkerung freigesprochen.“

„Sie haben ein schweres Unrecht begangen, die braven Geschworenen von Lyon!“ versetzte Richard mit äußerster Energie. Sein juristisches Gewissen empörte sich über dies Urtheil. „Wohin soll es führen,“ rief er aus, „wenn das Individuum berechtigt sein soll, sich selbst sein Recht zu verschaffen, in eigener Sache das Urtheil zu fällen und zugleich zu vollstrecken? Mag dem Einzelnen in einem besondern Falle auch durch die gesetzliche Bestrafung wegen empfangener Unbill nicht die ausreichende Genugthuung zu Theil werden! Das ist eben ein Unglück. Aber deshalb steht ihm noch keineswegs die Berechtigung zu, nun auf eigene Faust mehr zu erreichen, als der gesetzliche Schutz ihm gewährt. Das würde uns ja in gerader Linie zum Faustrecht zurückführen. Fast in jedem einzelnen Streitfalle glauben beide Parteien in ihrem guten Recht zu sein, und läßt man sie selbst ihren Streit ausfechten, nun, dann hat eben immer der Stärkere Recht. Es wäre ein großes Unglück, wenn ein solcher Vorgang, wie Du ihn eben geschildert hast, gewissermaßen vorbildlich, ein Präcedenzfall werden sollte, und wenn das Urtheil der Geschworenen es billigte, daß der in seiner Ehre Geschädigte sich berechtigt glaubt, sich selbst Genugthuung zu verschaffen. Das Vertrauen zum Richter ist eine der mächtigsten Grundlagen des sittlichen Staates, und die Geschworenen schlagen sich selber in's Gesicht, wenn sie den nicht strafen, der den Richter umgangen hat. Es ist ja möglich, daß die Verhältnisse hier so liegen, wie Du sie geschildert hast. Aber Du kennst sie doch auch nur aus der einseitigen Darstellung des Angeklagten. Es wäre immerhin der Fall denkbar, daß die Verhältnisse ganz anders liegen, als sie uns hier geschildert werden. Wir wissen nur, daß hier ein kaltblütig überlegter und planmäßig durchgeführter Mord vorliegt. Der Graf hat nicht im Zustande besinnungsloser Wuth zur ersten besten Waffe gegriffen, er hat Alles, was er gethan hat, mit kühler Ueberlegung gethan. Ohne seine Frau zu warnen, ohne sie zu strafen, ohne dem schuldigen Geliebten gegenüberzutreten, hat er sich bewaffnet und die Weiden überfallen. Wer weiß, ob es ihm nicht ganz angenehm gewesen ist, seine Frau auf diese Weise loszuwerden? Auf Grund der thatsächlichen Erhebungen mußten die Geschworenen das Schuldig sprechen, und wenn sie es nicht gethan haben, so haben sie eben gegen ihre Pflicht gehandelt.“

„Und ich behaupte, sie haben das einzig Richtige gethan,“ erwiderte der Professor. „Und ich würde in demselben Falle gerade so geurtheilt haben. Du sprichst als junger Jurist, und ich freue mich sogar darüber, daß Du so sprichst; aber ich spreche als erfahrener Mann. Ich habe vor dem Gesetze den tiefsten Respect. Es ist gewiß der vollkommenste Ausdruck des menschlichen Wissens, aber alles menschliche Wissen ist eben

Stückwerk. Und ich kann mir sehr gut denken, daß es Fälle giebt, in denen das Gesetz weder zur Bestrafung des Schuldigen, noch zur Genugthuung des Geschädigten ausreicht. Ich kann mir denken, daß dann der Einzelne durch seine Entrüstung oder irgend eine andere Wallung dazu getrieben wird, ein Mehr zu erreichen, als das Gesetz ihm gewährt. Ich gebe zu, daß er sich dann schuldig macht und sich nicht darüber wundern darf, wenn ihn nun das Gesetz ereilt. Hätten die Geschworenen den Grafen verurtheilt, so hätte er sich nicht beklagen dürfen. Aber auch für den Fall der Verurtheilung würde ihn der Gedanke getröstet und erhoben haben, daß er nicht ein Verbrecher im gewöhnlichen Sinne des Wortes ist, und daß er sich mit eigener Faust — ich will das Wort, das Du gebraucht hast, wieder gebrauchen — eine höhere und bessere Gerechtigkeit verschafft hat, als die Menschen kraft ihrer allgemeinen Sazungen ihm zu gewähren vermögen. Gerade in einem Falle wie dem vorliegenden ist das Gesetz unzureichend. Die Schande, die eine ehrvergeffene Frau über ihren Mann bringt, läßt sich nicht nach Paragraph soundsoviel des Strafgesetzbuches bestrafen. Die Schande! Die Schande! Es ist etwas Fürchterliches, das der Verstand der Glücklichen kaum zu fassen vermag! Der Mann giebt der Frau, die er heirathet, seinen Namen. Das ist von sinnbildlicher Bedeutung. Mit anderen Worten: er giebt ihr Alles. Der Mann erheirathet Pflichten, die Frau Rechte. Und für Alles, was der Mann der Frau giebt, verlangt er nur Eines — wenn es nicht Liebe sein kann, die ohnehin freudig Alles giebt, nur das Einzige: Treue. Zahlt sie diesen Preis nicht, so ist sie eine Verbrecherin, eine Betrügerin. Weg mit ihr! Und wenn das Gesetz sie nicht beseitigen kann, so ist es schon begreiflich genug, daß der Betrogene, Beschimpfte sie zunächst beseitigt und sich dann erst darum bekümmert, was das Gesetz nun mit ihm anfangen wird. Und wohl uns, daß die Einrichtung der Geschworenen es ermöglicht, in besonderen Fällen die Starrheit der gesetzlichen Bestimmungen zu schmeibigen! Der Graf, sage ich noch einmal, hat Recht gethan, und die Geschworenen haben ihre Pflicht gethan. Und Du, mein junger Herr Rechtsgelehrter, wirfst mich in dieser Ueberzeugung nicht erschüttern.“

Der Widerstreit der Meinungen wurde noch lange fortgesetzt. Ada betheiligte sich nicht an der Debatte. Und als Richard eine zustimmende Unterstüzung zu einem der von ihm aufgestellten Sätze erbat, gab sie eine ausweichende Antwort. Die Auseinandersetzung hatte schließlich, wie es gewöhnlich der Fall zu sein pflegt, dahin geführt, daß am Ende jeder Einzelne von der Richtigkeit seiner Meinung überzeugter war als zu Anfang.

Mitternacht war längst vorüber, als Richard sich verabschiedete mit dem Versprechen, am andern Tage wieder zu Tisch zu kommen.

*

*

*

Ada entkleidete sich heute viel langsamer als gewöhnlich. Sie sah sich in ihrer Schlafstube um, als ob es etwas Neues wäre, und schüttelte den Kopf. Einen so anregenden Abend hatte sie, seitdem sie verheirathet war, nicht verbracht. Während des Schauspiels hatte sie ab und zu mit Richard ein Wort gewechselt, und niemals war ihre Theilnahme für eine dramatische Dichtung eine so lebhaft gewesene wie heute. Niemals hatte sie ihren Mann so gesprächig gefunden wie jetzt bei Tisch.

Sie machte sich Vorwürfe.

Offenbar verstand sie es nicht, ihn richtig zu behandeln. Zum ersten Male erschien ihr ihr Gatte als liebenswürdig.

Ihr Gesicht hatte wieder den längst entwöhnten lächelnden freundlichen Ausdruck aus früherer Zeit angenommen. Aber plötzlich wurde sie wiederum sehr ernst. Mit dem Lichte in der Hand trat sie an den Spiegel, beleuchtete grell die Augenwinkel, kniff die Augen ein wenig zusammen und betrachtete lange und aufmerksam die kleinen Falten.

„Ich bin nicht mehr jung,“ sagte sie sich, und leicht aufseufzend setzte sie zu ihrem Troste hinzu: „Aber ich bin auch noch nicht alt.“

Sie blieb noch lange wach im Bett liegen, nachdem die Kerze längst gelöscht war, und dachte über Alles das nach, was sie an diesem Tage, der für sie denkwürdig geworden, gesehen und gehört hatte — über das und über noch mancherlei Anderes.

Richard war die Friedrichstraße hinaufgegangen, die um diese Stunde namentlich in der Gegend der Linden, noch ungemein belebt war. Es war eine wundervolle frische Herbstnacht. Richard hatte noch keine Lust, nach Hause zu gehen. Er trat in eine Bierstube ein. Aber er hielt es da nicht lange aus. Das Local war überfüllt, es war unerträglich heiß und die Luft durch das Gas und den Tabaksqualm gründlich verdorben. Er trank sein Glas Bier schnell aus und trat wieder auf die Straße.

Zufällig oder vielleicht auch absichtlich schlug er denselben Weg ein, den er eben genommen hatte. Er kreuzte die Linden, ging über die Weidenbammer Brücke und stand auf einmal wieder vor dem Hause seines Onkels.

Die Lichter im Wohnzimmer waren gelöscht, im Bibliothekzimmer nebenan aber brannten noch alle Flammen. Richard blieb lange vor dem Hause stehen. Er fragte sich nicht, wie er dahin gekommen war und was er um diese Stunde da zu suchen habe. Er spähte aufmerksam hinauf, um irgend eine Bewegung wahrzunehmen, vielleicht um einen Schatten vorbeihuschen zu sehen — nicht den seines Onkels. Aber es rührte und regte sich nichts.

Er merkte, daß er seit einiger Zeit die Aufmerksamkeit des Nachtwächters erregt hatte, der ihn in einer größeren Entfernung langsam umkreiste. Da entschloß er sich denn endlich dazu, seine Wohnung aufzusuchen.

Er legte den ziemlich weiten Weg mit einer für den Großstädter ungewohnten Bedächtigkeit zurück.

Der Kopf war ihm sehr voll; aber er würde ohne Zweifel in einige Verlegenheit gerathen sein, wenn er hätte sagen sollen, woran er eigentlich dachte. Es lag ihm schwer in den Gliedern. Die Erregungen der letzten Tage, der Abschied von alten Freunden, die Aufgabe seines bisherigen Wohnsitzes, die Scherereien, die mit der Ueberfiedelung verknüpft gewesen waren, die lange Reise selbst und endlich das Ungewohnte und Neue, das der heutige Tag gebracht hatte, — Alles das hatte ihn wohl ein wenig angestrengt. Aber er hatte seltsamer Weise diese Mattigkeit bisher gar nicht empfunden. Sie überfiel ihn, beinahe gewaltsam, erst, als er sich von seinen Anverwandten verabschiedet hatte und allein durch die nächtlichen Straßen wanderte.

Er fühlte sich recht abgespannt, aber er hatte nicht die geringste Lust, zu schlafen. Sehr langsam hatte er sich entkleidet, und seit länger als einer Viertelstunde saß er neben dem unruhig flackernden Lichte auf der Matratze seines Bettes, die beiden Hände auf die Kniee gestemmt, und blickte vor sich hin, brütend, aber gedankenlos.

Plötzlich stand er auf, ging mit der Kerze in's Nebenzimmer und nahm von seinem Schreibtisch eine kleine eingerahmte Photographie, die er dort hingestellt hatte. Es war das Doppelbild seines Onkels und seiner jungen Tante. Er ging in seine kleine Schlafstube zurück und setzte sich nun in die nächste Nähe des Nachttisches, auf dem die Kerze brannte, um das Bild genau zu betrachten. Mit der linken Hand deckte er die Figur des Onkels zu. Er schüttelte den Kopf. Ida hatte sich sehr verändert. Sie war kaum wiederzuerkennen. Der harmlos fröhliche Ausdruck des jugendlichen Gesichts war dahin. Sie war viel schöner geworden, sie sah viel bedeutender aus, ihre Augen hatten jetzt so etwas Wunderbares. Was war es nur? Sie blickte jetzt so traurig! . . .

Ja, traurig! das war es! Und auch um die Mundwinkel zuckte es wie ein geheimer Schmerz.

Richard brachte das Bild seinem Auge noch näher.

„Damals war sie glücklich,“ sagte er sich, und die Ergänzung des Satzes stellte sich von selbst dar: „Und jetzt ist sie es nicht mehr.“

Er legte das Bild mit einer schnellen Bewegung bei Seite.

„Weshalb nicht glücklich?“

Die Frage drängte sich ihm unwillkürlich auf. Aber er scheute sich, nach einer Antwort darauf zu suchen.

„Ach was! dummes Zeug!“ rief er nach einer langen Pause halblaut aus, und er verwunderte sich über den Klang seiner Stimme. Er legte sich nun schnell nieder, blies das Licht aus und schloß die Augen.

Als Richard am andern Morgen erwachte, blickte er erstaunt um sich. Sein Schlaf war fest und schwer gewesen, aber nicht erquickend. Er fühlte sich müder, als vor der Ruhe. Er wußte auch, daß er geträumt hatte, und zwar häßliche Sachen; aber er konnte sich nicht mehr besinnen, was es gewesen war; er wußte nur, daß Ada und sein Onkel eine Rolle gespielt hatten.

Langsamer und vertrießlicher als gewöhnlich erhob er sich. Während er sich ankleidete, überlegte er, was er im Laufe des Tages zu erleben hatte. Er hatte einige Antrittsbesuche zu machen und Karten abzugeben. Das konnte nicht viel Zeit in Anspruch nehmen. Um eins, so berechnete er sich, werde er wohl mit Ada und seinem Onkel frühstücken können . . .

Aber nein! er hatte sich ja für dieselbe Stunde mit Dr. Johannes Schlemm verabredet!

Gestern war es ihm, als er den Brief an seinen alten Jugendbekannten schrieb, angenehm gewesen, in dem großen Berlin einen etwa gleichaltrigen und auf der gleichen Bildungsstufe stehenden Kameraden zu wissen, mit dem er sich über alles Mögliche ausschmagen konnte. Heute war es ihm lästig, daß er sich gebunden hatte und nun erst zu einer späteren Stunde seine Anverwandten aufsuchen konnte. Es war ihm mehr als lästig, es war ihm geradezu widerwärtig, in seiner heutigen Stimmung mit dem jungen Arzte zusammenzukommen. Er hatte die bestimmte Empfindung, daß er wieder Unerwünschtes hören und Unbehagliches fühlen werde.

Zwischen Richard Willern und Dr. Johannes Schlemm bestand ein eigenthümliches Verhältniß. Im Grunde seines Herzens konnte Richard den jungen Arzt eigentlich nicht ausstehen, aber er fühlte sich unwillkürlich immer wieder zu ihm hingezogen. Er ärgerte sich über die Ueberlegenheit, die sich Johannes ihm gegenüber angemacht hatte, und die dieser auch thatsächlich besaß. Aber er ertrug dennoch diesen Zwang mit einer gewissen Freudigkeit.

Johannes war eine unerfreuliche, gallige Natur. Er hatte für das Unschöne an den Menschen und Dingen ein scharfes Auge. Das Liebe und Gute daran schien ihm gleichgültig zu sein. Richard ärgerte sich beständig über die Lieblosigkeit und Härte der Auffassung und des Urtheils seines Bekannten. Aber wenn er ihn einige Tage nicht gesehen hatte, so fehlte ihm etwas, und er suchte ihn wieder auf. Es verdroß ihn, daß Johannes „an nichts keinen Antheil nahm“. Aber die Klugheit, der Fleiß und die Tüchtigkeit des Menschen imponirten ihm. Die Beiden hatten die höheren Klassen des Gymnasiums zusammen durchgemacht, obwohl Johannes vier Jahre älter war als Richard, und sie waren auch während ihrer Universitätszeit miteinander zusammengetroffen. Richard war während der Jugendjahre der einzige Mensch gewesen, dem Johannes später nähergetreten war.

Zwischen den Beiden hatte sich, als sie auseinandergekommen waren, ein ziemlich reger Briefwechsel entsponnen. Johannes schrieb gern und gut, und durch den schriftlichen Gedankenaustausch waren die Beiden eigentlich intimer miteinander geworden, als sie es während ihres Zusammenseins je gewesen waren.

Richard hatte sich also gestern noch aufrichtig gefreut, dem alten Genossen, von dem er glaubte, daß dessen Zunge viel boshafter sei als das Herz, in Berlin wiederzubegegnen. Und er freute sich wohl auch jetzt noch. Aber mußte es denn gerade heute sein! Die Verabredung war indessen getroffen, und da half nun einmal nichts.

Pünktlich um ein Uhr betrat Richard die kleine Weinstube in der Französischen Straße, und er erkannte auf den ersten Blick an einem Tischchen in der Nähe des Buffets den großen runden Schädel des Doctors, dessen Gesicht durch eine Zeitung verdeckt war. Johannes, der aus einer Kossäthenfamilie im Magdeburgischen stammte, hatte in seiner ganzen Erscheinung etwas schwerfällig Bäuerisches; er war mittelgroß, stämmig gebaut, breitschultrig und kurzhalsig, sein Kopf war fast kugelförmig, und diese Form trat um so deutlicher hervor, als er das Haupthaar, das sich schon vorzeitig an der Stirn und in der Scheitelgegend lichtete, ganz kurz geschoren trug. Es sah beinahe so aus, als ob er maußerte. Seine Züge waren derb, seine Backenknochen stark, die kleinen Augen wirkten hinter den scharf geschliffenen Brillengläsern noch kleiner als sie waren, aber sie blickten grundgescheidt in die Welt hinein. Ein röthlich brauner, nicht eben starker Vollbart umrahmte das Gesicht. Seine Kleider saßen schlecht, aber sie waren von tadelloser Sauberkeit.

Die Beiden begrüßten sich freundlich. Die Unterhaltung kam sogleich in lebhaften Fluß. Sie hatten sich mancherlei von gemeinsamen Bekannten und von sich selbst zu erzählen. Johannes beklagte sich in bitteren Worten über die Schwierigkeiten, die ein junger Mediciner in einer großen Stadt zu überwinden habe, um überhaupt festen Fuß zu fassen.

„Ich merke schon, ich habe meinen Beruf gründlich verfehlt. Wenn man es hier zu etwas bringen will, muß man Eigenschaften besitzen, die ich entweder nicht erwerben kann oder nicht erwerben mag. Mir fehlt der wichtigste Empfehlungsbrief: das sogenannte vortheilhafte Aeußere. Ich werde, wenn Alles gut geht, meine Patienten ganz unten oder ganz oben zu suchen haben, im Keller oder im vierten Stock. Und dann bin ich auch nicht der Mann, der Visiten macht, Einladungen empfängt und annimmt und den Abend mit hübschen Töchtern herumtanzt, von deren Eltern er wünscht, daß sie bald zu seinen Patienten gehören möchten. Zum liebenswürdigen Schwerenöther fehlt mir nicht weniger als Alles. Und doch weiß ich, daß ich mehr kann, als ein Duzend der jungen Laffen und Affen, die mir über die Schultern gestiegen sind. Aber so ist's nun einmal, und so wird's auch bleiben. Ich habe daher ernsthaft daran gedacht, aus

der Praxis in die Theorie überzugehen. Und dabei könntest Du mir vielleicht helfen. Ohne Protection geht's ja nicht."

"Ich Dir helfen?" fragte Richard erstaunt.

"Ja, Du. Dein Onkel Osterode sieht sich schon seit längerer Zeit nach einem neuen Assistenten um — nicht für die Klinik, auch nicht für seine Privatpraxis, sondern für seine wissenschaftliche Arbeit, an der er schon seit Jahren herumdoctert. Zum Ausmessen des kubischen Gehalts der Schädel, zum Durchsägen der Rückgrate, zum Mikroskopiren und dergleichen Hantirungen braucht man doch hoffentlich kein Adonis zu sein. Ich habe zwar erfahren, daß sich alle möglichen Candidaten um diese Stelle bewerben. Aber wenn Du ein kräftig Börtlein für mich einlegtest, so könnte es am Ende doch von Nutzen sein. Auf den Versuch könnten wir es jedenfalls ankommen lassen."

"Aber mit Vergnügen! Kennt Dich mein Onkel persönlich?"

"Ich glaube kaum. Und ich möchte Dich bitten, ihm gleich von vornherein zu sagen, wie ich ungefähr aussehe. Es wird ihm vielleicht ganz angenehm sein, daß sein Amanuensis für Weiber wenig Verführerisches hat. Denn er soll ja rasend eifersüchtig sein, Dein Herr Oheim."

"Lächerlich!"

"Man sagt es allgemein. Und Du, mein Sohn, nimm auch Du Dich in Acht! Sieh nicht zu tief in die dunklen Augen Deiner jungen Tante! Ich habe sie zwar noch nie gesehen, aber sie gilt allgemein als eine schöne, interessante Frau."

"Wie kannst Du nur so tolles Zeug zusammenschwätzen!" antwortete Richard ärgerlich. Die Aeußerung Schlemms hatte ihn auf das Peinlichste berührt.

"Tolles Zeug? Wieso? Es ist das ganz Normale, ich möchte sag en das Unausbleibliche. Eine junge schöne Frau wird von einem viel älteren Manne ängstlich von aller Welt abgesperrt und lebt in dem großen Berlin wie in einem verzauberten Schlosse, verschlummert die Jahre wie Dornröschen, aber mit wachen Sinnen. Da wird unvorsichtiger Weise eines Tages die Thür aufgesperrt, der bewusste Ritter tritt herein — Junge, wenn ich Dich so ansehe: Du hast ganz die Eigenschaften des erlösenden Ritters! — er küßt die Schlummernde auf den Mund, der Zauber ist gelöst, und der Scandal geht los. Kommt Dir das so ungewöhnlich vor?"

"Du bist nicht recht bei Sinnen und, nebenbei bemerkt, nicht sehr geschmackvoll! Ich muß mich wahrhaftig an Deine Art und Weise zu sprechen, erst wieder gewöhnen. Thu' mir den Gefallen und brich ab."

"Aber was eiferst Du Dich denn so? Das sieht ja wahrhaftig beinahe so aus, als ob Du schon Feuer gefangen hättest!"

"Ich bitte Dich, laß mich. Du erzürnst mich ernstlich. Du scheinst zu vergessen, daß Du von der Frau meines nächsten Verwandten, meines treuesten Freundes und edelsten Wohlthäters sprichst."

„Daran habe ich im Gegentheil außerordentlich viel gedacht. Und darin liegt meiner Meinung nach die größte Gefahr für Dich. Wir mangelhaften Menschen sind nun einmal so organisiert! Leute, denen wir wirklich zu Dank verpflichtet sind, sind uns unangenehm. Wir sagen's freilich nicht, aber es ist so. Und der Umstand, daß Du Deinem Onkel dankbar sein mußt, Deiner jungen Tante aber nicht, entfernt Dich ihm und bringt Dich ihr näher. Wir werden's ja sehen!“

Richard fürchte die Brauen und klopfte nervös mit den vier Fingern seiner rechten Hand auf die Tischplatte.

„Die Sache macht Dir keinen Spaß? Schön, sprechen wir nicht weiter davon! Ich bin wieder einmal sehr unklug gewesen, die Wahrheit gesagt zu haben. Meine Aufrichtigkeit wird den Wärmegrad Deiner Empfehlung nicht verstärken.“

„Ich werde Dir das Gegentheil beweisen,“ entgegnete Richard mürrisch. „Ich werde noch heute meinen Onkel aufsuchen und Dir noch heute Bescheid geben.“

„Schön, mein Junge. Siehst Du, so schaffe ich Dir einen ganz vernünftigen Vorwand, um die Deinigen sogleich wieder aufzusuchen. Eine Hand wäscht die andere. Ah! ich habe ja längst bemerkt, daß Du unruhig bist und darauf brennst, Deinem Freunde Schlemm Deine Freundschaft dadurch zu beweisen, daß Du Dich schleunig von ihm wendest. Also, wenn Du aufbrechen willst, genire Dich nicht! Ich trinke meinen Schoppen schon allein aus.“

„Ich brauche keinen Vorwand, um meinen Onkel aufzusuchen. Aber ich habe ihm allerdings versprochen, ihn vor seiner Sprechstunde zu besuchen. Und dann darf ich keine Zeit mehr verlieren.“

„Also geh mit Gott!“

Richard war innerlich sehr ungehalten darüber, daß Johannes das Richtige getroffen hatte. Er sehnte sich wirklich längst danach, die Sitzung aufzuheben. Er glaubte sich meisterlich beherrscht zu haben, aber der unleidliche Mensch hatte ihn wieder einmal durchschaut — auch jetzt noch, gerade wie früher.

Was fesselte ihn nur an diesen Menschen, der ihm nie Freude bereitere? Weshalb empfand er eine gewisse Genugthuung darüber, gerade diesem, auf dessen Dankbarkeit er niemals rechnen durfte, nützlich zu sein?

„Also ich schreibe Dir heute noch,“ sagte er, indem er Johannes die Hand reichte.

„Gut. Aber vergiß im Geplauder nicht, daß Du Deinen Onkel aufsuchst — den Onkel! und eigentlich bloß meinetwegen!“

Richard hatte sich schon gewandt und antwortete nicht mehr.

Auf dem Wege gingen ihm die Worte Schlemms beständig durch den Kopf. Er hatte an das Dornröschen seit seinen Kinderjahren nicht mehr gedacht.

Johannes hatte mit seinen Gehässigkeiten oft Recht gehabt, aber diesmal sollte er Unrecht behalten, der boshafte Mensch! Richard war wüthend auf ihn.

In dieser Stimmung wollte er mit dem Onkel noch nicht sprechen. Er ging am Laboratorium vorüber und trat in das Wohnhaus ein.

* * *

Ada hatte gelesen. Sie legte das Buch bei Seite, erhob sich und streckte dem Eintretenden freundlich lächelnd die Hand entgegen. Es machte auf Richard den Eindruck, als ob sie auf ihn gewartet hätte, und es berührte ihn ganz wunderbar, als er auf ihrer Brust eine Rosenknospe erblickte.

Er dachte dabei an Dormröschen.

Ada schmückte sich gewöhnlich nicht mit Blumen, und sie schlug nun, als sie bemerkte, wie sich Richards Blick auf die Knospe richtete, in einiger Befangenheit die Augen nieder.

„Darf man fragen,“ nahm sie das Wort, während sie sich wieder setzte und Richard zum Sitzen einlud, „was Du mit dem heutigen Tage angefangen hast?“

„Langweilige Pflichtbesuche!“ antwortete Richard. „Und dann hatte ich eine Verabredung mit einem alten Freunde, oder vielmehr mit einem alten Bekannten — mein Freund ist er nicht. Und er hat es, wie gewöhnlich fertig gebracht, mich gründlich zu verstimmen.“

„Wieso?“

„Es ist schon wieder verflogen,“ entgegnete Richard, ohne die Frage zu beantworten. Und er fügte hinzu: „Wo steckt denn der Onkel?“

„Das kann ich Dir nicht sagen. Um diese Zeit ist er nie zu Hause.“

„Wann trifft man ihn denn am sichersten?“

„Auch darauf kann ich Dir keinen Bescheid geben,“ erwiderte Ada, etwas verlegen lächelnd. „Alexander ist durch seinen Beruf sehr in Anspruch genommen.“

„Das kann ich mir schon denken. Aber was machst Du denn in der Zeit?“

„Was ich mache?“ wiederholte Ada verwundert. „Nun, ich bleibe eben hier. Ich thue dies und das in der Wirthschaft. Ich lese, ich schreibe. Ich thue, was man eben thut.“

„Und dazu kommt noch der gesellschaftliche Verkehr, der Euch gewiß viel Zeit wegnimmt?“

„Ach nein,“ versetzte Ada. „Wir gehen fast nie aus. Und in der großen Stadt hat man so wenig Gelegenheit, nähere Bekanntschaften anzuknüpfen.“

„Aber das muß mit den Jahren doch ein bißchen . . . ein bißchen einförmig werden. Verzeih, wenn ich so offen spreche. Aber da ich nun

doch eine Weile hier bleibe und Dich hoffentlich recht oft sehen werde, ist es wohl keine Indiscretion, wenn ich Dich um Dinge frage, die ich ja ohnedies erfahren muß. Da frage ich einfach, es orientirt mich schneller. Du nimmst es mir doch nicht übel?"

„Aber durchaus nicht,“ erwiderte Ada.

Sie bemühte sich, höflich zu lächeln, aber es gelang ihr schlecht. Im Ausdruck ihres Gesichts und im Tone ihrer Stimme lag etwas Ernstes. Sie hatte sich während der arglosen Frage Richards keineswegs behaglich gefühlt. Sie vergegenwärtigte sich auf einmal das, was die Gewohnheit ihren Gedanken seit Langem entfremdet hatte. Sie machte sich wiederum klar, daß ihr Mann rücksichtslos gegen sie verfuhr, daß er sich eigentlich nur vom Egoismus seines Berufs und seiner Arbeiten bestimmen ließ. Während sie sich gestern Vorwürfe darüber gemacht hatte, daß sie ihren Mann vielleicht nicht richtig zu nehmen verstehe, klagte sie jetzt nur ihn an. Er behandelte sie schlecht. Daß sie auf die einfachsten Fragen keine Antwort geben konnte, es war ausschließlich seine Schuld. Richard hatte Recht, wenn er sich darüber wunderte, daß sie wie eine lebendige Begrabene ihr Leben in diesen öden Räumen verseufze. Und sie hatte das Alles ertragen, ohne Klage, ja ohne Schmerz. War sie denn so gefühllos, war sie so thöricht? Was mußte Richard von ihr denken! Sie wußte ganz genau, daß Richard schon mehr errathen hatte, als er andeutete, und sie schämte sich darüber, durchsicht zu sein.

Nach einer kleinen Pause fügte sie, sich noch immer zum Lächeln zwingend, hinzu:

„Du mußt es Dir übrigens nicht schlimmer vorstellen, als es in Wahrheit ist. Ich bin bis zu meiner Verheirathung aus dem engen Kreise der Meinigen nie herausgetreten, und ich habe auch nach meiner Verheirathung wenig Lust dazu verspürt, sonst würde mir Alexander sicher das Opfer mit Freuden gebracht haben. Aber was soll ich in der Welt, wie sich die Gesellschaft überhebend nennt? Im eigenen Hause giebt's ja genug zu schaffen! Ich langweile mich nie. Und gerade weil ich gewöhnlich ein so ruhiges Leben führe, fühle ich Alles, was diese Ruhe angenehm unterbricht, doppelt stark. Von einem Abend wie dem gestrigen, der an einer Gesellschaftsdame vom üblichen Schläge ziemlich eindrucklos vorüberrauschen würde, zehre ich noch lange, lange Zeit.“

Während dieser letzten Worte war ihr Lächeln natürlich geworden, und es schien sie frisch zu beleben und zu verjüngen. Sie blickte in freudigem Sinnen vor sich hin.

„Es wird nur von Dir abhängen, daß diese Abende sich wiederholen, von Dir und Deinem Manne,“ erwiderte Richard.

„Hauptsächlich von Dir und ein wenig von mir. Auf Alexanders Beistand werden wir, wie ich fürchte, wenig zu rechnen haben. Er wird

nur selten der Dritte im Bunde sein können. Ich sagte Dir ja schon, daß seine Zeit durch seine Arbeiten sehr stark in Anspruch genommen ist.“

„Nun, dann werden wir uns also auf eigene Faust die Zeit vertreiben müssen — wenn es ihm recht ist.“

Er sprach die letzten Worte in einem andern Tone. Aba blickte auf.

„Weshalb sollte es ihm nicht recht sein?“ fragte sie langsam.

Wäre Richard ganz ehrlich gewesen, so hätte er geantwortet: Man hat mir gesagt, er sei eifersüchtig. Aber er war tactvoll genug, eine unverfängliche Erklärung abzugeben.

„Nun,“ sagte er, „es könnte ihm am Ende unangenehm sein, wenn sein Nefse, der in Euere friedliche Mitte hineinplagt, die Hausordnung umwirft, seiner Frau die Ohren vollschwagt, sie zum Ausgehen, zum Theaterbesuch verleitet und ähnliche Gräuel anrichtet.“

„Im Gegentheil! Es wird Alexander nur angenehm sein. Er gönnt mir ja alle möglichen Vergnügungen, und es thut ihm oft recht leid, daß ihn seine Pflicht daran verhindert, mir mehr Zeit widmen zu können. . . Uebrigens, wir können ihn ja auch fragen! Aber nein,“ setzte sie nach kurzer Ueberlegung hinzu, „fragen wir ihn lieber nicht! Wozu das Selbstverständliche fraglich machen?“ Und den Ton wechselnd sagte sie: „Hast Du heut etwas Besonderes vor?“

„Nicht das Geringste.“

„Wie wär's, wenn wir einen kleinen Spaziergang machten? Wir haben noch anderthalb Stunden Zeit bis zu Tisch.“

„Du machst mir die größte Freude. Das Wetter ist prachtvoll.“

„Das ist reizend!“ rief Aba vergnügt, indem sie sich erhob. „Also entschuldige mich für einen Augenblick. Ich lasse Dich nicht lange warten.“

Abas Vorschlag zu einem gemeinsamen Spaziergang war keine plötzliche Eingebung gewesen. Sie hatte vielmehr darauf gerechnet, daß Richard im Laufe des Nachmittags sie besuchen werde, und sich vorgenommen, mit ihm auszugehen. Sie hatte ihren Hut und ihre Tuchjacke schon bereit gelegt. Nach zwei Minuten kehrte sie in das Wohnzimmer zurück.

„Ich bin bereit. Also komm.“

Als die Beiden über den Vorhof schritten, fragte Richard, auf das niedrige Gebäude weisend:

„Ist der Onkel vielleicht drüben?“

„Wohl möglich. Ich weiß es nicht,“ antwortete Aba, während sie den Kopf nach der andern Seite hin wandte. „Wenn Du nachsehen willst, warte ich.“

„Ich sehe ihn ja bei Tisch.“

„Wahrscheinlich.“

Aba empfand, als sie an Richards Seite in der Richtung auf den Thiergarten zu durch die belebten Straßen ging, eine gewisse frohe Unsicherheit, ein ähnliches Gefühl, wie es die Reconvalescenten beherrscht,

wenn sie nach monatelanger Zimmerhaft ihren ersten Ausgang machen. Das Tageslicht erschien ihr ungewöhnlich hell, es blendete sie fast, und die Menschen, denen sie begegneten, nahmen sich in dieser Beleuchtung ganz wunderlich aus. Mit ihrer Befangenheit verschwisterte sich ein seltsames Wohlgefühl. Sie machte sich klar, daß sie sich das Vergnügen, die Straßen, die Bäume, die Menschen am Tage zu sehen, eigentlich nie gegönnt hatte. Sie war gewöhnlich nur ausgegangen, um Besorgungen zu machen, mit einem bestimmten Ziel im Auge, auf das sie gerade losgesteuert war, ohne sich besonders umzuschauen. Sonst hatte sie zu ihren täglichen Spaziergängen nur den kleinen Garten hinter dem Hause benutzt, für dessen Instandhaltung kaum das Nothdürftige geschah, und der, von den hohen Brandmauern der anliegenden Gebäude eingeschlossen, eher an den Hof eines Gefängnisses, als an eine Stätte zum Lustwandeln im Freien gemahnte.

Daß sie sich jetzt hier auf der Straße bewegte, ohne einen andern Zweck, als sich ein wenig Bewegung zu machen und sich umzusehen, daß sie einen Begleiter hatte, mit dem sie sich gemüthlich unterhalten konnte, das war ihr etwas ganz Ungewohntes, und das Ungewohnte hatte einen besonderen Reiz für sie. Sie selbst war, da sie nun aus ihrer gewöhnlichen Umgebung herausgetreten, merklich verändert. Sie sprach freier und lauter. Es war, als ob die verstopften Poren ihres Seelenlebens sich geöffnet hätten, als athme ihre Seele freier und voller.

* * *

Im Thiergarten war es um diese Stunde sehr belebt. Der sonnige Herbsttag hatte Alle, die nicht durch ihren Beruf in das dunkle Haus gesperrt waren, in's Freie gelockt. Der volle Blätter Schmuck der Bäume hatte schon die herbstliche Färbung angenommen. Hier erschien er dunkler, dort in röthlichen und gelben Schattirungen heller; aber er war noch nahezu unverfehrt. Das Sonnenlicht hatte die merkwürdige tiefgoldige Farbe, die fast die des Kupfers streift, und das Licht täuschte über die städtische Blässe der Gesichter hinweg. Ammen in modisch zurechtgestuften und phantastischen Bauerntrachten schoben in Wägelchen vor sich oder trugen auf den Armen kleine Kinder, die albern und rührend in die Welt starrten. Größere Kinder tollten umher, während die Mädchen auf den Bänken saßen und schnapten und die Bomen einen abgegriffenen Leihbibliothekroman lasen. Die Wirthschaften vor den Zelten waren dicht besetzt, und auf der Siegesallee und den anliegenden Promenaden bewegten sich langsam, ritten und fuhren die begünstigten Bewohner des westlichen Viertels, die sich zum Mittagessen, das bei ihnen Diner heißt, Appetit holen wollten.

Ada war sehr aufgeräumt. Sie tauschte mit Richard Bemerkungen über die Leute, die an ihnen vorüberkamen, und es bereitete ihr ein harmloses Vergnügen, wahrzunehmen, daß auch sie von den Vorübergehenden

bemerkt wurde. Namentlich die jüngeren Damen, die nicht mehr die ganz jungen sind, musterten die hohe schlanke Gestalt mit dem edelgeschnittenen interessanten Kopfe sehr aufmerksam. Sie schienen sich darüber zu wundern, daß sie diese Dame nicht kannten, denn sie gehörte doch offenbar zu ihnen. Auch Richard war dieser stumme Verkehr der Gleichgearteten nicht entgangen, und er empfand einen frohen Stolz auf seine Begleiterin.

Während die Beiden in eine der weniger belebten Seitenalleen einbogen, nahm ihre Unterhaltung einen vertraulicheren Charakter an. Ada stellte jetzt unbefangen an ihren jugendlichen Freund Fragen, zu denen sie gestern, ja, noch vor einer Stunde, niemals den Muth gefunden haben würde. Sie berief sich lächelnd auf ihr Recht als Respectsperson, als Tante, und es kam ihr scherzhaft und reizvoll vor, daß sie mit dem jungen Manne wie eine mütterliche Freundin sprechen durfte.

Richard war eine offene, mittheilsame Natur und vollkommen unverborben. Die frische Naivetät, die er sich bewahrt hatte, machte es Ada bequem und behaglich. Sie wußte, ohne sich besonders Rechenschaft davon abzulegen, daß keines ihrer Worte und keine ihrer Handlungen mißdeutet werden könne, und zwischen den Vertrauensvollen vollzog sich merkwürdig schnell eine vertrauliche Annäherung. Sie schwagten zusammen wie alte Freunde, die seit langen Jahren miteinander in beständigem Verkehr waren.

Mitten im gemüthlichen Geplauder stockte Richard plötzlich, und sein Gesichtsausdruck veränderte sich.

Benige Schritte vor sich sah er einen breitschulterigen Herrn, der ihnen entgegenkam, und der auch sie gesehen hatte. Dieser verzog das Gesicht zu einem nicht angenehmen Lächeln. Als er an ihnen vorüberging, zog er linksich den Hut. Die Beiden dankten.

„Wer ist der Herr?“ fragte Ada unbefangen.

„Ein alter Bekannter, derselbe, von dem ich schon gesprochen habe, Dr. Johannes Schlemm. Daß ich auch gerade dem einzigen Menschen, den ich in Berlin näher kenne, hier begegnen muß!“

„Du sagst das, als ob Dir die Begegnung nicht angenehm wäre.“

„Schlemm hat eine böse Zunge und ein böses Urtheil,“ gab Richard zur Antwort.

Ada warf einen verwunderten Blick auf ihren Freund und sagte plötzlich, sehr ernst geworden: „Nun, das kann uns doch gleichgültig sein.“

„Allerdings,“ bemerkte Richard in einiger Verlegenheit.

Ada schloß die Lippen und blickte, während sie langsam weitergingen, unverwandt vor sich. Sie dachte über die Worte Richards nach.

Sie lenkten wieder in eine der sehr belebten Hauptalleen ein, und der Anblick des fröhlichen Lebens zerstreute bald den flüchtigen Schatten, der über ihre harmlose Stimmung gehuscht war. Sie plauderten wieder und lachten wie vorher.

Sie hatten sich so gut unterhalten, daß sie darüber die zur Mahlzeit gewöhnlich angelegte Zeit versäumt hatten.

Es war beinahe halb fünf, als sie zu Hause ankamen. Schon seit einer halben Stunde wartete das Essen auf sie und ebenso lange der Professor, der mit Rücksicht auf seinen Neffen ausnahmsweise einmal pünktlich gewesen war. Es kam ihm komisch vor, daß er nun einmal auf seine Frau warten mußte. Das war ihm seit seiner Verheirathung nicht begegnet.

Als Aba, deren Wangen durch die frische Luft, die Bewegung und die angenehme Stimmung rosig angehaucht waren, von Richard begleitet in's Zimmer trat, freute sich Osterode aufrichtig. Er klatschte kräftig in Richards Hand ein und rief vergnügt aus:

„Das ist gezeichnet, mein Junge, daß Ihr den schönen Tag benutzt habt! Ihr solltet regelmäßig zusammen spazieren gehen, das würde Euch Beiden gut thun! Aba macht sich so wie so zu wenig Bewegung. Wahrhaftig, Du siehst ganz erfrischt aus!“ setzte er lächelnd hinzu. Ihm war zu Muth, als ob ihm Richard eine lästige Verpflichtung abnehmen könne.

Und auch heute ging es bei Tisch lustig und gemüthlich zu. Aba glaubte manchmal, sie träume. Wie hatte sich in diesem öden Heim Alles gewandelt! Wie hatte Alles Licht, Leben und Farbe bekommen! Sie wagte die Wahrheit kaum zu glauben. Sie ängstigte sich vor dem Erwachen, vor dem Rückfall in das graue, öde Einerlei ihres früheren Lebens.

„Habt Ihr für heute Abend etwas verabredet?“ fragte der Professor bei Tisch. Und als er keine Antwort erhielt, fuhr er launig fort: „Nun, ich habe für Euch gesorgt! Ihr werdet doch hier nicht den ganzen Abend Trübsal blasen wollen! Und ich hoffe, daß Du Dir die ersten Abende noch frei gehalten hast. Heute Abend giebt eine italienische Operngesellschaft, die recht gut sein soll, bei Kroll ihre erste Vorstellung. Ich habe Plätze holen lassen, und heute begleite ich Euch.“

Aba war starr über die Aufmerksamkeit ihres Mannes. Aber sie war ihm in diesem Augenblicke nicht eigentlich dankbar dafür. Gerade die Freundlichkeit, die er ihr jetzt erwies, ließ sie erkennen, wieviel Freundlichkeiten er bisher verabsäumt hatte. Vielleicht wäre sie auch lieber mit Richard allein zu den Italienern gegangen.

Nach Tisch trennte sich die Gesellschaft. Der Professor hatte noch eine Stunde zu arbeiten. Richard fuhr nach Hause, um Einiges zu erledigen und sich für das Theater umzukleiden, und Aba zog sich in ihr Zimmer zurück.

Sie war sehr glücklich; und mit zärtlicher Dankbarkeit gedachte sie Richards, der ihr die großen Freuden der letzten Stunden gebracht hatte, und der ihr gewiß noch viel Freude bringen werde. Sie wählte ihr schönstes Kleid für das Theater, aber es erschien ihr nicht schön genug, und sie gab ihrem Mädchen den Auftrag, morgen die Schneiderin kommen zu lassen.

Osterode war auch diesmal pünktlich. Die Ouvertüre hatte noch nicht begonnen, als er und Ada neben Richard, der schon einige Minuten früher gekommen war, in einer der vorderen Parquetreihen sich niederließen.

Die Gesellschaft der italienischen Sänger, als deren hellster Stern eine berühmte Primadonna strahlte, hatte großen Erfolg. Nach dem ersten Fallen des Vorhanges erdröhte der große Saal von jubelndem Beifall. Ada und Richard theilten das allgemeine Entzücken. Aber diesmal wurde ihre harmonische Stimmung, die ihren gestrigen Theaterabend verschönt hatte, durch Osterode grausam gestört.

„Haltet mich für einen Barbaren,“ sagte er während des Zwischenactes, „aber mich langweilt dieser Singang gräßlich! Ich bin absolut nicht musikalisch. Manches klingt mir ja ganz hübsch, aber die ganze Sache kommt mir unerträglich albern vor. Und wenn ich denke, daß man hier seine schöne Zeit verliert . . . Würdet Ihr es mir übelnehmen, wenn ich Euch allein ließe? Ich will Euch das Vergnügen natürlich nicht verderben, aber gönnt mir auch das meinige! Ich gehe nach Hause und erwarte Euch dort. Ich habe noch sehr viel Gescheidteres und Interessanteres zu thun, als mir hier die Ohren vollschreien zu lassen . . . Ada, Du bist ja vernünftig! Auf Deine Rücksicht darf ich zählen. Und Du hast auch nichts dagegen, Richard? Nicht wahr, Ihr nehmt mir's nicht übel?“

„Aber ich bitte!“ gab Ada zur Antwort „Du weißt ja, daß mir nichts verhaßter ist, als Dir irgend einen Zwang aufzuerlegen.“

Osterode hörte ganz wohl aus dem etwas pikirten Tone Adas heraus, daß seine Frau einigermaßen verstimmt war. Aber es war ihm bequemer, sich taub zu stellen, und er verzichtete auf jede weitere Frage.

„Nun dann,“ sagte er schnell, während er sich erhob, „amüsirt Euch gut! Wir sehen uns wohl noch beim Thee.“

Er reichte seiner Frau und seinem Neffen die Hand und entfernte sich.

Es war Ada allerdings nicht angenehm gewesen, daß Richard schon wieder einen neuen Beweis der Rücksichtslosigkeit ihres Mannes erhalten hatte. Aber sie freute sich andererseits doch darüber, daß sie sich nun ohne Besorgniß vor einer stimmungzerstörenden Aeußerung ihres Mannes mit Richard dem künstlerischen Genuße behaglich hingeben durfte, und auch Richard empfand etwas Aehnliches. Sie schwiegen eine Weile, nachdem Osterode verschwunden war. Dann nahm Richard das Wort und sagte kopfschüttelnd:

„Ein merkwürdiger Mann!“

„Er hat soviel zu thun,“ erklärte Ada.

Es war Beiden ganz erwünscht, daß der Beginn des neuen Aufzugs die Unterhaltung abbrach. Sie fühlten sich jetzt im Austausch ihrer Eindrücke unbefangener und freier, sahen sich bei gewissen Stellen, die ihnen besonders gefielen, lächelnd und mit zustimmendem Kopfnicken an und klatschten zusammen

in die Hände. In freudigster Stimmung verließen sie das Theater und legten den kurzen Weg vom Königsplatz bis zum Osterode'schen Hause zu Fuß zurück.

„Ich darf Dir wohl meinen Arm anbieten,“ sagte Richard am Ausgange.

Ada legte schweigend ihren Arm in den seinigen. Es schien den Beiden etwas Bedeutungsvolleres zu sein, als die selbstverständliche Artigkeit.

Die Fenster des Laboratoriums waren hell beleuchtet.

„Er arbeitet,“ sagte Richard.

„Das ist ihm das Liebste,“ setzte Ada hinzu.

Richard wartete diesmal nicht mehr auf eine Einladung, hinaufzukommen.

* * *

Und nun saßen sie wieder beim Thee nebeneinander, gerade wie gestern Abend, aber in merkwürdig veränderter Stimmung.

Es war ihnen Beiden heute zu Muth, als ob sie von der Unfreudigkeit der Umgebung bedrückt würden. Sie fühlten sich nicht wohl in diesem hohen Zimmer mit der wenig behaglichen Einrichtung. Sie vergegenwärtigten sich unwillkürlich, daß ein Dritter jeden Augenblick hinzukommen könne, und diese Erwägung lähmte ihre Unterhaltung.

Es traten auffällig lange Pausen ein, nicht Verlegenheitspausen. Die Beiden hingen ihren Gedanken nach, die sich in ganz demselben Kreise bewegten. Schwül und dumpf wie in dem alten Zimmer war es auch in ihrem Innern.

Gelegentlich fiel auch eine Aeußerung über Osterode. Ada vermied es jetzt, ohne es wohl selbst zu wissen, Osterode bei seinem Vornamen oder „ihren Mann“ zu nennen. Sie sprach immer nur von „ihm“. Richard möge sich nicht darüber wundern, wenn „er“ nicht zum Thee käme. Seine Arbeit ginge „ihm“ über Alles.

„Ich muß Dir das wiederholen,“ sagte sie, „denn sonst würdest Du mancherlei, das Du schon gesehen hast und noch sehen wirst, kaum begreifen. Wir wollen nicht mehr darüber sprechen. Ich habe mich darein ergeben.“

Sie sprach diese Worte in einem Tone, der möglichst unbefangen klingen sollte. Aber es konnte Richard nicht entgehen, das doch eine geheime Klage darin zitterte. Er sah sie mit seinen offenen Augen groß an und schüttelte langsam den Kopf.

„Du siehst nicht so aus,“ sagte er leise, „wie eine glückliche junge Frau aussehen sollte.“

Ada schloß die Lippen fest zusammen, und der Ausdruck ihres Gesichts blieb unbeweglich. Die Beiden schwiegen wieder eine lange Zeit, dann sagte Ada:

„Heute bei unserm Spaziergange sagtest Du mir, es sei Dir nicht angenehm, dem Herrn Dr. Soundso — ich weiß nicht, wie er heißt —

begegnet zu sein, weil er eine böse Zunge habe. Was meintest Du eigentlich damit?"

„Das ist doch nicht schwer zu verstehen. Die Bosheit respectirt nichts. Du bist eine schöne junge Frau. Du bist sehr viel allein. Wenn man Dich in Gesellschaft eines jungen Mannes sieht, mit dem Du freundlich, ja herzlich verkehrst, wenn man das Nähere nicht weiß, nun, so kann eben die Bosheit, die nicht lange prüft, ein böses Gerede machen.“

„So habe ich es auch verstanden. Aber es hat mich doch gewundert, daß Dir so etwas in den Sinn kommen kann.“

„Dafür hat Dr. Schlemm selbst gesorgt. Er hat gar nicht darauf gewartet, daß er uns einmal zusammen sähe. Schon vorher, als ich heute Mittag mit ihm zusammentraf, hat er eine gehässige Bemerkung darüber gemacht, wie sich unser Verhältniß zueinander voraussichtlich gestalten würde, und diese häßliche Bemerkung hat mich verletzt.“

„So?" erwiderte Alba gebohrt. Und trübe lächelnd fuhr sie fort: „Ich kann mir schon vorstellen, daß die Leute mir leicht Unfreundliches nachsagen, wenn sie sich überhaupt um mich kümmern. Aber mein Fehler ist's wahrhaftig nicht. Man hat mich eben fast nie mit ihm gesehen. Und wenn man mich nun öfter mit Dir sieht . . .“

Sie vollendete den Satz nicht.

„Es wäre sehr schade," fügte sie langsam hinzu, „wenn wir durch das Gerede der Leute auseinandergesprengt werden sollten. Und wenn das überhaupt einmal sein müßte, dann wäre es wohl vernünftiger und besser, wir lösten uns freiwillig voneinander los — nicht der Leute wegen, unsertwegen, oder wenigstens meinetwegen . . . Denn ich glaube, später würde es mir noch schwerer werden.“

Richard hatte die Worte Adas kaum gefaßt. War es wirklich ihre Meinung, daß das, was ihm jetzt schon so theuer war, und was auch ihr nicht gleichgültig zu sein schien: das Zusammenleben und Zusammenfühlen, das die Beiden wie durch ein Wunder mit einander verbunden hatte, dem elenden Moloch des Klatches geopfert werden sollte? Das konnte ihr Ernst nicht sein! Sein tieftrauriger Blick traf den ihrigen. Richard strich mit der Handfläche über die Stirn und fragte wie aus einem Traume erwacht:

„Seit wie lange kennen wir uns?"

„Seit einer Ewigkeit, meine ich.“

„Seit einer Ewigkeit!" wiederholte Richard bedächtig. „Und da könntest Du es ruhig übers Herz bringen, einen so alten Freund zu verabschieden, weil Du Dich vor dem Geschwätz fürchtest?"

„Auf mein Herz kommt es nicht an," entgegnete Alba. „Und um das Geschwätz kümmere ich mich nicht. Es wird kaum jemals zu mir bringen. Wenn ich eine Egoistin wäre, hätte ich gar nicht so mit Dir gesprochen. Mich hat der Gedanke, daß Deine Gesellschaft mir eine liebe Gewohnheit

werden solle, innig erfreut, und ich sage Dir ganz offen, Du würdest mir sehr fehlen. Aber man muß auch an Andere denken.“

Richard hatte Ada unverwandt angesehen. Und als sich nun ihre Blicke begegneten, sah sie wieder in das dunkle Auge mit dem schwermüthigen Ausdruck, der sie rührte, ja ergriff.

Sie fühlte den Drang, ihm jetzt etwas Tröstliches, Versöhnliches zu sagen. Aber sie wußte nicht, wie sie es anfangen sollte. Sie wollte versuchen, sich in die Rolle der mütterlichen Freundin hineinzulügen, aber es gelang ihr nicht. Sie wollte von gleichgültigen Dingen reden, sie fand keinen Uebergang. Sie wollte scherzen, wie sie am Nachmittage im Thiergarten gescherzt hatte, aber der leichte Ton versagte ihr. Sie stand ganz unter dem Banne des traurigen Blicks, und die Beiden schwiegen lange.

Richard erhob sich mit einer plötzlichen Bewegung, als ob er sich zu einem Entschlusse aufgerafft habe.

„Es wird wohl am besten sein,“ sagte er, „wenn ich jetzt gehe. Es ist auch schon spät genug.“

„Ich sehe Dich doch morgen?“

„Wenn Du erlaubst, und wenn ich Allen hier im Hause gelegen komme . . .“

Ada stellte sich, als ob sie die letzten Worte überhört hätte, und antwortete:

„Wie kannst Du nur fragen, ob ich's erlaube! Ich freue mich aufrichtig, Dich zu sehen. Komm nicht zu spät.“

Sie hatte sich erhoben. Richard hatte seinen Hut ergriffen, und die Beiden standen sich gegenüber.

Sie hatten Beide die Empfindung, als wehe zwischen ihnen eine gewitter schwere Luft. Etwas seltsam Unheimliches! Er zögerte, ihr die Hand zu reichen. Und als sie ebenfalls zaubernd ihm die ihrige bot, empfanden sie bei der Berührung etwas wie ein fieberndes Fluidum.

Er führte die kalte kleine Hand hastig an seine heißen Lippen und küßte sie zärtlicher, als es Freundschaft oder verwandtschaftliche Zuneigung bewirkt. Ada senkte den Blick und erröthete.

„Lebe wohl!“ sagte sie leise. „Ich erwarte Dich also morgen.“

Richard antwortete nichts mehr. Er bejahte mit einer stummen Neigung des Kopfes und verließ schnell das Zimmer.

Ada blieb wie angewurzelt stehen und starrte beständig zur Thür hinüber, die eben in's Schloß gefallen war. Sie hörte seine Schritte auf dem Corridor und auf der Treppe, sie hörte die Hausthür schließen, sie hörte ihn in der Stille der Nacht noch über den Vorhof gehen, dann verhallten seine Schritte . . .

Sie hatte sich noch nicht von der Stelle gerührt. Ihr Kopf hatte sich allmählich etwas gesenkt.

Tief aufseufzend hob sie ihn und trat mit langsam schleppenden

Schritten wieder an den Tisch, an dem sie sich soeben noch gegenüber gegessen hatten. Müde und schwer ließ sie sich auf den Sessel fallen. Ihre beiden Arme ruhten auf den Lehnen und ihre Hände hingen schlaff herab. Ihr Auge richtete sich auf ihre rechte Hand. Sie fühlte die Berührung seiner heißen Lippen, schloß halb die Lider und lächelte. Allmählich aber nahm ihr Gesicht einen strengen Ausdruck an, und es verfinsterte sich immer mehr.

Wenn Richard wirklich von ihr gehen mußte, wenn er nicht wiederkäme! Wenn sie wiederum vereinsamt sein sollte in dem trostlosen Grau von ehemals! Es wäre unerträglich! Er hatte ihr den Sonnenschein gebracht, den Sonnenschein durch seine Frische und Wärme in diesen trüben Raum. Er hatte ihr die Sonne gezeigt, wie sie am Himmel steht. Er hatte ihre Seele sonnig aufgeheitert. Weshalb war er nur auf einmal so traurig geworden, der gute Junge? Weshalb nur?

In dieser selbstgestellten Frage war ein wenig Heuchelei. Sie mußte den wahren Grund nur allzu gut; aber es war ihr ein Bedürfnis, zu zweifeln. Wie sollte es enden? Es wäre entsetzlich, wenn er sie liebte!

Entsetzlich! Und doch wie wundervoll!

Ja, es war in Wahrheit ein Wunder geschehen. Hatte sie ungeliebt bis an die Grenzen der Jugend vorrücken müssen, um nun auf einmal die Seligkeit zu empfinden, geliebt zu werden? Und was ihr eigenes Herz empfand — es war ihr etwas so Neues, so himmlisch Beglückendes. Ja, es war ein Wunder!

Du mein Gott! wo war der Ausweg aus all diesen Wirrnissen!

Es schwebte ihr etwas vor wie ein leuchtendes Ziel, dem sie zufliegen wollte. Aber es legte sich schwer auf die Fittige ihrer Seele. Es belastete sie etwas.

War es das mahnende Pflichtgefühl? Pflichten — gegen wen? Gegen den, der sie in strafbarer Weise vernachlässigt hatte? der lediglich sich selbst gelebt und es im Egoismus seines Berufs nicht einmal bemerkt hatte, wie sie langsam verkümmerte? Wenn sie einem Andern Pflichten schuldete, so hatten diese Pflichten doch ihre Begrenzung in der Pflicht gegen sich selbst, in der Pflicht der Selbsterhaltung.

Es war ihr ganz klar, daß sie nicht mehr so leben konnte wie ehemals. So nicht. Nicht mehr mit ihm allein, und nicht mehr ohne ihn, den Freund.

Ja, er war ihr Freund, er mußte es bleiben. Das Wort tröstete und beruhigte sie. Er durfte ja ihr Freund sein vor aller Welt!

Weshalb bangte sie nur? Sie ahnte wohl, daß sie sich mit dem Freunde selbst betrügen wollte.

In Wahrheit gedachte sie seiner mit unheimlich zärtlicher Regung ihrer Sinne, wenn es ihr auch nicht zu klarem Bewußtsein gekommen war. Sie sah ihn deutlich da auf jenem Sessel sitzen, auf dem er ihr gegenüber

geessen hatte, und sie sah seinen traurigen Blick. Sie schloß die Augen. Es überlief sie ein seltsamer Schauer. Sie fühlte den Druck einer weichen Hand, und es war nicht die Hand des Gatten, nicht jene Hand, die so fürchterliche Dinge anfaßte, nicht jene magere Hand mit den starken Adern, die sie nicht ohne geheimes Grauen betrachten konnte, und bei deren Berührung es sie eiskalt überrieselte. Es war eine weiche, edelgeformte männliche Hand. Und auf der ihrigen fühlte sie einen heißen Kuß. Sie scheute sich, die Augen wieder zu öffnen. Sie wollte den geheimnißvollen Zauber weiter wirken lassen. Sie hatte Angst, aus dem schönen Traume erweckt zu werden, und ihre Lippen öffneten sich ein wenig . . .

Sie versank in einen wonnigen Halbschlummer. Sie war losgelöst von der Wirklichkeit. Und sie sah Richard vor sich in jener dem Traum eigenthümlichen hellgrauen Beleuchtung und in jener plastischen Deutlichkeit und Schärfe, wie sie auch nur der Traum den Gestalten verleiht. Sie sah ihn jetzt mit anderen Augen an und entdeckte an ihm Züge, die sie früher nicht bemerkt hatte, weder an ihm noch an einem Andern. Er hatte etwas so ungemein Herzliches und Zärtliches, und in seinem Auge lag etwas Hüßloses, das sie rührte. Dabei war er durchaus kein Schwächling. Seine ganze Erscheinung hatte die vollste Frische der Jugendlichkeit, und die schöne männliche Hand, auf die sie immer blicken mußte, gefiel ihr ganz besonders.

Und jetzt sprach er zu ihr, und seine Worte hatten einen merkwürdig rührenden Klang. Ja, die Stimme, das war's, was sie vor Allem an ihm liebte! Sie hörte ihm mit innerstem Behagen zu. Er wiederholte einige Sätze, die sie schon einmal von ihm gehört hatte, und er sprach sie genau in demselben Tonfall wie früher. So hatte noch Niemand ihren Namen ausgesprochen! Und wie anders klang das Wort aus seinem Munde, als aus dem — des Andern!

„Nun, willst Du Dich nicht zur Ruhe begeben?“

Ada wurde durch diese Worte, die „der Andere“ beim Eintreten in das Wohnzimmer sprach, plötzlich aus ihrer Träumerei aufgeschreckt. Es war ein schrillender Mißlaut, der in die Harmonie ihrer Schwärmerei hineindröhnte. Ihr Herz pochte mächtig, und sie sprang auf.

„Wie kannst Du mich nur so erschrecken!“ rief sie in sehr gereiztem Tone.

„Nun, nun!“ entgegnete Oskrode mit gutmüthigem Ausdruck. „Ich konnte doch nicht ahnen, daß Du hier eingeknickt warst. Verzeih mir, mein Kind.“

Er war an sie herangetreten und wollte ihr die Wangen klopfen. Ada wandte sich ungehalten ab.

„Ach bitte, laß mich!“ sagte sie.

„Aber wie sprichst Du denn zu mir?“ versetzte der Professor in einigem Erstaunen.

„Mein Gott! ich spreche . . . ich spreche eben, wie man manchmal spricht. Du hast Deine Sachen, die Dir durch den Kopf gehen. Vielleicht habe ich die meinigen. Es ist doch zuviel verlangt, daß man immer nur so sein soll, wie es Euch paßt. Wir haben doch auch unsere Stimmungen!“

„Das merke ich. Und ich will nicht weiter stören. Schlaf aus, liebes Kind. Morgen wirst Du hoffentlich wieder vernünftig sein. Gute Nacht!“

Ada erwiderte den Wunsch nicht. Osterode begab sich in sein Schlafzimmer.

„Es ist wirklich nicht zum Aushalten!“ sagte Ada, als sie allein war.

Sie gab die Weisung, die Lichter zu löschen, und zog sich ebenfalls auf ihr Schlafzimmer zurück.

Sie dachte nicht mehr an Richard, sie dachte nur an ihren Mann. In den letzten vierundzwanzig Stunden hatte sie sich zum ersten Mal seit zehn Jahren ihr eheliches Dasein in seiner Gesamtheit vergegenwärtigt. Sie hatte Bilanz gemacht, und das Facit ihrer Aufstellung fiel nicht sehr beruhigend für den Gatten aus. Sie machte ihm die schwersten Vorwürfe, und er erschien ihr als der allein Schuldige. Sie fühlte, daß sie in Gedanken schon gesündigt hatte, und auf ihn allein wälzte sie die Last der Verantwortlichkeit. Ihr weiblicher Stolz bäumte sich in ihr auf, und sie war entschlossen, die unwürdige Stellung, zu der sie durch den Egoismus ihres Mannes sich herabgebrückt fühlte, fürder nicht mehr zu dulden.

Der Morgen begann schon zu dämmern, als sich der Schlaf auf ihre Lider senkte.

* * *

Richard war, ohne sich umzuschauen und ohne einen bestimmten Gedanken zu fassen, in großer Erregung nach Hause gestürzt. In seinem Innern tobte es gewaltig. Und auch als er in seinem behaglichen stillen kleinen Zimmer allein war, konnte er die Ruhe nicht finden, und der Wirrwarr seiner Empfindungen lichtete sich nicht.

Er fühlte ein mächtiges Drängen und Verlangen nach irgend etwas, das er sich selbst nicht klar machte, das aber mit Ada zusammenhing.

Könnte er sie jetzt nur noch einmal sehen, nur noch einige Worte mit ihr tauschen! Sie würde es ihm gewiß sagen können.

Er sann einige Secunden ganz ernstlich über einen Vorwand nach, unter dem er jetzt nach dem Osterode'schen Hause zurückkehren und ihr jetzt gleich noch einmal begegnen könnte. Mit wehmüthigem Lächeln erkannte er aber sogleich das Thörichte, das Wahnsinnige, ja, das Unmögliche seines Vorhabens.

Mitternacht war längst vorüber.

Weshalb hatte er sich auch von einer augenblicklichen Stimmung beherrschen lassen, weshalb war er gegangen! Er hätte ja noch eine Stunde

bleiben können — noch länger! Und nun war er hier allein und lief hastig in seinem Zimmer umher und quälte sich mit Unerfüllbarem!

Sie war so gütig, so herzlich zu ihm gewesen, und sie hatte ihm doch so weh gethan! Sie konnte ja nicht ahnen, was in ihm vorging! Und hätte sie es geahnt, so hätte sie nicht anders zu ihm sprechen dürfen, als sie gesprochen hatte! Sie durfte ihn ja nicht lieben, und sie liebte ihn auch nicht.

Und er? . .

Ja denn, er wollte sich nicht belügen! Er liebte sie mit der vollsten Gluth seines Herzens! Er liebte sie wie ein Wahnsinniger! . .

Erstöpft sank er auf einen Stuhl, stemmte den Ellbogen auf den Tisch und drückte mit der Hand die brennend heiße Stirn. Er starrte vor sich hin und athmete schwer.

Nach einer Weile dumpfen Brütens erhob er sich und holte von dem Nachttisch das kleine Bild, das er gestern so aufmerksam betrachtet hatte. Er sah es wieder lange an. Es genügte ihm diesmal nicht, daß er es mit der Hand halb bedeckte. Er nahm das Bild aus dem Rahmen heraus und schnitt es in der Mitte durch. Die eine Hälfte kniffte er einige Mal zusammen, und nicht ohne eine gewisse Anstrengung gelang es ihm, den steifen Carton zu zerstückeln. Die Stückchen warf er dann in den Papierkorb. Aus der andern schnitt er vorsichtig ein Oval heraus, wie für ein Madaillon: Adas Kopf. Er nahm das kleine Bildchen zwischen Daumen und Zeigefinger, hielt es dicht unter die Lampe und musterte es sehr lange. Er fand es heute viel ähnlicher als gestern. Er küßte es mehrere Mal, dann barg er es in seine Brieftasche.

In dem Augenblick, da er sich zur Ruhe begeben wollte, schoß ihm plötzlich ein Gedanke durch den Kopf. Es war eigentlich nichts sehr Angenehmes, aber er mußte doch lächeln, und es war ihm, ohne daß er sich Rechenschaft davon ablegte, ganz erwünscht, daß er von dem Kreise, in dem sich seine Gedanken und Gefühle bewegt hatten, auf einen Augenblick abgedrängt wurde.

Dr. Schlemm hatte Recht behalten! Richard hatte ihn richtig vergessen! Er fühlte sich einigermaßen beschämt. Und doch machte es ihm einen gewissen Spaß, daß er es hatte vergessen können. Aber Johannes wartete morgen früh auf eine Mittheilung. Die Wahrheit durfte er natürlich nicht erfahren. Richard schrieb ihm einige ausweichende Zeilen: er habe seinen Onkel überaus beschäftigt und in einer Stimmung gefunden, die es ihm rathamer habe erscheinen lassen, die Sache nur anzuregen, aber noch nicht ernstlich zu besprechen; er werde erst morgen die Angelegenheit wirklich in Angriff nehmen können, und er hoffe seinem alten Bekannten ein günstiges Resultat melden zu können.

Richard überlas die Zeilen noch einmal. Er war mit der Fassung des Briefes zufrieden. Er schloß ihn, entkleidete sich, legte sich nieder und verfiel sogleich in festen traumlosen Schlaf. —

„Al' die wirren Gedanken und widersprechenden Gefühle, die Richards Herz und Kopf durchtobten, hatten sich zu dem guten Vorsatz gefestigt, sich mit Ada offen und ehrlich auszusprechen. Er hoffte, daß er dadurch den Sturm in seinem Innern am sichersten beschwichtigen werde. Er wollte ihr sagen, daß er eine verhängnißvolle Leidenschaft in sich keimen fühle, und daß es seine Pflicht sei, dieselbe um jeden Preis zu ersticken. Sie werde ihn also nicht mißverstehen, wenn er es vermeide, mit ihr allein zu sein.“

Er war überzeugt, daß er allein ein ernstes Opfer zu bringen habe. Denn wenn sie ihm auch freundlich zugethan erwiehen, so dachte er doch keinen Augenblick auch nur an die Möglichkeit, daß sie ihn liebe. Von den Beschäftigungen, die ihm sein Beruf auferlegte, und die er sehr ernst nahm, erhoffte er eine nothwendige Ablenkung von dem Wege, auf den er wie durch eine höhere Macht gedrängt und auf dem er sinnlos vorgestürzt war. Die Zerstreuungen der Großstadt würden dann noch ein Uebrigcs thun. Und wenn Alles das nicht versange, so werde er durch einen hohen Gönner, den er im Justizministerium besaß, seine Versetzung nach einem andern Gerichte schon erwirken können.

So machte er sich denn, mit guten Vorsätzen gewappnet, am andern Morgen leichteren Sinnes auf den Weg nach dem Osterode'schen Hause. Und heute klopfte er zuerst an die Thür des kleinen Seitengebäudes. Er traf den Onkel, der gerade im Begriff stand, sich nach der Anstalt für Nervenleidende zu begeben, wo er jetzt seine Sprechstunde abzuhalten hatte. Richard trug ihm die Bitte seines Bekannten vor. Er schilderte Dr. Schlemm, so wahrheitsgetreu es ihm möglich war, als einen tüchtigen, ernstcn Arbeiter und begabten Kopf, aber allerdings auch als einen eben nicht allzu lebenswürdigen Menschen von nicht gewinnendem Aeußern. Dem Professor schien der Vorschlag ganz gelegen zu sein. Unter den jungen Leuten, die sich um die Stelle beworben, hatte ihm keiner recht gefallen. Er bat Richard, Dr. Schlemm zu benachrichtigen, daß dieser sich am folgenden Tage um dieselbe Zeit im Sprechzimmer der Anstalt einfinden möge.

Während dieser Unterhaltung waren die Beiden auf den Vorhof getreten, und plaudernd gingen sie langsamen Schritts nebeneinander her.

Ada saß am Fenster und ließ keinen Blick von ihnen. Sie war beunruhigt, als sie bemerkte, wie die Beiden zusammen dem Ausgang sich näherten,

„Wäre es Dir recht, wenn ich Dich begleitete?“ fragte Richard. „Du könntest mir Deine Anstalt einmal zeigen.“

„Das kann sich gelegentlich machen. Aber willst Du nicht Ada Guten Morgen sagen?“

„Ich sehe Euch ja bei Tisch.“

„Mir wäre es aber lieber, wenn Du sie vorher sprächest und ihr den Kopf ein wenig zurechtsetztest. Versteh mich recht, Du sollst ihr nicht

etwa Vorlesungen halten. Aber ich denke mir, daß es sie aufheitern wird, wenn Du eine Stunde mit ihr plauderst und vielleicht mit ihr einen kleinen Spaziergang machst. Sie gefällt mir heute gar nicht. Schon gestern Abend war sie gereizt und heute früh merkwürdig nervös. Weiberlaunen natürlich! Nichts weiter! Spring hinauf, es wird ihr Freude machen, und mir ist es auch angenehm.“

„Also gut. Ich werde mein Möglichstes thun, um ihr die Grillen zu vertreiben.“

„Weißt Du,“ fuhr der Professor fort, „am vernünftigsten wäre es, wenn Du sie veranlassen könntest, mit Dir eine Partie zu machen. Fahrt nach dem Grunewald, den Bickelsbergen, nach Erkner, wohin Ihr wollt! Du kennst die Umgebung von Berlin noch nicht. Sie ist schöner, als Du meinst. Fahrt nach Tegel! Da ist es sehr hübsch. Da findet Ihr auch ein gutes Gasthaus. Ihr werdet Euch vortrefflich unterhalten, Ihr werdet vergnügt und frisch heimkehren. Kümmeret Euch nicht um die Stunde. Ich werde heute ohnehin nicht pünktlich sein können. Ich habe um vier Uhr eine Consultation. Bestellt das Essen ab und tafelt, wo Ihr Lust habt. Nun, was sagst Du zu meinem Vorschlage?“

„Er erscheint mir sehr verlockend. Wenn ich Ada dazu bewegen kann . . .“

„Rede ihr nur gut zu. Und wenn wir uns heut nicht wiedersehen, dann also morgen. Benachrichtige Dr. Schlemm, daß ich ihn morgen zwischen elf und zwölf erwarte. Für alle Fälle werde ich Euch einen Wagen schicken, ich komme bei einem Fuhrgeschäft vorüber. Hoffentlich werdet Ihr ihn benutzen. Fang es schlau an und rede ihr nur gut zu. Adieu, mein Junge!“

Der Professor entfernte sich.

Ada, die alle Vorgänge aufmerksam beobachtet, hatte aufgeathmet, als die Beiden an der kleinen Thür der Vorhofsmauer plaudernd stehen geblieben waren. Ihr Herz klopfte, als diese hinter dem Professor ins Schloß fiel und Richard sich dem Wohnhause zuwandte. Sie trat schnell vom Fenster zurück.

Sie begrüßten sich unbefangen. Nach dem Austausch der üblichen Fragen und Antworten über das Befinden sagte Richard:

„Ich habe Dir einen Auftrag zu überbringen. Ich sollte es recht diplomatisch anfangen. Aber ich denke, es macht sich am einfachsten, wenn ich es Dir rundweg sage. Der Onkel kann heut nicht zu Tisch kommen. Er sagte mir, Du seiest ein wenig verstimmt, und er meint, es würde uns Beiden gut thun, wenn wir den schönen Tag zu einem Ausfluge in die Umgebung benutzen. Dich würde es auffrischen, und ich würde etwas Neues und Schönes zu sehen bekommen. Was meinst Du dazu?“

„Wenn Du nichts zu versäumen hast, mir macht es die größte Freude.“

„Nun, dann mach Dich zurecht. Ich habe Dir sehr Vieles zu sagen,

sehr Ernstes, und es ist mir lieber, wenn ich's Dir unter Gottes freiem Himmel sagen kann als hier."

"Doch nichts Unangenehmes?" fragte Ada besorgt.

"Nichts Unangenehmes für Dich," antwortete Richard. "Der Onkel läßt Dich noch bitten, das Essen abzubestellen. Wir brauchten uns nicht an die Stunde zu binden und könnten unterwegs zusammen speisen."

"Das ist ja reizend!" rief Ada in kindischer Freude.

Wieder eine Abwechslung in ihrem sonst so einförmigen, fest geregelten Dasein! Sie vermochte es kaum zu fassen. Was konnte der folgende Tag noch bringen!

"Und wohin soll es gehen?" fragte sie.

"Der Onkel sprach von Tegel. Er schickt uns einen Wagen."

Ada kam vor Ueberraschung gar nicht zu sich. Alexander wurde auf einmal galant! Er schickte den Wagen.

* * *

Eine halbe Stunde später rollten die Weiden in einer bequemen aufgeschlagenen Kalesche durch die endlose Müllerstraße und deren Fortsetzung, die Chaussee, dem Tegeler See zu.

An dem leuchtenden, hellgraublauen Himmel zogen schneeige weiße Wolken langsam daher. Die Luft war frisch, und der Staub belästigte heute wenig. Es war ein Tag, wie geschaffen, um die Eigenthümlichkeit der märkischen Landschaft in ihrem ganzen wunderbaren Reize auszubreiten. Der Weg durch die Ausläufer der Stadt ließ von diesen Reizen freilich recht wenig erkennen. Aber je mehr sie sich von der Stadt entfernten, desto schöner wurde es.

Mit verwunderten Augen blickten sie um sich, auf die gelben Sandberge zur Rechten, die in ihrer hellen und doch gedämpften Beleuchtung sich von dem mattblauen Himmel scharf abhoben, auf die tiefgrünen, fast schwarzen Riesen zu ihrer Rechten, mit den röthlichen, schlanken, stangenartigen Stämmen, die aus dem gelben sandigen Boden majestätisch aufschossen, dicht aneinander geschaart, doch nicht so dicht, daß sie nicht dem durchbrechenden Sonnenlichte Raum zu seinen muthwilligen Schattenspielen gegönnt hätten.

Der Forst wurde kräftiger und imposanter, der dichtbestandene Boden immer hügliger. Und als auf einmal bei einer Wendung des Weges, ohne daß die Weiden, die der Gegend vollkommen unkundig waren, im mindesten darauf vorbereitet gewesen wären, die weite, bläulichgrüne, spiegelglatte Wasserfläche des großen Tegeler Sees vor ihnen lag, in seiner herrlichen Umrahmung von sanft aufsteigenden gelblichen Ufern und dunklem Nadelholz, unter dem hellschimmernden Himmel — ein landschaftliches Bild von ergreifender Schönheit, von einer wunderbaren schweremüthigen Poesie — da verstummten sie, blickten mit weitgeöffneten Augen um sich und sahen sich dann einander an.

Der Kutscher hielt vor einem bescheidenen Gasthose in der Nähe des Sees. Der freundliche Wirth, dem sie die Mahlzeit bestellten, versprach sein Mögliches zu thun, um die Herrschaften zufrieden zu stellen; in einer Stunde sollte das Essen bereit sein. Bis dahin wollten sie planlos am See und in der Haide sich ergehen.

Schweigsam schritten sie nebeneinander her. Richard hatte sich Alles, was er Ada sagen wollte, reiflich überlegt. Er wußte, daß ihm schmerzliche Stunden bevorstanden. Aber das Unabänderliche hatte seinen moralischen Muth befestigt. Er war fest entschlossen, seine Pflicht zu thun. Und er durfte sich dabei auf Adas Beistand unbedingt verlassen. Sie liebte ihn ja nicht. Ihr war es ja ein Leichtes, sich die Ruhe und Klarheit zu bewahren.

Und während er jetzt neben ihr am bewaldeten Ufer des Sees daherschlenderte, mit vorgebeugtem Kopf, den Blick auf den Boden gerichtet, auf dem die Schatten und Lichter ihr neckisches Spiel trieben, ab und zu den Sand aufstöbernd oder einen Stein mit der Fußspitze fortzuschleudernd, vergegenwärtigte er sich noch einmal Alles das, was in den wenigen Stunden seines Berliner Aufenthaltes zwischen Ada und ihm vorgefallen war. An Thatfachen und an äußeren Vorgängen war es nicht viel. Und doch hatte es eine vollständige Umwälzung in seinem Innern herbeigeführt. Er konnte sich mit sich selbst nicht zurechtfinden, er war sich selbst entfremdet. Ada hatte ihm nur Freundlichkeiten und Wohlwollen gezeigt, ja, eine gewisse Zärtlichkeit; sie brauchte sich ja keinen Zwang aufzuerlegen, er war ja ein Anverwandter. Es beleidigte ihn fast, daß sie im Vollgefühl ihrer Sicherheit sich so vertraulich ihm gegenüber gezeigt hatte. Die Ruhe und Gemächlichkeit ihres Wesens trankten ihn. Er hatte unzweifelhaft Unrecht. Was war er ihr? was konnte er ihr sein? Sie hatte bis zur Stunde ihr Leben ohne ihn verbracht. Jetzt war er hineingeschnitten. Die Abwechslung mochte sie belustigen. Wenn er wieder daraus verschwand, nun, so werde sie sich eben zu trösten wissen! Und verschwände er auf Nimmerwiedersehen . . .

„Und wenn ich wirklich stirbe!“

Unwillkürlich hatte Richard diesen letzten Satz seiner bis dahin wortlosen Grübeleien mit halblauter Stimme gesprochen.

Ada blickte erschrocken auf und hemmte den Schritt. Sie sah ihn von der Seite fragend an und sagte leise:

„Um Gottes willen! was sagst Du da?“

„Nun ja!“ rief Richard aus, und in seinem Tone erzitterte die Erregung, die er bis dahin gemeistert hatte. „Wenn ich wirklich stirbe, was würdest Du thun? O gewiß, Du würdest mir ein paar aufrichtige Thränen nachweinen! Es würde Dir leid thun, daß ein junger Mensch, ein Verwandter von Dir, den Du so gern gehabt hast, aus dem Leben geschieden ist! Du würdest einen schönen Kranz auf seinen Sarg legen und in der ersten Zeit mit schmerzlicher Wehmuth seiner gedenken!“

„Um Gottes willen!“ wiederholte Ada ganz leise. Und sie stellte nun auch an sich die Frage: Was würde ich thun?

Sie waren stehen geblieben.

„Sieh, Ada,“ sprach Richard, dessen Geist sich mit der Sprunghaftigkeit der Jugend längst von dem unheimlichen Gedanken an den Tod abgewandt hatte, während Ada noch inuner darüber nachsann und seine Worte kaum verstand, „ich habe mir Alles reiflich überlegt und habe Dir schon gesagt, daß ich mit Dir sprechen muß. Es muß etwas geschehen! Und bald! Sonst ist es zu spät! Ich wittere etwas von einem Unglück. Höre mich ruhig an. Lege meine Worte nicht auf die Wagschaale. Und wenn ich etwas sage, das Dich kränkt, das Dir weh thut, verzeih mir! Ich will Dir nicht weh thun. Wahrhaftig nicht! Unser Zusammenleben so, wie es sich vom ersten Augenblick herausgebildet, kann nicht dauern. Ich fühle, daß ich dabei zu Grunde gehe. Du fühlst Dich ganz sicher und ahnst nicht, was Du mir anthust. Was für Dich eine freundliche Zerstreuung einer langweiligen Stunde ist, ist für mich eine marternde Qual. Du darfst mich anlächeln und Deine freundliche Gesinnung für mich ehrlich zur Schau tragen. Ich muß Dir gegenüber Komödie spielen. Ich darf Dir nicht einmal andeuten, was Du mir bist. Und so nagt es an mir und schmerzt mich und macht mich elend.“

Richard hatte darauf gerechnet, daß Ada in ihrer überlegenen Ruhe ihm einige banale tröstende Worte sagen, ihn wegen seiner kindlichen Ueberspanntheit mit der Milde und zärtlichen Rücksicht einer mütterlichen Freundin zurechtweisen würde. Er war ganz bestürzt, als Ada, deren Stirn sich in Falten gelegt hatte, und auf deren Wangen ein merkwürdiges Roth aufflammte, in heftigem, ihm völlig fremdem Tone erwiderte:

„Sag's doch lieber frei heraus: Du langweilst Dich mit mir! Ich begreife das übrigens, denn ich habe in der Kunst, unterhaltend zu sein, mich auszubilden keine Gelegenheit gehabt. Bei Anderen würdest Du Dich jedenfalls besser amüsiren.“

„Aber Ada!“

„Nun ja!“ fuhr Ada in demselben gereizten Ton fort. „Ich habe es mir ja auch schon gesagt, es kann nicht dauern. Freilich habe ich nicht geglaubt, daß das Ende so schnell kommen würde, und ich wäre egoistisch genug gewesen, für jede gewonnene Stunde dankbar zu sein. Aber Du hast ganz Recht, daß Du Dich nicht um mich bekümmerst. Du bist ein junger Mensch, das Leben liegt vor Dir, Du willst es genießen, und Du hast Anspruch darauf. Und so groß ist mein Egoismus doch nicht, daß ich Dir Deine frische und fröhliche Jugend verkümmern möchte. Du brauchst mir nicht zu sagen, was Du so vorsichtig und schonend vorbereitet hast; ich weiß es. Ich freue mich, daß Du so verständig bist. Abgemacht! . . . Es wird wohl bald Zeit sein, in unser Gasthaus zurückzukehren . . . Wenn wir gegessen und getrunken haben, fahren wir nach

Gaule; Du begleitest mich wohl bis zur Thür? Und gelegentlich sehen wir uns wieder.“

Sie hatte diese Worte nicht im Zusammenhang gesprochen, vielmehr die einzelnen abgerissenen Sätze in nervöser Hast hervorgestoßen.

Richard, der auf Abas Unterstützung gerechnet hatte und sich nun von ihr selbst angegriffen fühlte, mußte sich erst sammeln.

„Aba!“ flüsterte er zärtlich. „Glaubst Du denn wirklich, was Du sagst? Kannst Du es glauben? Langweilen und amüsiren! Du hast keine Ahnung, Aba, wie jämmerlich hohl die Worte klingen. Denke nicht so schlecht von mir. Reich mir die Hand.“

Aba hatte sich abgewandt und regte sich nicht. Richard ließ die Hand die er ihr entgegengestreckt hatte, wieder sinken.

„Du weigerst mir Deine Hand? Du verstehst mich also nicht! Nun, dann will ich Dir's sagen, so klar und deutlich, daß Du mich nicht mißverstehen kannst! Und dann mußt Du mich selbst wegschicken. Ich liebe Dich, Aba! Wie ein Rasender! Besinnungslos! Ich habe keinen andern Gedanken als Dich! Kein anderes Verlangen als Dich! Seit wie lange ich Dich liebe — ich weiß es nicht. Mir scheint, ich hätte nie einen andern Menschen gesehen als Dich! Und wie ich ohne Dich leben soll — ich weiß es auch nicht. Ich weiß eben nur, daß ich nicht mit Dir leben darf. Und deshalb muß ich mich von Dir losreißen, und sollte ich darüber zu Grunde gehen. Um des Himmels willen, laß jetzt nicht die Vernunft sprechen! Es wäre ein gräßlicher Hohn auf meine Empfindungen. Schweige lieber! Laß mich schweigend davongehen! Dann darf ich, wenn ich allein sein werde, doch noch glauben können an das, was nicht ist, und es wird mich trösten. Ich bitte Dich, Aba, schweige! Das ist das Einzige, was ich von Dir erbitte, und das wirst Du doch für mich thun können, sei es auch nur aus Mitleid und Barmherzigkeit . . Ich liebe Dich!“

Richard hatte sich Aba genähert und die letzten Worte geflüstert.

Sie stand noch immer mit abgewandtem Gesicht da, regungslos, und hatte den Blick nicht vom Boden erhoben. Ihr Busen hob und senkte sich stürmisch, und ihre halbgeöffneten Lippen brannten.

Als der Hauch seines Athems ihre Wange streifte, erbehte sie . . .

Langsam erhob sie den Kopf und wandte sich zu Richard. Mit hell strahlenden Augen blickte sie ihn an, mit dem Ausdruck unsagbarer Seligkeit.

Ihre Lippen rundeten sich zu einem entzückenden Lächeln. Alles, was sie bedrängt und geängstigt hatte, war abgestreift. Sie fühlte sich wie befreit, losgelöst von allem Jammer, wie in eine traumhafte Höhe emporgehoben, und in schwindelndem Wohlgefühl schloß sie ganz langsam die Lider . . .

„Was ist das?“ hauchte Richard mit zitternder Stimme.

Sie bewegte zu sanfter Abwehr bedächtig den Kopf. Sie wollte nichts hören, nicht einmal die Stimme des Geliebten.

Da schlang er leidenschaftlich seinen Arm um sie, presste sie wild an seine hämmernde Brust und drückte seine glühenden Rippen auf die ihrigen, die den heißen Kuß willig erwiderten und nicht danach trachteten, sich der wahnsinnigen Liebkosung zu entziehen. Mit fliegendem Puls, mit keuchendem Athem, selbstvergessen und ohne Sinn für das, was sie umgab, drückten sie in inbrünstiger Umschlingung Lippe auf Lippe . . .

Erschöpft, mit schwerem Athem, mit müdem, holdseligem Lächeln blickte Ada zu dem Geliebten auf, voll überfließender Zärtlichkeit, und ihren Kopf an den seinen schmiegend, flüsterte sie: „Dann stürbe ich auch!“

Jetzt erst hatte sie die Antwort auf Richards Frage gefunden: „Was würdest Du thun, wenn ich stürbe?“ Und ihre Augen füllten sich mit Thränen.

Welchen Verlauf der sonnige Nachmittag weiter genommen hatte, wie sie in das Gasthaus zurückgekehrt waren, ob das Essen, das man ihnen aufgetragen, von guter oder schlechter Beschaffenheit war, um welche Stunde sie den Heimweg angetreten hatten — sie wußten es nicht. Sie wußten nur, daß sie beisammen waren, daß sie sich liebten.

Als der Wagen, den der Kutscher geschlossen hatte, von der Friedrichstraße in die enge Straße einbog, in der das Osterode'sche Haus lag, sagte Ada ganz unvermittelt:

„Ich habe Alles verloren, was ich besaß! Aber ich habe mehr gewonnen, als ich je geträumt hatte. Ich bin mit dem Tausch zufrieden. Und wenn Alles zu Grunde geht, ich habe Dich geliebt!“

Richard drückte ihre Hand, daß es sie schmerzte.

„Lebewohl!“

„Soll ich Dich nicht hinaufbegleiten?“

„Nein, heute nicht. Ich sehe Dich ja morgen. Lebewohl und denke an mich, wie ich an Dich denke.“

Ein letzter langer Kuß besiegelte das Versprechen.

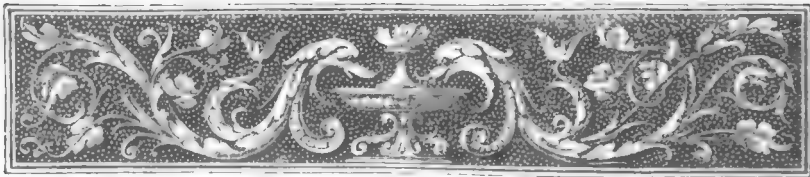
Da hielt der Wagen vor der kleinen Thür.

Richard begleitete Ada über den Vorhof bis an die Hausthür, drückte ihr da noch einmal die Hand, und Ada verschwand mit anmuthigem Lächeln.

Richard ließ sich geraden Wegs nach Hause fahren. Dort fand er einige geschäftliche Kleinigkeiten zur Erledigung vor. Er mußte auch an Schlemm schreiben.

Dann öffnete er ein Fenster, das auf die Straße führte, setzte sich auf das Fensterbrett und blickte stundenlang in glücklicher Gedankenlosigkeit vor sich hin. Erst als er von der nächtlichen Kühle fröstelnd zusammenschauerte, begann er sich auf sich selbst, vergegenwärtigte sich nun das Unglaubliche, das wirklich geschehen war, das Befriedigende und Furchterliche.

(Der Schluß folgt im nächsten Hefte.)



Kronprinz Rudolf von Oesterreich.

Von

Gustav Steinbach

-- Wien. --

Quantum instar in ipso —
Sed nox atra caput tristi circumvolat umbra.
Virgil. Aen. VI., 865.



Sie sind vorüber die Tage des Schreckens, die auch die Stärksten bis in's tiefste Mark erschütterten, die Tage, die von Stunde zu Stunde immer Unglaubliches, Unfassbares brachten. Die furchtbare Erregung, die Hoch und Nieder, Alt und Jung, die ersten Würdenträger des Staates und den letzten Tagelöhner in den entfernten Vororten der Residenzstadt, erfasst hat, ist gewichen: aber zurückgeblieben ist der nagende Schmerz, der nicht weichen wird, so lange das Geschlecht lebt, das den Kronprinzen Rudolf in seiner Mitte wandeln sah, das seinen edlen vornehmen Sinn erkannte und seine glänzenden Anlagen bewunderte. Zu viele Hoffnungen hat der 30. Januar geknickt, als daß er nicht von jedem aufrechten und denkenden Bürger dieser Monarchie als ein Tag der schweren Heimsuchung betrachtet und für alle Zeiten verzeichnet werden sollte. Mehr als zwei Monate sind seit jenem verhängnißvollen Tage dahingegangen, das Urtheil ist ruhiger, nüchterner und damit auch sicherer geworden; aber im innersten Wesen der Sache ist es das Gleiche, wie in der ersten Stunde. In der unglücklichsten seiner Schlachten hat Oesterreich keinen solchen Verlust erlitten, als in der Stunde, da Kronprinz Rudolf sich selbst verloren hatte.

Ein kaum angefangenes Leben liegt vor uns, das nicht zum Ziele seiner Entwicklung gelangte. Es bietet keine Großthaten, auch den Lorbeer des Kriegers hat eine lange Periode des Friedens ihm versagt, der Glanz des Erfolges, der die Stirne des siegreichen Feldherren krönt, zierte nicht

die Schläfe Rudolfs. Der Zauber, der von ihm ausströmte, entquoll der echten und wahren Liebenswürdigkeit seines Wesens, der reinen Menschlichkeit seiner Persönlichkeit, die zum Menschenherzen drang, weil sie auch in dem in der Hütte Geborenen den Menschen erkannte und dem Adel des Geistes den Werth beimaß, der ihm zukam.

Die Jugend des Kronprinzen Rudolf fiel in die Zeit, in welcher sein kaiserlicher Vater die Zustände, in die das absolute System das Reich versetzt hatte, als „ererbte Uebelstände“ brandmarkte. Alexander Bach und Leo Thun, welche das Reich geknebelt, Ungarn verwüstet, die Majestätsrechte an Rom ausgeliefert hatten, waren gefallen; der freiheitliche Gedanke war selbst in Oesterreich der herrschende geworden. auf ihn wurden die Hoffnungen für die Wiebergeburt des Reiches gesetzt. Dem Geiste des neuen Zeitabschnittes entsprach die Erziehung des Kronprinzen. Sein erster Erzieher zwar vertrat noch die Traditionen der Vergangenheit; der sechsjährige Knabe wurde von einem strengen, finsternen, querköpfigen Militär nach den Abhärtungs-Maximen behandelt, die in der Kaserne gegen den erst-besten Recruten in Anwendung kamen. Vielleicht wurde mancher Krankheitskeim, der Decennien später zu so tief beklagenswerthem Ausbruch kam, zu jener Zeit in den Körper des zarten Knaben gesenkt, als man diesen um Mitternacht mit Trompetengeschmetter aus seinen Träumen riß und das schlaftrunkene Kind in ein eisig kaltes Bad tauchte. Ein Nachtwort des Kaisers, vor dem eine mitleidige Kinderfrau des Kronprinzen einen Fußfall that, machte diesen thörichten Erziehungsversuchen ein Ende. Die Erziehung des Kronprinzen begann eigentlich erst, als Herr von Latour, ein feingebildeter und gelehrter Militär, ihre Leitung übernahm.

Es ist wohl überflüssig hervorzuheben, daß bei der Auswahl der Lehrer des Kronprinzen mit der größten Sorgfalt zu Werke gegangen wurde, namentlich später, als die höhere Ausbildung des Erzherzogs in Frage kam. Für die freiere Auffassung, die hinsichtlich der Erziehung des Kronprinzen maßgebend war, ist es bezeichnend, daß dieselbe nicht ausschließlich als Familienangelegenheit betrachtet wurde. Als es sich um die Wahl des Lehrers für ungarische Geschichte handelte, befaßte sich der ungarische Ministerrath mit dieser Frage, der sich seinerseits wieder die Wohlmeinung Franz Deaks erbat.

Die Lehrer des Kronprinzen fanden einen hochbegabten Knaben von überaus rascher Auffassung, großem Fleiße und seltener Beharrlichkeit; Eigenschaften, die insbesondere bei der Erlernung der Sprachen zur Geltung kamen. Ein österreichischer Herrscher ist genöthigt, neben den Weltsprachen und der Staatssprache Ungarns noch eine Anzahl von Idiomen zu sprechen, und Kronprinz Rudolf bewältigte mit Leichtigkeit diese Aufgabe. Namentlich die ungarische Sprache beherrschte er in Wort und Schrift vortrefflich, ein Umstand, der ihm frühzeitig die lebhaftesten

Sympathien in Ungarn einbrachte. An der höheren Ausbildung des Kronprinzen wirkte eine Reihe hervorragender Gelehrter mit: Hochstetter, Zeißberg, Gindely, Ronay, Adolf Erner, Carl Menger, Leopold Neumann, Bismann, Ambros u. A. theilten sich in der Aufgabe, den jungen Prinzen auf seinen künftigen Herrscherberuf vorzubereiten. Sie alle waren einig im Lobe des Talents, des Fleißes und des Pflichters ihres Schülers. Heute freilich ist die Frage gestattet, ob das Erziehungswerk nicht mit allzu großer Ueberhastung betrieben, ob dem lernbegierigen Geiste des Kronprinzen trotz dessen Begabung nicht zuviel zugemuthet wurde und ob es nicht richtiger gewesen wäre, den colossalen Lehrstoff, an welchen sich noch der theoretische Unterricht in den militärischen Wissenschaften schloß, auf eine längere Reihe von Jahren, über das Alter der Volljährigkeit hinaus, welche nach dem Hausgesetze mit dem zurückgelegten 18. Lebensjahre eintritt, zu vertheilen. Es giebt auch für den Geist eines begabten Jünglings eine Elasticitätsgrenze, die nicht ungestraft überschritten wird.

Untadelhaft aber war der Geist, in welchem die Erziehung und der Unterricht des Kronprinzen geführt und geleitet wurde. Die Weisung, welche Herr von Latour den einzelnen Lehrern für die Richtung des Unterrichtes gab, lautete kurz und bündig: „Wir wollen die Wahrheit! Folgen Sie Ihrer Ueberzeugung!“ Und die Lehrer folgten ehrlich dieser Weisung. Einen Einblick in diese Erziehungsweise gewinnt man aus dem Tagebuch des Bischofs Hyacinth Ronay, welches dieser vor etwa zwei Jahren als Manuscript in nur zehn Exemplaren drucken ließ. Der Benedictiner Hyacinth Ronay, der wegen seiner Betheiligung an der ungarischen Revolution siebzehn Jahre das harte Brod der Verbannung brechen mußte, hat in dieses Tagebuch das Collegienheft über die Vorträge aus der ungarischen Geschichte vollinhaltlich aufgenommen. Ein freier, unbefangener Zug geht durch alle diese Vorträge. In den Lehrbüchern der Thun'schen Aera sind die Kreuzzüge als die höchste That des Mittelalters gepriesen. Anders urtheilt Ronay über die Führer dieser Völkerwanderung nach Osten: „Vor dem Symbol der Liebe knieten sie nieder, und der Eitelkeit huldigten sie lieblos; Selbstvergessenheit verkündeten sie, und für die Selbstsucht kämpften sie.“ Und die Gegenreformation unter Ferdinand II. charakterisirt dieser katholische Priester mit folgenden Worten: „Kniend vor der heiligen Jungfrau von Loreto gelobte Ferdinand II. mit heiligem Eide: „Den römisch-katholischen Glauben will ich auf den Trümmern der evangelischen Secten zu seiner einstigen Herrschaft wieder erheben!“ Und nun entbrannte der verderblichste und unsinnigste Kampf, der mit den Waffen geführte Krieg um die religiöse Ueberzeugung, der dreißig Jahre hindurch Europa mit Feuer und Blut bedeckte; und als die eiserne Leidenschaft in ihrem eigenen Feuer erstickte, war Alles vernichtet, nur nicht dasjenige, wogegen sie entflammt worden war. Der Säbel kann

stumm machen, aber eine Ueberzeugung wird er nie begründen.“ Wir fügen nur noch einige Sätze bei, in welchen Monay die Verhältnisse schildert, die zum Ausbruche des unheilvollen Revolutionskrieges in den Jahren 1848 und 1849 drängten: „Die Furcht und die Antipathie der Factoren, welche den Thron umgaben, rissen die ungarische Nation in eine Richtung, in welcher sie Anfangs nicht gehen wollte. So entstand die nationale Vertheidigung, der offene Kampf, der Freiheitskrieg. Aber erst dann rollten unwiderrüßlich die blutigen Würfel, als jeder Versuch, die Verfassung zu retten, sich als vergeblich erwies. Das hätten jene Staatsmänner nicht vergessen dürfen, welche zwischen dem Throne und den Völkern standen; aber sie befolgten ohne Rücksicht auf die Macht der Verhältnisse die traditionellen Vorurtheile ihrer Vorgänger, sie gingen den alten Ideen nach, die oft als verfehlt sich erwiesen hatten, und so häuften sie selbst Ruinen auf Ruinen . . .“

Nicht ohne guten Grund heben wir diese Bruchstücke eines Collegienheftes hervor. Sie werfen ein klares Licht auf die Richtung, in welcher sich die Erziehung des Kronprinzen Rudolf bewegte; sie zeigen den Unterbau, auf dem sich in dem reifen Jüngling die liberalen Anschauungen ausbildeten und zu sorgsam geprüften und abgewogenen Ueberzeugungen formten und festigten.

Mit achtzehn Jahren war die Erziehung des Kronprinzen abgeschlossen; zu früh vielleicht mit Rücksicht auf die gewaltige Anspannung seiner Geisteskräfte, welche nothwendig war, um diesen Termin einzuhalten, zu früh vielleicht auch, weil er zu jung der Obhut eines so erfahrenen, weltklugen und doch so gewissenhaften Mentors wie Herr von Latour entzogen wurde. Aus seiner Studienzeit aber hatte Kronprinz Rudolf seine warme Neigung für die Naturwissenschaften und literarisches Schaffen in das praktische Leben mitgebracht, in welchem ihm seine Stellung in erster Linie auf den militärischen Dienst verwies. Mit allem Eifer gab er sich den ihm obliegenden Pflichten hin. Aber mit Vorliebe lag er dem Waidwerk ob, seine feine Beobachtung wandte sich den Thieren des Waldes zu, mit wahrer Lust weilte er in den herrlichen Gebirgswäldern, welche Oesterreichs Residenz von allen Seiten umgeben; und wenn er von der Jagd heimgekehrt in seinem Arbeitszimmer ruhte, dann war es ihm Befriedigung, zur Feder zu greifen, um das Gesehene und Beobachtete dauernd festzuhalten.

Lebhafte Anregung und Förderung fanden diese Naturstudien durch den regen Verkehr mit dem Naturforscher Brehm, mit welchem der Kronprinz durch seinen Lehrer der Naturwissenschaften Hofrath von Hochstetter bekannt gemacht worden war und an den ihn eine aufrichtige Hinnneigung knüpfte. Als Mitarbeiter an Brehms „Thierleben“ begann Kronprinz Rudolf seine literarische Thätigkeit mit mehreren lebendig und anschaulich geschriebenen Berichten über einige in den Donau-Auen vorkommende Raubvögel-Arten und über den sogenannten Rackelhahn, und die Schil-

berung des letzten bezeichnete Brehm selbst als eine vortreffliche und urwüchsig, als eine so frische und lebendige, dabei so treue und verlässliche, daß sie von keiner anderen erreicht, geschweige denn übertroffen wird.

Bald folgte ein selbständiges kleines Erstlingswerk: „Fünfzehn Tage auf der Donau“, die Beschreibung eines Jagdausfluges, welchen der Kronprinz im April 1878 in Begleitung Brehms und des Ornithologen Hormayer nach der unteren Donau unternommen hatte. Die Frucht der Reise nach Aegypten und Palästina, welche der Erzherzog im September 1880 wenige Monate vor seiner Vermählung machte, war das zweibändige Werk: „Die Orientreise“, die gleichfalls von der feinen Beobachtungsgabe, von der scharfen Auffassung des Verfassers zeugte, aber auch von dessen Verständniß für die Natureigenthümlichkeiten, das Volksleben und die Geschichte des Orients.

Die reifsten und formvollendetsten Arbeiten des Kronprinzen sind aber diejenigen, welche er für das auf seine Anregung in's Leben gerufene große Literatur-Werk: „Oesterreich-Ungarn in Wort und Bild“ geschrieben hat. Als „ein die österreichisch-ungarische Monarchie schilderndes Volksbuch im großen Stile“ war dieses Werk vom Kronprinzen gedacht, als „ein Volksbuch im wahrsten Sinne des Wortes, welches eindringen soll in alle Schichten der Bevölkerung, Liebe zum Vaterlande erweckend und zugleich Bildung verbreitend, belehrend und veredelnd.“ Mit glühender Begeisterung hing der Kronprinz an diesem Werke; mit ebem Feuereifer schritt er an die Ausführung seines Planes, zur Mitwirkung die hervorragendsten Gelehrten, Schriftsteller und Künstler heranziehend, die er durch seine hohe Intelligenz entzückte, durch seine hinreißende Liebenswürdigkeit bezauberte. Ein kaum halb vollendeter Torso liegt heute vor; es ist aber der Wille des Kaisers Franz Josef, daß dieses Werk fortgesetzt werde. Unter dem Patronat der Kronprinzessin-Wittwe, unter der bewährten Redaction Josef Weileus und Moriz Jókais wird es hoffentlich seinen Abschluß finden im Geiste und nach den Intentionen seines Urhebers, das edelste sichtbare Denkmal für den hochgesinnten Kaisersohn, dessen Lebensfaden die Parze so früh und so jäh abgeschnitten.

Eine Reihe von Arbeiten in diesem Werke stammt aus der Feder des Kronprinzen. Die Einleitung zum Gesamtwerke, die Schilderung der landschaftlichen Lage Wiens, sowie jene des Wiener Waldes und der Donau-Auen, endlich die Einleitung des ersten Bandes über Ungarn sind vom Kronprinzen geschrieben. Alle diese Leistungen, welche das Maß des Dilettantismus weit überschreiten, zeichnen sich durch plastische Anschaulichkeit aus, in ihnen bekundet sich ein empfänglicher Sinn für die künstlerische Schönheit der literarischen Form, und ab und zu begegnen uns Anklänge an jene zündenden und packenden Aussprüche, die wir in den Gelegenheitsreden des Kronprinzen finden. Ewig denkwürdig werden für Wien, aber auch für alle freiheitlich und fortschrittlich gesinnten Oester-

reicher die Worte bleiben, mit denen seine Rede bei Eröffnung der elektrischen Ausstellung i. J. 1883 schloß: „Ein Meer von Licht strahle aus dieser Stadt, und neuer Fortschritt gehe aus ihr hervor!“ Das war keine den Zwecken der Etikette genügende Ansprache, das war ein Programm der Zukunft. Jedermann verstand die Bedeutung, und die Spitze fühlte man vor Allem dort, wo sie verwundete.

Seine schriftstellerischen Arbeiten brachten den Kronprinzen in nahe Beziehungen zu den literarischen und publicistischen Kreisen Wien. Er liebte es, Schriftsteller an sich heranzuziehen und in oft stundenlangen Gesprächen mit ihnen Belehrung und Unterhaltung zu suchen. Ein besonders lebhaftes Interesse stößte ihm der Journalismus ein. Nicht leicht hat je ein im Purpur Geborener der Bedeutung der Tagesliteratur so reges Verständniß entgegengebracht wie der Kronprinz von Oesterreich. Das complicirte Räderwerk der hoch entwickelten Wiener Presse war für ihn ein Gegenstand förmlichen Studiums, er suchte in jedes Detail desselben einzubringen, er ließ sich über die Arbeit in der geistigen Werkstatt der Blätter ebenso genau unterrichten, wie über den technischen und Verwaltungs-Apparat derselben. Dabei drängte es ihn gleichzeitig, über die Personen Auskunft zu erhalten, welche in der Wiener Presse ihre Thätigkeit entfalteten. Einzelne suchte er persönlich kennen zu lernen, über Andere trachtete er oft auf Umwegen Kenntniß zu erlangen, und es dürfte kaum Einen irgendwie bemerkenswerthen Mitarbeiter eines Wiener Blattes geben, dessen redactionelle Stellung, dessen Fähigkeiten und Verwendbarkeit dem Kronprinzen nicht genau bekannt gewesen wären. Kronprinz Rudolf war ein aufrichtiger, wohlwollender Freund der Presse, und er liebte es gerade in einer Zeit, in welcher Unwissenheit und boshafte Rohheit diese Presse zum Gegenstande der nichtsnugigsten Verläumdung gemacht haben, sich offen an deren Seite zu stellen. Das Talent galt ihm eben mehr, als der Adelsbrief eines dahergelaufenen Welsen; die Unterhaltung mit einem geistvollen Reporter zog ihn mehr an, als die anspruchsvolle Langeweile eines im Schnürleib sich spreizenden Feudal-Junkers.

Denn was den Kronprinzen Rudolf auszeichnete, was seine Gestalt mit einer solchen Fülle von Sympathie umgab und was den Verlust dieser edlen Persönlichkeit zu einem so herben für Oesterreich und dessen Zukunft macht, das ist der Umstand, daß dieser Kaiserssohn gesellschaftliche Vorurtheile, die ihn von Geburt an umgeben hatten und die von dem Kreise, in dem er sich zunächst bewegen mußte, genährt oder wenigstens nicht bekämpft worden waren, durch seine vornehme Bildung und seinen scharfen Verstand zu überwinden und von sich zu streifen mußte. Er war ein Mensch, der menschlich fühlte und dachte, der keine künstliche Klassen-Schranke zog, bei welcher der Mensch für ihn erst anfang, Gegenstand der Beachtung zu werden. In diesem rein menschlichen Fühlen und Denken wurzelte auch seine politische Anschauung, darauf gründeten sich die Ansichten, die er

sich über den Staat, die staatliche Verwaltung und über die Zustände in Oesterreich-Ungarn insbesondere gebildet hatte. Das arbeitende, intelligente Bürgerthum galt ihm als ein Hauptpfeiler des Staates; der besonnene maßvolle Fortschritt, wie dieses Bürgerthum ihn wünscht und anstrebt, fand die volle Billigung des Prinzen, der schon in jungen Jahren, als er noch in Prag residirte, den um ihn werbenden Feudal-Cavalieren einen entschiedenen Korb gegeben und das aristokratische Demagogenthum, das in unseren Tagen eine so vorlaute Rolle spielt, von seiner Thüre gewiesen hatte. Gleich entfernt von Radicalismus und Reaction fand er in dem vielgeschmähten Liberalismus noch immer eine sichere Grundlage für die Entwicklung des Staates, und in dieser gefesteten Ueberzeugung vermochte ihn die wetterwendische politische Mode nicht wankend zu machen. Ein besonders eingehendes Studium hatte der Kronprinz der socialen Frage gewidmet; er beherrschte die Literatur dieses Problems mit einer Gründlichkeit, vor der jener junkerliche Dilettantismus beschränkt zurücktreten muß, welcher den socialistischen Sport genau so betreibt, wie den Reit- und Rudersport. Die staatlichen Verhältnisse Oesterreichs-Ungarns beurtheilte er vom Standpunkte des Dualismus, als dessen treuen und aufrichtigen Anhänger er sich jederzeit bekannte. In Oesterreich aber fühlte er sich als Sohn eines deutschen Fürstenhauses; bei aller Sympathie, die er den nationalen Gefinnungen der anderen Völker, insbesondere der Polen entgegenbrachte, huldigte er doch der Ansicht, daß der deutsche Stamm der feste Kitt dieser Monarchie sei, und daß die politische Führung, bei wohlwollender Berücksichtigung der anderen Nationalitäten, den Deutschen gebühre. Es war dem Kronprinzen Rudolf nie gegönnt, selbstthätig in die Staatsgeschäfte einzugreifen, und wenn er auch manchmal die Unthätigkeit, zu der ihn seine Stellung auf dem Gebiete der activen Politik verhielt, schmerzlich empfunden haben mag, so versuchte er doch nie, die ihm gezogene Schranke zu überschreiten. Aber er hat auch nie ein Geheimniß daraus gemacht, daß er das Regime des Grafen Taaffe, welches sich auf die Slaven stützt und, um sich zu erhalten, den einzelnen Fractionen der heutigen Reichsrathsmajorität die Rechte des Staates und die Stellung des Deutschthums preisgeben muß, für kein glückliches hielte, und daß er es beklagte, weil er aus der Fortsetzung dieses Regierungssystems die Schwächung der Kräfte des Staates besorgte, deren stramme Zusammenfassung er für die Zukunft des Reiches dringend geboten erachtete. Mit um so freundlicherer Gesinnung stand der Kronprinz dem liberalen Regierungssystem in Ungarn gegenüber, mit Vorliebe verkehrte er mit ungarischen Staatsmännern. In Ungarn hat auch kein Staatsmann es für geschmackvoll und für guten Ton gehalten, von der Parlamentstribüne herab, ein ausländisches Vorbild nachahmend, gegen den Thronfolger des Reiches den polemischen Ton anzuschlagen; und ebenso wenig ist in Ungarn die auffällige Erscheinung beobachtet worden, daß einem Feste,

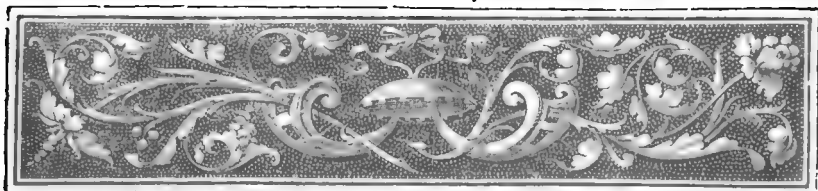
welches der Kronprinz durch seine Anwesenheit auszeichnete, die Mitglieder des Ministeriums corporatio ferngeblieben wären.

Noch ein Wort über die Stellung des Kronprinzen zum deutschen Nachbarreiche und zu dem österreichisch-deutschen Bündnisse. Der Friedensbund, den Fürst Bismark mit dem Grafen Andrássy im September des Jahres 1879 abgeschlossen hat, fand nie einen aufrichtigeren und ehrlicheren Anhänger als den Kronprinzen Rudolf, der ein warmer Verehrer des deutschen Reichskanzlers und — wir sprechen von einer Zeit vor mehr als zwei Jahren — ein schwärmerischer Bewunderer des Kronprinzen Friedrich Wilhelm und seiner hohen Tugenden war. Der Kronprinz hat nie aufgehört, die Vortheile des österreichisch-deutschen Bündnisses rückhaltlos anzuerkennen, und nie ist einem Manne bittereres Unrecht zugefügt worden, als durch den Angriff des Berliner Junkerorgans dem Kronprinzen von Oesterreich, als dieser beschuldigt wurde, das Centrum einer antideutschen Liga zu bilden. Immer hat sich Kronprinz Rudolf als der Sproß der deutschen Herrscherfamilie gefühlt, deren jeweiliges Haupt bis in dieses Jahrhundert hinein die Krone des deutschen Königs und des römischen Kaisers trug, und in dem Bunde mit Deutschland erblickte er die den geänderten Zeitverhältnissen angepasste Stellung, welche Oesterreich vordem im deutschen Bunde eingenommen hatte. Aber dem Selbstgeföhle des Kronprinzen und seinem überaus empfindlichen, fast krankhaften Ehrgeföhle konnte nur eine durchaus gleichberechtigte und gleichwerthige Stellung Oesterreich-Ungarns in dem Bündnisse entsprechen, und wie so mancher ehrliche Freund dieser Allianz fühlte sich auch der Kronprinz empfindlich verletzt, als vor zwei Jahren von der inspirirten deutschen Presse eine Campagne gegen Oesterreich eröffnet wurde, in deren Verlauf Stimmen laut wurden, welche von Oesterreich nicht wie von einem coordinirten, sondern wie von einem untergeordnetem Factor sprachen. Fast zur selben Zeit begab sich der Kronprinz nach der deutschen Reichshauptstadt, um dem Kaiser Wilhelm zu dessen 90jährigem Geburtsfeste die Glückwünsche des Kaisers Franz Josef zu überbringen. Der Kronprinz benützte diesen Anlaß, um seinen peinlichen Empfindungen wegen der erwähnten Preßcampagne Ausdruck zu geben. Zwischenträgereien, die damals stattfanden, erzeugten Verstimmungen, welche leider über den flüchtigen Augenblick hinaus dauerten und in der letzten Zeit vielfach den Gegenstand sogar der öffentlichen Besprechung bildeten.

Und nun brechen wir ab. Die Züge des verbliebenen Kronprinzen, auf den sich so herrliche Erwartungen vereinigten, mit dem so hochragenden Hoffnungen in die Gruft sanken, wollten wir festzuhalten versuchen; ein Krankheitsbild zu entwerfen, liegt uns fern. Ein neidisches Schicksal hat den Kronprinzen Rudolf gefällt, dessen herrliche Gestalt in die späten Geschlechter ragen wird. Müßig wäre es, mit dem Geschick zu hadern, fruchtlos bliebe die Frage, ob es so kommen mußte, ob keine Rettung

möglich war? Wie mächtig auch die Menschheit die Bahn des Fortschrittes hinanschreitet, welche glänzende Errungenschaften sie in allen Zweigen des Wissens und der Erkenntniß ihr Eigen nennt, wie unermesslich der Kreis ihrer Forschung sich erweitert: immer bleibt die Entwicklung der menschlichen Verhältnisse im untrennbaren Zusammenhange von den Persönlichkeiten, welche die Ideen der Zeit in sich aufnehmen und zu ihrer Vollstreckung berufen sind. Selten hat ein großes Volk diese Erfahrung bitterer und schmerzlicher empfunden, als jenes Oesterreich-Ungarns, als es seinen Liebling zum letzten Gange geleitete. In dem Sarge in der Kapuzinergruft ist ein Meer von Hoffnungen versenkt.





Beethoven und der preußische Königshof unter Friedrich Wilhelm III.

Don

Alfr. Chr. Kalischer.

— Berlin. —

Die Beziehungen Ludwig van Beethovens zum Könige Friedrich Wilhelm III. von Preußen und zu Vertretern seines königlichen Hauses und Hofes sind sehr mannigfach und grobentheils noch unaufgeklärt. Die Biographen dieses Tonmeisters erweisen sich, soweit sie diese denkwürdige Partie in Beethovens Leben überhaupt berücksichtigen, einerseits als sehr lückenhaft, andererseits als widerspruchsvoll und dunkel.

Indessen gewährt ein genaues Durchforschen der Beethoven-Reliquien, welche die musikalische Abtheilung der königlichen Bibliothek zu Berlin besitzt, vornämlich ein eingehendes Studium der „Conversationshefte“ einen sicheren Einblick in die betreffenden Verhältnisse.

Auf Grund genauer Durchforschung jener literarischen Beethoven-Reliquien und anderer zugehöriger Literatur, darf sich der Verfasser im Stande halten, eine zusammenhängende Uebersicht und Feststellung all dieser Verhältnisse vorzutragen.

I.

Wir wissen, daß Beethoven im Jahre 1796 in Berlin gewesen ist, daß er viel bei Hofe verkehrt, mit dem damaligen musikkundigen Könige Friedrich Wilhelm II. selbst musiciert hat, ja daß ihn die Sage sogar zu einem natürlichen Sohne dieses Königes stempelt*). Wie den Prinzen Louis

*) Alles Nähere hierüber enthält des Verfassers Aufsatz: „Ludwig van Beethoven in Berlin“ („Nord und Süd“, Bd. 39, S. 199—217, November 1886).

Ferdinand, den Fürsten Radziwiłł und andere Prinzen des preussischen Königshauses, so lernte Beethoven schon damals auch den Kronprinzen, den nachmaligen König Friedrich Wilhelm III. und seine ideale, poesieverklärte Gemahlin Luise kennen.

Aber erst im Jahre 1814, während des Wiener Congresses, durfte der damals auf dem Gipfel seines Ruhmes stehende Beethoven dem Könige Friedrich Wilhelm III. von Preußen näher treten; und damit sollten die Beziehungen des Meisters zum preussischen Hofe wieder neues fruchtbares Leben gewinnen. In der Congresszeit war es ja unserem Beethoven beschieden, sich — seinem eigenen Ausdrücke gemäß — von den Potentaten Europas „den Hof machen“ zu lassen und sich dabei „recht nobel“ zu benehmen.

Friedrich Dunker, der Geheimsecretär des Königs von Preußen, hatte das Trauerspiel „Leonore Prohaska“ nach Wien mitgebracht, um es daselbst aufführen zu lassen. In demselben wird bekanntlich die Geschichte des kühnen Potsdamer Mädchens dargestellt, welches die Befreiungskriege als Soldat mitmachte. Für dieses Theaterstück componirte Beethoven einen Kriegerchor für Männerstimmen ohne Begleitung: „Wir bauen und sterben“, eine Romanze mit Harfe „Es blüht eine Blume“ und ein Melodrama mit Harmonikabegleitung. Gerade bei dieser Gelegenheit instrumentirte Beethoven auch selbst seinen herrlichen Trauermarsch (*Marcia funebre sulla morte d'un eroë*) in As-moll aus der As-dur-Sonate op. 26 für großes Orchester, denn der Verfasser der „Leonore Prohaska“ zog diese Orchestration des altbekannten Werkes einem neuen Trauermarsche vor. Dem Wiener Musikschriftsteller Dr. Sonnenleithner*) war sogar mitgetheilt worden, daß Beethoven auch eine Zwischenactsmusik zu diesem Trauerspiele componirt habe. Der gründlichste und umsichtigste aller Beethovenbiographen, Herr A. W. Thayer bemerkt jedoch mit gutem Grunde dazu: „Es ist aber von der Existenz keines dieser letztgenannten Stücke etwas Näheres bekannt, und sie haben wohl nie existirt“ (Thayer: Leben Beethovens III, S. 318).

Das Dunker'sche Stück gelangte übrigens in Wien nicht zur Aufführung, vermuthlich — wie Fräulein Giannatasio del Rio, die fürsorgliche Tochter des mit Beethoven befreundeten Pensionats-Vorstehers gleichen Namens, angiebt — weil im Jahre 1814 am Theater an der Leopoldstadt bereits ein Schauspiel ähnlichen Inhalts „Das Mädchen von Potsdam“ zur Aufführung gelangt war.

Für Beethoven war dieser Verkehr mit dem Könige Friedrich Wilhelm III.

*) Dr. Joseph Sonnenleithner, Secretär des Wiener Hoftheaters und Regierungsrath, lebte von 1765—1835. Er ist ein um die Musikgeschichte Wiens, besonders um Mozart, wohlverdienter Mann. Er ist auch der Begründer der noch bestehenden „Gesellschaft der Musikfreunde“, deren Secretariat er bis zu seinem Tode versah.

und seinem Geheimen Cabinetssecretär zunächst nur ehrenvoll, ohne äußeren Vortheil, denn noch litten Preußen und sein Herrscher zu sehr unter den Folgen der langjährigen Kriegsnoth, als daß man sich zu einem irgendwie bedeutenden Mäcenatenthum gegenüber den Künstlern hätte emporschwingen können.

Wie arm übrigens damals unser Preußenland war, erhellt z. B. aus einigen Mittheilungen des Dr. Carl von Burfy. Dieser, mit Empfehlungsbriefen von Beethovens geliebtestem Freunde, dem Pfarrer Amenda*) aus Kurland ausgerüstet, besuchte den Meister im Jahre 1816 und hat Notizen darüber in sein Tagebuch aufgenommen, welches im Jahre 1854 — nach stark geübter Censur — in der Petersburger Zeitung erschien. Dieses höchst interessante Tagebuch des Dr. von Burfy enthält über Beethovens großartiges Congreg-Concert im November 1814 im Redoutensaale folgende Eröffnungen: „Nach vielen Rabalen gab er (Beethoven) eine Akademie im Redoutensaale und erhielt vom Könige von Preußen ein Entrée-Honorar von 10 Dukaten. Sehr lumpig! Nur der Kaiser von Rußland bezahlte sein Billet honnett mit 200 Dukaten. Daß der General-Intendant der kaiserlichen Schauspiele, Graf Pasly, bei dieser Gelegenheit einen tüchtigen Wischer bekommen, freute ihn sehr. Diesem will er besonders nicht wohl. Für's Geld scheint Beethoven sehr importirt, und ich muß gestehen, das macht ihn menschlicher, d. h. es bringt ihn uns näher“. (Vgl. Thayer, Leben Beethovens III, 393.)

Von nachhaltigerem, durchaus günstigem Einflusse ward für Beethoven im Congregjahre jedoch die nähere Bekanntschaft mit dem durchaus kunstbegabten Fürsten Anton von Radziwill, der unsern Meister ungemein hochstellte.

Dieser Fürst, Statthalter des preussischen Großherzogthums Posen, war 1775 geboren und vermählte sich 1796 mit Prinzessin Luise von

*) Der Theologe und Musikenthusiast Karl Amenda gehörte in der ersten Wiener Zeit Beethovens zu den allerbesten Freunden des jungen Tonichters. Amenda kam dann als Pfarrer nach Talsen in Kurland. Die Briefe Beethovens an Amenda aus dieser Epoche sind ganz im Stile der damaligen rührseligen Schächerfreundschafts-Briefe gehalten. So schreibt Beethoven an denselben unterm 1. Juni 1800: „Mein Lieber, mein guter Amenda, mein herzlichster Freund, mit inniger Rührung, mit gemischtem Schmerz und Vergnügen habe ich Deinen letzten Brief erhalten und gelesen. Womit soll ich Deine Treue, Deine Anhänglichkeit an mich vergleichen, o das ist recht schön, daß Du mir immer so gut geblieben, ja ich weiß Dich auch mir vor allen bewährt und herauszuheben, Du bist kein Wiener Freund, nein, Du bist einer von denen, wie sie mein vaterländischer Boden hervorzubringen pflegt, wie oft wünsche ich Dich bei mir, denn Dein D. lebt sehr unglücklich, im Streit mit Natur und Schöpfer, schon mehrmals fluchte ich lechterem, daß er seine Geschöpfe dem kleinsten Zufalle ausgesetzt, so daß oft die schönste Blüthe dadurch zernichtet und zernichtet wird, wisse, daß mir der edelste Theil, mein Gehör, sehr abgenommen hat“ u. Beethovens Freund Amenda starb 1840 als Probst von Kurland.

Preußen. Die Sommermonate verlebte er gewöhnlich auf seinem Jagdschlosse Antonin in Posen oder zu Ruhberg in Schlesien, die Wintermonate in Berlin. Hier war er einer der eifrigsten Beschützer der Kunst. Er war selbst vortrefflicher Tenorsänger, Violoncellvirtuose und tüchtiger Componist. Bekanntlich ist seine bedeutendste tonschöpferische Leistung die Musik zu Goethes *Faust*, aus der bereits im Jahre 1810 der Osterchor „Christ ist erstanden“ in der Singacademie gesungen wurde. Für die Berliner Singacademie war dieser künstlerische Fürst bis zu seinem Tode (7. April 1833) von hervorragender Bedeutung; diese berühmte Anstalt bewahrt ihm noch heute ein dankbares Andenken.

Fürst von Radziwill lernte frühzeitig Beethovens hohen Genius bewundern. Der Meister erkannte seinerseits die Huldigung des Fürsten durch die Dedication einer großen Orchestercomposition an. Das war die im Jahre 1814 componirte Ouvertüre in C-dur op. 115, die den Beinamen „Zur Namensfeier“ führt, von Andern auch „Die Jagd“ genannt wird. Dieses Werk führte Beethoven dem Wiener Publikum zum ersten Mal am 1. Weihnachtstage 1815 in einem Wohlthätigkeitsconcert vor, in welchem noch seine „Meeresstille, dem unsterblichen Goethe hochachtungsvoll gewidmet“ und das Oratorium „Christus am Elberge“ zur Aufführung gelangten.

Die Widmung an den Fürsten von Radziwill gewinnt noch durch den Umstand eine besondere Weihe, daß Beethoven im Vollbewußtsein seiner tondichterischen Kraft, auf das Dedicationsexemplar schrieb: „Große Ouvertüre, gedichtet und dem Fürsten Radziwill gewidmet.“

II.

Die Geschichte den *Missa solemnis* in D-dur (op. 123) bringt uns den Fürsten von Radziwill und den König von Preußen in eine sehr vortheilhafte Erinnerung.

Zum besseren Verständniß dieser Begebenheiten muß noch Folgendes vorangeschickt werden.

Außer Ferdinand Ries darf als eigentlicher Beethovenschüler nur noch der Erzherzog Rudolf von Oesterreich bezeichnet werden. Dieser Fürst und Musiker, Beethovens „erhabenster Freund“, dem eine große Anzahl der hervorragendsten Compositionen Beethovens gewidmet sind, wurde 1818 zum Erzbischofe von Olmütz ernannt. Als Tag seiner feierlichen Inthronisation ward der 9. März des Jahres 1820 festgesetzt, und zwar deshalb, weil dies der jährlich gefeierte Gedächtnistag der Schutzheiligen von Mähren, der Apostel Cyrillus und Methodius war. Blitzschnell ward damals Beethoven von der Gedankennothwendigkeit durchzogen, daß er zu Ehren seines erhabenen Schülers und Freundes zu diesem Tage eine feierliche Messe componiren müsse. Diese Composition wurde im Spätherbste 1818 begonnen; allein bis zum Tage der Installationsfeier

(9. März 1820) konnte kaum ein Stück dieser grandiosen Messe als vollkommen fertig angesehen werden. Erst 1822 konnte die letzte Hand an diese unvergleichliche Schöpfung gelegt werden, die Beethoven selbst als „son oeuvre le plus accompli“ bezeichnet hat.

Im Jahre 1823, nachdem das Werk vollkommen fertig war, führte Beethoven den reiflich überlegten Plan aus, diese Messe im Manuscripte allen großen und kleinen Höfen Europas zur Subscription anzubieten, indem er für jedes Exemplar ein Honorar von fünfzig Dukaten normirte.

Die interessantesten Einzelheiten dieses denkwürdigen Unternehmens weiß Beethovens langjähriger Gefährte Anton Schindler (Beethovenbiographie 3. Auflage, II. 16 ff., zu erzählen, dem wir für unsere Zwecke Folgendes entnehmen.

In dem deutschen Einladungsschreiben nennt Beethoven die Missa solemnis sein „gelungenstes Werk“, in dem Schreiben an den französischen Hof aber „l'oeuvre le plus accompli“.

Das Resultat war in materieller Beziehung freilich nicht sonderlich aufmunternd. Im Ganzen ergab es nämlich nur sieben subscribirte Exemplare. Zu den Subscribenten gehörten der Kaiser von Rußland, die Könige von Preußen, Frankreich und Sachsen, der Großherzog von Hessen-Darmstadt, ferner noch Fürst Anton von Radziwill und für den Cäcilien-Verein zu Frankfurt a. M., Director Schelble. Ein achtes Exemplar überbandte Beethoven an den Fürsten Nicolaus Boris von Galizin nach St. Petersburg, woraus sich indessen allerlei pecuniäre Mißhelligkeiten entspinnen sollten.

Das erste erfrischende Lebenszeichen erfuhr der sorgenvoll harrende Meister aus Berlin, vom Hofe des Königs Friedrich Wilhelm III. Die Anmeldung auf ein Subscriptions-Exemplar durch den königlich preussischen Gesandten in Wien, den Fürsten von Hatzfeld*) hat nun noch eine sehr charakteristische Episode im Geleite.

Den königlichen Beschluß erfuhr Beethoven nämlich durch Hofrath Wernhard, den Kanzleidirector der Gesandtschaft. Ob nun aus eigenem Impulse, oder zufolge allerhöchsten Auftrages, genug: Fürst von Hatzfeld

*) Da dieser Diplomat auch noch in den späteren Mittheilungen dieser Verhältnisse von Bedeutung erscheint, mögen einige Notizen über ihn gestattet sein. Franz Ludwig, Fürst von Hatzfeld ist den 22. Nov. 1756 zu Wien geboren, ward kurmainzischer Geh. Rath und Generalleutnant; 1795 trat er in preussische Dienste und brachte es bis zum Generalleutnant (1802). Sein Schwiegervater, der Graf von der Schulenburg-Wehnert, Gouverneur und Staatsminister, übertrug ihm 1806 die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten. Späterhin, nach dem Frieden, ward er mit diplomatischen Sendungen betraut; 1818 ging der Fürst als Gesandter nach den Haag, 1822 nach Wien, wo er den 3. Februar 1827, ca. 2 Monate vor Beethoven, starb. — Die fürstliche Würde, welche er 1803 von Preußen erhalten hatte, ging auf seinen Sohn, Friedr. Herm. Anton über, welcher 1874 starb.

ließ den Tonbildner durch Hofrath Bernhard fragen, ob er nicht den 50 Dukaten einen königlichen Orden vorzöge. Unverzüglich antwortete Beethoven: Fünfzig Dukaten! — Schindler bemerkt dazu: „Der arme, schwer bedrängte Meister war des baaren Geldes so sehr bedürftig, und man offerirte ihm ein Ordensband auf den Noth! Ich war Zeuge dieses Vorfalls. Kaum hatte der Kanzleidirector das Zimmer verlassen, als der aufgeregte Beethoven sich in sarkastischen Bemerkungen über das Jagen nach Ordensbändern ausließ, die nach seinem Dafürhalten meistens auf Kosten der Heiligkeit der Kunst erobert seien.“

Uebrigens sollte Beethoven später diese Anschauungsweise mit einer nicht unerheblich anderen vertauschen.

Bald indeß scheint es Beethoven leid geworden zu sein, seinem Herzen in dieser Weise Luft gemacht zu haben. Das beweist ein kurz darnach erlassener Brief an Anton Schindler, dessen Anfang also lautet:

„Papageno, sprechen Sie nichts, was ich von Preußen sprach. Es ist gar nichts darauf zu halten, nur Martin Luthers Tischreden gleichzustellen. Ich ersuche meinen Bruder ebenfalls, das Schloß nicht abzulegen und nichts unter oder ober der Selchwurfsgasse hören zu lassen“. (Nohl: Briefe Beethovens, 1865; Nr. 255).

Nebenbei sei bemerkt, daß bei Gelegenheit dieser Messen-Begebenheiten unsern Meister die bedeutungsvollste Auszeichnung widerfuhr, die sein gesamntes Kunstleben aufzuweisen hat. Dies geschah leider durch keinen Deutschen, sondern durch Ludwig XVIII. von Frankreich — Ihre seinem Angebenken! Der erste Kämmerer des Königs, Herzog d'Anglès, meldete in den schmeichelhaftesten Ausdrücken, daß Se. Majestät dem Künstler eine goldene Medaille mit ihrem Brustbilde als Subscriptionspreis für die Missa zu verehren geruht habe. Dieses Ehrengeschenk hatte ein Gewicht von 21 Louisd'or und trug auf der Avers-Seite die Inschrift „Donné par le Roi à Monsieur Beethoven“. Diese Auszeichnung verfehlte wahrlich nicht, den leidenden, tief gekränkten Meister wieder aufzurichten.

Andererseits offenbarte der arg geplagte Meister doch auch eine gewisse Saumseligkeit in der Erfüllung der übernommenen Verpflichtungen. Das geht insonderheit aus der Correspondenz mit der Kanzlei des Fürsten A. von Radziwill in Berlin hervor. Die königliche Bibliothek daselbst besitzt unter zahlreichen Beethoven-Reliquien auch aus dem Jahre 1824 zwei Originalbriefe aus Berlin vom 28. Juni und 3. August, welche der Secretär des Fürsten, Namens Krause (oder Krants?) an Beethoven richtete. Den zweiten theile ich hier mit:*)

*) Mit besonderem Vergnügen hebe ich bei dieser Gelegenheit die außerordentliche Freundlichkeit und das Entgegenkommen des Herrn Dr. Koppermann, Custos der musikalischen Abtheilung der königl. Bibliothek hervor, durch welche es mir möglich wurde all die dort reichlich vorhandenen Beethoven-Schätze eingehend zu studiren. Zu meiner Freude nehme ich so wahr, daß ein fortgesetztes Studium, namentlich der vielen

„Hochwohlgeborener Herr!

Hochgeehrter Herr Kapellmeister!

„Ew. Hochwohlgeboren ist es noch immer nicht gefällig gewesen, mir auf meine beiden ergebenen Schreiben vom 6. April und 28. Juni zu antworten, und ich bin daher immer noch nicht mit Nachricht darüber versehen, ob Sie die fünfzig Dukat, die ich Namens Sr. Durchlaucht des Fürsten Anton Radziwill Ihnen zu übersenden die Ehre hatte, empfangen haben oder nicht? Seine Durchlaucht sind gestern hier angekommen und haben, als ich ihm heute aufwartete, sogleich nach Ihrer Messe gefragt.

„Ew. Hochwohlgeboren bitte ich daher so dringend als ergebenst: mich doch nur mit einem paar Worten von dem Empfange des Geldes zu unterrichten, und, wenn es sein kann, mir die Messe zu überschicken, oder mich wenigstens zu benachrichtigen, wann der Fürst sich darauf Rechnung machen darf.

Genehmigen Sie die Versicherung der größten Hochachtung, mit der ich die Ehre habe zu sein

Ew. Hochwohlgeboren ganz ergebenster

Krause (?)

Berlin, den 3. August 1824.“

Zur Entschuldigung Beethovens muß jedoch betont werden, daß die schlechten Copieen der Messe die Schuld an dieser Saumseligkeit trugen.

Weit ungeduldiger erwies sich ob solcher Saumseligkeit von Seiten Beethovens der Fürst von Hatzfeld, als Vertreter des Königs Friedrich Wilhelm III., was aus folgenden Bemerkungen im Conversationshefte, vom Sommer 1823 hervorgeht (Heft Nr. 90; aus Hagenborff, einer der beliebtesten Sommerfröhen für Beethoven). Da heißt es auf Blatt 24 b (von Schindlers Hand):

„Fürst Hatzfeld war so aufgebracht, daß er den Brief gar nicht lesen wollte, was er am Ende doch that; jedoch hat er mir aufgetragen, Ihnen zu sagen, daß er noch 14 Tage warten wolle, wo er entweder die Messe oder 50 # haben wolle. Die vidimirten Zeugnisse habe ich dort gelesen.“

Doch klärte sich auch diese Wetterwolke zu allseitiger Zufriedenheit auf. Und in diesem Jahre (1823) ebenso wie im folgenden sind die Secretäre des Königs von Preußen ebenso wie die des Fürsten von Radziwill sehr respectvoll bei Beethoven in Wien anwesend und überschütten ihn förmlich mit Huldigungen aller Art. Ich lasse wieder die Conversationshefte reden, welche aus dieser Zeit ein anmuthiges kaleidoskopartiges Bild der ganzen Situation geben.

Im Frühjahr 1823 ist ein Herr Deek*) aus Berlin, wie es scheint,

Conversationshefte Beethovens, noch manches neue Licht für die Erkenntniß des Lebens Beethovens verschaffen wird.

*) Es ist nicht genau ersichtlich, wer dieser Herr Deek ist; da er jedoch im Laufe der Unterhaltung die Firma Duncker & Humblot erwähnt, liegt die Vermuthung nahe, daß er mit derselben und dem bereits früher erwähnten Geh. Cabinetsthathe Duncker im Zusammenhange steht.

als Vertreter des Fürsten von Radziwill bei Beethoven in Lengenborff. Derselbe schreibt unter Anderm Folgendes:

(Blatt 47 a) „Meine große Verehrung für den großen Mann mag zu meiner Entschuldigung dienen, daß ich mich bei ihm selbst introduziere.

„Ich höre, daß Sie bisweilen Teplitz besuchen; sehr glücklich würde ich sein, wenn Sie einen Platz in meinem Wagen dorthin annehmen wollten.

„Ich höre, daß wir uns einer neuen Oper von Ihnen zu erfreuen haben“ *).

(Blatt 47 b) „Einen großen Genuß haben mir die Schuppanzich'schen Quartette gewährt **).

„Ein großer Verehrer von Ihnen ist der Musiklehrer meiner Kinder gewesen, Bernhard Klein aus Köln, erinnern Sie sich wohl seiner — ***)

„Fürst Radziwill spricht noch immer mit dem größten Enthusiasmus von Ihnen.“

(Blatt 48 a) „Könnte ich wohl die Messe aus (?) Berlin mitnehmen?

„Wißleben.

„Wann eher glauben Sie wohl, daß die Messe fertig copirt sein wird.

„Posen wo er Statthalter ist †).

„Sie müßten sich einen Secretär zulegen.

„Werden Sie noch eine Bade-Reise machen.

„Dunker & Humblot Buchhändler.

(48 b) „Staats Rath

„Wißleben der Flügeladjutant des Königs ist großer Musikliebhaber und werden Sie mit ihm am besten auch über Musik componiren können.

„Da Fürst Radzivil nur die Wintermonate in Berlin ist;

Radzivil

im December

hat Faust

von Goethe componirt.“

Herr Deek nimmt mit folgenden Worten vom Meister Abschied:

(Blatt 49 b): „Mendelssohn 12 Jahre alt (??) ††)
verspricht sehr viel — Groß Kind.

„Gott erhalte Sie noch lange der Welt.“

*) Bekanntlich erhielt Beethoven im Jahre 1823 durch den Generalintendanten Grafen M. von Brühl den Auftrag, eine Oper für das Berliner Hoftheater zu schreiben. Es sollte jedoch, obwohl es gern acceptirt war, zu keiner zweiten Oper im Leben Beethovens kommen. Das Hierhergehörige habe ich ausführlich dargestellt in meinem Aufsatze „Fidelio-Aufführungen“ in der Berliner Wochenschrift „Der Bär“ Nr. 28 und 29 des Jahres 1886.

**) Es ist Ignaz Schuppanzigh, der famose Solo-Geiger und Quartett-Anführer, Beethovens „Mylord Falstaff“.

***) Bernhard Klein, geb. 1793 zu Köln, lebte seit 1817 in Berlin, ward daselbst Universitäts-Musikdirector. Der Componist der Oratorien „Hiob“, „David“, „Jephthah“ u. s. w. starb in Berlin am 9. Septbr. 1832. Es ist nirgendwo bekannt gegeben, daß Beethoven ihn persönlich gekannt hätte.

†) Nämlich der Fürst von Radziwill.

††) Felix Mendelssohn war in dem Jahre 1823 über 13 Jahre alt.

III.

Sichtlich des Fürsten von Radziwill verdient auch noch der Umstand hervorgehoben zu werden, daß der Fürst und Beethoven in gewisser Beziehung als Rivalen anzusehen sind. Bekanntlich nährte auch Beethoven lange die Idee, Goethes „Faust“ in Musik zu setzen; ja, diese Aufgabe erschien ihm sogar einige Zeiten hindurch als „das Höchste in der Kunst“, wie er sich einmal ausdrücklich gegen Friedrich Rochlig, den seiner Zeit berühmtesten Musikschriftsteller, ausgesprochen hat. Die Conversationshefte des Jahres 1823 enthalten ebenfalls Anspielungen darauf, die der Besuch des Berliner Concertmeisters K. W. Henning*) hervorlockte. Der Concertmeister überbringt Empfehlungen von dem uns bereits bekannten Geh. Cabinetstathe Dunder und weiß vor Beethoven noch allerlei interessante Dinge auszuframen.

Der Besuch Hennings bei Beethoven ist in zwei verschiedenen Conversationsheften des Jahres 1823 aufgezeichnet, die — wie es den Anschein hat — doch wohl gleichzeitig benutzt worden sind. Es sind dies die auf der Bibliothek mit Nr. 84 (42 Blatt), vom Ende des Jahres 1823, und mit Nr. 66 (44 Bl.), vom November 1823, bezeichneten Hefte. Da es sich dabei offenbar nur um einen einzigen Besuch Hennings handelt: so gehören die hierauf bezüglichen Parteen beider Hefte auch zusammen.

Ich lasse erst Einiges aus Hest 84 (vom Ende 1823) folgen.

Der Geiger Schuppanzigh spricht:

(Blatt 5 b) „Der preussische Concertmeister Henning wünscht seine **) Bekanntschaft zu machen.“

Dann Henning also:

Schon längst habe ich mir die Ehre Ihrer großartigen Bekanntschaft gewünscht, indem ich als Geiger sowohl wie als Conserer zu Ihren zahllosen Verehrern gehöre, jetzt, da ich die Musik-Direction (Blatt 6 a) des in Berlin neu zu eröffnenden Theaters übernommen habe, glaube ich die Eröffnung desselben nicht würdiger stellen

*) Karl Wilhelm Henning, tüchtiger Violinkünstler und Dirigent ist am 31. Janur 1784 zu Berlin geboren, concertirte öffentlich, ward 1811 Kammermusiker der Hofcapelle und seit 1822 königl. Concertmeister. Henning war auch eine Zeit lang Musikdirector des neuen königlichen Theaters; 1833 wird er Mitglied der eben errichteten musikalischen Section der Akademie der Künste, 1836 königl. Musikdirector und im Jahre 1840 von Friedr. Wilh. IV. zum königl. Capellmeister ernannt bald darauf auch Ritter des rothen Adlerordens. Im Jahre 1848 ward er bei Gelegenheit seines 50jährigen Dienstjubiläums ehrenvoll pensionirt. Henning starb im April 1867 zu Berlin. Er hat außer einer Oper die Musik zu 30 Dramen und zu 2 Ballets componirt, dann Cantaten, Gefänge und besonders noch viele Kammermusikwerke.

**) Wenn der wohlbeleibte Ignaz Schuppanzigh hier nur keinen Sprachschneider begangen hat, dürfte Mancher ausrufen. Doch der Wahrheit die Ehre. Die Conversationshefte machen es unzweifelhaft, daß Beethoven und Schuppanzigh sich gegenseitig mit „Er“ anredeten; sie erzten sich.

zu können, als wenn ich Sie ersuche, uns Ihren Prolog für das Josephstädtische Theater mittheilen zu wollen.

„Mir wäre es nur um die Musik zu thun, indem unser Theaterdichter die nöthigen Veränderungen machen wird.

„Hr. Beethmann *) aus Berlin hat die Direction dieses neuen Theaters, er ist (6 b) diesen Augenblick hier und wünscht mit Ihnen über diesen Artikel zu sprechen.

Ich hoffe Ihre Musik so gut auszuführen, wie es Ihrer Muse würdig ist.“

Dann folgt noch vielerlei über die Oper in Berlin, endlich noch der Satz:

„Bethmann ist ein sehr charmanter Mann, der sich ohnmöglich die Freude versagen kann, Ihre verehrliche Bekanntschaft zu machen.“

Der in diesen Aufzeichnungen erwähnte „Prolog für das Josephstädtische Theater“ ist nichts Geringeres als die große Ouvertüre „Zur Weihe des Hauses“ (op. 24), womit es folgende Bewandniß hatte.

Im Jahre 1822 übernahm der mit Beethoven befreundete Volksdramatiker Karl Friedr. Hensler, zur Zeit Director der vereinigten Theater zu Preßburg und Baden (bei Wien), auch die Direction des Josephstädter Theaters in Wien, eines Theaters, welches einen universellen Charakter an sich trug. Hensler ist der Verfasser vieler Volksstücke, als da sind: „Der Alte überall und nirgends“, „Das Donauweibchen“, „Rinaldo Rinaldini“, „Der Teufelsmüller“, „Der Feige von Vomsen“ 2c.**) Hensler ließ nun ein ganz neues Theater errichten, zu dessen Einweihung der Vorabend des Namensfestes des Kaisers, der 3. October des Jahres 1823 festgesetzt wurde. Zum Festspiele erkor man Kogebues „Ruinen von Athen“ mit der Beethoven'schen Musik aus, dasjenige Stück, welches bereits im Jahre 1812 zur Einweihung des Pesther Theaters glücklich gedient hatte. Jetzt nun mußte Dichtung und Musik eine Neugestaltung erfahren. Den Text von Kogebue hatte der beliebte Wiener Volksdichter Carl Meisl umzubilden, ihn besonders den ganz heterogenen Theater- und Stadtverhältnissen zu accommodiren. Beethoven freilich war mit Meiss's Verkunst und Gestaltungskraft sehr wenig zufrieden. Seinen Zorn gegen den Volksdichter Meisl entlud der Tondichter durch das bekannte schlagende Epigramm: „Zum Meißel ist er gut, aber zum Bildner?“ —

Beethoven sollte an der Musik theils Veränderungen vornehmen, theils

*) Heinrich Eduard Bethmann, der Schauspieler, Regisseur und Theater-Director, lebte von 1774—1857; 1794 ward er an der königl. Bühne in Berlin angestellt, welche er jedoch nach dem Tode seiner hochberühmten Gattin, der Schauspielerin und Opernsängerin Friederike Auguste Konradine B., geb. Flittner, im J. 1815 verließ, um nach einander die Regie des Königsstädter Theaters, dann die Direction des Nacher und Magdeburger Theaters zu bekleiden u. s. w. Bethmann starb in Halle.

**) All dieses erzählt ebenso eingehend als interessant der Beethovenbiograph Anton Schindler (II. Band, III. Auflage, S. 5 ff.).

Neues hinzufügen. Aber diese Gelegenheit sollte als sogenannte „Gelegenheits-Composition“ eines der hervorragendsten Werke des Meisters zeitigen, eben die große, im fugirten Stile componirte Ouvertüre „Zur Weihe des Hauses“ (op. 124) oder, wie sie ursprünglich hieß „Zur Weihe des Tempels“. Gemäß der Würde des Kunst-Ereignisses sollte eine ganz neue Ouvertüre entstehen, weil die ursprüngliche „Einleitung“ zu den „Ruinen von Athen“ als zu leicht und unbedeutend für diesen hohen Zweck befunden worden war. Trotz der dabei zu Tage tretenden vielen Aergernisse, Kümmernisse und vielfältigsten Jornesentladungen glückte das Ganze doch vortrefflich, und — das ist hier mit Behmuth festzuhalten — Beethoven konnte trotz seines sehr arg vorgeschrittenen Gehörleidens doch noch zum letzten Male am Piano die Ober-Leitung eines derartigen Kunstabends glücklich durchführen, wobei ihn Capellmeister Franz Gläser, nachmaliger Hofcapellmeister in Kopenhagen und Anton Schindler that kräftig unterstützten.

Nun ist der Inhalt der oben mitgetheilten elliptischen Floskeln aus den Conversationsheften jener Zeit klar. Sowohl Concertmeister Henning als auch Theaterdirector Bethmann, entzückt von dem Erfolge der neuen Tonwerke Beethovens, wollten dieselben, namentlich die machtvolle Ouvertüre „Zur Weihe des Hauses“ in Berlin zur Aufführung bringen. Und so geschah es denn auch.

Sehen wir uns nunmehr die Henning'schen Aufzeichnungen bei Beethoven im Conversationshefte Nr. 66 vom November 1823 an. Da ist also zu lesen:

(Blatt 1 b) „Ich (so. Henning) habe Ihnen sehr viele Empfehlungen von dem Geheimen Cabinetsrath Duncker zu machen.

„Gestern hat Schuppanzigg eines von meinen Quartetten ganz vortrefflich gespielt —

„Wir bleiben noch 10 Tage hier.“

(Blatt 2 a) „Ihre Regierung hat sich leider schon von Alters her in dieser Hinsicht ausgezeichnet, und es ist traurig zu sehen, welche Consequenz sie in dieser Hinsicht behauptet.

„Da ist man in Berlin sehr glücklich, denn wir leben in voller Freiheit, und die Künste und Wissenschaften blühen immer mehr und mehr, und würden noch mehr gedeihen, wenn der Egoismus von Spontinis nicht einen Niegel vorschöbe.“

(2 b) „Den Künstler schmücken nicht Orden, sondern die Kunst“.

Die dazwischengeworfenen Neben Beethovens wird man sich danach leicht ergänzen können und immer auf's Neue erkennen, wie mannigfach belebt, geistvoll all solche Gespräche mit dem „tauben“ Meister geführt wurden. Immer leuchtet fernerhin die Thatsache daraus hervor, daß die Kunst Beethovens in Wien mehr und mehr den fruchtbar nährenden Boden verlor, während sie in Berlin zusehends höher stieg. Das empfand auch Beethoven und richtete in allen wichtigen Kunstmomenten seines fernen Lebens stets sehnsuchtsvoll die Blicke nach Berlin hin, trotz des damals allmächtigen Generaldirectors Spontini.

Im Verlaufe seiner Unterredung kommt Henning (Heft 66) dann wieder auf den Fürsten von Radziwill zu sprechen und sagt:

(Blatt 2b) „Er (sc. Radziwill) ist wechselweise in Berlin und in Posen, wo er Statthalter ist, er spielt Ihre Quartetten vortrefflich, wir haben manche Stücke 2 bis 3 Mal mit einem immer erhöhten Vergnügen bei ihm gespielt, zuweilen bis 3 Uhr die Nacht.

„Er hat mehrere Scenen aus Goethes Faust sehr glücklich für Orchester bearbeitet.

„Es wäre sehr schön, wenn Sie diese Idee*) einmal realisiren wollten, und (3 a) ich wünschte, daß Sie die Güte, mir diese und Ihre ganze Ansicht schriftlich mittheilen wollen, damit sie dem Dichter zur Norm dienen.

„Wir haben bey unserm Theater einen sehr talentvollen jungen Dichter**) der gewiß Ihrer Forderung entsprechen wird.

„Man hat sich hier gewundert, wie ein Berliner so musikalisch sein könnte, um ein richtiges Quartett zu schreiben.

(3 b) „Wenn Sie es erlauben, gebe ich mir noch einmal die Ehre, Ihnen meine Aufwartung zu machen, und hoffe, daß Sie mir alsdann Ihre Ideen über den Faust mittheilen werden.“

Freilich dachte die eigenste Quartettgenossenschaft Beethovens von Hennings Quartettcomposition nicht sonderlich hoch, denn Schuppanzigh, der Quartettkünstler par excellence, schreibt ganz unverblümt vor Beethoven in eben dieser Zeit noch einige Worte über den Berliner Concertmeister auf, die ihn als Menschen ebenso hoch, wie als Componisten tief stellen. Da steht denn also im Conversationshefte Nr. 82 (vom Ende 1823) auf Blatt 1 b Folgendes von Schuppanzigh's Hand:

„Hennig ist in Berlin bekannt als ein sehr rechtschaffener Mensch.

„Seine Composition ist nicht schlecht, jedoch von vernünftig ist keine Rede.“

Die vorhandenen Conversationshefte geben keinen Aufschluß darüber, ob Henning noch einmal von Beethoven empfangen wurde oder nicht.

Damit verlassen wir diesen Berliner Tonkünstler. Bevor wir nun auch den Fürsten von Radziwill verlassen, sei hinsichtlich der Beziehungen zwischen demselben und Beethoven noch bemerkt, daß gerade die Begeisterung dieses Fürsten auch den russischen Fürsten von Gallizin zu einem der merkwürdigsten Bewunderer der Beethoven'schen Titanengröße entwickeln half. Im Jahre 1824 nämlich war Fürst von Radziwill, wie wir bereits wissen, in Petersburg. In diesem Jahre schreibt denn der enthusiastische Boris von Gallizin an Beethoven: „Fürst Radziwill, auch ein Bewunderer Beethovens, sei von Berlin eingetroffen und habe das Vergnügen genossen, bei der Aufführung der Messe gegenwärtig zu sein.“ (Vgl. L. Nohl, Leben Beethovens III, 510).

Hieraus begreifen wir, daß der Fürst von Radziwill gleich nach seiner

*) Das heißt, ebenfalls Goethes Faust in Musik zu setzen.

**) Concertmeister Henning mag hier den musikalischen Dichter Ludwig Kellstab im Sinne haben, der seit 1823 wieder in Berlin sein Domicil hatte; die Redaction der Voss. Zeitung übernahm dieser erst im Jahre 1826.

Rückkehr aus Petersburg seinen Secretär Krause, wie oben erzählt worden ist, eifrig nach der Beethoven'schen Messe fragen mußte. Das war von reinsten Kunstbegeisterung dictirt. Auch schreibt jener russische Fürst einmal: „Er und Radziwill spielten ewig Beethoven'sche Compositionen.“

In den geistesvornehmen Kreisen Berlins ward des Fürsten von Radziwill großes Musiktalent unumwunden anerkannt. So enthalten die Barnhagen'schen Denkwürdigkeiten*) in einem Aufsatze „Der Salon der Frau von Barnhagen, Berlin, im März 1830“ von einem ungenannten Autor über diesen Fürsten Folgendes: „Frau von Barnhagen sagte, ich sei ihr als ein Musikfreund empfohlen, und freute sich, daß ein paar schöne Stimmen sich zum Abend bei ihr angesagt, auch würde vielleicht Fürst Radziwill kommen, der jede Gelegenheit, Musik zu hören und zu üben, gern wahrnehme; er sei der größte Musikfreund, den sie je gesehen, er übertreffe darin weit den berühmten Fürsten Lobkowitz**), der freilich größere und lärmendere Mittel aufzubieten gehabt; aber Radziwill's Leidenschaft sei ernster und tiefer, und seine Compositionen zu Goethes Faust reichten ihn den großen Meistern an.“

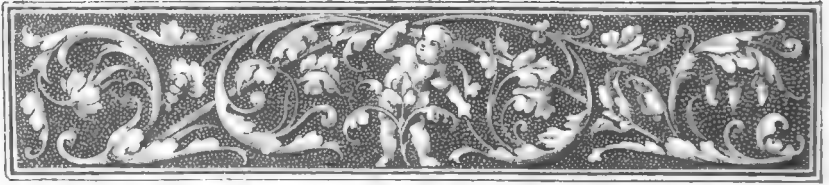
Beethovens Verhältniß zu dem in Berlin residirenden Fürsten von Radziwill blieb rein, ungetrübt. Wie sehr man in weiteren musikalischen Kreisen die gegenseitige Hochschätzung dieser beiden Geister zu würdigen verstand, kann auch noch daraus ersehen werden, daß die „Schottischen Lieder“ Beethovens, die derselbe im Jahre 1815 mit Begleitung des Claviers, der Violine und des Violoncell's (op. 108) bearbeitete, späterhin nach Beethovens Tode, vom Verleger der Gesänge, vom Herrn M. Schlesinger aus Berlin, aus eigenem Antriebe dem Fürsten N. von Radziwill gewidmet wurden.

Anders gestaltete sich das Verhältniß zu „Monseigneur le Prince Nicolaus Boris de Gallitzin“. Denn durch diesen erwuchsen unserem Meister viele Mißhelichkeiten.

*) R. A. Barnhagen von Ense: Denkwürdigkeiten und Vermischte Schriften Band VIII. S. 589/599. 1859; herausgegeben von Ludmilla Assing.

**) Der hier erwähnte Fürst von Lobkowitz gehörte in Wien zu der berühmten Trias (Lobkowitz-Rinsky-Rudolph), welche die äußere Lage Beethovens sicher zu stellen wußte; er gehörte überhaupt zu den eifrigsten Verehrern und Förderern des Beethoven'schen Tongeniuss. Diesem Fürsten sind u. A. folgende hervorragende Ton-schöpfungen des Meisters gewidmet: Sinfonia eroica (op. 55); die Symphonie in C-moll (op. 67) und die Symphonie pastorale (op. 68), woran jedoch beide Male Graf Rasumowsky participirt; die 6 Quartette op. 18 und Quartett in Es (op. 74); das Tripelconcert op. 56; dann noch der Liederkreis „An die ferne Geliebte“ (op. 98).

(Der Schluß folgt im nächsten Hefte.)



Giordano Bruno.

Von

Hedwig Bender.

— Eisenach. —

Seit geraumer Zeit wendet sich das allgemeine Interesse in der gesammten civilisirten Welt in immer steigendem Maße dem großen italienischen Denker und Geisteshelden, dem diese Zeilen gewidmet sind, zu. Bisher war die Größe des außerordentlichen Mannes nur in Fachkreisen recht gewürdigt worden, und sein Name wurde außerhalb derselben kaum jemals genannt. In den lehtvergangenen Jahren aber haben die Ereignisse, die sich in Italien aus Anlaß der beabsichtigten Errichtung eines Giordano Bruno-Denkmal's in Rom abspielten, die unerwarteten Schwierigkeiten, die sich der Verwirklichung dieses Planes entgegenstellten*) und die heftigen Kämpfe zwischen den Anhängern und Gegnern desselben die allgemeine Aufmerksamkeit zu wiederholten Malen auf ihn gelenkt.

Nun wird die Angelegenheit, die so viel leidenschaftliche Aufregung hervorgerufen, bald ihren endgültigen Abschluß finden; nun trennen uns nur wenige Wochen noch von dem Tage, der das viel umstrittene Standbild enthüllt. Je näher aber der entscheidende Augenblick heranrückt, um so nachdrücklicher macht sich auch die Erkenntniß geltend, daß es ein denk-

*) Man erinnert sich, daß der clerikal gesinnte römische Gemeinderath seiner Zeit seine Einwilligung zur Errichtung des Denkmal's verweigerte, ein Vorgehen, das in allen anticlerikal und national gesinnten Kreisen Italiens einen Sturm des Unwillens hervorrief und die Denkmal'sfrage mit einem Schlage zu einer parteipolitischen Frage allerersten Ranges erhob. Bei den Neuwahlen zum römischen Gemeinderath im Herbst 1888 ward dann die clerikal gesinnte Mehrheit desselben durch eine liberal gesinnte, die ohne Zögern ihr Votum zu Gunsten G. Brunos abgab, ersetzt.

würdiges, ein wahrhaft weltgeschichtliches Ereigniß sein wird, das sich an jenem Tage in Rom vollzieht. . . Schon der Platz, für den das Denkmal bestimmt ist, redet eine ergreifende Sprache — denn es ist der alte Kegerverbrennungsplatz, die Stätte, auf der einst Bruno selbst den Feuertod erlitt! Es ist begreiflich, daß das Interesse des großen Publikums sich vorzugsweise nach dieser Richtung wendet, und daß die Theilnahme, die sich in weiten Kreisen für die Persönlichkeit G. Brunos kund giebt, in erster Reihe dem Märtyrer, der für seine Ueberzeugung starb, dem kräftigen und opferfreudigen Manne, den römische Unbulbsamkeit und römischer Fanatismus dem Flammentode überlieferten, gilt. Aber hinter dem Märtyrer und Vorkämpfer der Geistesfreiheit steht doch der Denker, der Philosoph . . . Der Geist der Unbulbsamkeit und des Fanatismus hat zahlreiche gleich beklagenswerthe Opfer gefordert; aber das jammervolle Schicksal dieser Unglücklichen hat nicht verhindern können, daß ihre Namen der Vergessenheit anheim gefallen sind. . . Giordano Bruno ist nicht vergessen worden, so wenig wie Girolamo Savonarola und Johann Huß. Er ist unsterblich, weil seine geistige Bedeutung ihn hoch über die große Schaar jener Namenlosen und freilich auch über die beiden zuletzt Genannten, so bedeutende und außergewöhnliche Erscheinungen sie auch in ihrer Art gewesen sind, erhebt.

Professor Laffon hat unsern Philosophen in einer geistvollen Studie mit Martin Luther verglichen — und wie dieser ist er denn auch thatsächlich ein Erlöser vom Joche der Tradition gewesen; wie dieser hat er kühn und unerschrocken wider alteingewurzelte Mißbräuche und Vorurtheile gekämpft; wie dieser hat er im eminentesten Sinne befreiend und fördernd gewirkt. Nur daß er nicht im Dienste des Glaubens, sondern im Dienste der Wissenschaft stritt; nur daß es ihm nicht bloß um die Erschütterung der geistlichen Autorität und Präponderanz des Papstthums zu thun war, sondern um die Erschütterung der gesammten aristotetisch-mittelalterlichen Auffassungsweise, die damals noch die allgemein herrschende war; um die Befreiung der Geister vom Banne scholastischer Spitzfindigkeit und engherzigster, pseudo-wissenschaftlicher Orthodorie. „Weniger für das Volk, wie die deutsche Reformation und Mystik,“ sagt Carrière von ihm, „mehr für eine Aristokratie der Gebildeten, wie die Cultur der Renaissance überhaupt, trug er die Fackel der Wahrheit.“ Er selbst war eben seiner ganzen Sinnes- und Denkart nach ein echter, wenn auch nachgeborener Sohn und verspäteter Repräsentant jener wunderbaren Zeitpoche, während welcher sich das gesammte Abendland wetteifernd mit dem Geiste antiker Bildung zu durchbringen strebte; er selbst hatte sich durch das Studium antiker Denker und Dichter und zugleich auch durch dasjenige des Kopernikus zu einer großartig freien und weitherzigen Welt- und Lebens-Anschauung erhoben.

Mit dieser aber stand er, der um die Mitte des 16. Jahrhunderts geboren war, unter seinen Zeitgenossen fast allein. Denn in jener Periode des gewaltigsten Glaubenskampfes, in der die gesammte abendländische

Christenheit in zwei feindliche Heerlager gespalten erschien und der protestantisch-germanische Geist gewaltsam nach Befreiung vom Joch des alten Kirchenwesens und des unfehlbaren Papstkönigs rang — in jener Periode dogmatisch-kirchlicher Streitigkeiten war naturgemäß für einen freien, kühnen und selbständig denkenden Geist wie den Giordano und für eine Weltanschauung, die die confessionellen Grundlagen des Protestantismus ebenso gut wie diejenigen des Katholicismus tief unter sich gelassen hatte, kein Raum. Dieser innere Gegensatz, in welchem Giordano Bruno zu dem Geiste seiner Zeit und Umgebung stand, ist ihm verhängnisvoll geworden; er war es, der ihn friedlos und rastlos machte und der sein ganzes Dasein zu einem einzigen unausgesetzten Kampfe gestaltete, in dem er Heimat und Vaterland und am Ende auch Freiheit und Leben verlor.

Doch nicht von den persönlichen Schicksalen des großen Mannes soll an dieser Stelle die Rede sein*), auch nicht von seiner dichterischen Be-

*) Nur kurz gebe ich hier für Diejenigen, denen dieselben erwünscht sein sollten die wesentlichsten biographischen Daten. G. Bruno wurde 1548 zu Nola in Campanien geboren. Er trat in seinem 15. Lebensjahre zu Neapel in den Dominikanerorden ein, erlangte 1572 die Priesterweihe, mußte aber 1576 seiner freisinnigen Anschauungen wegen aus dem Kloster entweichen und flüchtete, da er sich in Italien nicht mehr sicher fühlte, bereits 1578 nach Genf. Von da an führte er 12 Jahre lang ein unstätes Wanderleben, das ihn von Genf zunächst nach Frankreich und England, dann abermals nach der französischen Hauptstadt und dann auf mehrere Jahre nach Deutschland trieb. Von der Feindschaft engherziger kalvinischer Theologen und erbitterter scholastischer Gegner fast ebenso sehr wie vom Hass der römischen Kurie verfolgt, vermochte er nirgend eine dauernde Heimstätte zu finden. Gleichwohl feierte er in Paris (1580—83) und London (1583—85) großartige Triumphe; die Gunst König Heinrichs III. und der großen Königin Elisabeth sowie diejenige anderer ausgezeichneten Persönlichkeiten genoß er in hervorragendem Maße, und nicht bloß in Toulouse (1578—80), Paris und Oxford, sondern auch in Wittenberg (1586—88), in Helmstedt (1589—90) und schließlich auch in Zürich und Padua (1592) lehrte er zum Theil mit außerordentlichem Erfolge an den Hochschulen. Vorübergehend hat er sich auch in Prag aufgehalten (1585), wo er Kepler und Tycho de Brahe kennen lernte und die Gunst Kaiser Rudolfs II. (wie nachmals in Helmstedt diejenige des freigedankten Herzogs Julius) errang. Von Sehnsucht nach seinem Vaterlande getrieben, folgte er 1591 von Frankfurt a./M. aus der Einladung eines jungen amerikanischen Edelmanns nach Venedig. Hier fiel er im Mai 1592 der Inquisition in die Hände, die ihn während einer achtfährigen qualvollen Kerkerhaft vergebens zum Widerruf seiner Lehre zu bestimmen versuchte und ihn endlich (am 17. Februar 1600) auf dem Campo dei fiori in Rom als Keger verbrannte.

Unter seinen philosophischen Schriften sind am bedeutendsten die geistvoll geschriebenen italienischen Dialoge: „Das Aschermittwochsgastmahl“, „Von der Ursache, dem Princip und dem Einen“, „Vom Unendlichen, dem All und den Welten“, „Die Austreibung der herrschenden Bestie“ und das Buch vom „heroischen Enthusiasmus“ (sämmlich in London erschienen), sowie die lateinisch geschriebenen Lehrgebäude: „Vom dreifachen Kleinsten und dem Maß“, „Von der Einheit, der Zahl und Figur“ und „Vom Zahllosen und Unermeßlichen oder dem All und den Welten“, die 1591 in Frankfurt veröffentlicht wurden. Außerdem gab er (in Paris) ein Lustspiel „Der Richterzieher“, ferner eine ganze Reihe mehr oder minder bedeutender Schriften über die Gedächtniskunst des Raimundus Lullus heraus.

gabung, sondern lediglich von seiner Stellung im Reiche der Wissenschaft, lediglich von seiner Bedeutung für die Philosophie. Diese läßt sich in kurzen Worten dahin charakterisiren, daß die moderne wissenschaftliche Forschung in ihm einerseits den gewaltigsten und begeistertsten Vorkämpfer und genialsten Fortbildner der kopernikanischen Lehre, andererseits den Wiedererwecker des großartigen, im klassischen Alterthum bereits mächtig wirksamen Alleinheitsgedankens und damit den Begründer des modernen Pantheismus erkennt. Durch eben diese Momente ist er der Vorläufer von Spinoza und Leibniz geworden und nimmt eine „wahrhaft centrale“ Stellung fast der gesamten neueren philosophischen Wissenschaft gegenüber ein*).

Seine nahe Beziehung zu den genannten beiden Denkern macht übrigens die Persönlichkeit Giordano Brunos uns Deutschen noch ganz besonders interessant. Denn durch dieselbe ist er zugleich in die intimste Beziehung zu dem gesamten deutschen Geistesleben der folgenden Jahrhunderte getreten und hat die Entwicklung und Ausgestaltung desselben sowohl auf wissenschaftlichem wie auf literarischem Gebiete in hervorragender Weise mit bestimmt. Nirgend nämlich sind die zahlreichen genialen und hochbedeutenden Anregungen, die von ihm ausgegangen sind, auf so fruchtbaren Boden gefallen, wie gerade in unserm Vaterlande; nirgend auch hat der pantheistische Grundgedanke seiner Lehre so tiefe Wurzeln geschlagen und einen so mächtigen Einfluß auf die führenden Geister der Nation und dadurch indirect auf weite Kreise des gebildeten Publikums erlangt, wie in Deutschland.

Uebrigens stehen die erwähnten beiden Seiten seiner wissenschaftlichen Wirksamkeit bei Giordano Bruno selbst im innigsten Zusammenhange. Denn der Eindruck, den die Lectüre des kopernikanischen Hauptwerkes auf ihn hervorbrachte, war mit bestimmend für die Richtung, die sein gesamntes speculatives Denken in der Folgezeit einschlug und demnach auch mit bestimmend für die Ausgestaltung seiner großartigen einheitlichen Philosophie. Allerdings hat er als echter Sohn der Renaissance in erster Reihe aus antiken Geistesquellen geschöpft; seine Lehre geht ihrem wesentlichen Grundgedanken nach einerseits auf die Lehre der Eleaten (insbesondre des Parmenides) von dem einen schlechthin unveränderlichen absoluten Sein, andererseits auf Heraklits allwaltenden göttlichen Feuergeist und endlich auf die pantheistische Alleinheitslehre der Stoiker, diese großartigste und geschlossenste Weltanschauung des klassischen Alterthums zurück. Daneben klingt sie freilich auch in mehr oder minder bedeutsamer Weise an die Ideenlehre Platons, an die Zahlenlehre der Pythagoräer und an spätere neuplatonische Lehren, vor allen Dingen an Plotins, des größten Neuplatonikers, Emanationslehre an.

*) Brunnhofer, Giordano Brunos Weltanschauung und Verhängniß. Vorrede, pag. IX.

Aber der Keim, der solchergestalt durch das Studium antiker Denker in seine Seele gelegt worden war, sollte doch erst zur Entwicklung und vollen Entfaltung kommen unter dem Einfluß des neuen, von der Hand des Kopernikus entzündeten, blendenden Lichtes. Denn erst die Lectüre des 1543 erschienenen großartigen kopernikanischen Werkes „von den Bahnen der Himmelskörper“ war es, die unsern Philosophen seinem eigenen Geständniß nach dem „engen, dunkeln Kerker“ der alten ptolemäischen Anschauungsweise entrückte und ihn mit einem Schlage auf eine bis dahin gänzlich unbekannte und geradezu unerhörte Höhe der Weltbetrachtung erhob.

Bis Kopernikus sie eines Besseren belehrte, hatte die Menschheit ja felsenfest an das alte ptolemäische Märchen von der im Mittelpunkt des Universums ruhenden, von Sonne, Mond und Sternen umkreisten Erde geglaubt. Die Erde bildete nach dieser Auffassungsweise gleichsam den festen Kern der Welt; rings um sie her aber nahm man ein System von concentrisch über einander geordneten, aus festem, aber durchsichtigem Stoff gebildeten, krystallinen Hohlkugeln oder Himmelsgewölben, die man als Sphären bezeichnete, an. Die Erde allein stand still, die Spären aber waren in beständiger, kreisförmiger Bewegung und führten die Gestirne, die an ihnen befestigt waren, in ihrem Umschwung um jene mit sich fort. Die äußerste Sphäre war der Fixsternhimmel, sie bildete gleichsam die äußere Schale der solchergestalt nach außen hin hermetisch abgeschlossenen Welt. Jenseits derselben befand sich das „Empyreum“, das man sich als den Sitz der Gottheit und das Gefilde der Seligen dachte, als das Reich des ewigen, die Welt erhellenden Lichtes.

Diese kindlich naive Anschauungsweise war auf den Augenschein gegründet und schöpfte aus ihm ihre unmittelbare Beglaubigung und ihre die Gemüther gefangen nehmende Macht; sie schloß sich aber auch in der glücklichsten Weise der allgemein herrschenden religiösen Vorstellungsweise an. Gott thronte außerhalb der Welt — das verstand sich bei der Endlichkeit derselben von selbst. Er hatte aber auch die ganze Welt nur um des Menschen willen geschaffen — und eben dies kündigte sich äußerlich durch die Thatsache an, daß Sonne, Mond und Sterne sich in beständigem Kreislauf um den Wohnsitz des Menschen, um die Erde, drehten. Der Mensch war demgemäß der natürliche Endzweck der Schöpfung — alle andern Dinge waren nur um seinetwillen da.

Diese ganze Anschauungsweise erhielt nun durch die Lehre des Kopernikus, daß die Erde sich um die Sonne drehe, einen gewaltigen Stoß. Die allgemeine Bedeutung dieser Lehre bestand vornehmlich darin, daß sie die Herrschaft, die der Augenschein bis dahin über die Geister und Gemüther der Menschen ausgeübt hatte, brach, und dieselben zugleich über den naiv-egoistischen Standpunkt erhob, der Alles auf das eigene Ich bezüglich glaubt. Aber Kopernikus selber blieb auf dem halben Wege stehen. Er hatte die Sonne an Stelle der Erde zum ruhenden Mittelpunkt des Universums gemacht und unser

Planetensystem zugleich für ein System frei schwebender Kugeln erklärt — aber er ließ doch den Fixsternhimmel, der nach der ptolemäischen Anschauungsweise die Welt nach Außen hin abschloß, „gleich den Umfassungsmauern eines Gebäudes, dessen innere Einrichtung nur geändert worden ist,“*) bestehen. Brunos kühner, gewaltig vorstrebender Geist durchbrach auch diese Schranke; er erklärte die Fixsterne für Sonnen gleich unserer Sonne, die von Planeten umgeben seien, wie diese, und frei, wie sie, im unendlichen Raume schwebten; er verkündigte mit einer Kühnheit, die selbst einem Kepler Grauen erregte, sein neues, großartiges Evangelium von der Schrankenlosigkeit des göttlichen Urprincips und der ihr entsprechenden, schließlich Schranken- und grenzenlosen Unendlichkeit der Welt.

„Vor Brunos naturalistischer Erklärung der Himmelserscheinungen,“ sagt Professor Barach (Philosophische Monatshefte, Band XIII, Heft IV und V, S. 195), „zerstört der astronomische Aberglaube schneller als der Schnee in der Sonne. Gefallen sind vor seinen Augen die Schranken der abschließenden Himmel, hinter welchen der „erste Bewegte“ wohnte, von wo aus er der zitternden Menschheit warnende und drohende Zeichen machen konnte. Auch die Schleier der Maja, welche die Natur der überirdischen Phänomene den Blicken der Sterblichkeit verhüllten, sind vor seinem Verstande gelichtet, ehe noch das Fernrohr dem sinnlichen Auge gestattete, in die kosmische Ferne zu dringen, ehe noch durch die Spectral-Analyse das Experiment mit den ‚ewigen Sternen‘ angestellt werden konnte. Die Sterne, lehrt Bruno, sind keine höheren, himmlischen, dämonischen Wesen. Es sind Erden wie unsere Erde, von derselben Gestalt, derselben elementaren Beschaffenheit; es sind Sonnensysteme wie unser Sonnensystem, welche ohne Zahl den unendlichen Weltenraum füllen. Auch die Kometen sind Planeten, Glieder, Theile eines unendlichen Alllebens ohne Grenze. „Blicke hinauf,“ sagt Bruno, „zu andern Sternen, zu andern Welten, und erkenne überall ähnliche und gleiche Wesen; da überall dieselben materiellen Principien und wirkenden Kräfte, dieselben hervorbringenden Vermögen walten, und überall dieselbe Gestalt, dieselbe Bewegung und Ordnung wahrnehmbar ist!“

Damit war aber dem naiven Egoismus, dem man bis dahin in astronomischer wie in metaphysischer Hinsicht gehuldt hatte, der Boden entzogen, damit war die gesammte aristotelisch-mittelalterliche Anschauungsweise, die in der herrschenden Kirchenlehre ihre dogmatische Ausprägung gefunden hatte, theoretisch von Grund aus zerstört. Denn wenn die Welt unendlich ist, so ist kein himmlisches Jenseits mehr denkbar, und für das Gefilde der Seligen sowohl wie für den außermweltlichen Gott-Schöpfer bleibt kein Raum. Und so war denn Giordano Bruno ganz naturgemäß im engsten Anschluß an die Korpernikanische Lehre und durch eine ebenso geniale wie consequente Fortbildung derselben zu seiner großartigen Auffassung der

*) Sigwart, Johannes Kepler. Kleine Schriften. Erste Reihe S. 194.

Gottheit als eines der Welt immanenten, sie in allen ihren Theilen belebenden und beseelenden Principis gelangt; oder — was dasselbe ist — zu seiner erhabenen Vorstellung von der ewigen all-einen Gott-Natur, die ihm zugleich körperlich und geistig, zugleich Universum und Weltgeist in innigster, in Wirklichkeit nicht von einander zu trennender Vereinigung ist.

Dieser Begriff aber ist für ihn im eminentesten Sinne charakteristisch, er bildet den Kern und Stern seines Denkens, den strahlenden Mittelpunkt seiner gesammten Philosophie. Er war ihm aller Weisheit Anfang, wie aller Weisheit letzter Schluß. „Diejenigen Philosophen,“ sagt er im fünften Dialog seines Buchs „della causa“ geradezu, „haben ihre Freundin, die Weisheit gefunden, welche diese (nämlich die höchste, vollkommene) Einheit gefunden haben. Denn Weisheit, Wahrheit, Einheit sind durchaus eins und dasselbe.“ Trotz alledem ist er nicht zu einer durchaus präcisen, jede Zweideutigkeit ausschließenden Fassung und Ausgestaltung des Alleinheits-Begriffes gelangt. Bald scheint es, als ob er seine Gottheit persönlich, und bald wieder, als ob er sie unpersönlich denke, bald, als ob er sie schlechtweg mit der Natur oder wohl gar (wie ein echter Materialist) mit der Materie als solcher identificire, bald wieder, als ob er annehme, daß sie über der Natur stehe und gebietend über ihr walle. Bald versichert er uns, daß die Weltseele sich in allen Dingen finde und in gewissen Abstufungen die ganze Materie erfülle und durchdringe*); bald wieder sagt er uns, daß sie sich zugleich als äußere, von der Gesamtheit der Dinge verschiedene, sie lenkende und leitende Ursache zu ihr verhalte**); bald erklärt er mit Entschiedenheit, daß es nur eine ewige und universelle Einheit gebe, und daß außer ihr nichts sei, weil sie selbst Alles sei und Alles in Allem erfülle***); bald wieder sieht er im Universum nur ein „Abbild“ des göttlichen „Urbilds“, nur ein „Schatten“ der „Unwirklichkeit“ und des „Unvermögens“, und Gott wird ihm zum „Baumeister“ seines „herrlichsten Werkes“, der Welt†). So wird man Brunnhofer beipflichten müssen, wenn er behauptet: Bruno's Gotteslehre „schillere zwischen Theismus und Pantheismus, zwischen Transcendenz und Immanenz.“ Er hat in der That den Dualismus der aristotelisch-theistischen Auffassungsweise noch nicht ganz überwunden, neigt aber doch unverkennbar vorwiegend nach der pantheistisch-monistischen Seite hin.

Dieses ganze eigenthümliche Verhältniß aber hat meines Erachtens lediglich darin seinen Grund, daß für ihn der Begriff der wesentlichen Gleichartigkeit aller Dinge mit dem der Wesenseinheit alles Seienden verschmolz. Beide Begriffe bezeichnen jedoch in Wahrheit etwas ganz Ver-

*) Von der Ursache, dem Princip und dem Einen, übersetzt von A. Laffon, S. 61.

**) Ebendasselbst S. 55.

***)) Ebendasselbst S. 124 u. 122.

†) Ebendasselbst S. 56.

verschiedenartiges und sind daher streng von einander zu trennen. Der Begriff der wesentlichen Gleichartigkeit aller Dinge nämlich führt zu der Annahme wesentlich gleichartiger Urbestandtheile derselben, oder, was dasselbe ist, zu der Annahme einer allen Dingen gleicherweise zu Grunde liegenden durchaus homogenen Urmaterie (oder Ursubstanz); der Begriff der Wesenseinheit alles Seienden dagegen führt zu der Annahme eines alle Einzel Dinge in sich befassenden All Dinges, d. i. zu dem Begriff des All-Organismus, zu der Vorstellung einer, als ungeheure organische Einheit zu denkenden Welt. Die „Welt“ ist demnach eine reale, concrete Einheit, „die Materie“ aber ist eine bloß gedachte, begriffliche Einheit, weil man durch den Materiebegriff ja eben nur die **Totalität** der materiellen Urelemente ohne Rücksicht auf die realen Beziehungen, die zwischen denselben bestehen, und also nur die wesentliche Gleichartigkeit aller dieser Urelemente und nicht ihre wesentliche Einheit denkt. Die Materie als solche ist also ein bloßes Abstractum und bleibt dies auch dann, wenn man sie nicht nur als beharrliches Substrat alles Körperlichen, sondern, wie Bruno durch seinen Substanzbegriff that, zugleich als den Inbegriff aller in der Natur wirkenden (mechanischen wie geistigen) Kräfte erkennt. Eben deshalb kann es auch nicht fehlen, daß die Gottheit, sofern man sie in irgend einer Weise mit der Urmaterie identificirt, ebenfalls als ein bloßes, aller concreten Wirklichkeit und persönlichen Individualität ermangelndes Abstractum erscheint. Dies ist nun bei Bruno thatsächlich gelegentlich der Fall. Daraus folgt aber noch keineswegs, daß Bruno selbst sich unter seinem alleinigen Urwesen nichts weiter als solch ein schattenhaftes, jeder realen Existenz ermangelndes Abstractum gedacht habe. Dieser Annahme widersprechen im Gegentheil zahllose Stellen, sowie der gesammte, durch und durch religiöse Grundton seiner philosophischen Schriften. In seinen Augen ist seine Ursubstanz vielmehr zweifellos ein durchaus reales, ja ein sogar in höherem Sinne als die uns bekannten Einzel Dinge wirkliches, ein absolut unwirkliches, concretes Wesen oder Ding. Denn er hat ja nicht nur die wesentliche Gleichartigkeit, sondern vielmehr in erster Reihe die Wesenseinheit aller Dinge gelehrt und demgemäß offenbar in seiner Ursubstanz die reale concrete Verkörperung dieser **beiden** Begriffe, die ihm beständig in **einen** zusammenfließen, erblickt. Lediglich deshalb, weil ihm bei seiner Vorstellung des alleinigen Wesens beständig jene beiden Begriffe vorzuweben, sah er sich meines Erachtens auch zu der widerspruchsvollen Annahme eines von der Welt verschiedenen Urbildes derselben (von dem jene nur ein Spiegel oder Abbild sein sollte) gedrängt. Das Weltall als solches nämlich ist die reale, concrete Verkörperung der Wesenseinheit aller Dinge. Es ist aber eben deshalb nicht die Verkörperung der wesentlichen Gleichartigkeit alles Seienden, da es ja die ganze Fülle verschiedenartiger Einzelercheinungen als solche einschließt, während der abstracte Begriff der wesentlichen Gleichartigkeit gerade

dadurch, daß wir in Gedanken von aller Verschiedenartigkeit des realen Einzelseins **abstrahiren**, entsteht. Sollte das all-eine Urwesen demnach als ein durchaus homogenes, jede Verschiedenartigkeit von sich ausschließendes gedacht werden, so konnte es unmöglich mit dem Weltganzen als solchem identificirt werden: diese Erkenntniß war unabweislich und drängte Bruno mit innerer Nothwendigkeit zu seiner Annahme eines ewigen, urwirklichen Urbilds des universalen Abbilds hin. Es ist denn auch durchaus diesem Gedankengang angemessen, wenn er annimmt, daß dieses Urbild die ganze unendliche Fülle der Einzelercheinungen, die wir im Universum in „realer Besonderung und Entfaltung“ neben- und nach einander erblicken, noch unentfaltet in einer jede Vielheit und Verschiedenheit von sich ausschließenden Einheit enthält. *)

Dieses urwirkliche Urbild des Universums ist aber naturgemäß, da es zugleich concrete und abstracte Elemente in sich birgt, ein sehr dunkles, räthselhaftes und widerspruchsvolles Ding. Man darf dabei nicht etwa an ein göttliches Urwesen im gewöhnlichen Sinne denken, denn Brunos „Urbild“ ist nicht etwa ein rein geistiges Wesen, sondern, wie er nicht müde wird zu wiederholen, eine ebenso wohl materiell wie kraftvoll wirkend zu denkende Substanz. Es existirt auch nicht außerhalb der Welt, sondern innerhalb derselben, wenn schon es in ihr eine Art von Sonder-Dasein zu führen scheint, ähnlich wie seiner Meinung nach die menschliche Seele im menschlichen Leibe.

Es bildet den „allgegenwärtigen Mittelpunkt des Universums“ — es leitet und regiert dasselbe ähnlich wie der Steuermann das von ihm gelenkte Schiff. **).

Es ist in seinen Augen ein lebendiger ewiger Urquell der Erscheinungswelt und als solcher zugleich die Quintessenz der wahren Wesenheit aller Dinge ***).

Eben deshalb ist meines Erachtens auch Moritz Carrière durchaus im Recht, wenn er in der Bruno'schen Ursubstanz, so wie Bruno selbst sie sich dachte, ein individuelles, lebensvolles, sein selbst bewußtes Wesen und also ein im höchsten Sinne göttliches Urwesen erkennt.

*) In dieser ganzen Auffassungsweise tritt die Nachwirkung der Platonischen Ideenlehre, die auch auf Brunos Erkenntnistheorie von bestimmendem Einfluß war, in unzweideutiger Weise hervor.

**) „Von der Ursache, dem Princip und dem Einen“, übersetzt von M. Laffon S. 55.

***) Es ist Materie und Kraft zugleich, aber es ist beides nicht in dem gewöhnlichen Sinne. Denn aus dem, was wir gemeinlich durch das Wort „Materie“ bezeichnen, aus dem bloß gedachten Inbegriff alles Ausgedehnten, der als solcher von allen bestimmten Arten und Formen der Ausdehnung absteht, ist bei Bruno ein reales materiales Urprincip geworden, das als solches überhaupt keinerlei Ausdehnung besitzt, gleichwohl aber alle erdenkbaren Arten und Formen der Ausdehnung der Anlage nach und gleichsam im Keime in sich enthält. Und in ganz analoger Weise erscheint in der alleinigen Ursubstanz der bloß gedachte Inbegriff aller wirkenden Kräfte, der im abstracten „Kraftbegriff“ seinen idealen Ausdruck findet, in einen realen Urquell aller Kräfte verwandelt, in ein in's Unendliche wirkendes „Urbemögen“, dem jede Kraft und Wirksamkeit, die wir in der Natur wahrnehmen, entstammt.

Uebrigens sind für Bruno göttliches Urbild und weltliches Abbild selbst wieder im höchsten Sinne Eins. Denn wenn bei ihm das „Urwirkliche“ auch innerhalb des Weltorganismus ein gewisses Sonderdasein zu führen scheint, so ist es doch andererseits auch wieder Dasjenige, was in der Gesamtheit aller Einzelwesen lebt und in ihrer unendlichen Fülle und Mannigfaltigkeit lediglich die Unendlichkeit und Unbeschränktheit seines eigenen Wesens zum Ausdruck bringt. Beide Vorstellungen, die einer selbständigen, nicht mit der Gesamtheit der Einzel Dinge identischen Ursubstanz alles Seienden, und die des universalen Organismus, der jene Ursubstanz in räumlicher und zeitlicher Besonderung und Entfaltung zeigt, fließen eben deshalb auch in Brunos Schriften sehr häufig in einander, und ihm selber schwebt offenbar, so oft er von dem ewigen, all-einen Wesen redet, bald diese und bald jene Vorstellung, oder auch ein Gedankengebilde, das beide in unbestimmter Weise in sich vereinigt, im Geiste vor. Eben dadurch kommt etwas Dunkles, Räthselhaftes, etwas tiefsinnig Mystisches, das schon zu vielfachen Streitigkeiten Veranlassung gegeben hat, in seinen Alleinheitsbegriff hinein.

Ganz ähnlich wie das Verhältniß zwischen dem weltlichen Abbild und dem göttlichen Urbild des all-einen Wesens nun dachte sich Bruno auch das Verhältniß des menschlichen Körpers zur menschlichen Seele. Nach seinem Dafürhalten nämlich ist der menschliche Körper so gut wie alle körperlichen Dinge in der Natur aus nicht weiter theilbaren kleinsten Theilchen, aus Atomen oder Monaden (d. i. schlechthin einfachen Einzelheiten) zusammengesetzt — die menschliche Seele aber ist selbst eine Monade, eine unzerstörbare absolut einfache Einheit, die sich aus den Körperatomen ihren Körper baut, ihm als beseelendes und belebendes Princip innewohnt, bei dem Tode des Individuums aber ihren Körper verläßt und sich „neuen Geschickes gewärtig, in die Welt, die unendliche, senkt.“ In näherer Ausführung dieses Gedankenganges hören wir ihn die Seele wiederholt als „sich ergießendes“ oder „sich entfaltendes“, in allen Theilen gegenwärtiges „Centrum des Leibes“ bezeichnen.

So sagt er unter Anderm:

„Dies bist Du selbst, was mächtig die Mitte gefaßt hält —
Wie das Aeußerste, wie die sämtlichen Theile untheilbar,
Dessen der mindeste Leib Urstoff ist oder auch kein Leib —
Das zu trennen keiner Naturkraft irgend vergönnt ist,
Das der Blitz nicht rührt, die verzehrende Zunge der Flamme
Nimmer verlegt; ein Atom gleichwie des Leibs Elemente
Unzerstörbar, so daß nur die Ordnung allein und die Stelle
Und der Theile Gebrauch stets wechselt, doch unverändert
Ruhig im Wechsel verharret der Ding' untheilbares Wesen.
Dies ist die Quelle des Lebens und Wachsthums unserer Masse,
Daß zum Kreise sich behnend, das Centrum weit sich entfaltet,
Daß baumeisterlich rings der Geist die Atome versammelt

Um ihn her, und hinein sich ergießt und das Ganze beherrscht.
 Bis, wann die Zeit erfüllt und des Lebens Fadens zerrissen,
 Er in's Centrum zurück sich nimmt und wieder von dort dann
 Sich in die Welt, die unendliche, senkt, was Tod wir zu nennen
 Pflegen, bieweil uns das Licht, zu dem wir streben, verhüllt ist. —
 So nun häuſet der Geist die kleinsten Theile der Körper
 Um sich her und umwindet sich selbst wie nach blindem Geſetz mit
 Ihnen, die Glieder gestaltend sich selbst wie zum Todesgeſängniß,
 Daß belebend sich bald in den ganzen Körper ergießet,
 Bald dann wieder gelöst aus seines Gewebes Entfaltung
 Aus dem entſchlummernden Leib der Geist zum Herzen zurückkehrt,
 Und aus der Mitte des Herzens in Luft und Aether hinausgeht,
 Neuen Geſchickes gewärtig in doppelseitigem Fortgang . . .“

Der Geist iſt demnach für Bruno ein beſonderes Individuum, eine denkende Monade und als ſolche der herrſchende und geſtaltende Mittelpunkt des Leibes; er kann eben deſſhalb aus einem Körper in den andern übergehen oder wandern. Dabei iſt Bruno jedoch der Meinung, daß die Seelenwanderung keine bloß zufällige und willkürliche Wohnungsveränderung ſei, ſondern daß die Seele ſich ſelbſt durch ihre Handlungsweiſe im jeſemaligen Leben ihre zukünftige Wohnſtätte gleichſam vorbereite und vorher beſtimme. So können Menſchenſeelen ſeiner Meinung nach ebenſowohl in Thierleiber als in die Leiber vollkommenerer menſchlicher Weſen übergehen; „ſie ſinken,“ ſo belehrt er uns, „nach dieſem Leben entweder in dunklerer Tiefe Gefängniß, oder aber ſie ſteigen, wenn der Leib ſtirbt, zu höheren Sternen empor.“

„Auf dieſe Weiſe,“ ſo heiſt es im „Spaccio della bestia trionfante“, „erlebt der Geist im ruhelosen Kreislauf gemäß dem Schickſal der ewigen Umwandlung immer andere und wieder andere, bald beſſere, bald ſchlechtere Dafeins- und Glücksformen, je nachdem er ſich auf der unmittelbar vorhergehenden Entwicklungsſtufe beſſer oder ſchlechter aufgeführt hat.“

Es iſt dieſer ein Unſterblichkeitsglaube, den Bruno, wie Brunnhofer treffend hervorhebt, mit „den Priesterphilosophen des antiken Morgen- und Abendlandes, mit den Brahmanen und Magiern, den Chaldäern und Aegyptern, den Pythagoräern und Druiden“ und mit ſämmtlichen Bekennern der Brahma- und Buddhalehre theilt — ein Glaube, der freilich von einer perſönlichen Unſterblichkeit im gewöhnlichen Sinne nichts weiß, da er eine Fortexiſtenz unſeres gegenwärtigen Ichbewußtſeins nicht kennt. Bruno ging nämlich gleich all den eben genannten Weiſen von der Ueberzeugung aus, daß die Poſteriſtenz der Seele nach dem Tode nach den einfachſten Regeln der Logik ihre Präexiſtenz vor dieſem Leben zur nothwendigen Vorausſetzung habe. Indeffen gerieth er durch die Annahme einer beſonderen, von den Körperatomen verſchiedenen, unzerſtörbaren Seelenmonade (und zwar in ganz analoger Weiſe wie durch die Annahme eines von der Welt verſchiedenen göttlichen Urbildes derſelben,

daß er ja auch gelegentlich als „Urmonade“ oder „Weltcentralmonade“ bezeichnet) mit dem streng monistischen Grundgedanken der Alleinheitslehre in Conflict. In seiner consequenten Ausgestaltung nämlich lehrt der Pantheismus das völlige Zusammenfallen des materiellen mit dem scheinbar immateriellen oder geistigen Princip; oder, was dasselbe ist, er lehrt die absolute Identität von Kraft und Materie, von Körper und Seele, von Gott und Welt. Ihm ist die Kraft das wahre Wesen dessen, was wir Materie nennen, weil er in der Ausdehnung als solcher lediglich die anschauliche Erscheinung oder, was dasselbe ist, den sinnlich wahrnehmbaren Ausdruck der realen Existenz als solcher erblickt*). Und in eben demselben Sinne ist ihm die Seele nur der sich denkende Körper, und Gott nur die mit Bewußtsein und Denkkraft begabte Welt.

Eine so consequente Realisirung und Ausgestaltung des Alleinheitsgedankens aber finden wir, wie schon bemerkt, bei Bruno noch nicht. Gleichwohl ist es zweifellos, daß ihm dieselbe beständig als höchstes Ziel vorschwebte, und daß er unermüdblich nach ihr rang. Und kraft dieses Ringens erhob er sich zu einer Höhe der Weltbetrachtung, die wenig Andern vor ihm und nach ihm beschieden gewesen ist; denn kraft desselben gelangte er zu der klaren Erkenntniß von der strengen und ausnahmslosen Gesetzmäßigkeit alles Geschehens und zu seiner großartigen Lehre von dem Ineinandergreifen und einheitlichen Zusammenwirken aller Einzelerrscheinungen und Einzelkräfte und von dem Zusammenstimmen aller Gegensätze zu absolut vollkommener Harmonie.

„Nichts in der Welt ist zufällig oder überflüssig; nichts geschieht wider die Naturgesetze, nichts grundlos und ohne tieferen Sinn. Denn Alles ist von Ewigkeit her in der Nothwendigkeit der göttlichen Natur begründet; es geschieht, weil es kraft dieser Nothwendigkeit geschehen muß! Es ist eben deshalb auch unerläßlich für die Harmonie des Weltganzen, und es erscheint somit auch vernünftigt gerechtfertigt durch den höchsten, universalen Zweck.

„O denke nicht, daß Du nicht siehest mitgezählt!

Die Weltzahl ist nicht voll, wenn Deine Ziffer fehlt.

Die große Rechnung zwar ist ohne Dich gemacht,

Alein Du selber bist in Rechnung mit gebracht . . .“

(Nüderert.)

Alle diese Sätze, obwohl nicht dem Wortlaute nach bei Bruno zu finden, sind doch durchaus seiner Anschauungsweise entsprechend und folgen aus ihr und seinem Gottesbegriffe von selbst. Denn Gott ist bei ihm das Leben, die Seele der Natur; er bringt in ihr sein eigenstes Wesen zum Ausdruck, und sie spiegelt es so, wie er es „in Einheit ganz in ihm selber trägt“ zurück. Wie also sollte die Welt nicht ein einheitliches, in sich

*) Wer sich für diesen Punkt interessiert, findet das Nähere darüber in meinem Schriftchen: „Zur Lösung des metaphysischen Problems“ in den Abhandlungen über die „Atomenlehre“ und über die „Idealität von Raum und Zeit“. (Mittler & Sohn 1886.)

harmonisches Ganzes sein, da in ihr ja dasjenige, was an sich die denkbar vollkommenste Einheit ist, nämlich die Natur des göttlichen Urwesens, zur adäquaten Darstellung gelangt? Und wie sollte Gott auch nur in einem einzigen Falle in den naturgesetzlichen Gang des Weltgeschehens willkürlich hemmend oder fördernd eingreifen können, da in den Naturgesetzen und durch dieselben ja lediglich er selber wirkt; da sie die ewigen Träger seiner Macht und seines Willens sind, und da er doch unmöglich sich selbst entgegenwirken und in ihnen zugleich sich selbst verleugnen kann? Ganz in diesem Sinne heißt es denn auch in seinem Buch „vom Unermeßlichen“ *):

„Was da war und was ist und was Zukünftiges sein wird,
Gegenwärtig steht es vor Gott im ewigen Lichte.
Jedliches ist, wann immer es auch geschehn mag, nothwendig;
Denn Gott giebt, was er will, und was er wählt, das bewirkt er.
Er kann nimmer sich selber verändern, sich selber verneinen.
Das was er will und vermag, ist schlechthin Eins und daselbe;
Er vermag nicht zu thun, was er nicht will, daß geschehe,
Denn das Schicksal ist nichts als der göttliche Will' an ihm selber;
Anderes als geschieht, kann durch ihn nimmer geschehen,
Denn ein Anderer, als er ist, kann nimmer er selbst sein . . .“

Und an einer anderen Stelle:

„Sollte das würdige Bild und den endlos schimmernden Spiegel
Nicht die Natur aufstellen und doch allmächtig der Geist sein?
Nicht unermeßlich er im All sein Wesen entfalten,
Wie er in Einheit treu und ganz es trägt in ihm selber,
Daß er im Wert sich froh anschauend seiner genieße?
Will' und That, was ist, was sein kann, was da geschehn muß —
Alles ist Eins in Einem! Er wählt das erhabene Schicksal;
Nie vermag er zu thun, was er nicht billigt; wahrlich,
Was er nicht will, das bleibt zu wollen ihm stets unmöglich,
Wie er nicht ist, so kann er auch nimmer sein und erscheinen —
Denn nicht Gott sein müßt' er ja sonst und sich selber verneinen!“

Diese großartige Auffassungsweise aber ist in mehr als einer Beziehung bedeutsam und auch historisch interessant. Denn durch seine energische Betonung der strengen und ausnahmslosen Gesetzmäßigkeit alles Geschehens ist Bruno der erste kühne und bahnbrechende Vertreter des naturwissenschaftlichen Geistes der Neuzeit geworden, und durch seinen begeisterten Hinweis auf den ewigen Einklang aller Dinge hat er ein Moment in den Vordergrund der philosophischen Betrachtung geschoben, dem der Pantheismus in erster Reihe die fascinirende Wirkung, die er von jeher auf Dichter- und Denknaturen ausgeübt hat, verbanckt.

Den hohen wissenschaftlichen Werth, der Brunos „principiellen Naturalismus“ innewohnt, hat in überaus geistvoller Weise Professor Barach in seinem zweiten Aufsatz über die Philosophie G. Brunos**) betont. „In der

*) De Immenso Lib. I, pag. 191.

**) Philosophische Monatshefte Band XIII, Heft IV und V, S. 193.

Abſicht das . . . Göttliche in dem Natürlichen zu ergreifen“, ſo heiſt es da, „kam Bruno auf die ſubſtanzielle Einheit und elementare Uniformität aller Naturerſcheinungen. Wo Alles göttlich iſt, da iſt das Göttliche ſelbſt natürlich; wo Alles natürlich iſt, da iſt Alles verwandt, da leuchtet aus allen Dingen dasſelbe Leben, Wollen, Streben, Können hervor, da iſt die träumende Blume und der kriechende Wurm dem Unendlichen und Ewigen nicht weniger nah und verwandt, als der erkennende Menſch und der leuchtende Stern. Alle Erſcheinungen verwandeln ſich dadurch für Bruno in natürliche und natürlich erklärbare Erſcheinungen. Weil es nichts für ihn giebt, was außer der Welt wäre, keinen jenseitigen Gott und kein jenseitiges Dasein, ſo giebt es auch keine Macht, welche vom Jenseits herübergreifend den unwandelbaren Causalnexus aufzuheben oder zu unterbrechen vermöchte.

Darum giebt es für Bruno nichts Uebernatürlichen, keine unheimlichen Wesen, keine miraculösen Erſcheinungen, welche wie Fremdlinge aus unbekannten Regionen unter den wohlbekannten Bürgern dieſer Welt auftauchen würden.

Brunos Naturalismus hat für die Naturerkenntniß das zum ersten Mal geleistet, was die franzöſiſche Revolution für die Ethik und Politik gethan hat. Er hat das Princip der égalité und fraternité Betreffs der Naturphänomene ausgeſprochen. Er hat die ariſtokratiſchen Naturerſcheinungen, die Wunder, und ihre Ansprüche auf eine exceptionelle Behandlungsweiſe aus der Natur verbannt.

Wer auch nur ein Wunder zugiebt, nur eine übernatürliche Thatſache ſtehen läßt, der hat den Wunderglauben noch nicht überwunden, für den iſt immer noch das Grundloſeſte möglich. Erst Brunos Naturalismus hat den Wunderglauben ganz, vollſtändig, principiell überwunden. Für ihn ſinken mit einem Mal alle Wunder, alle Vorurtheile in den Bereich der Willkür, der Imagination, der beabſichtigten oder unbeabſichtigten Täuſchung. Auch die menſchliche Seele iſt nach Bruno auf natürliche Weiſe aus der Urſubſtanz, der Monade, entſtanden, in welcher ſich Körperliches und Seeliſches in unzertrennlicher Einheit vereinigt befinden.“

Es iſt ſicher kein geringes Verdienſt G. Brunos, daß er ſich in einer Zeit, die noch voll des kraſſeſten Wunder- und Aberglaubens war, zur Höhe einer derartig vorurtheilsfreien, echt wiſſenſchaftlichen Auffaſſungsweiſe erhob. Gleichwohl blieb er bei derſelben nicht ſtehen. Er beſaß eben nicht bloß den Scharfblick, ſondern auch den Tiefblick des wahrhaft genialen Denkers — er erſcheint in allen ſeinen Schriften nicht bloß als ein Mann von ſeltenem Verſtande, ſondern auch als ein phantaſievoller und dichterisch hochbegabter, für neue und kühne Ideen empfänglicher und leicht begeisterter Menſch*).

*) In allen ſeinen philoſophiſchen Schriften, in ſeinen italieniſch geſchriebenen Proſaſchriften ſo gut wie in ſeinen lateiniſchen Lehrgebüchten, finden ſich Stellen von

Und weil er dies war, darum hat er seiner nur an den denkenden Menschen als solchen sich wendenden Lehre von der ewigen Nothwendigkeit alles Geschehens jene andere tief poetische und wunderbar ergreifende Lehre vom harmonischen Einklang und Zusammenklang alles Einzel Lebens an die Seite gestellt; darum verkündete er in begeisterten Worten sein hehres Evangelium von der Gottbeseeltheit aller Dinge und von der Herrlichkeit der ewigen, ein Spiegelbild göttlicher Herrlichkeit darstellenden und entfaltenden Welt.

Es ist schon oben von dem Einfluß die Rede gewesen, den Bruno's Lehre auf das gesammte deutsche Geistesleben der letzten beiden Jahrhunderte ausgeübt hat und den sie insbesondere gegen das Ende des 18. und in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in inner steigendem Maße gewann. Wie groß dieser Einfluß thatsächlich gewesen ist, davon hatte man freilich bis vor Kurzem selbst in fachwissenschaftlichen Kreisen auch nicht annähernd einen zutreffenden Begriff. Denn man wußte nicht, daß Bruno's lebensfreudiger Optimismus als der Urquell des Leibniz'schen Optimismus angesehen werden muß, daß Leibniz's berühmte Monadenlehre in Bruno's Monadenlehre wurzelt und daß andererseits auch Spinoza's Lehre nur als eine consequente Ausgestaltung des monistisch-panttheistischen Grundgedankens der Bruno'schen Alleinheitslehre bezeichnet werden kann.

Die dominirende Stellung, welche die Leibniz-Wolff'sche Philosophie um die Mitte des 18. Jahrhunderts in Deutschland eingenommen hat, ist bekannt; erstreckte sich die überwiegende Herrschaft dieser Richtung, als deren letzter Ausläufer der Rationalismus der sogenannten Aufklärungszeit erscheint, doch sogar bis tief in die letzten Jahrzehnte des genannten Jahrhunderts hinein. Bruno'sche Gedanken aber sind es gewesen, die dem Leibniz'schen Denken ursprünglich in mehr als einer Beziehung seine Richtung gegeben haben, und an Bruno'sche Ideen klingen denn auch selbst die Lehren eines Moses Mendelssohn, eines Samuel Reimarus und anderer bedeutenderer Vertreter des Rationalismus noch unverkennbar an*). Noch weit bedeutsamer aber sind die Erfolge, die der panttheistische Grundgedanke der Bruno'schen Lehre in jener consequenten und systematischen Ausgestaltung, die ihm Spinoza gegeben hat, in Deutschland errang. Kein anderes philosophisches System kann sich rühmen, auch nur annähernd eine

so tiefen Wirkung und von wahrhaft dithyrambischem Schwunge. Außerdem aber hat er uns in seinem Buch vom heroischen Enthusiasmus (*degli eroici furori*) einen Sonettencyclus hinterlassen, der durch seinen Gedanken- und Bilderreichthum, durch die Pracht und Klangfülle der Sprache und durch die gluthvolle Energie der Empfindung unwiderstehlich ergreift.

*) Bruno's Seelenmonade ist das Prototyp der bei allen Rationalisten eine so große Rolle spielenden unzerstörbaren Seelensubstanz; sie enthält gleichsam im Reime schon sämmtliche, aus Kant's Widerlegung genugsam bekannte Lehrsätze der rationalen Psychologie.

so tiefe und nachhaltige Einwirkung auf die Geister und Gemüther weiter Volkskreise in unserm Vaterlande geübt zu haben, als dies der Spinozistischen Alleinheitslehre vergönnt gewesen ist, die man mit vollem Recht mit Heinrich Heine als die Religion unserer größten Dichter und Denker und mit Hegel als den Grundpfeiler unserer gesammten nachlantischen Philosophie bezeichnen kann. Im Spinozismus aber haben Lessing, Herder und Goethe indirect (dieser außerdem auch noch direct) dem Genius G. Brunos gehuldigt, und Schelling und Hegel gingen ebenfalls — jener in seiner Identitätslehre, dieser in seiner Lehre vom absoluten Geist — ebenso wohl auf Bruno wie auf Spinoza zurück. „Es winken sich die Weisen aller Zeiten,“ wenn irgendwo, so paßt das schöne Wort auch hier.

Leibniz erscheint mit Bruno sowohl seiner ganzen Naturanlage, wie auch speciell seiner philosophischen Grundanschauung nach in mehr als einer Beziehung nahe verwandt. Jene wunderbare Beweglichkeit und Elasticität des Geistes, die wir fast auf jeder Seite von Brunos Schriften zu bewundern Gelegenheit haben, jene wahrhaft erstaunliche Belesenheit, von der dieselben ununterbrochen das beredeste Zeugniß ablegen, und die damit verbundene Neigung, die Gedanken der verschiedensten Denker bei dem Ausbau des eigenen Gedankengebäudes zu verwerthen, hatte er auf alle Fälle mit Leibniz gemein. Was Lessing über diesen äußerte, daß er nämlich die herrschenden Lehrsätze aller Parteien seinem System anzupassen suche, und „daß es in Folge dessen oft schwer halte, seine eigne wahre Meinung zu entdecken“, das paßt Wort für Wort auch auf Bruno. Auch das zeugt für eine weitgehende Uebereinstimmung dieser beiden ausgezeichneten Geister, daß man Leibnizens Lehre so gut wie diejenige Brunos als ein beständiges Ringen nach dem Einheitsgedanken und einen nicht ganz gelückten Versuch, die ihm entgegenstehende dualistische Auffassungsweise zu überwinden, bezeichnen kann. Leibniz hat Bruno unzweifelhaft den Grundgedanken seiner Monadenlehre ebenso wohl wie seinen Gottesbegriff und seine Lehre von der „glücklich heiteren Nothwendigkeit“, dieses Fundament seines vielberühmten Optimismus, entlehnt. Er nahm so gut wie G. Bruno besondere „Seelenmonaden“ neben den die Körper bildenden Atomen oder Monaden an, doch leugnet er im Gegensatz zu ihm jede directe Wechselbeziehung zwischen Körper und Seele. Seine Monaden sind „fensterlos“, ihr Vorstellungsablauf wird in keiner Weise durch Einwirkungen von Außen her bestimmt. Die gleichwohl vorhandene Uebereinstimmung zwischen den Bewegungsvorgängen der Körperwelt und den Vorstellungen der „Seelenmonaden“ erklärt er sich durch eine, von Ewigkeit her zwischen ihnen bestehende, von Gott gesetzte „vorherbestimmte Harmonie“. Vermöge dieser Harmonie spiegelt jede Monade auf eine ihr eigenthümliche Weise (nämlich von ihrem besonderen Standpunkt aus) und doch zugleich in naturgemäßer Uebereinstimmung mit allen übrigen die Welt. Leibnizens Gottesbegriff stimmt im Wesentlichen (auch vermöge seiner

Unbestimmtheit) mit demjenigen Brunos überein; er ist ihm ganz wie diesem das „allgegenwärtige Centrum“, die „Weltcentralmonade“ oder „primitive Monade“ die ursprüngliche schlechthin einfache Substanz; auch läßt er — ebenfalls ganz in Brunos Geiste — die endlichen geschaffenen Monaden durch Ausstrahlung aus der Urmonade entstehen.

Spinozas Eigenart steht zu derjenigen unseres Philosophen in einem weit entschiedeneren Contrast. Er war ein kühlerer, leidenschaftsloserer und darum objectiverer und consequenterer Denker als dieser, hatte aber die Welt umspannende Größe der Auffassung und den genialen Tiefblick mit ihm gemein. Spinoza ist in erster Reihe Verstandesmensch gewesen, und sein Denken stand nicht wie dasjenige G. Brunos unter der Herrschaft eines leicht erregbaren Gefühls und einer oft übermächtigen, dichterisch gestaltenden Phantasie. Darum wendet sich Jener auch in erster Reihe an den Verstand seiner Leser, dieser aber vorwiegend an ihre Phantasie und ihr Gefühl; darum tritt bei Jenem mehr die wissenschaftliche Bedeutung, die Einheitlichkeit, Geschlossenheit und innere Folgerichtigkeit der pantheistischen Weltanschauung in der Betonung der ewigen Nothwendigkeit und strengen Gesetzmäßigkeit alles Geschehens und in der begriffsmäßigen Ausgestaltung des Alleinheitsgedankens, bei Bruno hingegen in höherem Grade die Poesie desselben in der Lehre von der ewigen Weltharmonie und von der Göttlichkeit des Universums hervor. In Spinozas klarem Geiste spiegelt sich das Licht der ewigen Wahrheit wie in einem stillen, tiefen, unbewegten See; in Brunos Schriften dagegen erscheint es in buntem Farbenspiel tausendfältig gebrochen wie in den Facetten eines köstlichen, kunstvoll geschliffenen Steins; dieser hat uns die Bausteine zu einem großartigen Gedankengebäude hinterlassen; jener hat mit Hilfe derselben das herrlichste Bauwerk vollendet.

Erst bei Spinoza ist der Einheitsgedanke voll und ganz zur Wahrheit geworden, erst bei ihm ist er zur völligen Ueberwindung der dualistischen Vorstellungsweise, die bei Bruno immer noch eine so große Rolle spielt, gelangt. Spinoza weiß nichts mehr von einer besonderen, von der Körperlichkeit des Menschen verschiedenen Seelenmonade, nichts von einem göttlichen Urbild der all-einen, selbst göttlichen, ewigen und unendlichen Welt. Gott und Welt sind ihm ebensowohl wie Seele und Körper schlechthin ein und dasselbe, nur von verschiedenen Seiten aufgefaßte und betrachtete Wesen oder Ding. Er hat Brunos Lehre von der wesentlichen Identität des materiellen und des geistigen Principis consequenter festgehalten und sie auch logisch scharfer präcisirt durch seine Versicherung, daß jene vermeintlichen beiden „Prinzipien“ nichts weiter seien als zwei verschiedene Auffassungsweisen, oder, wie er sich ausdrückt, zwei verschiedene Attribute einer und derselben Substanz.*) In dieser bestimmteren, ihr von Spinoza gegebenen

*) Durch diese subjectivistische Wendung nahm er ein wesentliches Resultat der modernen, auf Kant gegründeten Erkenntnistheorie bereits voraus — freilich noch ohne

Fassung aber ist der Einheitsgedanke erst voll zur Geltung gekommen, hat er erst jene wahrhaft faszinirende Wirkung auf ausgezeichnete Geister, von der schon oben die Rede war, geübt und durch sie eine Herrschaft über das Denken und Empfinden weiter Kreise unseres Volkes, die weit größer ist, als man gewöhnlich annimmt, erlangt. Die klassische Periode unserer Literaturgeschichte und die Zeit der Schelling- und Hegel-Schwärmerei in Deutschland bietet dafür den besten Beweis.

Daß Lessing, Herder und Goethe Anhänger des Alleinheitsgedankens gewesen sind, ist schon im Vorhergehenden kurz erwähnt. Lessings Stellungnahme zu der uns hier beschäftigenden Frage ist ganz besonders interessant. Er selbst hatte nämlich ursprünglich gleich seinen Freunden Moses Mendelssohn und Nicolai unter der Herrschaft der Leibniz-Wolffischen Philosophie und der ausgeprägt rationalistischen Strömung seines Zeitalters gestanden, wandte sich aber später, nachdem er Spinoza kennen gelernt hatte, in entschiedenster Weise ihm zu. Man hat diese Thatsache vielfach in Abrede zu stellen versucht, während doch Angesichts des Gespräches, das Lessing am 6. und 7. Juli 1780 (angeregt durch Goethes Gedicht „Prometheus“) mit Jacobi geführt hat, ein Zweifel in dieser Richtung nicht weiter aufkommen kann. Das „philosophische Testament“ des großen Mannes hat Adolf Stahr diese merkwürdige und hochbedeutsame Unterredung genannt — wie mich dünkt, mit gutem Grund. In derselben aber spricht sich Lessing mit voller Entschiedenheit zu Gunsten Spinozas aus. „Wenn ich mich nach Jemand nennen soll —“ so hören wir ihn im Verlaufe derselben sagen — „so weiß ich keinen Andern.“ Und dann wieder an einer andern Stelle: „Werden Sie lieber ganz sein Freund; es giebt keine andere Philosophie als die Philosophie des Spinoza.“ Uebrigens tritt auch in Lessings „Christenthum der Vernunft“ ebensowohl wie in der Deutung, die er in seiner „Erziehung des Menschengeschlechts“ dem Dreieinigkeitsdogma gegeben, die innere Uebereinstimmung seines Denkens mit dem Grundgedanken des Pantheismus in augenfälligster Weise hervor*). Ob Lessing die eine oder die andere von Brunos Schriften jemals zu Gesicht bekommen hat, wissen wir nicht; doch deuten die tiefsinnigen Sätze, mit denen er seine „Erziehung des Menschengeschlechts“ beschließt — jene Sätze, in denen er, wenn auch nur flüchtig andeutend, der Seelenwanderungs-

das volle Verständniß für den metaphysischen Werth dieses Resultates und für seine weittragende, allererst durch Kants tiefsinnige Untersuchungen in das „rechte Licht“ gesetzte Bedeutung. — Uebrigens hat sich auch der heroische Grundzug der Brunoschen Sittenlehre auf diejenige Spinozas vererbt: die Hingabe des menschlichen Gemüths an das Göttliche, die Bruno als „heroischen Enthusiasmus“ gefeiert, Spinoza aber als „vernünftige Gottesliebe“ bezeichnet hat, gilt Diesem ebensowohl als sittlicher Grundtrieb und Urquell alles Edlen und menschlich Guten wie Jenem. Die Erkenntniß des All-Einen ist Beiden das „höchste Gut.“

*) Das Nähere darüber findet sich im „Leben Lessings“ von Adolf Stahr.

Hypothese Erwähnung thut — auf eine direct oder indirect von Bruno ausgegangene Anregung hin.

Jene vorerwähnte Lessing-Jacobische Unterredung ist übrigens auch ihrer Wirkungen wegen historisch interessant. Denn sie ist es gewesen, die zu einer Zeit, da Spinoza wenig bekannt und eben deshalb fast allgemein mißachtet war, die Aufmerksamkeit denkender Köpfe in energischer Weise auf ihn lenkte und dadurch jenen gewaltigen Umschwung herbeiführen half, der sich gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts im philosophischen Denken der maßgebenden Geister unseres Volkes zu Gunsten des Pantheismus vollzog. Die durch Jacobi bewirkte Veröffentlichung dieser Unterredung (bald nach Lessings Tode) ist insofern als ein hochbedeutsames Ereigniß zu bezeichnen, denn sie hat nicht bloß große Aufregung in den zunächst betheiligten Kreisen*) hervorgerufen, sondern sie regte auch nach den verschiedensten Seiten hin zur Betheiligung an der durch sie heraufbeschworenen Controverse an.

Auch Herder nimmt in seinen der Lehre des Spinoza ausschließlich gewidmeten, 1787 erschienenen Gesprächen über „Gott“ auf sie Bezug. Seine eigene, durch und durch pantheistische Weltanschauung tritt übrigens nicht nur in diesen Dialogen, sondern an den verschiedensten Stellen seiner Prosaschriften, ganz besonders in seinem großartigsten Werke, in seinen „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit“ unzweideutig hervor. Seine Stellung zur spinozistischen Weltanschauung ist jedoch wesentlich von derjenigen verschieden, die Lessing ihr gegenüber gegen das Ende seines Lebens hin eingenommen hat; diesen zog offenbar (wie einst Spinoza selbst) vornehmlich sein klarer Verstand, Herder dagegen in erster Reihe (ähnlich wie dies bei Bruno der Fall war), die poetisch ästhetische Grundstimmung seines ganzen Wesens zum Pantheismus hin.

Goethe ragt auch in dieser Beziehung über Beide hinaus: sein universaler Geist brachte der Alleinheitslehre nach beiden Richtungen hin das vollste Verständniß entgegen. Er empfand eben so voll und stark die reine und tiefe Befriedigung die sie dem Wahrheitstrieb des denkenden Geistes gewährt, wie er sich begeistert und im Tiefsten ergriffen fühlte von der ihr inne wohnenden Poesie. Goethe hat nicht bloß Spinozas, sondern auch Brunos Schriften — mindestens theilweise — gekannt**). Er hat aus ihnen jenen erhabenen Begriff von der ewigen „Gott-Natur“, dem er lebenslang ergeben blieb, geschöpft; er hat sich an der großen Anschauung, die diesem Begriff zu Grunde lag, erquickt und sich ganz dem Zauber hin-

*) Man denke an Moses Mendelssohn, der durch dieselbe veranlaßt wurde, seinen Freund Lessing nach seinem Tode noch gegen den „Vorwurf des Spinozismus“ zu vertheidigen. —

**) Moriz Carrière machte schon in seinem Buche über „die philosophische Weltanschauung der Reformationszeit“ (Stuttgart 1847) darauf aufmerksam, daß verschiedene Goethe'sche Verse nachweisbar ganz direct bestimmten Stellen aus G. Brunos

geben, mit dem sie sowohl auf den Dichter, wie auf den Denker in ihm gewirkt. Er liebte die Natur wie wenig Andere, und das Gefühl der Ehrfurcht und Pietät, das er ihr gegenüber nie verleugnete, war auf's Innigste mit all seinem Denken und Empfinden verwebt. Eben dieses bleibende Grundgefühl seines Wesens aber fand seinen naturgemäßen Ausdruck in seinem Cultus der Alleinheitsidee. Darum tönt uns die reine Freude an der Schöpferkraft der ewigen Natur und an der Harmonie des Weltganzen auch so ergreifend aus seinen Werken entgegen; darum klingt sie wie ein starkes Grundmotiv wieder und wieder, bald nur gedämpft, bald in vollen jubelnden Accorden, wie nur ein Genius gleich dem seinen sie einzuschlagen vermochte, bei ihm an:

„Wie Alles sich zum Ganzen weht!
 „Eins in dem Andern wirkt und lebt!
 „Wie Himmelskräfte auf- und niedersteigen
 „Und sich die goldnen Eimer reichen!
 „Mit Segen duftenden Schwingen
 „Vom Himmel durch die Erde bringen,
 „Harmonisch all das All durchklingen!“

Und wie er selbst sich an der Idee des Makrokosmos begeisterte, so riß er durch die Zaubermacht seines Genies und durch die Musik seiner Verse auch Andere zu gleicher Begeisterung hin. Auf den Schwingen Goethe'scher Poesie ist auch Goethes Weltanschauung in weite Kreise des deutschen Volkslebens getragen worden, und wo sie hinkam, da hat sie auch gleichgestimmte Gemüther gefunden und in ihnen Verständniß gewedt für den erhabensten Gedanken, der jemals in eines Menschen Hirn entsprungen ist.

Wie mächtig aber die Zauberkraft dieses Gedankens gerade auf deutsche Gemüther wirkt, das ist auch in unserem Jahrhundert wieder lebendig in die Erscheinung getreten, als der Hauch der Schelling'schen Naturphilosophie

Werken nachgedichtet sind. So u. A. die viel zu wenig gekannte herrliche Strophe aus den „Zahmen Xenien“ (VII. Abtheilung):

„Wenn im Unendlichen das selbe
 Sich wiederholend ewig fliehet,
 Das tausendfältige Gewölbe
 Sich kräftig in einander schließt,
 Strömt Lebenslust aus allen Dingen,
 Dem kleinsten wie dem größten Stern,
 Und alles Drängen, alles Ringen
 Ist ew'ge Ruh in Gott dem Herrn.“

So auch das berühmte:

„Was wär' ein Gott, der nur von außen stieße?
 Im Kreis das All am Finger laufen ließe?
 Ihm ziemt's, die Welt im Innern zu bewegen,
 Natur in sich, sich in Natur zu hegen,
 So daß, was in ihm lebt und weht und ist,
 Nie seine Kraft, nie seinen Geist vermisst.“

und der Hegel'schen „absoluten Idee“ wie mit elementarer Gewalt Tausende und aber Tausende übermächtig ergriff. Denn das einzig Wahre und Bleibende in Schellings und Hegels Lehrgebäuden ist ja doch auch wieder nur der Alleinheitsgedanke, auch wieder nur Giordano Brunos und Benedict Spinozas unsterbliche Idee. Und das hat man auch damals schon mehr oder minder deutlich empfunden, ja das hat damals schon Heinrich Heine in der bündigsten und unzweideutigsten Weise ausgesprochen, wenn er in seiner „Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland“ den Pantheismus als das „öffentliche Geheimniß in Deutschland“ bezeichnet; wenn er in ihm die geheime verborgene Religion der Denker und Dichter, der ausgezeichnetsten und erleuchtetsten Geister seiner Zeit und seines Volkes erkennt.

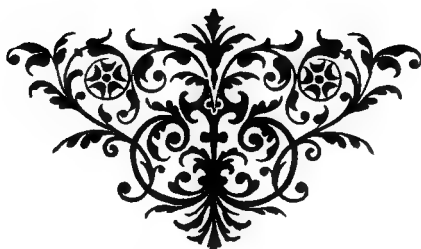
Dieses Urtheil wird freilich Vielen übertrieben erscheinen und war es auch in der allgemeinen Fassung, die ihm Heine gegeben hat, gewiß. Gleichwohl wird man zugeben müssen, daß der Pantheismus in keinem andern Lande Europas einen so fruchtbaren Boden zur Entwicklung gefunden hat, wie gerade in unserem Vaterlande. Seine Anhänger sind über das ganze Land verbreitet und bilden gleichsam eine ideale Brüdergemeinde, die in Spinoza den Stifter ihres Bundes verehrt und in Wolfgang Goethe den Hohenpriester desselben erkennt. Und die Zahl dieser Mitglieder ist aller Wahrscheinlichkeit nach in beständigem Wachsthum begriffen und ohne alle Frage auch gegenwärtig schon sehr groß.

Hat Giordano Bruno Etwas von dieser Entwicklung der Dinge geahnt? sah er den Triumph seiner Lehre in unserem Vaterlande, sah er die großartigen Erfolge, die sie daselbst erringen würde, voraus? Fast möchte man sich versucht fühlen, es zu glauben. Jedenfalls hat er, wie wir aus seinem eigenen Munde wissen, auf Deutschland große Hoffnungen gesetzt und für den Sieg der Wahrheit, der er sein Leben geweiht hatte, in erster Reihe auf den „wahrhaft göttlichen“ Geist des deutschen Volkes gebaut. Dieser Geist, der ihm schon frühzeitig in Kopernikus und Nicolaus von Cusa innerlich nahe getreten war, hat ihn mit höchster Ehrfurcht und aufrichtigster Bewunderung erfüllt. Wie er in Martin Luther den Vorkämpfer der Geistesfreiheit verherrlichte, so hat er in unserem Vaterlande „das Land, in dem die Weisheit ihr Haus gebaut“ erblickt. Ein Zug geheimer Sympathie und Wahlverwandtschaft zog ihn — so scheint es — zu unserem Volke hin.

Dieser Umstand aber bringt uns den großen italienischen Denker, abgesehen von allem Andern, auch rein persönlich nahe . . . Wir Deutschen lieben Italien fast, als ob es unsere zweite Heimat wäre, es ist uns das gelobte Land, das Wunderland, das Land der Schönheit und der Kunst. Die Sehnsucht nach demselben, der Goethe in seinem Mignonliede einen so hinreißenden Ausdruck verliehen hat, jene Sehnsucht, die sich fast wie ein Heimweh des deutschen Geistes nach dem wolkenlosen Blau des italienischen

Himmels und dem Zauberhauch italienischer Anmuth ausnimmt: sie liegt Tausenden und aber Tausenden unseres Volkes tief im Blut. Wie sollten wir uns unter solchen Verhältnissen des rein menschlichen Bandes persönlicher Sympathie nicht erfreuen, das einen der größten Söhne Italiens, das Giordano Bruno mit unserem Volke verknüpft?

Der Ehrentag des großen Mannes, der Tag der Denkmals-Enthüllung steht nahe bevor. Nicht bloß aus allen Theilen seines Vaterlandes, sondern aus der gesammten civilisirten Welt richten sich, wie so oft in früheren Tagen erwartungsvoll und spannungsvoll viel tausend Blicke nach Rom. . . . Auch Deutschland, das sich nächst Italien als meistbetheiligte Nation betrachten darf, hält mit dem Tribut seiner Huldigung und seines tief empfundenen Antheils nicht zurück. Es erinnert sich nicht nur alles dessen, was der Name Giordano Brunos für die Welt im Allgemeinen, sondern auch alles dessen, was er für uns Deutsche im Besonderen bedeutet — es flücht in den vollen Kranz der Ehren, den die bewundernde Nachwelt ihm darreicht, die Blüthen herzlichster Zuneigung und dankbarster Erinnerung hinein, und es huldigt in ihm zu gleicher Zeit dem Sohne seines Vaterlandes, dem Märtyrer der Geistesfreiheit und dem Vorkämpfer der höchsten Idee.





Der Sturm auf die Gymnasien.

Don

Adolf Moller.

— Breslau. —

Es ist eine eigenthümliche Erscheinung unserer Zeit, daß die Zahl der Gegner der deutschen, insbesondere der preussischen Gymnasien mit jedem Tage wächst, daß es fast zur Mode geworden ist, wegwerfend über sie zu urtheilen, daß in Wort und Schrift, auf Versammlungen und in der Presse nicht mehr bloß auf eine Verbesserung derselben sondern vielfach schon auf ihre gänzliche Beseitigung gedrungen wird.

Sehr hübsch vergleicht Kruse in seiner Abhandlung „Das angeklagte Gymnasium“*) das Schicksal desselben mit dem des Sokrates, indem er die Anklage der Gegner in die Worte zusammenfaßt: „Das Gymnasium thut Unrecht, indem es an die Idole des Volkes nicht glaubt, sondern an gewisse leere Wahngelbde; es thut weiter Unrecht, indem es die Jugend verdirbt. Strafantrag: Tod.“ Wohl hat das Gymnasium auch seine Vertheidiger gefunden. Außer Kruse ist vor allen Oskar Jäger**) zu nennen, der wie jener von einer reichen und langjährigen pädagogischen Erfahrung aus, völlig frei von der Einseitigkeit des Stockphilologenthums, mit Geist und Witz die größtentheils unberechtigten Vorwürfe widerlegt. Beide Abhandlungen hätten manchen der lautesten Gegner verstummen machen — wenn sie eben gelesen worden wären; die Zeitschrift aber, in der sie erschienen, machte sie nur dem kleinen Kreise der Fachmänner zugänglich, welche an die angeblich so schwere Schuld des Gymnasiums nicht glauben. In der nicht fachwissenschaftlichen Presse, besonders in den auf die weitesten Kreise berechneten Zeitschriften und Tagesblättern, — ich erinnere nur an die „Tägliche Rund-

*) Zeitschrift für das Gymnasialwesen von H. Kern und H. J. Müller. Mai- und Juniheft 1888.

**) Vortrag „über Gymnasialreform,“ abgedruckt in der Zeitschrift für das Gymnasialwesen, herausgegeben von H. Kern und H. J. Müller. 1888 Septemberheft.

schau“ und an „Schorers Familienblatt“ — sind bis jetzt meines Wissens nur Gegner des Gymnasiums zu Worte gekommen, und darauf mag es zum großen Theile zurückzuführen sein, daß auch längst widerlegte Anschuldigungen immer von Neuem wieder auftauchen. Es ist daher der Leitung dieser Zeitschrift zum Verdienste anzurechnen und ein Act rühmlicher Gerechtigkeitsliebe, wenn sie jetzt einem Vertheidiger des Gymnasiums das Wort vergönnt.

Gehen wir auf die am Häufigsten ausgesprochenen Anklagen näher ein.

„Die Gymnasien überbürden die Jugend.“ Soll das soviel heißen, „sie überlasten die Schüler durch häusliche Aufgaben“, so ist die Beschuldigung jetzt nicht mehr gerechtfertigt.

Mag hie und da von dem einen oder anderen Lehrer das zulässige Maß häuslicher Aufgaben noch überschritten werden — vereinzelte Mißgriffe werden immer vorkommen, auch wenn an die Stelle der Gymnasien höhere Lehranstalten anderer Art treten würden. Im Allgemeinen wird heutzutage viel weniger aufgegeben, als früher. Gewisse Aufgaben, welche noch vor dreißig Jahren ziemlich ständig waren (schriftliche Ausarbeitungen des geschichtlichen und des mathematischen Lehrstoffes, schriftliche Uebersetzungen der in der Schule erklärten fremdsprachlichen Schriftsteller) kommen jetzt nicht mehr vor. Die häuslichen Uebersetzungsaufgaben aus dem Deutschen in die fremden Sprachen sind wenigstens in den unteren und mittleren Klassen durch die Klassenarbeiten (Extemporalien, Specimina) fast ganz verdrängt. Die Zahl der häuslichen Aufsätze hat sich ebenfalls vermindert; und in einem die Ueberbürdungsfrage behandelnden Erlaß des Ministers Falk aus dem Jahre 1875 wurden die Lehrer verpflichtet die Schüler nichts schreiben zu lassen, was nicht vom Lehrer corrigirt werde. Damit aber auch bei den mündlichen Aufgaben jede Ueberlastung vermieden werde, regelte neun Jahre später ein Erlaß des jetzigen preussischen Unterrichtsministers die häusliche tägliche Arbeitszeit der einzelnen Klassenstufen so, daß dieselben in Sexta eine Stunde, in Prima nicht drei überschreiten darf.

Von einem Zuviel an häuslicher Arbeit kann also jetzt nicht mehr die Rede sein; mit mehr Recht könnte man von einer Ueberbürdung unserer heutigen Gymnasiasten durch ein Zuvielerlei der an sie gestellten Anforderungen sprechen. Zwar hat sich die Zahl der Unterrichtsgegenstände kaum vermehrt; aber Fächer, welche früher hinter das Lateinische und Griechische bescheiden zurücktraten, erheben jetzt den Anspruch einer gewissen Gleichberechtigung oder stellen wenigstens an die lernende Jugend viel höhere Ansprüche als früher. Nun sind aber die hier in Betracht kommenden Veränderungen des Lehrplans und Bestimmungen der Entlassungsprüfungsordnung hauptsächlich herbeigeführt und veranlaßt worden durch die Forderung gerade der Kreise, welche jetzt am lauteften über die Ueberbürdung der Gymnasiasten Klage führen, durch die Forderung nämlich, daß durch Vermehrung der mathematischen, naturwissenschaftlichen und neu-sprachlichen Unterrichtsstunden die Bedürfnisse der Gegenwart mehr berück-

sichtigt werden sollten. Und was sie in dieser Hinsicht erreicht haben, genügt ihnen meistens noch lange nicht; sie fordern eine weitere Einschränkung, womöglich eine Beseitigung der alten Sprachen. Diese Forderung beruht auf einem völligen Verkennen der Zwecke der Gymnasien. Wohl sollen auch diese eine materielle Bildung d. h. die Aneignung solcher positiven Kenntnisse vermitteln, welche von jedem Gebildeten unserer Zeit verlangt werden; allein ihr Hauptzweck ist dies nicht. Ein großer Theil dieser Kenntnisse geht bald wieder verloren, wofern sie nicht immer von Neuem wieder aufgefrischt werden; der einzige bleibende und unverlierbare Gewinn des Gymnasialunterrichts ist die formale Bildung in des Wortes weitester Bedeutung. Nicht Alles, was an sich wissenschaftlich ist und einen Theil der allgemeinen Bildung ausmacht, kann und darf an den Gymnasien getrieben werden, sondern mit Beschränkung auf eine möglichst geringe Zahl von Unterrichtsgegenständen müssen diejenigen mit besonderem Nachdruck betrieben werden, welche erfahrungsmäßig am meisten geeignet sind das Denk- und Anschauungsvermögen zu schärfen und zu stärken, den Sinn für das Gute, Wahre und Edle zu wecken und zu pflegen.

Nun ist aber bis vor Kurzem noch in den weitesten Kreisen der Gebildeten unseres Volkes nicht bestritten worden, daß eine zweckmäßige Pflege und Behandlung der alten Sprachen und der für die Schule geeigneten klassischen Schriftsteller neben der Mathematik mehr als alles Andere geeignet ist, diese formale Bildung zu vermitteln. Die mit einer abgeschlossenen Gymnasialbildung Ausgestatteten haben sich bei genügender Beanlage und rebllichem Fleiße noch in allen Fachwissenschaften, auch in denen, für welche der Gymnasialunterricht keine directe Vorbereitung bot, ja sogar in rein technischen Berufsgattungen so gut zurechtgefunden, daß nicht nur die auf deutschen Gymnasien vorgebildeten Philosophen, Philologen und Geschichtsforscher der Gegenstand der Bewunderung für das gebildete Ausland stets gewesen sind, sondern auch unsere Naturforscher und Mathematiker, welche Zöglinge unserer Gymnasien waren, hinter denen anderer Völker durchaus nicht zurückstehen. Auch unsere eigenen Realanstalten haben auf diesem Gebiete bessere Ergebnisse nicht aufzuweisen. Auf der Versammlung der Einheitschulfreunde zu Hannover im Jahre 1886 äußerte sich der Landesgeologe und Professor Behrendt-Berlin etwa folgendermaßen: „Er fühle sich auf Grund seiner Erfahrungen als Universitätslehrer und in Folge seines speciellen Berufes als Landesgeologe zu der Erklärung berufen, daß er mit Gymnasialabiturienten keineswegs schlechte Erfahrungen auf dem Gebiete der Naturwissenschaften gemacht habe. Diese seien vielmehr die besten Schüler gewesen. Daselbe habe er von seinen Collegen an der Bergakademie gehört. Wenn die Gymnasialabiturienten vielfach auch für das besondere naturwissenschaftliche Fach unvorbereitet auf die Universität kämen, so hätten sie doch logisch denken gelernt und seien zu wissenschaftlichen Arbeiten wirklich vorbereitet. Auch im praktischen Bergfach hätten

die Abiturienten der Realgymnasien keineswegs bessere Erfolge aufzuweisen. Die berühmtesten Naturwissenschaftler unserer Zeit seien auf Gymnasien vorgebildet. — „Aber,“ so höre ich gewisse Gegner der Gymnasien hier einwenden, „denken gelernt haben die Gymnasialabiturienten vielleicht, aber sie haben nicht sehen gelernt. Die Gymnasialbildung vernachlässigt die Pflege des Auges, des Anschauungs- und Beobachtungsvermögens.“ Auf diesem Gebiete werden von manchen Anklägern des Gymnasiums Ansprüche an die Schule gestellt, welche selbst der beste Lehrplan und der zweckmäßigste Unterricht nicht erfüllen kann. Das wird selbst von Ärzten und Naturforschern zugestanden, so z. B. von Hermann Schmidt-Rimpler in seinem Aufsätze „Schule und Auge“ (Heft 136, Band 46 dieser Monatschrift Seite 51 ff.). Mit Recht wird hier darauf hingewiesen, wie von den Naturforschern und Ärzten, welche wie Eschmarch unbillige Forderungen an die Schule stellen, die Ungeübtheit des Anfängers mit einer mangelhaften Vorbereitung der Schule vielfach verwechselt wird. Andererseits weiß jeder, der den Unterrichtsbetrieb der heutigen Gymnasien wirklich kennt, daß in den letzten zehn Jahren gegen früher die Pflege des Anschauungsvermögens, große Fortschritte gemacht hat. Die Veranschaulichung mathematischer Begriffe ist gefördert worden durch das in der Quinta eingeführte geometrische Zeichnen. Der seit dem Jahre 1882 in jeder Klasse von Sexta bis Obertertia einschließlich mit zwei wöchentlichen Stunden ausgestattete, jetzt meist von berufenen Lehrern erteilte naturgeschichtliche Unterricht giebt reiche Gelegenheit, durch das Auffindenlassen der Merkmale an den vorgezeigten Naturkörpern oder an Abbildungen das Auge der Schüler zu üben. Dasselbe geschieht bei den Vorführungen einfacher chemischer Prozesse im Unterricht der Untersecunda; auch der physikalische Unterricht mit seinen zum aufmerksam Sehen auffordernden Versuchen ist verstärkt worden. Die Anschauungsmittel haben sich auf allen Gebieten vervollkommenet, und die Ueberzeugung macht sich überall geltend, daß dieselben bei keinem Unterrichtsgegenstand fehlen dürfen. In der Geographie wird nicht nur mit bessern Karten, als früher, sondern vielfach auch mit Abbildungen gearbeitet; auch im Geschichtsunterricht werden dieselben verwendet, und schon seit längerer Zeit ist man beflissen, durch Gypsabgüsse von Statuen, Büsten und Reliefs oder wenigstens durch Photographieen die Meisterwerke der bildenden Kunst des klassischen Alterthums zu veranschaulichen. Gewiß könnte an manchen Anstalten hierfür noch mehr geschehen, die vorhandenen Anschauungsmittel häufiger und allgemeiner benutzt und neue in größerer Zahl angeschafft werden; aber der gewaltige Fortschritt, der gerade auf diesem Gebiete gegen früher wirklich gemacht ist, kann nicht geleugnet werden.

Wenn im Interesse einer besseren Uebung von Auge und Hand ein obligatorischer Zeichenunterricht bis zur Prima hinauf verlangt wird, so ist dagegen das Bedenken geltend zu machen, daß eine Vermehrung der

obligatorischen Unterrichtsstunden vom Uebel ist, und daß auf den höheren Stufen der Mangel an Talent bei vielen Schülern sich so stark geltend machen würde, daß doch nur diejenigen sich bemühen würden, diesen Mangel durch Fleiß und Eifer zu ersetzen, welche wissen, daß sie für ihren künftigen Beruf das Zeichnen nicht entbehren können. Für diese aber sorgt der von der Tertia bis Prima sich erstreckende facultative Zeichenunterricht hinlänglich.

Aber manche Gegner der Gymnasien behaupten nicht nur, daß dieselben die Pflege des Auges vernachlässigten, sondern stellen die Vermittlung einer formalen Bildung durch dieselben überhaupt in Abrede. „Auch das Denken“, so hört man sagen, „lernen unsere Gymnasialisten nicht.“ Und was ist schuld daran? Natürlich der Unterricht in den alten Sprachen! Nach ihnen nämlich besteht der altsprachliche Unterricht fast nur in dem Auswendiglernenlassen von Vocabeln und unverständenen Regeln, die Arbeit der Schüler dabei fast ausschließlich in Gedächtnisarbeit. Ob früher einmal ein Gymnasium bestanden hat, in welchem die alten Sprachen so betrieben wurden, weiß ich nicht, bezweifle es jedoch. Daß aber jetzt ein solches Gymnasium nicht mehr existirt, kann ich getrost versichern. Wohl ist früher manche Regel und Ausnahme, auch manche Vocabel auswendig gelernt worden, die man den Schülern hätte schenken können. Jetzt aber, und nicht erst seit dem Ministerialerlaß vom 31. März 1882, ist man an allen preussischen Gymnasien bemüht, alles für die Aufgabe der Schule Unnöthige aus dem altsprachlichen Lehrstoff auszuscheiden. Die Lehrbücher, besonders die griechischen Grammatiken neuerer Zeit, bekunden ein erfreuliches Bestreben, den Lehrstoff zu vermindern; und in den Fachconferenzen ist man schon längst beflissen, durch Vereinbarungen von Normalgrammatiken und ähnliche Veranstaltungen darin noch weiter zu gehen. Wer vor dreißig oder mehr Jahren auf einem deutschen Gymnasium Lateinisch und Griechisch gelernt hat, der muß erstaunt sein über die große Zahl von Regeln und Ausnahmen, welche, wenn nicht aus den gedruckten Grammatiken, so doch aus dem Unterricht in den alten Sprachen gänzlich verschwunden sind. Wie in allen Fächern, so wird gerade auch im altsprachlichen Unterricht auf die verständnißvolle Anwendung des Gelernten, hier also durch Klassenübersetzungen in die fremde Sprache ohne Wörterbuch und Grammatik-Übungen, zum logischen Denken, wie sie nicht wirksamer gedacht werden können — der allergrößte, vielleicht manchmal ein allzu großer Werth gelegt. Ebenso besteht heut zutage auch kein mathematischer Unterricht mehr im bloßen Auswendiglernen von Lehrsätzen und Formeln, sondern auch hier wird die Anwendung des Gelernten durch Lösung von Aufgaben für die Hauptsache angesehen. Eine Verminderung des Memorirstoffes und eine Erleichterung der Gedächtnisarbeit ist vielleicht noch möglich und wünschenswerth in Geschichts- und Religionsunterrichte; an manchen Gymnasien auch wohl in der Geographie. Es gehört zwar zu den Uebertreibungen und Unwahrheiten,

welche jetzt in den meisten Auslassungen über unsere Gymnasien üblich geworden sind, daß bei der Geschichtsprüfung der Abiturienten „die römischen Kaiser von Augustus bis Augustulus mit den Jahreszahlen ihrer Antritte“ abgefragt würden; ich wenigstens erinnere mich nicht, daß bei einer der 48 Reifeprüfungen, welche ich an fünf verschiedenen Anstalten verschiedener Provinzen des preussischen Staates als Lehrer miterlebt habe, nach der römischen Kaisergeschichte überhaupt gefragt worden sei. Gleichwohl aber wäre eine weitere Einschränkung der Anforderungen an das geschichtliche Wissen der Abiturienten in der Entlassungsprüfungsordnung sehr wohl ausführbar und dringend wünschenswert.

Von einer Gedächtnisüberlastung beim altsprachlichen Unterricht kann heutzutage füglich nicht mehr die Rede sein, aber es giebt noch andere Vorwürfe, die gegen denselben gerichtet werden. Viele Feinde hat der lateinische Aufsatz; aber er hat sie nicht nur im Kreise derer, welche den altsprachlichen Unterricht überhaupt befehden, sondern auch unter den Freunden des Gymnasiums. Mit ihm würde das Gymnasium keinesfalls fallen. Er ist kein nothwendiges Stück des lateinischen Unterrichts, und feinetworken denselben vom Gymnasium ganz verbannen zu wollen, wäre ebenso thöricht, wie wenn man auf mathematischen Unterricht verzichten wollte, weil es sich als unthunlich herausgestellt hat, Differenzial- und Integralrechnung auf dem Gymnasium zu treiben.

Daß der altsprachliche Unterricht an den Gymnasien unzuweckmäßig und einseitig betrieben werde, überhaupt vom Uebel sei, wird von Preyer in seinem Vortrage „Naturforschung und Schule“*) in Ermangelung wirklicher Gründe auf die Behauptung gestützt, bei den jüngeren Schülern zeige sich eine „ganz allgemeine Abneigung“ gegen die alten Sprachen. Wieviele jüngere Schüler mag Herr Preyer beobachtet haben? Ich kann auf Grund einer 24-jährigen Lehrer Erfahrung versichern, daß nichts unrichtiger ist, als die obige Behauptung. Unlust und Abneigung gegen irgend welchen einzelnen Unterrichtsgegenstand habe ich bei jüngeren Schülern überhaupt selten beobachtet. Bei Schülern der mittleren und oberen Klassen findet sie sich häufiger; wo ich sie aber fand, waren Rechnen, Mathematik und Französisch häufiger der Gegenstand derselben, als die alten Sprachen. Man will auf einen Widerwillen gegen diese daraus schließen, daß außer den Philologen so Wenige, nachdem sie das Gymnasium verlassen haben, noch lateinische und griechische Schriftsteller lesen. Damit steht es aber keineswegs so schlimm. Nicht Jeder, der einmal wieder einen solchen vornimmt, schlägt das sogleich an die große Glocke, und die keineswegs vereinzelt literarischen Arbeiten, welche über Horaz und Homer von Nichtphilologen geschrieben sind, sprechen gegen die obige Behauptung.

*) Auch die Ausführungen dieser Abhandlung sind in Fachblättern längst widerlegt, die unrichtigen statistischen Angaben derselben sogar in dem amtlichen Organ der preussischen Unterrichtsverwaltung.

Aber selbst, wenn dieselbe richtig wäre, würde sie gegen die klassischen Studien unserer Gymnasien einen Vorwurf nicht begründen können. Sobald der Jüngling das Gymnasium verlassen hat, treten die mit jedem Jahre wachsenden Anforderungen der Fachwissenschaften an ihn heran. Sie haben den Reiz der Neuheit für sich und den ersten Anspruch auf Berücksichtigung, und vielfach fehlt es an Muße, zu den Studien der Gymnasialzeit zurückzukehren.

Noch ungeheuerlicher aber ist eine andere Behauptung desselben Gegners unserer Gymnasien, die Behauptung nämlich, dieselben unterdrückten durch ihre besondere Betonung der alten Sprachen das Deuthum, die deutsch-nationale Gesinnung in der heranwachsenden Jugend und beförderten das Ueberhandnehmen kosmopolitischer, socialdemokratischer und grundsätzlich verneinender Parteibestrebungen. Wer unsere Gymnasien seit dem Jahre 1870 unterrichtet hat, der kann über eine solche Behauptung nur lachen. Wenn mit irgend etwas, so können wir mit der patriotischen Gesinnung unserer jetzigen Gymnasiasten zufrieden sein. Die Heldegestalten unserer verstorbenen Kaiser, die gewaltige Persönlichkeit des Kanzlers, die Großartigkeit seiner Erfolge, sie allein schon hätten auch ohne jedes Zutun von Seiten der Schule die patriotische Begeisterung unserer Jugend erwecken müssen, wie sie es thatsächlich gethan haben, und mannigfache Erfahrungen der neuesten Zeit, welche in andern Ländern gemacht worden sind, zeigen deutlich, daß grundsätzlich verneinende Parteibestrebungen unseren Gymnasiasten und Studenten viel ferner liegen, als der lernenden und studirenden Jugend anderer Nationen, an deren Schulen die alten Sprachen viel weniger betrieben werden.

So viel zur Widerlegung der gegen das Gymnasium erhobenen Anklagen, so weit sie an die Pflege der alten Sprachen anknüpfen. Weiter aber wird ihm zum Vorwurf gemacht, daß der größte Theil der Gymnasiasten die Reifeprüfung niemals besteht, und daß diejenigen, welche sie bestehen, in der Regel nicht in dem normalen Alter von 18 Jahren dieses Ziel erreichen. Beide Thatsachen sind vollkommen richtig, und doch beweisen sie nicht das Geringste gegen das Gymnasium. Zunächst ist daran zu erinnern, daß sehr viele Schüler, namentlich an Schulorten, welche außer dem Gymnasium eine höhere Lehranstalt nicht besitzen, diesem nur zugeführt werden, um sich das Befähigungszeugniß für den einjährigen freiwilligen Militärdienst zu erwerben. Diese gehen also mit der Versetzung nach Obersecunda ab, oft ein recht großer, wenn nicht der größte Theil der in diese Klasse Versetzten. Da ferner die Reife für Prima wieder weitere Berechtigungen gewährt und die gegenwärtig vorhandene Ueberfüllung derjenigen Berufsarten, zu welchen akademische Studien erforderlich sind, manche Väter stutzig macht, so geht auch mancher Schüler mit der Reife für Prima ab, der wohl das Zeug dazu gehabt hätte, auch die Prima mit Erfolg zu besuchen. Endlich aber — und das ist die Hauptsache — hat das Gymnasium sich nie vermießen, unbefähigte und

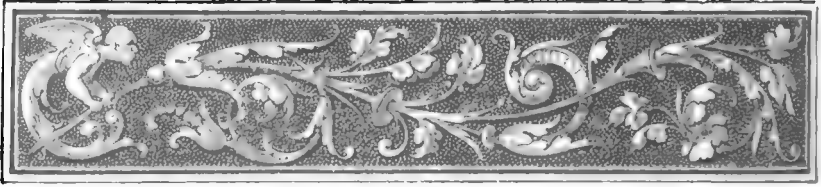
dauernd träge Schüler für die Universität reif zu machen, und kein billiger Denker wird das von ihm verlangen. Nun nimmt es aber den größten Theil seiner Zöglinge in einem Alter auf, in dem sich die Befähigung noch gar nicht beurtheilen läßt; andererseits werden seine Bemühungen, auf einen stetigen häuslichen Fleiß seiner Schüler hinzuwirken, durch mangelhafte oder gänzlich fehlende Beaufsichtigung von Seiten des Hauses und durch ungünstige Einflüsse, welche außerhalb der Schule liegen, nur zu oft völlig unwirksam gemacht. So kommt es denn, daß schon auf der Unter- und Mittelstufe einzelne Schüler die Anstalt verlassen müssen, weil sie trotz zweijährigen Aufenthalts in einer Klasse die Befähigung nicht erreicht haben. Andere wenig befähigte oder träge Schüler kommen zwar schließlich noch vorwärts, weil sie ihre schwache Beanlagung durch stetigen Fleiß einigermaßen ersetzen oder ihre Trägheit allmählich überwinden; aber sie brauchen dazu so viel Zeit, daß sie trotz rechtzeitiger Aufnahme in die Anstalt oft mehrere Jahre zulegen müssen, um das Ziel der Gymnasialbildung zu erreichen. Viele Schüler aber treten, weil sie entweder zunächst die Volksschule besucht haben oder durch Privatunterricht für das Gymnasium vorbereitet worden sind, nicht in dem normalen Alter, sondern erst mehrere Jahre später in das Gymnasium ein. Diese machen an Anstalten ohne Vorschulklassen und an Gymnasien kleiner Orte, welche zum großen Theil von auswärtigen Schülern besucht werden, einen so starken Procentsatz aus, daß schon ihretwegen das Durchschnittsalter der Abiturienten nicht das normale sein kann. Endlich macht Kruse in der oben erwähnten Abhandlung mit Recht darauf aufmerksam, daß Masern, Scharlach, Diphtheritis mit ihren Nachwehen viele Schüler ein volles Jahr kosten; daß manche während der naturgemäßen körperlichen Entwicklung zurückbleiben, andere an und für sich zu schwächlich oder wegen unzureichender Ernährung nicht leistungsfähig sind, und daß viele durch den Wechsel der Schule (in Folge der vielen Versetzungen der Beamten und Offiziere) Zeit verlieren.

Richteten sich die bisher besprochenen Anklagen ausschließlich gegen das Gymnasium, so hat man andere Vorwürfe gegen die höheren Lehranstalten im Allgemeinen erhoben. Von diesen müssen wenigstens einige hier berücksichtigt werden. „Die höheren Lehranstalten, also auch die Gymnasien,“ so sagt man, „vernachlässigen die körperliche Erziehung der ihnen anvertrauten Jugend.“ Man hat berechnet, daß zum Turnen, zu Turnspielen und zu anderen körperlichen Uebungen die Schüler während der Schulzeit in Deutschland 650 Stunden erhalten, in Frankreich 1300, in England 4500 Stunden (vgl. diese Monatschrift Band 46, Heft 136, Seite 65). Mögen nun diese Zahlen richtig sein oder nicht, so viel steht fest, daß die der körperlichen Erziehung gewidmete Zeit an unseren Lehranstalten eine verhältnißmäßig geringe ist, und daß eine stärkere Berücksichtigung derselben dringend zu wünschen wäre. Aber es ist doch nicht zu verkennen, daß auch in dieser Beziehung gegen früher ein erheblicher Fort-

Schritt sich bemerkbar macht. Turnspiele, auf welche mit Nachdruck hingewiesen zu haben ein Verdienst des jetzigen preussischen Unterrichtsministers ist, kannte man vor dreißig Jahren an den höheren Lehranstalten Deutschlands so gut wie gar nicht; das Turnen selbst ist obligatorischer Unterrichtsgegenstand geworden. Fast überall ist derselbe in die Hand geprüfter Turnlehrer gelegt, und die äußeren Turneinrichtungen haben sich wesentlich vervollkommen. Ferner würde eine Vermehrung der den körperlichen Uebungen gewidmeten Stunden nur auf Kosten des wissenschaftlichen Unterrichts eintreten können, da die Zeit, für welche die Schule die Schüler dem Familienleben entzieht und für sich in Anspruch nimmt, nicht noch verlängert werden darf. Kann nun der wissenschaftliche Unterricht eine Einschränkung erfahren? Die meisten mit unseren Gymnasialzuständen Unzufriedenen werden diese Frage selbst verneinen. Denn nicht darüber beklagen sie sich ja, daß unsere Gymnasiasten zu viel lernen, sondern daß sie so Vieles lernen, was ihrer Meinung nach unnütz und für das Leben unbrauchbar ist. Wenn ihre Forderungen, betreffend die stärkere Betonung der realistischen Fächer, die Einführung eines volkswirtschaftlichen und hygienischen Unterrichts und was sonst noch an Stelle des Lateinischen und Griechischen treten soll, Berücksichtigung erfahren, so würde die Zahl der dem wissenschaftlichen Unterricht zugewiesenen Stunden schwerlich geringer sein, als jetzt. „Aber die höheren Lehranstalten“ so heißt es weiter, „vernachlässigen nicht nur die körperliche Erziehung, sie schädigen geradezu die Gesundheit der Schüler.“ Wohl giebt es auch heute noch Schulhäuser, namentlich Gymnasialgebäude aus älterer Zeit, welche in hygienischer Beziehung viel zu wünschen übrig lassen. Aber es ist doch nicht zu leugnen, daß die in neuerer Zeit erbauten Schulhäuser den Forderungen der Gesundheitslehre Rechnung tragen. Wohl giebt es noch Lehrer, welche die Neigung der Schüler zu einem gesundheitswidrigen Sitzen in der Schule nicht mit dem nöthigen Nachdruck entgegenreten, in dunkeln Stunden lesen und schreiben lassen, ohne von der fast überall zu Gebote stehenden künstlichen Beleuchtung Gebrauch zu machen, und was dergleichen Unterlassungssünden mehr sind. Aber es darf doch nicht vergessen werden, daß viele Lehrer noch ihre Wirksamkeit begonnen haben in einer Zeit, wo man von einer Schulhygiene noch nichts wußte, und daß es doch auch in dieser Hinsicht nicht schlechter, sondern besser geworden ist; vor allen Dingen aber müßte man sich vor dem Unrecht hüten, die Schule ausschließlich verantwortlich zu machen für Dinge, für welche das Haus mindestens mitschuldig ist. Die ersten Aerzte, welche auf die bei unsern Schülern allerdings stark auftretende Kurzsichtigkeit aufmerksam machten, schoben die Schuld dafür der Schule allein zu; jetzt giebt es schon Aerzte genug, welche zugestehen, daß auch das Haus einen großen Theil der Schuld trägt. Ich stehe meinerseits nicht an zu behaupten, daß dasselbe den größten Theil derselben auf sich nehmen muß. Die Familien

sind zu zählen, in welchen — ich will gar nicht sagen consequent — sondern überhaupt darauf gesehen und gehalten wird, daß die Kinder beim Schreiben richtig sitzen und in der Dämmerung nicht arbeiten; und in vielen Privathäusern, namentlich in ärmeren Familien und in billigeren Pensionen, sind die Lichtverhältnisse der Wohnräume, die Luftverhältnisse der Schlafzimmer oft geradezu himmelstreichend. Solange hier nicht Abhilfe geschafft werden kann, wird auch die gewissenhafteste Berücksichtigung der Hygiene von Seiten der Schule keine bemerkbaren Früchte tragen. Sehr richtig aber kennzeichnet Kruse a. a. O. die unberechtigten Beschuldigungen der Schule in dieser Frage mit den Worten: „Geschrieben wird weniger, das Papier ist weißer, der Druck deutlicher, die Klassenzimmer heller, statt der Talglichter hat man Petroleumlampen — er hätte hinzufügen können: oder Gasbeleuchtung — daher die vielen Brillen?“

Fragen wir uns zum Schluß, wie denn eigentlich angesichts der oben erwähnten Verbesserungen des Unterrichtsbetriebes und der hygienischen Verhältnisse der von so Vielen heftig geführte, von Tausenden gebilligte Kampf gegen unsere höheren Lehranstalten, besonders gegen die Gymnasien zu erklären sei, so müssen wir antworten: „Die Gegner der Gymnasien kennen alle diese Verbesserungen nicht, oder wollen sie nicht kennen. Erinnerungen aus der eigenen Schulzeit werden oft ohne Weiteres auf die Jetztzeit übertragen; Beobachtungen und Erfahrungen, welche an einzelnen Schülern gemacht worden sind, werden, ohne zu fragen, ob nicht etwa die Schuld an diesen lag, den Lehrern, und zwar oft nicht nur den beteiligten, sondern allen ohne Ausnahme, zur Last gelegt; oder es werden für Fehler, welche wirklich von den Lehrern gemacht werden — denn es giebt natürlich nicht nur schlechte Aerzte, Geistliche, Richter u. s. w., sondern auch schlechte Directoren und Lehrer, und selbst die tüchtigsten unter ihnen sind Irrthümern unterworfen — nicht die Lehrer, sondern der Organismus der Schulen verantwortlich gemacht. Etwas scharf, aber nicht ungerecht kennzeichnet Jäger a. a. O. diejenigen, von welchen der Sturm auf die Gymnasien hauptsächlich ausgegangen ist, mit folgenden Worten: „Mit einer durch keinerlei Sachkenntniß getrübbten Unbefangenheit verbreiteten sich Männer, deren ganze Legitimation darin bestand, daß sie — vielleicht — selbst ein Gymnasium halb oder ganz durchgemacht hatten, über die Nothwendigkeit einer durchgreifenden Reform und trugen Steine zu einem Neubau herbei, wobei freilich jeder einen anderen zum Grund- und Ecksteine ausersehen hatte: dieser Naturwissenschaft, jener Englisch, Französisch, auch Italienisch oder etwa Mathematik oder auch Deutsch. Gemeinsam war meist nur der Widerwille gegen den Unterricht in den alten Sprachen, welche den Reformatoren oder deren Kindern die meiste Noth gemacht hatten, und die aus diesem Grunde entweder ganz beseitigt oder wenigstens ihrer beschwerlichen Elemente — der bürren Grammatik, des trockenen Regelraus u. s. w. — entledigt werden sollten.“



Frau Käthe.

Novelle

von

Emil Cauer.

— Berlin. —

(Fortsetzung und Schluß.)

Es war Ende März. Der Morgen des Charfreitags war angebrochen. Katharina horchte im Bibliothekszimmer auf die Morgenglocken, die den allerheiligsten Feiertag der Christenheit einläuteten, und vergegenwärtigte sich in einem Zustand von Erstarrung die erhabenen Empfindungen, mit denen sie ehemals die Erinnerung an Golgatha durchdrungen hatte. O, wie so anders war es heute mit ihr bestellt! Die Glocken riefen, und ihre Klänge pochten an ihr Gewissen; doch ihr Gewissen war taub, verharrete in seinem verhärteten Trotz und wehrte jeder sanften Nührung und Mahnung den Einlaß. Ach, dieser Charfreitag war der jammerreiche Sterbetag ihres Glaubens; sie war dem Heiland abgestorben, und der Gottmensch war todt für sie, auf ewig todt.

Ruhlos durchirrte sie das Gemach. Da brachte ihr die Dienerin eine Depesche, die soeben für ihre Herrin abgegeben worden war. Das Blatt zeigte in dürren Worten die unvermuthete Ankunft des Professors an, der noch in der Abendstunde einzutreffen versprach.

Theobald, der bei dem bevorstehenden Ablauf seines Urlaubs und im Drange seiner Arbeiten immer karglichere Nachrichten in die Heimat hatte gelangen lassen, entschloß sich auf einmal, seine Abreise vor der festgesetzten Frist zu beschleunigen und auf dem kürzesten Wege in die Hauptstadt zurückzueilen. Die Gerüchte über seine Gattin, die in dem Bäckerladen ihren Ursprung hatten und von den Kunden hämißch weiter verbreitet worden waren, fanden zuletzt ihren Weg auch in die Professoren-

kreise und hatten einen Amtsgenossen des fernen Gelehrten derartig in Aufruhr versetzt, daß er es für seine Pflicht erachtete, den arglosen Kollegen schriftlich auf die Feuersbrunst aufmerksam zu machen, die hinter seinem Rücken an seinem Heerde ausgebrochen wäre.

Der Gatte sträubte sich Anfangs, an das Unerhörte zu glauben und seine kleine Heilige durch solchen Argwohn von dem Piedestal ihrer makellosen Frauenwürde herabzustürzen. Wieder und wieder durchlas er den unheilsschweren Brief, und der Ernst und die unbestrittene Ehrenhaftigkeit des Schreibers ließen ihm schließlich keinen Zweifel an dem Treubruch der Geliebten übrig. Halbe Nächte hindurch hatte Johannes, der ehrlose Freund, an der Seite seiner Hausfrau geschwelgt und war zuletzt gesehen worden, wie er gar in der Morgendämmerung sich wie ein Verfolgter aus seinem Hause stahl! Und Katharine? Die Hoffnung, daß ihr Glaube, ihre Liebe, ihr Pflichtgefühl sie vor jeder Versuchung bewahren werde, war elendiglich gescheitert, und die Tugend war ein Hirnspinnst, und die Hölle triumphirte!

In seiner Erbitterung hegte er zunächst den Voratz, unangemeldet heimzukehren und das verbrecherische Paar in hellem Zorn zu brandmarken. Während der Reise indessen erschien es ihm allzu unwürdig, aus der ewigen Stadt, der er so viele herrliche und ideale Anregungen verdankte, in der kläglichsten, spießbürgerlichen Rolle eines gekränkten Ehemannes, eines lächerlichen Aufpassers wiederzukommen. Es konnte ja doch ein Irrthum obwalten, und er wollte ohne die bündigsten Beweise nicht verdammen! So gab er in München die Depesche auf, der er, von Hoffen und Bangen hin- und hergezerrt, ungesäumt auf dem Fuße folgte.

Frau Käthe war von der jähen Heimkunft des Professors auf das Peinlichste berührt. Je mehr ihre Seelenqual gewachsen war, um so eifrigere Briefe hatte sie nach Rom geschrieben, deren Kürze und auffallende Kälte den eiferjüchtigen Aufwallungen ihres Mannes neue Nahrung gaben. Hatte sie sich schon in dem geistigen Austausch mehr und mehr von ihm losgetrennt, so fühlte sie es jetzt, wo sein persönliches Erscheinen in wenigen Stunden zu erwarten war, mit eisigem Frost und schaler, nüchterner Deutlichkeit, daß sie ihn nicht mehr lieben konnte, ja, daß sie ihn hassen mußte. Er war das Unglück ihres Lebens geworden. Wie Johannes in jener verhängnisvollen Nacht ihren Fragen über sein Bekenntniß entchlüpfte war und dann so achselzuckend sich über den Heiland ausgelassen hatte, ebenso war ganz gewiß auch Theobald, der genaueste Freund des Doctors, über den Erlöser gesinnt; seine Welt war diejenige des Materialismus, und er hatte sie, die strenggläubige Pfarrerstochter, deren religiöse Bedürfnisse er doch kannte, ohne Weiteres aus dem Gottesfrieden ihres Mutterhauses in die Klostammer seiner Geistesflächten versetzt, ohne sich um ihr Gemüth zu kümmern, ohne sie auf die Gefahren vorzubereiten, die ihren Glauben in seinen Räumen bedrohten, ohne sie in lässiger Bequem-

lichkeit zu führen und zu leiten. Warum hatte er es unachtsam dem Zufall anheim gegeben, daß sie ahnungslos vom Baume der Erkenntniß pflückte? Warum hatte er nicht, wie ein vorsichtiger Apotheker auf seine Gifflaschen, so auf seine giftigen Bücher anstatt der gleißenden Goldtitel einen warnenden Totenkopf gemalt? So war sie wie eine fromme Blume aus dem bescheidenen, aber friedreich von der freien Gottessonne beglänzten Pfarrgarten in das schwüle Treibhaus der Wissenschaft verpflanzt worden, in welchem das üppige Gerant erotischer Gewächse sie umstrickte, der fieberathmende Würzhauch fremdländischer Blüthen sie betäubte, der Schatten düsterer Nachtpflanzen ihr Licht und Wärme entzog und die anspruchsvollen polypenartig um sich greifenden Wurzeln der Tropenbäume die kleine, vom himmlischen Thau getränkte Scholle, in die sie ihre Fasern senkte, ihr heutigetierig abdrängten.

Ungewarnt war sie geblieben und nun demselben Unglauben verfallen, dessen Beute ihr Gatte geworden war; und wie sollte sie ihm unter die Augen treten, wie seinen Spott, seinen Hohn ertragen, wenn er sie in ihrer hilflosen Noth erblickten und überlegen triumphiren würde, daß der Stab ihres Glaubens so schnell gebrochen, daß die Kirche auch für sie eine leere, segenslose Halle geworden war!? Sie hatte sich angeknast, die Mitwifferin seiner philosophischen Geheimnisse, die Mitträgerin seiner Geistespläne zu werden. Nun hatte er ja Recht: sie war der blaue Falter nicht mehr, der seine Einsamkeit umgaukelte; der zarte Blüthenstaub ihrer Schwingen war nicht mehr von dem Farbenschmelz des Himmels durchleuchtet, und der schwere Bücherstaub des Wissens hatte ihr die Flügel geknickt!

Wie anders hatte sie sich einst den Empfang gedacht! Kein Lannereiz schmückte die Pforten, und von der heimathlichen Schwelle, über die ihr Gatte seinen Einzug halten wollte, fühlte sie sich in die Fremde hinausgestoßen.

Die Glocken tönten auf's Neue. Noch einmal durchzitterte sie die belebende Hoffnung, daß sie in der Kirche Ruhe finden könne; der Heiland, der ja auch für sie am Kreuze gestorben war, würde vielleicht ihr inbrünstiges Gebet erhören und sie wie eine reuige Büsserin mit verzeihender Liebe aufrichten! Vielleicht, vielleicht!

Sie nahm hastig ihren Wintermantel um, ergriff ihr Gesangbuch und wanderte mit furchtsamen Blicken, die sie nicht vom Boden aufzuheben wagte, den alten Weg nach dem Gotteshause. Eine wohlbekannte Frauenstimme berührte ihr Ohr. Sie wandte den Kopf und sah dicht vor sich die wohlbeleibte Frau Bäckermeisterin an der Seite ihres ehrbaren Eheherrn nach der Kirche schreiten. O, wie so überreich erschienen ihr diese einfachen Leute gegen ihre geistige Armuth, über die sie der blendende Reichtum an Gedanken, den sie aus den Büchern Theobalds gewonnen hatte, nicht länger täuschen konnte! „Das Evangelium ist nur für die Philister, für die liebe Hausbackenheit,“ sagte sie mit beißendem Spotte gegen sich selbst,

„und die überklugen Weltweisen, deren Schülerin ich mich nenne, bedürfen eines Gottes nicht. Sie sind selbst kleine Götter, die sich das Weltall aus dem Nichts ihrer selbstherrlichen Trugschlüsse construiren!“

Sie maßigte ihre Schritte, um die Entfernung zwischen sich und dem glücklich frommen Paar zu vergrößern, zögerte mit jeder Minute mehr und trat doch endlich mit beherztem Fuß in den heiligen Raum; aber als sie im Begriff war, aus der Vorhalle in das Mittelschiff der Kirche zu gehen, dröhnten ihr die vollen Orgelklänge mit einer so Mark und Bein erschütternden Gewalt, mit so donnernden Weltgerichtsaccorden entgegen, daß sie von einem eisigen Schauer geschüttelt wurde und sich mit bebenden Knien durch den Strom der Einlasssuchenden hinausdrängte, die Alle, Alle gekommen waren, um ihr Herz in bußfertiger Zerknirschung am Altar des Höchsten zu heiligen und ein Anrecht durch ihren Glauben hatten, auf die segnende Gnade des Allerbarmenden zu hoffen.

Katharina hatte ein Gottesurtheil an sich erfahren: Der Herr wies sie grollend von seinem Hause, verbannte sie aus der Gemeinschaft der Gläubigen, und sie war in ihren Zweifeln, ihrem Irrwahn eine Verworfenene!

Ohne Ziel irrte sie über Straßen und Plätze. Vor ihren Blicken tauchte die Gestalt ihres strengen Vaters auf; sie sah ihn auf der Kanzel auftragen, sah seine eifernden Gebärden, hörte den herben Ton seiner Predigt, hörte, wie er sein Kind mit zorniger Stimme verklagte und des sündigen Verraths an ihrem Herrn und Heiland zieh, glaubte es zu schauen, wie er mit Fingern auf sie wies, wie die Nachbarn und Nachbarinnen sich vor ihr betheuerzten und mit stummem Entsetzen ihre Nähe flohen; und sie fand doch bei dem erdrückenden Bewußtsein ihrer schweren Schuld kein Wort, keinen Laut in der Leere ihrer Brust, um sich zu rechtfertigen und ihren strafenden Ankläger zur Milde zu stimmen. Sie durchlebte alle Qualen der Schiller'schen Jungfrau, der Ketterin Frankreichs, die, ihrer göttlichen Sendung untreu geworden, gleich ihr vor der furchtbaren Anklage des Vaters verstummte, und gegen die der Donner des Himmels zeugte, wie gegen sie jetzt der Gerichtsdonner der Orgel und das mahnende Glockengeläut des Charfreitags.

O, wenn der verklärte Vater sein Kind so unbefangam verdamnte, so war gewiß die verklärte Mutter, deren Sanftmuth sie stets bewundert hatte, zur liebeichsten Vergebung bereit!

Frau Käthe pilgerte weiter, über das engere Weichbild der Stadt hinaus, und befand sich bald vor der Pforte des Friedhofs, der das Grab der Pfarrerin umschloß. Sie schritt in der klösterlichen Stille durch die Reihen der Hügel, auf denen rechts und links die Schneebeden wie weiße Bahrtücher lagen. Hier raschelte ein verdorrter Kranz am einsinkenden Grabkreuz, ein trauriges Sinnbild der Verwesung; dort schimmerte ein vergoldetes Heilandsbild nur matt und schwach aus der Flockenlast hervor, welche der Winter seinen Schultern aufgebürdet hatte; die Strahlen des

Heiligen Scheins waren im Frost der Natur erstarrt, gleichwie die Gedanken der Auferstehung in dem Herzen der Pilgerin unter dem Frost des Denkens, und die zahlreich über den Särgen knieenden Gyps- und Marmorengel schienen ihren weichen, wärmenden Schneepelz fester an sich zu ziehen, um sich vor den kalten Todeschauern der Vernichtung zu schützen. Sie bewachten die stillen Schläfer, um sie nimmer und nimmer aus ihren zerfallenden Betten an das himmlische Licht hervorbrechen zu lassen, und die schwarze Krähe, die beim Nahen Katharinens aus einer Grabfurche aufflog und sich mit schwerem Flügelschlag auf den Firnst eines Erbbegräbnisses erhob, verkündete mit ihrem heisern Gefäch, daß der hoffnungslose Tod das jammervolle Ende alles Lebens war.

Jetzt trat die Professorin an den Hügel ihrer Mutter. Vom kahlen Geäst der Trauerweide über ihr schüttelte der Wind ein Paar Flockensterne auf den Leichenstein herab; eine karge Thränenpende des ausgeraubten Baumes, der nichts anders zu vergeben hatte, der ärmlichen Thränenpende des ausgeraubten Herzens gleich, das sich hier vergebens nach dem maulichen Blüthenschmuck seines Glaubens zurücksehte.

Die Einsame lauschte und lauschte; doch was aus der Tiefe des mütterlichen Grabes zu ihr mit lindem Liebeslaut hinaufdrang, war kein tröstlicher Zuspruch für sie selbst, sondern lediglich eine freundliche Fürbitte für den zurückkehrenden Gatten, den die Pfarrerin noch im Tode so erfindungsreich entschuldigte, wie sie ihn im Leben ohne Aufhören entschuldigt hatte. Die Tochter warf unruhig den Kopf zurück. War denn ihr Kummer nicht der schwerste, der einer Menschenbrust auferlegt werden konnte, und war nicht Theobald der Anstifter alles seelischen Unheils, unter dem sie zusammenbrach? Und nun sollte sie hinschmelzen in Liebe und Glück, sollte sich seiner Zukunft freuen, die für sie doch nur die Vermehrung und Verlängerung ihrer Qualen bedeutete, und sollte den Mann mit offenen Armen und hochzeitlichem Jubel empfangen, der sie ihrem leiblichen und ihrem himmlischen Vater entrisen hatte?

Nimmermehr! Sie verließ den Friedhof mit ungestümem Gang, rief einen daherkommenden Miethswagen an und fuhr nach ihrem Wohnhause zurück. Speise und Trank widerstanden ihr, und das zutrauliche Geplauder Agathens hatte heute jeden Reiz für sie verloren.

Mit wachsender Unruhe verfolgte sie im Büchersaal das Pendel der Wanduhr; jeder Schlag desselben mahnte sie an eine gleichzeitige Umdrehung der Räder des Dampfwagens, der ihren Gatten in die Heimat führte. Sie wollte, sie konnte ihn nicht wiedersehen, wenigstens jetzt nicht, in dem ungeheuren Zwiespalt ihres Innern. Daß er ein Abtrünniger war, dessen kegerische Gesinnung sich wie ein ansteckender Pesthauch von seiner Seele auf die ihrige übertragen hatte, daß er der vollkommensten Gleichgiltigkeit gegen seine und ihre Kirche anheimgefallen war: es bewies ihr dies mit überzeugender Unwidersprechbarkeit der Umstand, daß er

kein Bedenken hegte, an dem heiligsten Tage der Christenheit, der ihn zur beschaulichen Einsiedel bei sich selbst hätte auffordern müssen, die weite Reise zurückzulegen. Was sollte sie ihm sagen, wie ihm begegnen, und wie das Frohlocken seiner nur zu schnell zu machenden Entdeckung hinnehmen, daß sie sich in seiner Abwesenheit von allem religiösen Aberglauben losgekettet und fähig geworden war, die unchristliche Sprache seiner heidnischen Bücher zu begreifen? Wie oft mochte er im Verborgenen diese Stunde herbeigesehnt haben; und nun sollte sie ihm zur Feier des Empfangs ihre Umwandlung offenbaren, die ihn namenlos befriedigen mußte, sie selbst aber namenlos zerrüttete? Und zog ihn denn wirklich die unwiderstehliche Sehnsucht nach Weib und Kind so unvermuthet in die Heimat? Nein! Er eilte ja nur zu seinen Folianten, die ihm mehr waren als Weib und Kind, zur Wiederaufnahme seiner Abhandlungen, in denen er Gott verleugnete, und zu dem Alieingenuß der verderblichen Weisheit, die seine Geliebte war, und deren Verführung er erlag!

„Fort, nur fort!“ so rief es unaufhaltsam in ihrer Brust. Die Wanduhr zeigte die siebente Stunde, und auf die achte hatte er sein Eintreffen angekündigt. Sie rechnete darauf, daß die Magd, der sie auf ihren Wunsch den Besuch des Abendgottesdienstes gestattet hatte, zur rechten Zeit zurück sein würde, um dem Professor zu öffnen. Ungebuldig hüllte sie das müde Kind, das sie unbewacht in der Wohnung nicht zurücklassen konnte, in Schwal und Mantel, in Pulswärmer und Gamaschen, und begab sich mit ihm die Treppe hinab. Anfänglich stapfte die Kleine an der Hand der Mutter gar fröhlich durch den leichten Schnee, freute sich an dem Gesimmer der Laternen, um deren Flammen die Flocken wie Wintermüden spielten, und plapperte lustig vor sich hin. Aber Frau Käthe lief doch heute gar zu geschäftig, antwortete nicht auf die harmlosen Fragen ihres Lieblings, und nahm zuletzt so große Schritte, daß Agathe, welcher der Zugwind empfindlich in's Gesicht blies, kaum noch nachzukommen vermochte, sich unsanft an ihrem Händchen fortgerissen fühlte und schließlich zu weinen und über Müdigkeit zu klagen begann.

Katharina hob das Mädchen auf ihren Arm und drückte es an sich. „Wohin, wohin?“ so fragte sie sich hundertmal. Da fiel ihr das Häuschen am Spreeufer in den Sinn, wo ihre Mutter gewohnt hatte und wo noch die alte einsame Tante hauste. Das war der Weg, den sie gehen mußte; dort konnte sie für sich und das Töchterchen einen ungefährdeten Unterschlupf bereit finden, der ihr eine Zuflucht bot, bis sich — sie wußte es nicht zu bezeichnen — bis sich irgend ein wunderbares, jetzt noch nicht erkennbares Etwas ereignet haben würde, das es ihr ermöglichte, in ihr Heim wieder überzufiedeln und ihrem Manne in die Augen zu sehen.

Sie sagte dem Kinde, was sie vorhatte, und die Kleine dachte befriedigt an den rothwangigen Bratapfel, der sicherlich auch heut in der

Ofenröhre der alten gütigen Frau ihrer wartete, und dessen duftigen Geruch sie bereits mit dem frostigen Winde einzuathmen wählte.

Katharine lenkte ihre Schritte nach dem Flusse, und Alt-Berlin lag vor ihr. Sie bog in die schmale, düstere, von keinem Wagengerassel, keinem Hufschlag aus ihrem dämmerigen Halbtraum aufgestörte Spreestraße ein, setzte nach kurzer Wanderung ihr Töchterchen auf die steinernen, ausgetretenen Stufen nieder, die von der Gasse nach der altmodischen Thür des baufälligen Häuschens hinaufführten, rieb sich die erstarrten Finger und schöpfte Athem.

Plötzlich dünkte es ihr ganz unmöglich, die finstern, halbsbrecherischen Stiegen zu der Wohnung der Tante emporzuklimmen, sich in die dumpfen, engbrüstigen Kammern mit ihren, nach der Freiheit der Erlösung ringenden Seelenschmerzen einzupferchen und der harthörigen Alten mit vergeblicher Breite auseinanderzusetzen, aus welchen, ihr ohnehin unsaßbaren Gründen sie ihre Gastfreundschaft in Anspruch nehmen wolle. Wenn Gott ihr Flehen nicht vernahm, wenn der Himmel ihr taub blieb, so mußte sich ihr auch das Ohr der Freundin in völliger Taubheit verschließen; wenn der reiche Gott sie nicht erhörte, wie sollte sie auf die Erhörung eines armen Menschenkindeß hoffen?

„Die Frau Base ist nicht daheim; ich sehe keinen Lichtschein an ihren Fenstern; wir müssen spazieren gehn, bis sie zurückkehrt,“ sagte sie zu dem enttäuschten Kinde, hob es wiederum auf ihren Arm und wandelte weiter. Hart neben dem hölzernen Geländer des Flusses schritt sie vorwärts. Aus dem Nebel zur Linken leuchtete die erhellte Uhr vom Rathhausthurm hervor. Katharine strengte ihre Sehkraft an und zählte die Schläge, die langsam zu ihr herübertönten.

„Acht!“ flüsterte sie. „Jetzt hält er vor dem Thor, fliegt die Stufen hinauf, späht umsonst mit angstvollen Blicken nach Weib und Kind; kein liebender Arm umschlingt, kein Kosewort begrüßt ihn — und ich, ich vermag doch nicht anders, kann nicht hin zu ihm!“

„Mama,“ plauderte gleich darauf Agathe, der es eben durch ihr Köpfchen fuhr, daß ihr die Magd am Morgen von der Heimkehr des Vaters erzählt hatte. „Mama, wir wollen nach Haus! Der Papa kommt. Dörthe hat's gesagt, und er bringt mir, hat sie gesagt, aus der großen Stadt eine große Puppe mit. Die hat ihm der heilige Papa in Rom für mich gegeben. Dörthe weiß es; wir wollen nach Haus!“

Der Mutter schnitt die Rede des Kindes tief in's Herz; sie zuckte zusammen, umschlang das Mädchen fester und suchte es zu trösten: „Noch nicht, mein Schatz! Der Papa kommt spät, sehr spät, wenn Du längst in Deinem Bettchen liegst. In der Frühe wird er Dich wecken, und Du wirst ihm jauchzend entgegenlachen.“

Sie irrte weiter. Ein herbes Gefühl grenzenloser Verlassenheit beschlich sie, während sie in der menschenleeren Gasse mechanisch ihren Weg fortsetzte. Agathe, deren ferneres Geschwätz von der gramvollen Frau nicht

mehr beachtet wurde, verstummte allmählich und schlief auf dem Arm derselben ein.

Katharina war an der Waisenbrücke angelangt, auf deren Mitte sie stehen blieb. Eine schneidende Zugluft pfiff und schnob von Ufer zu Ufer; sie lehnte sich, um ihr Stand zu halten, an das Geländer und schaute düster umher. Ueber die gewaltigen, sich aus dem Spreebett aufstürmenden Bögen brauste ein Zug der Stadtbahn dahin; die Glühlichter der Locomotive und die Lampen der Wagen tanzten im Vorüberhüscheln auf der schwarzen Fläche des Flusses und erinnerten die Professorin auf's Neue an den unseligen Reisenden, der vor kurzem den Bahnhof verlassen haben mußte und nun, vor Verwirrung sprachlos, durch seine verödeten Räume wanderte. Auf der andern Seite streckte sich der altersgraue Thurm einer Kirche mit gigantischem Drohen in das nebelige Gewölk, als wollte er das Strafgericht des Herrn herabfordern, der seiner nicht spotten läßt und Sünder und Sünderin vor seinen Richtstuhl ruft.

Die Professorin zitterte, wendete sich ab und starrte in die Fluth hinunter. Zwischen den weißen Eiskrusten der Ufer kräuselte sich das Wasser mit doppelt unheimlicher Schwärze, und der Schimmer der Laternen, der auf die Wellen fiel, schwankte und schaukelte in ungewissem Spiel, bald emportauchend, bald in sinkendem Erlöschen, auf dem winterlichen, von keinem Kiel durchfurchten Strom.

„Wie schön muß es sich dort unten ausrasten und träumen lassen — ohne Leid, ohne Qual! Wie lockt nicht die Tiefe! Ein Sprung — und ich bin erlöst, und mit mir das unschuldige Kind, dem eine greuelvolle Zukunft, voll von Weh, Zweifel, Noth und Gewissenspein, erspart bleibt!“

Das waren die gottlosen Charfreitagsgedanken, die Frau Käthe in ihrem Jammer dachte; aber die Mutterliebe siegte, und ihre Lippen hauchten in den Frost: „Ich habe ja nichts mehr, nichts als Dich, mein süßes, mein engelgleiches Kind!“ Sie preßte Agathe mit solcher Heftigkeit an ihr stürmisch klopfendes Herz, daß die kleine Träumerin erwachte, schlaftrunken gähnte und sich in der grimmigen Kälte schüttelte.

„Du, wie mich friert!“ winnerte das Mädchen. „Du, das häßliche Wasser!“

„Nun ist die Frau Base heimgekommen,“ beschwichtigte die Mutter; „wir wollen zu ihr eilen, uns an der knisternden Ofenflamme wärmen und den Wind auslachen, der ärgerlich durch den Schornstein faust.“

Sie umschloß die bebende Kleine mit dem freien Arm, drückte sie fest an die Brust, suchte die eisigen Wangen des Kindes mit der Gluth ihres Athems zu beleben, beschleunigte ihre Schritte und strebte keuchend dem Häuschen der wunderlichen Tante zu.

IV.

Während der frostigen Wanderung seines Weibes war Theobald auf dem Bahnhof angelangt. Umsonst spähte er überall hin nach Katharina, die er bestimmt erwartet hatte, und sein durch den Brief des Amtsgenossen erregter Argwohn brannte in neuen Flammen auf.

Was war geschehen, und welches Unheil harrte seiner auf der Schwelle seines Hauses? Das waren die Heimkehrgedanken, die ihn während der Droschkenfahrt bestürmten. Rom lag hinter ihm wie ein paradiesischer Märchentraum, und sein Eintritt in die Vaterstadt war das nüchternste, das poesieloseste Erwachen.

Er sah in rastloser Unruhe aus dem Fenster des Wagens, in der Hoffnung, die Gattin könne sich verspätet haben, und er könne sie mitten auf ihrem Wege treffen. Wie ein Ausländer zog er in die Stadt ein; die bekanntesten Straßen hatten kein Willkommen für ihn; wildfremde Gesichter bewegten sich vor seinen Augen, und der Segensgruß der Heimat ging ihm verloren.

In demselben Augenblicke, in welchem sein Weib zum Rathhausthurm emporgeblickt und seiner Ankunft gedacht hatte, hielt das Gefährt vor seinem Hause an. Da stand ein Mann vor dem Thore, der vergeblich auf seiner Abendwanderung nach dem altgewohnten Lichtglanz hinter den Fenstern des Bibliotheksaals hinausschaute und, in wehmüthiges Sinnen versunken, Alles um sich her vergaß. Er hatte das Rollen der Räder überhört und schreckte unwillkürlich zusammen, als die dampfenden Säule vor dem stillen Gebäude Halt machten.

Theobald erkannte den Privatdocenten auf den ersten Blick, packte den Freund, dessen Gegenwart zu dieser Stunde seinen schlimmsten Argwohn befürwortete, ziemlich unsanft am Arm und stieß mit mühsam erkünstelter Fassung die Worte hervor: „Johannes, lieber College, woher des Wegs? was treibst Du hier auf der Gasse?“

Der Angeredete hätte nicht bestürzter sein können, als wenn ein leibhaftiger Polizist auf ihn eingedrungen wäre, um ihn ohne Umstände zu verhaften; er bemühte sich, seine hochpeinliche Verlegenheit hinter dem wiederholten und langandauernden Händeschütteln zu verbergen, mit welchem er den Professor bewillkommte, und sagte, indem er nach Worten suchte: er habe durch Frau Rätke gehört, daß Theobald heute eintreffen werde, habe im Vorübergehen sich nach ihm erkundigen wollen, sei durch die lichtlosen Fenster beunruhigt worden und sei nun doppelt erfreut, den Freund so frisch und wohlbehalten vor sich zu erblicken.

Der Gelehrte forderte ihn auf, ihn hinaufzubegleiten und seine glückliche Wiederkehr mit ihm und seiner Gattin bei einem Glase Wein zu feiern. Da krümmte sich Johannes in noch größerer Befangenheit, schüttelte einen Besuch vor, der ihm für diesen Abend angemeldet worden sei, und riß sich mit einer so unbehülflichen, ängstlich komischen Art von dem Genossen

loß, daß dieser sich zu einem herzlichen Auflachen hätte versucht fühlen müssen, wenn ihm nicht das Verhalten, des Doctors in einem höchst auffälligen und alle seine Verdachtsgründe bestätigenden Richte erschienen wäre.

Er sprang die Treppe hinauf, schellte die Magd heraus und befahl ihr, sein Gepäck mit dem Pförtner heraufzuschaffen. Die scheuen Blicke, mit denen ihn Dörthe streifte, erhöhten sein Befremden; er eilte von Zimmer zu Zimmer, rief mit tönender Stimme nach Weib und Kind, und die Dede seiner verlassenen Räume erfüllte ihn mit ahnungsvollem Grausen.

Aus der Dienerin, welche die Koffer auf den Flur gebracht hatte, war weiter nichts herauszubringen, als daß, während sie sich zum Kirch- gange angeschickt, ihre Herrin noch anwesend gewesen sei, und daß sie nicht wissen könne, wohin sie sich begeben habe. Der Gatte hatte in seiner Erregung nicht übel Lust, die unschuldige Dörthe wie eine auf der That ertappte Kupplerin zu behandeln, sie zu drängen und einzuschüchtern, bis sie ihm Rede stand über ihre verruchte Mitwissenschaft und alle die ver- buhlten Zusammenkünfte, die sie entweder belauscht oder begünstigt haben mochte, vor ihrem zornigen Richter bekannte; aber die Mäßigung, die er sich so oft auf der Heimreise angelobt, trug noch einmal den Sieg davon, bewahrte ihn vor jeder Unschicklichkeit und vor der Gefahr, seine Schande, indem er sich vor der Magd entwürdigte, noch zu steigern und die Ehre Katharinens vollends preiszugeben.

Er durchmaß mit hallenden Schritten sein Gemach. O, wenn die Bücher nur reden könnten, deren Goldtitel im Glanz der Ampel schimmerten, und die in heimlichen Stunden die stummen Zeugen einer Liebe gewesen waren, welche ihm allein gehörte und welche ihm der beste seiner Freunde entwendet hatte! Aber die Folianten standen unbewegt, und ihre goldenen Titel wurden ihm zu den traurig leuchtenden Goldbletern auf tausenden von Grabsteinen, die auf tausenden von papiernen Särgen ruhten; denn wenn ihm seine Gattin abgestorben war, so war ihm auch seine Wissen- schaft gestorben, und er konnte in seinem Elend sich nun und nimmer auf's Neue ermannen, eine Weisheit zu ergraben und wieder erstehen zu lassen, die keinen Trost für die unheilbaren Leiden seines Herzens bot. So war seine Bibliothek ein gähnender Kirchhof, und er unter den Gräbern ein lebendig Begrabener!

Er suchte sich zu sammeln. Johannes hatte es nicht gewagt, ihm offen und ehrlich in's Gesicht zu sehen, und nur zu sehr das Bewußtsein seiner Schuld verrathen. Und für diese Schuld sprach auch sein Harren vor dem Hause. War er vielleicht von Katharine, die bereits unter seinem Dache weilte, nur abgesendet worden, um zu erkundigen, ob Theobald seiner Depesche gefolgt war? Und wollte dann das sündige Paar die letzte ihm gewährte Frist benutzen, um dem Ingrimme des schwerbeleidigten Gatten zu entfliehen und in der Ferne eine Zuflucht für seine unheilige Gluth zu finden? Wehe, wenn sie gestüchtet waren! Aber das Kind, das

einzig, das holbeste Kind! Waren sie unbarmherzig genug, den vereinsamten Vater auch des letzten Trostes zu berauben, oder wollten sie ihm in einer Anwandlung von Menschlichkeit, in grausamem Mitleid den Schmerz ersparen, in den Zügen des heranwachsenden Mädchens sich das Bild derjenigen entwickeln zu sehen, die ihn um seinen Frieden betrogen hatte? In diesem Augenblick ergriff ihn ein so martervolles Verlangen nach der Tochter, daß er von dem Aufsatz seines Schreibtisches das kleine Bildniß Agathens mit zitternden Fingern herabnahm und es mit heftigen Küssen bedeckte.

Er blickte auf die Wanduhr, deren Pendel ihm in stumpfer Gelassenheit die Secunden vorzählte, welche wohl die Liebenden zur Vorbereitung ihres Fluchtversuches gebrauchten. Eine halbe Stunde war seit seiner Ankunft verfloßen; kein Schritt auf der Treppe, wie oft er auch an die Thür eilte, verkündete die Heimkehr Katharinens, und kein helles Aufjauchzen eines Kindermundes erlöste ihn aus der Qual seines Harrens.

Es duldete ihn nicht länger in dem engen Raum, der seines nach Befreiung ringenden Athems spottete. In unsünniger Angst warf er seinen Mantel um, stürzte auf die Straße, bestieg einen Miethswagen und fuhr die kurze Strecke nach der Wohnung des Privatdocenten, um vielleicht noch das Aeußerste zu verhüten.

Der Herr Doctor sei nicht daheim, bekundete die Wirthin, und habe auch nicht hinterlassen, wann er zurückkommen werde.

„So hat mich Johannes belogen!“ stöhnte der Professor, während er die Stiegen des Hauses wieder zögernd hinabschritt, die ihn so häufig zum edelsten, genußreichsten Gedankenaustausch mit dem jüngeren Freunde emporgetragen hatten. „Kein Besuch ist bei ihm eingekehrt, wie er vorgab; nun steht er wohl mit der Treulosen auf irgend einem Bahnhof, um mir mein Glück in die Fremde zu entführen.“

Auf einmal packte er das Geländer. Ein Gedanke hielt ihn fest, der ihm einen Strahl von Hoffnung gab. Am Ende sah er doch allzu schwarz und schrieb das räthselhafte Ausbleiben seines Weibes einem Verbrechen zu, obgleich sich dasselbe doch ebenso gut aus der Ursache eines Unfalls erklären ließ. Und er entsann sich der Tante, die Katharina in schöner Pietät allwöchentlich einmal aufzusuchen pflegte, und von der sie ihm noch nach Rom berichtet hatte. Bei ihr konnte sie aus irgend welchem Anlaß zurückgehalten worden sein; und wenn auch nicht — die Frau Base würde ihm gern über Alles, was er wünschte, Auskunft geben!

Gleich darauf stand er auf der Straße und befahl dem Kutscher, den er hatte warten lassen, nach dem Häuschen an der Spree zu jagen. Es war kurz vor neun Uhr, als der Wagen über das holperige Pflaster klirrte und nach wenigen Augenblicken vor dem altersschwachen Gebäude hielt.

Haftig entsprang Theobald dem Gefährt; das Klagegeschrei eines Kindes schlug an sein Ohr, und mit Bestürzung erblickte er zwei Männer aus dem Arbeiterstande, welche soeben im Begriff waren, einer vornehm ge-

kleideten Dame emporzuhelfen, die, von einer Ohnmacht befallen, kläglich auf den steinernen Stufen vor dem Hause lag und das Mitleid der Vorübergehenden erweckt hatte.

Frau Käthe war von der Spreebrücke nach der Behausung der Tante zurückgeelangt. Die gebrechliche Frau war bettlägerig, und eine alte zahnlöse Nachbarin saß, unaufhörlich mit dem Kopfe wackelnd, an ihrem Lager, um sie zu pflegen und ihr behülflich zu sein. Die Professorin erkannte die Unmöglichkeit, angesichts der Fremden der tauben Base ihr Anliegen und die Gründe desselben in die Ohren zu schreien, und übersah mit einem Blicke die Unthunlichkeit, der Kranken jetzt und für die nächsten Tage in dem überaus beschränkten Wohnraum zur Last zu fallen. So verhartete sie nur eine kurze Viertelstunde bei der Schwester ihrer Mutter, von den trostlosesten Gedanken gequält, versprach der fiebernden Frau, sich in Kürze nach ihrem Befinden umzuthun, und trat, nachdem sich Agathe gehörig ausgewärmt und sich anstatt des erträumten Bratapfels mit einer Schale heißer Milch erquickt hatte, mit schwerem Herzen den Rückweg an. Auf der Treppe fühlte sie, wie ihr die Füße zu schwanken begannen. Die maßlose seelische Aufregung der letzten Wochen, die Charfreitagsleiden, die sie ausgestanden, die Furcht und Flucht vor dem Gatten, die schmalen Wissen, die sie genossen, der Marsch durch die Straßen, das lange Schleppen des Kindes und die beängstigende Luft in dem dumpfigen, überheizten Krankenzimmer: Alles das wirkte zusammen, um ihren Widerstand zu lähmen, und die sinnbetäubende Rathlosigkeit, wohin sie sich im Anbruch der Nacht wenden solle, nachdem ihr die Hoffnung auf die Zuflucht bei der Base zerronnen war, ließ sie wie in einen finstern, keiner Rettung zugänglichen Abgrund schauen. Als sie die Hausthür geöffnet und das Töchterchen die Stufen hinuntergeleitet hatte, erfaßte sie ein jäher Schwindel; sie ließ das Händchen der Kleinen fahren, setzte sich auf die mittlere Stufe der schlüpfrigen Vortreppe, lehnte sich gegen die obere zurück, so daß ihr Hinterhaupt an das Pförtchen sank, haßte nach dem Kinde und schloß mit einem Seufzer die Augen, während ihr die Sinne vergingen und eine wohlthätige Bewußtlosigkeit ihren überreizten Geist umnachtete.

Agathe jammerte, kauerte neben der Mutter nieder, rief sie vergebens an und streichelte mit den ungeschickten Händen ihre Wangen. Als aber Frau Käthe die Augen durchaus nicht aufschlagen wollte, erhob das Mädchen sein Geschrei und zog endlich die Aufmerksamkeit der beiden Männer, der einzigen, die während dieser Minute auf der todten Straße vorbeikamen, auf die zusammengefunkenene Dame, der sie beizustehen sich beeiferten.

Theobald erkannte bei dem trübseligen Schein der nächsten, ziemlich entfernten Laterne, indem er die Arbeiter zurückdrängte und sich über die Ohnmächtige neigte, die bleichen, durch so viele Schmerzen verhärmten Züge seines Weibes und zugleich das verweinte Gesichtchen seiner Tochter, das sich aus der pelzgefütterten Kapuze unter krampfhaftem Schluchzen hervorschob.

„Katharina,“ rief er, „liebe Katharina,“ und der melodische Klang seiner Stimme übte einen lindernden Zauber auf Agathe aus. Der fremde Mann da konnte nicht böse sein, der ihre Mutter kannte und ihren Namen mit so weichem Wohlklang sprach. Da hielt der Vater sein Kind in die Höhe, hielt es so, daß der Laternenschein auf sein Antlitz fiel, nannte es mit den alten, lieben, so oft gehörten Roseworten, küßte es auf die Stirn, und mitten durch das Geschluchze der Kleinen tönte es wie ein silbernes Auflachen hindurch, und über ihre thränennassen Augen flog es wie ein leuchtender Weihnachtsglanz. „Papa!“ sagte sie erst schüchtern und wiederholte das Wort mit bewußtem Erkennen, streckte ihm die Arme um den Hals und klagte, indem ein neues Wimmern ihr Stimmchen fast erstigte: „Die Tante oben ist krank, und Mama ist umgefallen.“

Er setzte seinen Liebling auf die Stufe, bat die freundlichen, von dem rührenden Auftritt gefesselten Handwerker, seine Frau mit dem Oberkörper in die Höhe zu richten, schloß ihr aus der Reiseflasche, die er noch bei sich trug, ein paar Tropfen starken Weines in den Mund, rieb ihr Schläfen und Stirn mit dem duftigen Naß und hatte die Genugthuung, daß sie nach kurzer Zeit die Lider öffnete und ihn mit einem anfangs leeren, dann aber belebteren Blick betrachtete.

„Willkommen,“ sagte er weich und drückte ihr die Hand.

„Willkommen,“ gab sie tonlos zurück, ohne den Druck zu erwidern, und umschlang mit ihrer Linken das Töchterchen, das sich an sie drängte.

Dann schloß sie die Augen wieder; ein Schauer schüttelte sie, wie sich plötzlich alle die Scenen dieses Charfreitags in ihrer Erinnerung zusammenscharten; und mit einem scheuen Blick auf die Umgebung, auf die Arbeiter, den Wagen, ihren Gatten begriff sie den Zusammenhang dessen, was geschehen war, und daß Theobald sie hier gesucht und gefunden hatte.

Schritte näherten sich. Der Gelehrte, der seine Gattin nicht zum Gegenstand einer lästigen Neugier der Passanten machen wollte, ersuchte einen der Handwerker, ihm behülflich zu sein, die Kranke in den Wagen zu bringen. Von beiden Männern unter beide Arme gefaßt, erhob sich Katharina, legte die wenigen Schritte zurück, bot selbst alle Kräfte auf und gelangte ohne große Beschwerde in das Gefährt. Der Vater zog sein Kind hinein, dankte dem gutmüthigen Helfer, und der Kutscher hieb auf die Gänge.

Frau Käthe lehnte sich mit einem tiefen Seufzer zurück, bedeckte die Augen mit ihrer Rechten und antwortete auf die theilnehmenden Fragen ihres Mannes mit kühlender Abwehr: der Unfall habe nichts zu bedeuten; sie werde sich schnell erholen; aber das Sprechen werde ihr schwer, und sie bedürfe der Ruhe.

Theobald athmete auf. Triumph, seine Schwarzseherei war widerlegt worden! Sein Weib hatte an kein Entweichen gedacht, hatte sich an dem Siechbett der Tante verspätet, sich in der Pflege derselben übernommen und war beim Verlassen des Hauses in ihrer Erschöpfung zusammengebrochen!

In der Freude, daß er nur von einem Bahnbild geängstigt worden war, hob er Agathe, die von ihrem Sitz kletterte und der Mutter die Hand vom Gesicht zu ziehen trachtete, mit sanfter Zärtlichkeit auf seinen Schoß, flüsterte ihr die wonnesamsten Schmeichelnamen zu und lockte ein halbblautes Richern auf ihre Lippen, die nur noch von Zeit zu Zeit unter dem Nachhall ihres Schluchzens zuckten.

Katharine sah durch die halbgeöffneten Lider auf die liebliche Gruppe. Ein unwilliges Zürnen nahm von ihren irrenden Gedanken Besitz. „Nur das Kind liebt er,“ so dachte sie, „nicht mich; nur um des Kindes willen brach er vor dem Ablauf seines Urlaubs vom Tiber auf; nur um des Kindes willen faltete er dann und wann seine, sonst gegen Gott die Feder führenden Hände in der zauberischen Weihe des Nachtgebets, während er für mich taub war, mir nicht an den Tisch des Herrn folgte und nicht Liebe genug besaß, um mir von seiner Arbeit ein paar Stunden zu gemeinsamem Kirchgang abzumüßigen!“

Sie hatte sich während der Fahrt soweit gekräftigt, daß sie die Treppe mit der sorgsamten Unterstützung ihres Gatten langsam hinaufsteigen konnte. Droben brachte sie die Kleine zur Ruhe, die bei ihrer Uebermüdung sofort einschlief, und stellte dem Heimgekehrten ein Nachteffen zurecht. Er lud sie ein, sich zu ihm zu setzen; sie gehorchte, erwiderte aber jeden seiner Versuche, ein vertrauliches Gespräch anzuknüpfen, mit derselben stumpfen, für kein Wort der Liebe empfänglichen Gleichgültigkeit; sie könne nicht sprechen, sie fühle sich zu angegriffen, und er möge sie sich selbst überlassen. Dabei vermied sie es in ersichtlicher Scheu, seinen Blicken zu begegnen, senkte die Augen, so oft sie ihn von der Seite anstarrte und er unvermuthet zu ihr hinübersah, und machte sich auf dem Speisetisch zu schaffen, wenn er ihre Hand ergreifen wollte. Der Bissen blieb dem Gelehrten im Munde stecken, als ihm ihr sprödes, furchtames Verhalten die alten Zweifel an ihrer Treue vor die Seele rief und er sich ausmalte, daß sie an derselben Tafel nur für ihn kein Zeichen, keinen Laut der Neigung offenbarte, an welcher sie in gesprächigen Nachtsunden an der Seite des Docenten geschwelgt hatte!

Endlich entschuldigte sie sich mit ihrer Ermattung und wollte sich entfernen. Das Wenige, was sie genossen hatte, schien dem Gelehrten allzu ungenügend, um ihre Kräfte nur einigermaßen zu beleben, und so füllte er die Gläser, um sie wenigstens zu einem Trank der Erquickung zu nöthigen.

Da hielt sie das geschliffene Glas in unsicherer Hand, hörte die Aufforderung Theobalds, mit ihm auf seine glückliche Heimkunft und ein fröhliches Osterfest anzustoßen, und auf einmal stieg ein letzter, grauenerregender Charfreitagsgedanke in ihrem gemarterten Herzen auf, der ihre fahlen Wangen noch bleicher färbte. Der kleine Pokal mit seinem duftigen Raß gemahnte sie mit dämonischem Gefunkel an den Abendmahlskelch mit seinem heiligen Laberwein, und wie die kristallinen Becher aneinanderklangen

und sie den feurigen Trunk an die Lippen führte, um ein wenig vom Rande zu nippen, da erschütterte sie das entsetzliche Gefühl, als ob sie im Begriff sei, in ihrem schnöden Unglauben sich selbst das Traubenblut zum Gericht zu trinken und die Rache des Himmels herabzufordern. Das Glas entstürzte ihrer Hand und zerschellte klirrend am Boden. Wie der Gatte den heiligen Trank der Gottesliebe mit ihr nie hatte theilen wollen, so durfte sie jetzt und immer auch den weltlichen Willkommensstrunk, den Becher der Liebe und Versöhnung nicht mit ihm theilen! Ein Thränenstrom brach aus ihren Augen; sie wendete sich ab, eilte nach der Thür und streckte die Arme in flehentlichster Gebärdenprache gegen ihn aus, als er ihr folgen und sie um die Ursache ihres Schreckens befragen wollte.

In unbeschreiblicher Verwirrung blieb der Professor zurück und schritt in seinem Bücheraal unschlüssig auf und nieder. Konnte er an dem Verrath seines Freundes noch länger zweifeln? Katharinens Benehmen, ihre Verführung, ihre Scheu, ihre Unfähigkeit, seinen Blick auszuhalten, waren das unzweideutigste Eingeständniß ihrer Schuld; sie mochte wohl wissen, daß er bereits gewarnt worden war, und fürchtete sich nun vor ihm, fürchtete sich vor der Stunde, in der er sie zur Verantwortung ziehen, und vor dem Zorn, mit dem er über sie richten mußte. Sie war noch schön, fast noch schöner als vor seiner Abreise; die Reue und der Gram prägten ihrem jugendlichen Gesicht einen höheren seelischen Reiz auf, und er wurde von einem sehnächtigen Verlangen nach seiner holden Sünderin erfüllt. Aber wie er sich vorstellte, daß diese Züge eines erhöhten geistigen Lebens doch die Wollust und die Zerknirschung über dieselbe in ihr einst so kindliches Antlitz gegraben hatten, so gerieth er in eine heillose Wuth und schlug mit der Faust gegen die Buchreihen, die sich unregelmäßig verschoben.

Als er am Morgen nach einem langen festen Schlaf, in welchen ihn die Aufregung und die Anstrengung der Reise gewiegt hatten, in das Schlafzimmer seiner Gattin trat, sah er diese in angstvoller Sorge um die Kleine bemüht, deren zarter Körper durch einen heftigen Hustenanfall schmerzhaft erschüttert wurde. Der Mutter kam es in den Sinn, daß sich das Kind auf ihrer gestrigen Wanderung durch die unwirthlichen Straßen, in dem rauhen Zugwind auf der Brücke, auf den ungaslichen Stufen des Spreehäuschens eine bedenkliche Erkältung zugezogen haben könne; und die Vorwürfe, die sie sich machen zu müssen glaubte, daß sie, mit ihren Fluchtgedanken beschäftigt, zu wenig auf Agathe geachtet und dieselbe in unentschuldbarer Art der Unbill der Witterung preisgegeben habe, vergrößerten ihre Besorgniß dergestalt, daß auch der Vater von sichtbarer Unruhe ergriffen wurde. Sie überzeugte sich von Neuem, wie sehr er das Mädchen liebte und, jetzt über die sich wiederholenden Anfälle untröstlich schien.

Er ging selbst den Arzt zu rufen, der noch am Vormittag vorzusprechen verhieß.

Auf dem Rückwege kam er am Hause des Privatdocenten vorbei.

Mit dem mannhaften Vorsatz, sich Licht über das Geschehene zu verschaffen und die beweiskräftige Entdeckung des Treubruches seines Weibes nicht um eine Stunde zu vertagen, stieg er hinauf und klingelte mit einem Ungeflüm, als hätte er Sturm läuten wollen, um die ganze Stadt zur Zeugin seiner Untersuchung aufzurufen.

Johannes öffnete ihm selbst. Die gestrige Begegnung mit dem Freunde und die anscheinend so arglose Begrüßung desselben hatte dem Doctor gezeigt, daß Frau Käthe Wort gehalten und ihren Gatten mit keiner Silbe über seine thörichte Uebereilung verständigt habe. Er bewunderte die standhafte, selbstlose Frau, die ihn so rücksichtsvoll schonte, und ein brennendes Schamgefühl, sich gegen den edelmüthigsten Genossen in so unwürdiger Weise vergangen zu haben, vernichtete ihn immer unerbittlicher vor sich selbst. Was er gesündigt, mußte er büßen, mußte er durch ein ehrliches Geständniß sühnen, werde daraus, was wolle! Das war seine Mannespflicht, und war es um so mehr, als der Professor jeden Augenblick durch eine häßliche Zuträgerei über seinen Verkehr mit Katharina mit den böswilligsten Entstellungen unterrichtet und so veranlaßt werden konnte, gegen seine Gattin mit dem ungerechtesten Zorne aufzutreten. Ihr jeden häuslichen Zwist zu ersparen, das war seine Ritterpflicht gegen die unvergleichliche Frau. Eben hatte er sich hingesezt, um von Theobald schriftlich eine Unterredung unter vier Augen zu erbitten und ihn zu diesem Zwecke zu sich einzuladen, als der Beleidigte schon auf der Schwelle stand und von dem Gelehrten nicht ohne große Betretenheit in's Zimmer genöthigt wurde.

Es war dem Doctor von der Wirthin nicht gemeldet worden, daß der Freund schon gestern, gleich nach jenem Zusammentreffen vor seinem Hause, bei ihm gewesen, und so sah er in dem Frühbesuch desselben nur einen, ihn vollends beschämenden Beweis seiner Reigung und Achtung; ein Irrthum, der durch die schnell wiedererlangte Selbstbeherrschung des Professors nur noch gesteigert wurde, welcher den Kameraden in Sicherheit wiegen wollte, um ihn darauf desto nachdrücklicher zu prüfen.

„Gut, daß Du kommst, Theobald!“ sagte Johannes und wies ihm die noch nasse Einladung. „Meine Thorheit, meine Leidenschaft haben mich aus Deinem Hause verbannt. Was ich Dir zu sagen habe, wird mich in Deinen Augen tief herabsezen; doch es muß gesagt werden, je früher je besser, und Du siehst mich zu jeder Genugthuung bereit.“

Nach diesem Eingang legte er eine umständliche Beichte ab, indem er, die Arme auf dem Rücken verschränkt, vor dem Freunde auf und nieder ging, die Blicke auf den Boden heftete, auch den Ausbruch seiner ihn überwältigenden Empfindungen in der Nacht vor dem Christfest nicht beschönigte und mit den Worten schloß: „Seit jenem Auftritt habe ich Katharine nicht wiedergesehen. Drei Monate habe ich seitdem mit mir gerungen; ich bin meiner Sinne Meister geworden, habe mein heißes Blut beschwichtigt, und die wilde vulkanische Gluth meines Innern milberte

sich allmählich zu dem stillen beharrlichen Feierylanz der kleinen Lampe, die, vor dem Bilde einer Heiligen, in verborgener Kapelle mit andächtiger Flamme brennt. Mußt Du mich verdammen — und ich mag es vielleicht nicht anders verdienen — so stehe ich Dir zur Verfügung, und Du wirst mir mein Loos bestimmen; kannst Du mir aber vergeben, so reiche mir Deine Hand und mache diese Stunde zu der reichsten und gesegnetsten meines Lebens!“

Er blieb mit gesenkten Augen vor dem Genossen stehen und erwartete in demüthiger Haltung sein Urtheil.

In Theobalds Seele lösten sich während dieser Bekenntnisse die entgegengesetzten Gefühle ab. Erst begleitete er mit fieberischer Spannung die Schilderung von der stetig anschwellenden Leidenschaft des Doctors, mußte sich Gewalt anthun, um nicht ingrinnig auf den Sprecher loszustürzen, als derselbe von der Ueberwallung berichtete, mit der er die Geliebte an sich gerissen, wurde dann von hoher Bewunderung für das maßvolle, hochsinnige Verhalten seines Weibes hingerissen und bemitleidete zuletzt mit herzlichem Wohlwollen den jungen Freund, der so redlich mit sich selbst gekämpft und sich in schwer errungener Entsagung an dem Lichtschein hatte genügen lassen, der aus den Fenstern des Büchersaals auf die Straße fiel, um aus der Ferne an den nächsten, auch nach seiner Verbannung fortgesetzten Studien seiner Schülerin den bescheidensten Antheil zu nehmen. Johannes hatte so aufrichtig, so ohne Hinterhalt und mit so ungeschminkter Ehrlichkeit gesprochen, daß der Hörer an der vollen Wahrheit der Beichte nicht zweifeln konnte. Eins aber strahlte und prangte mit immer siegesfroherer Gewißheit vor den Augen des Gatten: Katharina war rein geblieben, rein und ohne Makel, und er durfte stolz sein auf die Sitte, Tugend und Liebe seines Weibes!

Er erhob sich vom Sessel und näherte sich dem Genossen. Dieser wagte einen schüchternen Blick auf den Professor, sah den feuchten Schimmer in seinen Augen, breitete unwillkürlich seine Hände nach ihm aus, und die beiden Männer lagen sich in den Armen und empfanden eine festliche Weihe sittlicher Erhebung, wie sie nur aus der einsichtigen, weisen Erkenntniß menschlicher Schwäche und aus der nachsichtsvollen, ebenso weisen Entschuldigung derselben entspringen kann.

Freien Herzens, einem glücklich erhörten Liebhaber gleich, trat Theobald den Heimweg an. Wie lachte er nun seiner Eifersucht! Mit seinen grämlichen Folianten hatte sich Frau Käthe eingeschlossen, in unstillbarem Wissensdurst seine strengen Philosophen zum heimlichen Stellbischen geladen, hatte mit Kant und Leibniz die keuschesten Zwiegespräche geführt und dem Gemahl der Kanthippe auf seinem Schranke mit klugen Blicken zugelächelt! Und welch eine Liebe zu ihm bekundete ihm ihr Streben, sich in seine Wissenschaft hineinzudenken, sich in den Geist seiner eigenen Werke ein-

zuleben und fortan seine unerschrockene Mitkämpferin in jeder Gedankenschlacht zu sein!

Als er in seinem Arbeitssaale stand, erschien ihm die Bücherei nicht mehr wie ein wüster Kirchhof, und die goldenen Buchstaben der Titel mahnten ihn nicht länger an die goldenen Lettern der Grabinschriften, sondern sie glichen einem ringsum rankenden Blumenschmuck, der, von der Maisonnette hervorgelockt, aus dem Nährboden der Forschung an's Licht brach.

Theobald eilte in das Krankenzimmer. Er fand Katharina am Bett Agathens eifrig in ihr mütterliches Pflegeamt vertieft, daß sie sein Kommen überhörte; er betrachtete die feinen Umrisse ihrer Gestalt, die, wie er nun wußte, durch keine Sünde entweiht worden war, mit bräutlichem Wohlgefallen und legte in unbemerkter Annäherung seinen Arm um ihren Leib, um sie in trunkenem Entzücken an sich zu drücken.

Sie erschrak, entschlüpfte ihm geschickt und äußerte schwermuthsvoll, ohne ihn anzuschauen: „Der Arzt war hier und schüttelte bedenklich den Kopf; ich fürchte, daß eine große Gefahr für unser Kind im Anzuge ist. Vergieb mir, Theobald, wenn ich mich Dir nicht widme; mein Platz ist jetzt an diesem Bette, und ich werde und darf nicht von ihm weichen.“

Er warf einen angstvoll prüfenden Blick auf die schlummernde, im Fiebertraum lallende Tochter und gestand sich ein, daß in dieser Lage die inbrünstige Mutterliebe über alle anderen Empfindungen siegen müsse. So geduldet er sich und nahm sich vor, seiner Frau zu einer gelegeneren und festlicheren Stunde den Jubel über ihre Studien zu entdecken; aber im Stillen sann und grübelte er, warum sie im Bewußtsein ihrer Unschuld ihn so fremd und kalt behandle, jedem Alleinsein mit ihm absichtlich aus dem Wege gehe und nicht selbst das Verlangen fühle, ihn einmal mit ihrer philosophischen Bildung zu überraschen.

Am nächsten Morgen — es war der Ostersonntag — stellte der Sanitätsrath eine merkliche Besserung in dem Befinden des Kindes fest und überredete die Mutter, deren leidendes Aussehen ihm Besorgniß einflößte, einen Ausgang mit ihrem Gatten zu machen, um sich in der milden, beim plötzlichen Umschlag der Witterung doppelt erquicklichen Luft zu erholen und Kraft für die kommende Nacht zu sammeln. Der Professor stimmte ein, Dörthe wurde an das Lager der Kleinen beschieden, und das selbstquälerische Pärchen wanderte Arm in Arm durch die Straßen.

Wie die Osterglocken von den Thürmen riefen, riefen sie auch die alten Seelenqualen in dem Herzen Katharinens wach. Sie begann zu zittern, schlug die Augen nieder, vernahm es, irgend eine der Kirchgängerinnen anzublicken, und hörte so gut wie nichts von dem lebhaften Geplauder des Gelehrten, der mit einer listigen Wendung das Gespräch auf ihre philosophischen Denkübungen hinüberzuspielen suchte. Sie könne an nichts anderes denken als an ihr armes Kind, antwortete sie, und er

solle ihr nicht gram werden, wenn sie sich der furchtbaren Sorge um Agathe nicht zu ent schlagen vermöge.

Er aber hatte einen prächtigen Einfall, auf den er sich nicht wenig zu Gute that. Hatte seine Rät he ihm das Liebesopfer gebracht, sich in seine Ideenwelt zu versenken und neben ihrer Bibel seine Bücher ihrer eingehendsten Beachtung zu würdigen, so war es nicht mehr als billig, daß auch er ihr ein Opfer brachte und sich bemühte, in ihre Gedanken- und Gefühlssphäre einzudringen. Was er ihr so oft verweigert hatte, wollte er heute aus freien Stücken thun, wollte dem Gottesdienst an ihrer Seite beiwohnen.

Ohne daß sie es in ihrem Trübsinn merkte, schlug er den Weg nach der Kirche ein und schickte sich eben mit selbstgefälligem Schmunzeln an, mit seiner Gattin über die Schwelle des Gotteshauses zu schreiten, als sie aufschaute, seine Absicht erkannte und ihn mit tödtlichem Schrecken von der Stätte riß. „Nicht hinein, nicht an den Altar“, hauchte sie, entrückte ihm gewaltsam ihren Arm und lief mit so aufgestörter Hast die Straßen hinab, daß er Noth hatte, ihr zur Seite zu bleiben.

Was sie lange gefürchtet, war nun unerträgliche Gewißheit. Er hatte, so wähnte sie, einen Einblick in ihr seelisches Leid gethan, wollte ihr nun über ihre Schwäche hinweghelfen, wollte ihr durch die Maske seines Beispiels die Brücke zu dem frommen Aberglauben zurückbauen, ohne welchen, nach seiner hoffärtigen Meinung, ein Weib nun einmal nicht fertig werden könne, und zeigte ihr so ein wohlfeiles Mitleid, das für sie nicht Trost und Labung, sondern eitel Hohn und Galle war!

Theobald dagegen glaubte jetzt der merkwürdigen Wandlung seiner Gattin auf der Spur zu sein und sah ihre wissenschaftlichen Bestrebungen nunmehr in einem andern Lichte an. Daß sie mit ihm nicht vor der Kanzel sitzen mochte, daß sie sich vor der Kirchenthür so unsanft von seinem Arme losgekettet hatte, als ob sie sich angesichts der Heiligkeit des Ortes vor ihm bekreuzigen müsse, als ob sie sich vor ihm entsetze: dies bewies ihm nur zu offenbar, daß der vertraute Umgang mit seinem Buche für sie keinen besseren Erfolg gehabt als die überaus kleinliche Entdeckung, daß der Inhalt desselben mit der Bibel nicht übereinstimme, daß sie ihn für einen gottvergessenen Reher halte, durch dessen Nähe der Altar geschändet, das Gotteshaus entheiligt werde, und daß sie in ihrem rechtgläubigen Dünkel ihn verdammen, ihn drängen und foltern werde, seine hochfahrenden Irrthümer zu ihren Füßen gleich einem armen Sünder abzuschwören. Doch wie? Sollte er um solcher unduldsamen Grillen willen die Arbeit seines Lebens verleugnen, ihrer Engherzigkeit und andächtigen Spießbürgerlichkeit zu Liebe auf das Recht des freien Gedankens Verzicht leisten und seine Vernunft in Ketten schlagen, um sich an ihren Kinderleien zu ergötzen? Er war kein Schulknabe, den sie hofmeistern durfte, und ihre Selbstüberschätzung dünkte ihm ganz ungeheuerlich. Er biß sich auf die

Lippen; der Stolz des Gelehrten schloß ihm den Mund, und er wehrte sich um so mehr gegen jedes Entgegenkommen, als er ja selbst seiner Frau ein schweres Unrecht abzubitten hatte, das Unrecht, dem er mit seinem haltlosen Verdacht gegen ihre eheliche Treue verfallen war. So litten sie Beide durch ihr Schweigen, und jeder folgende Tag mußte ihre reizbare Verstimmlung mehrten.

Als sie in der Wohnung anlangten, kam ihnen die Magd mit dem schreckenden Bericht entgegen, daß sich der Zustand der Kleinen zusehends verschlimmert habe, daß sich das Fieber von Minute zu Minute steigere und der Heiltrank des Arztes die bisherige Wirkung versage.

Während Theobald sich aufmachte, um den Doctor herbeizuschaffen, lag Katharina in ohnmächtiger Verzweiflung vor dem Lager ihres Lieblings. Was ihr die Ofterglocken in die Ohren geschrieen hatten, die nahe Strafe für ihre Versündigung an Gott und dem Heiland, das ging seiner graufigen Verwirklichung zu. Sie fühlte es an den vernichtenden Schlägen ihres Herzens: Agathe war unrettbar verloren! O, wenn sie wenigstens mit ihrem Kinde hätte sterben dürfen! Doch von der Flucht im rauen Sturmwind des Charfreitags, welche die Kleine auf das Krankenbett geworfen, hatte sie selbst nur eine leichte Erkältung davongetragen. Auf der Landpfarrei ihres Vaters, in der gesunden Luft des Dorfes und seiner Waldungen hatte sie ihren Körper abgehärtet und eine zähe Dauerbarkeit ihrer Kräfte gewonnen, die sie jetzt dazu verurtheilten, die heißgeliebte Tochter zu überleben. Und sie trug doch die Schuld an der Erkrankung des Mädchens; ihr Schmerz, ihre Unbesonnenheit hatte es der Unbill des winterlichen Frostes ausgesetzt, und sie war die fluchwürdige Mörderin ihres Kindes! Die unbarmherzige Sühne des Himmels brach über sie herein; der Tod Agathens, der von der Mutter herbeigerufene Tod war das furchtbare Gottesgericht, durch das ihr freventlicher Unglaube, der laue Wankelmuth ihrer Heilandsliebe gezüchtigt ward!

In der Folterqual dieser Selbstanklage wurde sie durch den Arzt bekräftigt, der vergebens die ernste Gefahr zu verbergen strebte, von welcher das Leben der Kleinen bedroht war.

In der Nachtwache löste der Professor die Gattin ab. Während er mit pünktlicher Fürsorge die Eisumschläge um das Haupt des Mädchens erneuerte und mit gramumwölkter Miene sein heißes Händchen streichelte, hörte er zugleich die unheimlichen Worte, die Katharina im wirren Schlummer lallte, und die ihm auf's Neue bezeugten, welche seelischen Schmerzen sie um seinetwillen litt.

„Glaubst Du an Jesus Christus, Theobald?“ Mehrfach wiederholte die unruhige Träumerin diese Frage, und jedesmal fühlte sich der Gelehrte wie von einem Todessehauer durchfröstelt.

So verstrichen die nächsten Tage in unaufhörlicher Noth. Die Mutter wurde sich mit jeder Stunde immer mehr und mehr ihrer unver-

zeihlichen Schuld bewußt, und das Gespenst des Wahnsinns tauchte dann und wann mitten in den aufreibenden Grübeleien vor ihren thränenumdunkelten Augen auf. Sie konnte es sich nicht verhehlen, daß der Vater mit einer, in ihrer unerschütterlichen Stärke kaum von ihr geahnten Liebe an dem Mädchen hing. Hundertmal sprang er am Tage von seinem Schreibtisch auf, um an das Bett Agathens zu treten, und bestand darauf, daß seine Frau, wie sehr sie sich auch sträubte, ihm die Hälfte der Nachtwache überließ. Sie klagte sich an, dem Manne, dem sie selber keinen Trost mehr zu bieten vermochte, mit dem Kinde auch den letzten Haht seines Wesens zu entreißen; es war ja ihr eigenstes Werk, wenn er sein Dasein verfluchen und in grenzenloser Erbitterung sein Weib, sich selbst, Gott und die Welt verwünschen würde!

Acht Tage waren seit der Erkrankung der Tochter verfloßen, als sich das Fieber derselben mit einer Heftigkeit äußerte, daß Dörthe noch in später Abendstunde nach dem Doctor lief.

Der ernste, würdige Mann stand lange an dem Lager der bewußtlosen Kleinen, rieth, ordnete an und sagte doch zuletzt, als er sich zum Gehen wendete und die Blicke der Mutter mit herzabdrückendem Flehen auf ihn gerichtet waren, indem er bedeutsam seine Hand in die ihrige legte: „Menschliche Kunst ist hier an ihrer Grenze, Frau Professorin; hier kann nur Gott noch helfen.“

Kaum hatte er das Zimmer verlassen, als Katharina in einem Winkel des halbhellen Raumes zusammenbrach. Sie lehnte den Kopf an einen Schrank und presste die Hände in unaussprechbarem Jammer auf ihre Brust. So war denn ihr Schicksal entschieden! Der Engel des Todes, von schwarzen Flügeln herangetragen, streckte seine heutigierige Hand nach dem Kinde aus; aber kein versöhnlicher Glanz leuchtete aus seinen himmlischen Augen, sondern sie erschaute ihn in ihrem Elend mit dem Jorne des Herrn ausgerüstet, mit den schreckhaften Zügen des beschwingten Boten, der einst die Eltern des Menschengeschlechtes aus dem Paradies herausgetrieben hatte.

Ach, der Mann der Wissenschaft, der Arzt, der die Gesetze der Natur laufs kannte und in die Geheimnisse der Schöpfung so manchen aufhellenden Blick gethan, er hatte sich den Glauben an Gott bewahrt, hatte sie auf die Hülfe des Höchsten verwiesen und der Kraft des Gebets den Triumph über alle irdische Weisheit zugesprochen! Und sie? Sie suchte umsonst nach einem frommen Wort, nach einem einfältigen Wort der kindlichen Bitte; ihr Inneres war ausgebrannt, war ausgehöhrt von der versengenden Gluth des Zweifels; sie hatte jeden Anspruch auf die Guld des Himmels verschert, der sie so gnadenlos strafte, und sie war unter allen Sünderinnen des weiten Erdenrunds die verworfenste!

Der Gelehrte hatte den Sanitätsrath hinausbegleitet, hatte noch einmal aus seinem Munde vernommen, daß nach menschlichem Wissen für

die Rettung des Kindes nichts mehr zu hoffen sei, und saß nun, von dem härtesten Schlage getroffen, ohne Fassung in der Mitte seiner Bücher. Er konnte sich nicht vorstellen, wie er ohne Agathe, deren liebe Gestalt in der Siebenhügelstadt ihn unablässig ungaukelt, seine öden Tage fortfristen sollte. Er verlor sich in ein weltfremdes Hinbrüten und hielt eine stille Einkehr bei sich selbst.

Theobald gehörte zu den Jüngern der Wissenschaft, denen Religion und freie Forschung nicht unausgleichbare Gegensätze sind. Hielt er auch wenig von den Förmlichkeiten und Ceremonien der Kirche, so war er nichtsdestoweniger kein Fürsprecher der Irreligiosität. Tausendfach hatte er es in seiner Denkerarbeit erfahren, daß der Erkenntniß der Menschen die Flügel gebunden sind, daß trotz alles Hinabsteigens zu den Wurzeln aller Dinge, alles Werdens zuletzt eine erste, unentzifferbare Ursache zurückbleibe, die sich durch nichts anderes als durch den schöpferischen Act eines höheren, unumschränkten Willens erklären lasse; und wenn er sich in seinen psychologischen Ergründungen auch tausendfach überzeugte, daß alle Gedanken, alle seelischen Empfindungen auf die Bewegungen der Gehirnatome zurückzuführen seien, so war doch auch hier in dem Umsetzungsprozeß der mechanischen Reize in eine Thatfache des Bewußtseins, der Erschütterung der Gehörnerven in einen deutlich erfaßten Ton, der Reizung der Nethaut in ein klarbewußtes Bild ein unlösbares Räthsel gegeben, das sich spröde allen Deutungsversuchen entrang und auf die Einwirkung einer Kraft hinlenkte, die nicht an die Geseze des Staubes gefesselt war.

Er athmete auf, schlich auf den Zehen an das Krankenbett Agathens, ohne von seiner, noch immer im Winkel kauern den Frau bemerkt zu werden, stellte sich zu Häupten des Kindes, faltete die Hände und sprach:

„Herr, Herr, all unser Wissen ist Stückwerk. Ich weiß und ahne nicht, warum Du diese holde Blume an meinem Lebenspfade pflücken, sie knicken und der Verwesung anheimgeben willst. Deine Wege sind unerforschlich, und kein Menschenwitz vermag sie auszulegen. Willst Du dieses Mädchen zu Dir fordern, o, so gieb mir die Kraft, es hinzugeben und den Schlag zu tragen, der mich zu zerschmettern droht; o, so gieb mir die Kraft, mein armes Weib durch mein Beispiel zu stärken und es aufzurichten in seiner Angst und Noth! Kann es aber nach Deinem ewigen Rathschluß geschehen, daß Du, himmlischer Gärtner, diese halbgebrochene Blume mit dem Thau Deiner Gnade erquicken, sie neu beleben und mir zum duftigsten Schmuck meines Daseins erhalten willst, so lege huldreich dieses Kind an mein Herz zurück und an das Herz der gebeugten Mutter, die Dir in ihrer schlichten Frömmigkeit nachgewandelt ist bis auf diesen Tag, und schenke ihr den Frieden wieder, den ihr die fürchterliche Pein um die Tochter raubt!“

So sprach er feierlich und neigte sich lange über die Kranke hinab, um in lautloser Ergrißtheit ihren unruhigen Athemzügen zu lauschen.

Katharina hatte Wort für Wort gehört. Ein Wunder war herabgekommen; das unbegreifliche Etwas, nach dem sie sich so heiß gesehnt, das ihr die Verständigung mit ihrem Vatten ermöglichen sollte: nun lag es vor ihr im flammenden Heiligenschein einer gottgesendeten Offenbarung! Wie hatte sie diesen Mann erkannt, und wie zeigten ihr die Schlußworte seiner ernsten Zwiesprache mit dem Höchsten, daß er nicht an ihrer Gläubigkeit mit spöttelndem Hohn gezweifelt, daß er ihr das Zeugniß gab, in Wandel des Herrn geblieben zu sein bis auf diesen Tag! Ja, nun war sie mit einem Zauberschlage wieder fromm und gut, gut und fromm durch die wunderwirkende Macht des lauterer Gebetes ihres Vatten; wie von einem Blitz der Allmacht getheilt, zerrannen die Schleier und Wolken, die ihr das Licht des Glaubens verdüstert hatten, und die Centnerlast der Gewissensqual fiel ab von ihrem Herzen. Ja, wenn der Gelehrte, der so unendlich viel klüger und weiser war als sie selbst, der im Reiche des Geistes den Adler der Wissenschaft bestellte, wenn er mit seinem Gott, der doch auch der ihre war, so frei und offenherzig redete, von der Zuversicht auf seine Weisheit und Gnade durchdrungen: wo blieb da ihr Wankelmuth, ihre Jaghaftigkeit, ihre kleingläubige Furcht vor dem Aufhören seiner Güte? Sie hörte sich von überirdischen Harmonien umflungen; der Todesengel am Bette ihres Kindes war kein Dämon der Hölle mehr; von den Gräbern her vernahm sie weiche Worte ihrer verklärten Mutter, die sie in Demuth und Reue an die Seite ihres Vatten riefen, und der verklärte Vater verdamnte sie nicht mehr mit eifernden Gebärden im saltenschlagenen Talar, sondern er breitete in stummer Nührung seine Arme aus, um seine Tochter zu segnen. Alle in so langen Widerstreit zurückgedämmte Inbrunst ihrer Gottesliebe fluthete wie ein rauschender Strom in ihre wogende Brust zurück, und sie glühte vor heiliger Begierde, ihren Jesus freudig zu bekennen.

So richtete sie sich vom Boden empor und schüttelte sich einen Augenblick, als wollte sie alles Gemeine, Niedrige und Sündhafte entschlossen von sich werfen.

Von dem Geräusch aufgeschreckt, wendete sich Theobald um und sah mit athemlosen Erstaunen auf seine, wie durch einen Zauber umgewandelte Rätthe.

Aufrecht stand sie da, fest und sicher, neigte ihr schönes Haupt, faltete die Hände über ihrem Busen und betete mit leiser, aber markiger Stimme das Heilandsgebet, das Vaterunser.

Dann schlug sie die Augen auf, die von quellenden Thränen schimmerten, streckte die Arme nach ihrem Manne aus, und er eilte auf sie zu, um sie mit seligen Küssen zu umschlingen.

Sprachlos hielten sich die Vatten umfaßt, bis die Thür behutsam geöffnet wurde und Dörthe in's Zimmer trat, um ihre Herrin in der Pflege abzulösen.

Katharina winkte die Magd zu sich heran, befahl ihr, sie sofort zu rufen, wenn das Kind erwachen sollte, und zog den wiedergefundenen Freund in den Arbeitsaal.

An demselben Platz, wo sie vordem den Vortrag des Privatdocenten an jenem verhängnißvollen Abend vernommen hatte, rückte sie die Sessel aneinander, schmiegte ihre Linke um Theobalds Nacken und erzählte ihm in umständlicher Beichte und mit herzlicher Abbitte, was sie um ihn erduldet, und welches Unrecht sie ihm und seinem Buche gethan, und wie sie ihn so lieblos verurtheilt habe, ohne ihn in ihrem Vorwitz vorher zu hören. Da schmolz auch sein Stolz in nichts zusammen, und auch er erzählte ihr in umständlicher Beichte und mit herzlicher Abbitte, wie er sie, auf den Brief des Kollegen hin, in Verdacht gezogen und in Rom, auf der Reise und bis zu seiner Unterredung mit dem Doctor an ihrer Treue und Tugend irre geworden sei, ohne in seiner grundlosen Eifersucht den Schein von der Wahrheit zu unterscheiden. Keine Anklage wurde laut, kein Widerspruch, und Versöhnung und Frieden besiegelten die Geständnisse der Beiden.

Die Stunde war abgelaufen, in welcher die Magd am Krankenbette zu wachen hatte. Eben stand Katharina auf, um, von neuer Sorge geängstigt, ihrer Pflicht nachzukommen, als Dörthe mit der fröhlichen Meldung erschien, die Kleine sei ruhiger und ruhiger, ihr Athmen regelmäßiger geworden, und ihr Schlummer sei sicherlich eine Gewähr für ihre Besserung.

„Ach, wenn es nur das Erlöschen der Lebenskraft war, das die Züge ihres Odems besänftigte und allmählich in immer stillerer Schwäche verhauchen ließ!“ So fürchteten die Gatten und traten an das Lager Agathens; aber die kleine Schläferin lag stumm und unbewegt, und die zarte Brust hob und senkte sich ohne Kampf und Beschwerde unter dem weißen Linnen ihres Bettes.

Hand in Hand saßen die Versöhnten vor ihrem Kinde und flüsterten einander die Gedanken und Wünsche ihrer Hoffnung zu.

Um Mitternacht erwachte Agathe, suchte mit ihren verschlafenen Augen die Dämmerung des Zimmers zu durchdringen und heftete langsam ihre Blicke auf die Eltern. Sie wollte sprechen, ohne die Kraft zu finden; doch das flüchtige, liebreizende Lächeln, das einen Augenblick über ihre Lippen flog, that dem Vater und der Mutter kund, daß sie die lieben Gestalten neben ihrer Wiege erkannt hatte und, von ihrer Nähe beglückt, das Köpfchen schlaftrunken auf die Seite schob, um von Neuem in friedlichen Schlummer zu versinken.

Am folgenden Vormittag wurde der Arzt nicht müde, seiner Befriedigung über die erfreuliche Wandlung Ausdruck zu geben. „Die gute Natur hat dem Kinde durchgeholfen,“ sagte er im Scheiden; aber Frau Käthe wußte es besser: Das Gebet ihres Mannes und die Glaubensfülle ihres Vaterunsers hatten das Wunder bewirkt. Gott zürnte nicht länger. „Herr,

erlöse uns von dem Uebel“, so hatte sie gefleht, und der Allerbarmere schenkte ihr Erhörung!

V.

Die Genesung Agathens ging ohne Zwischenfall von statten.

Am Himmelfahrtstage stand der Professor vor seinem Schreibtisch und bemühte sich mit auffallendem Ungeschick, den Deckel einer geheimnißvollen Kiste zu erbrechen, die der Postbote in der Frühe für ihn abgegeben hatte. Katharina neckte ihn und wollte ihm helfen; doch er wehrte ihr und äußerte, sie solle ihm die Ueberraschung nicht verderben, die er in Rom für sie bestellt und die ihm nun endlich nachgesendet worden sei. Sie ließ ihn gewähren, legte ihm die Hand auf die Schulter und sagte in dankbarem Rückblick auf die ausgestandenen Leiden und Gefahren:

„Dein Leibnitz hat doch Recht, lieber Theobald. Diese Welt ist die beste unter allen möglichen Welten. Das physische Uebel und der Schmerz war auch für mich heilsam als Strafe sowohl, wie auch als Erziehungsmittel. Das moralische Uebel oder das Böse konnte Gott auch für mich nicht aufheben, ohne meine Selbstbestimmung und damit meine Moralität selbst aufzuheben, und die Freiheit meiner Selbstentscheidung nach dem bitteren Weh des Kampfes hat auch mich zum Frieden der Seele zurückgeführt.“

Wie so oft, hatte der Gatte auch heute seine strahlende Freude an den gelegentlichen philosophischen Anmerkungen seiner gelehrten Hausfrau. Da fing der widerspenstige Deckel zu weichen an; Katharina mußte sich auf den Wunsch des Geliebten abwenden und hielt sich in kindlicher Bönne die Augen mit den Händen zu.

Der Professor hatte in Rom, in dem Atelier eines jungen, hochbegabten Bildhauers das Gypsmodell und die bereits ziemlich vollendete Marmorausführung der Statuette eines am Kreuze hängenden Heilands gesehen. Das gediegene Werk fand seinen Beifall; er kaufte es für seine kleine Heilige und beauftragte den Künstler, es so schnell wie möglich fertig zu stellen und ihm ungesäumt in die deutsche Reichshauptstadt nachzuschicken. Nun war es eingetroffen zur Feier des Tages der Himmelfahrt, und er schälte es hastig aus der Hülle und Fülle seiner vorsorglichen Verpackung heraus. Jetzt wägte er es prüfend in den Händen und pflanzte es mit behaglichem Frohsinn vor dem Bücherturmbau auf seinem Arbeitstische auf. Der Sokrates schaute von seinem Schranke nachdenklich auf den Gefreuzigten herab; aber kein faunisches Lächeln suchte um seine Mundwinkel auf, sondern der hellseherische Glanz eines die Wunder der Zukunft verkündigenden Propheten brach aus den todtten Augen des edelsten aller Athener hervor.

Katharina, die sich endlich umwenden durfte, konnte sich nicht genug

thun, das herrliche Bildwerk zu bewundern und dem Geber mit überströmender Freude zu danken.

Da trat der Gatte auf sie zu, hob ihr ernst den Kopf in die Höhe, blickte ihr fest in die Augen und sagte mit nachdrücklicher Betonung:

„Gelt, Frau Käthe?! Daß Du in dem Heiland den eingeborenen Gottessohn verehrst und anbetest, ich aber nur den reinsten und vollkommensten Menschen, der, ein Vorbild aller Tugend und alles sittlichen Wandels, jemals auf Erden gewelt hat, in ihm mit demüthigem Staunen erblicke — das soll uns nun und nimmermehr entfremden und kein Hinderniß unseres Herzensbundes sein?“

„Nein, niemals,“ hauchte sie aus voller Seele und barg ihr Haupt an seiner Brust.

Da tönte aus dem Nebenzimmer erst ein quäendes „Papa“ und dann ein quäendes „Mama“ an das Ohr der Gatten. Sie sahen sich befremdet an. In ihrer Seligkeit hatten sie das zaghafte Klingeln des Privatdocenten überhört, der es heut zum ersten Mal gewagt, das Haus des Freundes wieder zu betreten, und sich unbemerkt in das Kindergemach geschlichen hatte, um zunächst der jauchzenden Agathe die so arg verspätete Weihnachtspuppe zu überreichen.

Nun kam Johannes in den Arbeitsaal. Das Blut schoß ihm in's Gesicht, als er die Professorin gewahr wurde. Er ließ sich auf ein Knie vor ihr nieder, faßte ihre Hand, küßte sie ehrerbietig und bat in reumüthigen Worten um Vergebung. Frau Käthe zog ihn empor und legte mit sittigem Erröthen seine Rechte in die Rechte ihres Mannes.

So feierten am Himmelfahrtstage, während die Glocken von den Thürmen predigten, die Gatten das Auferstehungsfest ihrer Liebe und Treue, und die beiden Männer ein gleiches ihrer geistigen Gemeinschaft.





Illustrierte Bibliographie.

Ferdinand Hirt's Geographische Bildertafeln. Herausgegeben von Dr. Alwin Dybel und Arnold Ludwig. Dritter Theil: Völkertunde. Dritte Abtheilung: Völkertunde von Afrika und Amerika. Mit 311 Holzschnitten auf 31 Tafeln und erläuterndem Texte, sowie einem Generalregister über alle drei Haupttheile. Breslau, Ferdinand Hirt.



Tunesische Stadlerin im Hausgewande.
Aus: Ferdinand Hirt's Geographischen Bildertafeln
III. 2.

Mit der vorliegenden dritten Abtheilung des dritten Theils der „Geographischen Bildertafeln“, welche die Völkertunde von Afrika und Amerika umfaßt, ist nach neunjähriger Arbeit ein Werk zum Abschluß gelangt, welches in der geographischen Literatur einzig in seiner Art dasteht, welches sowohl dem Verleger, als auch den Herausgebern und den zahlreichen Mitarbeitern alle Ehre macht, ja, welches, ohne Uebertreibung gesagt, der gesammten deutschen Nation zur Zierde gereicht. Von den Schwierigkeiten, welche bei der Herstellung dieses Werkes zu überwinden waren, und von der Höhe der Kosten, welche die Verlagshandlung aufzuwenden hatte, um dasselbe zu Stande zu bringen, kann sich der Laie kaum eine Vorstellung machen. Um so mehr sollte es die Pflicht eines Jeden sein, der überhaupt an den Ergebnissen der erdkundlichen Forschung Antheil nimmt, diesem großartigen Unternehmen das lebhafteste und thätigste Interesse entgegen zu bringen, eine Pflicht, welche übrigens nicht schwer zu erfüllen ist; denn wir sind überzeugt, daß derjenige, welcher einen solchen Band der „Bildertafeln“ in die Hand bekommt, auch den Wunsch hegen

letzte Abbildung veranschaulicht. Die unter dem Gestelle sitzende Frau ist die Wittve des Verstorbenen, welche die bei der Beisetzung üblichen Tobtengefänge anzustimmen pflegt.

Mit dem Wunsche, daß diese kleine, den „Hirt'schen Bildertafeln“ entnommene Auswahl von Illustrationen den Lesern unserer Zeitschrift eine Anregung zu weiterem Eindringen in das werthvolle und gediegene Werk geben möge, schließen wir unsere Auslassungen. Wir bemerken nur noch, daß das Generalregister zu allen drei Theilen der Bildertafeln auch die Benützung derselben wesentlich erleichtert und dadurch den Werth des Werkes bedeutend erhöht.

H. J.

Bibliographische Notizen.

Im Verlage von S. Hirzel, Leipzig, erscheint demnächst der Anfang eines neuen **deutschen Wörterbuchs**, das seiner ganzen Anlage nach berufen erscheint, einem wirklichen Bedürfnisse zu entsprechen. Es soll für Deutschland ein Werk schaffen, wie es Littré für die Franzosen, Webster für die Engländer gegeben hat. Der Verfasser ist Professor Dr. Moritz Heyne, der rühmlich bekannte Germanist, der fleißigste Mitarbeiter am Grimm'schen Wörterbuche. Dieses letztere großartig angelegte Werk bereitet trotz seiner unvergleichlichen Vorzüge dessen Besitzern seit Jahren ein dauerndes Aergerniß. Seit Erscheinen des ersten Bandes dieses Wörterbuchs sind nun fünfunddreißig Jahre vergangen — ein Menschenleben! — und bis jetzt sind nur die Buchstaben A bis F und G bis O abgeschlossen. An dem einen Buchstaben G wird seit zwölf Jahren gearbeitet! Und von diesem Buchstaben ist innerhalb dieser zwölf Jahre nur etwa ein Drittel erschienen. Es ist, wenn so weiter gearbeitet wird, kaum wahrscheinlich, daß dieser unglückliche Buchstabe G mit dem Jahrhundert abgethan sein wird. In diesem unvollkommenen Zustande ist das ganze Wörterbuch kaum etwas Anderes, als Ballast für die Bibliothek, denn in vielen Fällen versagt es seiner Unvollständigkeit wegen den Dienst vollständig. Das große Sanders'sche Wörterbuch besitzt einen Hauptvorzug: es ist vollständig. Aber die drei sehr großen, schweren und nicht handlichen Bände und der vierte Ergänzungsband machen dieses tüchtige und anerkennenswerthe Werk doch zum Handgebrauch recht beschwerlich. Dazu kommen noch die typographischen Schwierigkeiten. Wegen der Raumersparniß hat Sanders von den Abkürzungen übertriebenen

Gebrauch gemacht, so daß man oft lange suchen muß, bevor man das findet, was man braucht. Auch die Einreihung aller zusammengefügten Wörter unter das Stammwort erschwert das Nachschlagen. Ebenso steht es mit den durch Vorzeichen gebildeten Wörtern, die immer unter dem Wurzelworte aufgeführt sind. Man denkt nicht gleich daran, „erhaben“ unter „heben“ zu suchen, oder „Bergnüßen“ unter „genug“. Das neue Wörterbuch, dessen Bearbeiter dafür bürgt, daß es eine ernste wissenschaftliche Arbeit sein wird, hat auch die praktische Seite vor Allem in's Auge gefaßt: es wird nicht zu umfangreich sein — drei Bände oder sechs Halbbände von etwa 40 bis 42 Bogen im Preise von fünf Mark —; es ist bequem im Format — Größe des Conversations-Lexicons etwa —, scharf im Druck, ohne erschwerende Abkürzungen, in deutschen Lettern gedruckt, die Citate Antiqua. Es liegt im Manuscript fertig vor und wird so schnell erscheinen, wie der Drucker die Bewältigung der großen Aufgabe möglich ist. Die Verlagsbuchhandlung verspricht, daß es binnen zwei bis drei Jahren abgeschlossen vorliegen wird. Für jedes Wort ist die Herkunft, Verwandtschaft, die ursprüngliche Bedeutung angegeben. Die Belegstellen sind nach dem Alter der Schriftsteller geordnet. Wir begrüßen dieses neue Unternehmen mit aufrichtiger Freude.

P. L.

Giordano Bruno, sein Leben und seine Weltanschauung. Vorträge, gehalten in der Psychologischen Gesellschaft zu München von Dr. Ludwig Kahlenbeck. München, Ackermann.

Die vorliegende kleine Brochüre bietet allen denjenigen, die sich über die Lebens-

schicksale Giordano Bruno's und über die wesentlichen Grundzüge seiner Weltanschauung in Allgemeinen zu orientiren wünschen, ein reichhaltiges, übersichtlich geordnetes und aus den besten Quellen geschöpftes Material. Sie liest sich wie ein schlichter und sachgemäßer, in Anbetracht des Gegenstandes fast allzu schmuckloser Bericht. Im ersten Vortrag vermischt Referent mit Bedauern ein näheres Eingehen auf den inneren Entwicklungsgang und die geistige und seelische Eigenart des großen Mannes und eine etwas andere Betonung des schroffen Gegensatzes, in dem er zu dem fanatisch-religiösen Geiste seines Zeitalters gestanden; im zweiten einen nachdrücklicheren Hinweis auf die eigenthümliche Stellung, die Giordano Bruno in der Geschichte der Wissenschaft einnimmt, auf die vielfachen bedeutsamen Anregungen, die von ihm ausgegangen, und auf die großen, philosophischen Strömungen, die auf ihn zurückzuführen sind. Nur wenn man sie im Rahmen des großen historischen Zusammenhanges betrachtet, gewinnt man den rechten Maßstab für die Würdigung dieser großen, wahrhaft weltgeschichtlichen Individualität!

Das isometrische Zeichnen im Anschluß an die für die Bauausführung bestimmte Werkzeugzeichnung. Zum praktischen Gebrauch für werththätig schaffende Meister und Architekten; sowie als Lehrbuch für Gewerbeschulen und zum Selbstunterricht bearbeitet von C. W. D. Schmidt. Berlin SW., Hugo Spamer.

In dem vorliegenden Werkchen wird eine Zeichnungsweise behandelt, die in gewissem Grade die Vortheile der gewöhnlichen ebenen Projection mit der Perspective vereinigt und sich ebenso durch Einfachheit als leichte Verständlichkeit auszeichnet. Es war zweckmäßig eine Anleitung für diese Darstellungsweise, losgelöst von den übrigen gebräuchlichen, ausführlicher und mit besonderer Rücksicht auf die Praxis des Bauhandwerkers zu liefern. Der Verfasser hat von einer geometrischen Ableitung abgesehen, um vielmehr unmittelbar durch die Anschauung an bestimmten Beispielen zu lehren. Dieselben sind auch in guter Auswahl aus den Arbeiten des Maurers, Zimmermanns und Steinmetzen entnommen, auf 12 Tafeln deutlich dargestellt und wohl geeignet, das gesteckte Ziel zu erreichen. In der Einleitung hätte wohl der Versuch

einer geometrischen Erklärung der richtigen Perspective unterbleiben können, da derselbe dem nicht wissenschaftlich vorgebildeten Schüler nicht recht verständlich sein dürfte und sonst keine mathematische Erläuterung der behandelten Abbildungsweise gegeben wird. Der Begriff der „zurückgehenden Linien“ hätte sich entbehren und dafür der unvermittelt auftretende der „Achsen“ eines Körpers erklären und reichlicher anwenden lassen. gb.

Strasburg vor hundert Jahren.

Beitrag zur Kulturgeschichte von Hermann Ludwig. Stuttgart, F. Frommann (E. Hauff.)

Der kulturgeschichtlichen Erforschung und Darstellung der deutschen Zustände am Ende des vorigen Jahrhunderts bietet Strasburg ein besonders interessantes Feld dar, einerseits weil gerade dort die Zeit um 1789 im staatlichen und gesellschaftlichen Leben besonders tief eingreifende Umgestaltungen hervorrief, andererseits, weil auch für den Umschwung auf literarischem Gebiete seit 1770 dort besonders interessante Zeugnisse vorliegen. Besonders nach der ersten Richtung hin gewährt der in Strasburgs Vergangenheit und Gegenwart wohlbewanderte Verfasser reichhaltige Nachweise über die politischen, socialen, kirchlichen und wissenschaftlichen Zustände Strasburgs. Die literarischen Kreise, in denen Herder, Goethe und Venz in den siebziger Jahren sich bewegten, sind nur kurz berührt. O.

Eine Quedlinburger Aebtissin. Von M. von Dieskau. Quedlinburg, Chr. Friedrich Bieweg.

Historische Thatsachen und poetische Erfindung sind in dieser Erzählung geschickt zu einem ansprechenden Ganzen verschmolzen. Die Charaktere sind mit wenigen Strichen, aber recht glücklich gezeichnet. Der geschichtliche Kern der um das Jahr 1477 spielenden Erzählung — der Conflict zwischen der Aebtissin Hedwig und der emporstrebenden Stadt Quedlinburg, die sich von dem Einflusse ihrer herrschsüchtigen Gönnerin zu befreien trachtet, aber gewaltsam zur Unterwerfung gezwungen wird — hätte wohl ein mehr düsteres Colorit und eine energischer, dramatischer spannendere Darstellung vertragen. Auf einzelne Vorgänge hätte ein etwas schärferes Licht fallen können. Die Sprache ist stilistisch rein und vermeidet, vorsichtig die goldene Mittelstraße innehaltend, sowohl Plathheit wie Schwulst. ow.

Seraph. Zwei Königinnen. Die vier Temperamente. Sacher-Masoch. Breslau, G. Schottländer.

Sacher Masoch ist ein Schriftsteller, der mit jedem neuen Buche immer von Neuem das Bedauern der Leser über seine Vorliebe zum Bizarren und Auffallenden, erweckt. Er setzt sich nicht nur gänzlich über alle Regeln der Kunst hinweg, sondern wirkt häufig geradezu geschmacklos. Ueber sein bedeutendes Talent kann ja dennoch kein Zweifel sein — man denke nur an das kleine Meisterstück: „Der Don Juan von Salomea“; und auch in den uns vorliegenden Novellen sind bewundernswürdige Einzelheiten. Aber auch hier spielt die „Pelzjacke von hochrothem Sammet mit hellbraunem Fabel gefüttert“ ihre bekannte unheimlich große Rolle; auch hier werden neben Herzenstönen, die warm und voll erklingen, schrille Laute hörbar, die ein pathologisches Empfinden zur Voraussetzung haben, und neben wirklich poetisch Schöner findet sich eben auch hier manches Geschmacklose. Das Alles halten wir für unleugbar; und dennoch erscheinen uns diese Sacher-Masoch'schen Novellen dichterisch werthvoll. Wir haben sie mit Genuß gelesen und stellen sie hoch über manche sogenannte Musternovelle. W.

Weibliche Waffen. Roman von Konrad Telmann. Dresden und Leipzig. E. Pierzon.

Der Verfasser hat sich hier eine Aufgabe gestellt, die schon so unendlich oft das Hauptmotiv von Romanen oder Novellen geboten hat, nämlich die, ein Weib von überwältigender und verzehrender Schönheit zu schildern, und einen Mann, der ihr Opfer wird. Consequent genug ist diese Absicht durchgeführt. Allgewaltiger und allvernichtender kann man sich die sinnliche Wirkung der Frau nicht vorstellen, als hier die Spanierin Donna Dolores sie übt; ärger zu Grunde zu richten vermag sie nicht, als hier der Kürassiertritte-meister Graf Ewald Herzogenbroof schließlich zu Grunde gerichtet ist — nur schade, daß eine solche Donna Dolores aus den triftigsten Gründen einfach unmöglich ist, und der Graf uns als solcher Lumb erscheint, daß er für gar keine Idee, selbst nicht für eine unheilvolle, als beweiskräftig anzuerkennen ist. — Konrad Telmann erzählt auch diese, durchaus unangenehm wirkende Geschichte in der ihm eigenen gewandten Manier. Hoffentlich

können wir ihm bald wieder Besseres nachrühmen. W.

Gedichte. Von Frieda Port. Berlin, Wilhelm Herk (Bessersche Buchhandlung).

Das Büchlein ist Hermann Lingg und Paul Henze, den „stolz Gereiften, sicher Wandelnden“ gewidmet, denen die Verfasserin viel schuldig zu sein bekennt. Dankbarkeit ist nun freilich eine schöne Tugend; aber klüger hätte die Dichterin doch gethan, den offenen Ausdruck derselben zu vermeiden. Denn wenn man auch nicht so unbillig sein wird, die einschmeichelnde Grazie Hense'scher Formvollendung und den kühnen Gedankenwurf, das düster-prächtige Pathos der Lingg'schen Muse von der aufstrebenden Schülerin zu verlangen, so ist es doch schwer, da man an jene beiden Muster von vornherein erinnert wird und den Einfluß derselben vielfach herausfühlt, einen Vergleich zwischen ihnen und der Verfasserin zu unterlassen, der nothwendig nachtheilig für dieselbe ausfällt. Doch müssen wir anerkennen, daß sich in den vorliegenden Versen ein ernst ringender Geist ausdrückt, dessen Wollen allerdings höher geht, als sein Können. Die Form ist, wenn auch nicht mit Virtuosität, so doch mit Sorgfalt behandelt. ow.

Leidenschaft und Liebe. Eine phantastische Dichtung. Von A. Deschivo.

Hochsommer. Gedichte von A. Deschivo. Wismar, Hinstorff'sche Hofbuchhandlung.

Der Titel der erstaußgeführten „phantastischen Dichtung“ hätte auch für die „Hochsommer“ benannte Gedichtsammlung gepaßt; denn er bezeichnet das in nur zu zahlreichen Variationen immer wieder erklingende Hauptthema. In manchen dieser Variationen offenbart sich wohl ein poetisches Talent, das sich freilich stärker zu fühlen scheint, als es thatächlich ist; aber es gehört doch eine bedeutendere dichterische Individualität, eine reicher besaitete Lyra dazu, als sie der Verfasser besitzt, um nicht schließlich monoton zu erscheinen und in dem Leser nicht ein Gefühl der Ermüdung aufkommen zu lassen. Neben manchen wahr empfundenen, nicht ohne dichterischen Schwung vorgetragenen Versen steht auch viel Unbedeutendes, Mattes, schon Dagewesenes. Einige rhythmische Verstöße hätten bei aufmerksamer Feile beseitigt werden können. ow.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

- Anzengruber, B.**, Heim'ganden. Wiener Weihnachts-Komödie in drei Acten. Dresden, E. Pierson.
- Adelmann, C.**, Donna Elvira im Don Juan als Kunstideal und ihre Verkörperung auf der Münchener Hofbühne. München, Th. Ackermann.
- Arnold, H.**, Novellen. Zweite Auflage. Berlin, Gebr. Paetel.
- Bamberger, L.**, Die Nachfolge Bismarcks. Berlin, Rosenbaum u. Hart.
- Bezold, C.**, Die Fortschritte der Kellschriftforschung in neuester Zeit. (Sammlung gemeinverständlich. wissensch. Vorträge. N. F., III. Serie, Heft 65.) Hamburg, Verlagsanstalt (J. F. Richter).
- Brunner, C.**, Dr. Johannes Conrad Brunner. Das Leben eines Schweizer Arztes im 17. Jahrhundert. (Sammlung gemeinverständlich. wissensch. Vorträge. N. F., III. Serie, Heft 62.) Hamburg, Verlagsanstalt.
- Bulthaupt, H.**, Dramaturgie der Classiker. I. Shakespears. 3. umgearbeitete Auflage. II. Lessing. 3. umgearb. Auflage. Oldenburg und Leipzig, Schulze'sche Hofbuchhandlung.
- Collins, M.**, Das Lied von der weissen Lotos. Uebers. a. d. Englischen. Leipzig, Th. Griebens Verlag. (L. Fernau.)
- Daudet, A.**, Sapho. Moeurs parisiennes. 10 illustrations. Paris, Maison Quantin.
- Die Fran von Mehreren.** Psychiatrisch-atavistisch-bigamisch-metaphysisch-maritimes Ur-Schauspiel in fünf Abtheilungen für Unheilbare, nach Henrik Ibsens „Frau vom Meere“ für das Neulietzegehrsdorfer Burgtheater frei bearbeitet von August Niesemischel. Director der Bühnen zu Kitzschenbroda, Kleinlungwitz u. a. Aus dem Niedersächsischen in's Hochdeutsche übertragen von R. Schmidt-Gahanis. Berlin, H. Lazarus.
- Der Stein der Weisen.** Illustrierte Halbmonatsschrift für Haus und Familie. Heft 1-5. Wien, A. Hartleben.
- Deutsche Dichtung.** Herausgeber: K. E. Franzos. V. Bd., Heft 7-11. Dresden, L. Ehlermann.
- Die Kunst für Alle.** Herausgeg. von Fr. Pecht. IV. Jahrgang, Heft 10. München, Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft.
- Ehrenberg, Dr. R.**, Hainburg und Antwerpen seit 300 Jahren. Hamburg, Herold.
- Eberhard, J. A.**, Synonymisches Handwörterbuch der deutschen Sprache. 14. Aufl. Nach d. von Friedr. Rückert besorgten 12. Ausgabe durchgängig umgearbeitet, vermehrt und verbessert von Otto Lyon. Leipzig, Th. Griebens Verlag.
- Falke, J. v.**, Aus dem weiten Reiche der Kunst. Auserwählte Aufsätze. 2. Aufl. Berlin, Allg. Verein für Deutsche Literatur.
- Helmüller, F.**, Blondel. Eine Aventure. Hamburg, Otto Meissner.
- Hutzler, S.**, Im Bann der Liebe. Roman. Berlin, J. H. Schorer.
- Hammer, E.**, Nullmeridian und Weltzeit. (Deutsche Zeit- und Streiftragen. N. F., III. Jahrg., Heft 43/44.) Hamburg, Verlagsanstalt.
- Hoffmann, H.**, Von Frühling zu Frühling. Bilder und Skizzen. Berlin, Gebr. Paetel.
- Kuhlenbeck, L.**, Giordano Bruno, sein Leben und seine Weltanschauung. München, Th. Ackermann.
- Lang, Karl und Lotte**, Nix für ungut. — I trau mi nit recht. Ollahand Gspassin vom alten Loisl! [Bairische Dialectdichtungen.] München, Th. Ackermann.
- Laverrenz, V.**, Wir von der Cavallerie! Heitere und ernste Bilder aus dem Ulanenleben. Berlin, R. Eckstein Necht.
- Länderkunde von Europa.** Herausgeg. unter Mitwirkung von A. Kirchhoff. Lief. 62. 63. Prag und Leipzig, F. Tempesky.
- Maspero, G.**, Aegyptische Kunstgeschichte. Deutsche Ausgabe von G. Steindorff. Mit 316 Abbildungen. Leipzig, W. Engelmann.
- Mehalah.** Eine Erzählung aus den Marschen. Berlin, J. H. Schorer.
- Meyers Conversations-Lexikon.** Encyclopädie des allgemeinen Wissens. 4. umgearbeitete Auflage. Mit geographischen Karten, naturwissenschaftlichen und technologischen Abbildungen. Bd. XIII: Phlegon-Rubinstein. Leipzig, Bibliographisches Institut.
- Paul, E.**, Das russische Asien und seine wirtschaftliche Bedeutung. (Deutsche Zeit- und Streiftragen. N. F., III. Jahrg., Heft 40.) Hamburg, Verlagsanstalt (J. F. Richter).
- Perfall, A. v.**, Justiz der Seele. Roman. — Ueber alle Gewalten. Zwei Novellen. Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien, Deutsche Verlags-Anstalt.
- Polybiblion.** Revue bibliographique universelle. Livraisons de mars 1889. Paris, 2 et 5 rue St-Simon.
- Reclam, Prof. Dr. C.**, Das Buch der vernünftigen Krankenpflege. Mit Benutzung von hinterlassenen Aufzeichnungen zu Ende geführt von Dr. J. Ruff. Mit 40 Abbildungen. Leipzig, C. J. Winter.
- Revue de l'enseignement des langues vivantes.** No. 1. Directeur gérant A. Wolfmann, Havre.
- Roberts, A. v.**, Satisfaction. Das zersprungene Glück. La Speranza. Drei Novellen. (Engelhorns allg. Roman-Bibl. V, 15.) Stuttgart, J. Engelhorn.
- Sand, G.**, La mare au diable. Edition enrichie de 17 illustrations par Edmond Rudaux. Paris, Maison Quantin.
- Stendhal, (Henri Beyle), Lamel.** Roman inédit. Publié par Cas. Stryienski. Paris, Maison Quantin.
- Stinde, J.**, Aus der geheimen Werkstatt der Natur! 2. Aufl. 1 Bändchen. Dresden, Hinrich u. Tiesler.
- Schfiskorn, F.**, Vom deutschen Stamme. Roman. Dresden u. Leipzig, H. Minden.
- Trebitsch, Siegfried.** Gedichte. Wien, Carl Gerolds Sohn.
- Week, G.**, Unsre Toten. Deutsche Lieder und Romanzen. Nebst einem Anhang. Gesänge für vaterländische Gedenktage. Paderborn, Ferd. Schöningh.
- Wichert, E.**, Das Grafenkind und andere Novellen. Berlin, Gebr. Paetel.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift unterliegt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.



Band 49. — Heft 147.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

Juni 1889.

Greslan.
S. Schottlaender.

Juni 1889.

Inhalt.

| | Seite |
|--|-------|
| Paul Lindau in Berlin. | |
| Im Fieber. Novelle. II. (Schluß.)..... | 277 |
| Georg Vogt in Berlin. | |
| Fritz Schaper. Ein Künstler-Lebensbild..... | 313 |
| M. Joest in Berlin. | |
| Besuch einiger Schulen der Allgemeinen Israelitischen Allianz (Alliance Israélite Universelle) in Marokko und Kleinasien..... | 330 |
| Alfr. Chr. Kalischer in Berlin. | |
| Beethoven und der preussische Königshof unter Friedrich Wilhelm III. II. (Schluß.)..... | 362 |
| Martin Herz in Breslau. | |
| Die Reisen des Kaisers Hadrian..... | 387 |
| Matilda Serao in Neapel. | |
| Griechische Novelle..... | 396 |
| Bibliographie. | 403 |
| Ferdinand Hirt's Geographische Bildertafeln. (Mit Illustration.) — Die Gemälde- Galerie des Grafen A. F. von Schaff in München. | |
| Bibliographische Notizen. | 405 |

Hierzu ein Portrait von Fritz Schaper.
Radirung von L. Kühn in München.

„Nord und Süd“ erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.

Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd“ bezüglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu richten an die

Redaction von „Nord und Süd“ Breslau.
Siebenhufenerstr. 2/3.



An unsere Abonnenten!



ir haben durch Neudruck die bisher fehlenden Hefte

der bereits erschienenen Bände von

„Nord und Süd“

ergänzt, und können daher dieselben entweder in complet **brochirten** oder fein **gebundenen** Bänden von uns nachbezogen werden. Preis pro Band (= 3 Hefte) brochirt 6 Mark, gebunden in feinstem Original-Einband mit reicher Goldpressung und Schwarzdruck 8 Mark.

Einzelne Hefte, welche wir auf Verlangen, soweit der Vorrath reicht, ebenfalls liefern, kosten 2 Mark.

Ebenso liefern wir, wie bisher, geschmackvolle

Original-Einbanddecken

im Stil des jetzigen Hest-Umschlags mit schwarzer und Goldpressung aus englischer Feinwand und stehen solche zu Band XLIX (April bis Juni 1889), wie auch zu den früheren Bänden I—XLVIII stets zur Verfügung. — Der Preis ist nur 1 Mark 50 Pf. pro Decke. Zu Bestellungen wolle man sich des umstehenden Zettels bedienen und denselben, mit Unterschrift versehen, an die Buchhandlung oder sonstige Bezugsquelle einsenden, durch welche die Fortsetzungshefte bezogen werden. Auch ist die unterzeichnete Verlagshandlung gern bereit, gegen Einsendung des Betrages (nebst 50 Pf. für Francatur) das Gewünschte zu expediren.

Breslau.

Die Verlagsbuchhandlung von S. Schottlaender.

(Bestellzettel umstehend.)

Bestellzettel.

Bei der Buchhandlung von

bestelle ich hierdurch

„Nord und Süd“

herausgegeben von Paul Lindau

Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Expl. Band I., II., III., IV., V., VI., VII., VIII., IX., X., XI., XII., XIII., XIV., XV., XVI., XVII., XVIII., XIX., XX., XXI., XXII., XXIII., XXIV., XXV., XXVI., XXVII., XXVIII., XXIX., XXX., XXXI., XXXII., XXXIII., XXXIV., XXXV., XXXVI., XXXVII., XXXVIII., XXXIX., XL., XLI., XLII., XLIII., XLIV., XLV., XLVI., XLVII., XLVIII.

elegant broschirt zum Preise von *M.* 6.—

pro Band (= 3 Hefte)

fein gebunden zum Preise von *M.* 8.— pro Band.

Expl. Heft 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 18, 19, 20, 21, 22, 23, 24, 25, 26, 27, 28, 29, 30, 31, 32, 33, 34, 35, 36, 37, 38, 39, 40, 41, 42, 43, 44, 45, 46, 47, 48, 49, 50, 51, 52, 53, 54, 55, 56, 57, 58, 59, 60, 61, 62, 63, 64, 65, 66, 67, 68, 69, 70, 71, 72, 73, 74, 75, 76, 77, 78, 79, 80, 81, 82, 83, 84, 85, 86, 87, 88, 89, 90, 91, 92, 93, 94, 95, 96, 97, 98, 99, 100, 101, 102, 103, 104, 105, 106, 107, 108, 109, 110, 111, 112, 113, 114, 115, 116, 117, 118, 119, 120, 121, 122, 123, 124, 125, 126, 127, 128, 129, 130, 131, 132, 133, 134, 135, 136, 137, 138, 139, 140, 141, 142, 143, 144, 145, 146

zum Preise von *M.* 2. — pro Heft.

Einbanddecke zu Band XLIX. (April bis Juni 1889)

Expl. do. zu Band I., II., III., IV., V., VI., VII., VIII., IX., X., XI., XII., XIII., XIV., XV., XVI., XVII., XVIII., XIX., XX., XXI., XXII., XXIII., XXIV., XXV., XXVI., XXVII., XXVIII., XXIX., XXX., XXXI., XXXII., XXXIII., XXXIV., XXXV., XXXVI., XXXVII., XXXVIII., XXXIX., XL., XLI., XLII., XLIII., XLIV., XLV., XLVI., XLVII., XLVIII.

zum Preise von *M.* 1.50 pro Decke.

Wohnung:

Name:

Nichtgewünschtes bitte zu durchstreichen.

Um gefl. recht deutliche Namens- und Wohnungsangabe wird ersucht.



F. Schaper.

Verlag von W. Schönländer in Breslau





Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

XLIX. Band. — Juni 1889. — Heft 147.

(Mit einem Porträt in Radirung: Fritz Schaper.)



Breslau.

Druck und Verlag von S. Schottlaender.



Im Fieber.

Novelle.

Don

Paul Tindau

— Berlin. —

(Schluß.)

Der Fasching war vorüber. Der März war unfreundlich, rauh und ungewöhnlich schneelig gewesen. Trotz aller Anstrengungen hatte man die ungeheuren Schneemassen, die während der letzten vierzehn Tage herabgefallen waren, nur zum geringen Theil und nur in den Hauptverkehrsadern beseitigen können. Die Nebenstraßen wurden noch immer an beiden Seiten von hohen Schneehäufen eingesäumt, die durch die gewöhnlich ziemlich beträchtliche Nachtkälte fest geworden waren und durch die fast täglich sich erneuernden starken Niederschläge immer größere Verhältnisse annahmen. Die Sonne war seit Wochen an dem sadgrauen Himmel unsichtbar geblieben und hatte jede Mitwirkung an der Säuberung der Straßen ver sagt.

Das Leben im Österode'schen Hause hatte sich in dem verflossenen Halbjahre sehr wesentlich geändert. Vor Allem war Ada, die während der zehnjährigen Vernachlässigung und Vereinsamung körperlich und seelisch verkümmert und eingetrocknet gewesen war, eine ganz Andere geworden: viel selbstständiger in ihren Entschlüssen, bewußter in ihren Handlungen, lebhafter in ihren Bewegungen.

Während ihr Gesicht früher immer denselben gleichmäßigen Ausdruck gezeigt hatte und die durch die Naturgesetze gebotenen Einwirkungen des Alters sich ganz allmählich, ihrer Umgebung und ihr selbst fast unmerklich, geltend gemacht hatten, während sie früher sich immer genau in derselben Weise gekleidet und noch dieselbe Haartracht beibehalten hatte, in der Österode sie als junges Mädchen kennen gelernt, zeigte sie jetzt plötzlich

wechselnde Stimmungen, wechselnde Launen und eine sonderbare Neigung zum Wechsel in ihrer Kleidung. Es machte ihr Vergnügen, sich zu putzen. Sie versuchte es, die Haare nach der Mode im Geschmacke des Tages zu ordnen. Die Flaschen und Krystallbüchsen auf ihrem Waschtisch, die bisher lediglich als Schmuck gedient hatten, wurden allmählich mit kosmetischen Essenzen aller Art gefüllt. Sie wurde beinahe eitel.

Ihr Gesicht zeigte jenen jähen Wechsel des Ausdrucks, wie er nervösen Personen zu eigen ist. Heute sah sie blühend, frisch, mädchenhaft jung aus, morgen schlaff, leidend, vorzeitig verblüht. Jetzt rückte sie regelmäßig, bevor sie ihr Ankleidezimmer verließ, den Spiegel näher, betrachtete mit sorgendem Ausdruck die kleinen Fältchen an den Augenwinkeln und zog die Haut straff.

Sie machte die Wahrnehmung, daß ihre Schneiderin nicht mehr so gut wie früher arbeitete. Sie wurde auch ungeduldig gegen ihre Kammerjungfer, die bisher nie eine duldsamere Herrin gekannt hatte.

In ihrem Verkehr mit Osterode war sie in hohem Grade wankelmüthig. Mitunter, wenn das Schuldbewußtsein sie drückte, zeigte sie eine Demüthigkeit die bis zur Unterwürfigkeit ging. Dann aber war sie wieder auffahrend, ungesellig und von höhnischem Stolze. In ihrem Innern empfand sie gegen ihn ein Gefühl von Widerwillen, das mit Entsetzen und Grauen gemischt war. Darüber wollte sie sich selbst nicht klar werden, und sie suchte dem Ausdruck dieser Empfindung dadurch zu wehren, daß sie sich ihrem Manne gegenüber zu erkünstelter Duldsamkeit und Höflichkeit zwang. Ließ sie sich zu einer verlegenden Schroffheit hinreißen, so zeigte sie eine Stunde später in auffälliger Weise das verdoppelte Bemühen, ihrem Manne die seltenen Stunden, die er in ihrer Gesellschaft verbrachte, nicht mehr zu verbittern.

Wenn sie allein war, so weinte sie mitunter sehr bitterlich. Aber dann dachte sie an Richard, und ihre Thränen versiegten. Sie konnte namenlos glücklich in ihrer Liebe sein, aber auch unsagbar elend.

Sie fragte sich nicht: was ist es und was wird es werden? Sie fühlte sich machtlos unter dem Banne einer verhängnißvollen Gewalt, die all ihr Sinnen und Fühlen beherrschte, und von der sie sich nur unter dem Opfer ihres Seins losreißen konnte.

Wohl dämmerte ihr das Ende als etwas Schreckhaftes vor, und sie fuhr mitunter, wenn sie in ihrem Zimmer am Abend allein war, bebend zusammen. Aber sie fühlte sich hilf- und machtlos. Mochte kommen, was da wollte! So, wie es war, so mußte es sein, wenn es auch nicht so sein sollte!

Osterode hatte die jähe Wandlung im Wesen seiner Frau zuerst mit Erstaunen, dann mit einer gewissen Neugier und endlich auch mit einer leisen Beunruhigung beobachtet. Blitzartig war ihm auch einmal ein Verdacht durch's Gehirn geschossen, und es war ihm ganz schwindlig geworden. Aber er hatte gleich darauf gelächelt. Er hatte sich geschämt. Er hatte Alles auf ganz einfache und natürliche Weise sich zurechtgelegt.

Kein Zweifel, daß er bei seinem Leben, das er sich nach den ein-

seitigen Bedürfnissen seiner Neigungen ohne irgendwelche Rücksicht auf Nebenmenschen zurechtgezimmert, schwere Unterlassungssünden gegen Ada begangen hatte! Durch sein Verschulden war sie der frischen Berührung mit der Mitwelt entzogen geblieben. Nun war der liebe Richard in's Haus gekommen, und an seiner Jugend hatte sich die ihrige wieder entzündet. Die jungen Leute gingen nun ihren Vergnügungen nach, wie das ganz in der Ordnung war. Sie machten Spaziergänge, Partien, verbrachten die Abende im Theater, besuchten auch Gesellschaften. Er selbst hatte Richard bei einigen seiner Collegen eingeführt und sich von der Nothwendigkeit, mit den Berufsgenossen gesellschaftlich inniger zu verkehren als vordem, durch Richard und Ada überzeugen lassen. Da war es ja unausbleiblich, daß Ada sich jetzt in einer gewissen Krisis befand, daß sie ihm innerlich Vorwürfe machte, und es war sehr tactvoll und freundlich von ihr, daß sie ihm nicht mit lästigen Beschuldigungen in den Ohren lag. Und er durfte sich nicht darüber wundern, wenn sie manchmal in einer gereizten Stimmung ein herberes Wort sagte, als es vielleicht richtig gewesen wäre.

Er vergegenwärtigte sich jetzt, wie Ada in ihrer Jugend immer stark nervös gewesen war. Die Ruhe des Haushalts hatte ihr wohlgethan. Jetzt, da frischeres, aber auch unruhigeres Leben hineingekommen war, rührten sich die Nerven wieder. „Aber das hat nichts zu bedeuten, sie ist immer extravagant gewesen,“ schloß er seine Deduction.

Im Uebrigen war er für die Vorgänge in seiner Häuslichkeit überhaupt nicht sonderlich empfänglich. Das große wissenschaftliche Werk, an dem er seit einer langen Reihe von Jahren unausgesetzt gearbeitet hatte, nahte seinem Ende. Und während ihn früher immer der Zweifel an dem Gelingen beunruhigt hatte, war nun über ihn ein Gefühl ernstester Befriedigung und Genugthuung gekommen.

Richard hatte ihm einen großen Dienst erwiesen: Dr. Schlemm bewährte sich in großartigster Weise. Vielleicht fehlte es dem jungen Manne an Initiative, an eigenen scharfsinnigen Gedanken. Er war ja noch ein ganz junger Mensch. Dafür besaß er indessen auch Eigenschaften, die für den Professor unschätzbare waren: die größte Gewissenhaftigkeit und Unermüdblichkeit in der Arbeit, schnelles Erfassen und eine Gabe des Sichtens, Gruppirens und Ordnen's, die Osterode um so höher schätzte, als gerade diese ihm vollständig versagt war.

Während ihrer sechsmonatlichen gemeinsamen Arbeit war in das Chaos wissenschaftlicher Forschungen und Ergebnisse, das sich seit den langen Jahren auf dem Arbeitstische Osterodes zusammengeballt hatte, unter Schlemms klärender und ordnender Hand Licht und Helle gekommen. Zum Nachschlagen brauchte Osterode jetzt weniger Minuten, als er früher Stunden mit dem Suchen nach irgend einer Einzelheit verloren hatte. Schlemm, der seit längerer Zeit mit dem analytischen Register beschäftigt war, wußte Alles.

Osterode hatte eine starke Zuneigung für den tüchtigen Mann ge-

wonnen. Ob Dr. Schlemm hübsch oder häßlich ausah, hatte er bisher nicht bemerkt, und daß sein Amanuelis, wenn zufällig einmal von etwas Anderm als von der Wissenschaft die Rede war, über Alles und Jedes nur die böshafteſten Bemerkungen machte, war ihm nie aufgefallen.

Schlemm war ein grundgeſcheidter, fleißiger Mann, und das machte ihn in ſeinen Augen liebenswürdig! Er hatte Schlemm auch mit ſeiner Frau bekannt gemacht, und mit der Zeit hatte ſich die Gewohnheit herausgebildet, daß Schlemm an jedem Donnerſtage mit Richard bei Oſterodes ſpeiſte.

Schlemm hatte die Wahrheit im Hauſe ſofort durchſchaut, und Beide, Richard wie Aſa, fühlten das ſehr wohl.

Aſa war der unfreundliche Menſch, der jedesmal bei dem Donnerſtagsſeſſen eine Karre voll Stadtflaſch in der denkbar gehäſſigſten Darſtellung abhub, unausſtehllich. Aber ſie fürchtete ihn; und da ſie ſehr wohl wußte, daß jeder Verſuch, dieſen abſcheulichen Menſchen, der ihrem Manne ſo nützlich war, aus ihrem Hauſe zu entfernen, ſcheitern müſſe, ſo ergab ſie ſich in das Unvermeidliche. Sie mußte ihn eben in ihrer Nähe dulden, und Schlemm, der ſeine Macht fühlte, nahm ſich heraus, allmählich mit Aſa in einem Tone von Gemüthlichkeit und kameradſchaftlicher Gleichheit zu verkehren, der dieſe empörte.

Und die Zudringlichkeiten dieſes unangenehmen Patrons wurden immer ſtärker und läſtiger. Schlemm fand an der ſchönen Aſa ein ſauniſches Wohlgefallen. Er beneidete Richard, und er machte beſtändig hämiſche Bemerkungen über Richards Schneider und Haarkünſtler und beſpöttelte mit ſauersüßer Miene ſeine eigene Unanſehnlichkeit, ſeine tölpelhafte Schwerfälligkeit.

In Oſterode fand Schlemm allzeit ein naives und dankbares Publikum. Der Profeſſor merkte nichts von der Gehäſſigkeit. Er amüſirte ſich über den närrischen Rauz.

Richard hatte allmählich vertrauliche Zuſammenkünfte mit Schlemm möglichſt vernieden; und das war um ſo weniger auffällig geweſen, als Schlemm ſelbſt ſehr beſchäftigt war und faſt ohne Ausnahme bis zu ſpäten Stunden mit dem Profeſſor zuſammen arbeitete. Aber mitunter mußte Richard doch dem alten Bekannten einen Abend opfern. Und jedesmal verabschiedete er ſich von Schlemm mit dem Entſchluffe, auf das Vergnügen der Wiederholung zu verzichten.

Seit längerer Zeit waren die Beiden auch ganz auseinandergekommen und trafen ſich nur noch Donnerſtags bei Oſterodes. Die Veranlaſſung zu dieſer Entfremdung war ein Vorfall geweſen, der ſich in den erſten Tagen des Jahres abgeſpielt hatte.

Schlemm und Richard hatten zuſammen zu Nacht geſpeiſt. Auf dem gemeinſamen Heimwege hatte Schlemm, der ziemlich ſchnell eine Flaſche Wein geleert hatte und gehäſſiger war denn je, immer peinlichere Anſpielungen auf das Verhältniß zwiſchen Richard und Aſa gemacht. Richard

hatte zunächst höflich ablehnend dem Gespräche eine andere Richtung zu geben versucht, dann aber, als Schlemm immer wieder darauf zurückkam, diese Anspielungen sich sehr entschieden verboten. Schlemm hatte in seiner Weise weitergeschäkert.

„Du bist undankbar!“ hatte er Richard gesagt. „Du solltest ein bißchen höflicher mit mir sprechen und nicht vergessen, daß ich den guten Menelaus beschäftige, um Dir schönem Paris die Gelegenheit zu bieten, mit Helena zu liebkoosen.“

Bei diesen Worten war Richard alles Blut zu Kopf gestiegen. Mit gewaltigem Griff hatte er die beiden Hände Schlemms gepackt und ihn zum Stehenbleiben gezwungen. Beidend und mit fürchterlichem Blicke hatte er ihm zugerufen:

„Wenn Du noch ein Wort sagst, wenn Du noch einmal irgend eine Bemerkung über Frau Ofterode und mich fallen läßt — bei Gott im Himmel! ich schlage Dich todt wie einen Hund!“

Und Schlemm, dem sonst nie das Wort versagte, hatte keinen Laut über die Lippen zu bringen vermocht. Er war aschgrau geworden, und Richard fühlte, wie er in seinen Händen zitterte.

Während der nächsten gemeinsamen Mahlzeiten bei Ofterodes war Schlemm einsüßiger und zurückhaltender gewesen. Er hatte die bestimmte Empfindung gehabt, daß Richard keine leere Drohung ausgestoßen hatte. Aber allmählich hatte er seine Sicherheit von ehedem und seinen unver- schämten Ton wiedergefunden. Und daß die Beiden völlig auseinander- gerathen waren, merkten weder Aba noch Ofterode.

* * *

Die tiefste Wirkung hatten die Ereignisse der letzten Monate auf Richard ausgeübt. Er war ein ganz anderer Mensch geworden. Die frische Unbefangenheit seiner lachenden Jugend war unwiederbringlich dahin.

Es drückte centnerschwer auf ihn.

Er vermied es, mit seinem Oheim zusammenzutreffen, und er suchte jedesmal einen Vorwand, um die Stunden des nothgedrungenen Zusammen- seins möglichst abzukürzen. Es schnitt ihm in's Herz, wenn der vertrauens- volle Mann liebevoll und arglos wie früher mit ihm verkehrte. Die flete Liebeheuchelei und Verheimlichung, zu denen er gezwungen war, wurden ihm schier unerträglich.

Oftmals meinte er auch, daß er die Last von sich abschütteln müsse, um jeden Preis. Er wollte dem väterlichen Freunde zurufen: „Ich bin ein Ehrvergessener und ein Judas obenein! Für alles Gute, das Du mir in überreichem Maße erwiesen hast, habe ich Dir mit Betrug, mit Raub und Schändung gedankt! Keine Strafe wäre so hart, daß ich sie nicht verdiente! Töbte mich, aber behandle mich fürder nicht mehr mit der- selben Liebe, mit der Du mich behandelst hast! Ich kann es nicht ertragen!“

Dann aber vergegenwärtigte er sich, daß durch das Geständniß nicht er allein getroffen wurde. Und er schwieg, weil er schweigen mußte.

Und diese Augenblicke der peinigendsten Selbstanklage, der Zerknirschung, wurden abgelöst durch unvergeßliche Stunden nie gekannten Glücks. Er liebte Ada inbrünstiger und leidenschaftlicher als je. Seine Leidenschaft beherrschte ihn völlig und machte die mahnende Stimme des Gewissens immer wieder verstummen.

Im Drange des Weiterjündigens suchte er sich mit allerlei Sophismen zu trösten. Er hatte sich eine Theorie zurechtgestellt von dem vermeintlichen Unrechte des Menschen an das Glück, auf das er so gut Anspruch habe, wie jedes andere lebende Wesen. Und er leitete für sich sogar aus den selbstgemachten Sagenen dieser eigens von ihm für seine Zwecke erfundenen Sittlichkeit die Berechtigung her, gegen widrige Verhältnisse, die sich seinem Glück entgegenstellten, anzukämpfen . . .

Dann aber kam wiederum ein jäher Umschlag in seine Stimmung. Er riß sich los von aller beschönigenden Falschheit und erkannte seine Niedrigkeit und seinen Jammer mit klarem Sinn. Und dann schwor er hoch und theuer, daß er ein Ende machen wolle und werde.

Sein Schwur wog aber, was eben der Schwur eines wahnsinnig Verliebten, eines Spielers, eines von der Leidenschaft Ergriffenen, zu wiegen pflegt.

Er dachte ernsthaft daran, in die weite Welt zu ziehen und sich irgendwo zu verstecken . . .

Und auch die unerreichbarste Weite schwebte seinem Geiste als Reiseziel vor.

Er wollte aus dem Leben scheiden, das ihm keinen Augenblick unge-trübten Glückes mehr gewähren konnte. Dann aber sah er Ada in's Auge, und Alles, was ihn bedrückt hatte, war vergessen.

Aber immer wieder gewann die alte Schwermuth die Oberhand. So sehr er sich auch zu beherrschen suchte, um nicht in Ada den kränkenden Verdacht zu erwecken, als ob er ihr einen Vorwurf machen wolle — es kam doch gewaltsam über ihn. Er starrte vor sich hin, und wenn Osterode ihn anredete, fuhr er zusammen und erröthete.

So verging eine wunderliche Zeit himmlischen Genießens, wahnsinnigen Glückes, marternder Neue, lichtscheuer Bangigkeit und unausgesetzter Heuchelei.

„Richard gefällt mir gar nicht,“ sagte Osterode eines Abends. „Den plagt irgend etwas Geheimes.“

„Was soll ihn plagen?“ gab Ada mit möglichster Unbefangenheit zur Antwort. „Er ist eben ein junger Mensch, und es ist doch nichts Unge-wöhnliches, daß Männer in dem Alter Richards von weltchmerzlichen Stimmungen beherrscht werden.“

„Es handelt sich nicht bloß um Stimmungen, es handelt sich um etwas viel Ernsteres. Da darfst Du dem Auge des Arztes trauen.“

„Du beunruhigst mich! Was fehlt ihm denn Deiner Ansicht nach?“

„Er ist hochgradig nervös-erregt.“

„Das gebe ich zu. Aber kann man denn von Erregungen auch krank werden? Ich meine, was Ihr Aerzte krank nennt, krank zum Sterben?“

„Gewiß!“ sagte Osterode mit sehr ernstem Ausdruck.

„Um Gottes willen!“ fuhr Uda erschrocken auf. Und sich beherrschend fragte sie: „Wie heilt man denn solche Krankheiten?“

„Wie die meisten anderen: durch eine vernünftige Diät, durch Bewegung in frischer Luft, durch körperliche Anstrengungen, durch Zerstreuungen, Ortswechsel, Luftveränderung.“

„Nun, über Mangel an Zerstreuungen hat er sich ja nie beklagt und eigentlich auch keine Veranlassung zu Klagen gehabt. Wir gehen doch viel zusammen aus; wir machen uns auch genügend Bewegung.“

„Es wird doch wohl nicht das Richtige sein. Ich hätte nicht übel Lust, ihn auf Reisen zu schicken.“

Uda biß sich auf die Lippen. Der Gedanke, daß sie sich auf längere Zeit von Richard trennen sollte, war ihr schrecklich.

„Was soll ihm das Reisen?“ bemerkte sie mit gespielter Gleichgültigkeit.

„Nun, er lernt Menschen und Dinge kennen, die ihn vielleicht interessieren. Und die Hauptsache: er kommt aus seiner gewöhnlichen Umgebung heraus. Und diese gewöhnliche Umgebung ist ihm offenbar nicht zuträglich.“

„Du bist in Deiner ärztlichen Fürsorge nicht sehr galant gegen mich. Denn unser Haus bildet keine gewöhnliche Umgebung, die ihm nach Deiner Meinung schlecht bekommen soll. Und er verkehrt auch sehr viel gerade mit mir.“

„Sehr viel,“ bestätigte Osterode. Und mit einem feinen Lächeln hinzufügend, bemerkte er langsamer: „Aber nicht ausschließlich. Wir controliren ihn doch nicht, wozu wir übrigens auch gar kein Recht haben! Und ich habe meine besonderen Gedanken über ihn. Sie sind mir erst neuerdings durch einige Bemerkungen des Dr. Schlemm zu klarem Bewußtsein gekommen.“

„Du wirfst doch auf die Worte dieses unangenehmen Menschen keinen Werth legen!“

„Dr. Schlemm mag Dir unangenehm sein, aber er ist jedenfalls ein sehr kluger Mann. Er ist ein alter Bekannter Richards und weiß sicherlich mehr von ihm als wir Beide. Nun habe ich mir immer schon gedacht — und das, was ich von Schlemm gehört habe, hat meine Vermuthung beinahe zur Gewißheit erhoben —, daß Richard, wie das übrigens in seinem Alter auch ganz natürlich ist, irgendwo eine Liebelei angefangen hat. Leider scheint die Geschichte ernsthafter zu sein, als mir lieb ist und als es richtig wäre. Es muß irgend eine verwickelte Angelegenheit sein, vielleicht ein Verhältniß mit einer verheiratheten Frau, das ihn zur Geheimthuerei und zu

beständiger Beherrschung zwingt — das bringt den Menschen herunter — ein Verhältniß das ihn nöthigt, zu lügen, sich zu verstecken. Und das kann eine so offene, wahrheitsliebende Natur wie die Richards nicht vertragen. Das quält ihn. Und noch heute will ich mir Gewißheit verschaffen.“

„Du mußt am besten wissen, was Du zu thun hast. Aber es wäre doch möglich, daß Du Richard ernstlich weh thun könntest, wenn Du mit ihm von Dingen sprächst, die er vielleicht mit keinem Menschen besprechen will. Und Du hast doch gar keinen Anhaltspunkt für die Richtigkeit Deiner Vermuthungen.“

„Ich werde ihm mein Vertrauen nicht aufdrängen, ich werde nicht von der Sache sprechen, das versteht sich! Ich will nur selbst wissen, woran ich bin. Ich werde ihm also vorschlagen, eine kleine Erholungs- und Vergnügungsreise anzutreten, und ich werde meinen Antrag sehr verlockend machen. Lehnt er ihn ab, dann weiß ich, was ich ahne: daß eine Frau im Spiele ist, und keine unverheirathete; denn eine gesunde Liebe würde er mir gestehen. Dann aber werde ich allerdings aufpassen und, wenn es sein muß, mit aller Energie losgehen. Ich habe den Jungen zu lieb, als daß ich ihn mir durch eine dumme Jugendverirrung verderben lassen wollte.“

Diese Worte waren kaum gesprochen, als die Thür sich öffnete und Richard eintrat. Er sah heute blasser und verkörter als je aus.

„Da bist Du ja!“ rief Osterode gemüthlich. „Das trifft sich gut. Wir sprachen gerade von Dir.“ Und ihn bei den Schultern an das Fenster führend, fügte er hinzu: „Laß Dich mal genau ansehen.“

Richard war diese Untersuchung überaus qualvoll, und er suchte sich ihr zu entziehen.

„Mir fehlt nichts,“ sagte er mit erzwungenem Lächeln. „Wir haben gestern eine ziemlich schwere Sitzung gehabt, die bis tief in die Nacht hinein gedauert hat. Ich kann das Kneipen jetzt schlecht vertragen. Ich wollte Euch nur Guten Tag sagen und will dann nach Hause gehen und ausschlafen.“

Osterode schüttelte den Kopf.

„Es handelt sich nicht um Dein heutiges Aussehen. Du gefällst mir überhaupt schon seit längerer Zeit nicht mehr. Der Berliner Winter ist Dir schlecht bekommen, und wenn Du es nicht weißt, so muß ich es Dir als Arzt sagen: Du bist kränker als Du glaubst. Und Du mußt unbedingt etwas für Dich thun, und schnell. Die Kur, die ich Dir verschreibe, ist nicht schwer zu befolgen. Sie läßt sich in das eine Wort zusammenfassen: Du mußt weg von hier und Dich zerstreuen! Da, sieh zum Fenster hinaus! Wieder der sadgraue Himmel! Die langweiligen Häuser in schwermüthiger Farblosigkeit! Und wieder Schneeflocken! Dabei steht das Thermometer unter Null! Ein Gesunder kann dabei krank werden, aber ein Kranker nicht gesund. Pack Deine Siebensachen zusammen und fahre in einem Zuge durch bis an das Ufer des Mittelländischen Meeres! Geh nach der Riviera oder wohin Du sonst magst! Da leuchtet der blaue Himmel, da duften

die Drangenblüthen, da erglänzt Alles in der herrlichen Pracht des goldigen Frühlings! Da sind fröhliche Menschen! Da wirst Du wieder aufleben und wieder fröhlich werden! Und keine Zeit versäumen, mein Junge! Ein schneller Entschluß! Umarme Deine junge Tante, gieb mir einen Kuß, pack Deine Sachen, und Gott behüte Dich! Den letzten Abend wirst Du wohl für Dich behalten wollen. Der beste Zug geht, glaube ich, in der Mittagsstunde. Uebermorgen telegraphirst Du uns aus Paris, daß Du Abends nach Nizza weiterfährst. Abgemacht! . . . Nun, Du sagst kein Wort? Was meinst Du zu meinem Vorschlage?"

Osterode war auf Richards Bescheid sehr gespannt, und er sah ihn mit seinen durchdringenden klugen Augen fest an.

In fieberhafter Erregung befand sich Aba.

Sollte er es wirklich übers Herz bringen können, sie zu verlassen? Wenn er einstimmte, dann liebte er sie auch nicht, liebte sie wenigstens nicht so, wie sie geliebt sein wollte.

Richard war im ersten Augenblick ganz betroffen. Sein Blick schweifte suchend von Aba auf Osterode und von Osterode auf Aba. Die widerspruchsvollsten Empfindungen durchstürmten ihn. Plötzlich machte er eine Bewegung, die, so unmerklich sie war, doch von Aba sehr wohl beobachtet wurde. Und nachdem er tief aufgeathmet hatte, sagte er:

„Du wirst wohl Recht haben, Onkel. Ich reise.“

„Bravo!“ jubelte Osterode und schloß Richard stürmisch in seine Arme.

„Du weißt gar nicht, Junge, welche Freude mir Deine Antwort bereitet!“

Richard regte sich nicht. Er mußte die Liebkosungen des Onkels dulden, aber er war nicht im Stande, sie zu erwidern.

„Du glaubst nicht,“ wiederholte Osterode, „wie Du mich beruhigst.“

Alles Blut in Aba war dem Herzen zugeströmt. Sie war fahl geworden, und ihre Lippen sahen beinahe violett aus. Sie sah unverwandt auf Richard, und mit aller Kraft der Selbstbeherrschung brachte sie in anscheinend ruhigem Tone die Worte hervor:

„Es ist sehr vernünftig, was Du da thust. Du siehst ja, welche Freude Du Deinem Onkel machst.“

„Jawohl!“ rief Osterode jovial. „Er macht mir große Freude, der gute Junge! Und nun das Eisen schmieden, so lange es warm ist! Und keine langen Abschiedsscenen! Sie sind mir überhaupt verhaßt. Und am Ende würde Dich Dein vernünftiger Entschluß wieder gereuen. Ich jage Dich heute zum ersten Mal aus dem Hause. Mach, daß Du fortkommst! Pack Deine Sachen! Wegen Deiner amtlichen Verpflichtungen laß Dir keine grauen Haare wachsen. Das bringe ich Alles in Ordnung. Ich reiche morgen beim Präsidenten, den ich kenne, das von mir verfaßte ärztliche Attest persönlich ein und werde ihm schon Alles auseinanderlegen. Heute Abend und morgen früh hast Du noch vollauf Zeit, Alles zu erledigen, was zu erledigen ist. Und Du weißt, Du kannst unbedingt auf mich

zählen. Darüber sprechen wir nicht, das ist selbstverständlich. Und nun keine Nührung! Lebe wohl, mein Junge, sei vergnügt, schreibe uns ab und zu, wenn Du gerade Lust dazu hast, und komm frisch und fröhlich aus Italien zurück — nicht zu früh. Knapper als vier bis sechs Wochen kann ich die Zeit Deiner Verbannung nicht bemessen.“

„Ja, ja,“ sagte Richard, der sich wie in einem Halbrausch schwer und stumpf fühlte, „so wird es wohl am besten sein.“

„So ist es am besten!“

„Und dann werde ich jetzt wohl gehen müssen.“

„Gewiß mußt Du das!“ rief Osterode mit gemüthlichem Lächeln. „Ich halte Dich nicht zurück, und Ada auch nicht.“

Richard reichte seinem Onkel stumm die Hand. Osterode schloß ihn zärtlich an sich und sagte nun nichts mehr.

Ada, die wie zur Bildsäule erstarrt war, neigte ihren Kopf nach vorn. Als Richard ihre kalte Stirn mit den Lippen berührte, schauerte sie zusammen. Auch ihr streckte er die Hand entgegen. Sie ergriff sie und preßte sie mit einer übernatürlichen Kraft so fest zusammen, daß ihre Nägel sich tief in das Fleisch seiner Hand einbohrten und blutrünstige Spuren hinterließen. Auch sie fand kein Wort des Abschieds mehr.

Und langsam und schweigsam verließ Richard das Zimmer.

Es war inzwischen dunkel geworden. Die Laternen auf der Straße wurden gerade angezündet.

Osterode und Ada waren, ohne ein Wort miteinander zu wechseln, an die Fenster getreten und sahen Richard mit schweren und langsamen Schritten nach den Vorhof der kleinen Mauerthür gehen.

Als er die Hand auf die Klinke legte, wandte er sich noch einmal um. Er erkannte an den beiden Fenstern seinen Oheim und seine Geliebte. Ohne eine Miene zu verziehen, lästete er gleichgültig, geschäftsmäßig den Hut, als ob er wildfremde Leute begrüße.

An der Ecke nahm er eine Droschke und fuhr nach Hause.

* * *

Langsam, bedächtig, schwerfällig traf er in seinem Zimmer die ersten Vorbereitungen zu seiner Abreise. Einen Stoß noch nicht erlebiger Acten packte er zusammen, versiegelte sie und setzte die Adresse darauf. Er ordnete seine Bücher ein, die er während der letzten Wochen benutzt hatte, legte halbvollendete juristische Arbeiten in einer Mappe zusammen und sichtete seine privaten Papiere: quittirte Rechnungen, gleichgültige Briefe und dergleichen. Die meisten zerriß er und warf die Schnitzel in den Papierkorb. Er fühlte bei alledem eine große Mattigkeit und dachte an nichts Besonderes.

Nachdem er diese Angelegenheit fast mechanisch abgethan hatte, nahm er einen Bund mit kleinen Schlüsseln aus der Tasche und öffnete einen Kasten seines Schreibtisches.

Da lagen ihre Briefe! Es waren nur wenige, kaum ein halbes Duzend, aber sie waren von überströmender Zärtlichkeit und leidenschaftlicher Liebe ganz erfüllt.

Er hatte zunächst die Absicht, diese stummen und doch so berebten Ankläger zu vernichten. Aber er konnte sich nicht von ihnen trennen. Langsam durchlas er die Briefe von der ersten Zeile bis zur letzten, und er vergegenwärtigte sich genau die Verhältnisse, unter denen sie geschrieben waren, die Stimmungen, in denen er sie empfangen, und die Antworten, die er gegeben hatte.

Er war in tiefer Niedergeschlagenheit. Und als er aus demselben Kasten ein kleines Schächtelchen hervorholte, es öffnete und den auf Watte gebetteten unscheinbaren, geringwerthigen und für ihn doch unschätzbaren Ring mit einem blauen Steinchen erblickte, füllten sich seine Augen mit Thränen.

Es war ihr erstes und einziges Geschenk. Ihr Confirmationsring, den ihr ihre Mutter geschenkt, den sie bis zum Tage, da sie ihn vom Finger zog, um ihn Richard zu geben, beständig getragen hatte. Für Richards Finger war er viel zu winzig. Er hatte ihn bei Seite gelegt; aber es war kein Tag vergangen, ohne daß er einen Blick auf dieses einfache und rührende Zeichen ihrer Liebe geworfen hätte.

In derselben Schachtel lag auch das Bildchen von Abas Kopf, das er aus der Photographie ausgeschnitten hatte.

Lange, lange, lange Zeit betrachtete er unter dem hellen Lichte der Lampe den kleinen Ring und das Bildchen.

Er überlegte sich, wo er diesen und die Briefe Abas während seiner Reise so gut verbergen könne, daß sie auch vor der Möglichkeit einer zufälligen Entdeckung sichergestellt seien. Er schien noch zu keinem festen Entschlusse gekommen zu sein, denn er legte Alles sorgsam wieder in den Kasten, verschloß ihn und zog den Schlüssel ab.

Er erhob sich und ging im Zimmer auf und ab. Eine starke Erregung bemächtigte sich seiner. Jetzt erst schien er ungefähr zu verstehen, was sein Scheiden zu bedeuten habe. Die wirrsten Gedanken durchzogen sein Hirn, die abenteuerlichsten Vorfälle.

Er wollte das Unmögliche ermöglichen, das Wasser mit dem Feuer mischen. Er wollte unbedingt abreisen und unbedingt bleiben.

Er dachte daran, in einem entlegenen Winkel der großen Stadt irgendwo sich zu verbergen. Dort könne er sie sehen, wenigstens manchmal.

Aber es bleibt ja nichts verbergen! Es würde doch geschwaht werden!

Und wenn es auch nicht durch der Leute Mund herumgetragen würde, so machte er es ja doch nur schlimmer, was er besser zu machen sich geschworen hatte! Er hatte ja erkannt, daß er das Schlimmste that; und sein Gewissen hatte ihm gesagt, daß ein Ende gemacht werden müsse, daß jeder Augenblick das sittliche Verbrechen, dessen er sich zu zeihen hatte, erschwere.

War er denn aller Scham baar geworden? Wollte er denn wirklich

das Böse zielbewußt und jetzt noch perfider als früher? Sollte er so dem Manne danken, der ihn liebte, der ihn eben noch mit einer Herzlichkeit und Vertraulichkeit, die Richard furchtbar gewesen waren, an seine Brust gedrückt hatte?

Er vergegenwärtigte sich den Ausdruck im Gesichte seines Oheims, die ruhige, echte, liebevolle Theilnahme, die aus dessen Augen gesprochen hatte. Er hörte dessen Stimme.

Nein, er durfte den Mann nicht länger täuschen! Er mußte offen mit ihm reden! Das Verbrechen war geschehen, das war nun einmal unabänderlich. Nun wohl, so wollte er wenigstens den Muth haben, es einzugestehen!

Aber unmöglich! Nicht ihn allein würde ja die Strafe treffen, nicht einmal hauptsächlich ihn!

Und nun sah er wieder Ada neben sich, und verzweifelnb preßte er seine Stirn in seine beiden Hände.

Plötzlich warf er Alles bei Seite, zog seinen Ueberrock an, setzte den Hut auf, löschte die Lampe und stürmte hinaus.

Das Gas auf der Treppe war schon gelöscht. Richard stolperte, fiel einige Stufen herab und that sich empfindlich weh. Aber er achtete nicht darauf. Er tappte sich durch den dunklen Hausflur nach der Thür, schloß sie auf und vergaß sie wieder zu schließen.

Es war zwischen elf und zwölf Uhr. Die Straßen waren wegen des abscheulichen Wetters fast menschenleer. In dichten Massen fiel der Schnee unablässig herab. Das Gas schimmerte in trübem Roth durch die dichtbeschnittenen Scheiben der Laternen. Alles war in die dicke weiße Dede eingehüllt, die die Conturen abstumpfte und die Gegenstände in klumpenartigen Zusammenballungen erscheinen ließ.

Wie ein Trunkener taumelte Richard durch die dunklen Straßen, ohne ein besonderes Ziel, selbst nicht wissend, wo er war.

In willkürlichem Zickzack, bald auf dem Bürgersteige, bald auf dem Fahrdamm, die niedrigen Schneehaufen durchwatend, über die hohen hinwegkletternd, nahm er seinen Weg. Die wenigen Vorübergehenden wandten den Blick nach ihm, den sie für einen Schwerbetrunkenen hielten, und die Nachtwächter und Schutzleute sahen ihm nach. Er selbst beachtete es nicht. Er fühlte nicht einmal, daß seine Füße und Beine bis zum Knie hinauf ganz durchnäßt waren. Von alledem hatte er nur ganz unbestimmte Vorstellungen. Zum Bewußtsein kam ihm nur Eines: ein schreckliches Unbehagen, eine fürchterliche Unruhe.

In einer der älteren und dunkleren Straßen wurde er angeredet. Es war ein armes, dummes, elendes Mädchen mit zerfranztem Kleid und modischem Hut, das ihm irgend etwas sagte. Er verstand es nicht. Nur die Worte: „Ich bin so arm“ waren ihm vernehmlich.

Er gab dem Mädchen Geld. Sie blieb an seiner Seite. Sie sprach mit ihm. Es war ihm angenehm, eine menschliche Stimme zu hören.

Was das Mädchen, das da im Schneesturm neben ihm herging, ihm Alles mittheilte, interessirte ihn nicht; aber er fühlte etwas von Mitleid.

Sie schloß die Thür eines Hauses auf und schob ihn hinein. Sie zündete einen Stumpf Licht, den sie aus der Tasche holte, an und schritt über die ausgetretenen krachenden Stufen einer alten schmalen Treppe voran. Er tappte hinterdrein. Das Haus kam ihm bekannt vor. Er mußte nicht, wo er es schon gesehen hatte.

Im vierten Stock öffnete das Mädchen eine Thür. Richard trat in ein enges einsenstriges Zimmer, in dem eine fürchterliche Temperatur herrschte. Es roch stark nach dem Blat der Petroleumlampe. Die Einrichtung war von schauderhafter Dürftigkeit. Das Mädchen merkte, daß es mit ihrem Begleiter nicht richtig war. Es war ein gutmüthiges Geschöpf, und sie fühlte Mitleid mit ihm. Sie rieth ihm einige probate Hausmittel.

„Trinken Sie ein paar Glas starken Grogg, dann werden Sie warm, legen sich zu Bett, und morgen ist Alles vorüber. Ich kenne das! Sie sind ja ganz durchknäht!“

Richard antwortete nichts. Er sah auf ihre vom Frost bläulich gerötheten, aufgeprägten Finger. Er schüttelte sich, erhob sich schnell von dem Stuhl, auf den er sich beim Eintreten hatte fallen lassen, und blickte mit verwunderten Augen um sich. Er schritt auf die Thür zu und wollte sie öffnen. Das gutmüthige Mädchen sagte:

„Warten Sie nur! Sie finden ja gar nicht! Ich bringe Sie schon wieder hinunter.“

Mit schweren Schritten, unter denen die Stufen der altersschwachen Treppe wiederum leuchteten, schleppte sich Richard mühsam hinab. Er fühlte sich ganz zerklagen und so matt, daß er auf den einzelnen Treppenabsätzen stehen bleiben mußte, um wieder zu Kräften zu kommen.

Er schämte sich seiner Schwäche und suchte nach irgend einem Vorwand, um das Stehenbleiben zu begründen. Er las die Schilder an den Thüren. Das Mädchen leuchtete.

Im ersten Stock las er eine Visitenkarte, die mit vier Reißnägeln am Pfosten befestigt war: Dr. med. Johannes Schlemm.

Jetzt wurde ihm klar, weshalb ihm das Haus so bekannt vorgekommen war.

Als sie unten im Hausflur angekommen waren, wurde an der Thür von außen geschlossen. Das Mädchen zerrte Richard nach hinten und drückte ihn in die Ecke an der Hofthür, die durch die Treppe verdeckt wurde. Richard ließ es ruhig geschehen. Sie selbst stellte sich davor und blies das Licht aus. Die Hausthür wurde geöffnet und geschlossen, und unter den schweren Schritten des Hausbewohners leuchteten die Stufen noch stärker. Dieser blieb im ersten Stock stehen und öffnete die Flurthür. Dabei räusperte er sich. Richard erkannte Dr. Schlemm.

Wenige Minuten darauf war er wieder im Freien. Das Mädchen verabschiedete sich freundlich von ihm.

„Besuchen Sie mich bald einmal wieder!“ sagte sie und setzte ihre traurige Wanderung durch den Graus der schneeigen Nacht fort.

Richard mußte nun, daß er in der Zimmerstraße war. Und jetzt hatte er ein festes Ziel im Auge, auf das er in unregelmäßigem Schritt, bald mit vorgestrecktem Oberkörper trabend, bald sich langsam dahinschleppend, zusteuerte. Er gesticulirte lebhaft und sprach auch manchmal. In noch erhöhtem Maße als vorher erregte er die Aufmerksamkeit der zum Glück nur sehr wenigen Vorübergehenden.

Das Wetter war immer ungeheurer geworden, und jetzt hatte sich ein wahrer Schneesturm entsefset.

Als er über die Weidenammer Brücke trollte, sich beständig mit einer Hand am Geländer stützend und weiterschleppend, wurde ihm der Hut vom Kopfe geweht. Die Kälte war ihm angenehm; denn seine Stirn brannte, während seine Füße ganz erstarrt waren.

Und nun stand er wieder vor der niedrigen Mauer, und nun überlegte er sich, was er jetzt wohl zu thun habe. Er trat auf die andere Seite der Straße, von der aus die Fenster des Osterode'schen Hauses zu sehen waren. Alles war dunkel. Er glaubte an ein Wunder. Vielleicht kommt sie doch!

Er starrte unablässig hinüber, von Zeit zu Zeit die Schneeflocken aus den Haaren streichend und dann die feuchte kalte Hand an die brennende Stirn drückend.

Und jetzt sah er, wie die Thür sich öffnete. Das Herz klopfte ihm mächtig. Er riß die Augen weit auf, und er sah nichts mehr. Die Thür blieb verschlossen.

Und immer dichter und gewaltfamer fiel der Schnee herab.

Richard schlug die Zähne zusammen. Der eisige Frost durchschüttelte ihn. Er empfand eine tödtliche Mattigkeit. Er fühlte, wie er hier zusammenbrechen würde, wenn er sich nicht zu einem letzten Entschlusse aufraffe. Und mit der äußersten Anspannung seiner Kräfte schleppte er sich bis zum nächsten Droßkenthalteplatz weiter.

Der Kutscher, der in seinem Mantel eingeschnitten und eingefroren vor sich hindämmerte, sah den Fahrgast, der ihn aus dem Halbschlaf aufgeschreckt hatte, mit mißtrauischen Blicken an. Er hielt ihn für unzuverlässig und verlangte vorherige Zahlung. Richard gab ihm Geld, viel zu viel. Der Kutscher wollte ihm herausgeben; Richard schüttelte den Kopf. Er gab seine Adresse an und ließ sich auf das harte schmutzige Polster fallen. Das Pferd zog an.

Richard machte übermenschliche Anstrengungen, um sich wach zu erhalten. Aber der Schlaf, der ihm nicht freundlich nahte, überrumpelte ihn wie ein brutaler Gegner. In einem Halbusel verschwamm Alles.

Das Stoßen während der langsamen Fahrt, das Knirschen des

Schnees unter den Rädern, das melancholische Gebimmel der Schellen, die am Geschirr angebracht waren — all diese Eindrücke der Außerlichkeit wirkten auf die Vorstellungen seines überreizten und kranken Gehirns bestimmend ein. Er fühlte sich gemartert, und es war ihm, als ob die Kirchenglocken dazu läuteten.

Der Wagen hielt schon einige Minuten vor der Thür. Der Insasse rührte und regte sich nicht. Nach vergeblichem Zuruf des Kutschers entschloß sich dieser endlich, von seinem Boock herunterzuklettern. Er riß die Thür auf. Richard hörte ihn nicht. Der Kutscher hielt seinen Fahrgast für schwer betrunken. Er rüttelte ihn auf und hob ihn nicht eben sanft aus dem Wagen heraus. Richard wollte wiederum zahlen.

„Sie haben mich schon bezahlt,“ sagte der Kutscher, „und sehr gut. Geben Sie mir Ihren Schlüssel, ich will Sie hinaufbringen.“

Richard lehnte die Unterstützung ab.

* * *

Alles, was er nun vornahm, was überhaupt mit ihm vorging, war ihm vollkommen unklar.

Er war in seinem Zimmer. Er versuchte Licht zu machen. Er fand die Streichhölzer. Sie versagten. Er riß verschiedene Schachteln von Wachsbrennern auf. Er erinnerte sich genau, wo seine Zündhölzer immer standen. Aber sie wollten heut nicht brennen. Endlich gelang es ihm doch, Licht zu machen.

Seine Kehle war ganz trocken. Er fühlte einen verzehrenden Durst. Er füllte ein großes Glas mit Wasser. Als er die Karaffe auf den Tisch stellen wollte, konnte er die Entfernung nicht mehr bemessen. Die Karaffe fiel zu Boden, zerbrach, und das Wasser ergoß sich über den kleinen Teppich, auf dem die Streichhölzer und Wachsbrenner zerstreut lagen.

Er bemerkte das Alles nicht, stürzte das Wasser in einem Zuge hinunter und schleppte sich in sein Schlafzimmer. Da entkleidete er sich. Am meisten Mühe verursachte es ihm, sich der völlig durchnästen Fußbekleidung zu entledigen. Aber es gelang ihm schließlich doch. Damit waren auch seine Kräfte erschöpft. Er wurde von starkem Schüttelfrost befallen. Er schlug die klappernden Zähne auf einander und hefte am ganzen Körper.

Er lag vor seinem Bett, den Kopf auf die Matratze gestützt.

Endlich raffte er sich wieder auf und nahm sehr vorsichtig das Licht. Er tappte in das Nebenzimmer. Er hatte irgend einen ganz bestimmten Gedanken gehabt. Aber nun, da er mit dem Leuchter in der Hand in der Mitte des Zimmers stand, war ihm dieser Gedanke wieder entfallen.

Er durchsuchte alle Ecken; er hoffte, es würde ihm wieder einfallen. Die Kasse des Bodens, die er an den nackten Sohlen plötzlich spürte, rüttelte ihn wieder auf. Er sah da Scherben und Streichhölzer. Er legte sich nun auch ungefähr Rechenschaft ab, woher das Alles kam.

Er suchte weiter. Auf einmal durchwärmte ihn ein sonniges Gefühl der Freude. Jetzt wußte er, was er suchte! Er wollte die Schlüssel aus der Tasche seines Beinkleides holen! Das war es!

Aber diese wundervolle Genugthuung gewährte ihm nur einen kurzen Augenblick wohliger Empfindung. Er spürte jetzt einen furchtbaren Druck auf den Kopf. Es war ihm, als ob sein Schädel mit eisernen Schrauben zusammengepreßt würde.

Da hatte er den Schlüssel. Und jetzt saß er vor dem Schreibtisch, und er hatte den Schlüssel in den Kasten gesteckt. Und nun starrte er auf den Hals des Schlüssels, auf dem der Reflector des flackernden Lichtes zitterte, und er wußte nicht, was er mit dem Schlüssel anfangen sollte. Eine siedende Hitze glühte auf seinen Wangen.

Ganz entnervt, seine Ohnmacht belächelnd, seufzte er: „Es geht nicht! Jetzt nicht. Morgen. Zu Bett!“

Mühselig, Alles, was sich ihm irgend darbott, als Stütze benutzend, schleifte er sich in das dunkle Nebenzimmer und streckte sich auf seinem Bette aus. Durch die offene Thür sah er mit halbgeöffnetem Auge den Schreibtisch stehen, auf dem das Licht brannte, und er sah das Glitzern des Widerscheins an dem Schlüssel im Kasten. Dann fielen seine Lider zu, und ein bleierner Schlaf überfiel ihn.

Wilde Träume ließen ihn nicht zur Ruhe kommen. In ganz kurzen Zwischenräumen schreckte er beständig auf, und er glaubte inzwischen Stunden verbracht zu haben. Und immer verfolgte ihn Eines, immer dasselbe: der Schlüssel machte ihm Pein!

Er warf sich unruhig hin und her. Es mußten wohl Tage vergangen sein! Aber merkwürdig! wenn er aufblickte, sah er noch immer das Licht. Es war noch nicht niedergebrannt.

Wer erneuerte denn diese Lichte?

Aus halbgeschlossenen Lidern starrte er in die Flamme. Wie verlangend streckte er die Hand nach der Richtung aus, in der der Schlüssel glitzerte. Er mußte ihn haben! Er wollte sich aufrichten, aber er taumelte zurück.

Und nun sah er merkwürdige Feuerräder in blauer, hellgrüner und schwefelgelber Färbung, die sich fortwährend drehen, die ihm widernünftig waren, die er durchaus löschen wollte.

Was hatte er hier zu suchen, am Eingang eines langen langen Ganges? Der war halb hell, von unendlicher Länge, und ganz hinten glänzte eine kleine Lichtkugel.

„Das sind doch wieder die Feuerräder!“ sagte er sich. „Die verstecken sich nur!“

Er wollte zurückweichen, aber die Lichtkugel kam immer näher, und nun konnte er ihr nicht mehr ausweichen. Er klebte fest am Boden, und

die Kugel kam näher und näher. Und jetzt drehte sie sich und zerplatzte. Und da waren es wieder die tückischen Feuerräder, und diese schossen dann wieder zusammen und bildeten eine fürchterliche Spirale.

O dieser unerträgliche Schmerz! Die Spirale bringt ihm mitten in's Auge . . . und noch tiefer.

Er leuchtet. Der Angstschweiß steht ihm auf der Stirn. Wie nach Luft japsend richtet er sich auf, und jetzt ist er wach.

Aber was will denn der grinsende Rutscher, der die Hand hinhält? Ich habe ihn doch bezahlt! . . . Entschuldigen Sie! Man kann hier so schlecht sehen. Es ist ja das Mädchen mit den aufgesprungenen Händen und dem hohen Hut! . . . Auch sie nicht? . . . Ah, Dr. Schlemm! . . . Sie wohnen in einem netten Hause, das muß ich sagen! . . . Und weshalb himmeln Sie denn immer? . . .

Und er sah all diese Gestalten und sah, wie sie sich verunstalteten, wie sie sich verzerrten, wie sie viel größer und länger wurden, in's Schräge, als wären sie aus Gummi, als wären es Schattenspiele in einer schlechtgestellten Laterna magica.

Und nun wirbeln sie in einem schauerlichen Ringeltanze um ihn herum, und es ist immer dieselbe Bewegung des sich Näherns aus der Ferne bis zu einer erstickenden Nähe und des Zerflatterns in eine unbekannte Weite. Und immer halten sie den Schlüssel, der in all die teuflischen Gaukeleien des Fiebers hineinspußt.

So verging eine unbestimmbare Zeit, bis die völlige Bewußtlosigkeit die entgeglichen Dualen des Halbbewußtseins ablöste.

* *

Frau Böhmer saß in ihrer saubern kleinen Küche und blickte wiederholt auf die Schwarzwälder Uhr, die schon ein Viertel auf zwölf wies. Sie konnte gar nicht begreifen, daß der Herr Assessor — wie sie ihren Miether Herrn Willern mit vorgreifender Höflichkeit nannte — noch immer nichts von sich hatte hören lassen. Sie hatte wie gewöhnlich den Morgenkaffee für halb neun hergerichtet. Sie hatte die Kanne auf den heißen Herd gestellt, der Kaffee war verbrobelt, und seufzend hatte sie ihn schließlich selbst ausgetrunken und um halb elf neuen gekocht. Nun wartete sie wiederum schon seit nahezu einer Stunde und wartete vergeblich.

Jetzt wurde die Thür aufgerissen, und ihr einziger Sohn Gottfried, ein aufgeweckter dreizehnjähriger Junge, trat mit der Schulmappe unter dem Arm geräuschvoll in die Küche ein.

„Nicht so laut!“ rief ihm die Mutter entgegen. „Der Herr Assessor schläft noch.“

Gottfried war sehr verwundert. „So lange kann man doch gar nicht schlafen! Der Herr Assessor wird wohl krank sein.“

„Meinst Du?“

Frau Böhmer, die zur Klugheit ihres Kindes das größte Vertrauen hatte, wurde nun ganz besorgt.

„Ich will einmal leise anklopfen.“

Sie trat an die Thür, die zu dem Vorderzimmer führte, und klopfte leise. Keine Antwort. Sie klopfte stärker. Alles blieb still. Der neugierige Gottfried war auch auf den Corridor der Wohnung getreten und stand in einiger Entfernung hinter seiner Mutter. Sie wandte sich zu ihm um und nickte ihm mit bekümmertem Blick zu, als wolle sie sagen: Du hast Recht gehabt, mein Junge. Sie klopfte noch einmal, und als auch darauf keine Antwort kam, drückte sie vorsichtig die Klinke herab und öffnete die Thür zur Hälfte.

Nun erkannte sie sogleich, daß etwas Ungewöhnliches vorgefallen sein mußte. Neben dem Tisch lagen am Boden die Scherben der zerbrochenen Karaffe. Die feuchten Flecke auf dem Teppich, die zerstreuten Zündhölzer, Alles das bestätigte ihre unheimlichen Vermuthungen.

Langsam und vorsichtig trat sie ein. Sie sah den Leuchter auf dem Schreibtisch. Das Licht war völlig ausgebrannt. Die Thür zum Schlafzimmer stand offen. Sie klopfte wiederum und horchte auf. Sie hörte schnell athmen, aber es kam keine Antwort. Nun trat sie entschlossen ein. Da erschraf sie heftig. Auf dem zermühlten Bett lag Richard mit hochgeröthetem Gesicht, die Augen geschlossen, mit hastigem, stöhnendem Athem.

„Herr Assessor!“ sagte sie mit halbblauter Stimme. „Herr Assessor!“ wiederholte sie nach einer Weile ebenso sanft. „Fehlt Ihnen etwas, Herr Assessor?“

Der Kranke gab kein Zeichen der Theilnahme. Frau Böhmer faltete die Hände über ihrer weißen Schürze und schüttelte den Kopf. Sie holte vom Zimmer nebenan die Tischglocke und stellte sie auf den Nachttisch an sichtbarster Stelle, so daß der Kranke, wenn er die Augen aufschlug, die Glocke sogleich erblicken mußte. Sie ließ die Thür zum Nebenzimmer offen und lehnte die Thür nach dem Corridor nur an.

„Gottfried,“ sagte sie, als sie in die Küche zurückgekehrt war, „nimm Deine Mütze und lauf, was Du kannst — Du weißt, zum Onkel des Herrn Assessors, dem Professor, der ist Arzt. Und sage ihm, der Herr Assessor sei krank. Ich werde inzwischen Kamillenthee kochen. Mach schnell, mein Junge!“

Gottfried war Osterodes Haus sehr wohlbekannt. Er hatte schon verschiedenemal Bestellungen an Ada und auch an Osterode ausgerichtet. In einer knappen halben Stunde war er an Ort und Stelle.

Er wollte gerade den eisernen Klingelzug ziehen, als die kleine Thür geöffnet wurde, und der Professor, der sich zur Sprechstunde nach seiner Anstalt begeben wollte, heraustrat.

„Guten Tag, Herr Professor! Meine Mutter schickt mich — die Wirthin des Herrn Assessor Willern —, und er wäre krank, und Sie möchten doch gleich kommen.“

Osterode fuhr auf.

„So so! Gut also! Warte einen Augenblick, ich nehme Dich mit.“

Er kehrte schnell über den Vorhof zum Laboratorium zurück und rief Dr. Schlemm, der dort arbeitete, zu:

„Ich werde eben in einer dringlichen Sache abgerufen. Wollen Sie die Güte haben, lieber Doctor, nach der Anstalt zu gehen und zu melden, daß man auf mich nicht zählen möge, und daß ich die Herren Assistenz-ärzte bitten lasse, mich zu vertreten? Besten Dank! Auf Wiedersehen!“

Er hatte die Thür geschlossen, den Vorhof wiederum schnell überschritten und ging nun hastig dem Droschkenhalteplatz an der Ecke zu, während Gottfried neben ihm her trippelte.

„Was fehlt denn meinem Neffen?“ fragte Osterode.

„Ich weiß es nicht, Herr Professor. Er hat keinen Kaffee getrunken und liegt im Bett.“

„So so! Na, wir werden ja sehen.“

Während der Fahrt unterhielt sich Osterode gemüthlich mit dem Jungen. Er ließ sich von der Schule erzählen und hatte seine Freude an den Antworten des klugen und natürlichen Burschen.

Frau Böhmer, die während der ganzen Zeit auf jedes Geräusch aufmerksam gespäht hatte, hörte die Droschke halten und öffnete die Thür. Sie erstattete kurzen Bericht. Osterode nickte und trat ein. Er bedeutete Frau Böhmer, ihn mit dem Kranken allein zu lassen.

Als er Richard vor sich sah, nahm sein Gesicht einen tieferen und traurigen Ausdruck an. Er streifte die Decke ab, horchte an der Brust, fühlte mit dem Handrücken die glühende Hitze und untersuchte den Puls. Dann führte er das Thermometer in die Armhöhle ein und blieb nun eine Weile in Betrübniß und Nachdenklichkeit auf dem Bette neben dem Kranken sitzen. Er ließ keinen Blick von ihm. Als er endlich von der Scala abgelesen hatte, daß das Fieber um diese noch günstige Tageszeit schon die bedrückende Höhe von über vierzig Grad erreicht hatte, erschrak er sehr heftig. Nun rief er Frau Böhmer und sagte ihr:

„Ich werde Ihnen gleich einen guten Wärter schicken, einen zuverlässigen Mann, der Bescheid weiß. Thun Sie Alles, was der Mann verlangt. Herr Willern ist sehr schwer erkrankt. Er hat ein starkes Fieber. Es ist kaum anzunehmen, daß die Krankheit von einem Tage zum andern so bedenklich geworden sein kann. Haben Sie in den letzten Tagen nichts Besonderes an Herrn Willern bemerkt?“

„Doch, Herr Professor, er hat mir gar nicht gefallen. Er war immer so verstimmt, und er fühlte sich so matt. Er klagte auch über Kopfschmerz. Und dann hat er fast gar nichts hier gegessen, sein Frühstück habe ich immer wieder so herausgetragen, wie ich es gebracht hatte. Er trank nur den Kaffee. Und gestern hat er sehr starkes Nasenbluten gehabt. Ich sagte

ihm schon: „Sie sollten doch mit dem Herrn Professor sprechen,“ sagte ich ihm. Wenn der Mensch gar nichts ist, dann kommt er doch herunter.“

„Seit wie lange haben Sie denn die Appetitlosigkeit bemerkt?“

„Ach, schon seit fünf, sechs Tagen . . . und auch schon früher!“

„So, so! Nun, sorgen Sie dafür, daß die Fenster in dieser Stube offen bleiben. Sie können dafür ein bißchen mehr einheizen. Aber das Zimmer darf nicht über dreizehn bis vierzehn Grad haben, und es muß immer frische Luft sein, das ist die Hauptsache. Ich schicke Ihnen gleich den Wärter und komme im Laufe des Nachmittags wieder. Das Bett muß frisch überzogen werden.“

„Aber Herr Professor, es ist erst vorgestern . . .“

„Das ist ganz gleichgültig, es muß frisch überzogen werden! Und auch der Kranke muß umgekleidet werden!“

„Ich habe Kamillenthee gekocht. Dürfte ich dem Herrn Assessor nicht ein Täßchen geben?“

„Nein. Thun Sie lediglich das, was ich Ihnen sage. Herr Willern soll nichts bekommen, gar nichts, bis ich wiederkomme. Er wird übrigens auch nichts verlangen.“

Frau Böhmer, die auf dem Standpunkte stand, daß der Mensch vor allen Dingen zu Kräften kommen müsse, wollte das gar nicht einleuchten. Aber sie beschied sich. Nachdem der Professor sie verlassen hatte, brachte sie das kleine Zimmer in Ordnung, zündete das Ofenfeuer an und öffnete die Fenster.

Eine Stunde später erschien Herr Neß, der zuverlässigste und tüchtigste Wärter der Osterode'schen Anstalt, der, unterstützt von Frau Böhmer, mit sachgemäßer Ruhe und Sicherheit den Kranken umkleidete und frisch bettete. Richard schien kein oder doch nur ein sehr geringes Bewußtsein der Vorgänge zu haben. Manchmal hob er auf einen Augenblick die Lider, um sie sogleich wieder zu schließen. Mitunter machte er auch eine Bewegung mit den Händen, zog die Kniee an; aber gleich darauf versank er wieder in einen Zustand schwerer Trägheit und Unbeweglichkeit.

In den Nachmittagsstunden war Osterode wiedergekommen. Er constatirte, daß die Fieberhize noch gestiegen war, und die letzte Messung am Abend zeigte die grausige Höhe von fast einundvierzig Grad. Osterode blieb bis lange nach Mitternacht bei dem Kranken. Er hatte seine Frau im Laufe des Tages nicht gesehen . . .

Alba saß in verzweifelter Stimmung daheim. Daß Richard so von ihr hatte scheiden können, ohne auch nur ein Wort des Abschiedsgrüßes an sie zu senden — es war ihr unbegreiflich! Sie war irre an ihm geworden, irre an sich selbst. Also so egoistisch, so schändlich undankbar konnte der Mensch sein — es war ihr bis zu dieser Stunde undenkbar erschienen! Der Onkel hatte befohlen, und der Nefse hatte gehorcht, und damit war es abgethan. Was aus ihr werden würde, darum hatte sich Richard nicht weiter gekümmert. Er hatte vielleicht eine Scene der

Rührung, der Verzweiflung befürchtet, die ihn an seinem vernünftigen Entschlusse irre machen könnte; er war dieser Scene aus dem Wege gegangen und hatte es über's Herz bringen können, das Band, das sich, wie sie geglaubt, unlösbar zwischen ihnen geknüpft hatte, leichter Hand zu zerreißen, ohne auch nur einen Laut des Schmerzes von sich zu geben, ja ohne ein heimliches Seufzen des Bedauerns. Denn daß diese Trennung auf unbestimmte Zeit für sie eine Trennung auf die Dauer war, das fühlte sie. Und auch er hatte das sehr wohl gefühlt. Wenn sie daran noch hätte zweifeln können, so würde ihr sein grausames, ja brutales Schweigen jede Selbsttäuschung unmöglich gemacht haben.

In ihre völlige Niederge schlagenheit mischte sich ein Gefühl äußerster Bitterkeit. Zu dieser Stunde rollte er wohl dem lachenden Süden entgegen, und seine lebensfrohe jugendliche Selbstsucht rieth ihm gleißnerisch, nicht zurückzublicken auf all das Winterliche, Stürmische, Traurige, das er verlassen hatte, nur vorwärts zu schauen auf das sonnige Erwachen des neuen Frühlings.

Ach, für sie gab es keinen Frühling mehr!

Sie war wieder allein, wie sie vordem allein gewesen war! Und jetzt erst wußte sie, wie vereinsamt, wie öde, wie unsagbar traurig ihr Dasein gewesen war, wie trostlos es nun wieder werden mußte. Wiederum war sie zurückgestoßen in das ereignislose, einförmige Grau, in das Nichts. Und jetzt erst, da sie das Glück gekannt hatte, fühlte sie, wie wahrhaft unglücklich sie war. Auf's Neue sollte sie sich einkerkern in diese fürchterliche Langweile und Debe, allein mit dem Manne, von dem sie sich völlig abgewandt hatte, der ihr geradezu verächtlich geworden war — verächtlich in seinen Unterlassungen und in seinen Handlungen, dessen Vertrauen sie sogar mißachtete! Schlimmer als allein und verzehrt von dem glühenden Verlangen nach dem Unerreichbaren! Sie war völlig gebrochen, und in ihrer Hoffnungsleere schimmerte ihr nur eine Erlösung: das Ende! So konnte sie nicht weiter leben, so nicht!

Mit grausamer Langsamkeit schlich eine Stunde nach der andern dahin. Kein Wort von ihm! Kein Wort.

Ein Glück, daß der Andere sie nicht störte, daß ihr heiliger Schmerz nicht durch unbewußte Rohheit und nicht durch den Zwang eines jämmerlichen Romöbdienspiels entweiht wurde!

Den ganzen Tag über saß sie in ihrem Zimmer am Fenster, starrte auf den verschneiten Garten, dachte nicht an Speise und Trank und weinte unablässig.

* * *

Osterode, der am andern Morgen nur einen beunruhigend geringfügigen Rückgang der Abendtemperatur constatirt und der vom Wärter gehört hatte, daß der Kranke in der vergangenen Nacht sehr unruhig gewesen sei und sehr viel in abgebrochenen unzusammenhängenden Sätzen gesprochen habe,

fürchtete für den Verlauf des heutigen Tages das Schlimmste. Er war so verstört, daß er den erstarrend traurigen Ausdruck in Adas verhärmteten Zügen gar nicht bemerkte.

Schweigsam saßen die Ehegatten bei der Mahlzeit einander gegenüber.

Endlich sagte Ada, und wiederum in jenem leisen Tone, in dem sie früher in diesen Räumen beständig gesprochen hatte:

„Hast Du keine Nachrichten von Richard? Er hatte uns doch versprochen zu telegraphiren.“

Osterode antwortete nicht sogleich. Nach kurzem Besinnen sagte er:

„Ich habe eben eine Depesche bekommen. Er ist wohlbehalten in Paris eingetroffen und läßt Dich grüßen.“

„Danke!“ erwiderte Ada.

Weiter wurde kein Wort bei Tisch gewechselt.

Ada war empört. An ihn hatte er telegraphirt! Ein flüchtiger Gruß für sie, das war Alles, wozu er sich hatte aufraffen können! Correcfter und deutlicher zugleich hatte ihr der Bruch nicht notificirt werden können. Nur schade, daß gar so wenig Herzlichkeit dabei war. Auch in ihm hatte sie sich getäuscht! In ihm, dem Einzigen, dem sie Alles gegeben, dem bis vor kaum achtundvierzig Stunden Alles gehört hatte — ihr Vertrauen und alles Andere!

Nun wohl, auch das sollte ertragen werden! Hoffentlich auf nicht zu lange Zeit!

Osterode begab sich unmittelbar nach Tisch in Richards Wohnung. Der Wärter Red, der, als er den Professor in der Thür der Schlafstube erblickte, sich von seinem Sitze erhob, gab diesem ein Zeichen, nicht näher zu treten. Auf den Fußspitzen kam er leise in's Nebenzimmer und lehnte die Thür an.

Die Beiden traten an das entferntere Fenster.

Im Flüsterton sagte Red:

„Er ist eben ein bißchen eingeschlafen, Herr Professor. Wir wollen ihn nicht stören. Es steht sehr schlimm um ihn.“

„Wieviel Grad?“ fragte Osterode.

„Ich habe meinen Augen nicht getraut, Herr Professor. Ueber einundvierzig.“

Der Professor schlug die Hände zusammen.

„Und er ist sehr unruhig,“ fuhr der Wärter fort. „Er spricht immer von einem Schlüssel, von Briefen. Er will aus dem Bett heraus. Und er ist so schwach, daß er sich kaum aufrichten kann. Herr Professor, wir werden ihn heute kaum noch durchbringen.“

Osterode schwieg. Er ließ sich auf den Stuhl neben dem offenen Fenster nieder, beugte sich nach vorn, und die beiden Unterarme auf die Schenkel stützend, faltete er die Hände. Mit festgeschlossenen Lippen blickte er starr auf den Boden.

Der Wärter hatte sich wieder ganz leise der angelehnten Thür zum Krankenzimmer genähert und horchte.

Da hörte man von innen lallen und sprechen.

Der Wärter trat behutsam ein. Osterode erhob sich und folgte ihm.

Richard öffnete die Augen ein wenig. Er war verwundert, eine zweite männliche Gestalt zu sehen. Er lächelte. Er schien sie zu erkennen. Während er die Augen wieder schloß, fürchte er jedoch die Stirn und sagte unwirsch:

„Weg mit dem Andern! Du sollst bleiben!“

Osterode trat nun an's Bett und ergriff die glühende trockene Hand des Kranken, der jetzt wiederum lächelte und wiederum die Augen ein wenig öffnete.

„Ja, Du sollst bleiben! Weg der Andere!“

Osterode gab dem Wärter einen Wink, und dieser begab sich darauf in das Zimmer nebenan.

Richard versank abermals in einen kurzen schweren Schlaf. Osterode ließ keinen Blick von ihm. Plötzlich fuhr Richard mit einem Ruck auf und öffnete ganz weit die Augen.

„Johannes, ich muß die Briefe haben!“ rief er.

„Lege Dich ruhig hin, Richard! Beruhige Dich, mein Junge! Ich bin es, Onkel Osterode! Nicht Johannes Schlemm! Und ich bleibe nun bei Dir, bis Du wieder ganz gesund bist. Beruhige Dich nur, mein Junge! Lege Dich ruhig hin.“

„Nein!“ leuchtete Richard. „Der Onkel darf nichts wissen! Ich muß die Briefe haben! Und den Ring! Alles in den Tegeler See, damit es der Onkel nicht erfährt! Gieb mir die Briefe!“

„Sprich nicht mehr, mein Junge! Sei ruhig!“

„Da in dem Kasten steckt der Schlüssel. Hol' mir die Briefe!“

„Ich werde sie Dir gleich holen. Aber beruhige Dich nur erst.“

Richard schloß die Augen und sagte weinerlich:

„Ach Du bist's, Onkel! Du kannst es mir nie vergeben!“

Er fiel wieder auf das Kissen zurück.

„Sei nur ganz still, ich vergebe Dir Alles.“

„Nein!“ schrie jetzt Richard lebhaft. „Du kannst mir nicht vergeben! Du darfst es auch nicht erfahren! Sage Ada nichts. Die arme Ada! Ich allein bin der Schuldige! . . . Du bist nie gut zu mir gewesen, Johannes. Aber thu mir's zu Liebe! Gieb mir die Briefe! Da aus dem Kasten mit dem Schlüssel! Der Onkel darf's nicht erfahren.“

Osterode, der bisher dem Zustande des Kranken seine vollkommene Theilnahme zugewandt hatte, war während der letzten Worte, die Richard sprach, etwas nachdenklich geworden.

„Rege Dich nur nicht auf! Bleib ruhig liegen!“

Jetzt schnellte Richard wieder auf und schrie hoch und hohl:

„Ihr seid Alle Verräther! Ihr wollt die Briefe dem Onkel geben, damit er Aba tödtet! Ich bin der Schuldige! Ich hole mir die Briefe!“ Und er machte den Versuch, aus dem Bett zu springen.

Mit liebevoller Vorsicht vereitelte Osterode das wahnsinnige Beginnen.

„Ihr seid Alle Schurken!“ schrie Richard, wüthend über seine Ohnmacht. „Und Du bist immer ein Schurke gewesen, Johannes! Ja, Du, Schurke! Du bist der Einzige, der es gewußt hat! Der Onkel hat nichts geahnt, und nun sagst Du es ihm und giebst ihm die Briefe!“

Osterode hatte sich bisher lediglich um die Thatsache der Fieberphantasie gekümmert und den Inhalt der Worte kaum beachtet. Die Beharrlichkeit aber, mit der der Fiebernde auf die Briefe, auf Aba und den Onkel zurückkam, verursachte ihm ein immer wachsendes Unbehagen, das sich endlich sogar zu einer starken Beunruhigung steigerte. Es legte sich ihm eiskalt um's Herz, und er blies die Nasenflügel auf.

Richard war seit einigen Minuten wieder in den Zustand apathischer Regungslosigkeit verfallen.

Osterode betrachtete ihn, und während dieser Beobachtung nahm sein Gesicht einen schwer sorgenvollen, ja unheimlich finstern Ausdruck an. Nach einiger Zeit verrieth das Zittern der Augenlider und das Zucken um den Mund des Kranken, daß diesem das quälende Halbbewußtsein wiederkehrte. Er warf sich auf seinem Lager herum und murmelte:

„Aba muß fliehen! Ich bleibe! Ich sage dem Onkel, daß wir uns lieben! Ich selbst! Nicht Ihr Schurken! Du nicht, Johannes! Und ich hole die Briefe!“

Er schnellte wieder auf. Osterode drückte ihn behutsam und schonend auf das Lager zurück und deckte ihn zu.

„Onkel? Du bist's? Woher kommst Du denn?“ fragte Richard höchlich erstaunt. „Du willst es selbst wissen? Ich sage es Dir auch. Gieb mir nur erst die Briefe und den Ring! Das ist ein rührender Ring! Den laß mir! Der Schurke Johannes unterschlägt ihn sonst! Gieb mir die Briefe, da aus dem Kasten im Schreibtisch! Der Schlüssel steckt. Hätte ich ihn nur abgezogen!“

Er schluchzte, und während die Thränen über seine Wangen rollten, schlief er wieder ein.

Osterode sah die Thränen rinnen, und eine furchtbare Angst überfiel ihn. Jener entsetzliche Gedanke, der sich seit einigen Augenblicken in ihm regte, bemächtigte sich seiner und machte ihn erbeben. Er selbst war seiner Sinne in diesem Augenblicke kaum mächtig. Mit zitternder Hand füllte er ein Glas mit Wasser und stürzte es herunter. Der Angstschweiß stand ihm auf der Stirn.

Da schlug der Kranke die Augen wiederum auf. Jetzt erkannte er den Oheim und schien nun zu verstehen, was das zu bedeuten habe. Mit durchdringender Stimme stieß er einen freischendenden Schrei aus, der

Osterode durch Mark und Bein ging. Auch Red erschien schnell an der Thür. Osterode winkte ihm ungeduldig, bei Seite zu treten.

Richard, der in quallvollster Aufregung leuchtete, raffte mit äußerster Anspannung Alles, was ihm noch an Kräften verblieben war, zusammen und flehte:

„Vergieb Aba! Alles über mich! Da die Briefe! Hol sie mir! Die Briefe und den Ring! Ich beschwöre Dich, Onkel! Das Einzige, das Letzte, was ich bitte! Die Briefe aus dem Kasten! . . . Der Schlüssel . . .“

Und er zeigte mit schlotterndem Arm nach seinem Schreibtisch. Dann sank er wieder auf's Kissen zurück. Aber immer zeigte seine zappelnde Hand nach dem Kasten, und sein Auge, das sich in kurzen Zeiträumen öffnete und schloß, bewahrte immer denselben angstvollen stehenden Ausdruck.

Halb von dem vorsorglichen Wunsche getrieben, den Kranken, den der Inhalt jenes Kastens offenbar stark erregte, zu beruhigen, halb aber auch von der Gier erfüllt, einen schauerlichen Verdacht, den er auszudenken sich scheute, von sich abzuschütteln, erhob sich Osterode und trat langsam an den Schreibtisch heran. Red stand am offenen Fenster mit abgewandtem Gesicht und blickte auf die Straße hinaus, auf der ein mit Eisenstienen beladener Wagen langsam und sehr geräuschvoll daher gerollt kam.

Osterode drehte den Schlüssel und zog den Kasten auf. Beim ersten Blick erstarrte er. Seine Finger krümmten sich, und wie mit den Krallen eines Raubthiers griff er nach den Briefen und führte sie ruckweise vor seine Augen.

Er las nur drei, vier Worte. Es war genug, übergenug.

Er zerknitterte sie hastig und steckte sie ein.

Da war noch ein Kästchen. Ihr Ring! Ihr Bild! Ihr Ring — sie hatte ihm vorgelogen, daß sie ihn verloren habe. Da lag er!

Der Boden schwankte ihm unter den Füßen, es schwindelte ihn, er hielt sich fest. Das Zimmer drehte sich. Er sah Alles verschwommen, kornblumenblau, dazwischen ein feuriges Meer. Ihm war, als hätte er einen Schlag mit einer Art auf den Kopf bekommen. Er war völlig stumpf geworden.

Die Entdeckung der ungeheuren Schande, des unglaublichen Betrugs, verübt von ihm, dem Einzigen, den er geliebt! Er hatte keine Befinnung mehr, nur ein dumpfes Empfinden rasender Wuth, unermesslichen Zornes.

Und da drinnen lag der Verräther, der Dube, den er tödten mußte!

Und jetzt stand Osterode wieder vor dem Lager des Fiebernden, und er beugte sich über ihn so nahe, daß sie sich fast berührten, und das dumpfe Keuchen und das heiße Athmen aus der Brust der beiden Kranken verschwiferte sich. Sie waren Kopf an Kopf. Er hatte den Kranken an beiden Schultern gepackt, und er röchelte mit schnaubenden Nüstern:

„Das hast Du mir gethan! Du! Du! Du!“

Und er schüttelte den Unglücklichen dreiz, viermal.

Widerstandlos folgte der schwache Körper der gewaltthätigen Bewegung. Richards Auge öffnete sich noch einmal, und mit verglastem Blick sah es in das geröthete fürchterliche Auge des Oheims. Dann fiel es zu. Und der Kopf sank haltlos nach hinten, etwas auf die Seite, und bei dem letzten Ruck fiel der Kopf schwer nach vorn.

Osterode sah das. Unwillkürlich löste er die Klammern, die die Schultern des Kranken festhielten, und da fiel der Körper leblos auf's Lager zurück.

Osterode war entsetzt. Er hielt den Athem an, blieb einen Augenblick unbeweglich und horchte auf. Er hörte leuchtende Laute. Der Ton kam aus seiner eigenen Brust. Der Mund des Andern blieb stumm.

Er warf die Decke ab, riß das Hemd auf und legte das Ohr auf's Herz. Alles stumm. Die eingesunkene Brust hob sich nicht mehr. Das Leben war entflohen.

Osterode stieß einen furchtbaren Schrei aus. Neck, der noch immer am offenen Fenster stand und bei dem gewöhnlichen Straßenlärm und dem Rasseln des mit Schienen beladenen Wagens, der jetzt gerade beim Hause vorüberfuhr, von den Vorgängen bis dahin nichts gehört hatte, sprang dem Professor, der wie ein Wahnsinniger aus der Schlafstube stürzte, zur Seite.

„Was ist geschehen, Herr Professor?“

„Ich habe ihn gemordet!“ schrie der Professor wie ein Rasender. „Lassen Sie mich! Lassen Sie mich nicht an! Sonst schlage ich Sie todt! Ich schlage Alles todt, was mir in den Weg tritt!“

Er suchte nach seinem Hute.

„Ihn zuerst und jetzt sie!“ sagte er, während er den Hut aufstülpte, und er stürmte davon.

Neck zog die Schultern in die Höhe und trat langsam in die kleine Stube, in der der Todte ruhte.

* * *

Wie Osterode in einer Droschke den Weg von Richards Wohnung nach seinem Hause zurücklegte, das kam ihm selbst nicht zum Bewußtsein. Er hatte besinnungslos das Zweckmäßige gethan, hatte die nächste Droschke genommen, bezahlt, die richtige Adresse angegeben; aber er wußte von alledem nichts. Er achtete nicht auf den Weg, er wußte nicht, ob es lange dauerte oder nicht, er wußte nicht einmal, wo er sich befand.

Schande! Schande! Schande!

Das war das Ungeheuerliche, das sich auf ihn gewälzt hatte, das mit ihm rang, das ihn bewältigte. Er hatte nicht gewußt, was es war. Es war für ihn bis zu diesem Augenblicke ein leerer Begriff gewesen.

Nun hatte dieses Wort seinen graufigen Inhalt bekommen. Es erdroffelte ihn. Ja, es schnürte ihm die Kehle zusammen, und er würgte. Ihm wurde übel, und es flimmerte ihm vor den Augen. Der Schnee färbte sich blutig roth, dann wieder hellgrün. Und dann wieder ein Feuermeer.

Er legte sich keine Rechenschaft davon ab, was er zu thun hatte. Er wußte nur, daß er hastig zum Ziele kommen müsse. Und als die Droschke hielt, sprang er mit einem Satz hinaus und riß gewaltig an dem eisernen Klingelzuge. So schnell die Thür auch geöffnet wurde, es war doch viel zu langsam.

Er stürzte an seinem Diener vorbei, der ihm ganz erstaunt nachblickte. Und auch Dr. Schlemm, der durch das ungewöhnlich starke Schellen aufmerksam geworden war, stand von seinem Arbeitstisch auf und sah in höchstem Erstaunen den Professor über den Vorhof rasen und die Hausthür aufreißen. Athemlos war dieser die Treppe hinaufgestürzt. Und nun stand er keuchend auf der Schwelle des Wohnzimmers.

Aba fuhr aus ihren trübseligen Träumereien entsetzt auf, als sie ihn da erblickte. Er stand noch immer auf der Schwelle. Er hatte die Beine und Arme gespreizt und berührte mit den Füßen und Händen die Pfosten. Er hatte die Stellung eines gekreuzigten Märtyrers. Seine Augen blickten scheel, seine blauen Lippen bebten. Er wußte nicht, was er da wollte. Er hatte nur das dunkle Gefühl, sie dürfe ihm nicht entinnen, und er selbst müsse die Thür bewachen.

Aba war entsetzt. Mit einem Blick hatte sie die volle Wahrheit erkannt. Sie wußte Alles. Ihre Kniee schlotterten. Todesangst marterte sie. Nach einem Augenblick fürchterlichen Schweigens, während dessen Osterode wie festgenagelt auf der Schwelle stehen geblieben war, stieß er rauh und heiser die Worte hervor:

„Du Ehrlose! Du Dirne! Schande hast Du über mich gebracht! Schande!“

In wildem Schrecken sprang Aba jetzt zurück und duckte sich hinter einen hohen Lehnstuhl.

„Verstecken willst Du Dich, Du Memme? Aber bei Gott, Du sollst mir nicht entweichen! Und ich tödte Dich, wie ich ihn getödtet habe! Den undankbaren Buben!“

Und nun fiel sein Blick auf den Kasten, in dem in einem lebernen Futteral wohlverwahrt jener Revolver lag, den er zur Beschwichtigung der angstvollen Anwandlungen Abas auf seinem alten Plaze gelassen hatte. Er stürzte auf den Tisch zu und riß den Kasten auf.

Aba sprang auf, und einen hohen Schrei des Entsetzens ausstoßend, lief sie an ihm vorüber und gewann die Treppe. Jetzt hatte Osterode das Futteral abgestreift, und den Revolver in der Hand folgte er in wahnsinniger Wuth. Sie rannte durch die Hausthür, die Osterode nicht wieder verschlossen hatte. Da fiel ein erster Schuß. Die Kugel drang in den Pfosten.

„Hülfe! Hülfe!“ schrie Ada, die jetzt auf dem Vorhofe angelangt war. Ein zweiter Schuß, der sein Ziel verfehlte.

Ada rüttelte an der kleinen Thür. Sie war verschlossen. Ada wagte nicht, sich umzusehen, aber sie hörte hinter sich den rasenden Verfolger, und kein Entrinnen.

Ein eingefriedigter Raum, eine Mauer, eine verschlossene Thür — kein Entrinnen!

„Hülfe,“ schrie sie noch einmal.

Der Diener aus Ostpreußen, durch den Ruf alarmirt, stürzte in diesem Augenblicke aus dem Hause. Gleichzeitig öffnete sich die Thür des Laboratoriums, und die stämmige Gestalt des Dr. Schlemm trat dem Besinnungslosen in den Weg. Da hob Osterode, durch den unerwarteten Widerstand noch rasender gemacht, den Revolver zum dritten Mal, und noch ehe es Schlemm möglich gewesen war, den Wüthenden zu halten, krachte der dritte Schuß, und mit leichtem Aufschrei brach Ada an der kleinen Mauerthür, an der sie vergeblich gerüttelt hatte, zusammen.

Der Diener und Schlemm hatten Osterode gepackt, zu Boden geworfen und ihm den Revolver entzogen. Es war kein Leichtes gewesen, denn Osterode, dem der Zorn die Kräfte eines Riesen gegeben hatte, schlug wüthend um sich. Aber nun, da er am Boden lag, wurde er ruhig.

„Halten Sie ihn fest!“ sagte Schlemm. „Er ist tobsüchtig! Halten Sie ihn fest! Ich will nach der Andern sehen.“

Schlemm begab sich zu Ada. Er kniete neben ihr nieder. Sie athmete noch. Die Kugel war durch das Schulterblatt eingebracht. Der Blutverlust war ein geringer. Nur einige wenige rothe Tropfen auf dem frischen Schnee.

„Wir brauchen schleunige Hülfe!“ rief Schlemm.

Auf der Straße vor der Mauer hatte sich schnell eine dichte Menschenmasse aufgestaut, und die Fenster der gegenüberliegenden Häuser waren dicht besetzt. Man hörte im Vorhofe das Rumoren einer unruhigen Menge. Auf einmal wurde das Brausen stärker, und dann trat vollkommene Stille ein. Es wurde an der Klingel gezogen.

„Wer ist da?“ fragte Schlemm.

„Öffnen Sie! Die Polizei!“

„Gott sei Dank!“

Er ließ sich vom Diener den Schlüssel reichen und öffnete sogleich. Es traten zwei Schußleute ein.

„Ein Glück, daß Sie kommen! Aber wir brauchen noch mehr. Professor Osterode hat in einem Anfall von Tobsucht auf seine Frau geschossen. Die Verwundete, deren Wunde ich hier nicht untersuchen kann, muß sogleich in's Haus geschafft werden. Der Professor muß unter starker Bewachung irgendwo sicher untergebracht werden.“

Einer der Schußleute ging sogleich wieder ab, um die erforderlichen

Hülfsmannschaften herbeizuholen. Der andere blieb zu Schlemms Verfügung am Orte der That. Und die Beiden, unterstützt vom Kammermädchen und der Köchin, die auch herzugekommen waren, trugen die besinnungslose Ida in das Haus. Franz blieb bei seinem Herrn, der inzwischen aufgestanden war, und dessen Arm er in den seinigen gelegt hatte.

Osterode sah, ohne ein Zeichen besonderer Theilnahme von sich zu geben, das graufige Schauspiel an sich vorüberziehen, wie die Vier langsam und unbeholfen ein ohnmächtiges, vielleicht schon lebloses Weib über den Vorhof schleppten, im frischen Schnee tiefe schlürfende Spuren zurücklassend.

Als das Knäuel Menschen in der Hausthür verschwunden war, sagte Osterode zu seinem Diener:

„Du darfst ganz unbesorgt sein, Franz! Ich bin wieder ruhig geworden. Ich mache keinen Fluchtversuch. Aber mich friert hier. Bring mich in's Laboratorium. Da wollen wir auf die Anderen warten.“

„Ja, ich weiß nicht, Herr Professor, ob ich darf.“

„Du darfst, Franz! Du darfst es ruhig thun! Ich werde Dir keine Ungelegenheiten bereiten. Du kennst mich ja lange genug.“

„Jawohl, Herr Professor.“

Die Beiden traten in das Laboratorium ein. Osterode ließ einen Stuhl an den Ofen rücken und setzte sich darauf. Franz stand hinter ihm. Osterode zitterte heftig. Mit der Spitze seines Stiefels hob er den Riegel der kleinen eisernen Ofenthür und öffnete diese. Die ausströmende Hitze that ihm wohl. Er blickte unablässig in die Gluth. Er fühlte eine Mattigkeit zum Umsinken. Er betastete seine Taschen. Da waren die zerknitterten Briefe, und da auch die kleine Schachtel. Er wollte die Briefe lesen. Aber nein! Wozu? Er wußte ja genug. Und er warf die fünf, sechs beschriebenen Blätter in's Feuer. Sie verzehrten sich ungewöhnlich langsam. Helle hohe Flammen loderten zuerst an den Seiten auf. Die Blätter krümmten sich, dann schwärzten sich die Ränder, aber noch immer konnte man die Schrift sehr wohl lesen, bis sie endlich zu verkohlten, schwarzen, dünnen, verschrumpelten und aufgerollten Blättchen wurden, wie die Blätter der La France-Rose, und von dem Geschriebenen keine Spur mehr übrig blieb. In der Gluth wurden die schwarzen kohlenenden Blättchen allmählich grauer und zerfielen. Osterode betrachtete das Alles sehr aufmerksam, als ob er es zum ersten Mal gesehen hätte.

Ida war in ihr Zimmer gebracht, von den beiden Frauen entkleidet und auf ihr Bett gelegt worden. Sie hatte die Besinnung nicht wiedergefunden. Dr. Schlemm hatte die Wunde aufmerksam durchsucht. Ein abschließendes Urtheil hatte er noch nicht gewinnen können. Er mußte indeß annehmen, daß die Kugel, die er aus dem Körper zu entfernen bisher nicht vermocht hatte, edlere Theile, namentlich die Spitze des linken Lungenflügels verletzt habe. Er fürchtete also den tödtlichen Ausgang, wenn er auch noch nicht alle Hoffnungen aufgegeben hatte. In diesem Sinne

sprach er sich auch dem Polizeileutnant gegenüber aus, der inzwischen mit den erforderlichen Mannschaften eingetroffen war und zunächst für die Säuberung der Straße Sorge getragen hatte.

Schlemm erklärte, daß er schon seit geraumer Zeit bei dem Professor eine hochgradige Nervosität beobachtet und namentlich in den letzten zwei Tagen eine sehr starke Veränderung, gesteigerte Unruhe und Gereiztheit wahrgenommen habe. Für ihn unterliege es keinem Zweifel, daß in Professor Osterode der Wahnsinn ausgebrochen sei, und daß er in einem Anfall von Tobsucht das Verbrechen begangen habe. Schlemm sprach sich ferner dahin aus, daß er das Verhältniß der Ehegatten zueinander sehr genau gekannt und niemals irgend etwas gesehen oder gehört habe, das sich mit der jetzt eingetretenen Katastrophe in Zusammenhang bringen ließe. Der Professor sei ein stiller, ruhiger, unablässig fleißiger Wissenschaftler, und die Handlung, deren er sich schuldig gemacht, sei bei ihm nur durch die Umnachtung seiner Verstandeskräfte zu erklären. Er befürworte es daher auf das Dringlichste, daß Professor Osterode sofort einer strengen ärztlichen Beobachtung unterstellt werde, denn er sei nicht für das Gefängniß, sondern für das Irrenhaus reif. Die Möglichkeit, daß sich der Tobsuchtsanfall in kurzer Zeit wiederhole, sei durchaus nicht ausgeschlossen. Aber wenn dieser auch isolirt bliebe, so würde das an seiner wissenschaftlichen Ueberzeugung nichts ändern.

Infolge dieser Begutachtung wurde Osterode, dem man seinen Diener Franz belassen hatte, von diesem und zwei Schutzleuten begleitet, bei einbrechender Dunkelheit in einer Droschke nach der Heilanstalt für Gemüthsfranke gebracht, deren dirigirender Arzt er bisher gewesen war. Das gesammte Personal der Anstalt, die Aerzte, die Wärter und die Beamten, waren von dem tragischen Ereignisse tief erschüttert.

Alba hauchte in den Abendstunden ihr Leben aus, ohne die Befinnung wiedererlangt zu haben.

* * *

Die Vorgänge fanden in der Oeffentlichkeit folgende Darstellung, die am andern Morgen in allen Blättern zu lesen war:

„Ein tragisches Ereigniß hat alle Kreise unserer Stadt in schmerzliche Aufregung versetzt. Professor Dr. Alexander Osterode, der dirigirende Arzt unserer Hauptheilanstalt für Nervenleidende, der auf dem Gebiete der Psychiatrie eine der ausgezeichnetsten Stellungen einnimmt, hat in einem Anfälle von Tobsucht seine junge und amnuthige Frau Alba, geborene Buchner, mit der er in zehnjähriger glücklicher Ehe in ungestörter Eintracht gelebt hatte, getödtet. Die dem unglücklichen Gelehrten nahestehenden Freunde und Berufsgenossen, namentlich sein Mitarbeiter an einer größeren wissenschaftlichen Arbeit, mit der Professor Osterode in den letzten Monaten unablässig sich beschäftigte, Dr. med.

Johannes Schlemm, hatten während der letzten Wochen eine auffällige Veränderung an ihm wahrgenommen. Der sonst so ruhige und klare Mann war merkwürdig nervös und unstät geworden, dabei sehr zerstreut und vergeßlich. Während dieser Zeit hatte er zwar noch immer sehr viel gearbeitet, aber das Resultat dieser Arbeit war ein völlig ungenügendes. Sein viel jüngerer Mitarbeiter mußte den Professor wiederholt auf die stärksten Versehen, eine vollkommene Unzulässigkeit in der Kühnheit verwegener Folgerungen und auf völlig laienhafte Uebertreibungen aufmerksam machen. Und schon bei diesen wissenschaftlichen Controversen zeigte sich eine krankhafte Reizbarkeit.

„Wenn dieser Zustand auch berechtigte Bedenken hervorrufen mußte, so war er doch keineswegs dazu angethan, auf einen so jähen und verhängnißvollen Ausgang, wie er ihn jetzt genommen hat, schließen zu lassen. Diese völlig unerwartete und plötzliche Verschlimmerung hat ihre unmittelbare Ursache außer den allgemeinen Krankheitserscheinungen augenscheinlich in einer sehr starken psychischen Erregung, die durch den Schmerz um den Tod eines heißgeliebten Verwandten hervorgerufen worden ist.

„Der Neffe des Unglücklichen, Herr Richard Willern, der hier am Kammergericht als Referendar beschäftigt war, ein aufgeweckter, hoffnungsreicher junger Mann, dem Professor Osterode sein ganzes Herz geschenkt hatte, und der im Hause seines Oheims wie ein Kind des Hauses verkehrte, erkrankte vor wenigen Tagen an einem heftigen nervösen Fieber. Professor Osterode pflegte seinen lieben Anverwandten mit treuester Hingabe. Er weilte Tag und Nacht am Bett des Kranken und versäumte alle anderen Pflichten, die sein Beruf ihm auferlegte. Zu seinem tiefsten Kummer, den er vor aller Welt verbarg, mußte er wahrnehmen, wie das junge Leben grausam zerstört wurde, und wie alle Kunst des Arztes hier vergeblich sei. Vorgestern Nachmittag gegen fünf Uhr starb Richard Willern in Gegenwart seines treuen ärztlichen Pflegers und Verwandten.

„Dieser Tod machte auf Professor Osterode einen erschütternden Eindruck. Es hat durch das Zeugniß des Krankenwärters Red festgestellt werden können, daß in diesem Augenblicke der Wahnsinn in ihm ausgebrochen ist. Er, der den kranken jungen Mann mit äußerster Liebe und Schonung gepflegt und ihm noch wenige Augenblicke vor dessen Tode die zärtlichsten Worte des Trostes und der Beruhigung zugeprochen hatte, schrie auf einmal wild auf und erklärte, er habe seinen Neffen ermordet. Er bedrohte auch den hinzuspringenden Wärter mit dem Tode und stürzte davon. Er eilte in seine Wohnung, ergriff einen Revolver, den er seit langer Zeit stets handbereit hatte, und feuerte auf seine Gattin zuerst im Hause selbst den ersten Schuß ab. Die entsetzte Frau flüchtete auf den Vorhof. Der Rasende folgte ihr und gab noch

zwei Schüsse ab, bevor es den durch den Hülseneruf und die Schüsse aufgeschreckten Mitbewohnern des Hauses, dem Diener und dem Assistenzarzt Dr. Schlemm, der im Laboratorium arbeitete, gelingen konnte, den Rasenden zu überwältigen. Der letzte Schuß traf die unglückliche Frau in den Rücken, zertrümmerte das Schulterblatt, drang in die Lunge ein und verursachte eine innere Verblutung, deren Folgen Frau Ida Osterode in der zehnten Abendstunde erlegen ist.

„Professor Osterode wollte offenbar noch Hand an sich legen. Dieses unselige Vorhaben konnte indessen durch die Genannten, Dr. Schlemm und den Diener, rechtzeitig vereitelt werden. Professor Osterode ist der Irrenanstalt übergeben worden und ist Gegenstand der aufmerksamsten ärztlichen Untersuchung.

„Die Sachverständigen haben schon jetzt nach den klar vorliegenden Thatfachen ihr Gutachten dahin abgeben dürfen, daß der Staatsanwaltschaft wohl die Mühe erspart bleiben wird, sich mit der überaus traurigen Angelegenheit weiter zu befassen. Das unselige Opfer, Frau Ida Osterode, und der an demselben Tage an typhösem Nervenfieber verschiedene Herr Richard Willern werden morgen von der Leichenhalle des Kirchhofs der Dorotheen-Gemeinde bestattet werden. Die telegraphisch herbeigerufenen Anverwandten, die Mutter des Herrn Willern und die Eltern der jungen Frau, glaubten den Wünschen des geistig Umnachteten und nicht mehr Dispositionsfähigen liebevoll dadurch zu entsprechen, daß sie die sterblichen Ueberreste der Beiden, die er am meisten geliebt hat, nebeneinander betten.

„Die Wissenschaft hat in Professor Osterode eine bedeutende Kraft verloren. Aber dieser Verlust ist allerdings älter, als das tragische Ereigniß, über das wir hier berichtet haben. Die grundlegende wissenschaftliche Arbeit Osterodes ist bereits vor zehn Jahren abgeschlossen, und die Herausgabe seines unvollendet gebliebenen Werkes würde dem Gelehrten vielleicht eine starke Enttäuschung bereitet haben. Die Spuren der Verwirrenheit sind hier schon deutlich wahrzunehmen, und vom Standpunkte der Wissenschaft ist es nicht zu beklagen, daß dieses Werk nicht zum Drucke gelangt. Durch das hervorragende Werk 'Ueber die mechanischen Störungen des Gehirns' hat Professor Osterode dafür gesorgt, daß sein Name auf dem Gebiete der psychiatrischen Forschung als erste Autorität gefeiert und dauernd in Ehren bleiben wird.“

Der Verfasser dieses Aufsatzes war Dr. Johannes Schlemm.

* * *

Osterode erkrankte in den nächsten Tagen infolge der furchtbaren Erregungen sehr bedenklich. Er wußte ganz gut, wo er war. Er wußte, daß man ihn für verrückt hielt. Er verstand die Fragen, die an ihn gestellt wurden. Er mußte lächeln, daß man ihn für wahnsinnig halten konnte.

Aber dann fragte er sich: Folgt aus dem Umstande, daß ich vollkommen klaren Sinnes zu sein glaube, folgt daraus, daß ich objectiv wirklich vollkommen klar bin? Ich habe den unwillkürlichen Gang, meine Collegen in ihrer Auffassung, daß ich geistesgestört sei, zu unterstützen. Dabei bin ich doch ehrlich. Ist nun diese Fähigkeit des Simulirens oder diese Lust am Simuliren nicht selbst schon etwas Krankhaftes? Und wenn ich mir vergegenwärtige, was da geschehen ist! Habe ich Richard getödtet, oder ist er unter dem zufälligen Druck meiner Hände am Fieber gestorben? Ich weiß es nicht. Und was dann geschehen ist, ich weiß es erst recht nicht. Ich sah immer Flammen. Und ich hätte sie nicht getödtet, wenn sie sich nicht versteckt hätte. Das hat mich rasend gemacht — rasend, wie man so zu jagen pflegt, oder wirklich rasend im wissenschaftlichen Sinne? Und daß ich's überlebe, daß sich der Schmerz um Richard so schnell abgestumpft hat, daß ich um sie so wenig trauere — ist das nicht auch krankhaft? Ich glaube, hier sind Kranke, die weniger krank sind als ich. Ich muß mich allmählich beruhigen, wieder festigen. Jetzt fühle ich mich noch viel zu schwach und bin viel zu feige, um in's Leben wieder hineinzutreten. Hier ist mir jetzt am wohlsten. Die Briefe sind verbrannt, das weiß ich genau. Das Geheimniß ist niemals über meine Lippen gekommen, und es wird mit mir begraben werden. Und bei allem Unglück ist mir doch das Schlimmste erspart geblieben: die Schande. Richard ist todt. Ich habe ihm vergeben und der Andern auch. Jetzt will ich mich nur ruhig sammeln, und wenn ich mich stark genug fühle, nun, dann mag die Arbeit auf's Neue beginnen.

Osterode war gegen seine Umgebung ziemlich theilnahmlos geworden. Er sprach fast gar nicht. Er war nicht im Stande, sich viel zu beschäftigen. Er las nur ganz leichte Lectüre. Im Register der Anstalt war er aufgeführt unter den Fällen der tiefen Schwermuth.

* *

Etwa zwei Jahre später erschien ein Werk, das in der medicinischen Literatur das größte Aufsehen machte: „Sinnesstäuschungen, von Dr. Johannes Schlemm“. Im Vorworte erzählte der Verfasser, daß er zu diesem Werke angeregt worden sei durch seinen unglücklichen Lehrer Professor Osterode, der über den Gegenstand, den er nunmehr in strenger wissenschaftlicher Sichtung als das Ergebnis jahrelanger Studien der Oeffentlichkeit vorlege, ebenfalls sehr viel geschrieben und ihm einen Wust von Manuscripten zurückgelassen habe. In diesen sei allerdings fast Alles unbrauchbar gewesen, aber immerhin hätten sich unter der Spreu einige Körnchen echten Goldes vorgefunden, und dafür wolle er seinem erkrankten Freunde und Lehrer dankbar die Hand schütteln. Außer der Anregung und einigen wenigen, wenn auch durchaus nicht werthlosen Einzelheiten, die er ausschließlich dem Verdienste Osterodes zuzuschreiben habe, dürfe er das ganze Werk in seiner

Anlage, in seinen einzelnen Untersuchungen, in seinen Voraussetzungen und Schlußfolgerungen als sein alleiniges geistiges Eigenthum in Anspruch nehmen. Möge es nun gut oder schlecht sein — er halte es für seine Pflicht, den Namen Osterodes, den er bei diesem Anlaß habe nennen müssen, von der Verantwortlichkeit für das Buch freizusprechen.

Inzwischen hatte sich der Zustand Osterodes nach der Ansicht seiner Aerzte derart gebessert, daß man seinem Antrag auf Entlassung kaum noch etwas entgegenstellen konnte. Er durfte sich schon seit langer Zeit frei bewegen. Seine Lectüre wurde nicht mehr überwacht. Man ließ ihn auch ungestört arbeiten.

Durch eine Zeitungsnotiz erhielt er Kenntniß von dem Erscheinen des Buches. Er ließ es sich durch seinen Diener anschaffen. Er las das heuchlerische Vorwort. Er durchblätterte das Werk. Es war von Anfang bis zu Ende seine eigene Arbeit, und nur die wenigen durchaus unerheblichen Schlußcapitel, die einfach die Bilanz des Ganzen zogen, waren von Schlemm hinzugefügt.

Wenn er gegen dieses Plagiat öffentlich aufträte, würde die Welt ihm glauben? Würde man in einem solchen Proteste, dem die geistige Erregung über die erlittene Verraubung sicherlich auch einen leidenschaftlichen Ausdruck gegeben haben würde, nicht den offenkundigen Beweis des Fortbestehens seiner geistigen Störung erblicken? Man hatte ihm seine Ehre als Mann gestohlen, nun stahl man ihm seine Ehre als Wissenschaftler! Er ergab sich auch darein, wenn auch nicht ohne heftigen Kampf.

Er wurde so erregt, daß seine Entlassung, die schon angeordnet war, auf seinen eigenen Antrag gestundet wurde. Von der Ursache der Erregung sprach er mit Niemand. Er blieb noch ein volles Jahr in der Anstalt.

Im März 1869 hatte man ihn dorthin gebracht, im Frühjahr 1872 zog er in sein altes, großes, einsames Haus wieder ein. All die gewaltigen Vorgänge, die sich in jenen bedeutungsvollsten Jahren unserer Geschichte ereignet hatten, berührten ihn nur wenig. Er wußte kaum, daß inzwischen ein deutsches Reich mit einem Kaiser an der Spitze entstanden war. Das Laboratorium war geschlossen. Er arbeitete regelmäßig in den beiden Zimmern des ersten Stockes an einem großen, mehr philosophischen als medicinischen Werke über Simulation. Er las sehr viel und sprach fast gar nicht. Mit der Außenwelt verkehrte er überhaupt nicht mehr. Er hatte Angst davor, dem Dr. Johannes Schlemm zu begegnen. Er wußte nicht, wie er sich diesem gegenüber stellen solle.

Die Besorgniß war unbegründet. Professor Dr. Schlemm war auf Grund seines bahnbrechenden Werkes über Sinnesstörungen als ordentlicher Professor an eine erste Universität Süddeutschlands berufen worden.

Osterode blieb den ganzen Tag über auf seinem Zimmer. Mitunter machte er einen kleinen Rundgang von wenigen Minuten durch den ver-

wilderten Garten. Allabendlich aber kurz nach Sonnenuntergang unternahm er seinen größeren Spaziergang.

So hatte er es jahrelang gehalten. Die Nachbarn nannten ihn den „verrückten Professor“.

Die einzigen Leute, die außer den Hausgenossen das Wort an ihn richteten, waren die beiden Pförtner der Kirchhöfe, die ihn allabendlich am Ein- und Ausgange erwarteten und regelmäßig ihr kleines Trinkgeld erhielten.

* * *

An einem sehr kalten Januarabend dieses Jahres wartete der Pförtner am Ausgang des Charité-Kirchhofs ungewöhnlich lange. Der Professor hatte sich jedenfalls verspätet. Es war schon ganz dunkel geworden, und die trockene Kälte war um so unangenehmer, als ein eisiger Wind aus Osten blies. Vergeblich trabte der Pförtner vor der Gitterthür in kleinen Schritten auf und ab und suchte sich durch kräftige Bewegungen mit den Armen, indem er weit ausholend diese über der Brust zusammenschlug, zu erwärmen. Der sonst so pünktliche Professor ließ sich heut nicht blicken. Der Alte wartete noch eine halbe Stunde. Dann suchte er grummelnd seine warme Stube auf.

Am andern Morgen traf er mit seinem Kollegen vom andern Kirchhof zusammen.

„Der Professor ist ja gestern nicht gekommen.“

„Doch! Wie immer, als es schummerig wurde, kurz nach vier.“

„Und ich habe bis nach sechs Uhr dagestanden. Das ist doch merkwürdig.“

„Und er ist nicht hinausgegangen?“

„Nein.“

„Das ist allerdings merkwürdig. Dann muß er ja noch hier sein.“

„Wir wollen uns jedenfalls nach ihm umsehen. Es könnte ja was passiert sein.“

„Es wird doch nicht!“

Und die Beiden machten sich auf den Weg. Aufmerksam spähend schritten sie erst auf den großen und dann auf den kleinen Wegen daher.

Als sie den kleinen Kirchhof der Dorotheenstädtischen Gemeinde langsam durchsuchten, sahen sie gleichzeitig auf einem Grabhügel eine schwarze Gestalt zusammengehockt.

„Der Professor!“ sagte der Eine leise. „Er ist eingeschlafen.“

Vorsichtig nahten sie dem Grabe. Der Professor, der wie sein Diener später befundete, sich schon in den letzten Tagen sehr schwach gefühlt hatte, hatte entweder eine plötzliche Anwandlung von Schwäche verspürt, oder er war zu müde gewesen, um den Weg fortzusetzen. Kurz und gut, er hatte sich auf einen der kleinen Grabhügel gesetzt. Vielleicht war er da

eingeschlafen. Ein Herzschlag hatte seinem Leben ein schnelles und schmerzloses Ende gemacht. Er hatte die Füße weit von sich gestreckt. Sein Oberkörper war nach der linken Seite hin gesunken, und der Hut war ihm vom Kopf gefallen.

Der Grabhügel, auf dem die Leiche gefunden wurde, sowie der danebenliegende, thaten sich durch besondere Pflege hervor. Auf dem Stein des einen standen die Worte:

Richard Willern
geboren am 12. Januar 1844 zu Tilsit
gestorben am 13. März 1869 zu Berlin.

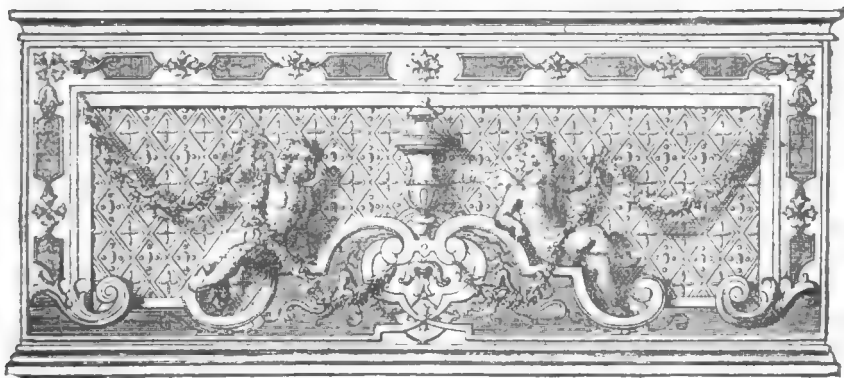
Auf dem Hügel daneben war zu lesen:

Ada Osterode, geb. Buchner
geboren am 5. Juli 1839 zu Königsberg i. Pr.
gestorben am 13. März 1869 zu Berlin.

Und nebenan ist noch ein Platz frei, und der Stein, den die Anverwandten bestellt haben, wird die Aufschrift tragen:

Alexander Osterode
geboren am 5. September 1819 zu Danzig.
gestorben am 9. Januar 1889 zu Berlin.





Fritz Schaper.
 Ein Künstler-Lebensbild
 von
Georg Voss.
 — Berlin. —

Der eigentliche Ruhm der Berliner Künstlerschule ist seit den Zeiten der ersten Regungen eines eigenen künstlerischen Lebens in der preussischen Hauptstadt, also seit dem Wirken Andreas Schlüters, die Bildhauerkunst geblieben. In der Bildhauerkunst hat Berlin allen älteren deutschen Kunststädten voran die führende Stellung in Deutschland gewonnen. Der Gang dieser Entwicklung ist für Berlin in hohem Grade charakteristisch. Die Blüthe der Berliner Bildhauerkunst ist nicht, wie in den Kunststädten des klassischen Alterthums, des Mittelalters und der Renaissance, das Ergebnis einer frei aus eigenem Antriebe schaffenden Künstlerphantasie, welche die Kunstwerke nur um ihrer Schönheit willen schafft. Die Denkmäler, welche Schlüter, Schadow und Rauch geschaffen haben, sind vor Allem die Denkmäler des nationalen Stolzes, der, um seine Herrscher und Helden zu feiern, zum Meißel greift. Erst in den letzten beiden Jahrzehnten ist dies anders geworden. Erst seitdem ist die Berliner Plastik aus ihren ehemaligen Grenzen herausgetreten und zur freien Kunst geworden. Der Gang dieser Entwicklung tritt klar in dem Schaffen fast jedes einzelnen Meisters dieser Zeit hervor. Unter ihnen ist Schaper durch die öffentliche Bedeutung und durch die große Anzahl seiner Werke einer der wichtigsten von Allen.

Fritz Schaper wurde am 31. Juli 1841 in dem Städtchen Alsleben an der Saale geboren. Der Vater war Prediger daselbst. Die Familie wohnte in dem schlichten anhaltinischen Schloß, das dort in einem großen Park in dem malerisch anziehenden Hügellande von einem Mitgliede des

Anhalt-Deßauischen Fürstenhauses gegen Ende des vorigen Jahrhunderts zu ländlichem Aufenthalt erbaut war. Doch die frohen Kinderjahre, welche Schaper hier verlebt hat, sollten bald ein Ende nehmen. Als sechsjähriger Knabe verlor er den Vater. Die Mutter, welche mit sieben Kindern in der hilflosesten Lage zurück geblieben war, mußte das Schloß verlassen. Die Familie zog nach Halle, vornehmlich damit die Kinder dort die Schulen besuchen konnten. Doch bereits nach zwei Jahren sollte den Kindern auch die Mutter entrisen werden. Sie wurde von der Cholera hinweggerafft, und mit einem Male standen die sieben armen Waisen allein in der Welt. In dieser Zeit der bittersten Noth nahm sich Graf Kielmannsegg des armen Knaben an, ließ ihn erst ein Jahr hindurch auf seinem in der Nähe von Halle belegenen Landsitz unterrichten und brachte ihn dann auf die Realschule nach Halle. Während der Schuljahre entwickelte sich die bereits im ersten Kindesalter hervorgetretene Neigung zu zeichnen, zu malen und zu schnitzen immer stärker.

In seinen Freistunden saß der Knabe auf dem Markte oder in den alten Straßen der Stadt, um die aus Sandstein gemeißelten Erker und Portale aus der Renaissancezeit zu zeichnen; oder er wanderte hinaus auf den Jägerberg zu den malerischen Ruinen der Moritzburg. Auch hier waren es vor Allem architektonische Ornamente, welche ihn fesselten. Von Statuen auf öffentlichen Plätzen besaß Halle damals nur den biedernden Roland am Rothen Thurm. Der ungeschlachte Riese ist auf die künstlerische Phantasie des Knaben glücklicherweise ohne Einfluß geblieben.

Rauch's Denkmal des Pädagogen Franke stand allerdings bereits seit 1829 auf dem Hofe des Franke'schen Waisenhauses. Doch wie Wenige sahen dasselbe auf seinem stillen abgelegenen Plage! Rauch hatte das Monument nach dem Wunsche der städtischen Verwaltung für einen der großen öffentlichen Plätze der Stadt bestimmt, damit das Standbild des Mannes, der in Halle so Ebles geschaffen hatte, zum ganzen Volke sprechen sollte. Doch der König Friedrich Wilhelm III. verbot die öffentliche Aufstellung der Statue. Die Verherrlichung durch ein öffentliches Standbild war in Preußen noch das ausschließliche Vorrecht militärischen Ruhmes; Männern, welche die Aufgaben ihres Lebens in den Werken des Friedens gefunden haben, wurde dieses Recht damals noch nicht zuerkannt.

Auch auf die künstlerische Bedeutung der geschnittenen Heiligenbarstellungen an den reich ausgestatteten spätgothischen Altarwerken der Moritzkirche, der Ulrichskirche und der Neumarktkirche hatte Niemand den Knaben in der kunstverlassensten aller deutschen Universitätsstädte aufmerksam gemacht. So kam es, daß wesentlich nur der Sinn für die Schönheit des architektonischen Ornaments in dem Herzen des Knaben erwachte. Als er 16 Jahre alt wurde, mußte er sich für die Wahl eines Berufes entscheiden. Er folgte seiner Lieblingsneigung und wurde Steinmeg.

Die Bildung, mit der er in's Leben hinaustrat — wie wenig konnte

dieselbe die Grundlage schaffen für ein Künstlerleben, welches die hohen Ideale der Nation in unvergänglichen Denkmälern zu verkörpern berufen ist! Und wie roh und rein handwerklich begann Schaper seine Thätigkeit als schlichter Steinmeglehrling! Doch die Entwicklung der Künstler schlägt ihre eigenen Wege ein. Sie will sich nicht langsam durch lange Bücherreihen hindurchblättern, sondern sie wählt den Flug des Genies. Und in der Regel sind es gerade die besten Künstler, welche der Lehre von der gelehrten Universalbildung und der Lehre von der akademischen Dressur durch ihren eigenen Lebensgang gründlich ein Schnippchen schlagen.

Schapers Lehrherr, der Steinmegmeister Merkel in Halle, war hauptsächlich mit der Ausführung von Werksteinen für die Sandsteinfacaden großer Monumentalbauten beschäftigt. Die Aufträge kamen meist von außerhalb, so namentlich von Berlin. Gerade damals, am Ende der fünfziger Jahre, wurden die Werksteine für die Prachtfacade der neuen Börse in Berlin und für den Umbau des Palais der Kaiserin Friedrich in Merckels Werkstätten ausgeführt. Die Architekten schickten die Zeichnungen ein. Nach diesen Zeichnungen wurde meist ohne jedes Modell auf dem Werkplatz gearbeitet. Schaper lernte dort die architektonischen Ornamente, Wappen und Thiere lediglich nach der Zeichnung mit dem Meißel frei in den Stein hauen. Die Handfertigkeit in der Führung des Meißels, welche er dabei erwarb, sollte ihm in seiner späteren Thätigkeit sehr zu Statten kommen. An alle nach seinen Modellen in Marmor ausgeführten Arbeiten legt er selber die letzte Hand an. Er begnügt sich nicht damit, wie die meisten heutigen Bildhauer, diese Arbeit lediglich technisch geschulten Hilfskräften zu übertragen, sondern er legt die letzten Feinheiten des Ausdrucks selber in den Marmor. Gerade die Behandlung der Oberfläche des Marmors ist für den Ausdruck der Züge des Gesichts, für die malerische Wirkung der Augen, der Haare, des Vortzes und der Gewandung außerordentlich wichtig. Schaper hat darin eine große Vollenbung erreicht.

Die Steinmegarbeiten in der Hallischen Werkstatte wurden hauptsächlich während des Sommers auf dem Werkplatz ausgeführt; den Winter über wurden die Lehrlinge im Bureau mit der Anfertigung von Werkzeichnungen beschäftigt. Während Schaper auf diese Weise die ornamentalen Entwürfe von Architekten wie Hitzig und Strack für den Werkplatz in großem Maßstab übertragen lernte, wurde er langsam mit der Formenanschauung desjenigen Stils vertraut, welcher damals die Berliner Kunst unbestritten beherrschte.

Je mehr Schaper sich in diese Formenwelt hineinarbeitete, desto mehr zog ihn ein innerer Drang nach dem Orte hin, wo Schinkel und Rauch durch ihre gefeierten Werke die Grundlage für dieses Kunstleben geschaffen hatten. Nach Beendigung der zweijährigen Lehrzeit schnürte er sein Bündel und ging nach Berlin, wo er in dem Atelier des Bildhauers Albert Wolff Aufnahme fand. Wolff, der noch jetzt als rüstiger fünf-

undsiebzigjähriger Greis die Ueberlieferungen seines Lehrers Rauch, als einer der treuesten unter den noch lebenden Vertretern dieser Schule, befolgt, hatte damals bereits einen großen Theil seiner hauptsächlichsten Werke geschaffen: die Marmorgruppe auf der Schloßbrücke „Pallas führt den Krieger in den Kampf“, ferner den Löwentöchter auf der Freitreppe des Alten Museums; und in seinem Atelier stand das Modell zu dem Reiterdenkmal des Königs Ernst August von Hannover. Die ersten Arbeiten, bei denen Schaper als Gehülfe beschäftigt wurde, waren die Figuren für die Universitäts- in Königsberg: die Statuen Luthers und Melanchtons, ferner die Medaillonbildnisse berühmter Königsberger Universitätslehrer, ferner vor Allem das oben in der Mitte der Fassade in Hochrelief ausgeführte kolossale Reiterbild des Herzogs Albrecht von Preußen, der im Jahre 1544 die Universität gegründet hatte. Wolffs Werkstatt lag in denselben Räumen, wo Rauch fast 40 Jahre hindurch, bis an seinen Tod im Jahre 1857 gewirkt hatte, in dem ehemaligen Lagerhause in der Klosterstraße. Wolff führte dort die von Rauch nur im Gipsmodell hinterlassene Mosesgruppe in Marmor für die Vorhalle der Friedenskirche zu Potsdam aus. Mit der Marmorausführung des übrigen Nachlasses war der Bildhauer Hagen ebenfalls dort beschäftigt. Schaper schritt täglich an diesen Werken vorüber. Was er in den übrigen Werkstätten, unter denen diejenigen von Drake, Bläser und Schievelbein den hervorragendsten Rang einnahmen, zu sehen bekam, war Alles von dem Geiste derselben Schule erfüllt.

In dem Ausdruck des Kopfes und in der Haltung der Figur wurde jede Regung des persönlichen Lebens möglichst nach dem regelmäßigen Linienfluß des griechischen Stils gemildert. Die unbefangene Nachbildung der ungezwungenen, natürlichen Erscheinung des Menschen galt als der Kunst unwürdig. Jede Zufälligkeit der natürlichen Form mußte nach den Schönheitsgesetzen der Alten idealisirt werden. In den Porträtstatuen ließ sich allerdings das Unregelmäßige und Unschöne der Gesichtsbildung nicht immer umgehen. Doch dann suchte man wenigstens in der Darstellung der Gewänder die Freude an der griechischen Linien Schönheit zu betheiligen. Ueber die unschönen Uniformen und über die noch unschöneren bürgerlichen Röcke und Hosen der Zeit warf man ideale Faltenmassen von Mänteln und Tüchern, unbekümmert darum, daß Alles das niemals im wirklichen Leben so getragen war. Der schöne Schein galt höher, als die schlichte Wahrheit. Gewiß ist Rauchs Verdienst, auch innerhalb dieser Mantelmaskerade die historische Erscheinung der Helden seiner Zeit zum Ausdruck zu bringen, nicht hoch genug zu schätzen. Gerade Rauch war es, welcher durch die Menge und Schönheit seiner über ganz Deutschland verstreuten Denkmäler den Grundsatz zur Geltung brachte, daß nicht in dem Theaterflitter des antiken Costüms, sondern in der schlichten geschichtlichen Tracht das historische Charakterbild der Helden am treuesten zur Geltung komme. Doch Rauch stand in seinen künstlerischen Anschauungen

noch so stark unter dem Einfluß der Vorbilder der antiken Bildhauerkunst, daß trotz alles seines Strebens nach der Wahrheit der Natur immer wieder die Erinnerung an die idealisirenden Formen der antiken Kunst in seinen Porträtstatuen hindurchbricht. Denselben Standpunkt haben auch Rauchs Schüler festgehalten, und ihre Werke waren Schapers erste künstlerische Vorbilder.

Neben der Atelierarbeit bei Wolff besuchte Schaper gleichzeitig die Akademie. Diese doppelte Art der künstlerischen Ausbildung war damals bei den Bildhauern allgemein üblich. Der Unterricht auf der Akademie betraf wesentlich die grundlegenden allgemeinen Fächer, unter denen das Zeichnen nach Gipsabgüssen damals die wichtigste Rolle spielte. Ein Theil der bekanntesten Meister der Berliner Kunst, die Maler Anton von Werner, Paul Meyerheim, Albert Hertel und der Bildhauer Erdmann Enke haben damals mit Schaper in denselben Klassen gearbeitet. Aus dieser doppelten Thätigkeit gingen die jungen Bildhauer nach Verlauf einiger Jahre zu eigenen Arbeiten über. Schaper begann damit im Jahre 1866.

Gleich sein erstes selbstständiges Werk, die Gruppe „Bacchus, der die verlassene Ariadne tröstet“, zeigt, in welcher Weise Schaper die antiken Formen der Rauchs'schen Schule mit dem Ausdruck eines innigen Gemüthslebens zu verbinden verstand. In dem griechischen Ebenmaß der Züge der Ariadne kommt die Klage des verlassenen Mädchenherzens mit großer Innigkeit zum Ausdruck. Gerade die zarten Regungen des Gemüthslebens sind es, die Schapers weiblichen Figuren ihr besonderes Gepräge geben. Gegenüber dem feierlichen Ernst in den weiblichen Gestalten der Schule Rauchs ist dies der charakteristische Zug in Schapers Schaffen geblieben. Die in Marmor ausgeführte Gruppe befindet sich im Privatbesitz in Halle.

Kurze Zeit nach der Ausführung dieser Gruppe wurde die Concurrenz um das Uhland-Denkmal in Tübingen ausgeschrieben. Schaper theilte sich daran, und sein Entwurf erhielt den ersten Preis. Doch der junge Bildhauer sollte gleich bei dieser ersten Probe seines Könnens das Schicksal fast aller Denkmalsconcurrenzen erfahren. Das Denkmal wurde nicht ihm, sondern einem Andern, dem Dresdener Bildhauer Riez übertragen. Schapers Entwurf zeigt einen frischen Realismus, welcher für die damalige Zeit — es war im Jahre 1867 — besonders bemerkenswerth war. Der Dichter steht ohne jede idealisirende Zuthat, nicht in dem herkömmlichen Denkmals-Mantel, sondern in einem knappen kurzen Rock, in ungezwungener Haltung gegen einen Baumstamm gelehnt da, und blickt nachdenklich vor sich hin. Hier ist nicht nur der Dichter in seinem beschaulichen Sinnen und Träumen, sondern zugleich der Mensch in der treuen äußeren Erscheinung seiner Zeit dargestellt. In seinem innern Empfinden hat Schaper dieses Ziel gleich von Anfang an verfolgt. Dem deutschen Publikum erschien diese Treue der Darstellung damals noch fremd. Die Augen waren an griechische Falten und an griechische Linien gewöhnt. Das

Publikum drängte die Künstler meist gegen ihren Willen immer wieder von Neuem zur Wiederholung der alten liebgewonnenen Ideale. In Schapers Schaffen hat dieser Kampf später bei der Ausführung des Berliner Goethe-Denkmal's einen bezeichnenden Ausdruck gefunden. Am Sockel des Uhland-Denkmal's hatte Schaper übrigens dem Verlangen nach Idealfiguren vollauf entsprochen. Der Geist der Uhland'schen Dichtung ist von Schaper in drei Gestalten verkörpert: in einem greisen Varden, der sinnend in einer Pergamentrolle liest; in einem jugendlichen Krieger, der begeistert zum Schwerte greift und in der Muse der lyrischen Dichtkunst. Die letzte Figur ist in der Art, wie sie bewegt nach oben blickt, besonders schön empfunden. Schaper hat denselben Ausdruck der Haltung später in seiner Marmorfigur der „Begeisterung“ für die Feldherrnhalle des Berliner Zeughauses wiederholt.

Nach Beendigung dieser Arbeit unternahm Schaper seine erste Studienreise. Bezeichnend für ihn ist es, daß er nicht den Traditionen seiner Schule folgte und diesen ersten Flug in die Ferne nicht nach den Bildwerken der Antike in Italien, sondern nach dem Mittelpunkt der modernen Kunst, nach Paris richtete. In Paris war damals die große Weltausstellung mit ihrer viel besprochenen internationalen Kunstabtheilung. Die älteren Werke, zu denen Schaper sich vor Allem hingezogen fühlte, waren die Porträtbüsten eines Houdon und Rude im Louvre und vor allem Rudes Bildwerke an dem großen Triumphbogen. Schaper selbst erzählt, welchen tiefen Eindruck er gerade von diesen Werken empfangen habe. Der heutige Bestand der plastischen Abtheilung des Luxembourg-Museums existirte damals noch nicht. Während der Anregungen der Pariser Studien beschloß Schaper nunmehr ganz zu eigenen Arbeiten überzugehen und in Berlin ein eigenes Atelier einzurichten. Das Glück war dem jungen 26jährigen Künstler hold, und er erhielt sofort größere Aufträge, so daß er vor dem Schicksal fast aller jungen Bildhauer bewahrt blieb, die beste Kraft an die nur in den seltensten Fällen zur Ausführung in Marmor oder Bronze gelangenden Ausstellungsmodelle setzen zu müssen. Die fortlaufende Reihe dieser größeren Aufträge hat ihn dann beständig in Berlin festgehalten. Er hat Berlin seitdem nur zu kurzen künstlerischen Erholungsreisen verlassen. Allerdings hat er seitdem mehrmals Paris, Italien und einmal auch England besucht. Doch niemals hat er das Bedürfniß empfunden, im Auslande unter dem unmittelbaren Eindruck der Denkmäler des klassischen Alterthums oder der Renaissance zu arbeiten.

In dieser ersten Zeit entstanden namentlich die Figuren für das Kriegerdenkmal in Halle zur Erinnerung an die Gefallenen des Jahres 1866. Der architektonische Aufbau des Denkmal's war von Hitzig entworfen. Schaper modellirte als Bekrönungsfigur eine Borussia und für das Postament zwei liegende Löwen. Der eine Löwe ist von einem Speer durchbohrt über den eroberten Trophäen des Krieges niedergejunken. Der andere Löwe deckt die Siegeszeichen mit seinen Vorder-

taken und blickt mit hoch aufgerichtetem Haupt kampfbereit in die Ferne. Ebenfalls für Halle führte Schaper später die Figuren für den Siegesbrunnen zur Erinnerung an den Krieg von 1870—71 aus. Der architektonische Aufbau des Brunnens ist von Hubert Stier in einem Mischstil von gothischen und romanischen Formen entworfen. Schaper modellirte als bekronende Figur einen etwa 9 Fuß hohen Landsknecht. Derselbe hält ruhig in der einen Hand die Fahne des Reichs und in der andern Hand das Schwert, um diese Fahne zu vertheidigen. Die Wahl eines Landsknechts erregte lebhaften Widerspruch bei der Hallenser Bürgerschaft. Man jagte mit Recht, der Landsknecht sei der Vertreter einer vaterlandslosen Söldnertruppe, welche den Krieg nur um des Soldes willen betreibt. Der Grundgedanke des deutschen Soldaten der Gegenwart, der selbstlos für sein Vaterland und seinen Kaiser in das Feld zieht, komme in dieser Landsknechtsfigur nicht zum Ausdruck. Allerdings hat dieser Widerspruch seine Berechtigung. Doch Schaper schreckte aus rein künstlerischen Gründen davor zurück, dort oben einen 9 Fuß hohen preussischen Infanteristen in der plumpsten aller Uniformen, welche die Weltgeschichte je gesehen hat, aufzustellen. Andere Bildhauer haben in ihren Kriegerdenkmälern für den Feldzug von 1870 ihr Ideal von deutschem Mannesmuth in Gestalt von antiken Kriegern mit der Lorica der römischen Legionarier ausgedrückt. Gegenüber diesen Versuchen, mit den Attributen eines fremden Volkes, sogar eines Volkes, welches einst die deutsche Freiheit mit Füßen trat, den Sieg des Deuththums über die Macht seiner Feinde zu feiern, ist Schapers Landsknecht denn doch entschieden vorzuziehen. Wenn aus Rücksicht auf die Schönheit der Formen die Attribute für unsere vaterländischen Denkmäler aus der Kumpelkammer vergangener Jahrhunderte hervorgesucht werden müssen, so sollte doch das natürliche Nationalgefühl danach verlangen, daß man sich in der Geschichte des eigenen Volkes nach solchen Attributen, Trachten und Emblemen umschaut. Schaper hat mit seinem Landsknecht wenigstens deutsche Tapferkeit verherrlicht. Und in dieser Bedeutung wird das Denkmal von Jedem aus dem Volke verstanden werden.

Zu diesen wichtigen Fragen durch größere Arbeiten grundsätzlich Stellung zu nehmen, hat Schaper bisher noch keine Veranlassung gefunden. Die Aufgaben, welche die deutsche Reichshauptstadt zur Verherrlichung der Sieger des letzten Krieges zu stellen hat, stehen in der Hauptsache noch bevor. So lange der bescheidene Sinn Kaiser Wilhelms I. im Gegensatz zu dem Ruhmbedürfniß der Herrscher früherer Jahrhunderte die Errichtung seines Denkmals in Berlin bei seinen Lebzeiten ablehnte, war hier auch die Errichtung von Denkmälern für seine Paladine ausgeschlossen. Die Monumente für die Verherrlichung des militärischen Ruhmes des neuen Kaiserreiches sind dadurch in eine Zeit verschoben, in welcher das Nationalgefühl der deutschen Kunst hoffentlich soweit erstarkt ist, daß man auf römische Krieger und römische Waffen in diesen Werken verzichtet —

wenigstens in der deutschen Hauptstadt, während in München und Düsseldorf seltsamerweise noch jetzt die Errichtung solcher römischen Kriegerstatuen zur Verherrlichung der Siege von 1870 und 71 im Werke ist.

Während in Berlin die Errichtung von großen militärischen Denkmälern schlummerte, fand unsere Bildhauerkunst Gelegenheit, ein wichtiges, nur zu stark bisher vernachlässigtes Gebiet zu pflegen: die Denkmäler der großen Männer des Friedens. Was vor dem Jahre 1871 an derartigen Werken in Berlin aufgestellt war, stand hier und da in stillen Winkeln versteckt. Wer nicht danach suchte, fand die wenigen Statuen und Büsten kaum, und mit ganz geringen Ausnahmen hat auch Niemand viel daran verloren. Seit dem Kriege ist das anders geworden. Der monumentale Sinn der Bürgerschaft suchte mit einer bisher in Berlin unbekannten Opferwilligkeit sich zu bethätigen, und die ganze Kraft mußte — schon aus den oben angeführten Gründen — auf die Denkmäler der Dichter, der Künstler und Gelehrten concentrirt werden. Im November 1871 wurde Reinhold Vögels' Schillerdenkmal vor dem Schauspielhause enthüllt, und damit war der Bann gebrochen, der bisher auf der freien Entfaltung der Monumentalplastik in Berlin gelastet hatte. Sofort wurde der allgemeine Wettbewerb unter den Künstlern des ganzen Vaterlandes für das Berliner Goethe-Denkmal ausgeschrieben. Schaper fand hierbei die Gelegenheit, sein großes Hauptwerk zu schaffen. Doch erst nach langem Ringen sollte ihm der endgültige Sieg über seine Mitbewerber zu Theil werden. Etwa fünfzig Entwürfe waren eingegangen. Dieselben wurden im Mai 1872 in der Kuppel des alten Museums ausgestellt. Der Streit der Meinungen, der bei Denkmalsfragen stets die erbitterteste Form annimmt, entbrannte in der gewohnten Heftigkeit. Da eine Einigung über einen bestimmten Entwurf nicht erzielt werden konnte, so wurden vier Bildhauer, welche die geeignetsten Modelle eingeliefert hatten, zu einer neuen Concurrenz aufgefordert. Die vier Bildhauer waren Siemering, Donnerdoff, Calandrelli und Schaper. Jetzt blieb Schaper der Sieger. Das, was ihm dem Erfolg verschafft hatte, war vor Allem der Sockel mit den drei allegorischen Gruppen. Dieser Sockel ist in beiden Concurrenzen derselbe geblieben. Nur die Gestalt des Dichters hat Schaper jedes Mal geändert. Zuerst brachte er einen jugendlichen Goethe, der ohne jede idealisirende Zuthat treu in der zierlichen Rococotracht seiner Zeit dargestellt war. Dann brachte er zwei Modelle neben einander: einen Goethe als Greis und, zum Entsetzen der Berliner, einen sitzenden Goethe. Dieser letzte Entwurf ist meines Erachtens der schönste. Goethe sitzt auf einem Stein und blickt ernst und bewegt vor sich hin, als ob seine Seele einem poetischen Gedanken nachsinnt. Man glaubt hier den Dichter in seiner innersten Geistesarbeit zu belauschen. Das ist die Weisheit des poetischen Schaffens, wie sie Goethe selber im Vorspiel zum Faust geschildert hat:

Ach! was in tiefer Brust uns da entbrungen,
Was sich die Lippe schüchtern vorgelallt,
Mißrathen jezt und jezt vielleicht gelungen . . .

Das ist Goethe, wie er dichtet. Das fertige Denkmal dagegen giebt den Goethe, der das fertige Gedicht vor seinen Zuhörern declamirt. Doch gerade dieser Anflug zum Pathos ist es, was der Statue im großen Publikum den allgemeinen Beifall verschafft hat. Den faltenreichen Mantel hat Schaper noch zu allerlezt dem Dichter über die Schultern geworfen; die rhetorische Würde der Erscheinung wird dadurch noch wesentlich vermehrt. Doch aus diesem weit geöffneten Mantel tritt die Gestalt in dem zierlichen Rococoфрад, in den Kniehosen und Schnallenschuhen deutlich hervor, so daß der Dichter auch in seiner äußeren Erscheinung so dargestellt ist, wie er etwa im fünfzigsten Lebensjahre auf dem Höhepunkte seines Schaffens inmitten seiner Zeitgenossen gestanden hat.

Die drei Gruppen am Sockel stellen die lyrische Dichtung, das Drama und die Wissenschaft dar. In jeder dieser Gruppen ist der allegorische Gedanke durch eine jugendliche Frauengestalt, die von einem Amorknaben begleitet ist, ausgedrückt. Die Muse der Dichtkunst blickt zärtlich zu dem Knaben, der eine Rose auf ihrem Schooße niederlegt. Die Muse des Dramas blickt bewegt vor sich hin. Die Rolle auf ihrem Schooße und der Griffel in ihrer Hand zeigt die Muse mitten in ihrem Schaffen. Sie scheint über das Schicksal ihrer Helden nachzusinnen. Der Knabe an ihrer Seite senkt trauernd die Fackel zu Boden. Die Muse der Wissenschaft ist eine Frau, die in einem großen Folianten liest. Der Amorknabe leuchtet ihr mit der Fackel. Schon die Wahl des jugendlichen Lebensalters für diese Musen zeigt, daß Schaper in dem Sockel wesentlich das Anmuthige, Reizvolle in dem Schaffen Goethes verkörpern wollte, nicht das ernste Ringen des Geistes, sondern die hellere Kunst, die ihm ein Gott gegeben. Reinhold Begas ist in seinem Berliner Schillerdenkmal den umgekehrten Weg gegangen und hat in Frauenköpfen mit dem ernstesten Ausdruck der Geberdensprache des Alters die Gedankenarbeit des Dichters, des Philosophen und des Geschichtsforschers dargestellt. Jeden Liebreiz der Form hat Begas in diesem Streben absichtlich geopfert. Schapers Frauen wollen lieber von der reinen Freude des Dichters als von seinen Thränen erzählen. Sie schildern nicht den Goethe des Dramas, der den Sturm zu Leidenschaften wüthen läßt, sondern den Dichterjüngling, der alle schönen Frühlingsblüthen auf der Geliebten Pfade hin schüttet. Wesentlich dieser Zug in dem Denkmal hat den meisten Beifall gefunden.

Schapers Name ist, seitdem das Denkmal im Jahre 1880 im Thiergartenenthüllt wurde, überall in Deutschland bekannt geworden, und Denkmalsaufträge sind ihm seitdem vielfach ohne jede Concurrenz direct zu Theil geworden. Der Minister zeichnete ihn durch die Verleihung des Professortitels aus; vier Jahre darauf wurde ihm der höchste Orden zu

Theil, mit dem in Preußen das geistige Schaffen geehrt wird, die Friedensklasse des Ordens pour le mérite. Der Lehrstuhl an der Akademie, wo Schaper den Actsaal leitet, war ihm bereits 1875 übertragen worden.

Während Schaper an der Ausführung des Goethe-Denkmal's arbeitete, hatte die Stadt Köln für die Summe von 40000 Mark, welche ein wohlhabender Bürger gestiftet hatte, die Concurrency für ein Bismarck-Denkmal ausgeschrieben. Schaper gewann den ersten Preis. Schaper hat den Helden ohne jede allegorische Zuthat treu nach dem Leben in der historischen Kürassieruniform und zugleich in der ganzen Mannhaftigkeit seines Wesens dargestellt. Keine Erinnerung der alten Rauch-Schule, kein Versuch, die Macht der wirklichen Persönlichkeit durch monumentale Attribute zu steigern, verdrängt hier den unmittelbaren Eindruck des Lebens. Das- selbe gilt von seiner Moltke-Statue, die er kurze Zeit darauf ebenfalls für Köln ausführte. Schaper ist in diesen beiden Statuen der schlichte unbefangene Realist, in welchem Niemand den Schöpfer der Goethe-Statue und der zart besaiteten Frauengestalten am Sockel des Goethe-Denkmal's vermuthen kann. Die Bismarck-Statue wurde auf dem Casinoplatz in Köln, am Geburtstage Bismarck's, am 1. April des Jahres 1879 enthüllt. Die Bürgerschaft sah mit sehr getheilter Stimmung dem Ereigniß entgegen. Noch schlug damals der Culturkampf seine Wogen, und die katholische Bevölkerung zog sich zum Theil von der Feier zurück. Die Enthüllungsfeier begann in gedrückter Stimmung. Die Feuerwehr war requirirt, um die verhüllenden Tücher von dem Standbilde abzunehmen. In recht unpoetischer Weise wurden die einzelnen Lappen abgewickelt. Erst bei dem nachfolgenden Festessen hob sich die Stimmung. Dann wurde während der Tafel die Anregung gegeben, nunmehr auch dem Grafen Moltke ein Standbild zu errichten. Der Gedanke wurde begeistert aufgenommen. Noch während des Essens zeichneten die Theilnehmer der Feier die Summe von 45000 Mk. Die Summe deckte die Gesamtkosten des Denkmal's. Auch dieses Mal gewann Schaper den ersten Preis; und als die Statue am Geburtstage des Feldmarschalls am 26. October 1881 enthüllt wurde, erhielt Schaper während der Feier den Auftrag von der Stadt Koblenz, daselbst das Denkmal des Generals von Göben auszuführen.

Wie in der Bismarck- und in der Moltke-Statue, so galt es auch hier, ein schlichtes Standbild in der treuen Generalsuniform unserer Zeit zu schaffen. Allerdings ein wenig malerischer konnte Schaper diesmal die glatten, breiten Tuchflächen gestalten. Göben hatte sich im Leben niemals um den vor-schriftsmäßigen glatten Sitz der Uniform bekümmert. Er war bekannt wegen seiner Art, sich nachlässig anzuziehen. Den Säbelriemen pflegte er in der Regel über den Waffenrock zu schnallen. Alle diese kleinen Züge waren natürlich künstlerisch außerordentlich dankbar. Schon die Haltung der Figur konnte dadurch charakteristischer hervorgehoben werden. Das Persönliche wurde nicht durch die Gleichförmigkeit einer strammen Uniform

unterdrückt. Nur die Brille, welche Göben im Leben trug, und ohne die ihn Niemand kannte, bot dem Künstler, der so gern die treueste Wahrheit des Lebens geben wollte, eine unüberwindliche Schwierigkeit dar. Auch die weitgehendsten Realisten haben die Brille bisher in ihren Denkmälern vermieden. In weißen Marmorstatuen scheint dieselbe überhaupt unmöglich zu sein; denn wer möchte neben dem krystallinischen Marmorglanz des Kopfes ein weiß lackirtes Brillengestell sehen? In Bronzestatuen möchte das Brillengestell vielleicht noch eher angehen; doch wie würde sich ein leeres Bronzegeßell vor den Augen der Statue ausnehmen, und wer würde es wagen, in ein solches Geßell die Brillengläser hineinzusetzen? Der Bildhauer Hundrieser hat einmal eine scherzhafte Büste des Bildhauers Ende, des Schöpfers des Denkmals der Königin Louise im Thiergarten, mit der Brille modellirt. Das Brillenglas liegt als volle undurchsichtige Scheibe vor den Augen, und das Ganze ist mit einer gleichmäßigen Bronze überzogen. Die Brille macht in diesem Falle den Eindruck, als ob sie sich im hellen Sonnenlicht spiegelte. Die Aehnlichkeit der Büste ist außerordentlich gelungen. Doch welcher Bildhauer würde heute so weit gehen, eine ähnliche Wirkung in den monumentalen Stil einer Denkmalsstatue zu übertragen? Schaper hat an seinem Göbendenkmal die Brille fortgelassen. Schaper selber hält diese Grenze in der Erreichbarkeit der Wahrheit des Lebens für unüberwindlich. Als er indessen das Hilfsmodell der Statue dem alten Kaiser vorführte, hatte er der Statue ein besonders für diesen Zweck angefertigtes Brillengestell aufgesetzt. Nur so war dem Kaiser die äußere Erscheinung seines Generals vertraut, und nur so ließ sich beurtheilen, ob die volle Aehnlichkeit erreicht sei. Bei dieser Besichtigung gab der Kaiser auch mit fröhlichem Lachen seine Zustimmung zu der nachlässigen Darstellung der Uniform und erinnerte sich lebhaft, wie oft Göben gerade so mit dem eilig übergeschnallten Säbelriemen vor ihm erschienen sei.

Doch es soll hier keineswegs der Anschein erweckt werden, als ob die Kostümfrage bei der Beurtheilung unserer Denkmäler die Hauptsache wäre. In Schapers Feldherrnstatuen ist der innere Ausdruck, der Geist und der Wille der Persönlichkeit besonders tief in den Zügen des Kopfes und der Haltung charakterisirt. Mit der Tradition der alten Schule hat Schaper hier endgiltig gebrochen. Sein Moltke und sein Göben sind nicht mehr die Kriegshelden der alten Schule, die selber mit dem gezogenen Säbel auf den Feind eindringen, sondern die modernen Schlachtenlenker, die gerade in der ruhigen Klarheit des Geistes ihre Feldherrngröße beweisen. Das Göben-Denkmal wurde während des Kaisermanövers im Herbst des Jahres 1883 mit großer Feierlichkeit enthüllt.

In der langen Reihe seiner Standbilder von Männern aus dem bürgerlichen Leben ist Schaper niemals wieder zu der idealisirten Darstellung der Persönlichkeit, wie er sie in seinem Goethe-Denkmal gegeben hatte, zurückgekehrt. Bereits 1877 hatte er für die Stadt Braunschweig die

Statue des Mathematikers Gauß geschaffen. Der Gelehrte ist nach dem Vorbild einer alten Lithographie im langen Pelzrock dargestellt. Auf dem Kopf trägt er ein kleines Käppchen. Es ist dies das einzige Mal, daß Schaper einer Statue die Kopfbedeckung gegeben hat. Wie Rauch, so verschmäht auch Schaper in seinen Denkmälern die Kopfbedeckung, weil jede Gutfrempe und jeder Helmschirm die Stirn und die Augen beschattet und somit undeutlich macht. Rauch ist nur in seinem Frandz-Denkmal von diesem Grundsatz abgewichen. Doch das glatt anliegende Käppchen Frandzes wirft keinen Schatten auf die Stirn. In dem Reiterdenkmal Friedrichs des Großen hat Rauch den historischen Dreispizhut nur gegen seinen Willen auf ausdrücklichen Befehl König Friedrich Wilhelms IV. dem bereits fertigen Reiter-Modell nachträglich aufgesetzt. Und doch, wie leer würde uns jetzt das Denkmal erscheinen, wenn dieser Hut fehlte! Die Frage der Kopfbedeckung bei unsern Reiterstandbildern ist noch immer ungelöst. Die Bildhauer wollen den Helm nicht, weil derselbe die charakteristische Form des Schädels verdeckt. Das Volk dagegen will seine Herrscher und Helden nicht mit bloßem Kopfe auf den Straßen reiten sehen, namentlich nicht bei Regen und Schneewetter. Den Ausweg, den die Engländer gefunden haben, indem sie den verstorbenen Prinzen Albert, den Gemahl der Königin Victoria, in seinen Reiterstandbildern dargestellt haben, wie er vor den Vorübergehenden den Hut abzieht, wird die deutsche Kunst hoffentlich nicht nachahmen.

Wohl die schwierigste Aufgabe in Schapers Lebens war das Lessing-Denkmal für die Stadt Hamburg. Nicht weil die Aufgabe neu war, sondern grade weil dieselbe bereits 25 Jahre zuvor durch Nietzschs Braunschweiger Lessing-Statue eine klassische Lösung gefunden hatte. Nietzsche hatte den Dichter schlicht und einfach ohne jede ideale Zuthat in der ruhigen Haltung, die so schön zu dem klaren Geiste Lessings stimmt, stehend dargestellt. Sollte Schaper dasselbe thun? Im klassischen Alterthum und im Mittelalter würde sich der Bildhauer in solchem Falle so eng als möglich an das einmal bewährte Vorbild angeschlossen haben; die Bildhauer der Antike haben grade durch die beständige harmonische Fortbildung einer begrenzten Anzahl von altersher überkommener Gestalten eine so hohe Vollendung ihrer Werke erreicht. Doch die Antike kannte in künstlerischen Fragen weder den Begriff eines geistigen Eigenthumsrechtes noch die Forderung, daß jedes einzelne Kunstwerk eine aus originalem Geist ersonnene eigene Schöpfung des Künstlers sein müsse. Seitdem Michelangelo in jedem seiner Werke die Wucht seines eigenen persönlichen Empfindens ausgesprochen hat, ist dies anders geworden. Wenn heute ein älteres Vorbild wiederholt wird, so sagt die Welt sofort: Der Gedanke ist da und da gestohlen. Der moderne Künstler muß vor Allem originell sein. Schon aus diesem Grunde mußte Schaper jeden Vergleich mit Nietzschs Standbild zu vermeiden suchen. Er hat dies namentlich dadurch gethan, daß er seinen Lessing sitzend darstellte. Die Hamburger waren empört darüber.

Die sitzende Haltung wurde von der Bürgerschaft als unwürdig zurückgewiesen.

Das Volksbewußtsein scheint sich überall in Deutschland gegen sitzende Statuen zu sträuben. Wie kraß wurde in München der Stuhl verspottet, auf dem der König Max Joseph in seinem Denkmal vor dem Hoftheater dargestellt ist! Und doch drängen die Bildhauer der Gegenwart überall in Deutschland, Oesterreich, Italien, Frankreich, in der Schweiz und England bei Statuen in bürgerlicher Tracht auf die sitzende Haltung hin. Für den Gelehrten wie für den Dichter, der die Arbeit seines Lebens am Schreibtisch geschaffen hat, sollte diese Haltung denn doch ganz natürlich erscheinen. Auch an Vorbildern aus der antiken Kunst, die so gern als Wahrzeichen für jeden künstlerischen Gedanken angerufen werden, fehlt es nicht. Wer will den sitzenden Kolossen der Memmons-Säulen und den sitzenden Riesengestalten Ramses des Großen den Charakter einer ernsten Monumentalität absprechen? Auch die griechische Kunst kennt ähnliche Beispiele. An der Straße, welche zu dem gefeierten Apollotempel bei Milet führte, waren die sitzenden Marmorstatuen der Glieder des Herrscherhauses aufgestellt. In Gipsabgüssen überall verbreitet sind die beiden sitzenden Marmorstatuen der griechischen Komödiendichter Menandros und Poseidippos aus dem Vatikan. Und wer wüßte nicht, daß die gefeiertste Statue des Zeus, das Gold-Elfenbeinbild des Phidias im Zeustempel zu Olympia, auf einem reich mit mythologischen Figuren ausgestatteten Throne sitzend dargestellt war? Die Anzahl dieser Beispiele ließe sich leicht vermehren. Auch die Renaissance liefert dazu wichtige Beiträge. Doch die Empfindung des Volkes richtet sich bei Denkmälern nicht nach kunstgeschichtlichen Motiven, sondern danach, wie dem Volke die Denkmäler der großen Männer aus eigener Anschauung vertraut geworden sind.

Allerdings hat Schapers sitzender Lessing bereits manches Vorbild in der deutschen Kunst. Rauchs sitzender Max Joseph ist in München bereits 1835 aufgerichtet. Einen sitzenden Goethe hat Rauch in drei verschiedenen Modellen dargestellt, allerdings niemals in monumentalem Maßstabe ausgeführt. Im Berliner Schauspielhause hat Friedrich Tieck den Dichter Jffland sitzend dargestellt. Bei der ersten Berliner Goethe-Concurrenz hatten Reinhold Begaz, Siemering und Calandrelli sitzende Statuetten eingereicht. Doch wirklich ausgeführt ist eine größere Anzahl von sitzenden Statuen in Deutschland erst nach diesen Versuchen. Es ist wichtig, sich dies in einigen Zahlen zu vergegenwärtigen. In Wien wurde 1872 Rundtmanns Schubert-Denkmal enthüllt, 1880 folgte Zumbuschs Beethoven, 1888 Zumbuschs Maria Theresia. Rundtmanns Grillparzer-Denkmal ist im lebensgroßen Modell längst vollendet.

In Leipzig hat die sitzende Figur des Homöopathen Hahnemann, ein Werk Steinhäusers, freilich das Ansehen der sitzenden Statuen sicher nicht gefördert. Das Denkmal steht schon seit mehr als fünfundsiebenzig Jahren

dort in Bezug auf das genaue Datum der Errichtung läßt mich meine kunstgeschichtliche Kenntniß im Stich. Ich habe mir das Denkmal des berühmten Homöopathen, der da hoch oben auf dem Postament seine Sitzübungen abhält, stets nur als Curiosum angesehen. Ebenso beispöttelt in der öffentlichen Meinung wird dort der sitzende Luther in Schillings Reformationsdenkmal, das im Jahre 1883 enthüllt wurde. Einen sitzenden Kaiser Wilhelm brachte Siemerings Leipziger Kriegerdenkmal im Jahre 1888. In München wurde im Jahre 1883 Wagnmüllers Liebig-Denkmal, und in Berlin die Denkmäler der Brüder Humboldt vor der Universität enthüllt. Die in Ausführung befindliche Geibel-Statue für Lübeck von Friedrich Volz sitzt. Von den übrigen Theilnehmern, an der Concurrenz zu diesem Denkmal im Jahre 1886 hatte fast der vierte Theil sämtlicher Bewerber die sitzende Haltung gewählt. Auch bei der in diesen Wochen entschiedenen Denkmalsconcurrenz für die Gebrüder Grimm in Hanau haben mehrere Bildhauer, z. B. Eberlein, Eberle, Echtermeyer, Robert Bärwald und auch der Gewinner des ersten Preises, Max Wiese, den einen der beiden Forscher sitzend dargestellt.

Nur ein ganz besonderer Zufall war es, durch den Berlin zu seinen beiden sitzenden Statuen vor der Universität gekommen ist. Es war die Verordnung erlassen, daß die beiden projectirten Denkmäler in ihrer Höhererhebung nicht über die Köpfe der in der Nachbarschaft aufgestellten Feldherrnstatuen hinausragen sollten; das Civil sollte nicht höher hinausschwellen als das Militär. Um den beiden Standbildern trotzdem die imponirende Wirkung zu geben, welche der architektonische Hintergrund des Universitätsgebäudes erforderte, und doch die vorgeschriebene Höhe nicht zu überschreiten, blieb eben nichts Anderes übrig, als die beiden Gelehrten sitzend darzustellen. Man muß sich nur davor hüten, die schöne Wirkung dieser beiden Monumente, die dort gleichsam als zwei gewaltige Löwen der Wissenschaft vor dem Tempel der alma mater die Wache halten, ohne Weiteres als das Resultat rein ästhetischer Erwägungen zu betrachten. Daß in Berlin die allgemeine Stimmung noch immer gegen die sitzenden Denkmäler vorherrscht, beweist namentlich die vor drei Jahren ausgeschriebene Lessing-Concurrenz, bei welcher die stehende Haltung als besondere Bedingung vorgeschrieben war.

In Schapers Lessing ist Alles, was an den theatralischen Pomp der alten Schule erinnern könnte, vermieden. Der Dichter sitzt auf seinem Stuhl in der ungezwungensten Haltung da; in gespannter Beobachtung blickt er gerade aus, als ob er dem Gange einer Theateraufführung folgte. Schaper hat in Hamburg nicht Lessings poetisches Schaffen, sondern den Verfasser der Hamburgischen Dramaturgie verherrlichen wollen, und die besonnene Ruhe des Kritikers kommt eben in dieser beobachtenden Haltung treffend zur Geltung. Der Kopf, für welchen Schaper Lessings nach dem Leben abgeformte Gipsmaske benutzt hat, stellt den Dichter im Alter von etwa

45 Jahren dar. Die Rococotracht macht sich in der Silhouette überaus zierlich geltend, namentlich durch die in ungezwungenster Weise breit auseinandergelegten Füße, deren Linien von allen Seiten gesehen in die Silhouette hineinragen. An dem Granitsockel sind die Medaillonporträts von Echhof und Reimaruss angebracht. — Die Gesamtkosten des Denkmals betrugen 72 000 Mark. Die Enthüllung auf dem Gänsemarkt fand 1881 statt.

Noch unvollendet im Atelier des Künstlers stehen gegenwärtig drei andere Denkmäler. Eine Statue Liebig's ist für die Stadt Gießen bestimmt, wo Liebig in jüngeren Jahren als Professor an der Universität wirkte. Der Gelehrte ist daher, im Gegensatz zu dem Münchener Denkmal, im jugendlichen Alter dargestellt. Der Ausdruck der ernsten Geistesarbeit des Forschers ist gut getroffen. Ansprechend sind auch die glatten Tuchflächen der Kleidung behandelt. Statt des bis auf die Schienbeine herabwallenden Schoofrock's, der sich in unsern Denkmälern der Männer derselben Zeit meist so entsetzlich schlafrockmäßig ausnimmt, hat Schaper den jugendlichen Gelehrten im kurzen, offenen Sommerüberzieher dargestellt. An dem Sockel sollen zwei große allegorische Frauengestalten, die Wissenschaft und die Natur, Platz finden. — Für die Stadt Erfurt hat Schaper eine Luther-Statue geschaffen, die den Reformator mit der offenen Bibel in der Hand darstellt. Zum Unterschiede von Nietzsch's Luther, der wesentlich als der Kämpfer für das Wort Gottes erscheint, giebt Schaper den begeisterten Sucher nach der Wahrheit. Auch die Stellung ist vollständig anders gewählt. Schaper hat in diesem Falle möglichst treu den Charakter der Gestalten in den Bildern des Reformationszeitalters angestrebt. Genau so breitbeinig wie in den alten Holzschnitten, und namentlich wie in Cranach's schönem Lutherbildniß des Berliner Kupferstichcabinets, so steht Luther auch in diesem Denkmal da. Der Eindruck eines Mannes des 16. Jahrhunderts ist dadurch wesentlich charakteristischer erreicht, als durch jeden sonst in unsern Denkmälern üblichen ästhetisch abgewogenen Contrast der Stellung von Standbein und Spielbein, der in den Statuen der deutschen Renaissance nur ganz vereinzelt zu finden ist. — Schapers letzte Statue ist das Denkmal des Gussstahlfabrikanten Alfred Krupp für die Stadt Essen. Krupp steht nachdenklich, doch ohne jeden Anflug von Sentimentalität neben dem Amboss. Der leichte Sommeranzug ist so ungezwungen wie bei einer Genrefigur behandelt; statt aller Attribute hält Krupp in der einen Hand den niedrigen Filzhut. Um auch in kleinen Dingen möglichst treu zu sein, hat Schaper die beiden Stulpenstiefel, in denen Krupp täglich durch seine Fabrikanlagen schritt, in Gips abgießen lassen. Zufällig fand ich diese Abgüsse im Atelier neben dem fertigen Modell stehen. Die Art, wie sich das Leder in weite haushige Falten wirft, ist genau ebenso in die Statue übertragen.

Wenn man diese letzte Arbeit mit Schapers erstem Denkmalsentwurf

der Statue Uhlands vergleicht, so erkennt man, daß der Künstler während dieser 22 jährigen Entwicklung demselben Streben nach der höchsten Wahrheit des Lebens treu geblieben ist. Dasselbe gilt von seinen durchaus realistisch aufgefaßten Büsten, unter denen als die hervorragendsten folgende zu nennen sind: Curtius, Zeller, Richard Wagner, Frerichs, Göppert, Heinrich von Sybel, Kiel, Bismarck und Moltke. Das Goethe-Denkmal mit seiner durchaus andern Auffassung des historischen Charakterbildes ist in diesem Schaffen nur eine vorübergehende Episode geblieben.

Aus völlig anderem Geiste geschaffen und wie von der Hand eines ganz anderen Künstlers sind dagegen Schapers weibliche Gestalten. Der Bildhauer, der in seinen Statuen und Büsten so treu den Spiegel des wirklichen Lebens giebt, ist in seinen Frauengestalten ganz dem griechischen Schönheitskanon der alten Nauch'schen Schule treu geblieben. In jedem dieser Köpfe lehren die regelmäßigen Linien der Gesichtsbildung der Antike wieder: die geraden Stirnen mit den im sanften Schwünge gebogenen Augenknochen, die das Auge tief beschatten; die stark entwickelte griechische Nase, die an der Wurzel ohne jede Einsenkung an die Stirne ansetzt; ferner die volle Rundung des stark entwickelten Kinns. Der Ausdruck lieblicher Anmuth ist in diesen Köpfen zuweilen bis zu einem sentimentalen, sehnuchtsvoll hinschmelzenden Lächeln gesteigert. Eins der anmuthigsten dieser Werke ist das Relief der drei Grazien im Besitz des Geh. Rath Volkmann in Halle. Die Grazien sind nach den Worten Goethes im zweiten Theil des Faust dargestellt:

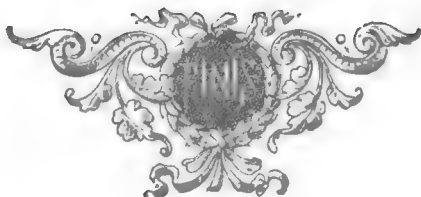
„Anmuth bringen wir in's Leben;
 Leget Anmuth in das Leben!“
 „Leget Anmuth in's Empfangen!
 Lieblich ist's, den Wunsch erlangen.“
 „Und in stiller Tage Schranken
 Höchste anmuthig sei das Danken.“

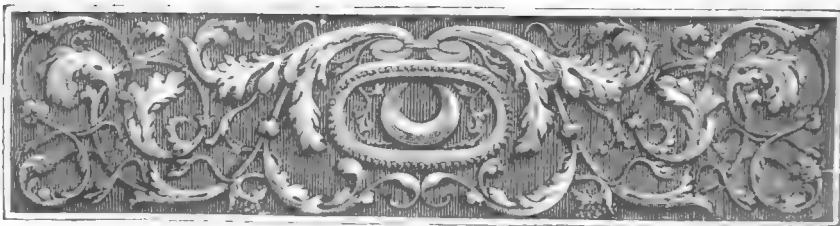
Hier, wo der Grundgedanke der Gestalten die Anmuth ist, zeigt sich Schapers Auffassung am glücklichsten. Eine seiner letzten Arbeiten dieser Art ist die Gruppe „Hebe und Amor tranken die Tauben der Venus.“ Das junge Weib, welches hier den heransflatternden Tauben die Schale hinhält, denkt in seinem träumerischen Lächeln nicht bloß an diese Tauben. Sie sind ihr das Symbol der Liebe, der sie mit freundlichem Blick Gewährung verheißt. Die Gruppe ist auf hohem Marmorpodest effectvoll in dem Hause des Bankier Simon in der Voßstraße in Berlin aufgestellt. Von drei Seiten führen die Arme einer breiten Treppenanlage um das Bildwerk herum, und von allen Seiten betrachtet bietet die Gruppe denselben harmonischen Fluß der Linien dar. Die überaus zarte Grundstimmung des ganzen Werkes sagt meinem persönlichen Empfinden weniger zu.

Von ernsterer Wirkung sind Schapers Frauengestalten für das Berliner Zeughaus. In der großen Ruppelhalle steht als Hauptfigur des ganzen Raumes seine aus weißem Marmor gearbeitete Kolossalfigur der Siegesgöttin. Die Göttin scheint eben vom Himmel auf die Erde nieder zu schweben. In der hoch erhobenen Rechten hält sie den Lorbeerkranz, in der Linken den Palmenzweig. Noch flattern von dem Fluge die Falten ihres Gewandes. In ihren Zügen liegt ein strahlendes Lächeln, mit dem sie den Sieger begrüßt. Die Göttin denkt nicht mehr an den Ernst des Kampfes, sondern nur noch an heitre Festesfreude. Bewegter ist die Stimmung in dem Ausdruck der beiden Idealfiguren in der Feldherrnhalle des Zeughauses. Beide sind wie alle Frauen Schapers in blühender Jugend dargestellt. Die Eine, die Begeisterung, hat Schwert und Schild gefaßt und scheint soeben kampfbereit aufspringen zu wollen. Die Andere hält im Arme die Kaiserkrone, das kaiserliche Scepter und den Delzweig des Friedens, die sie mit dem gezückten Schwerte schirmt; der amtliche Titel dieser zweiten Figur lautet: Die Treue und Wahrung des deutschen Reiches.

Die Uebersicht, welche hier von Schapers Schaffen gegeben ist, konnte naturgemäß nicht jede kleine Nebenarbeit in's Auge fassen. Doch ist wohl kein wesentlicher Zug seiner künstlerischen Thätigkeit in dieser Darstellung übergangen.

Das endgültige künstlerische Charakterbild des Mannes, der jetzt in der Vollkraft seines Könnens im 48. Lebensjahre, inmitten einer ausgebreiteten Thätigkeit steht, zu zeichnen, muß allerdings der Zukunft vorbehalten bleiben. Doch welche Erweiterung das Gesamtbild seines Wirkens auch dereinst erfahren möge, so hat doch die Gegenwart nicht nur das Recht, sondern die Pflicht, sich bereits jetzt Rechenschaft von der Thätigkeit eines der gefeiertsten Meister unserer Zeit zu geben. Dazu mögen diese Zeilen beitragen!





Besuch einiger Schulen der Allgemeinen Israeli- tischen Allianz (Alliance Israélite Universelle) in Marokko und Kleinasien.

Von

M. Noet.

— Berlin. —

Spätere Generationen werden es kaum glauben oder begreifen können, daß heute noch, am Ende des neunzehnten Jahrhunderts, in dichtester Nähe unseres europäischen Continents, durch eine nur wenige Meilen breite Wasserstraße von demselben getrennt oder vielmehr mit demselben verbunden — Gebirge, trennen, Flüsse und Meere aber verbinden die Länder und Völker — ein Reich bestehen oder vegetiren kann, dessen Cultur auf durchaus keiner höheren Stufe steht, als die der einst durch die Hordenführer eines Dschingi-Khan oder Timur gegründeten Barbarenstaaten. Es dürfte heute in der ganzen Welt, die central-afrikanischen Negerstaaten und die polynesischen Scheinkönigthümer nicht ausgenommen, kein Land geben, in dem eine in jeglicher Beziehung erbärmlichere und wüsthäre Wirthschaft herrscht wie im modernen Marokko.

Hierauf des Näheren einzugehen, ist aber nicht der Zweck dieser Zeilen. —

Jeder Tourist, der auf einer Reise durch Spanien die nicht ganz leicht zu erreichende südlichste Spitze Andalusiens, Gibraltar, einen der interessantesten Punkte der Erde, berührt, wird der Versuchung nicht widerstehen können, auch dem gegenüberliegenden Continent mit dem Raubstaat Marokko einen kurzen Besuch abzustatten. Gelegenheit, nach Tanger überzusetzen, findet sich in Gibraltar mindestens einmal täglich. Die regelmäßig fahrenden Dampfer sind theils schlecht, theils sehr schlecht; hat aber der Reisende das Glück, an Bord eines Tanger berührenden Dampfers

einer der großen Mittelmeerlinien zu kommen, so vollzieht sich die Ueberfahrt in drei Stunden in angenehmster Weise. Als Schreiber dieser Zeilen im Herbst 1887 in Begleitung eines Freundes in einer erbärmlichen Nußschale, die den stolzen Namen „Ville de Tanger“ führte, übersekte, befand sich, neben einer großen Anzahl marokkanisch-jüdischer Passagiere, auch eine der jetzt sehr beliebten amerikanischen fliegenden Erziehungsanstalten an Bord.

Neun junge Damen, deren geistige Vorzüge die körperlichen hoffentlich überragten, folgten, wie wir von ihrem Führer und Dolmetscher, einem mehr als geriebenen Sohne Gibraltars hörten, schon seit mehreren Monaten einer Pensionsvorsteherin, welche sie contractmäßig in einer bestimmten Zeit von New-York aus durch Europa, Afrika und Asien (d. h. Tanger und Skutari) und wieder nach Amerika zurückzuführen hatte. Die Dauer der „Afrikareise“ war auf vierundzwanzig Stunden berechnet.

Eigenthümlich war während der Fahrt die stellenweise ungleiche Farbe des Meeres. Während dieselbe in der Bai von Gibraltar noch hellblau wie die eines Binnensees war, rollten uns etwa auf der Höhe von Tarifa die dunkelgrünen Wogen des Atlantischen Oceans entgegen, mit den sich aufbäumenden Mittelmeerwellen erst dann sich vermischend, nachdem die ungleich gefärbten Wasser wie zwei verschiedene Stoffe eine weite Strecke neben einander nach Osten getrieben waren.

Die, an der nordwestlichen Seite einer so ziemlich allen Winden zugänglichen Bucht gelegene, gegen einen Hügel sich lehrende, amphitheatralisch aufgebaute Stadt Tanger macht, vom Meer aus gesehen, einen sehr gefälligen Eindruck. Alle Häuser sind weiß getüncht, und diese helle Masse, die in der blendenden Sonne viel weißer erscheint, als sie in Wirklichkeit ist, hebt sich, von einigen schlanken, glitzernden Minarets überragt, gegen den klaren blauen Himmel und das wenn auch spärliche Grün ihrer Umgebung recht freundlich ab. Drei über einander erbaute Terrassen sind, abgesehen von verschiedenen alten, ziemlich unbrauchbaren Geschützen mit sechs neuen zwanzig-Lon Armstrongs armirt, und auf den unruhigen Wogen der Bai schaukelte Seiner Scherifianischen Majestät Kriegsflotte, bestehend aus einem uralten, kleinen, mit sechs Geschützen gewappneten, einstigen Fracht- und Personendampfer, der „Hassanieh“, mit welchem es einst einem unternehmenden Arier gelang, den Sultan zu übervorthheilen.

Die Ausshiffung war bei der durch Stürme der letzten Tage noch unruhigen See recht unangenehm, zeitweise sogar gefährlich. Ruderer brachten uns endlich, allerdings gänzlich durchnäßt, nach einem erbärmlichen Hafendamm, von dem wir uns, von der Zollbehörde in keiner Weise, wohl aber durch allerhand herumlungernbes Gefindel belästigt, in wenigen Minuten nach dem Hotel Continental begaben. Dieser Gasthof übertrifft die besten Hotels der ganzen iberischen Halbinsel mit Gibraltar in jeder Beziehung — nur nicht in den Preisen — um ein Bedeutendes; man ist dort eben so gut wie bei Uhl oder Dressel.

Tanger ist oft genug beschrieben worden; es ist eben so schlecht, das heißt schmutzig, winklig, dunkel und übelriechend, wie sein Ruf und wird hierin selbst von keiner Stadt des gesegneten Spaniens erreicht. Eine einigermaßen breite, stellenweise sogar gepflasterte Straße mit mehreren recht erbärmlichen Moorish Bazaars führt nach dem ebenso erbärmlichen Markt. Der hier herrschende Geruch nach faulem Obst, faulem Fleisch und faulen Fischen, der Reichthum an todtten Ragen, Ratten und Hühnern, überhaupt der ganze orientalische Dufst, der in gleichem Maße todtten Thieren wie lebenden Menschen sein Dasein verdankt, wird selbst den Reisenden, der andere Länder der Levante oder der Tropen besucht hat, überraschen:

Jenseits des Marktes führt die Straße durch ein zerfallenes Thor (Bab-el-Sok) in's Freie; dieselbe erreicht damit auch so ziemlich die Spitze des Hügels, an welchen Tanger angebaut ist.

Wie eine Nase in der Wüste liegt hier, das im maurischen Styl gebaute Haus umgebend, der oft gerühmte Garten des deutschen Ministerresidenten. Weiter nach Westen befinden sich die Wohnungen der übrigen Vertreter europäischer Staaten. Bekanntlich leben diese nicht in der Hauptstadt, bezw. in einer der Hauptstädte des Landes, sondern der Sultan hat seinen Minister des Auswärtigen Saïd Bargasch möglichst weit von sich selbst ab in Tanger untergebracht, damit ihn die ewigen Klagen und Berichte desselben so selten wie möglich, oder wenn irgendwie möglich, überhaupt gar nicht erreichen. Der Minister kann sehen, wie er mit den Ungläubigen zurechtkommt.

Das Corps diplomatique ist ziemlich stark in Tanger vertreten; Spanien, z. B., das ja ebenso nach Marokko hinschielte, wie Italien nach Tripolis, oder früher Frankreich nach Tunis und Algier, ist durch einen Gesandten, einen Generalconsul, einen Consul, einen Viceconsul und zeitweise noch durch einige Attachés vertreten.

Der größte Theil der Bevölkerung Tangers setzt sich aus Marokkanern — dieser Begriff soll hier nicht specialisirt werden —, Juden und Negern zusammen.

Die Neger sind meist Sklaven, die in Marokko sehr billig, billiger noch wie in Sansibar sind. Sie kleiden sich, ebenso wie der marokkanische Arbeiter, in Röcke und Hosen aus Sackleinwand, über welche der marokkanische Mantel aus grobem, schwarz und grau gestreiftem Wollenstoff mit Kapuze gestülpt wird, dessen kurze Ärmel, weil der Neger seine Arme dicht am Leibe zu behalten liebt, steif vom Mantel abstehen. Die Juden werden weiter unten besprochen werden.

Die Tracht des begüterten Marokkaners ist ebenso einfach wie kleidsam, weißes Hemd, weiße, weite, bei beiden Geschlechtern kaum bis zum Kniee reichende Beinkleider, darüber ein meist dunkelblauer, langer, weiter, recht bequemer Rock und über diesem noch die unentbehrliche Dschelläba, der große weiße Kapuzenmantel aus einem unseren Hand- oder Badetüchern

entsprechenden groben Stoffe. Der um den rothen Fez gewundene mächtige weiße Turban und ein Paar, meist gelber Pantoffeln vervollständigen das malerische Kostüm. Je brennender die Sonnenhitze ist, und je glühender der Wüstenwind weht, desto mehr hüllt sich der Marokkaner, ebenso wie der Tuareg oder Sudanese, in seine Kapuze und seine schweren Gewänder. Eine Gruppe wohlhabender Marokkaner — bei den Nermieren verändert sich das Weiß der Kleidung gar bald in Gelb und Braun — mit ihren tiefbraunen, ernstern, von langen wohlgepflegten Bärten umrahmten Gesichtern, Alle stets würdevoll in ihren geradezu mit klassischem Faltenwurf sie umhüllenden Dschelläbas einhererschreitend, bietet einen wirklich schönen Anblick.

Ueber das sogenannte schöne Geschlecht in Marokko ist es dem Fremden schwer oder unmöglich, sich ein Urtheil zu bilden, weil er nie eine Maurin aus guter Familie unverfchleiert sehen wird. Was aber die Frauen und Mädchen betrifft, welche der Fremde in Tanger und Tetuan zu Gesicht bekommt, also meist Bäuerinnen, so vernachlässigen dieselben ihr Aeußeres in hohem Grade. Auch sie hüllen sich in weiße Stoffe, und diese Farbe mag in diesem heißen Lande sehr angebracht sein, leider aber sehen die Trägerinnen derselben in Folge des Staubes und Schmutzes durchgehend unreinlich und verkommen aus. Die Tracht der Weiber an und für sich ist schon unsäglich häßlich. Die Reichen kleiden sich allerdings in golddurchwirkte (europäische) Stoffe, die hier noch mit Gold bestickt werden; das weibliche Wesen aber, dem man auf Schritt und Tritt begegnet, hüllt sich in kurze, einst weiße Beinkleider, knüpft um seine Taille, sofern man von einer solchen reden kann, die Zipfel eines, unseren groben, rothgeränderten Handtüchern entsprechenden Tuchs, das nach hinten herabhängt, während über den in ein grobes Hemd gehüllten, meist plumpen Oberkörper ein zweites, eben solches Tuch in derselben ursprünglichen Weise geknotet ist. Den unteren Theil des Gesichts von den Augen bis zum Kinn, sowie den übrigen Theil des Kopfs verhüllt ein grobes, ebenfalls einst weißes Tuch, in welchem an der in Folge des Athmens feuchten Stelle vor Mund und Nase stets ein häßlicher gelbbrauner Staubfleck sich bildet, durch den man unwillkürlich an Geschwüre und Aehnliches erinnert wird. Ueber dieses ganze form- und reizlose Arrangement wird nun noch ein Mantel oder eine Decke von der Größe und ganz demselben Ansehen, wie etwa vier aufgetrennte und zu einem Stück vereinte europäische Säcke, geworfen, der den Oberkörper und den Kopf verhüllt. Diese ganze plumpe und unsaubere Masse wird von einem über 1 Meter im Durchmesser sich dehrenden, an vier Seiten aufgebundenen Strohhut überdacht, während unten aus derselben zwei ungraziöse, staubige, unbekleidete Beine zum Vorschein kommen.

Auf dem Lande sieht man vielfach Frauen und Mädchen unverfchleiert und kann dann die eigenthümliche Kinn-Tätowirung derselben, ganz ähnlich der der Grönländerinnen, bemerken.

Mehr als das, wenn auch recht afrikanisch verkommene, so doch stark von europäischer Civilisation angehauchte Tanger zog uns Tetuan an, eine Stadt ca. 14 Meilen östlich von Tanger gelegen, die von hier in einem Tage leicht zu erreichen ist. Unsere Vorbereitungen waren rasch getroffen und würden kaum einen Tag in Anspruch genommen haben, wenn wir uns nicht im Fast- oder Festmonat Ramasan befunden hätten. So aber waren Pferdevermiether, die von Sonnenaufgang bis Untergang keinen Bißsen berührten, über deren brennende Lippen während derselben Zeit kein Tropfen irgend einer Flüssigkeit kam, und die sich nicht einmal den harmlosen Genuß einer Pfeife oder Cigarette gestatteten, dabei aber bei dem Kanonenschuß, der den Sonnenuntergang verkündete, nach den vorgeschriebenen Gebeten sich über Speisen und Trank hermachten und bis zum Morgengrauen aßen, tranken, — und zwar hier nicht ausschließlich Wasser oder Kaffee — beteten, Karten spielten, sangen und tanzten bzw. sich etwas vortanzen ließen, — sie waren während der Abendstunden in geschäftlichen Angelegenheiten nicht zu sprechen. Bei Tage, wenn sie sich vielleicht gegen 6 Uhr Morgens zur Ruhe gelegt, waren sie erst recht nicht zu Hause. Der Ramasan macht auch die besten Menschen nervös und ungeschicklich, ja grob und streitsüchtig.

Auch unser militärischer Begleiter, ohne welchen kein Fremder den kleinen Auszug nach Tetuan unternehmen darf, war nicht gleich aufzutreiben. Ein Fremder, der ohne einen solchen Moro del rey den Ritt nach Tetuan unternähme, würde wohl kaum ernstlich in Gefahr kommen, die persönliche Sicherheit in und bei Tanger ist sogar heute viel größer wie etwa in und bei Smyrna, immerhin aber schützt der Soldat allein durch seine Gegenwart den Fremden in diesem Theile von Marokko vollkommen vor jeglichem Angriff, der etwa aus Habsucht oder Fanatismus gegen ihn unternommen werden könnte. Der Moro erhält für seine Dienste 15—20 Francs täglich, welche er aber nicht für sich behalten darf, sondern die er bis auf einen kleinen Rest seinem hohen Vorgesetzten, dem commandirenden General von Tanger abliefern muß. Die Garnison von Tanger soll aus 200 Mann bestehen, die täglich 1½ Realen (30 Pfennige) erhalten. Auf dem Papier stehen dagegen allerdings 600 Mann, für welche der Pascha auch den Sold verrechnet; er zieht es indessen vor, die kleine Differenz zu seinem eigenen Besten zu verwenden.

Sobald unsere Vorbereitungen beendet waren, ritten wir vor Sonnenaufgang unter Führung eines mehr eleganten als brauchbaren jüdischen Dolmetschers Akiba Levy, von einem auf wackerem Mauleselein hochenden Pferdebesnecht, dem auch unser Mundvorrath anvertraut war und unserm Moro del rey begleitet durch elend gepflasterte Gassen und ein zerfallenes Thor nach dem Meeresstrande, um einige hundert Schritte weiter aus den Dünen in die nach Osten führende Straße einzubiegen.

Unser schwarzer militärischer Beschützer sah sehr verdrüsslich, dafür

aber außerordentlich marokkanisch aus. Von einer Uniform war natürlich keine Rede; sein Oberkörper war durch den schweren weißen Mantel, aus dem nur eine zerrissene rothe Säbelscheide herausragte, dicht verhüllt, während die nackten Füße in riesigen Steigbügeln stakten. Quer vor sich hielt er eine der bekannten langen marokkanischen Büchsen, dieselbe, die zum Schutz gegen etwaigen Regen sorglich in ein Futteral aus rother Wolle gehüllt war, durch die nach Landessitte hoch gezogenen Knie stützend. So hockte er, unbeweglich wie eine peruanische Mumie, von Sonnenaufgang bis Untergang auf seinen hohen Sattelwülsten, nie würdigte er uns Ungläubige eines Blicks, und dem Gehege seiner Zähne entfuhr während der ganzen Reise kein Wort. Der Ritt von Tanger nach Tetuan bot landschaftlich sehr wenig; einige ärmliche Dörfer oder Hütten, meist ziemlich weit von der Straße gegen niedere Hügel sich lehnen, unterbrachen bisweilen die eintönige Umgebung, in deren gelblich grauen Ton auch einzelne uns hin und wieder begegnende Feldarbeiter oder Bauersfrauen kaum eine Abwechslung brachten. Auffallend und für die Zustände im Lande bezeichnend, war nur der Umstand, daß jeder wenn auch nur in Lumpen gehüllte Bauer mit einer langen Büchse bewaffnet war.

Die anfangs nur wenig steigende Straße beginnt unterhalb eines auf dem höchsten Punkte des zwischen Tanger und Tetuan nach Norden sich verlaufenden Gebirgszuges gelegenen „Fondak“ — ein „Karavanjerail“ schlimmster Sorte — bedenklich steil zu werden. Wir machten hier einen kurzen Halt, stärkten uns durch die mitgebrachten Lebensmittel und labten uns an dem kühlen Wasser einer in Stein gefaßten Quelle (Ain-Deschedida), in deren Naß auch eine muntere Schildkröte und ein auffallend großer Frosch Erfrischung gesucht und gefunden hatten. Unsere marokkanischen Begleiter nahmen trotz der glühenden Hitze nicht das Geringste zu sich.

In diesem strengen Befolgen des Fastengebots während des Ramasans, und in der Art und Weise, wie dies Gebot von vielen Millionen Gläubigen streng eingehalten wird, kommt ein gutes Theil der starren Macht zum Ausdruck, welche der Islam über seine Anhänger ausübt, zugleich zeigen sie die furchtbare Gefahr, die der Islam, für den Fall, daß er einmal als geschlossene politische oder militärische Macht auftreten sollte, bietet. Man vergleiche nicht etwa das „Fasten“ der katholischen Christen mit dem der Mohammedaner. Der fastende Katholik ist sich an Fisch oder Brot satt, er trinkt nach Herzenslust; der fastende Moslim dagegen, meist unter heißen, ja den heißesten Himmelsstrichen der Erde lebend, versagt sich während der größeren und heißeren Hälfte des vierundzwanzig-stündigen Tages, auch wenn ihn Niemand beobachtet, alle und jede Labung, nur weil der Koran es so vorschreibt. Der Bewohner der Sahara fastet wie der Sudanese, der chinesische Muselman in Yunnan wie der Malaye im indischen Archipel, sie alle befolgen blindlings, ohne zu klagen, die Vorschrift des Propheten. Mit demselben blinden Gehorsam würden sie auch jeden

anderen Befehl irgend eines neu auferstehenden falschen oder ächten Propheten ausführen, der es verstünde, die Gläubigen unter seine Fahne zum Kampf gegen die verhasste Christenheit zu vereinigen.

Eine solche Gefahr ist heute an zwei Punkten der Erde vorhanden: einmal im Sudan, wo es den Engländern nicht gelang, die Mahdisten zu besiegen, wo sie vielmehr sich feige zurückzogen, die eroberten Stellungen aufgaben und einen Mann wie Gordon, der dem Sudanesen geradezu als Verkörperung der christlichen Idee, als der Mann, der in seiner Person Alles, was dem Central-Afrikaner unter dem Begriff „Europa“ bekannt und verhasst ist, darstellte, ebenso unedler wie unverständlicher Weise preisgaben.

Weiß oder glaubt denn England nicht, daß diese Nachricht seiner Schande sich mit beinahe telegraphischer Schnelle von Continent zu Continent verbreitete? daß sie heute auch jedem Einzelnen seiner vierzig Millionen mohammedanischer Unterthanen in Asien genau bekannt ist? Ahnt es nicht in wie unberechenbarem Maße sein Ansehen hierdurch bei denselben gesunken ist? Zehn Stanley's konnten und können nicht wieder gut machen, was durch den Tod des einen Gordon versäumt und gesündigt worden ist. Auf die von Seiten der Mohammedaner an der Ostküste Afrikas europäischen Unternehmungsgeiste und christlicher Civilisation drohenden Gefahren wollen wir hier nicht näher eingehen.

Der andere Punkt, auf welchem der Islam während jahrelanger Kämpfe einer europäischen Colonialmacht bisher siegreich widerstanden hat liegt im nordwestlichen Sumatra, in Atjeh. Der Araber am Cap der guten Hoffnung oder in Sansibar, der Maskarene wie der Afghane, der Sohn der mittelafrikanischen Wüste wie der Persischer an der nordaustralischen Küste, sie alle lauschen auf die Siegesnachrichten ihrer Glaubensbrüder aus Atjeh. Mit Hohn und Spott sieht der Malaye, der Javane, der Araber der holländischen Colonien Tausende von Söldnern nach Sumatra sich einschiffen, Tausende, von denen nur Wenige an Leib und Seele gebrochen jemals wieder Atjehs Boden verlassen werden. Er weiß, daß der Abgrund Atjeh hunderte und abermals hunderte von Millionen Gulden verschlungen hat, und er weiß auch, daß trotz all dieser Opfer der Holländer an Geld und Blut der Islam dort bisher siegreich geblieben ist. Es gehört keine Prophetengabe dazu, um es als unausbleiblich vorauszusagen, daß, wenn Holland sich nicht entschließt, mit Einsetzung seiner ganzen Macht in Atjeh zu siegen und, wenn es sein muß, die Atjeher bis zum letzten Säugling auszurotten, sondern sich etwa gar gezwungen sieht, den letzten Posten, den es heute noch an Sumatras Westspitze besetzt, aufzugeben, daß von jenem Augenblick an die Tage der holländischen Herrschaft im Malaisischen Archipel überhaupt gezählt sein werden. —

Der Leser wolle nach dieser Abschweifung, die wir zu entschuldigen bitten, mit uns nach der Ain Dschédida zurückkehren, wo soeben unsere fastenden Maroffaner die Thiere wieder marschbereit gemacht haben.

Der Weg wurde recht schlecht; durch scharfe Felsblöcke hindurch mußten unsere Thiere steil bergauf und bergab klettern, und erst nach neunstündigem Ritt (von Tanger gerechnet) sahen wir Tetuan mit seinen weißen Wäuten, die sich scharf von dem bergigen grünen Hintergrund abhoben, in der Ferne vor uns liegen. Noch waren wir indeß weit von unserem Ziel entfernt, denn das Bild verschwand sofort wieder, und wir hatten noch mehrere Stunden lang mit den ermüdeten Pferden Schluchten, tiefe wasserlose Flußbetten und eine hohe steinerne Brücke zu passiren, bevor wir an ein Thor der ganz Tetuan umgebenden morschen Stadtmauer gelangten. Eine enge schmutzige Straße, deren durch allerhand Unrath glattes Pflaster mein Thier sofort zu Fall brachte, führte uns auf den Markt, auf welchem wegen des jüdischen Sabbath's plaudernde Juden in großer Zahl herumstanden. Wir kreuzen denselben, erreichen das Thor des Judenviertels, durch welches wir wegen des niedrigen oberen Querbalkens tief auf den Sattelknopf gebeugt reiten müssen; wir drängen uns durch mehrere unsäglich schmutzige und übelriechende Gäßlein, bis wir vor dem von außen unscheinbaren, innerlich aber äußerst wohnlich eingerichteten Gasthause des W. Nahom jr., eines unter englischem Schutz stehenden Juden, halten und absteigen.

Kühle Getränke erfrischten bald darauf den inneren, ein Bad den äußeren Menschen, und für geistige Anregung sorgten die Fremdenbücher. Nur wenige Tage vor unserer Ankunft hatte z. B. ein englischer Reverend seiner Dankbarkeit gegen Gott und seiner Freude darüber, daß er in this wild, barbarous and unknown country eine so gefährliche Afrikareise wie die von Tanger nach Tetuan ohne Schaden an Leib und Seele zurückgelegt, zumal aber seinem Erstaunen darüber, daß er hier, im innersten Centralafrika ein — Bett gefunden habe, in schwungvollen Versen Ausdruck gegeben.

Wenngleich Tetuan für Kenner des Orients des Sehenswerthen wenig bietet, verbrachten wir die Zeit unseres Aufenthalts, Dank der Liebenswürdigkeit des spanischen Militär-Attachés, der vor einigen Jahren die Manöver des 8. Corps bei Brühl als Gast unseres Kaisers mitgemacht hatte, nicht minder wie der des spanischen Viceconsuls, eines hochgeleganten, nach spanischer Sitte auffallend viele Namen für einen einzelnen Menschen auf sich vereinigenden Cavaliers, in der angenehmsten Weise.

Da indeß in diesen Zeilen von dem, was wir in Marokko sahen und erlebten, nur so weit es sich um Skizzirung des Monde ambiant der marokkanischen Juden als Zoa politica handelt, die Rede sein soll, so werden wir uns in Folgendem ausschließlich mit unserem Thema beschäftigen.

Unsere spanischen Gastfreunde hatten uns gesprächsweise ihre Absicht mitgetheilt, der Schule der Alliance Israélite Universelle in Tetuan einen Besuch abzustatten, und gern nahmen wir deren Anerbieten an, sie dabei zu begleiten. Sobald daher am nächsten Morgen das nach Sonnenuntergang geschlossene Thor des Judenviertels geöffnet war, begaben wir uns

nach dem am Marktplatz gelegenen spanischen Consulat. Auf dem Markt herrschte reges Treiben. Die Juden dürfen allerdings in den meisten Städten Marokkos erst, nachdem die mohammedanischen Käufer ihre Bedürfnisse befriedigt haben, ihre Einkäufe machen. — Abgesehen von dem Feilschen und Handeln theilte sich die Aufmerksamkeit der Menge zwischen einem eingeborenen Taschenspieler, Schlangenbändiger und Märchen erzähler und einem in Frack, weiße Binde und Handschuhe gekleideten Spanier, der von einem in grellen Farben angestrichenen Wagen aus ein unfehlbares Mittel gegen den Bandwurm, von dem er zahlreiche in Spiritus schwimmende Exemplare herumreichte, anpries. Der Mann konnte glücklicherweise kein Wort maghrebinisch, und so ist zu hoffen, daß nicht zu viele Mauren sich an seiner „Purga“ den Magen verdorben haben.

Das spanische Consulat liegt, durch eine Mauer gegen den Markt abgeschlossen, friedlich inmitten eines Wein- und Feigengartens; hier befindet sich auch eine kleine katholische Kapelle, an welcher drei Mönche angestellt sind, die sich aber mit Missionsthätigkeit nicht befassen.

Wenige Schritte brachten uns nach der Schule der Israelitischen Allianz. Bevor wir dieselbe aber betreten, sei es gestattet, einige Worte über die Juden und deren Lage in Marokko, sowie über die Alliance Israélite und deren Schulen im Allgemeinen vor auszuschicken.

Seit nunmehr beinahe vier Jahrhunderten sind die aus Spanien durch das bekannte — heute übrigens gesetzlich noch nicht außer Kraft gesetzte — Edict Ferdinands und Isabellas vom 31. März 1492 ausgewiesenen Juden, die sich nach dem so nahe gelegenen Marokko wandten, dort im Lande ansässig, ohne es, einige Ausnahmen abgerechnet, zu einer höheren socialen Stufe als der eines ärmlichen Handwerkerstandes, vielfach auch nur eines verkommenen Handwerker-, Händler- oder gar Sklaven-Proletariats zu bringen. Die Schuld an dieser Thatfache wird meist den Verfolgungen und Unterdrückungen zugeschrieben, denen die spanisch-jüdischen Auswanderer von Seiten der Marokkaner ausgesetzt waren; indeß muß dieselbe auch in anderen Umständen und Verhältnissen gesucht werden.

Man liest ja, und zwar durchaus nicht bei jüdischen Schriftstellern allein, immer wieder, daß Spanien sich durch die Vertreibung der Israeliten, (die Mauren sollen hier nicht weiter berücksichtigt werden) selbst den Todesstoß versetzt habe; immer wieder wird der Schaden, den sich Spanien durch dies Edict zugezogen habe, hervorgehoben; stets auf's Neue wird betont, daß der Verfall Spaniens, sein Sturz von der Höhe der einstigen Größe und Macht von jenem Edict an zu datiren sei, ohne welches Spanien das blühendste, mächtigste und reichste Land der Welt bis auf den heutigen Tag geblieben wäre. Wenn man sich dieser Auffassung anschließen will, nach welcher man also zumal in den spanischen Juden des 15. Jahrhunderts die haupt sächlichen Träger der damaligen spanisch-orientalischen Kultur erblicken müßte, deren sich das Land auf einen Schlag

leichtfertiger Weise beraubte, so liegt doch die Frage nahe genug: warum haben denn die 300 000 Juden, die sich zum größten Theil in den Küstendörfern des Mitteländischen Meers niederließen, ihre Kultur nicht in die neue Heimat verpflanzt, gerade so wie es z. B. die aus Frankreich ausgewiesenen Hugenotten thaten, deren Spuren wir durch alle Länder, nach denen sie ihre Schritte lenkten, auch in solchen, wo sie bei der Einwanderung keine Glaubensgenossen vorfanden, wie z. B. in Südafrika an der durch sie eingeführten höheren Kultur deutlich verfolgen können? Was haben denn die Sephardim, die sich zu Tausenden in der Türkei oder an der Küste Syriens und Kleinasiens niederließen, wo man ihnen durchaus wohlwollend entgegenkam, geleistet und geschaffen? Ich nenne absichtlich nur diese Länder, weil die vorliegenden Zeilen sich mit den dortigen Juden beschäftigen sollen.

Wenn Sultan Bajasid wirklich einmal den Ausspruch gethan haben sollte: „Ihr Spanier nennt Euren König einen klugen Mann, aber da er die Juden vertrieb, hat er sein Land arm und das unsere reich gemacht“, so würde es demselben doch wohl sehr schwer geworden sein zu beweisen, wie und wo die Juden denn ein Land, und gar erst die Türkei, reich gemacht haben. Vor Kurzem erschienen in der kölnischen Zeitung Berichte aus Saloniki, also der Stadt, in welcher die jüdische Bevölkerung seit Jahrhunderten mehr wie die Hälfte der Einwohner bildet, und wo Gelegenheit genug vorhanden war, ein Neuspanien entstehen zu lassen und den Beweis für die außerordentliche Tüchtigkeit und Fähigkeiten der Juden, durch deren Verlust Spanien ruinirt worden sein soll, zu liefern. Aber auch von dort schrieb der Berichterstatter, daß die Juden im Laufe der Jahrhunderte kaum einen Namen aufzuweisen haben, der über den engen örtlichen Bezirk oder den des Stammesinteresses hinausgewachsen wäre*).

Und so ist es überall an der Mittelmeerküste und im Orient, wo die Ausgewiesenen sich niederließen; überall sind sie ebenso arm und ungebildet geblieben, wie die größere Mehrzahl von ihnen zur Zeit der Einwanderung war. Es soll denselben damit kein Vorwurf gemacht werden. Die spanischen Juden waren eben nicht besser als die übrigen Spanier. Ebenso wenig wie jene haben es letztere verstanden, ihr Vaterland auf seiner einstigen Höhe zu erhalten oder gar nach Analogie der alten Griechen ihre Macht und Kultur nach fremden Ländern und Erbtheilen zu verpflanzen, um des Mutterlandes Glanz und Größe verjüngt in Colonien erstehen und erblühen zu lassen. Nicht in der Vertreibung der Juden allein ist der Grund des Verfalls Spaniens zu suchen, sondern derselbe ist ganz anderen Umständen zuzuschreiben, auf welche hier nicht weiter eingegangen werden kann.

*) „Nach 1000 jährigem Aufenthalt in einem Lande stehen sie als Fremdlinge da, den Boden, auf dem sie geboren, nie als ihre Heimat, das Volk, mit welchem sie aufwuchsen, stets als ihren Feind betrachtend!“ sagte Graf Moltke (Darstellung der inneren Verhältnisse und des gesellschaftlichen Zustandes in Polen) i. J. 1832 von den Juden in Polen.

Die 300 000 Juden hätten den Ruin Spaniens auch nicht aufgehalten. Er war eine Folge der europäischen Kriege der Spanier, vor Allem aber ihrer Jahre langen Fehden in Amerika; denn in der neuen Welt verbluteten Jahr aus Jahr ein die Edelsten des Landes, sowohl die aus dem Bürgerstande wie aus dem Adel; nicht dem Lande Spanien kamen die Silber- und Goldflotten zu Gute, sondern die todte Hand war es, die den Rest der vom Hofe nicht in der planlosesten Weise verschleuderten Millionen umfrachtete; die Geistlichkeit war es, die das Land systematisch ausfog und verarmen ließ; ihre Schätze vermehrten sich in demselben Maße, wie der spanische Bürger und Bauer zum Proletarier verkam und verdummte. Den Juden wäre es dabei, ganz abgesehen von der Inquisition, nicht besser ergangen; auch sie hätten nicht in die Speichen des dem Abgrunde entgegenrollenden Rades eingreifen können. Wären dieselben nicht aus Spanien vertrieben worden, so würden auch sie, mit vielleicht einzelnen hervorragenden Ausnahmen, heute ebenfalls auf keiner höheren socialen oder sonstigen Stufe stehen, wie etwa der moderne Andalusier oder aber wie der heutige Jude in Nordafrika und der Türkei.

Gerade die Israelitische Allianz ist es nun, die es unternommen hat, die orientalischen Juden aus ihrer Lethargie aufzuwecken, die denselben die rettende Hand entgegenhält, um sie aus dem wirthschaftlichen Sumpf, in dem sie stecken, herauszuholen, und die zumal den edlen Zweck verfolgt, ihre Glaubensgenossen in jenen fernen Ländern zu einem neuen Geistesleben auferstehen zu lassen.

Die Allgemeine Israelitische Allianz besteht seit dem Jahre 1860. Der Zweck und die Absicht derselben dürften sich wohl folgendermaßen zusammenfassen lassen: Sie will die Emancipation der Juden, d. h. die vollständige Gleichberechtigung derselben mit den Eingeborenen der von den Juden bewohnten Länder, wo dieselbe de jure oder de facto noch nicht besteht, erreichen; sie will den Juden in Ländern, wo dieselben Verfolgungen ausgesetzt sind, wirksamen Beistand leisten; vor Allem aber sucht sie durch Einrichtung von Elementar- sowohl wie von Handwerker Schulen für beide Geschlechter die Hebung der Juden im Orient, in Nordafrika wie in den unteren Donauländern, in sittlicher und geistiger Beziehung und dadurch auch eine Verbesserung der äußeren Lage derselben herbeizuführen. Die Allianz zählt heute ungefähr 35000 Mitglieder, von denen die Hälfte auf Deutschland entfällt, der Rest vertheilt sich über sämtliche Länder Europas mit Ausnahme von Rußland und Rumänien, wo die Allianz verboten ist, dann auch über Nordamerika und die anderen Erdtheile. Das jährliche Budget der Allianz beträgt über 400000 Francs, die ausschließlich aus freiwilligen Beträgen zusammenfließen, und von denen 7 Achtel für Schulzwecke verwendet werden. Die oberste Leitung der Gesellschaft ruht in den Händen eines aus Mitgliedern aller Länder bestehenden „Central-Comité“, welches seinen Sitz in Paris hat. Der Allianz ver-

wandte, und ähnliche Zwecke wie dieselbe verfolgende Gesellschaften haben sich in London und Wien, letztere zumal mit Rücksicht auf die Juden der österreichischen Länder gebildet.

Treten wir nun der Frage näher, ob es denn den Juden in Marokko wirklich schlecht geht und ob die Allianz berechtigt ist, alle die ihr zu Gebote stehenden Hebel — und es sind deren bekanntlich nicht wenige — in Bewegung zu setzen, um eine Besserung der Lage der Juden und der Behandlung derselben herbeizuführen!

Diese Frage muß entschieden bejaht werden.

Die ewigen Klagen über Ver- oder Mißhandlung der Juden in den verschiedenen Erdtheilen sind allerdings mit großer Vorsicht aufzunehmen. Der Wahlspruch der Allianz lautet: „Tous les Israélites sont solidaires les uns des autres“, und diesem Wahlspruch gemäß ertönt denn auch regelmäßig, sobald in irgend einem ganz, halb, oder auch gar nicht barbarischen Lande irgend einem Juden ein Leids geschieht, in der unter dem Einfluß der Allianz oder der Juden überhaupt stehenden europäischen und ausländischen Presse der Weheruf über die Judenverfolgung auf Erden, ohne daß dabei irgendwie die Frage berücksichtigt wird, ob denn Anhänger anderer Religionen oder Angehörige anderer Nationen in demselben Lande nicht eben denselben Verfolgungen unterworfen sind. Das geht so weit, daß die Allianz in ihren Veröffentlichungen zum Beweise der unerhörten Mißhandlungen und Verfolgungen, denen ihre Glaubensgenossen in Marokko ausgesetzt sind, z. B. den Umstand anführt, daß „das kleinste arabische Kind selbst den durch sein Alter und seine Tugenden ehrwürdigsten Juden am Rock zupft,“ oder daß „ein israelitischer Schneider auf höheren Befehl mit Ruthen geschlagen wurde, weil er nicht rechtzeitig genug ein Kleidungsstück, welches ihm ein marokkanischer Beamter bestellt hatte, liefern konnte.“ Die Allianz muß ganz genau wissen, daß dieser Beamte seinen lässigen Schneider ebenso würde haben prügeln lassen, wenn derselbe ein Christ oder Marokkaner gewesen wäre, und wir wollen nicht weiter untersuchen, was etwa eine europäische Dame, gleichviel ob Jüdin oder Christin, mit ihrem Schneider oder ihrer Schneiderin anfangen würde, welche sie mit der bestellten Toilette an einem Ballabende im Stich lassen würde, wenn sie die Macht hätte, dieselben nach Herzenslust zu bestrafen.

Die Frage, ob den betreffenden Juden in Marokko oder anderswo für die Mißhandlung, welcher er ausgesetzt war, oder ausgesetzt gewesen zu sein behauptet, keinerlei Schuld trifft, wird nie berührt. Immer sind es die armen, unschuldigen Juden, die von den übrigen bösen Menschen schlecht behandelt werden, und gleich verlangt die ganze Presse diplomatische Noten und Schritte, um das dem armen Opfer zugefügte Unrecht zu sühnen. Es soll den Juden übrigens auch hiermit kein Vorwurf

gemacht werden. Jeder sorgt für sich, so gut er kann*). Die Christen machen es ja vielfach gerade so. Da kann irgendwo in der Südsee in einer der idyllischen Inselgruppen, wo der Sklavenhandel, der Menschenraub gerade so frisch und fröhlich blüht wie in jenen äquatorialen Provinzen Afrikas, die heute so außerordentlich viel von sich reden machen — nur mit dem Unterschiede, daß es in Afrika Araber und Heiden, in der Südsee aber Europäer und Christen sind, die sich mit diesem sauberen Handel abgeben! — einmal irgend ein „Labour-Trader“ von den Eingeborenen todtgeschlagen und aufgefressen werden: sofort erheben sich in der ganzen Welt Tausende von Stimmen, die die Bestrafung der „Schuldigen“ verlangen!

Wenn ferner auf irgend einer Insel Melanesiens oder anderswo ein Missionar von den Eingeborenen, die ihn nie in ihr Land gerufen haben und die sich gegen seine Heilsbotschaft mehr wie ablehnend verhalten, erschlagen wird oder wenn man ihn auch nur zu verjagen sucht, gleich werden alle Missions- und die denselben verwandten und befreundeten Blätter es als eine „Ehrenpflicht“ sämmtlicher europäischen und amerikanischen Groß- und Kleinstaaten bezeichnen, diesen Mord zu rächen und die Eingeborenen mit Stumpf und Stiel auszurotten. Da sind die Missionare ebenfalls wieder alle unschuldige Engel, trotzdem es unter denselben, zumal unter den Amerikanern, abgesehen von der Hautfarbe, sehr dunkle Ehrenleute giebt, die Wilden sind aber immer die bösen Teufel; laut ertönt der Ruf nach Rache und Strafe, dem leider allzuoft in Gestalt von Granaten und Brandraketen sprühenden Kriegsschiffen Folge geleistet wird.

Ich erinnere z. B. auch an die ewigen, aus den Ostseeprovinzen kommenden Klagen über die angebliche Unterdrückung des Protestantismus und der Protestanten daselbst, deren Berechtigung, trotzdem sie von den Russen bestritten wird, ja immerhin möglich ist, die aber doch außer den Betreffenden oder Betroffenen selbst nur einen geringen Theil des europäischen Publikums angehen oder interessiren dürften.

Was nun Marokko betrifft, so geht es den Juden dort wirklich sehr schlecht. Damit soll nicht gesagt sein, daß es dem mohammedanischen Marokkaner etwa gut ginge, aber während unter den Marokkanern der Niedrigste bis zum Höchsten, der seinerseits wieder nie vor den Dolchen oder dem Gift seiner Umgebung sicher ist, vor jedem über ihm Stehenden, Reicherem oder Mächtigeren zittert, dagegen ungeschert und ungestraft sich jegliche Schand- und Gewaltthat gegen Schwächere herausnimmt, ist der Jude auch noch der Nothheit, Habsucht und Grausamkeit selbst des allererbärmlichsten Marokkaners ausgesetzt. In einem Lande ohne Gesetz und Ordnung, einem Lande ohne Hauptstadt, in welchem der Sultan als

*) Ein gelehrter Rabbiner, mit dem ich dieses Thema besprach, sagte mir kürzlich: „Es ist psychologisch begründet, daß derjenige, den man todt treten kann und darf, ohne daß eine Behörde einschreitet, schon bei einer gelinden Ohrfeige so laut schreit, als ob er schon halb todt getreten wäre.“

oberster Räuberhauptmann Jahr aus Jahr ein von Provinz zu Provinz zieht, um Steuern einzuziehen d. h. um dieselbe mit seinen Horden in wenigen Wochen aufzufressen; wo rauchende Trümmerhaufen, verwüstete Saaten, verstümmelte Leichen den Weg bezeichnen, welchen der Herrscher mit seiner Armee marschirt ist; einem Lande, wo Mord und Todschlag an der Tagesordnung sind, wo Jedermann vom Minister des Auswärtigen mit seinem jährlichen Gehalt von 720 Mark bis zum kleinsten Beamten ungestraft stiehlt, raubt und erpreßt; in einem Lande, dessen Bestehen als eine Schande für unser Jahrhundert, eine Schande für Europa bezeichnet werden muß, — da kann sich nun noch der allerlezte und elendeste mohammedanische Lump jede Frechheit, Rohheit und Gewalt gegen den reichsten, gebildetsten und vornehmsten Juden, oder gegen jede Jüdin ungestraft herausnehmen.

Premierlieutenant Nuedensfeld, der seit einer Reihe von Jahren zwecks entomologischer und ethnographischer Studien, zeitweise zusammen mit dem geographische und ethnologische Ziele verfolgenden Dr. Freiherr von Oppenheim aus Köln Marokko bereist hat und der heute als der beste Kenner des Landes bezeichnet werden muß, berichtet über die Behandlung der dortigen Juden Folgendes: Die Lage der Juden in den Küstenstädten ist gegenwärtig eine weit bessere, als früher. In Casablanca und Tanger beispielsweise wohnen Juden und Moslemin durcheinander. Im Innern ist es anders, dort sind die Juden noch allen möglichen entwürdigenden Bebrückungen und Schikanen ausgesetzt, und wehe Jedem, der es wagen würde, sich dagegen aufzulehnen, vielleicht gar Hand an einen Muslim zu legen — er würde augenblicklich erschlagen werden. Die Juden wohnen zusammengesperrt und von den Gläubigen streng abgeschlossen in ihren „Mellah's“; es ist ihnen untersagt, außerhalb dieses Ghetto Schutze zu tragen, auch bei glühender Hitze müssen sie barfuß einhergehen; sie dürfen keinen rothen Tarbusch aufsetzen, überhaupt sich nicht kleiden, wie ein Muslemin; sie müssen jeden Mauren, und sei er der schäbigste Bettler, mit „Sidi“, „mein Herr“, anreden — eine Titulatur, die im Verkehr der Mohammedaner unter einander nur den Sherifen gegeben werden muß; die jüdischen Frauen und Mädchen dürfen nicht verschleiert erscheinen und empfinden, inmitten einer mohammedanischen Bevölkerung geboren und groß geworden, lebhaft dieses Verbot als einen Schimpf; sie dürfen keine Pferde, sondern nur Esel und allenfalls Maulthiere reiten und dergleichen mehr.

Mancher Leser wird vielleicht hierbei die Achseln zucken und denken: Das ist wohl Alles recht unangenehm, aber so schlimm sind denn diese Gebote und Verbote doch auch nicht, um das gesammte Judenthum der Welt zu veranlassen, fortwährend über die furchtbare Verfolgung und Mißhandlung ihrer Glaubensgenossen in Marokko zu klagen. Die Kleidervorschriften lassen sich am Ende leicht umgehen, indem der Jude europäische Tracht anlegt; dann hat er keinen Tarbusch nöthig, und die Jüdinnen in Europa gehen doch auch unver Schleiert einher. — Es kommt aber noch schlimmer.

Seit dem Bestehen der Israelitischen Allianz wird über alle in Marokko an Juden verübte Mordthaten, sofern über dieselben überhaupt etwas an die Oeffentlichkeit gelangt, genau Buch geführt: während der Judenverfolgungen in den Jahren 1864 bis 1866 kamen über 3000 Israeliten um's Leben; in der zweiten Hälfte des Jahres 1885 wurden acht Juden ermordet, davon fünf in Fäs (Fes) allein; 1886 weist nur eine Liste von sechs Ermordeten, 1887 aber wieder eine solche von zwölf auf.

Wieder dürfte der skeptische Leser die Achseln zucken und bemerken: Gerade diese Zahlen beweisen, wie sehr die Juden bei ihren ewigen Klagen übertreiben! Was bedeuten die zwölf an Juden verübten Mordthaten im Vergleich zu den unzähligen Morden, denen Mauren, Berber, Beduinen, Neger, o tutti quanti jährlich in Marokko zum Opfer fallen, um die sich aber keine Alliance Israélite und überhaupt kein Mensch kümmert? Derselbe dürfte nicht ganz Unrecht haben. Abgesehen davon, daß der größte Theil der Mordanfälle auf Juden aus Habgucht, nicht aus Fanatismus verübt wird, muß die Zahl der mohammedanischen Unterthanen des Sultans, die jährlich ermordet und todtgeschlagen werden, ohne daß ein Hahn darnach kräht, verhältnißmäßig — man darf wohl ein Verhältniß von 20: 1 annehmen — eine ganz bedeutend höhere sein, als die der ermordeten Juden. Dieser miserable Trost für die Juden Marokkos, zumal für die ermordeten, soll und wird aber die Allianz nicht abhalten, stets auf's Neue ihre Stimme zu erheben, sobald ein Jude drüben an Leib und Leben geschädigt wird. Warum dulden wir denn überhaupt diese ganze heillose Wirthschaft in Marokko? Warum begeistern wir uns heute auf einmal so sehr für die Negerklaven in Centralafrika, während uns doch die Sorge für das Loos der weißen Sklaven — denn so kann man die größere Mehrzahl der Juden in Marokko bezeichnen, wie wir gleich sehen werden — in dem vom Mittelmeer bespülten Nordafrika etwas näher liegen sollte?

Es sind übrigens durchaus nicht die Juden allein, die in Marokko keinen Augenblick ihres Lebens und ihrer Habe sicher, und die allen möglichen Plackereien und Schindereien von Seiten einer brutalen, fanatischen Bevölkerung ausgesetzt sind: jeder Europäer, jeder Christ als solcher läuft in jedem elenden Lande gerade so gut jeden Tag Gefahr, beleidigt, bespüren, ermordet zu werden, ohne daß irgend eine Behörde zur Bestrafung der Schuldigen, oder auch nur zur Feststellung der Thatfachen einen Finger rührt. Sagt doch unser Gewährsmann Duebenfeld: Der religiöse Fanatismus der Bewohner von Marakeſch (meist Marokko genannt, eine der sogenannten Hauptstädte des Landes) erstreckt sich übrigens auch auf die Christen. Ich selbst war gezwungen, 1881 im Judenviertel zu wohnen, da der Raub mir unter keiner Form gestatten wollte, ein Haus in der Maurenstadt zu miethen. Und dies geschah, trotzdem ich mich im Besitze einer sogenannten berah scherifa, eines Geleitsbriefs des Sultans, befand!

An anderer Stelle berichtet Duebenfeld über die Ermordung des

französischen Hauptmanns Schmitt, eines im Hauptquartier des Sultans sich befindlichen Offiziers der Mission militaire française au Maroc. Derselbe hatte sich im vorigen Jahre unvorsichtiger Weise ohne genügende Begleitung vom Hauptquartier entfernt, um zu angeln. Dabei wurde er von einem kleinen Trupp berittener Berber überfallen und gebunden; man legte ihm eine Schlinge um den Hals, befestigte diese am Sattel eines der Pferde und jagte im Galopp mit diesem Christen, der den Leuten nicht das Geringste zu Leide gethan hatte, davon. Nach zweistündigem scharfen Ritt band man die bis zur Unkenntlichkeit entstellte Leiche des Offiziers los und ließ sie liegen.

Was sind das für Zustände?!

Dabei besteht zwischen diesen Fällen, sowie zwischen der Lage von Europäern, die in kaufmännischem, wissenschaftlichem Interesse oder gar im Verfolge von Missionszwecken nach Marokko kommen und der Lage der marokkanischen Juden ein bedeutender Unterschied, der nicht scharf genug betont werden kann. Die Kaufleute, Forschungsreisenden, Sportsmänner und Missionare, die sich in dies Wespennest hineinwagen, sie hat kein Mensch gerufen, sie müssen sich ganz klar sein über den Schritt, den sie thun. Geht es ihnen nachher schlecht, so haben sie sich allein die Verantwortlichkeit hierfür zuzuschreiben. Die armen marokkanischen Juden können aber doch wirklich nichts dafür, daß sie in dem Lande geboren sind, in welches ihre Vorfahren vor 4 oder 5 Jahrhunderten einwanderten und auf welches sie ebenso viel Recht besitzen wie die heutigen Marokkaner!

Aber hören wir nur den preußischen Lieutenant weiter über die Sklaverei der Juden im Innern von Marokko z. B. bei den Berbern: „Die Stellung, welche die Juden bei den Berbern einnehmen, ist stets eine sehr gedrückte und mißachtete. Man plündert oder tödtet sie, trotzdem man ihnen Schutz und Sicherheit auf Reisen zugesichert hat, während die nämliche Handlungsweise gegen einen Muslem für wenig nobel (!) und rühmlich gilt. Die unglückselige Lage der Juden wird dadurch noch trauriger, daß sie dort, wo sie überhaupt geduldet werden, in einem an Sklaverei grenzenden Abhängigkeitsverhältniß zu den Herren des Landes, den Berbern oder Arabern stehen. Jeder Jude gehört mit Leib und Leben, mit seinen Gütern und seiner Familie einem Herrn, Esid, zu eigen. Wenn die Familie desselben seit langer Zeit im Lande ansässig ist, fällt ihm der Jude, wie ein Theil seines Vermögens nach muslimanischem Rechte zu. Es giebt Besitzer von Juden, welche dieselben in der brutalsten Weise aussaugen. Sind sie nicht im Stande, diese enormen Summen zu bezahlen, so nimmt der Tyrann seinem Opfer Weib oder Kinder und sperrt sie ein, bis die Summe entrichtet, oder er des Weibes überdrüssig geworden ist. Es kommt vor, daß so ein Esid das Weib seines Juden mehrere Monate lang bei sich einschließt. Auf diese Weise übt er eine fortgesetzte Reihe von Erpressungen. Schließlich wird der Jude selbst eines Tages auf den

Markt geschleppt und versteigert, aber der Esib nimmt ihm Alles, was er besitzt, zerstört sein Haus und jagt ihn nackt mit den Seinigen in die Sahara . . . Die eigene Freiheit erlangt ein Jude in seltenen Fällen . . . Das elendeste Leben führen die Israeliten im Thale des Näd el-Abid. Der Gebrauch hat in dieser Gegend eine Strafe von 30 Francs für den Missethater festgesetzt, welcher einen Juden tödtet: wenn er diese Summe dem Esib des Getödteten entrichtet, so hat er keine weiteren Unannehmlichkeiten. Sobald die Juden etwas besitzen, nimmt man es ihnen. Da sie wie Thiere behandelt werden, sind sie selbst zu einer Art von Bestien geworden.“

Dieser Schlußatz ist durchaus richtig. Die große Mehrheit der marokkanischen Juden steht, wie aber auch gar nicht anders erwartet werden kann, auf einer sehr niedrigen Kulturstufe. Das Judenviertel ist immer der schmutzigste Theil derselben. In Folge ihrer Armuth, dann wohl auch in Folge des erzwungenen engen Zusammenwohnens so vieler Menschen, verfallen die hübschen Judenmädchen vielfach, verhältnißmäßig wohl mehr wie Mohammedanerinnen dem Laster, und gar mancher Jude, der unter normalen Verhältnissen ein braver, solider Handwerker geworden wäre, wird zum Betrüger und Spitzbuben. Gerade die Israelitische Allianz ist es nun, welche diese Verhältnisse erkannt hat und die darum das Ziel der Emancipation, zumal aber der geistigen und sittlichen Wiedergeburt der Juden in's Auge gefaßt hat. Bei der gegenwärtigen Lage der Dinge in Marokko, wo jeder Mohammedaner sich einfach Alles gegen jeden Juden und gegen jede Jüdin, ebenso wie gegen jeden Christen und jede Christin, ungestraft erlauben darf, erfüllt die Israelitische Allianz neben ihrer freiwillig übernommenen Pflicht eine hohe Kultur Aufgabe, wenn sie diesen schmachvollen und unerträglichen Zuständen mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln ein Ende zu machen trachtet; mit dem Beten allein für die Glaubensgenossen „die unter dem Joche der Ungläubigen schmachten“, kann man deren Los nicht bessern. Aber nicht durch Gewalt sucht die Allianz ihre Aufgabe zu lösen: in den Schulen hat sie das Mittel erkannt, den Juden in Nordafrika Gelegenheit zu bieten, sich aus ihrem Elend herauszuarbeiten — aus Parias Menschen zu werden.

Wohl steht den Juden in Marokko ein Weg offen, sich den Bedrückungen und Mißhandlungen, denen sie ausgesetzt sind, zu entziehen, indem sie nämlich versuchen, Schutzbefohlene irgend eines christlichen Staates zu werden. Diese „Protectionen“ bestehen seit den Verträgen von 1767, 1863 und 1880, und ihr Zweck ist, Unterthanen des Sultans, die in irgend einer Beziehung zu den in Marokko lebenden Europäern stehen, also z. B. Consulatsbediente, Dolmetscher, Kamassen, dann auch einheimische Agenten für die Kaufleute, Makler, „Sensale“, wie man sie nennt, der marokkanischen Gerichtsbarkeit, also der willkürlichen Expropiation oder dergleichen zu entziehen. Dieses Schutzsystem hat zu vielen Unzuträglichkeiten Anlaß gegeben, auf welche aber hier nicht weiter ein-

gegangen werden kann. Was den Nutzen desselben für die Juden betrifft, so kommt dieser nur für die reichen Juden, zumal in den Hafenplätzen in Betracht, die sich durch irgend welche Mittel die Gunst des Consuls eines europäischen Groß- oder Kleinstaates oder, last not least, die des amerikanischen Consuls erwerben und sich dadurch der Willkür der Marokkaner entziehen können. Der mißhandelte und geschundene Jude im Innern aber hat von diesem Schutzsystem keinen Vortheil. Gerade er ist es denn auch, dem die Israelitische Allianz in ihren Schulen die rettende und erlösende Hand reicht.

Bevor wir aber über diese Schulen im Allgemeinen einige Worte bemerken, möge es gestattet sein, hier kurz unsere persönlichen Erlebnisse beim Besuche einer derselben in Tetuan zu schildern.

In Begleitung des spanischen Viceconsuls und des Militär-Attachés begaben wir uns nach der, natürlich in der „Mellah“ gelegenen Schule. Da unser Besuch erwartet wurde, so empfing uns an der Schwelle des Gebäudes der Director, ein in Smyrna geborener, äußerst liebenswürdiger und gebildeter Herr, der wie die sämtlichen Directoren und höheren Lehrer und Lehrerinnen der 47 Knaben- und Mädchenschulen der Allianz mit heute 5600 Schülern und 2500 Schülerinnen an 24 Plätzen von Nordafrika, sowie der asiatischen und europäischen Türkei seine Ausbildung in Paris, dem Sitz der Gesellschaft, genossen hatte. Die Zahl der Schüler betrug 320 männliche und 170 weibliche im Alter von vielleicht 7—17 Jahren, die sich auf je 6 Klassen vertheilten, bei einer Bevölkerung von 6000 Israeliten eine recht erfreuliche Anzahl. Die Lehrer enthalten sich aller und jeder religiösen Propaganda, darum lassen hier in Tetuan auch vielfach Christen, zumal Spanier ihre Kinder die Schule der Allianz besuchen. Die Unterrichtsstunden dauern 10 Monate im Jahre von 8 bis 12 Uhr. Die Unterrichtssprache ist in den untersten Klassen Spanisch, die Muttersprache der Sephardim; in den oberen ausschließlich Französisch.

Der Director führte uns sofort in seine unterste Klasse, und die Inspection begann. Die Schreibhefte wurden vorgelegt, Abschnitte aus den Lesebüchern verlesen und erklärt; in den höheren Klassen wurden Rechenaufgaben an der Tafel gelöst; Hebräisch in Spanisch und Französisch oder umgekehrt übersezt; Geographie, Geschichte, etwas Naturwissenschaft behandelt, und zum Schluß sagte der Director: „Wenn die Herren selbst prüfen wollen, so stellen Sie, bitte, jede beliebende Frage.“ Consul Graf Lacy verließ in seiner Antwort unserer Aller Eindruck die richtigen Worte: „Was sollen wir für Fragen stellen — die Jungen wissen ja viel mehr als wir selbst!“

Wir waren nämlich einfach sprachlos vor Ueberraschung: da saßen die oft kränklich aussehenden, schlecht genährten Knaben und rechneten mit gemeinen und Decimalbrüchen wie deutsche Secundaner; sie beschreiben aus dem Gedächtniß die Geographie Afrikas oder Italiens, das Flußgebiet des Nil's oder der Donau besser, als es ein deutscher Gymnasial-

Abiturient zu thun im Stande wäre, und sie raffelten die Namen der Scherife oder der Chalifen mit ihren Ummejaden, Almohaden und Almoraviden herunter, daß es eine Freude war. Dabei muß man nie vergessen, daß diese Schulen durchaus keine Gymnasien sind, sondern ganz niedere Elementarschulen und daß weit über die Hälfte der Schüler keinen Deut Schulgeld zahlt, sondern aus reinem Eifer und Ehrgeiz sich diese Kenntnisse erwirbt. Allerdings besteht ein großer Theil ihres Wissens in auswendig gelernten Nebensarten, Daten, Formeln u. s. w., und wohl nicht immer werden die Schüler das Eingetrichterte verstehen, aber sie lernen doch ihr Gedächtniß stärken, und wenn sie später im Leben plötzlich einmal in die Lage kommen, sich bei irgend einem Gegenstande oder einer Gelegenheit des Auswendiggelernten wieder zu erinnern, so sind sie auch im Stande das Erlernte praktisch zu verwerthen. Sie lernen dann schon denken und abstrahiren.

Waren wir nun in der Knabenschule schon überrascht, so kamte unser Staunen in der Mädchenschule, wo wir von einer äußerst intelligenten und gewandten Dame, Fräulein Behar, empfangen wurden, keine Grenzen mehr. Da drängte sich ein kleines Mädchen vor, das mit der Nase nicht bis zur Höhe des Pults reichte, und ruhte nicht eher, bis es auf die Bank gestellt wurde, um uns eine Lafontaine'sche Fabel vorzutragen, was sie unter allerhand angelernten Bewegungen mit höchst komischem Ernste that. Wie erröthete das Kind vor Stolz und Freude, als wir ihm lauten Beifall spendeten! In den höheren Klassen saß der hübsche Badfisch neben der noch hübscheren erblühenden Jungfrau; auch sie zeigten uns ohne Verlegenheit ihre Hefte, wir lobten die Damen mit guten Censuren und machten ganz bedenkliche Gesichter, wenn wir einmal ein „mittelmäßig“ entdeckten; wir ließen sie $\frac{3}{4}$ mit $\frac{5}{8}$ im Kopf multipliciren; ich ersuchte dieselben, mir Cochinchina, Cambodja und Annam auf die Tafel zu malen — Alles stimmte! Als aber Fräulein Behar ihren Schülerinnen eine Blume nach allen Regeln der Botanik zerlegen und erklären ließ; als uns hier in Tetuan eines jüdischen Bettlers hübsches Töchterlein in ganz gutem Französisch auseinanderlegte, daß wir Sterbliche Sauerstoff ein- und Kohlen-säure, ausathmen, und daß die Bäume diese Kohlen-säure zu Kohlenstoff und Chlorophyll verarbeiteten, um dafür Ojon auszuströmen, und als gar die Vorsteherin fragte: „Mesdemoiselles! Welche Rolle spielen die Zähne, der Speichel und der Magen bei der Verdauung?“ da riefen wir wie aus einem Munde: „Por la gracia de dios, hören Sie auf! Wir kommen uns ja so fürchtbar ungebildet vor!“ —

Nachdem wir den Leitern der Schule unseren Dank ausgesprochen und sie zu ihren Erfolgen beglückwünscht hatten, theilten dieselben uns manch Wissenswerthes aus ihren Erfahrungen mit. Vor Allem ist es die Trägheit, Gleichgültigkeit, aber auch das Mißtrauen und der böse Wille der Eltern der Schüler, gegen welche die Vertreter der Allianz zu kämpfen haben. Die Kinder sind fleißig und eifrig genug, aber die Alten wollen den

Nutzen der Schule nicht immer einsehen. Und dennoch erfüllen zumal die Mädchenschulen eine außerordentlich hohe und edle Kulturaufgabe. Das jüdische Mädchen in Marokko wurde bisher gerade so, oder vielmehr eben so wenig erzogen wie die Mohammedanerin. Es lernte einfach gar nichts, höchstens etwas hebräisch (bezw. arabisch) lesen, kaum verstehen; es wuchs in Armuth und Unwissenheit auf, lernte vielleicht etwas Kochen und Nähen, wurde mit 12 Jahren an einen ihr ganz fremden Menschen verheirathet und vegetirte dann, mehr Sklavin wie Gattin ihres Mannes, in der Geistesnacht und dumpfen Luft der Mellah weiter bis zu ihrem Tode. In diese Zustände hat die Allianz eine Bresche gelegt. Durch die Schulen können die marokkanischen Jüdinnen heute in wenigen Jahren eine Elementarbildung sich erwerben, welche sie hoch über ihre ungebildeten Genossinnen erhebt und welche sie befähigt, ihrem Gatten eine wirkliche Lebensgefährtin und ihren Kindern dereinst nicht nur Mutter, sondern auch Erzieherin zu sein. Jeder Pädagoge in Europa kann seine afrikanischen Kollegen hier wegen des unersättlichen Strebens und Fleißes seiner Schüler beneiden; dennoch haben die Lehrer der Allianz oft mit ganz eigenthümlichen Schwierigkeiten zu thun. So sagte uns z. B. Fräulein Behar: „Denken Sie einmal, ich stoße beim Unterricht auf das Wort „Wagen“. Qu'est ce que c'est „qu'une voiture“? Diese Frage kann mir einfach keine Schülerin beantworten, da keine derselben jemals einen Wagen gesehen hat. Es giebt keine Wagen in Tetuan!“ Dies eine Beispiel läßt die vielfachen Hindernisse verstehen, welche die unermüdlischen Lehrer und Lehrerinnen der Allianz zu überwinden haben. Um so höheres Lob verdienen dieselben für die Erfolge, die sie bisher errungen haben.

Der günstige Einfluß der Schulen auf den männlichen Theil der marokkanischen Juden ist eben so naheliegend, dennoch kommt derselbe dem Lande selbst nur in sehr geringem Grade zu Gute. Die meisten der auf den Schulen der Allianz Erzogenen ziehen es vor auszuwandern; hauptsächlich wenden sie sich nach Venezuela oder nach andern Staaten des spanischen Amerika — froh, Marokkos Staub von den Füßen schütteln und sich, dank ihrer Schulbildung, in der neuen Welt eine eigene menschenwürdige Existenz gründen zu können.

Neben den Elementarschulen bestehen nämlich auch noch an mehreren Orten Handwerker- und Ackerbauschulen für Knaben sowie Handarbeitschulen für Mädchen, auf welchen bei beiden Geschlechtern Liebe und Lust zum Handwerk und zur Arbeit überhaupt geweckt und denselben Mittel und Wege gewiesen werden, ihre Lage durch ihrer Hände Arbeit zu verbessern oder sich selbstständig ihren Lebensunterhalt zu erwerben.

Die Knaben werden zu Schuhmachern, Schneidern, Tischlern, Goldarbeitern, kurz zu Handwerkern jeder Art ausgebildet, während die Mädchen durch das Erlernen von Hand- und Maschinennähen, Kleidermachen, Sticken,

Blättern und Weben dazu erzogen werden, später als Mütter und Hausfrauen die ihnen zukommende Stellung in ihren Familien auszufüllen.

Auch durch diese Schulen hat sich die Israelitische Allianz um ihre afrikanischen und asiatischen Glaubensgenossen, sowie um den Fortschritt allgemeiner Humanität und Civilisation überhaupt, außerordentliche Verdienste erworben. —

Nach mehr als zweistündigem Aufenthalt in der Schule von Tetuan kehrten wir bei glühender Mittagshize in unser Hotel zurück, die genossenen Eindrücke besprechend. In der Mellah umgab uns drückende, übelriechende Luft. Man trat auf Schritt und Tritt auf faulende Gemüsereste, todt Thiere, verdorbene Früchte und verwehende Fleischreste. Eng an einander gedrängt reihete sich logenförmig Lädchen an Lädchen: hier schmiedete ein Jude mit entzündeten Augen künstliches Silberfiligran; dort nähte ein anderer Lederpantoffeln; hier verwaltete ein siebenjähriger Knabe den Laden in Abwesenheit seines Vaters, pries seine Waaren an, handelte und feilschte wie ein Alter; dort verkaufte eine kaum dem Kindesalter entwachsene Jüdin, dem Jüngstgeborenen die Brust reichend, unreifes oder halbverdorbenes Obst. Wer hätte nicht von der Schönheit der nordafrikanischen Jüdinnen gehört oder gelesen? Nun, wir sahen in Tetuan sehr wenig davon. Unsere Freunde versicherten uns ferner, in jeder Stadt Europas verhältnißmäßig eben so viele hübsche und schöne Jüdinnen gesehen zu haben, wie in Marokko. Die Tracht ist nicht vortheilhaft. Bei den sich europäisch — aber anscheinend leider ohne Schnürleib — kleidenden Frauen und Mädchen stört das seidene Kopftuch, welches das zweifellos reiche Haar, sofern dasselbe nicht abgeschnitten ist, verhüllt, aber auch die orientalische Tracht, bestehend aus langem Hemde, weiten Hosen und kurzen, oft reich gestickten Jaden, das Ganze umflort von einem langen weißen Schleier, läßt die Reize der Trägerin dem flüchtigen Beschauer gegenüber nicht genügend zur Geltung kommen.

Die Tracht der Männer ist fleidjamer: über dem weißen Hemde eine bunte Leibbinde, eine helle Weste, dunkle, weite, oberhalb der Knöchel anschließende Beinkleider, kurze, enge, dunkle Jaden und über dem Ganzen wieder ein langer, schlafrockähnlicher, weiter Rock, ähnlich der Amtstracht evangelischer Pastoren. Ältere Juden mit ernsten, scharf geschnittenen Gesichtern und langen Patriarchenbärten machen in ihren dunklen Talaren oft einen sehr guten Eindruck. Interessant vom anthropologischen Standpunkt war der Umstand, daß die größte Mehrzahl der Juden, die wir zu Gesicht bekamen, blond waren, und dem Ethnographen wird die Mittheilung wissenswerth erscheinen, daß die Juden, die überhaupt schreiben können, ihr Spanisch oder Französisch meist mit gleicher Leichtigkeit mit der linken wie mit der rechten Hand, und ferner in Folge ihrer Kenntniß des Hebräischen und Arabischen ebenso gut mit beiden Händen von rechts nach links, wie von links nach rechts schreiben können. Der Sitte des Tätowirens

huldigen beide Geschlechter nicht, dagegen lieben es die Jüdinnen, ihre Augenbrauen und Wimpern schwarz, die Fingernägel aber mit Henna roth zu färben.

Die Freude unserer spanischen Gastfreunde über unsere Erfahrungen und Erlebnisse in der Schule war nun leider keine ungetrübte. Beide konnten sich nicht den außerordentlichen Einfluß verhehlen, den diese französisch-jüdischen Schulen auf die bisher spanisch redenden und denkenden Juden ausüben. Es mag darum hier erlaubt sein, mit wenigen Worten auf die Fragen einzugehen: Treibt die Israelitische Allianz mit oder in ihren Schulen 1) jüdische, 2) französische Propaganda? Beides ist derselben mehrfach zum Vorwurf gemacht worden. Ich glaube, die erste Frage ist ebenso unbedingt zu verneinen, wie die zweite zu bejahen; ich beeile mich aber hinzuzusetzen, daß man unter „französisch“ durchaus nicht gleich „antideutsch“ zu verstehen hat*). Proselytenmacherei liegt den Juden überhaupt fern; es giebt weder jüdische Missionare, noch macht die Allianz in ihren Schulen irgend welche Bekehrungsversuche; und wenn sie es wirklich thäte, so sollten wir Christen derselben doch zu allererst daraus einen Vorwurf machen. Oder glauben die Christen das Monopol der Propaganda zu besitzen? Wohl wird in den unteren Klassen der Schulen durch Rabbiner hebräisch gelehrt und jüdischer Religionsunterricht erteilt; es fällt aber Niemandem ein, die Kinder katholischer, mohammedanischer, levantinischer, griechischer oder armenischer Eltern, die, wie schon bemerkt, die Schulen der Allianz, des guten Unterrichtes wegen, häufig besuchen, zu verpflichten oder auch nur es denselben nahe zu legen an diesem Unterricht Theil zu nehmen.

Jüdische Missionare, ähnlich den christlichen, giebt es, wie gesagt, überhaupt nicht; wohl aber findet man vielfach jüdische Renegaten als christliche Missionare, denen es später nicht selten gelingt, im Auslande oder in Europa reiche Pfarren zu ergattern. Die Thatfache, daß die Schulen der Israelitischen Allianz in Afrika und Asien Kindern jedes Bekenntnisses offen stehen, ohne daß diese oder deren Eltern irgend wie mit Bekehrungsversuchen behelligt werden, verdient hervorgehoben zu werden.

Anders steht es mit der Frage, ob die Allianz in Marokko französische Propaganda treibt oder nicht. Wie schon Eingangs dieser Zeilen bemerkt wurde, stammt die Mehrheit der Vorfahren der nordafrikanischen Juden, nicht nur der in Marokko allein, sondern auch z. B. der in Algier, aus Spanien; ihre Sprache ist die spanische. Man darf wohl sagen, daß die Israeliten der jüdischen Diaspora überhaupt nur zwei Sprachen reden: die Sephardim, also die orientalischen Juden, spanisch, und die Aschkenasim, d. h. die Juden, die wir Deutsche meist als „polnische“ bezeichnen und die man in Polen, Galizien, Bessarabien, der Moldau und Walachei oder in Süd-

*) Ein thörichtes französisches Lehrbuch, das sich einmal in die Schulen der Allianz hinein verloren hatte, ist inzwischen, wie mir von zuverlässigster Seite versichert wird, aus denselben wieder entfernt worden.

rußland bis weit nach Sibirien hin trifft, deutsch. Das von den Sephardim gesprochene Spanisch ist nun eben so wenig reines Castilianisch, wie das Deutsch der polnischen Juden, das wir meist mit „Jüdeln“ oder „Mauscheln“ bezeichnen, hochdeutsch ist; vom Hebräischen, also der eigentlichen jüdischen Sprache, haben Beide nur sehr geringe Kenntniß. Manche Laute des heutigen Castilianisch, wie den des „j“ (Jota), der sich übrigens auch im Hebräischen findet, sind die spanischen Juden nicht im Stande, richtig wiederzugeben, sondern sie sprechen denselben wie das portugiesische „x“, gleich „sch“ aus. Allerdings kann dies auch auf den Umstand zurückgeführt werden, daß die Juden die iberische Halbinsel verlassen mußten, bevor deren Dialekte sich in die zwei, heute getrennten, Sprachen, Spanisch und Portugiesisch geschieden hatten. Jedenfalls besteht die interessante Thatsache, daß die Sprache der Juden in der Türkei, der Levante und in Nordafrika die spanische, die der Juden in Rußland und Polen aber die deutsche ist, allerdings ein Deutsch vergangener Jahrhunderte, das bekanntlich mit hebräischen Buchstaben geschrieben wird. Die verschiedenen Sprachen der von ihnen bewohnten Länder erlernen die Juden nur in sehr geringem Maße und sprechen dieselben stets mit unverkennbar jüdischem, d. h. spanischem oder deutschem Anklang.

Das spanische Element überwiegt überhaupt unter der europäischen Bevölkerung des westlichen Theils von Nordafrika, auch in der französischen Colonie Algier. Von Tunis an östlich spielt dann die italienische Sprache dieselbe Rolle wie hier die spanische.

Auch die Einwanderung von Spanien nach Nordafrika ist eine sehr lebhafte, kostet doch z. B. die Ueberfahrt von Valencia oder Cartagena nach dem französischen Oran bloß fünf Franken! So kommt es denn, daß von den 50000 Einwohnern Oran's nur 11000 Franzosen, dagegen 20000 Spanier sind, und daß in Algier überhaupt nicht weniger als 112000 Spanier neben 18000 Franzosen leben. Dennoch geschieht von spanischer Seite nicht das Geringste, eine Verbindung, zumal eine geistige, der in Afrika lebenden Landeskinder mit dem Mutterlande aufrecht zu erhalten. Das geht so weit, daß, wie die Kölnische Zeitung im vorigen Jahre meldete, die kleinen Spanier in Algier es sich gefallen lassen müssen, daß ihnen französische Lehrer in den spanischen Schulen erzählen, der verstorbene König Alfonso XII. sei „un petit escargot, un colonel des uhlands“ gewesen. Die maßgebenden Persönlichkeiten Spaniens sind durch Verschwürungen, Pronunciamientos und Stiergefechte eben zu sehr in Anspruch genommen, um sich etwa mit der Gründung spanischer Schulen in Algier oder Marokko beschäftigen zu können. Der von jüdischer Seite vor einiger Zeit angeregte Gedanke, eine Wiedereinwanderung der einst vertriebenen, heute in Afrika und der Levante lebenden Juden nach Spanien anzuregen und einzuleiten, kann nur als eine Utopie bezeichnet werden. Spanien würde sich für eine Masseneinwanderung jüdischer Proletarier bestens be-

bankten, und die reichen spanischen Juden finden in anderen Ländern günstigere Gelegenheit, ihre Talente zu verwerthen, wie gerade in der iberischen Halbinsel. Es handelt sich nun in Nordafrika um politischen Einfluß, und da ist nicht zu leugnen, daß die Allianz durch ihre Schulen den Spaniern allerdings ganz bedeutende Concurrenz macht. Das wird auch von Seiten der Allianz und derselben nahestehenden maßgebenden Persönlichkeiten durchaus nicht geleugnet, schreibt doch z. B. Marine du Camp in der *Revue des deux mondes* vom 15. Sept. 1887 bei Besprechung der von dem Bankier Bischoffsheim in Paris gegründeten *Ecole de travail pour les jeunes filles israélites*, auf welcher stets 12 orientalische oder afrikanische Jüdinnen zu Lehrerinnen für die Schulen ihrer Heimat erzogen werden: „elles y importeront la civilisation moderne, la civilisation française, elles la professeront pour ainsi dire dans les écoles qu'elles auront à diriger, et ce sera au grand bénéfice de notre influence.“ Deutlicher kann man sich doch nicht gut ausdrücken. „Cette œuvre . . . de propagande où notre renom ne peut que grandir en Orient est excellente, féconde et mérite d'être encouragée,“ bemerkt Du Camp ferner von seinem Standpunkt aus sehr richtig. Würde man es denn deutschen Missionaren von unserer Seite aus verübeln, wenn sie etwa in Polynesien oder Afrika neben ihrem Beruf als Prediger des Evangeliums auch noch etwas in deutscher Propaganda thäten, zumal in der Form von deutschen Schulen? Würde man das in Ländern, in welchen deutsches Element schon feste Wurzeln geschlagen hat, nicht geradezu als die Pflicht dieser Religionslehrer betrachten? oder würde man etwa von denselben verlangen, daß sie ihren Schülern die Marseillaise statt der Wacht am Rhein beibrächten? Gerade so steht es mit den Schülern der Israelitischen Allianz: in Paris befindet sich der Sitz der Gesellschaft; französisch ist der Name, die Sprache, der Geist derselben; in Paris werden die Lehrer und Lehrerinnen ausgebildet; in Paris sitzt ein Gönner der Allianz, der derselben für ihre Schulen nicht nur eine Million Franken geschenkt hat, sondern der die Zinsen dieser Summe außerdem noch jährlich der Allianz zu demselben Zwecke überweist. Kann man sich da wundern, wenn die Allianz die spanischen Juden in Marokko zu Franzosen zu erziehen trachtet? Wir sagen mit Absicht „erziehen“, denn für den Juden bedeutet dieser Uebergang einen Fortschritt in jeder Beziehung. Spanisch, wenn auch nicht spanische Untertanen, waren die Juden in Marokko seit Jahrhunderten, aber was nützte ihnen das? Gar nichts, höchstens schadete es ihnen. Spanien hatte sie nicht nur vertrieben, es hat sich auch nie und nimmer um seine einstigen Landes-kinder, die in Afrika in Elend und Unwissenheit verkamen, gekümmert. Welche Gaben eigener Kultur hätte es denselben auch bringen können? Vielleicht die Liebhaberei für Stiergefächte oder den Segen der allein-seligmachenden Kirche, der aber bedenklich nach brennendem Menschenfleisch roch, und der die Juden wohl kaum glücklich gemacht haben würde. Heute

aber klagt und schimpft Jedermann in Spanien plötzlich über das Ueberhandnehmen des französischen Einflusses in Nordafrika und zumal über die französische Propaganda der Allianz in Marokko. Warum gründen denn die Spanier dort selbst keine Schulen? Kann man sich unter den heutigen Umständen wundern, wenn man in den dortigen Judenschulen Antworten erhält, wie wir z. B. auf die Frage: „Was waren die Kreuzzüge?“ „C'étaient des guerres que les Français ont fait contre les Turcs.“ „Was nennst Du den dreißigjährigen Krieg?“ „Das ist ein Krieg in Deutschland, während dessen es Louis XIII, roi de France, unterstützt von Cardinal Richelieu gelang u. s. w.“ „Mit welchen Buchstaben schreibt man Spanisch und Maghrebinisch?“ „Maghrebinisch schreibt man mit arabischen, Spanisch mit französischen Buchstaben.“ „Mit was für Buchstaben schreibt man denn Lateinisch?“ „Mit französischen u. s. w.“ —

Es wird nun den Leser vielleicht interessieren, Einiges über die Quelle der Geldmittel zu erfahren, welche es der Allianz ermöglichen, die große Zahl ihrer Schulen in Nordafrika, Syrien, Kleinasien, der europäischen Türkei und den Ländern der unteren Donau (Bulgarien und Rumelien) zu erhalten. Vor Allem ist hier der oben erwähnte Pariser Gönner Baron Hirsch mit seiner großartigen Millionensiftung zu nennen. Dieselbe kommt vor Allem den Schulen der Allianz in der asiatischen und europäischen Türkei zu Gute, und ihre bisherigen Erfolge, auch nur vom Standpunkte allgemeiner Humanität betrachtet, sind als ungemein segensreiche zu bezeichnen.

Wertthätige Gönner ihrer Schulen zählt die Allianz außerdem in allen Theilen der Welt. Allein aus Deutschland fließen jährlich zwischen 70—75 000 M. für die Schulen der Allianz nach Afrika, Asien und Halbasien. In den bedeutenderen Städten von Nord- und Süddeutschland, in Posen, Breslau, dann in Köln, wo Rabbiner Dr. Frank im Interesse der Allianz außerordentlich thätig ist, in Dürkheim, Mannheim, Nürnberg u. s. w. befinden sich Comités, die unermüßlich bestrebt sind, in Form von Vermächtnissen, gelegentlichen Geschenken oder regelmäßigen Beiträgen Mittel zum Unterhalt der Schüler der Allianz zu erlangen. Diese reichlichen Mittel werden indeß im Auslande durchaus nicht in der Weise verwendet, daß der Besuch der Schulen nun jedem Kinde auf Kosten der europäischen Gönner frei stünde, sondern nur die Kinder gänzlich unbemittelter Eltern sind von jedem Schulgeld befreit, sie erhalten ferner die Schreibhefte, Schulbücher kurz, das ganze Schulmaterial umsonst und werden an manchen Orten sogar noch von der Allianz durch Frühstück und Mittagsmahl erquickt. Die Kinder vermögender oder reicher Juden dagegen bezahlen gerade so gut wie in Europa ihr Schulgeld, dessen Höhe sich nach dem Vermögen der Eltern richtet. „Tous les Israelites sont solidaires les uns des autres“; darum trägt das Kind des reichen Juden einen Theil der Kosten der Erziehung des Armen. Außerdem erhebt man z. B. in Marokko im Judenviertel eine Fleischsteuer zu Gunsten der Schule.

Vielleicht fühlt sich ein oder der andere Leser zu der Bemerkung veranlaßt: Die deutschen Juden könnten ihr Geld am Ende auch für näherliegende Zwecke ausgeben, statt jährlich 75 000 *M.* nach Afrika und Asien zu senden!

Ueberlegt man diese Bemerkung *sine ira et studio*, so wird man zu der Ueberzeugung kommen, daß dieselbe der Berechtigung entbehrt. Vor Allem wird Niemand den Juden in Europa den Vorwurf machen können, daß sie bei Gelegenheiten, wo die öffentliche oder private Wohlthätigkeit angerufen wird, sich irgendwie zurückhaltender benähmen als die Christen. Würde man hier wiederum den Einwurf machen: die Juden, welche bei solchen Listen oder Zeichnungen an der Spitze stehen, sind auch viel reicher als die Christen, und sie opfern diese Summen nur, um später dafür Orden oder sonstige Ehrenbezeichnung einzubeheimen — so dürfen wir doch wohl fragen: Warum handeln denn die Christen nicht ebenso? Dieselben sind doch wohl für Ehrenbezeugungen nicht minder empfänglich wie die Juden. Es handelt sich hier überhaupt nur um den edlen Zweck, der erreicht werden soll. Glaubt man denn, daß es einem Ertrinkenden, der von einem ihm gänzlich Fremden aus dem Wasser geholt wird, irgend welchen Unterschied in dem Grade seiner Dankbarkeit ausmacht, ob der Betreffende ihm aus reiner Menschenliebe oder nur von dem Wunsche befeelt, eine Rettungsmedaille zu verdienen, das Leben gerettet hat? Wohl herrscht große Armuth, wenn auch nicht in Deutschland, so doch z. B. unter den Juden in manchen Städten Hollands; aber es giebt wohl auch kein Land, in welchem die Reichen so viel zur Verbesserung der Lage ihrer Landesleute und Glaubensgenossen thun, wie gerade in Holland. Deutsche Juden haben darum kaum eine Veranlassung, Geld nach Holland zu senden. Viel Elend herrscht ferner unter den Juden in Galizien, Rumänien und Südrußland. Für die Erziehung der Kinder der erstgenannten soll, abgesehen von den Bemühungen der Wiener Israelitischen Allianz, Baron Hirsch beabsichtigen, die colossale Summe von zwölf Millionen Franken zu stiften. In Rußland und Rumänien aber ist die Israelitische Allianz verboten; sie kann dort nicht im Interesse der Juden thätig sein, sondern denselben höchstens die Auswanderung etwa nach Amerika erleichtern. Wenn also Juden in Deutschland ihr Geld für die Schulen der Allianz in Afrika und Asien opfern, so kann denselben ebenso wenig ein Vorwurf daraus gemacht werden wie etwa den Protestanten, die jährlich Tausende und Abertausende für die sogenannte Bekehrung schwarzer, brauner und gelber Heidenkinder ausgeben, oder den Katholiken, die aus der Rheinprovinz allein schon Millionen für den römischen Peterspfennig geopfert haben. Jeder Mensch darf für sich das Recht beanspruchen, sein Geld für Zwecke, die ihm behagen, sofern dieselben keine staats- oder gemeingefährlichen sind, auszugeben, der Jude eben so gut wie der Christ. —

Bevor diese flüchtige Skizze zum Abschluß kommt, möge der Leser den Verfasser aber noch bei einem Besuch der Schulen der Israelitischen Allianz

in Brussa und Smyrna begleiten, welchen er denselben, wiederum in Gesellschaft eines engeren Landsmanns, vor Kurzem abzustatten Gelegenheit hatte.

Durch die erwähnte Schenkung des Baron Hirsch ist die Allianz in den Stand gesetzt, in Constantinopel allein 12 Schulen, 5 für Mädchen, 6 für Knaben, und eine gemischte, und zwar deutsche Schule (in Galata) zu unterhalten. Die sogenannte deutsche Judengemeinde in Constantinopel mag heute 3000 Seelen zählen und setzt sich hauptsächlich aus polnischen und walachischen Juden zusammen. Auf die mannigfachen Gegensätze der polnischen Juden, der Aschkenasim, zu den bisher besprochenen spanischen Sephardim kann hier nicht weiter eingegangen werden. Es genüge, zu bemerken, daß die deutsch-polnischen Juden in Constantinopel außerordentlich arm sind, so daß kaum 10 Procent der Besucher der dortigen deutschen Schule im Stande sind, ein wenn auch noch so geringes Schulgeld zu bezahlen. Ich war durch anderweitige Verpflichtungen zu meinem Leidwesen verhindert, eine der israelitischen Schulen in Constantinopel zu besuchen. Ich kann nur mittheilen, daß die betreffende deutsche Schule sich der besonderen Gunst des deutschen Botschafters und dessen Gemahlin erfreut. Diese bereiten in dem herrlichen Garten der deutschen Botschaft den armen Kindern jährlich ein Fest, auf welches dieselben sich das ganze Jahr hindurch freuen, weil ihnen hier wenigstens einmal innerhalb zwölf Monate Gelegenheit geboten wird, in schöner Umgebung und guter Luft heiter und glücklich zu sein und sich satt zu essen. Der Director der Schule beklagt sich über die Schwierigkeiten, auf welche er beim Unterricht in deutscher Sprache stößt, weil die Schüler nur jüdisch-deutsch sprechen, Hochdeutsch aber als eine ihnen ganz fremde Sprache erst erlernen müssen.

Was nun die Lage der Juden in der Türkei im Allgemeinen betrifft, so haben dieselben keine Veranlassung, sich irgendwie zu beklagen. Wie das Central-Comité der Allianz in einer Veröffentlichung vom Jahre 1885 selbst schreibt, giebt es in der Türkei keine Ausnahmegeetze gegen die Juden, keinerlei Verfolgung in Form der Gesetzgebung, keinerlei Plackereien von Seiten der Regierung, noch Vorurtheile von Seiten der mohamedanischen Bevölkerung, vielmehr auf beiden Seiten Wohlwollen und Sympathie. Es muß den Juden also dort schon außerordentlich wohl ergehen, wenn sie sich zu diesem Zugeständniß, zumal mit dem Bemerken, daß im Vergleich zu der Lage der Juden in einigen europäischen Ländern die Türkei in der That eine wahre Erleichterung gewähre, herablassen. Allerdings heißt es wenige Seiten weiter in derselben Abhandlung schon wieder, daß „das Loos der Juden Palästinas ein noch weit traurigeres als das der Juden der europäischen Türkei“ sei. Begründet wird diese merkwürdige Klage durch den Hinweis auf den schlechten, wasserarmen Boden Palästinas; indeß war es bisher doch nicht bekannt, daß die Juden irgendwo in der Welt besondere Neigung zum Ackerbau an den Tag legen! Ferner wird über die Einwanderung armer Juden aus aller Herren Ländern

geklagt, welche der „durch jahrhundertlange Leiden geschwächten jüdischen Bevölkerung Palästinas — (wahrscheinlich im Betteln!) — zu viel Concurrnz machten.“ Wozu dies ewige Jammern und Wehklagen? Es giebt doch auch in Palästina Menschen genug, die durch ihrer Hände ehrliche Arbeit ihren Lebensunterhalt verdienen und die nicht immer die Wohlthätigkeit ihrer Landsleute und Glaubensgenossen anrufen. Unsere deutschen christlichen Landsleute in den Colonien bei Jaffa und Haifa scheinen mit den türkischen Behörden viel traurigere Erfahrungen gemacht zu haben als die Juden; der internationale Bettel aber in Jerusalem und Umgegend wird von den Christen aller Nationen gerade genügend unterstützt. Möge die Allianz fortfahren, ihre Mittel für bessere Zwecke zu verwenden!

Doch kehren wir nach Constantinopel zurück.

Dreimal wöchentlich fahren von dort recht erbärmliche kleine Dampfer in fünf bis sieben Stunden nach der südlich von der Hauptstadt am Marmarameer gelegenen kleinen Hafenstadt Mudania. Von dort brachte uns ein flotter Zweispänner in drei Stunden nach Brussa, einem am Fuße „eines“, nicht „des“ Olymp malerisch gelegenen interessanten Badeorts, dessen thätige Bevölkerung den orientalischen Typus und Charakter in viel höherem Grade beibehalten hat, wie die des levantinisch-armenisch-jüdisch-europäischen Constantinopel. Die israelitische Bevölkerung Brussas zählt ungefähr 3000, meist sehr arme, vielfach gänzlich beschlose Leute. Dieser Umstand muß theils auf die Schuld der Juden selbst, denen die zähe Energie und Widerstandsfähigkeit der marokkanischen Juden abzugehen scheint, theils auf das Stagniren und Zurückgehen aller wirthschaftlichen Verhältnisse in der Türkei überhaupt zurückgeführt werden. Arm wie die Juden sind, sehen sie sich nicht im Stande, ihren Kindern irgend welche Bildung zukommen zu lassen: in den Talmud-Toras wurde denselben bisher von ungebildeten Rabbinern unverstandenes Hebräisch eingepaukt, während sie sonst in vollkommenster Unwissenheit dahinlebten. Da entschloß sich die Israelitische Allianz im Jahre 1885 in Brussa eine ihrer Schulen zu gründen, deren günstiger Einfluß auf die Moral, das Familienleben, die Erwerbsthätigkeit und auch auf das Aeußere der heranwachsenden Jugend heute von Europäern, Türken und Juden rückhaltlos anerkannt wird. Wir nennen die Juden zuletzt, weil gerade sie es waren, die den Bestrebungen der Allianz anfangs Mißtrauen, ja bösen Willen entgegenbrachten, denn erst durch die Schule begannen die Strahlen moderner Humanität und Gesittung auch in die entferntesten Winkel des verbohrt und verkommenen mittelalterlichen, orientalischen Judenthums zu bringen. Die Wahl des Gründers der Schule in Brussa war eine sehr glückliche. Derselbe, Herr Matalon, begrüßte uns mit vollendet weltmännischer Liebenswürdigkeit, als wir zwar unangemeldet, aber mit einem Empfehlungsbrief des Rabbiners Dr. Frank aus Köln versehen, die Schule mit der Bitte betraten, dieselbe besichtigen zu dürfen. Die Schule wird heute von ungefähr 100 Knaben besucht, die sich

auf 6 Klassen vertheilen; die Unterrichtsstunden dauern von 8—12 und von 1—4 Uhr täglich. Raum zwei Drittel der Schüler sind im Stande, ein Schulgeld von 1—2 Francs monatlich zu bezahlen. Die Unterrichtsgegenstände erstrecken sich nur auf die Elementarfächer; dennoch macht es einen merkwürdigen Eindruck, kleine Knirpse, die dem Cursus der Schule seit der Gründung gefolgt sind, mit Fertigkeit französisch und spanisch lesen oder im Kopf rechnen zu sehen, während neben denselben ein vielleicht achtzehnjähriger Jüngling oder womöglich Gatte sitzt, der einfach noch gar nichts gelernt hat, der in Beziehung auf Bildung und Kenntnisse einem Nichts gegenübersteht, der aber seit 14 Tagen fleißig die Schule besucht, und uns nun mit verhaltenem Athem sein „b-a—ba“ vorbuchstabirt und vor Freude strahlt, als wir seinen Namen, den er an die Tafel gekreidet hat, wenn auch mit einiger Schwierigkeit entziffern. Lesen und Schreiben! Würde bei uns nicht jedes Kind den Erwachsenen auslachen, der diese Kenntnisse erst mit Ansehung aller seiner Kräfte erlernen müßte! Vielleicht ist aber bei uns noch lange nicht jeder Erwachsene im Stande, die außerordentliche Umwälzung im Geistesleben eines Menschen zu begreifen, dem es plötzlich wie Schuppen von den Augen fällt: es giebt ein Lesen und ein Schreiben, und Du kannst es erlernen!

„Faule oder widerwillige Schüler habe ich nicht,“ sagte uns Herr Matalon. „Sie Alle, Alle wollen lernen; sie sind unermüdblich, ja sie folgen mir in meine Privaträume, nur um noch etwas Wissenswerthes zu erhaschen.“

Es liegt vielleicht nahe, einen Vergleich der Schulen der Israelitischen Allianz und ihrer Erfolge mit denen der christlichen Missionare in den verschiedenen Welttheilen anzustellen. Die Bestrebungen der Missionare sind gewiß dieselben edlen und anerkennungswerthen wie die der in Paris ausgebildeten Lehrer; ihre Aufgabe ist dagegen eine viel schwierigere und undankbarere, da die Missionare vor Allem die Bekehrung ihrer Schüler im Auge haben. Sie müssen denselben vorerst barbarisch heidnische Anschauungen und Gedanken abgewöhnen, ehe sie an deren Stelle Ideen, die den Neubefehrten durchaus neu, unverständlich und häufig unsympathisch sind, treten lassen können. Die Lehrer der Allianz dagegen arbeiten überall im Rahmen der jüdischen Religionsauffassung. Der Boden, den die Allianz veredelt, ist immer mehr oder minder für die neuen Gaben, die sie demselben bringt, vorbereitet, während die Sendboten christlicher Kultur aus ihrem Gelände erst das seit Jahrhunderten oder länger eingewurzelte Unkraut auszurotten haben, bevor sie mit dem Streuen ihres civilisatorischen Samens in nutzbringender Weise beginnen können. Der jüdische Lehrer findet entweder willige Schüler oder gar keine; der christliche Missionar ist aber nicht selten gezwungen, mit Rücksicht auf seine Erfolge, die er nach der Heimat berichten muß, sich mit solchen mehr äußerlicher, oberflächlicher Art zu begnügen. Der jüdische Schüler besucht die Schule des Lernens halber, den christlichen Täufling dagegen leiten nicht immer ideale Beweggründe.

Die Schulen der Allianz kommen eben mehr, um einen abgenutzten Ausdruck zu gebrauchen, einem schon lange, wenn auch vielleicht unbewußt empfundenen Bedürfniß entgegen; von den Schulen der Missionare, deren Aufgabe darum wohl eine viel schwierigere und danklosere ist, kann das nicht immer behauptet werden.

Solche Vergleiche sind indeß nicht dankbar; lassen wir darum dieses Thema fallen, um uns als Europäer und gebildete Menschen an den Erfolgen der Allianz zu erfreuen. Ihre Schulen wirken bildend und erziehend nicht allein auf die Juden, sondern auf deren ganze Umgebung. Der Gründer und Leiter der Judenthule in Brussa sandte z. B. im Anfange seiner Thätigkeit jedes schlecht gewaschene Kind, welches seine Anstalt besuchen wollte, an die Eltern zurück, mit dem Ersuchen, dasselbe erst reinigen, bürsten und kämmen zu wollen — Begriffe, die den Eltern bis dahin mehr oder weniger unbekannt waren. Das Gebäude der Schule ist, wenn auch bescheiden, so doch eins der reinlichsten, lustigsten und bestgehaltenen Häuser von ganz Brussa. Wie sehr wirkt die Allianz hierdurch allein auf die Erziehung der dortigen Juden! Soll doch die Erziehung der Eltern durch die Kinder, sofern diese sich derselben nicht bewußt sind, eine ungemein wirksame sein. Welche Fülle von neuen Begriffen und Anschauungen bringt außerdem in den Schulen auf die Kinder ein! An Stelle der bisherigen ungebildeten Rabbiner treten studirte Pädagogen; die Kinder lernen außer einer europäischen, noch die Sprache oder die Sprachen ihres Landes lesen und schreiben; sie werden mit den wichtigsten Daten der Weltgeschichte, mit den wissenschaftlichsten Gesichtspunkten der Erdkunde, sogar mit den bedeutendsten Erfindungen der Neuzeit und den hauptsächlichsten Naturerscheinungen bekannt gemacht. Jede Schule besitzt ihrer Größe und Bedeutung entsprechend neben einer Bibliothek eine Sammlung von Wandkarten, Modellen, physikalischen Instrumenten, Elektrifirmaschinen u. s. w. — sämmtlich natürlich Geschenke der Allianz. Bedarf es noch eines weiteren Hinweises auf den beinahe unberechenbaren Einfluß, den diese Schulen auf die plötzliche Erweiterung des durch Orthodoxie und Unwissenheit bisher so beschränkten Gesichtskreises der Juden im Orient ausüben? Auf die praktischen und nützlichen Kenntnisse, welche die Kinder beider Geschlechts neben allgemeiner Bildung auf den Handwerks-, Ackerbau- und Handarbeitsschulen erwerben, haben wir schon oben hingewiesen.

Wohl die bedeutendste Anstalt der Allianz in Kleinasien ist die in Smyrna unter der Leitung des in Tetuan geborenen Herrn Variante. Auch dieser statteten wir einen Besuch ab. Die 650 Schüler und Schülerinnen sind in einem ziemlich großartigen Gebäude mit lustigen, hohen Schul- und Arbeitsräumen untergebracht. Nur hundertfünfzig derselben sind im Stande, ein mäßiges Schulgeld zu entrichten; der Rest wird auf Kosten der Allianz und der Gemeinde, welcher mehrere reiche Israeliten angehören, unterrichtet, mit Schulmaterial versehen und

man hofft, den Armen demnächst täglich auch eine oder zwei Mahlzeiten hier verabreichen zu können. Die Unterrichtsgegenstände sind dieselben wie auf den übrigen Schulen der Allianz, doch hat Director Pariente sich eine Selecta herangezogen, deren Mitglieder, meist junge Leute von fünfzehn bis achtzehn Jahren, zumal erstaunliche Sprachkenntnisse besitzen. Abgesehen von ihrer Muttersprache, Jüdisch-spanisch, lasen, sprachen und schrieben sie reines Castilianisch, Französisch, Hebräisch, Griechisch und Türkisch, also fünf Sprachen, die mit vier oder eigentlich neun verschiedene Arten von Schriftzeichen geschrieben werden! Die Mädchenschule betraten wir zur Zeit der „freien Viertelstunde“. Die jungen Damen wurden von der Directorin schleunigst zusammengeläutet, um uns alsbald, kauend und eine Frucht oder Brod in der einen Hand, mit der anderen ihre Schreibhefte oder ihre Stickerie entgegen zu halten. Die meisten der Schülerinnen waren dem Kindesalter längst entwachsen, und mein Begleiter schien anfangs einigermaßen verblüfft theils über diese Fülle von reizvollen Jungfrauen, theils über die Sicherheit, mit welcher dieselben meine Fragen beantworteten. Wir prüften in der Geographie Nordafrikas, und zur Ehre der frühstüdenden Jungfrauen in Smyrna muß hervorgehoben werden, daß dieselben mit den Bergen und Flüssen von Algier und Tripolitanien noch besser vertraut waren, wie die Schüler der Selecta, jedenfalls aber bedeutend besser, als wir selbst während unserer langjährigen Praxis auf dem Friedrich-Wilhelm-Gymnasium in Köln es jemals gewesen waren.

* * *

Fassen wir zum Schluß unser Urtheil, soweit wir nach dem Besuche mehrerer Schulen der Israelitischen Allianz in Marokko und Kleinasien, sowie nach vielfachen Unterhaltungen mit dort lebenden Europäern zu einem solchen berechtigt sind, noch einmal zusammen, so müssen wir wiederholen, daß die Allianz auf ihre bisherigen Erfolge auf dem Gebiet der geistigen, moralischen und auch körperlichen Vereblung der dortigen Juden, ebenso wie auf ihre Erfolge in Betreff einer Besserung der Lage ihrer Glaubensgenossen in materieller Beziehung mit Recht stolz sein darf, und daß derselben für die Uebernahme dieser hohen und edlen Culturaufgabe und für den Eifer, mit welchem sie sich der Lösung derselben hingiebt, auch von jedem unbefangenen Andersgläubigen die vollste Anerkennung nicht versagt werden kann.

Πορσέου, καὶ τὸ πᾶσι ὁμολῶς! Lucas 10, 37.

* * *

Als obige Zeilen gesetzt wurden, erschien plötzlich eine außerordentliche Gesandtschaft oder, wie man später sagte, „Bottschaft“ Seiner Scherifianischen Majestät des „Kaisers“ von Marokko in Berlin.

Sie verdiente wirklich eine „außerordentliche“ genannt zu werden; denn wer hätte erwartet, daß zur selben Zeit, zu welcher das deutsche

Reich sich rüstete, mit Aufwendung von vorläufig zwei Millionen Mark, allerdings unter sachkundigster Führung, eine Expedition gegen die ost- und centralafrikanischen Sklavenhändler und -jäger nach fernen Aequatorial-gegenden zu entsenden, Abgesandte des Scherifen von Marokko, des größten heutigen Sklavenbesizers, -händlers und dadurch auch Sklaven-jägers Nordafrikas, dessen von Europa aus mit bloßem Auge sichtbaren Gebiete unsern Weltverbesserern doch wohl ein näher gelegenes Gelände für ihre edlen und menschenfreundlichen Bestrebungen bieten dürften als etwa Sansibar oder Usagara, in der deutschen Reichshauptstadt mit fürstlichen Ehren empfangen werden würden! Jeder Kenner der einschlägigen Verhältnisse weiß, daß der Sultan von Sansibar in jeder Beziehung, zumal aber in Betreff des Sklavenhandels und was damit zusammenhängt als ein wahrer Engel im Vergleich zu dem Sultan von Marokko und dessen übrigen nord-afrikanischen Kollegen bezeichnet werden muß.

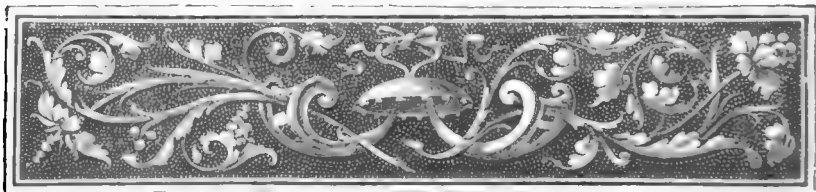
Cardinal Lavigerie predigt den Kreuzzug gegen ost- und central-afrikanische Sklavenhändler — ein Unternehmen, bei welchem, im Falle es jemals gelänge und von Erfolg gekrönt wäre, mindestens der Herrscher von Uganda, vielleicht auch (an dieser Stelle darf man es wohl sagen) noch ein anderer „Sultan“ um Thron und Herrschaft kommen würde; und er sieht nicht, oder will es nicht sehen, daß vor seinen Augen in Tunis täglich Hunderte von Sklaven und Sklavinnen verhandelt werden!

Man betont von maßgebender Stelle aus, daß das Unternehmen gegen die unanfechtbaren Greuel des Handels mit Negerklaven in Ost- und Centralafrika durchaus kein ausschließlich christliches oder gar katholisches sein solle, man hofft auch auf Unterstützung von „nichtchristlicher“ Seite — und in Marokko kann heute das Ermorden eines weißen Juden mit 24 Mark gesühnt werden!

Was würde die Welt wohl dazu sagen, wenn irgend ein Rabbiner plötzlich das internationale Judenthum zu einem „Kreuzzuge“ gegen den Sultan von Marokko auffordern wollte? Die Mittel dazu könnten rasch genug zusammenfließen; und die marokkanischen jüdischen Sklaven stehen den Juden doch mindestens eben so nahe, wie den europäischen und amerikanischen Christen die centralafrikanischen Neger!

Wir haben allerdings nicht gehört, daß ein deutscher Jude auch nur den Versuch unternommen habe, in einer Audienz bei dem marokkanischen „Botschafter“ auf eine bessere Behandlung seiner Glaubensgenossen in Marokko hinzuwirken.





Beethoven und der preußische Königshof unter Friedrich Wilhelm III.

Don

Alfr. Chr. Itallischer.

— Berlin. —

(Schluß.)

IV.

Man darf behaupten, daß gerade um die Zeit, in welcher Beethoven einen starken Briefwechsel in Sache seiner Missa solemnis pflog, also etwa seit dem Jahre 1823, die Rivalität zwischen Wien und Berlin, soweit es sich um die Würdigung Beethovens handelt, recht klar zum Vorschein kam. Nicht nur, daß von jetzt ab jede neue Kunstthat unseres Meisters ihr lebendigstes Echo in der preußischen Residenz fand, sondern auch die Initiative mußte — nach dem deutlich ausgedrückten Willen Beethovens — in wichtigen Kunstmomenten von Berlin ausgehen. Ja, Berlin wurde jetzt der eigentliche Centralpunkt für alle Geistesbestrebungen, die mit dem erhabenen Namen Beethoven im Zusammenhange stehen.

All dieses neue, herrliche, wahrhaft kunstgeweihte Leben in und um Beethoven gelangt vornehmlich durch Persönlichkeiten zum Ausdruck, welche dem engeren Kreise des Monarchen Friedrich Wilhelm III. angehören. Außer dem Könige und dem bereits genannten und daraufhin charakterisirten Fürsten von Radziwill sind hier noch zu nennen: Graf von Brühl, der Intendant der königlichen Theater, der zugleich neben dem preußischen Gesandten in Wien, Fürsten von Hatzfeld, als Vertreter des jetzt wieder in den Vordergrund tretenden preußischen Königshofes erscheint, und noch der Hofrath Dr. Spiker.

Das bereits oben erwähnte Vorhaben Beethovens im Jahre 1823, wiederum eine Oper zu componiren, brachte ihn außs Neue in lebhafteste

Beziehungen zu Berlin und damit in erster Linie zum königlichen Theater und zum Herrscherhause selbst.

Es mag hier nur flüchtig*) erwähnt werden, daß Beethoven im Jahre 1823 sowohl vom Wiener als auch vom Berliner Hoftheater den Auftrag erhielt, eine neue Oper zu componiren. Schon hatte Beethoven die ihm willkommene Grillparzer'sche Dichtung „Melusine“ nach Berlin gesandt; bereits war diese Dichtung vom Grafen von Brühl genehmigt worden, als Beethoven mit einem Male die Idee, eine deutsche Oper zu schaffen, gänzlich fallen ließ, weil ihn just um diese Zeit die Leistungen der italienischen Oper in Wien dermaßen entzückten, daß er den Entschluß faßte, eine italienische Oper zu componiren.

Aber alles derartige Vorhaben sollte zu eitel Wind verwehen: vielmehr entstanden gerade im Sommer dieses Jahres die Hauptstücke der neunten Symphonie. Zu Anbeginn des folgenden Jahres (1824) war diese Symphonie vollkommen fertig — und sollte nun in Gemeinschaft mit der Missa solemnis zum ersten Male aufgeführt werden.

Inzwischen hatte der Rossini-Cultus in Wien die denkbar höchsten Dimensionen erlangt, so daß für den hehren Ernst der Beethoven'schen Tonkunst in Wien der geeignete Boden verloren gegangen schien — und sich der Meister, dem großen Achilles gleich, ganz von den Wiener „Phäaken“ zurückzog. Wie ganz anders wirkte das Berliner Kunstzeichen auf den einsamen Meister ein! Er faßte, da ihn die allseitige Berliner Begeisterung für sein Lebenswerk so unnennbar erquickte, allen Ernstes den Entschluß, die beiden größten Schöpfungen seines Geistes zuerst in Berlin vorzuführen. Schon hatte der Intendant Graf von Brühl auf Befragen Beethovens mit freudiger Begeisterung seine Zustimmung gegeben, daß die IX. Symphonie und die Missa solemnis überhaupt zum ersten Male in Berlin vor sich gehen solle.

Durch diesen Umstand zumal kamen die Wiener wieder zu sich, thaten Buße und fanden ihre reichliche Geistesnahrung durch die dann doch in Wien veranstalteten großen erfolgreichen Musik-Akademien im Mai 1824, in denen jene hohen Geisteswerke Beethovens der erstaunten, tief erschütterten Mitwelt zum ersten Male vorgeführt wurden.

Die Neunte Symphonie, deren Manuscript-Partitur die höchste Zierde der Berliner Hofbibliothek bildet, sollte nun wieder unsern Meister in die mannigfachsten, interessantesten Verbindungen mit Berlin und vornehmlich mit dem Herrscherhause bringen.

Bergegenwärtigt man sich die geistesglänzenden Namen einer Bettina von Arnim, eines Th. A. Hoffmann, ferner des Fürsten von Radziwill, der Sängerin Frau Milber-Hauptmann, der Frau Justizrath Krause-Sebalb,

*) Eingehend sind diese neuen Beziehungen Beethovens zur Berliner königl. Oper in des Verfassers Aufsatz: „Die ersten Fidelio-Aufführungen in Berlin“ im „Bär“ (Nr. 29 des Jahres 1886) dargestellt.

des Grafen von Brühl, des königlichen Capellmeisters Henning, des Hofrath Dunder'schen Kreises; denkt man des Weiteren dabei an A. B. Marx und seine einflußreiche „Berliner musikalische Zeitung“, an Ludwig Kellstab und an andere auserlesene begeisterungsvolle Jünger des Beethoven'schen Genius; hält man auch das gute Gedenten fest, in dem Beethoven seit seiner persönlichen Anwesenheit in Berlin unter Friedrich Wilhelm II. im königlichen Hause selbst stand: dann nimmt es nicht sonderlich Wunder, daß es dem preussischen Königshause nahe gelegt wurde, eines der allergrößten Erzeugnisse dieses großen Geistes im Originalmanuscripte für die königliche Bibliothek zu erwerben. Im Frühjahr 1826 wurde solch kunstgeweihtes Unterfangen in Bewegung gesetzt, mit dessen glücklicher Ausführung späterhin der Hofbibliothekar Dr. Spiker, der zugleich Redacteur der „Spener'schen Zeitung“ war, betraut war.

Daß sich aber Beethoven selbst schon weit früher mit dem Gedanken trug, Friedrich Wilhelm III. seine neunte Symphonie zu widmen, erhellt offenbar aus einer Notiz in den Conversationsheften des Jahres 1824, just aus der Zeit der epochemachenden Musikakademien im Maimonde dieses Jahres, in welchen jene Symphonie überhaupt zum ersten Male vorgeführt wurde. Im Conversationshefte Nr. 62 (1824) schreibt nämlich Schindler auf Blatt 5a die folgenden unzweideutigen Worte:

„Wer hat den Vorzug bei der Dedication der Symphonie; Ries*) oder der König von Preußen?“ — „gerade als Beweis Ihrer Dankbarkeit, unter diesem Titel muß man es ihm vorlegen.“

Und nun verlautet lange, lange nichts in den uns aufbehaltenen Conversationsheften über dieses Project; weder der fernere Jahrestheil von 1824, noch das Jahr 1825 verrathen uns etwas darüber. Um so mehr aber das Jahr 1826, worin sich so zu sagen fast Alles um diese Idee zu bewegen scheint. Und darum kann man nicht übel das Jahr 1826 in Beethovens äußerem Leben das königlich preussische Jahr nennen.

Es soll nunmehr der Versuch gemacht, alles weitere hierauf Bezügliche mit Hülfe der Conversationshefte und anderer literarischer Quellen in möglichst genauer chronologischer Folge vorzutragen.

Im Frühling des Jahres 1826 muß der Gedanke in Beethoven reif geworden sein, durch den preussischen Gesandten in Wien, den Fürsten von Hatzfeld, die Erlaubniß zu erwirken, daß Beethoven dem Könige Friedrich Wilhelm III. die „Neunte Symphonie mit Chören“ zueignen dürfe.

Lassen wir nun wieder die Conversationshefte des Jahres 1826 reden.

Im Heft Nr. 119 schreibt des Meisters Neffe Karl (Blatt 28 a):

„Willst Du mir den Brief nach Berlin diktiren.“

(28 b): „Wenn Du mir beiläufig sagen wolltest, wie Du den Brief nach Berlin schreiben würdest, so will ich ihn bei mir fertig machen.“

*) Es ist Ferdinand Ries, Beethovens begabtester Schüler, der um diese Zeit in London lebte; demselben war ursprünglich die Dedication der IX. Symphonie zugebach.

(29 a): „Willst Du mir nicht bloß mündlich sagen, wie Du den Brief wünschst, daß es eilig geschehe, damit nicht zu viel Zeit verloren gehe und man bald wisse, wie wir dran sind.“

„Dem Gesandten.“

(29 b): „Den Brief werde ich schon fertig machen.“

(30 b): „Der Brief ist schon an Hatzfeld — (etc. etc.)“

(31 a): „Zurück ginge es doch wieder durch den Gesandten.“

„Es steht ja im Conversationslexikon, daß ein König von Preußen —*)“

Beethoven hat nun also endlich an den Fürsten von Hatzfeld geschrieben und später durch diesen das Dedications Schreiben an den preußischen Monarchen befördern lassen. Diese Ereignisse erwähnt der Meister unter Anderem in einem Briefe dieses Jahres (vom 7. October 1826) an seinen geliebten „uralten Freund“ Dr. Wegeler, worin es heißt:

„Ich hatte schon früher bei der Gesandtschaft um die Erlaubniß, das Werk dem Könige zuweignen zu dürfen, angefragt, welche mir auch von ihr gegeben wurde.“

Das Concept dieses Gesuches an den damaligen Gesandten, von der Hand des jugendlichen Beethovenfreundes, Karl Holz, der von Manchen nicht ohne alle Berechtigung des Meisters „Mephisto“ benamset wird, befindet sich im Besitze des Kunsthändlers Artaria in Wien und lautet (nach L. Nohl: Briefe Beethovens S. 328, Anm.) also:

„Sw. D.“

„Ich bin im Begriff, meine größte Symphonie, die ich bisher geschrieben herauszugeben. Ich würde es mir zur höchsten Ehre und Gnade rechnen, wenn ich selbe S. M. dem Könige von Preußen widmen dürfte. Ich nehme mir daher die Freiheit, Sw. D. zu bitten, daß dieselbe die Gnade haben möchten, dies S. M. zu eröffnen und die Sache auf eine günstige Art vorzutragen. Sw. D. werden keine Unchre damit einlegen. Auch wünschte ich, daß S. M. wissen möchten, daß ich ebenfalls zu Ihren Unterthanen vom Rhein gehöre und als solcher um so mehr wünschte, ihm meine Ehrfurcht zu bezeugen.“

Indem ich dieses —, bitte ich nur mich baldigst wissen zu lassen, ob E. D. diese Gnade für mich haben wollen.“

Fürst von Hatzfeld that bereitwilligst das Seine — und so erhielt der Meister denn schnell genug die königliche Gewährleistung, daß die Dedication der D-Moll-Symphonie mit Chören dem Monarchen Friedrich Wilhelm III. wohl erwünscht sein würde.

Das Widmungsschreiben des Meisters an den König lautet also:

„Sw. Majestät!“

„Es macht ein großes Glück meines Lebens aus, daß Sw. Majestät mir gnädigst erlaubt haben, allerhöchst Ihnen gegenwärtiges Werk [die neunte Symphonie] unterthänigst zuweignen zu dürfen.“

„Sw. Majestät sind nicht bloß Vater allerhöchst Ihrer Unterthanen, sondern auch Beschützer der Künste und Wissenschaften: um wie viel mehr muß mich also Ihre

*) Der Neffe des Meisters bringt hier die bekannte Sage in Erinnerung, welche Ludwig van Beethoven zu einem natürlichen Sohne des Königs Friedrich Wilhelm II. von Preußen macht, die dagumal in den Encyclopädien als positive Thatsache verzeichnet stand.

allergnädigste Erlaubniß erfreuen, da ich selbst so glücklich bin, mich als Bürger von Bonn unter Ihre Unterthanen zu zählen.

„Ich bitte Ew. M., dieses Werk als ein geringes Zeichen der hohen Verehrung allergnädigst anzunehmen, die ich allerhöchst Ihren Tugenden zolle

Ew. Majestät

unterthänigst gehorsamster

Ludwig van Beethoven.“

So viel über die Erörterungen und über den Briefwechsel in Bezug auf die Erlaubniß zur Widmung als solcher.

V.

War nunmehr die Dedicationsangelegenheit als solche in erfreulichster Weise erledigt, so trat bald von Seiten des preussischen Königshauses ein anderer wohlmeinender Wunsch an den Meister heran. Es erschien dem Monarchen keineswegs genug, die IX. Symphonie in einem üblich stattlichen Dedicationsexemplar zu erhalten; vielmehr wünschte derselbe, ein so großes Werk eines so großen Mannes im Original-Manuscripte zu besitzen. Und so ward Hofrath Dr. Spiker mit der Mission betraut, persönlich in Wien Beethoven zu bestimmen, daß er demselben die Original-Partitur der IX. Symphonie für den König von Preußen übergeben möchte.

Auch in des Meisters engstem Vertrautenkreise erwog man im Sommer des Jahres 1826 etwas Aehnliches voll Ernst und Eifer, ohne daß jedoch eine Meinungsgleichheit darüber obwaltete. Interessante Dinge sind darüber im Hefte 132 (vom Juni 1826) zu lesen.

Da schreibt der bereits genannte Karl Holz (Blatt 10 b):

„Ihre letzte Symphonie wird jetzt (?) in Berlin einstudirt —

„Ich las es in einem ausländischen Blatte.

„Es stand aber, als wenn sie schon bei Schott*) erschienen war.“

(11 a): „Glauben Sie nicht, daß es gut wäre, dem Könige von Preußen die Abschrift der Synfonie zu schicken? Bis künftig in Winter, wenn sie hier aufgeführt wird, ist ohnedies alles im Stich erschienen, und der König könnte das dedicirte Werk früher haben, wie es sich gebührt —

(11 b): „Darum wäre gut, daß diese Abschrift so bald als möglich abgefendet werde. —

„Es wird dann das Honorar auch nicht lange ausbleiben,“

An einer andern Stelle (Blatt 18 a) wirft dann der Nefse Karl sein kategorisches Veto also hin:

„Auf das Abliefern des Originals mußt Du Dich nie einlassen. Sie verkaufen Deine Handschrift besonders. Ich gebe sie nicht weg.“

So wird uns denn gerade aus diesen Gesprächsblättern der ganze Hergang sonnenklar. Daß eine Copie der Original-Partitur nach Berlin gehen mußte, leuchtete Allen ohne Weiteres ein; aber daß auch Beethovens

*) Die Musikalienverlagshandlung Schott in Mainz.

ureigenstes Manuscript nach Berlin wandern sollte: das wollte man zunächst durchaus nicht Wort haben. Schließlich kam es doch dahin: und so kamen Copie und Originalpartitur, das Beethoven'sche Manuscript selbst, in den Besitz des königlichen Hauses.

Andererseits muß hervorgehoben werden, daß die Holz'sche Nachricht von der Einstudirung der IX. Symphonie in Berlin im Juni auf Irrthum beruht; denn es wird seiner Zeit des Näheren zu berichten sein, daß die ersten Proben zur IX. Symphonie erst im November 1826 ganz privatim stattgefunden haben.

Wir haben uns nunmehr zum Hofrath Dr. Spiker*) zu wenden, dem die Aufgabe zu Theil wurde, im Hochsommer des Jahres 1826 die Original-Partitur der IX. Symphonie auf geeignete Weise in den Besitz des Königs Friedrich Wilhelm III. überzuführen. Dr. Spiker veröffentlichte seine „Erinnerungen an Beethoven“ kurz nach des Meisters Tode unterm 5. April 1827 in der „Spener'schen Zeitung“.

Hören wir diesen Autor nun selbst erzählen. (Vgl. Ritter J. von Seyfrieds zum Theil apokryphes Buch: „Beethovens Studien im Generalbass“ u. s. w. im Anhang S. 68 ff.)

„Es war nicht leicht“ — schreibt Dr. Spiker — „Beethoven in Wien selbst zu sehen. Der beinahe gänzliche Verlust seines Gehörs machte, daß nur Wenige, an deren Organ er gewöhnt war, sich ihm verständlich zu machen im Stande waren — und die Unbequemlichkeit, welche daraus entstand, daß alle Andern, die sich mit ihm unterhalten wollten, ihre Zuflucht zum Schreiben nehmen mußten, mochte ihm selbst es vielleicht peinlich machen, Freunde bei sich zu sehen. Auch dem Schreiber dieses, der es sehr wünschte, Beethovens persönliche Bekanntschaft zu machen, hatte man wenig Hoffnung dazu gegeben. Ein Umstand erleichterte die Annäherung. Beethoven hatte, wie bekannt, nach eingeholter Erlaubniß Sr. Majestät des Königs, Allerhöchstdemselben seine letzte große Symphonie mit Chören zugeeignet und wünschte, die reine Copie der Original-Partitur mit allen seinen eigenhändigen Verbesserungen und Einschaltungen, sicher und schnell in die Hände Sr. Majestät gelangen zu lassen. Es war einige Abrede dazu nöthig, und dies war die Veranlassung zur Ankündigung eines Besuches bei Beethoven, den er auch annahm.“

Ueber den Empfang bei Beethoven schreibt Spiker dann wie folgt: „Beethoven empfing uns“ (sc. Dr. Spiker und den Verleger Tobias Haslinger) „sehr freundlich. Er war in einen einfachen grauen Morgen-

*) Dr. Samuel Heinrich Spiker, kgl. Hofbibliothekar und Redacteur der „Spener'schen Zeitung“ war im J. 1786 zu Berlin geboren. Er war ein ebenso poetisch als auch musikalisch sehr begabter Mann. Im J. 1807 trat er in die Berliner Singacademie ein, welcher er bis an sein Lebensende angehörte. Seit 1810 ist er auch Mitglied der Zelter'schen Liedertafel, für die er Lieder dichtete und componirte. Dr. Spiker starb den 24. Mai 1858.

anzug gekleidet, der zu seinem fröhlichen jovialen Gesicht und dem kunstlos geordneten Haare sehr gut paßte. Nachdem wir uns über die schöne Aussicht aus den Fenstern seines Wohnzimmers gefreuet, lud er uns ein, uns mit ihm an einen Tisch zu setzen, und nun begann die Conversation, die meinerseits schriftlich geführt wurde, während Herr Haslinger, an dessen Organ Beethoven schon gewöhnt war, diesem das, was er sagen wollte, in's Ohr rief. Beethoven sprach vor Allem mit großem Enthusiasmus von unserm König, dessen Liebe zu den Künsten, und namentlich zur Tonkunst, er volle Gerechtigkeit widerfahren ließ, und über die ihm zugestandene Erlaubniß (welche ihm durch den verstorbenen Fürsten Hatzfeld bekannt geworden war), dem Monarchen seine letzte Symphonie widmen zu dürfen, seine große Freude bezeugte. So gedachte er auch mit großer Rührung eines freundlichen Schreibens Ihrer Majestät der jetzt regierenden russischen Kaiserin Alexandra*), welche ihn ersucht hatte, ein Wiener Flügel-Pianoforte für sie auszuwählen, und äußerte sich über die in der königlichen Familie verbreitete Liebe zur Kunst mit großer Begeisterung. Seine eigenen Verhältnisse in Wien berührte er nur wenig und schien geküßentlich der Erinnerung daran auszuweichen. Uebrigens war er ausnehmend heiter und brach über jeden Scherz mit der Gutmüthigkeit eines Menschen, der kein Arg und zu Jedermann Zutrauen hat, in Lachen aus, etwas, was dem allgemeinen Gerüchte nach das Beethoven als sehr finster und scheu schilderte, nicht zu vermuthen war. Sehr interessant war es, sein musikalisches Skizzenbuch zu sehen, das er, wie er uns sagte, auf Spaziergängen immer bei sich trug, um, wenn ihm irgend ein musikalischer Gedanke einfiel, ihn mit Bleistift sogleich darin anzumerken. Es war voll von einzelnen Tacten von Musik, ange deuteten Figuren 2c. 2c. Mehrere große Bücher der Art**) lagen auf dem Pulte neben seinem Pianoforte, in die längere Fragmente von Musik mit Dinte eingeschrieben waren. — Leider machte sein schweres Gehör (das auch die Veranlassung zu einer an seinem Flügel-Pianoforte angebrachten, eigenthümlichen Vorrichtung war, einer Art von Schallbehälter, unter dem er saß, wenn er spielte, und die dazu dienen sollte, den Schall um

*) Charlotte (Alexandra), die Gemahlin des Kaisers Nicolaus I. von Rußland, seit 1817 dessen Gattin, war bekanntlich die älteste Tochter des Königs Friedrich Wilhelm III. von Preußen; auf's Neue leuchten daraus die mannigfach freundschaftlichen Beziehungen Beethovens zum Hause Hohenzollern hervor. Der Untersucher der Legende, welche Beethoven zu einem natürlichen Sohne Königs Friedrich Wilhelm II. macht, darf derartige Momente nicht unberücksichtigt lassen. — Uebrigens ist es nicht diese russische Kaiserin, sondern Elisabeth, die Gemahlin Alexanders I., welcher Beethoven'sche Compositionen gewidmet sind, nämlich die Clavier-Polonaise in C. op. 89 und das vom Componisten besorgte Arrangement der VII. Symphonie à 4 mains.

**) Auch Beethovens Skizzenbücher befinden sich jetzt fast alle in der musikalischen Abtheilung der königlichen Bibliothek zu Berlin.

ihn her aufzufangen und zu concentriren), daß die Unterhaltung mit ihm sehr mühselig wurde, was er indeß, bei seiner ungemeinen Lebendigkeit, wenig zu fühlen schien. Papier und Bleistift waren sogleich bei der Hand, als wir eintraten, und in Kurzem war ein Bogen vollgeschrieben, seine Fragen zu beantworten, und ihn wieder zu befragen.“ — „In seinen Augen lag etwas ungemein Lebendiges und Glänzendes, und die Regsamkeit seines ganzen Wesens hatte wohl seinen Tod nicht als so nahe erwarten lassen sollen“.

So viel aus Dr. Spikers „Erinnerungen an Beethoven“. Auffallend ist hieraus unter Anderem, daß die Spiker'schen Mittheilungen es unklar, unentschieden lassen, ob der Autor derselben direct im Auftrage des Königs oder der königlichen Gesandtschaft gehandelt habe, — wie es doch sonstige Darstellungen dieser Ereignisse annehmen und aussprechen, — oder ob er nur davon gehört hatte, daß Beethoven die Copie der Originalpartitur nach Berlin an den König schicken wolle, und er sich nur selbst als den geeignetsten Ueberbringer anmelden ließ.

Beachtenswerth ist ferner der Umstand, daß Dr. Spiker durchaus nur von der reinen Copie der Originalpartitur spricht, keineswegs aber von dem Original-Manuscripte der IX. Symphonie.

In Wahrheit merkwürdige Dinge enthalten nun die Conversationshefte des Hochsommers 1826, soweit dieselben den Verkehr zwischen Beethoven und Spiker betreffen; es ist dies derselbe Hochsommer, in welchem der Musikalienhändler Schlesinger aus Berlin bei Beethoven verkehrt und ungemein oft in denselben Hefen figurirt. — Das Heft 129 enthält in unserer Angelegenheit zunächst Folgendes. Vater Schlesinger schreibt (Blatt 19 a): „Es soll schön eingebunden werden, und mit einem Schreiben an den König durch Hagfeld geschickt werden.

„Dieser Wunsch *) könnte durch den Gesandten vorgetragen werden, dann bekommen Sie ihn gewiß.

„Orden pour le mérite, oder rother Adler-Orden 3. Klasse.

„Ihre Medaille zugleich.“

(19 b): „Zu gleicher Zeit, wenn Sie die Sinfonie dem Gesandten geben, und er sie an den König abschickt und Ihren Wunsch ihm an's Herz legt, soll Schlesinger dann benachrichtigt werden.

„Dann wird er zu gleicher Zeit in der musikalischen Zeitung dieses Geschenkes von Ludwig 18 **) erwähnen, damit der preußische König aufmerksam wird hierauf.“

Der Neffe Karl hat seinem Vater-Dinkel bereits früher in der Ordensangelegenheit folgendes beachtenswerthe Wort entgegen gehalten:

„Ich glaube, daß ein Orden dich nicht mehr erhöhen könnte, als Du es ohnehin bist. — Der Leibarzt Stofß hat gegen 10 Orden, und in 20 Jahren denkt doch kein Mensch mehr an ihn.“

*) Es handelt sich im Gegensatz zu früherer Anschauung bei Beethoven um einen Orden.

**) Siehe oben die Darstellung in der Messen-Angelegenheit, S. 202 dieses Bandes.

Ich lasse nun wieder eine lange Holzade folgen, weil sie geeignet ist, neue Streiflichter auf all diese Geschichten fallen zu lassen. Es steht dieses Alles im Hefte Nr. 133, von Schindler als vom Herbst 1826 bezeichnet. Dieses ist offenbar unrichtig; denn da hier, wie wir schon merken, Dr. Spiker erst angemeldet wird — und er in einem vom August 1826 datirten Hefte als Persönlichkeit auftritt, die bereits mit Beethoven conferirt hat, so ist die Herbstdatirung auf Hefte Nr. 133 irrig. Dasselbst heißt es nun, Blatt 3 b):

„Tobias *) wird alles besorgen, der Einband wird 50 bis 60 fl. kosten. Er sagt, daß Ihre Correctur so bleiben soll, wie sie jetzt ist, weil sie dem König als Originalpartitur vorgelegt wird, und so für

(4 a): ihn ein erhöhtes Interesse hat. Dr. Spiker, Hofbibliothekar des Königs, war eben zugegen, da er bald abreisen wird, so erbot er sich, die Partitur mitzunehmen, und sich deshalb bei dem Gesandten, wo er übermorgen speist, anzufügen. Ich sagte auch vom Orden; er findet, daß gar keine Hindernisse dagegen sind, und daß er es nur dem Könige sagen darf, so ist es in wenigen Tagen entschieden **). — Er sagt, es gehe sehr leicht mit dem Orden; der König ist sehr für Sie eingenommen.“

(4 b): Es soll vor die Synfonie, so wie sie jetzt ist, ein schönes Titelblatt kommen, worauf Sie eigenhändig nicht mehr zu schreiben nöthig haben, als auf der gestochenen Synfonie steht, aber eigenhändig.

„Der König nimmt es dann in seine Hausbibliothek, weil Ihre Handschrift dabei ist.

„Spiker kommt morgen früh um 9 Uhr mit Tobias zu Ihnen, dann können Sie Alles besprechen.

„Es braucht dann weiter kein Besuch oder sonst etwas, der

(5 a): Orden kommt früher als Sie es vermuthen.

„Sie werden in Spiker einen sehr gebildeten Mann finden.

„Sie schreiben es ganz so ab, wie es hier steht, nicht schöner als gewöhnlich um so besser.

„Spiker sagt, je weniger Sie es schöner als gewöhnlich schreiben wollen, desto

(5 b): lieber wird es dem Könige sein.“

Hier ward Dr. Spiker erst angemeldet. Uebrigens sei schon hier bemerkt, daß die Holz'sche schnellfertige Denkfungsart in puncto des Ordens kläglich zu Schanden werden sollte: es kam weder der Orden pour le mérite, noch überhaupt ein Orden für Beethoven an.

Dasselbe Hefte enthält noch eine hierauf bezügliche bemerkenswerthe Notiz (Blatt 32 b): „Linke *** hat einen Freund in Berlin, den Bürgermeister

*) Es ist der Verleger Tobias Haslinger.

**) Dazu macht A. Schindler zwei Fragezeichen (??).

*** Linke war Mitglied des berühmten Schuppanzigh'schen Quartetts, des Meisters „verfluchtes Violoncell“.

Deß *), der sehr viel bei dem Könige vermag und Ihr Verehrer ist; er konnte auch Ihr Gesuch unterstützen.“

Da nun Beethoven doch noch viel Schwierigkeiten machte, so daß die Partitur-Angelegenheit nicht recht zu Stande kommen wollte, so legte sich Schindlers Energie endlich dazwischen und brachte die Sache zu siegreicher Entscheidung. Das bezeugt ein anderes Conversationsheft dieser Zeit, welches zugleich den Beweis liefert, daß das vorhin citirte Heft ebenfalls der Sommerzeit angehört. Dieses ist Heft 55 (vom August 1826). Da schreibt Schindler wie folgt (Blatt 21 a):

„Ich kann die Blätter des Gespräches mit Dr. Spiker und Tobias nicht finden, wo sind sie denn? —

„nun muß aber geeilt werden, daß er das Werk mitnehmen kann. Ich werde den Hr. Gläser täglich besuchen und sehen, was er daran fördert.

„um Gottes Willen, keine Grillen, keine Zweifel jetzt — das geht nicht an — die Partitur muß fertig sein und Dr. Spiker wird sie mitnehmen. Punktum!“ —

So hat denn also offenbar Dr. Spiker endlich nur die kostbar gebundene Copie der Originalpartitur mit Beethovens Verbesserungen und eigenhändiger Dedication für die Hausbibliothek des Königs Friedrich Wilhelm III. mit nach Berlin genommen? Und das Original-Manuscript selbst? Davon später noch ein Wörtchen.

VI.

Beethoven selbst, der sich im Herbst dieses Jahres 1826 auf dem Gute seines Bruders Johann in Gneixendorf bei Krems an der Donau befand, tief leidend, aber doch immer wieder hoffend und sehnachtsvoll harrend, schreibt**) über diese Dedication in seinem vorletzten herrlichen Briefe an seinen „alten geliebten Freund“, Dr. Wegeler in Koblenz unterm 7. October 1826 Folgendes:

„Von meinen Diplomen schreibe ich nur kürzlich, daß ich Ehrenmitglied der k. Gesellschaft der Wissenschaften in Schweden, ebenso in Amsterdam und auch Ehrenbürger von Wien bin. Vor Kurzem hat ein gewisser Dr. Spiker meine letzte große Symphonie mit Hören nach Berlin mitgenommen; sie ist dem Könige gewidmet und ich mußte die Dedication eigenhändig schreiben. Ich hatte schon früher bei der Gesandtschaft um die Erlaubniß, das Werk dem Könige zueignen zu dürfen, nachgesucht, welche mir auch von ihr gegeben wurde. Auf Dr. Spikers Veranlassung mußte ich selbst das corrigirte Manuscript (!) mit meinen eigenhändigen Verbesserungen demselben für den König übergeben, da es in die königl. Bibliothek kommen soll. Man hat mich da etwas von dem rothen Adlerorden 2. Klasse ***) hören lassen, wie es ausgeben wird, weiß ich nicht, denn nie habe ich derlei Ehrenbezeichnungen gesucht, doch wäre sie mir in diesem Zeitalter wegen manches Andern nicht unlieb.

*) Dieser Bürgermeister Deß ist höchstwahrscheinlich identisch mit dem bereits oben erwähnten Director Deß, der in Verbindung mit Hofrath Dunker ankam.

**) Beethoven ließ vielmehr schreiben, er war bettlägerig. Der Brief ist von ihm selbst nur unterschrieben.

***) In den oben mitgetheilten Notirungen von Holz in den Conversationsheften war vom rothen Adlerorden 3. Klasse die Rede.

„Es heißt übrigens bei mir immer: Nulla dies sine linea, und lasse ich die Muse schlafen, so geschieht es nur, damit sie desto kräftiger erwache. Ich hoffe noch einige große Werke zur Welt zu bringen und dann wie ein altes Kind irgend unter guten Menschen meine irdische Laufbahn zu beschließen.“ u. s. w.

Hervorstechend ist die Grundstimmung auch dieses Briefes des seiner Vollenbung immer näher kommenden heiligen Meisters. Um so denkwürdiger und bewunderungswerther bleibt Beethovens unverwundlicher Humor; denn auch jetzt noch, trotz der unsäglichsten körperlichen und psychischen Leiden in der Umgebung seines wenig Beethoven-ähnlichen Bruders Johann mußte der Meister diesen ihm ureigenen Humor voll zu bewahren. Einen seiner letzten humorvollen Briefe an Tobias Haslinger, den Musikalienhändler, worin Dr. Spiker, der alte Schlesinger aus Berlin, und die letzten Quartettcompositionen erwähnt werden, mag hier noch ganz stehen, weil er so recht geeignet erscheint, den Gemüthszustand des Meisters, der etwa einen Monat darauf seinen volltönenden Schwanengesang, das Finale des großen B-dur-Quatuors op. 130*) dichten sollte, zu kennzeichnen.

Beethoven aber schreibt:

„Gneizendorf am 13. October 1826.

„Beste aller Tobiasse**)!“

„Wir schreiben Ihnen hier von der Burg des Signor Fratello. Ich muß Ihnen wieder beschwerlich fallen, indem ich Sie höflich ersuche, beigeflossene 2 Briefe sogleich auf die Post zu geben. Von der Clavierschule***) an, werde ich Ihnen

*) Um ganz genau zu sein, muß hinzubemerkt werden, daß dieses Quartettfinale Beethovens letzte ausgearbeitete Composition ist. Im Jahre 1838 erschien nämlich bei A. Diabelli u. Co. in Wien: „Ludwig van Beethovens letzter musikalischer Gedanke, aus dem Originalmanuscript im November 1826. Skizze des Quintetts (in C-dur, hier für Pianoforte zu 2 und 4 Händen bearbeitet), welches die Verlags-handlung bei Beethoven bestellt und aus dessen Nachlasse käuflich mit Eigenthumsrecht an sich gebracht hat.“ Auch dieses Bruchstück eines Beethoven'schen Violinquintetts wird als „letzte Arbeit des Compositeurs“ bezeichnet. — Gustav Nottebohm, der tiefwissenschaftliche Beethoven-Forscher, hat die Frage nach „Beethovens letzter Composition“ in seinen „Beethoveniana“, Leipzig 1872, S. 79 f. angeregt. Das Originalmanuscript jenes Quintett-Stückes ist nicht vorhanden, dasselbe ist also nicht in seiner ursprünglichen Form, sondern nur in zwei Uebersetzungen vorhanden. Aber das steht fest, daß der Quintett-Entwurf, ebenso wie die Composition des B-dur-Finale aus op. 130 in den November des Jahres 1826 fällt. Nottebohm fragt also mit Recht: „Welches von den beiden Stücken wurde zuletzt componirt?“ Aus einem aufgefundenen Manuscriptblatte Beethovens gewinnt dieser scharfsinnige Schriftsteller die überzeugende Antwort: „daß der Quintettssatz in C-dur später geschrieben ist, als der letzte Satz des Quartetts in B-dur (a. a. O. S. 81). Dasselbe Beethovenblatt enthält, wie uns Nottebohm mittheilt, noch weitere Entwürfe, die wahrscheinlich auch für jenes Quintett bestimmt waren. Es ist nicht weiter bekannt, daß Beethoven diesen Entwurf ausgeführt hätte. Jedenfalls aber ist das Finale des B-dur-Quatuors — wenn auch nicht der Conception — so doch der künstlerischen Ausführung nach die letzte Composition Beethovens. Und obwohl der Meister erst Ende März 1827 starb, so darf doch bereits der November 1826 als die Endschafft seiner Tonkunst bezeichnet werden. Es gab dann nur noch Tonliche seines Genius, kein Kunstwerk mehr.

**) Dazu folgen 8 Tacte Noten.

***) Beethoven hatte sich wahrscheinlich die bei Haslinger verlegte Czerny'sche,

alle Kosten, die ich Ihnen verursacht habe, ersetzen, sobald ich wieder nach Wien komme. — Die so schöne Bitterung und der Umstand, daß ich den ganzen Sommer hindurch nicht auf's Land kam, ist Schuld, daß ich hier noch länger verweile. Ein Quartett für Schlesinger*) ist bereits vollendet, nur weiß ich nicht, auf welchem Wege ich es Ihnen am sichersten senden soll, damit Sie die Güte haben, es bei Tendler und Manstein abzugeben und auch das Geld dafür in Empfang zu nehmen. Schlesinger wird wahrscheinlich keine Anweisung auf Gold geben; wenn Sie es erreichen könnten, daß ich es erhalte, würden Sie mich sehr verbinden, da ich von allen Verlegern in Gold honorirt werde. Indessen, bestes Tobiassehl, brauchen wir Geld, denn es ist nicht alles eins, ob wir Geld haben oder kein. Wenn Sie Holz zu Gesichte bekommen, so nageln Sie es auf ein anderes Holz. Die Liebeswuth hat es entseßlich ergriffen; dabei ist es fast entzündet worden, so daß Jemand aus Scherz geschrieben hat, daß Holz ein Sohn des verstorbenen Papageno sei.

„Ganz erstaunlichster, bewunderungswürdigster, einziger aller Tobiasse, lebt wohl. Wenn es Euch nicht unbehaglich ist, so schreibt doch einige Zeilen hierher. Ist Dr. Spieker noch in Wien?

Mit hochachtungsvoller Hochachtung und Treue der Ewige

Beethoven.“

VII.

Wir müssen unsere Blicke jetzt wieder direct nach Berlin hinwenden, wo sich juist um diese Zeit die ersten Proben zur Ausführung der IX. Symphonie vorbereiten. Es ist höchst erfreulich, daß uns gerade darüber Ludwig Kellstab ein sehr anziehend anschauliches Bild hinterlassen hat. Derselbe erzählt uns in seinen „Musikalischen Beurtheilungen“**) Folgendes: „Am Montag, den 13. November (1826) waren im Jagor'schen Saale***) auf die Einladung des Herrn Musikdirectors Möser†), die ausgezeichnetsten Musiker, Kenner und mehrere Liebhaber (zu welchen Ref. sich zählt) versammelt, um ihre Stimme über die neue große Symphonie Beethovens und ihren Rath, wie dieses ungemein schwierige Werk am besten ausgeführt werden möchte, abzugeben. Herr Felix Mendelssohn-Bartholdy trug die Symphonie am Pianoforte vor, und schon das war ein Genuß,

desgleichen die Clementi'sche Clavierschule von diesem Verleger besorgen lassen. Der Meister hatte nämlich versprochen, für Gerhard von Breuning (Beethovens „Hofenknopf“), den Sohn des alten, treuen Beethovenfreundes Stephan von Breuning, eine geeignete Clavierschule auszusuchen.

*) Das hier ange deutete Quartett ist das große F-dur=Quatuor op. 135, das dem Tuchhändler und Beethovenfreunde Wolfmayer gewidmet ist. Dieser kunstsinige Kaufmann war einer der ältesten Fürstreiter für Beethovens Genius in Wien. Das bezeugt auch noch besonders Karl Holz, der im Sommer 1826 einmal aufschreibt: „Den Wolfmayer freut es so, daß er Sie schon vor 25 Jahren vertheidigte, und jetzt kommen die Leute doch darauf“ (Conversationsheft Nr. 100).

**) Berlin 1848, S. 5—7; Band 20 der „Gesammelten Schriften“ Leipzig 1861.

***) Unter den Linden; in diesem ehemals Jagor'schen soll, wie die Tradition will, im Jahre 1796 bei Beethovens Anwesenheit in Berlin, dessen musikalischer Wettkampf mit dem Hofcapellmeister Himmel stattgefunden haben.

†) Möser ist der Begründer der seiner Zeit hochberühmten Möser'schen Quartette in Berlin.

zu hören, wie dieser junge Künstler*) es möglich machte, mit sehr wenigen Aufopferungen, das ganze Orchester in den beschränkten Rahmen der Tastatur mittels der Kraft und Fertigkeit der zehn Finger so zu übertragen, daß man ein durchaus deutliches Bild des Ganzen und eine Charakteristik durch Nuancirungen erhielt, wie sie das Orchester vielleicht erst nach langer Uebung auszudrücken vermöchte. Die meisten Stimmen vereinigten sich dahin, das Scherzo für den genialsten Satz des Werkes zu erklären; der letzte scheint, trotz der geübtesten Anwendung aller ersinnlichen Mittel, doch zu lang und auch die neue Idee, einen Chor mit der complicirtesten Instrumentalmusik zu verbinden, nicht ganz glücklich (!) Auch ist er in der Ausführung der schwierigste. Dessen ungeachtet muß es der lebhafteste Wunsch aller Kunstfreunde sein, daß Herr Musikdirector Möser sein bereits gegebenes Versprechen, diese Symphonie in seinem Concert aufzuführen, ja halten möge. Denn neben (wie es uns scheint) mancher Verirrung ist des Großen, Erhabenen, ja Erstaunenswürdigen so viel darin enthalten, daß die eifrigste Mühe, dieses colossale Werk einzustudiren, gewiß ihre Belohnung findet. Herrn Möser würden wir auf's Neue für einen hohen Kunstgenuß, deren uns seine unermüdlige Thätigkeit schon so manchen bereitet hat, verpflichtet werden.“

So schrieb Kellstab unmittelbar nach den ersten Versuchen, die man am Claviere mit der IX. Symphonie vornahm. Lange, lange darnach, als er seine „musikalischen Beurtheilungen“ herausgeben wollte, ergänzte Kellstab darin seinen ursprünglichen Bericht noch durch folgende Randbemerkungen: „Diese an sich unbedeutende Notiz, heißt es daselbst (S. 5—6 Anm.) „wird mir von Werth, da sie mir gerade in dem Augenblicke wieder vor Augen kommt — nach zweiundzwanzig Jahren — wo der damals fast noch als Knabe zu bezeichnende junge Künstler, der so reiche Hoffnungen weckte, vielleicht noch reichere erfüllte, auf dem Gipfel des Ruhmes, doch mitten in der Bahn und vollen Kraft des Lebens, uns entrisen ward**). Welch ein wehmuthsvoller Rückblick auf die Anfänge seines künstlerischen Lebens! — Jener Abend ist mir aber auch an sich ein unvergeßlicher geblieben. Lebendig, wie ein Ereigniß des Gestern, des Heute, steht er vor mir. Die trefflichsten Musiker Berlins, auch die edlen, so früh dahingegangenen Ludwig Berger und Bernhard Klein waren zugegen. Das wunderbar, fast schauerlich großartige Werk übte auch sein Recht. Doch mit ahnungsvollem Staunen weilt' Aller Blicke auf dem jungen Künstler, der (wie es der Bericht der damals noch wenig geübten Feder schwach und viel zu bemessen schildert) mit unbegreiflicher Meisterschaft die riesenhafte Partitur beherrschte. Sein Feuerauge sah Alles zugleich, sein Ohr bohrte

*) Der junge Mendelssohn-Bartholdy (1809 geboren) zählte damals also kaum 17 Jahre; welsch eine exorbitante Leistung reproducirender Kunst!

**) Diese Kellstab'schen Anmerkungen sind nämlich kurz nach Felix Mendelssohn-Bartholdy's frühjemellem Tode († 1847) geschrieben.

(wie Zelter sich einmal ausdrückte) förmlich in den Noten, seine Finger waren unfehlbar. Er spielte, was sich nur greifen ließ, und summtte noch andere Stimmen dazu, wie sie eben in der Partitur hervortraten. Ich wendete ihm das Blatt um, aber es war mir kaum möglich, seinem rapiden Spiel in dem Notenchaos zu folgen. Und doch behielt er noch Zeit, mir hier und da zuzuwinken, mich mit Worten auf Einzelnes aufmerksam zu machen als: Sehen Sie da die Posaunen, die Oboen, oder dergl., wobei er seinen Fingern noch so viel abmüßigte, daß er auf die Stellen deutete. Er las die Symphonie so gut wie vom Blatt, denn erst Abends zuvor hatte Möser sie ihm geschickt. Einmal hatte er sie durchgesehen. Doch sein Lesen a vista hatte etwas Zauberhaftes: nur zwei haben es ihm gleich, in einzelnen Beziehungen vielleicht zuvorgethan: Bernhard Klein, der Partituren — in den Schriften aller Zeiten — besonders Gesangspartituren, vielleicht noch sicherer las, wobei er zugleich wundervoll die einzelnen Stimmen sang, und Litz im Lesen von Pianoforteschwierigkeiten, worüber selbst Mendelssohn erstaunte. Doch in seiner Allseitigkeit übertraf Mendelssohn beide Genannte.“

Wie man nun einerseits Rellstab innigen Dank für die Ueberlieferung eines so hochfesselnden Musikberichtes zollen muß: so entzündet es die Seele andererseits immer auf's Neue, wenn sie sich in den Geist jener Zeiten versenkt, die mit solchen wunderbaren reproduzirenden Kräften, vor so kunstgeweihten Zuhörern ein solches unsterbliches Riesenwerk Beethovens der gläubigen Beethoven-Gemeinde Berlins zum ersten Male vorführen konnten.

Und nicht lange nach jenem denkwürdigen 13. November 1826 ward es auch — vielleicht nicht zum geringsten zu Folge jener dadurch neuengewonnenen Kunstbegeisterung für Beethoven — im Geheimen Cabinet des preussischen Monarchen rege. Die Copie der Originalpartitur der IX. Symphonie war angelangt, und das Ganze hatte das königliche Herz und sein ganzes Beethovenliebendes Haus hoch erfreut. König Friedrich Wilhelm III. erließ demnach unterm 25. November ein Cabinets-schreiben an den Tonmeister in Wien, welches sich in der königlichen Bibliothek zu Berlin im Originale befindet.

Diese Cabinetsordre hat folgenden Wortlaut:

„An den Componisten Ludwig von Beethoven.

„Bei dem anerkannten Werthe Ihrer Compositionen war es Mir sehr angenehm, das neue Werk zu erhalten, welches Sie mir überreicht haben. Ich danke Ihnen für dessen Einsendung und übersende Ihnen den beigehenden Brillant-Ring zum Zeichen meiner aufrichtigen Werthschätzung.

Berlin, den 25. November 1826.

Friedrich Wilhelm.“

Nicht lange darnach herrschte große Freude in Beethovens Hallen; und im Kassandrastile kann man hier gleich hinzufügen, „eh' die hohe Weste fiel!“

Eines schönen Decembertages tritt der altbewährte Freund Schindler in des Meisters Wohnung und schreibt folgende frohe Botenschaft auf (Conversationsheft Nr. 58, December 1826, Blatt 11b):

„ich bringe Ihnen heute recht erfreuliche Nachrichten.

„als ich gestern nach Hause kam, fand ich ein Billet vom Hofrath Bernhard mit der Einladung, zu Haffeld zu kommen, wo man mir diese 2 Briefe*) übergab, weil man Ihre Wohnung nicht wußte.

(12a): „Nun geben Sie jemand den Auftrag, mit eigenhändig gefertigtem Empfangscheine von Ihnen den Ring bei Herrn Hofrath von Bernhard in Empfang zu nehmen.

„b. Breuning begegnete ich vorher, und theilte ich die frohe Nachricht mit; er freute sich außerordentlich

(12b): „er will nicht in die Kanzlei zu Hofrath mitgehen, und dies ist nothwendig, daß er ihn aus seiner Hand empfängt.

„Der Hofrath wollte mir den Ring mitgeben, aber ich wollte ihn nicht ohne Ihren Empfehlungsschein annehmen.“

Soweit vorläufig Schindler.

Bald darauf äußert sich auch der Neffe Karl in eben diesem Hefte über den sehnsuchtsvoll erwarteten Brillantring, wie folgt:

(Blatt 13a): „Schindler will es besorgen, wenn Du ihm den Empfangschein übergeben willst.

(13b): „Kürzlich war ein Justizrath aus Berlin**) hier, der mir den König, mit dem er selbst sehr viel zu thun hat, umständlich beschrieben hat. — Ein wahrlich vortrefflicher Mann, aber mehr für Künste und Wissenschaften als für andere Zweige . . .

(14a): „aber alles besorgt er selbst.“

Leider sollte diese Ring-Geschichte noch allerhand traurige Nachspiele bekommen. Es scheint festzustehen, daß mit diesem sogenannten „Brillant-Ringe“ ein damit betrauter Beamter eine arge Untreue zum Nachtheile des nothleidenden Meisters begangen hat.

Zunächst gingen in Beethovens allerengstem Kreise die Meinungen noch darüber auseinander, wie denn der kostbare königliche Ring überhaupt erst in des Meisters Besitz zu bringen sei. Endlich gab der hieherherzigste Freund Beethovens, der edle Stephan von Breuning, den Ausschlag. Dasselbe Conversationsheft (Nr. 58) läßt diesen also rathen:

(Blatt 15a): „Du kannst auch an den Gesandten schreiben, daß Du krank seist; er möge Dir den Ring schicken.

„Er schickt ihn durch seinen Secretär.“

Und der Neffe Karl stimmt dem Rathe mit Folgendem bei:

(Blatt 18a): „Wenn wir schon schreiben, so ist der Vorschlag von Breuning das Beste, ohnehin pflegt bei solchen Gelegenheiten die Gesandtschaft selbst dergleichen zu übersenden, was auch hier geschehen wäre, wenn sie Deine Wohnung gewußt hätten.“

Und nunmehr folgt in Wahrheit ein Beethoven'sches Brief-Concept. Es ist durchaus nicht bekannt, ob Beethoven diesen Brief abgesandt hat.

*) Der eine ist natürlich die oben mitgetheilte königliche Cabinetsordre.

**) Vermuthlich Justizrath Krause, der Gatte der in Beethovens Liebesleben so bedeutungsvollen Amalie Sebald.

Wahrscheinlich doch; jedenfalls ist er nirgendwo veröffentlicht. Dieses Briefconcept im Conversationshefte (Nr. 58, Blatt 19a) lautet:

„E. W.

„Indem ich Ihnen für die mir überschickten Briefe meinen größten Dank abstatte, muß ich Sie um die Gefälligkeit bitten, mir den von S. M. dem K. v. B. zugebachten Ring gütigst zu übermachen. Ich bedaure sehr, daß eine Unpäßlichkeit mich hindert, dieses mir zu weite Zeichen von der Liebe S. M. zur Kunst selbst in Empfang zu nehmen. Fremden Händen aber möchte ich nur sehr ungern anvertrauen. Zugleich bitte ich, mich in einigen Zeilen zu belehren, ob wohl die hochlöbliche Gesandtschaft ein Dankfagungsschreiben für S. M. den König anzunehmen und zu besorgen die Güte haben würde.“

B.“

VIII.

Dieser Brief muß nun aber in Wahrheit an den Gesandten Fürsten von Hatzfeld abgeschickt worden sein, und die Antwort des Fürsten entsprach auch allen Wünschen des kranken, tief leidenden Meisters. Und so gelangte auch aus der königlich preussischen Gesandtschaft endlich das Etui mit dem vermeintlichen „Brillant-Ringe“ in Beethovens Besitz.

Es wird nun erzählt, Beethoven sei beim Öffnen dieses Etuis nicht wenig verwundert gewesen, statt des verheißenen Brillanten einen röthlichen Stein zu finden*). Dieser Ring sei von einem Hofjuwelier nur auf 300 Fl. Papier taxirt worden.

Beethoven schien recht unangenehm davon berührt zu sein. Jetzt zumal, wo eben sein Neffe nach der unglückseligen Katastrophe mit dem Selbstmordversuche glücklich dem Regimente des Feldmarschalllieutenant Barons von Stutterheim**) übergeben war, hoffte der mehr als je geldbedürftige kranke, leidende Meister, durch dieses königliche Geschenk Erleichterung in seinem materiellen Elend finden zu können. Und nun diese bittere Enttäuschung! Flugs scheint auch gleich Mephisto-Holz bei der Hand gewesen zu sein, um den Meister zu allerhand wunderlichen Rathschlägen zu verleiten. Wenigstens lassen gewisse Holz'sche Niederchriften im letzten Conversationshefte des Jahres 1826 (Heft Nr. 102) Allerlei zwischen den Zeilen lesen. Dasselbst heißt es aber:

(Blatt 33b): „Der König von Preußen hat den Fuß gebrochen —

„bleibt es bei der Dedication?“ (!)

Und dann verräth ein anderes Wort, daß man allen Ernstes schon daran denken mußte, den königlichen Ring zu veräußern. In jenem Hefte schreibt Holz dann wieder.

(Blatt 32b): „Wegen dem Ring. Er wird in einigen Tagen das Geld haben. —“

*) Vergl. hierüber auch L. Nohl: Beethovens Leben, Band III, S. 749f.

**) Demselben wurde denn auch von Beethoven kurz vor dessen Tode als Zeichen besonderer Dankbarkeit das große herrliche Cis-moll-Quartett op. 131 gewidmet.

Eine Frau Ringbaur weiß nach L. Nohl's Mittheilung dann noch das Weitere darüber zu vermelden: „Beethoven hatte die IX. Symphonie dem König von Preußen gewidmet, kein Geld, keinen Orden, blos einen Brillantring erhalten. Holz mußte ihn schätzen lassen, der Werth war 160 fl. (!), und der Ring wurde hingegeben. Als Holz es verhindern wollte mit der Bemerkung: „Meister, behaltet den Ring, er ist doch von einem König,“ trat Beethoven dicht vor Holz hin und mit unbeschreiblicher Würde und Selbstbewußtsein rief er aus: „Auch ich bin ein König! — Das ist ein königliches Geschenk,“ setzte er hinzu, indem er auf Handels sämmtliche Werke hinwies, die ihm Stumpff aus London verehrt hatte.“

Diese echt tragische Episode bringt uns — trotz aller Verschiedenartigkeit in der Situation der betreffenden Helden — dennoch die famose Stelle aus „König Lear“ in die Erinnerung:

Gloster:

„Den Ton von dieser Stimme kenn' ich wohl,
Ist's nicht der König?“

Lear:

Ja, jeder Zoll ein König!
Blick' ich so starr, sieh, bebt der Unterthan.“ (IV. Act, 6. Scene.)

Rehren wir zum königlichen Beethoven zurück. Die Noth gebot es, daß der Ring für jene geringe Summe von 160 fl. verkauft werden mußte.

Als nun der erste Unmuth vorüber war, erkannte Beethoven klar genug, daß den König von Preußen kein Vorwurf treffe, daß hier vielmehr nothwendigerweise ein Irrthum oder gar Betrug vorliegen müsse. Mußte es doch besonders auffallen, daß das Etui gar nicht mit dem Berliner Cabinetssiegel, sondern mit demjenigen der Wiener Gesandtschaft verschlossen war. Darum war auch der erste Impuls bei Beethoven, den Ring einfach zurückzuweisen: allein die Noth des augenblicklichen Daseins gebot es anders.

Wie unangenehm diese Angelegenheit auch Beethoven berühren mußte, dem nur noch kurze Zeit auf Erden zu weilen vergönnt war: bald hatte er über neuen guten, seine neunte Symphonie betreffenden Nachrichten aus Berlin alles Unerquickliche verschmerzt und konnte wieder leichten, begeisterungsfrohen Muthes an Berlin und an die dortige Werthschätzung seines Genius denken.

Und so ist denn in Allem, was uns noch die Conversationshefte des für Beethoven Fragment gebliebenen Jahres 1827 über diese Geschichten vorführen, keine Spur von Groll mehr vorhanden — nichts von Hohn oder Sarkasmus auf irgend welcher Seite der kleinen Beethoven'schen Tafelrunde. So erfährt der Meister zu Anfang dieses Jahres (Heft Nr. 83) das Monitum:

(Blatt 6a): „Haben Sie denn schon dem Könige von Preußen geantwortet —

Hätselb weiß es ja, daß Sie krank sind.“

Freudenvoll erwähnt dann Beethoven in einem Briefe an den Verleger Schott in Mainz der ersten Aufführung der IX. Symphonie mit Chören in Berlin. Dieser Brief enthält folgende charakteristische Stelle:

„Die Metronomisirung*) folgt nächstens. Warten Sie ja darauf. In unserm Jahrhundert ist dergleichen sicher nöthig, auch habe ich Briefe von Berlin, daß die erste Aufführung der Symphonie mit enthusiastischem Beifall vor sich gegangen ist, welches ich größtentheils der Metronomisirung zuschreibe. Wir können beinahe keine tempi ordinari mehr haben, indem man sich nach den Ideen des freien Genius richten muß.“

Ueber das Metronomisiren dachte jedoch Beethoven nicht lange darnach ganz anders und — meiner Meinung nach — zutreffender. Eine Schindler'sche Mittheilung giebt uns vornehmlich diese erfreuliche Gewißheit. Dieser erzählt nämlich (Leben Beethovens II. S. 250): „In der That finden sich nur zwei Werke (?!?) von ihm selber metronomisirt, und zwar die große Sonate op. 106, auf ausdrücklichen Wunsch von Ries für die Londoner Ausgabe, dann noch die 9. Symphonie auf besonderen Wunsch der Verlagshandlung Schott in Mainz und der Philharmonischen Gesellschaft in London. An dieses Geschäft knüpft sich ein Vorfall, der des Meisters geringe Werthschätzung des Metronoms klar und deutlich zeigt. Er ersuchte mich, die einige Tage vorher für Mainz gemachte Notirung für London zu copiren, allein diese war verlegt und ließ sich nicht auffinden. Die Absendung drängte, er mußte sich demnach zu abermaliger Vornahme dieses unangenehmen Geschäfts bequemen. Aber siehe, kaum war die Arbeit gethan, als ich die frühere Notirung auffand. Ein Vergleich zeigte die Abweichung des Zeitmaßes bei allen Sätzen. Da rief der Meister voll Unwillen aus: „Gar kein Metronom! Wer richtiges Gefühl hat, braucht ihn nicht; und wer das nicht hat, dem nützt er doch nichts, der läuft doch mit dem ganzen Orchester davon!“**)

*) Nämlich der „Neunten Symphonie“, die im Schott'schen Verlage in Mainz erschien.

**) Diese Schindler'sche Darlegung sucht Gustav Nottebohm in seinem bereits erwähnten Buche „Beethoveniana“ (XXVI. „Metronomische Bezeichnungen“ S. 126 f.) abzuschwächen. Nun gelingt es demselben allerdings nachzuweisen, daß Schindler sich in äußeren Dingen des Metronoms zum Theil geirrt hat. Wenn Nottebohm aber (S. 127) behauptet: „Das Meiste davon ist unwahr und auf so lockerem Grunde gebaut, daß man veranlaßt wird, das Wenige, das wahr sein kann, nur mit Vorsicht aufzunehmen“ — so schießt er damit weit über das Ziel hinaus. Denn daß Schindler das Wesen der Beethoven'schen Ansicht richtig wiedergegeben hat, muß ja auch Nottebohm zugeben; auch er jagt ja concessiv (S. 129): „Gewiß, wer kein Gefühl hat, dem hilft kein Metronom und dem hilft auch manches Andere nicht — Subjective und geistige Auffassung eines Tonstücks, Nuancirungen in der Bewegung, auf den rhythmischen Bau eines Tonstücks begründete Abweichungen vom absoluten oder normalen Zeitmaß und dgl. können nicht von einem seelenlosen Schlagwerk abhängig gemacht, noch weniger dadurch bestimmt werden.“ — So viel steht nun fest — und das ist der Kern des von Schindler richtig erkannten Beethoven-Gedankens hierbei, — daß durch das Metronom, resp. durch Metronomisirung nur ein ganz ungefähres

Aber freilich ist dieses durchaus zutreffende Verdict Beethovens über den Werth des Metronomes auch in seinem Sinne und Geiste *cum grano salis* aufzunehmen. Auch hier soll „das Kind nicht mit dem Bade ausgegüßt werden“: denn ein gewisser praktischer, äußerlicher Nutzen ist dem Metronom ja nicht abzuspochen; doch wolle man ihm nur ja keine Bedeutung für das Geisteselement der Musik beimessen.

Daß aber trotz bereits gedruckter Metronomisirung der IX. Symphonie große Tonmeister wie Mendelssohn und Schumann ganz verschiedenartig die Tempi seiner Schöpfung erfaßten, spricht erst recht wieder für den problematischen Werth der Mälzel'schen Erfindung. Schumann berichtet nämlich wieder einmal über ein Concert im Leipziger Gewandhause, worin Felix Mendelssohn-Bartholdy die IX. Symphonie dirigirt, und bescheert uns dabei hochherrliche Worte, Dithyramben, Elegien und Jubelhymnen zugleich, wie folgt*): „Den Beschluß machte die 9. Symphonie von Beethoven. Das unerhört schnelle Tempo, in dem der erste Satz gespielt wurde, nahm mir geradezu die ganze Entzückung, die man sonst von dieser überschwänglichen Musik zu erhalten gewohnt ist. Dem dirigirenden Meister gegenüber**), der Beethoven kennt und verehrt, wie so leicht Niemand wieder, mag dieser Ausspruch unbegreiflich scheinen, und endlich, wer könnte hier entscheiden, als Beethoven selbst, denn dies leidenschaftliche Treiben des Tempos unter Voraussetzung eines makellofen Vortrags vielleicht gerade Recht gewesen? So muß ich denn diese Erfahrung, wie so manche, zu meinen merkwürdigsten musikalischen zählen, und mit einiger Trauer, wie schon allein über das äußere Erscheinen des Höchsten ein Meinungszwiespalt entstehen kann. Wie sich aber freilich im Abagio alle Himmel aufthaten, Beethoven wie einen aufschwebenden Heiligen zu empfangen, da möchte man wohl alle Kleinigkeiten der Welt vergessen und eine Ahnung von Jenseits die Nachblühenden durchschauern.“ —

Nach dieser Digression kehren wir zu Beethoven selbst zurück. Ueber die glanzvolle Aufführung der IX. Symphonie in Berlin unter königlicher Regide erzählen auch die Conversationshefte aus dem Februar 1827. Um diese Zeit hat Beethoven den Besuch Dolezalek's, eines hervorragenden, ihn ausnehmend verehrenden Tonkünstlers. Dieser schreibt in einem Februarhefte ohne Nummer (20 Blatt umfassend) Folgendes auf:

(Blatt 5a): „In Berlin hat man die ganze Messe und die Sinfonie mit großem Beifall ausgeführt. Der Professor Zelter hat die Chöre mit den Sängern einstudirt, wobei bei Sopran und Alt lauter Knaben waren.

Anhalt für die Temponahme irgend einer Composition gewonnen werden kann. Man sehe doch, wie z. B. die verschiedenen Editoren Beethoven'scher Werke in der Metronomisirung eines und desselben Satzes von einander abweichen.

*) R. Schumann, Gesammelte Aufsätze über Musik, erste Auflage Band II, 214.

**) Das ist eben F. Mendelssohn-Bartholdy.

„Waren Hochdieselben nie in der Berliner Sing-Academie gegenwärtig?*)

„Der König von Preußen muntert durch seine Gegenwart und Unterstützung (5b): diese Anstalt und was groß ist. Unser Hof hat nie was für die Kunst und Wissenschaften gethan, von jeher müssen hier die großen Männer in Mangel barben.“**) —

Wir dürfen also zuversichtlich annehmen, daß Beethoven nunmehr, wie mit Berlin im Ganzen, so auch mit dem preussischen Königshause wieder ganz ausgeöhnt erschien. Ja, auch gegen den Gesandten von Hatzfeld und gegen dessen Kanzleidirector, Hofrath Bernhard ist keine Spur von Groll weiter ersichtlich; vielmehr lassen die letzten Hefte Beethovens ein reges, warmes Interesse am Schicksale des Gesandten und seines Kanzleidirectors erkennen.

In einem Februarhefte (Nr. 71) ist mancherlei über den Ausgang des Fürsten zu lesen. Da heisst es:

(Blatt 4a): „Hatzfeld ist sehr krank seit 4 Tagen.

„Bernhard begegnete mir und der Bruder und sagte, daß man an seinem Aufkommen zweifle“ zc.

Ferner (Blatt 9a): „Die Karte bei Hatzfeld habe ich an den Fürsten abgeben lassen. Der Fürst ist seit gestern Nacht nicht mehr unter den Lebenden.

„Die Krankheit hat am 3. Tage gleich einen so bössartigen Charakter angenommen, daß Alles vergebens war.“ — zc. zc.

Wenn wir uns nun erinnern, daß dieser Fürst von Hatzfeld am 3. Februar 1827 starb: so gewinnen wir aus dieser Thatfache einen Anhalt für die Zeitbestimmung dieses Conversationsheftes des Februarmondes, es gehört also dem Anfange dieses Monats an, es darf als allererstes Februarheft bezeichnet werden.

Und nun noch einmal die Ring-Geschichte! Der wiederholentlich genannte Kanzleidirector Bernhard, derselbe, welcher in der Messen-Angelegenheit Beethoven anrieth, einen Orden an Stelle der 50 Dukaten zu wählen, wurde bald nach Beethovens Tode von seinem Amte entfernt. Daß diese Amtsentsetzung mit dem vermeintlichen „Brillantringe“ in Verbindung stehe, läßt sich nicht begründen. Kanzleidirector Bernhard hatte sich vielmehr eines sehr guten Leumundes zu erfreuen. In diesem Falle von fast entscheidender Bedeutung ist eine Bemerkung über ihn in einem andern

*) Es darf nunmehr als völlig bekannt angesehen werden, daß Beethoven während seiner Virtuosenreise im J. 1796, die ihn ein einziges Mal Berlin betreten ließ, auch in der damals ganz jungen Sing-Academie seine Gaben als reproducirender Künstler, namentlich als Improvisator wirken ließ.

**) Diese Tagebuchblätter sind bereits vom Verfasser in einer andern Arbeit, „Beethoven und Zelter“ veröffentlicht, nämlich in der Berliner illustrierten Wochenschrift „Der Bär“ (Nr. 1—3 im Oktober 1886); aber um des besseren Verständnisses willen dürften diese Dolezale'schen Reden an Beethoven hier nicht fehlen. Diese Conversationsheftnotizen können dazu verhelfen, jenen Brief Beethovens, der von der Metronomisirung der IX. Symphonie handelt, ungefähr richtig datiren zu können. Er dürfte im Januar oder Februar 1827 geschrieben sein.

Conversationshefte aus dem Februar 1807 (Heft 118). Darin heißt es von Anton Schindlers Hand:

(Blatt 19a): „Hofrath Wernhard ist ein espeece ganz alla Breuning — ein vortrefflicher einfacher Mann. Von ihm ist alles zur Beförderung dieses Wunsches zu erwarten; Preußen, Frankreich und England, was würden Ihnen für Ehren überall widerfahren, wenn man Sie persönlich dort hätte — das würde erst sensation und den wahren Effect hervorbringen.“

Wenn also Wernhard Beethoven's vortrefflichstem, biederstem, treuherzigstem Freunde Stephan von Breuning ähnlich war, wie Schindler, der vorzügliche Kenner all jener Verhältnisse, behauptet, dann muß er ein durchaus makelloser Charakter gewesen sein — und nicht der leiseste Schatten eines Verdachtes darf auf ihm haften bleiben. — Die Wünsche, die auch Hofrath Wernhard befördern helfen sollte, betreffen, wie man leicht erkennt, eines jener in der letzten Zeit Beethoven's immer wiederkehrenden Projecte, daß der Meister endlich einmal eine große Kunstreise unternehmen sollte, nach der Art Joseph Haydn's, wodurch auch ihm eine Fülle von Ehren und Schätzen beschieden sein mußte.

So also steht die Sache mit Hofrath Wernhard.

Anders freilich mit dem Fürsten von Hatzfeld, der weit weniger vortheilhaft beleumundet war, als sein vorerwähnter Ranzleidirector.

Eine gewiß außerordentlich gut unterrichtete Persönlichkeit soll uns hierüber Licht geben: Barnhagen von Ense, der sich in seinen historiographischen Schriften zwei Mal fast ganz gleichlautend über den Charakter dieses Fürsten von Hatzfeld ausdrückt. Er schildert in seinen „Denkwürdigkeiten des eigenen Lebens*)“ den Fürsten wie folgt: „Dem Könige der Niederlande wurde ich durch unsern Gesandten, Fürsten von Hatzfeld vorgestellt. Gegen diesen Letzteren bestand in Preußen bei den achtbarsten Männern ein starker Widerwille, Blücher hatte die härtesten Aussprüche über ihn ergehen lassen, Gneisenau, Beyme, Stägemann, Schleiermacher, Niebuhr und Andere dieses Schlages, haßten ihn gründlich, man rief die Zeugnisse der Todten, der Königin Luise und Scharnhorst's gegen ihn auf; ich bin hier nicht berufen, zu untersuchen, wie weit die politische Uebelmeinung, die ihn fast allgemein traf, verdient war; ich war damals und auch später gar sehr geneigt, sie für begründet zu halten: aber das Vorurtheil konnte mir den unbefangenen Eindruck der Persönlichkeit nicht stören, und dieser war ein sehr günstiger; in der Mitte seiner lebenswürdigen Familie, die durch anmuthige Unabhängigkeit ihrer Glieder und doch zusammenstimmenden Geist sich auszeichnete, erschien er als würdiges und glückliches Haupt, voll practischer Herzensgüte, die jeder Stunde ihre Freude gönnte und verschaffte; daß er der Geschäfte kundig war und sie mit Leichtigkeit handhabte, läßt sich gern glauben, ich habe es theilweise selbst

*) II. Auflage 1843, Band III, S. 417 u. 418. (Baden-Baden. Brüssel. Berlin 1817).

gesehen; in dem geselligen Verkehr besaß er alle Vortheile des vornehmen Mannes einer früheren Zeit, wo noch ungezwungene Gleichstellung und Leutseligkeit in den höheren Klassen herrschte. In allen diesen Beziehungen konnten wir uns keinen günstigeren persönlichen Anhalt wünschen, und wir genossen auf seinem schönen Landsitze in Laeken und auch in Brüssel durch ihn die schönsten Annehmlichkeiten. Ist ihm früher Mangel an Festigkeit des Charakters und später an Klarheit des politischen Blickes vorgeworfen worden, so darf dies die gute Erinnerung, die ich aus Brüssel von ihm habe, mir hier nicht stören.“*)

Wie sich nun auch die Dinge in Bezug auf die Seelenlauterkeit des Fürsten von Hapsfeldt und des Hofraths Wernhard verhalten mögen: jedenfalls bedarf die Geschichte mit dem vermeintlichen Brillantringe, den König Friedrich Wilhelm III. laut der mitgetheilten Cabinetsordre unserm Meister für die Dedication der Neunten Symphonie zugebacht hatte, erst noch der endgültigen Aufklärung. —

Die Dedicationssache selbst gewinnt noch durch eine Tagebuchnotiz aus der allerletzten Zeit des unsterblichen Meisters eine deutlichere Beleuchtung. In diesem letzten Conversationshefte (No. 40) erfahren wir, daß Beethoven seinem getreuen Freunde und Amanuensis die Partitur der IX. Symphonie und des E-moll-Quartetts (op. 59) geschenkt hatte. Und da schreibt denn Schindler (Blatt 14b) das umständliche Wort nieder:

„Wie können Sie wieder denken und mir zumuthen, ich sollte ein Geschenk von Ihnen so gering schätzen und es verkaufen!“

Ob es die Originalpartituren gewesen sind? Möglicherweise. Denn so viel ist nun feststehend, daß das Originalmanuscript der IX. Symphonie welches gegenwärtig gewiß die wunderbarste Zierde der musikalischen Abtheilung der königlichen Bibliothek zu Berlin bildet und unter einem besonderen Schaukasten daselbst neben anderen Originalpartituren der großen Musikheroen sichtbar ist: daß also das Originalmanuscript der IX. Symphonie dort unvollständig ist; der IV. Satz mit den Chören ist nicht vollständig. Die Partitur enthält auch keine Dedication. Die Copie dieser Partitur mit Dedication und eigenhändigen Verbesserungen Beethovens wird ebenfalls in der musikalischen Abtheilung der königl. Bibliothek aufbewahrt. Es ist ein schönes Exemplar der Partitur, roth eingebunden, viel mit Gold verziert. Auf dem Deckel befindet sich eine Goldkrone, darunter F. W. III. Der eigenhändige Titel von Beethoven lautet also: „Sinfonie Mit Schlußchor über Schillers ode „an die Freude“ für großes Orchester 4 Solo und 4 Chorstimmen Compomirt und Seiner Majestät dem König von Preußen Friedrich Wilhelm III. in tiefster Ehrfurcht zugeeignet von Ludwig von Beethoven 125tes Werk.“ Die Correkturen sind von Beethoven selbst.

*) Eine ganz ähnliche Beurtheilung des Fürsten steht im IX. Bande der Wagnerschen Denkwürdigkeiten S. 169 u. 170, welchen Ludmilla Assing nach des Autors Tode herausgab.

Das schöne Belinpapier ist goldrandig. Einzelne Stücke des Finale sind auf größeren Blättern geschrieben.

IX.

Die lebhafteste Theilnahme, die der preußische Königshof jener Zeit, Friedrich Wilhelm III. an der Spitze, für den Genius Beethoven's durchaus bethätigte, konnte nicht verfehlen, einen heilsamen Rückschlag in dieser Beziehung auf das gesammte Berliner Musikwesen auszuüben. Es ist in diesem Betracht in Wahrheit keine Stadt der Welt mit Berlin zu vergleichen: denn hier zuerst und lange, lange ganz allein wurde es angestrebt und glücklich erreicht, die classische reine Instrumentalmusik, Beethoven obenan, populär zu machen.

Berlin hat Beethoven, den Virtuosen, im Jahre 1796 in seinen Mauern gesehen — der damalige König, Friedrich Wilhelm II., erschien als persönlicher Gönner des aufblühenden Tondichters und nahm huldvoll die Dedication seines opus 5, der 2 Violoncellsonaten auf. Berlin hat fernerhin dem Tonschöpfer Beethoven verständnißvolle Sympathie entgegengebracht — und am Abend dieses hohen Schöpferdaseins war es wieder der König von Preußen (Friedrich Wilhelm III.), der die Widmung einer der allerhöchsten Schöpfungen des Meisters, der Neunten Symphonie, voll Anerkennung annahm. So hat Berlin an und mit Beethoven die schönste geistige Verheißung und Erfüllung erlebt. In Wahrheit hat Berlin unter der steten Regide der königlichen Institute, in der Erkenntniß, Werthschätzung und Pflege des Beethoven'schen Genius allen andern Städten der Welt mit dem besten Erfolge den Rang streitig gemacht.

Wirkliche stetige Symphonieconcerte entstehen zuerst in Berlin; der uns zur Genüge bekannte Hofmusikdirector Möser rief sie in's Leben. Im Jahre 1827, dem Todesjahre Beethoven's läßt sich L. Kellstab unter Anderem also darüber vernehmen:*)

„Herr Musikdirector Möser beabsichtigt nämlich, seinen bisher mit Recht so hochgeschätzten Quartett-Soireen eine größere Ausdehnung zu geben.“ — „Man muß daher den Gedanken Herrn Möser's, die Instrumentalmusikunterhaltungen zu erweitern, um den Sinn des Publikums nach und nach an tiefere Auffassungen zu gewöhnen, einen durchaus glücklichen nennen; ob der Veranstalter dabei nur die Förderung der Kunst als ein einziges und reines Motiv im Auge hat, kann den Hörer wenig kümmern.“

Späterhin, im Jahre 1848, fügte dieser Autor seinen Erzählungen aus dem Jahre 1827 noch Folgendes in Anmerkung hinzu:

„Aber er“ (cs. dieser Aufsatz, betitelt „Musik“) ist ein merkwürdiger Beleg zu der Kunstgeschichte Berlins, als ein Zeugniß, daß kaum zwanzig Jahre vergangen sind, seit große Instrumentalconcerte anfangen unter dem gebildeten Musikpublikum gehört zu werden. Allerdings war dies auch schon früher der Fall. Vor den Kriegen Napoleons stand dieser Theil der Kunst bereits in Blüthe; allein die öde Stelle, die der Krieg herbeigeführt hatte, fing erst im Jahre 1827 an wieder zu verwachsen.

*) Musikalische Beurtheilungen, S. 67.

Regelmäßige Sinfonieaufführungen begannen damals erst, nach langen Jahren der Pause, und Beethoven wurde erst von dieser Zeit ab in seinen größeren Werken bei uns bekannt.“ (Kellstab, a. a. O. S. 69.)

Und nachdem der große Dulder und Meister am 26. März 1827 seine unsterbliche Seele ausgehaucht: da war es wiederum neben Wien das poetische Berlin, welches den großen Todten durch die mannigfachsten Gedichte verherrlichte. Dieselben gelangten zumeist in der „Berliner Musikalischen Zeitung“ von A. B. Marx zum Abdruck. Diese Berliner Musikzeitung zeigte sich auch hierin Beethoven's weit würdiger als ihre Collegen, die „Allgemeine Musikalische Zeitung“ in Leipzig.

Die Berliner Musikzeitung vom 11. April 1827 (Nr. 15) war denn also besonders dem Andenken Beethoven's gewidmet.

Obenan, tief schwarz umrahmt, war zu lesen:

Beethoven ist gestorben

Trauert dem Scheidenden nicht.

Haltet im Geiste ihn nah

†† Este.“

Dann folgt ein schöner poetischer

„Nachruf an Beethoven“ von Anselmus.

Dieses Gedicht umfaßt 5 Strophen zu 13 Versen und als Schluß eine Art Geleit (Tornada) von 6 Verszeilen, die hier Platz finden mögen:

„Mein schwaches Lieb, du magst von hinnen gehen
Zu denen, die den großen Meister lieben
Und die sich nun betrüben,
Daß sie fortan ihn nicht mehr um sich sehen:
Und suche sie zu scheiden,
Wenn Du's vermagst, von ihren bittern Leiden.“

Darauf ist das folgende Gedicht von H. Stieglitz zu lesen:

Beethoven.

| | |
|--|---|
| Natur, Du warst ihm Gottheit! Ahnungs- | Nun drang sein Blick urkräftig durch das |
| voll | All, |
| Stieg er in Deiner Schachten tiefste Tiefen, | Daß er den Gott dem Irdischen vermähle; |
| Wo seine kühne Brust entgegenquoll | Des Geistes Walten fand er überall, |
| Den tausend Bruderstimmen, die ihn riefen, | Fand in der ganzen Schöpfung Klang und |
| Wo seine Harfe mächtig überschwoh | Seele; |
| Von allen Zaubern, die verborgen schliefen, | So ward sein Werk des Geistes Wiederhall, |
| Bis von der Schöpfung Jubelchor durch- | Und in dem Ton der süßen Philomele, |
| brungen, | Wie in der Wetterwolke schwarzen Schlünden |
| Sie in den großen Hymnus eingeklungen. | Läßt er die Gottheit ahnend sich verkünden. |

Nicht suchet nach des Werkes Meister mehr!
Der Harfe mächt'ge Saiten sind zersprungen;
Doch zeugt in heller Glorie ein Heer
Von Klängen, wie sein kühner Geist gerungen.
Und stiegend schwebt er selber drüber her,
Ein Freudenhymnus, der den Stoff bezwungen;
So hat er sich, unsterblicher zu leben,
Den Armen der Natur zurückgegeben.

Eine spätere Nummer der *Mary'schen Berliner Musikzeitung* (Nr. 18 vom 2. Mai 1827) bringt ein Sonett von L. M. Fouqué:

An Beethoven.

Mit Dir einst, Meister, Lieb in Lieb zu singen —
Die Sehnsucht wohnte mir im tiefsten Herzen,
Seit mich zuerst in Wonne, Grau'n und Scherzen
Die Räthselswunder Deiner Lieder singen.

Doch früher sproßten Dir die Seraphschwüngen,
Dich aus der Weltluft, die oft Nebel schwärzen,
Heimtragend in den Lichtglanz sel'ger Kerzen,
Wo am Crystall'nen ew'ge Hymnen klingen.

Voll Wehmuth starrt' ich fern nach Deiner Gruft hin,
Draus hob ein Klang sich mit ernstholdem Rufen,
Reich, — oft schon sangst Du so — an wonn'gen Schreden.

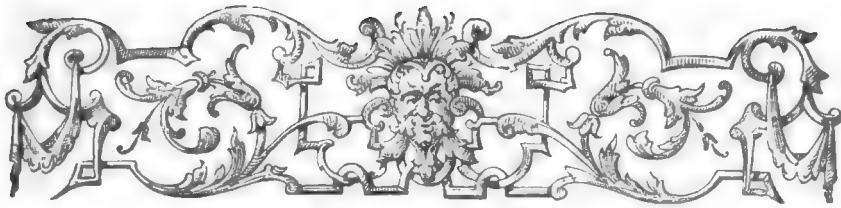
Ich wag's, — ich sing' die Deutung durch die Luft hin:
Ja, Wechsellänge soll'n wir Zwei einst wecken,
Hoch ob dem Grabmoos, unter Himmeltroten."

Wie sich hier die Dichter um den Beethovenbegeisterten Mary schaaren, so andererseits um L. Kellstab, diesen stets frohbereiten „Rufer im Streite“. Beethovens Tobtenfeier im Jahre 1828 giebt ihm neue Veranlassung zu herzvollen Mahnworten. *) „Der 26. März war der Todestag Beethovens. Die Gedächtnisfeier desselben wurde auf die würdigste Weise in der musikalischen Versammlung des Herrn Musikdirectors Möser begangen, welche gerade auf diesen Tag der wehmüthigen und erhebenden Erinnerung an den größten Künstler unserer Zeit fiel. Nur Werke von dem unsterblichen Meister wurden ausgeführt.“ Ferner: **) „Möge die Feier seines Andenkens immer so würdig begangen werden und möge man sie nicht in nachlässige Vergessenheit gerathen lassen; denn der Dank, den wir ihm schuldig, wenngleich unabtragbar, findet doch wenigstens ein Zeichen in der reinsten Verehrung seiner unsterblichen Schöpfungen.“

Berlin bewahrte und bewährte bis heute so edle Mahnung; es behauptete sich stets voll und ganz auf seiner stolzen Beethoven-Höhe. Auch nach des Meisters Tode fand sein Genius in Berlin, wie kaum irgendwo anders, die liebevollste Stätte; der Geist seiner himmlischen Musik drang tief in's Volk hinein. Grade in Berlin ist Beethoven im edelsten Sinne des Wortes populär geworden. Populäre Symphonieconcerte — man denke an die Liebig'schen! — blieben denn auch lange einer der wundervollsten Vorzüge, den Berlin vor andern Hauptstädten voraus hatte. Diese Concerte haben eine Saat des Edlen und Reinen in die Gemüther des Volksganzen gestreut, die sich noch als Hort, Schutz und Fels gegen allerschlimmste Dämonen im Leben und in der Kunst bewähren wird.

*) Musikalische Beurtheilungen S. 85.

**) Kellstab, a. a. D. S. 86.



Die Reisen des Kaisers Hadrian.

Von

Martin Hertz.

— Breslau. —



Als Trajan, im Begriffe von seinem letzten großen orientalischen Kriegszuge heimzukehren, erkrankte, übergab er dem Statthalter von Syrien, Publius Aelius Hadrianus, das Heer. Als er kurz darauf, im Jahre 117 nach Christus, in der cilicischen Stadt Selinus sein Leben aushauchte, wurde Hadrian alsbald vom Heere zum Imperator ausgerufen.

Die Erbschaft, die er anzutreten hatte, war zunächst nicht ohne Schwierigkeiten. Trajan hatte die Grenzen des Reichs auf seinen mit augenblicklichen Erfolgen begleiteten Kriegszügen über das Maß ausgebehnt: die vorhandenen Streitkräfte genügten nicht, um die neu erworbenen Gebiete der römischen Herrschaft dauernd zu sichern, und die Vermehrung dieser Streitkräfte war nicht ohne übermäßige Anspannung der ohnehin schon mit Verlegenheiten kämpfenden Reichskasse möglich. Durch ein allerdings von rein politischem Standpunkte aus betrachtet richtiges und mit Recht von dem allverehrten Altmeister der neueren Geschichtschreibung als eine Manifestation geistiger Selbstständigkeit bezeichnetes, dem Sinne eines Römers vom alten Schlage aber sicherlich nicht entsprechendes Verfahren gelang es Hadrian halb, unter Nichtachtung entgegengesetzter populärer Strömungen, diese Schwierigkeiten zu lösen; er verzichtete auf die von seinem Vorgänger neu eroberten Provinzen Armenien, Assyrien und Mesopotamien und erreichte dadurch den Frieden mit den Parthern. Zunächst galt es nun noch den Frieden überhaupt durch Bewältigung eines und des anderen Aufstandes zu sichern; im Ganzen aber bleibt fortan der Charakter

der Regierung Hadrians ein in vorwiegendem Maße friedlicher, und während er sich früher als tapferen und erfahrenen Feldherrn erprobt hatte, so läßt sich nach jenem Zeitpunkt seine persönliche Anwesenheit auf dem Kriegsschauplatz mit voller Sicherheit nur einmal bei Gelegenheit eines bedenklichen und langwierigen jüdischen Aufstandes gegen Ende seiner Regierung nachweisen. Im Großen und Ganzen aber suchte er gute Beziehungen nach allen Seiten hin zu erhalten, hie und da zwar, wie von vorn herein in dem oben erwähnten Falle, durch eine immerhin nicht unbedenkliche Nachgiebigkeit und Freigebigkeit. Auf der andern Seite aber mußte er allerdings den römischen und seinen eigenen Namen gefürchtet und geehrt zu erhalten: er verstand es, ein starkes, wohl organisiertes Heer zu schaffen und trefflich zu discipliniren; er legte großartige Befestigungen und Umwallungen zum Schirme der Marken des Reiches in Germanien, in Britannien, wohl auch in Spanien an, überall eingedenk des auch von den Alten nicht selten ausgesprochenen Grundsatzes, daß wer den Frieden will, zum Kriege rüsten muß, wenn auch die jetzt allgemein gangbare lateinische Fassung desselben (*si vis pacem, para bellum*) ihm ebensowenig bereits bekannt sein mochte, als es uns der Urheber derselben ist.

Durch die oben geschilderten Ereignisse zunächst gänzlich in Anspruch genommen und ferngehalten traf Hadrian erst ein volles Jahr nach dem Antritt seiner Regierung in der Hauptstadt ein. Während der nächsten Zeit machte er von hier aus nur einmal einen größeren Ausflug nach Süditalien. Im Frühjahr 121 legte er noch am Gründungstage der ewigen Stadt, am 21. April, den Grundstein zu dem heute eine der schönsten Ruinen Roms bildenden Doppeltempel der Venus und der Roma. Darauf aber trat er seine erste große Reiseunternehmung an. Sie führte ihn durch die Provinzen des mittleren und des westlichen Europa: Gallien, Germanien, Raetien, Noricum, Britannien, Hispanien. Ob er von hier aus schon damals Afrika besuchte, hat sich noch nicht mit Sicherheit feststellen lassen. Ferner führte ihn sein Weg weiter nach Kleinasien und den diesem benachbarten Inseln, nach Thracien, Macedonien, Griechenland und Sicilien.

Die zweite große Reise aber brachte ihn, begleitet von seiner Gattin Aelia Sabina, seinem Adoptivsohne Cesonius Verus und seinem Liebling Antinous, zunächst nach Athen. Nach einem längeren Aufenthalte daselbst wurde zunächst die kleinasiatische Seeküste, dann Syrien, Judäa, Arabien und Aegypten besucht, wo, wie bekannt, Antinous in den Wellen des Nil den Tod, nach den gangbarsten Berichten einen freiwilligen Opfertod für den geliebten Herrn, fand. Den Schluß dieser ausgedehnten Züge bildete dann die erwähnte persönliche Betheiligung des Kaisers an der Bekämpfung des jüdischen Aufstandes.

Auf diese Weise hat Hadrian von den fast vollen einundzwanzig Jahren seiner Regierung in Rom nur drei Jahre im Beginn, vier Jahre am Ende und dazwischen einmal etwa drittehalb Jahre vom Spätherbst

126 bis zum Frühjahr 129 in seiner Hauptstadt verweilt, und auch das nicht ohne nähere und weitere Ausflüge in Italien, während die mittlere dieser Reisen sogar noch im Jahre 128 durch einen etwa halbjährigen afrikanischen Aufenthalt unterbrochen wird.

Um diese lang und beharrlich ausgedehnten Fahrten ruhig beurtheilen zu können, bedarf es zuvörderst eines Einblicks in den Charakter und in die persönlichen Eigenschaften und Neigungen des Kaisers. Ein unschätzbares Hilfsmittel dafür würde seine Selbstbiographie sein, aber sie ist uns nicht erhalten geblieben. Doch wird man nicht irre gehen, wenn man in ihr eine Hauptquelle der in freilich wenig kunstmäßiger Composition und in verwerthloster Form auf uns gekommenen Lebensbeschreibung Hadrians findet, die an der Spitze eines Sammelwerks von Biographien der römischen Kaiser von da an bis gegen das Ende des dritten Jahrhunderts durch verschiedene Verfasser steht. Auch eine etwas frühere Biographie Hadrians in einer ähnlichen Reihenfolge ist uns bis auf Spuren auch ihrer Benutzung in jener erhaltenen Darstellung verloren: von einem in staatlichen Angelegenheiten und auch in der schönen Litteratur bewanderten Manne, einem Marius Maximus, herrührend, würde sie, dem Kaiser nicht gerade mit Wohlwollen gegenüberstehend, zu lehrreichen und pikanten Vergleichen herausfordern. Außer jener einen ausführlicheren Lebensbeschreibung stehen uns aber heutzutage nur noch einige kurzgefaßte Skizzen und Auszüge aus dem späteren Alterthum zu Gebote, so daß das litterarische Material weder sehr reichlich noch sehr ausgiebig ist. Ergänzt aber wird dasselbe in wünschenswerthester Weise durch zahlreiche Münzen und Inschriften, die nicht nur für die Feststellung äußerer Thatfachen Stoff darbieten. Und so lassen sich immerhin auch die Grundzüge des Wesens des Kaisers bei unbefangener und vorsichtig abwägender Kritik zu deutlicher Anschauung bringen.

Früh in die unmittelbare Nähe Trajans gezogen, hatte er volle Gelegenheit sich in politischen wie in militärischen Geschäften zu üben. Als er, geboren an demselben Tage des Jahres 76, der einst Preußen seinen großen König schenken sollte, dem 24. Januar, den Thron bestieg, war er ein angehender Vierziger in der vollsten Blüthe entwickelter Manneskraft. In Trajan war in manchem Betracht noch einmal ein Römer von altem Schrot und Korn auf den Thron gelangt; Hadrian erscheint dem gegenüber als Kosmopolit. Jener zwar hat das Römerreich kühn vordringend erweitert, dieser hat es, wie richtig bemerkt worden ist, vorsichtig beschränkt, obwohl es ihm weder an persönlichem Muth noch an militärischem Sinn und militärischer Erfahrung fehlte; aber diese Beschränkung war, wie bereits hervorgehoben worden ist, ein Act zutreffender politischer Berechnung. Seine Anlage, seine Neigungen trieben ihn vielmehr in's Weite, Ungemessene. Alles in seinen ausgedehnten Reichen, die weitaus den größten Theil der damals bekannten civilisirten Welt umfaßten, wollte er selbst schauen, selbst kennen lernen, prüfen, an jeglicher Stelle persönlich ein-

greifen, ordnen, helfen, bessern, bemüht seinem Herrscherberufe durch eigenes Eintreten überall Genüge zu thun. Im Ganzen erscheint er dabei als ein wohlwollender, ehrlicher und gerechter Mann, obwohl er, durch Erwägungen politischer Art verleitet, sich nicht unwahrscheinlich einmal im Beginn, sicher einmal gegen Ende seiner Regierung zu Acten der Grausamkeit bestimmen ließ. Seine Bildung war eine mannigfache, wenn er auch den Dilettanten nicht verleugnen konnte, und Litteratur, Wissenschaft und Kunst nahmen in seinen Interessen keine geringfügige Stellung ein: er war gleich bekannt mit griechischem und mit römischem Schriftthum, machte gleich mittelmäßige griechische und lateinische Verse, malte nach dem uns erhaltenen Ausspruche eines Sachverständigen Stilleben nach Dilettantenart, versuchte sich auch in der Plastik, meisterte die Baumeister. Großartige Stiftungen zur Förderung der Wissenschaft verdanken ihm ihre Entstehung; aber er gefiel sich darin, die von ihm geförderten und in eine Stellung sorgenfreier Mäße versetzten Gelehrten mit allerlei Fragen und Rörgeleien zu behelligen und zu ermüden: überall eitel, ungleich, reizbar, dabei zu sinnlichen Genüssen geneigt, eine aus wunderbarer Mischung entgegengesetzter Elemente zusammengefügte Natur. Man durfte mit Recht von ihm behaupten, daß er grausam und mild, übellaunig und heiter, geizig und freigebig, hastig und überlegt, versteckt und offen sei; eine unruhige Nervosität, die ihn von Einem zum Andern unaufhörlich trieb, hat man mit Recht als die Wurzel dieses ungleichmäßigen und unberechenbaren Charakters bezeichnet.

Natürlich, daß eine solche Natur, zur Herrschaft gelangt, sich nicht damit begnügen konnte, die verschlungenen Fäden der Interessen der vielfachen Bestandtheile des Reiches im Palaste des Herrschers zusammenlaufen zu lassen und von dort aus, in Unbeweglichkeit und Unnahbarkeit verharrend, die gesammte Regierung zu führen. An und für sich gewiß löblich, denn mit Recht preist man es für eine Tugend des Herrschers, wenn er nicht nur oder vorwiegend aus Berichten seine Kenntniß der Eigenthümlichkeiten und der Bedürfnisse der verschiedenen Theile seines Reichs schöpft; aber andererseits verlangt man von ihm auch eine gewisse Stetigkeit, einen festen Mittelpunkt des Regiments, von dem aus er eine gleichmäßige Thätigkeit nach allen Seiten hin zu entwickeln im Stande ist; das soll die Regel sein, die Information und Inspection an Ort und Stelle muß ergänzend und helfend daneben eintreten.

Umgekehrt war es bei Hadrian der Fall. Von Ort zu Ort, von Land zu Land ziehend, bald hier, bald dort mit Vorliebe, und dann vorzugsweise ganz allein, die entlegensten Gegenden durchstreifend, unnahbar und unfindbar, war er häufig außer Stande, persönlich einzugreifen, wo es nothwendig gewesen wäre. Eine feste und regelmäßige Praxis des Betriebs der Regierungsgeschäfte konnte sich dabei schwer bilden, und die Thätigkeit des Herrschers mußte vorwiegend und einseitig in der Hauptsache demjenigen Landstriche sich zuwenden, in dem er sich gerade befand. Freilich wurde,

wenn er nicht gerade auf einer jener einsamsten Wanderungen sich befand, der Verkehr mit ihm aus den verschiedenen Theilen des Reichs dadurch erleichtert, daß die Staatspost im ganzen Umfange desselben als festes Institut eingeführt wurde; und andererseits wurde jener Mangel wenigstens einigermaßen dadurch ausgeglichen, daß er, von den letzten dauernd in der Hauptstadt zugebrachten Jahren noch ganz abgesehen, den ersten römischen Aufenthalt sowohl als den zweiten zu umfassender, auf das ganze Reich gleichmäßig sich erstreckender Thätigkeit benutzte, vor Allem zur Organisation des Heeres, der Verwaltung und der Rechtspflege. Sicher war auch in Rom bereits vor Antritt der zweiten Reise die Anregung zu der großen gesetzgeberischen Arbeit gegeben worden, die erst während derselben in die Oeffentlichkeit trat. Und auch das muß man in Anschlag bringen, daß er, von seinen Reisen heimgekehrt, die auf denselben durch eigene Anschauung und Prüfung erworbene Kenntniß der Bedürfnisse der bedeutenden, auf seinen Wegen durchmessenen Bestandtheile seines Reichs mit nach Rom zurückbrachte und feste Grundlagen dadurch gewonnen hatte, um auf allen Gebieten der Reichsverwaltung sich, nach dem zutreffenden Ausdrücke eines kundigen Forschers, als einsichtigen und gründlichen Reorganisator zu bewähren. Das durch eingehende Betrachtung seiner Thätigkeit für die eben berührte Codification und Ausbildung des Rechts, für das Heer, für das Finanzwesen und für die Organisation der Verwaltung im Einzelnen zu erweisen, liegt außerhalb der Aufgabe dieser Zeilen und dieser Blätter; nur das fällt uns anheim, in kurzen Zügen darzustellen, wie Hadrian zu alledem durch seine Reisen und auf denselben sich das Material und die Befähigung gewann.

Zum Mindesten wie man im Alterthum selbst seine Thätigkeit in dieser Beziehung auffaßte, eine wie scharfe Beobachtungsgabe, eine wie umfassende, den verschiedensten Interessen zugewendete Aufmerksamkeit man ihm beilegte, zeigt ein unter seinem Namen auf uns gekommener, aus Alexandrien an seinen Schwager Servianus bei der Uebersendung eines an die modernsten Erzeugnisse erinnernden Products der ägyptischen Industrie, buntfarbig schillernder Glaspokale zum Gebrauche für ihn und seine Gattin, Hadrians Schwester, bei festlichen Mahlen, gerichteter Brief. Angeblich einer, von einer Seite sogar auf den Kaiser selbst zurückgeführten, Aufzeichnung eines Freigelassenen des Hadrian entnommen, ist er wenigstens in der vorliegenden Gestalt sicher nicht durchweg völlig authentisch; ihn aber in Bausch und Bogen mit dem angesehensten Kenner und Darsteller der römischen Geschichte „auf Hadrians Namen gefälscht“ zu nennen — das möchte aus mehr als einem Grunde nach der anderen Seite zu weit gegangen sein. Aber selbst in diesem Falle bliebe die, wie auch der genannte hervorragende Gelehrte ausspricht, von „kundiger Hand“ herrührende, wenn auch in Einzelheiten späteren Zuständen entsprechende Darstellung aus den oben angedeuteten Gesichtspunkten und mit der danach gebotenen Einschränkung der Kenntniß und der Beachtung werth.

„Aegypten,“ so lautet dieses Schreiben das Du mir angepriesen hast, habe ich als leichtsinnig, schwankend und jeglicher Wendung des Gerüchts nachflatternd kennen gelernt. Die Verehrer des Serapis hier sind Christen, und dem Serapis Ergebene sind es, die sich christliche Bischöfe nennen; keinen jüdischen Oberrabbiner, keinen Samariter, keinen christlichen Presbyter giebt es, der nicht das Horoskop stellte, der sich nicht mit Wahrsagerei und mit Medicinalpfscherei abgab. Selbst der Patriarch, wenn er nach Aegypten kommt, wird von den Einen genöthigt, den Serapis, von den Anderen, Christus anzubeten. Der ganze Menschenschlag ist im höchsten Maße zu Unruhen geneigt und nicht minder aufgeblasen und gewaltthätig. Die Stadt ist wohl ausgestattet, reich, fruchtbar, wohl Niemand ergiebt sich darin dem Müßigange. Die Einen blasen Glas, die Anderen fabriciren Papier, Andere sind Weinweber, Alle überhaupt sind thätig, welchem Betriebszweige man sie auch zurechnen mag. Sogar die Sichtbrüchigen haben ihre Geschäfte, die Blinden ihre Handtierung, selbst wer an Handgicht leidet, geht nicht unthätig einher. Ihre einzige Gottheit ist das Geld. Dieses verehren die Juden, dieses die Christen, dieses die gesammte Heidenschaft. Wären doch die Sitten der Stadt besser, dann wäre sie nach ihrer Ergiebigkeit, ihrer Größe würdig, an der Spitze von ganz Aegypten zu stehen! Ich habe ihr Alles bewilligt, ihre alten Privilegien erneuert, neue in dem Maße hinzugefügt, daß die Einwohner sich mir während meiner Anwesenheit dankbar bewiesen. Raum aber hatte ich ihnen den Rücken gedreht, als sie allerlei nachtheilige Reden gegen meinen Sohn Verus zu führen begannen und nicht minder über Antinous, was Dir zu Ohren gekommen sein wird. Ich wünsche ihnen nichts, als daß sie sich von ihren Hühnern ernähren müssen, die sie in einer Weise züchten*), daß es mich anekelt, davon zu sprechen.“

Wie hier wohl, sei es wenigstens zum Theil von Hadrian selbst, sei es in seinem Sinne und nach seinem Muster, der allgemeine Charakter der Einwohner, die religiösen und die Erwerbs- und Gewerbsverhältnisse mit scharfer, in's Einzelne eingehender und von sorgfältiger Prüfung zeugender Beobachtung dargestellt werden, so wissen wir, daß Hadrian überall, wohin ihn sein Reiseplan führte, die umfassendste Aufmerksamkeit auf Alles richtete, dessen Kenntniß für den Herrscher werth- und bedeutungsvoll sein konnte. Vor Allem war er dabei bedacht, auch die militärischen Verhältnisse in's Auge zu fassen, um, wie schon oben angedeutet, die Grenzen seines Reiches stets gesichert, das Heer in gutem Zustande zu erhalten. Selbst gewöhnt Strapazen aller Art zu ertragen und in dieser Hinsicht wenigstens der alten Römer einer, theilte er, wo er sich zu seinen Heeren begab, das Leben der Soldaten; sorgfältig prüfte er ihre Ausbildung, ihre Schlagfertigkeit,

*) Die Aegypter bewirkten das Ausbrüten der Hühnereier, wie wir aus einer Stelle des Aristoteles erfahren, indem sie sie in Mist vergruben.

belehrend und ermunternd, wie tadelnd und bessernd sprach er sie an: eine Klasse der auf ihn geprägten Münzen, mit der Aufschrift des Heeres in verschiedenen Provinzen bezeichnet, stellt ihn bald hoch zu Ross sitzend, bald auf einer Rednerbühne stehend in dieser Thätigkeit dar; auch längere Bruchstücke einer solchen Rede, an die Soldaten einer afrikanischen Legion gerichtet, sind uns erhalten: es wird hier sehr genau auf die Leistungen der Truppen und ihrer Abtheilungen eingegangen, dabei vielfache Anerkennung ausgesprochen, aber auch Belehrung, wie es in einer lückenhaften Stelle scheint, sogar unter Berufung auf einen alten Kriegsschriftsteller ertheilt.

Nicht minder eingehend beschäftigte Hadrian sich, dem eben mitgetheilten Schriftstück entsprechend, mit den bürgerlichen Verhältnissen der von ihm besuchten Länder und Orte. Ueberall suchte er helfend und fördernd einzugreifen, namentlich den Verkehr durch Straßen- und Wegebauten zu heben, neue Ortschaften zu gründen, die Verfassungsverhältnisse der bestehenden zu ordnen, sie mit nützlichen und bedeutenden Bauwerken zu schmücken, auf Landtagen von den Wünschen, Bedürfnissen, Beschwerden der Provinzen durch ihre berufenen Vertreter authentische Mittheilung zu erhalten, welche, die eigenen Wahrnehmungen ergänzend, ihn hier zur Hülfe, dort zur Abhülfe in den Stand setzte. Vielfach nahm er auch Aemter in Provinzialgemeinden an, was wenigstens gleichfalls als ein Zeugniß dieses Interesses gelten darf, wenn er sich auch nicht der unmittelbaren Verwaltung derselben unterzog. Zum Behufe der Anlagen und Bauten aber unterhielt er im eigentlichen Sinne des Wortes ein in förmliche Heeresabtheilungen gegliedertes Heer von Bauhandwerkern und Wegebauleuten nebst den entsprechenden Baumeistern.

Außer den oben bezeichneten nächsten Angehörigen auf seiner zweiten Reise war er sonst nur von dem zu seinem Schutze und zu seiner Bedienung, sowie zur Erledigung der Staatsgeschäfte nothwendigen Personal begleitet, einem immerhin an sich nicht unbeträchtlichen, aber doch verhältnißmäßig eingeschränkten und nirgend unnützem Pompe dienenden Gefolge. Er selbst wanderte häufig zu Fuß, unbedeckten Hauptes, bei stärkster Sonnengluth wie bei Schnee und Eis alles Sehenswürdige zu sehen beflissen, keine Mühe scheuend, nicht minder von Interesse für den Genuß von Naturschönheiten erfüllt als von dem Wunsche, die durch die Sage geheiligten oder durch geschichtliche Beziehungen merkwürdigen Orte zu besuchen: die Gipfel des Aetna und des syrischen Berges Casius erklimmte er, um den Ausgang der Sonne zu schauen, diesen auch, um das auf ihm befindliche Grabmal des Pompejus zu besuchen; nicht minder suchte er die Gräber des Epaminondas und Alcibiades und die angebliche Grabstätte des Telaemoniers Ajax auf, wie er den Spuren des Xenophon und seiner Zehntausend nachging. Mit besonderem Interesse betrachtete er entsprechend der eingehenden Ausführung des vorher mitgetheilten Briefes die religiösen Interessen und besuchte die in dieser Beziehung geweihten Stätten: das

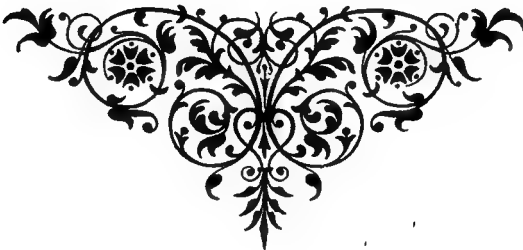
Dodonäische Drakel, Thespis, den Mittelpunkt des Groscults, vor Allem Eleusis; selbst zu einem mystischen Synkretismus geneigt, ließ er sich bei seinen athenischen Aufenthalten in zwei verschiedenen Stufen die Weihen der eleusinischen Mysterien ertheilen. Erholung von den Anstrengungen der Reise suchte er gern in freilich oft nicht minder anstrengenden maidmännischen Expeditionen, unter denen ein Jagdzug in die libysche Wüste als besonders merkwürdig erscheint.

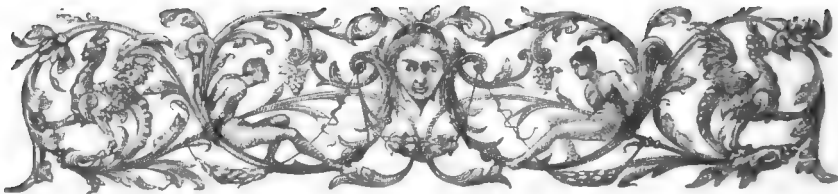
Athen, das ihm die Vollendung und Weihung des großartigen Tempels des olympischen Zeus verbankt, und Alexandria waren die Orte, an welchen er vorzugsweise gern verweilte; sie haben am meisten Wohlthaten von ihm empfangen. Daß Alexandria sich dafür nicht immer dankbar erwies, haben wir oben beklagen hören; Athen durfte sie so hoch anschlagen, daß es von seinem ersten Besuche eine neue Zeitrechnung datirte. Näher bei seinem Verhältniß zu diesen Städten zu verweilen, würde wiederum zu sehr in Einzelheiten hineinführen, mehr einer für Fachkreise bestimmten Untersuchung als einer auf einen größeren Leserkreis berechneten, kurz bemessenen Darstellung geziemend.

Wie hoch überhaupt die Einwohner der von ihm durchzogenen Länder und Städte die Bedeutung der Reisen ihres Kaisers anschlugen, dafür mangelt es nicht an einer nicht unbedeutenden Anzahl von inschriftlichen und numismatischen Denkmälern. Eine Anzahl der zum nicht geringen Theile übrigens erst nachträglich geprägten Münzen gilt der Verherrlichung des Kommens des Kaisers, eine andere begrüßt ihn als Wohlthäter und Retter. Auf jenen mit „der Ankunft des Kaisers“ bezeichneten Münzen erscheint die Provinz bald in männlicher, bald in weiblicher Gestalt, mit einem charakteristischen Attribut versehen, gemeinsam mit dem Kaiser an einem Altar ein Opfer darbringend; diese, „dem Wiederhersteller“, wie die bei Allen wiederkehrende, gleiche inschriftliche Bezeichnung lautet, gewidmet, stellen den Kaiser dar, wie er der am Boden knieenden, auf den Münzen dieser Classe stets in weiblicher Gestalt dargestellten Provinz seine Hand bietet, um sie wiederaufzurichten. Inschriften aber von Städten und Inseln bezeichnen ihn nicht nur als Wohlthäter und Erretter der ganzen bewohnten Erde, der gesammten Welt, sondern auch als den höchsten Gott: als Olympier, als Zeus den Erhalter, Zeus den Dodonäer, Zeus den allhellenischen.

Mag man diese übertriebenen Ausdrücke den damals bereits tief eingewurzelten Auswüchsen des Cäsarismus zurechnen, so wird das auch vom Standpunkte der modernen Auffassung aus nicht in Abrede gestellt werden können, daß diese Reisen Hadrians durch sein ganzes Reich von hoch politischer, von wahrhaft geschichtlicher Bedeutung sind. Seiner bedeutenden Stellung in der Reihe der Beherrscher Roms und seiner in vielem Betracht eigenartigen Persönlichkeit entspricht es nicht minder, daß ihm in den letzten Jahrzehnten theils durch eingehende Berücksichtigung in zusammen-

hängenden Darstellungen der römischen Kaisergeschichte und der römischen Staatsalterthümer, theils durch eingehende monographische Behandlung besondere Aufmerksamkeit zu Theil geworden ist. Während wir eine besondere Schrift über Hadrian Ferdinand Gregorovius verdanken, einem ausgezeichneten Schriftsteller, der sich auch im Kreise der künftigen Gelehrten einen hochgeachteten Namen zu machen und sein dem Hadrian gewidmetes Jugendwerk nach einem Menschenalter dem entsprechend neu zu gestalten gewußt hat, so haben zwei bekannte Fachgelehrte, Georg Ebers und Adolf Hauxrath, die mit bedeutenden Leistungen in den Kreis der Schriftsteller eingetreten sind, ihn zur Hauptgestalt vielgelesener Romane gemacht. Wenn schon aus diesen wissenschaftlichen wie dichterischen Darstellungen die hohe Bedeutung der Reisen des Kaisers für die Kenntniß seiner Person und seiner Zeit deutlich hervortritt, so wird es uns nicht Wunder nehmen, daß wir in richtiger Erkenntniß dieser Bedeutung denselben von Seiten der Forschung eine bis in's Einzelste gehende Aufmerksamkeit gewidmet sehen: deutsche und, wenn man sie überhaupt gesondert daneben nennen darf, deutsch-österreichische ebenso wie französische und dänische Gelehrte sind wetteifernd bemüht gewesen, namentlich die darauf bezüglichen Denkmäler zu sammeln, zu sichten und zu verwerthen. Die Gesamtsumme des durch alle diese Leistungen allgemeiner wie besonderer Art Ermittelten ihren Hauptzügen nach ohne ängstliche Vermeidung auch der unmittelbaren Anlehnung an einer oder der anderen Stelle in kurzen Zügen dem weiten Kreise der Leser dieser Blätter vorzuführen, erschien wohl geeignet in einer Zeit, welche zu einer vergleichenden, in vielem Betrachte hochinteressanten und lehrreichen, weit über rein persönliche Bezüge hinausreichenden Betrachtung den unmittelbarsten Anlaß giebt.





Griechische Novelle*)

von

Matilda Serao.

— Neapel. —

Diese Novelle ist nicht von mir. Ich habe sie erzählen hören und mir sie öfter wiederholen lassen. An langen Sommernachmittagen an enblosen Winterabenden nahm ich einen Schemel und saß nieder zu meiner Mutter Füßen, meinen Kopf auf ihre Kniee stützend. Sie liebte mit ihrer leichten und feinen Hand die wilden Haare meines ungezähmten Köpfchens und erzählte mir die Geschichten Griechenlands, unserer schönen fernen Heimat, nach welcher uns Sehnsucht das Herz verzehrte; ihr eine Sehnsucht voller Erinnerungen, mir eine brennende Sehnsucht der Hoffnung. — Nun ist die Mutter todt, nun sind die alten Klagen, die Hoffnungen, nun ist Alles dahin. Aber leise — leise jurren mir in der Seele die Geschichten.

Diese da, gleich allen andern, sie ist wahr.

* * *

Schwärzlich dämmert auf die Insel Santa Maura.

Wer weit draußen im Ionischen Meere segelt, hält sie für einen braunen, unfruchtbaren und unbewohnten Fels. Die Stadt, die Ebene treten erst hinter einem Erdwinkel hervor: eine kleine, auf einem vulkanischen Aufwurf erbaute Stadt, zweimal fast ganz vom Ausbruch zerstört, mit der Aussicht auf gänzliche Vernichtung und ein Verschwinden in den Meereswellen; das Land bedeckt mit Weinbergen und Oliven. Die Inselbewohner

*) Uebersetzt mit Erlaubniß der Verfasserin von Alfred Friedmann. — Aus „*fior di Passione*“. G. Galli Editore Mailand. Die vollständige Sammlung dieser kleinen, aber gehaltvollen Novellen, deren bisher veröffentlichte Proben überall berechtigtes Aufsehen hervorgerufen haben, erscheint demnächst in autorisierter Uebersetzung bei S. Schottlaender, Breslau.

sind Grundbesitzer, Kaufleute, Ackerbauer und Fischer. Man handelt dort mit der Passolina, jener kleinen, schwarzen Traube, welche Albion zu Millionen von Griechenland kauft, um sie in seine Pasteten zu stecken. Die reichen Kaufleute senden ihre Söhne „studirens halber“ nach London, und diese Jünglinge kommen so etwa mit fünf und zwanzig Jahren nach der Insel zurück, um sich der Passolina zu widmen. Die Töchter, die reichen, werden in irgend einem Institut in Paris erzogen und lehren mit achtzehn heim, um einen Händler in Passolinen zu heirathen. Diese kleine schwarze Traube, so schmachhaft in den Plum-Puddings, ist der Grundstein der Glückseligkeit, der Liebe, des ganzen Daseins auf Santa Maura.

Und dennoch haßte Calliope Stavro die Passolina aus Herzenstiefe. Sie war ein hochgewachsenes Mädchen feiner Gestalt, von zwanzig Jahren, mit einem seltsamen braunen Gesichtchen unter dem Goldblond der Haare, mit gewissen merkwürdigen grünen Augen. Auch sie hatte in Paris eine Erziehung erhalten, eine unfruchtbare und oberflächliche. Ihre Seele war verschlossen geblieben. Im Pensionat hatten ihr die sonderbaren und heiteren Freundinnen mit dem zerstörerischen französischen Geistes Griechen-land, die Griechen, Lord Byron, Gaybee, die Klephten und die Passolina lächerlich gemacht. Dann gaben sie ihr jenes geistreiche, aufrichtige und perfide Buch von Edmond About: „La Grèce contemporaine“ zu lesen.

An diesem lebendigen Feuer der Lächerlichkeit waren viele Dinge in ihr verbrodet. Sie hatte jenen Jugendträumen entsagt, sie war nach der schweigsamen Insel heimgegangen, ohne zu verrathen, was sie liebte und was sie haßte; aber auf ihrem jugendlichen Gesicht blieb der strenge und gelangweilte Ausdruck einer unzufriedenen Seele haften. Sie war stolz, aber noch öfter gleichgültig. Manchmal brachte ein verächtliches und schneidendes Lachen von ihr seine Dissonanz in eine Unterhaltung, aber meistens war kein Lächeln in ihr. Sie und da erschien sie launenhaft; mehr noch verunstaltete sie die feine Linie ihres Mundes durch unedles Gähnen — eine tödtliche Müdigkeit löste den schönen Ausdruck ihres Antlitzes auf.

Calliope Stavro war nicht poetisch angelegt. Sie hatte einen Verlobten und würde ihn ruhig und ohne Widerstreben geheirathet haben. Er war ein Traubenhändler, hoch, derben Bau's, mit hervorspringenden Backenknochen, von einem in's Braune spielenden Roth. Sein von der Sonne verbranntes Gesicht besaß die Farbe eines Ziegelsteins, Bart und Augen waren schwarz, diese tief liegend und lebhaft, seine Finger knotig. Er war achtzehn Jahre älter als seine Braut; das ist dort so üblich. Galantuomo, reich, bieder, ein entseßliches Französisch und ein geschäftsmäßiges Englisch sprechend, liebte er die italienischen Lieder und Gefänge, den Wein von Porto, vergötterte die Passolina, war ein trefflicher Bräutigam und würde ein ausgezeichnete Gatte geworden sein. Er machte Calliope Stavro in möglichst rauher Weise den Hof, und sie hatte ihn ohne Abscheu, doch

ohne Vergnügen angenommen. Nach und nach, im Tiefinnern ihres Herzens, gerieth sie aus der Gleichgültigkeit in völlige Fühllosigkeit. Ihre Nächte kannten keine Träume.

Im Lenz, im blühenden Mai, kam Paolo de Joanna nach Santa Maura. Ein Jüngling von achtundzwanzig Jahren, ein wenig Dalmatiner, ein wenig Italiener, in London, Paris, Florenz aufgewachsen. Er war ein großer Reisender, Poet und reich; drei harmonische Formen des Egoismus. Um den Accord ganz rein zu stimmen — er war schön! Sein helles Gesicht hatte eine belebte Blässe, die dunkelschwarze Lockenfülle kleidete ihn originell; es war nicht die Lockenfülle eines Jesusknaben, sondern die eines Nero, und sie gab ihm das Aussehen eines antiken Gottes. Das Löwenauge strafte manchmal durch seinen kühnen Blick das Süße der Züge, die Weichheit der Linien Lügen. — Noch mehr als schön, war er verführerisch. Es giebt solche Männer, und sie gefallen den Frauen vorzüglich. Er lächelte nur selten mit einem jener Lächeln, welche die Augensprache vervollständigen und das Wort unterstreichen. Die Stimme, jener unwiderstehliche Zauber, war ernst und tief. Er sprach wenig. Wenn die Begeisterung seine Worte erheben machte, erbleichte er, statt sich höher zu färben.

Paolo blieb in Santa Maura aus einer Laune des raffinierten Reisenden, welcher die großen Städte verabscheut. Er überbrachte den Reichen der Insel Empfehlungsbriefe. Man nahm ihn wohlwollend auf. Gewiß, jene braunen, thätigen, wenig poetischen Griechen, sehr mager und sehr unternehmend, betrachteten mit einer unbestimmten Scheu, mit Mißtrauen diesen weißen, glücklichen, arbeitsunlustigen Poeten, der, stolz und reich, voll frauenhafter Schlassheit war, interessant still schwieg und geheimnißvoll umherblickte. — Aber er behandelte sie mit jener Weichheit im Benehmen, jener liebenswürdigen Aufmerksamkeit, mit jener verhaltenen Herzlichkeit, welche die Seelen gewinnt. Sie liebten ihn zuletzt mit der griechischen Ueberschwänglichkeit, die der italienischen so ähnlich ist.

Er machte den Schönen nicht den Hof; oder vielmehr: er machte ihn Allen, Calliope Stavro mit inbegriffen.

Wenn er im Sattel durch die Straßen Santa Mauras streifte, ein schöner und eleganter Reiter, so grüßte er jedes Mädchen, das auf den Balkon eilte, mit tiefem Gruß und bedeutungsvollem Blick. Er schrieb wunderschöne Verse in ihre Albums, tiefe und leidenschaftliche Verse, welche Diejenige verwirrten, der sie zugeeignet waren. Bei den Vergnügungsausflügen verirrte er sich wohl mit der Einen oder der Andern in den Hainen, doch sprach er mit Keiner von Liebe. Er verbrachte gerne die Sommernächte im Freien, lustwandelnd unter den mit Rosenduft geschwängerten Terrassen, ohne daß man erfuhr, für welche Terrasse seine Spaziergänge zu deuten gewesen wären. Und wenn so irgend Jemand

eine geheime Sympathie für Paolo hatte, konnte man doch nicht sagen, wem seine geheime Sympathie gegolten.

Doch in's Haus Stavro ging er oft. Aber er war so discret, so bezaubernd in seiner Einfachheit, daß sie in diesem Hause es bis zur Anbetung für ihn gebracht hatten. Er nahm lebhaften Antheil an den Geschäften Spiridion Stavros, des Vaters Calliopes; er war der Vertraute in Liebesfachen des Nicolaki Stavro, Calliopens Bruder. Er sang am Clavier italienische Romanzen für Dionisio Cartargi, den Bräutigam Calliopens. Die Diensteute waren in ihn verliebt. Nur das Mädchen, ihrer Gewohnheit gemäß, liebte ihn nicht, haßte ihn nicht. Sie bewahrte ihre unzufriedene und verächtliche Haltung und ein müdes und langes Stillschweigen. —

Paolo befragte sie oft, um ihre Seele zu ergründen. Er versuchte, alle Saiten erklingen zu machen, um die Harmonie dieses Herzens zu hören. Nichts vibrirte in diesem Rinde. Umsonst sprach er mit ihr von Italien, von der göttlichen und durchwürzten Italia, in der das Leben durch die Liebe seine Färbung erhält, von den zartesten silber-rosa Tinten bis zu den tiefschwarzen, zum Roth, das tiefschwarz erscheint. Vergebens zauberte er ihr das blonde Dalmatien mit den starken Frauen vor, das blonde Dalmatien, welches melancholisch die kalte, böse, ochsenaug-blaue Adria badet. Sie hörte zu. Zuweilen kräuselte der Hauch eines ironischen Lächelns ihre Lippen. Paolo bemerkte das und gab seine Bemühungen auf. Calliope irritirte, ärgerte ihn. Sie zerstörte seine olympische Ruhe.

Nun, da er sie für frivol und eitel hielt, brachte er ihr die französischen Journale, die Lieder der neuesten Operetten, die modernsten Bücher! Sie lasen sie zusammen. Er hatte einen prächtigen Vortrag, seine Stimme erzitterte dabei in einer seltsamen Erregung. Sie hörte den absonderlichen Beschreibungen, den Liebesscenen zu, ob sie nun kalt und ernst oder versengend waren; sie blieb und vernahm, aber sie schien nicht zuzuhören. Meist war es, als ob all das sie schrecklich langweilte. Sie zuckte, wie angewidert, die Achseln, aber sie sprach kein Wort.

Einmal waren sie allein. Seit einer Woche befand sich Dionisio Cartargi auf dem Lande, der Ernte der Passolina wegen, welche im Juli vor sich geht. Paolo las ein französisches Buch, einen Liebesroman. Calliope hörte ihm zu. Plötzlich hielt er inne und sah sie an. Sie sah bleich, geschlossenen Auges. Er, von seinem Stolze als Verführer übermannt, beugte sich, um sie kühn auf die Lippen zu küssen. Doch die grünen Augen öffneten sich groß und durchbohrten ihn mit einem so eifigen Blick, daß er sich rückwendete, das Buch schloß, und ohne ein Wort zu sagen fort ging.

Ein anderes Mal versuchte er es, ihr von Kunst zu sprechen. Auf dem Hintergrund jener heiteren Horizonte des blauen ionischen Meeres errichtete er wieder in heißer und beredter Sprache jene Tempel von so feinen Linien, von unsterblicher Schönheit, jene Städte voller Licht und Liebe, jene Säulen-

hassen, aus denen die hohe Belehrung vom Idealen emporstieg. Weiter zurück, noch weiter zurück malte er ihr jene unbeschreibliche Natur, in der Alles göttlich war, die Bäume, die Blumen, die Flüsse: in der fünftausend Götter einen Olymp bevölkerten, in der die Hochzeiten zwischen Himmel und Erde die Sphären, den Aether mit der Unendlichkeit der Leidenschaft erfüllten; er malte ihr das Rosen der Rüsse und den Wohlduft der Liebe. Sie verstand das alles nicht — Paolo schwieg entmuthigt, Bitterkeit im Munde und Trockenheit auf den Lippen.

Es war später im Jahre, um die Sommerhöhe, als er ihr zum ersten Male von Liebe sprach. Er hatte nie mit Calliope von seiner Liebe, noch auch mit Andern davon gesprochen. Das Antlitz des Poeten wurde hart und unbeweglich, wenn die Unterhaltung bei der Liebe angelangt war. Von einer Eingebung hingerissen, sich dahinziehen lassend, wohin ihn seine bewegliche und selbstsüchtige Natur bringen mochte, brach er eines Abends das Schweigen. Das Thema reizte ihn auf, begeisterte ihn. Wie die Lava strömten die Ideen aus ihm, leuchtend, zweifelnd halb, bald verächtlich. Wenn er sich widersprach, bemerkte er es und erklärte seinen Widerspruch. Das Paradoxon schillerte in seinen Regenbogenfarben. Alles, was die Seele enthielt, entließ er den Schleusen mit den Ansturm eines Bergstromes. Seine Stimme war jetzt zitternd und leise, dann volltönend und ernst, die Augen irrten umher, wie die eines Propheten; er begleitete das Wort mit mächtiger Gebärde. Er schloß damit, daß wir einen Weg zum Leben haben, und das ist die Liebe; einen Weg zum unbedingten Glück, und das sei die Liebe; einen einzigen Pfad zum Tod, und das war wieder und abermals die Liebe. Calliope hörte ihn an wie zuvor.

Man tanzte bei den Stavros. Es war December. Man gab ein Fest zu Ehren Paolo de Joannas, welcher sich anschickte, nach England zu segeln. Alle schönen Damen, alle schönen Mädchen waren anwesend. Eine oder die Andere seufzte gewiß nach jenem Fremden, welcher so still und glücklich schied, ohne sich um das zu kümmern, was er zurückließ. Er tanzte mit Allen. Calliope hatte auch viel getanzt: den ersten Walzer mit Dionisio Catargi, ihrem knöchigen Verliebten, der mit dem Passolinen-geschäft außerordentlich zufrieden war und ihr ein paar Brillant-Ohringe geschenkt hatte. Nun tanzte Calliope, die von einem näselnden griechischen Führer geleitete Quadrille mit Paolo de Joanna. Sie unterhielten sich mit einer gewissen Gleichgültigkeit; die Worte fielen langsam und schleppend.

„Werden Sie zurückkehren?“

„Ich habe versprochen zurückzukommen —“ antwortete er ihr ausweichend, wie sie, in italienischer Sprache.

„Werden Sie zurückkehren?“ So bestand sie hartnäckig auf ihrer Frage, als ob sie ihn zur Wahrheit zwingen wolle.

„Nein!“ sagte er, sich im wilden Stolz seiner Seele aufbäumend.

„Ich werde nicht zurückkehren!“

Der Vater trennte die Beiden. Als er sie, im Tanz, wieder vereinigte, begann Calliope zuerst.

„Sind Sie nicht traurig?“ fragte sie ihn.

„Ich bin nie traurig und nie heiter. Ich bin weise, sein Sie es auch.“

„Ich werde weise sein,“ sagte Calliope mit einem bestimmten Lächeln. Sie rasteten. Er sprach immer ruhig mit ihr. Sie lauschte gesenkten Blickes, mit einem heiteren Lächeln auf den Lippen.

„Theures Mädchen, das Leben ist aus solchen Trennungen gemacht. Sie erscheinen uns bitter; sie sind es nicht. Man muß philosophisch leben, das heutige Glück genießen, das gestrige nicht beweinen, das morgige nicht ersehnen.“

„Wahr!“ sagte sie gelassen.

„Denn,“ fuhr er fort, „das Vergnügen kann nur intensiv heftig sein, wenn man von seiner Dauer opfert. Wer viel erzittert, kann nicht lange erzittern.“

„Es ist wahr!“ Und sie tanzte fort.

Als das Mädchen wieder ihren Platz eingenommen hatte, spann er den Faden weiter.

... „Auch ist die Liebe etwas Gewöhnliches und Alltägliches. Wir Dichter verherrlichen sie, aus Stolz — um uns höhere Wesen zu dünken. Die Liebe hält nicht eines ihrer Versprechen. Die Liebe ist unnütz.“

„Es ist wahr!“ sagte sie zum dritten Male.

* * *

In der strengen Winternacht ragt hoch auf der tiefschwarze Fels. Er ist spitz, wie mit einem ungeheuren Schwertschlag abgehauen. Sein Granithaupt scheint kaum vom Adler behorftet. Kein Licht fällt wie Regen von den Sternen herab, die selbst hart wie Stahl zu sein scheinen, kein Baum, keine Pflanze, kein Halmchen. Ein ediger, wirthloser, harter Fels, gleichsam bleich aus Jorn. Tiefes Schweigen, das Schweigen der höchsten Höhen. Drunten lärmt das jonische Meer, wirft sich gegen die Wand des Vorgebirges.

Das Mädchen vergleicht. Sie beeilt sich nicht, sie geht nicht langsam. Ihr rhythmischer Gang hat nichts Ungewisses. Sie meint nicht, schluchzt nicht. Auf der Höhe angelangt, verweilt sie auf der schmalen Plattform, sieht hinunter, lange, lang, wie horchend. Für einen Augenblick heben sich ihre Arme zum Himmel, wie eine Lästerung und Drohung; verzweifelt!

Dann löst sie sich die schönen blonden Haare, blickt in das braune jonische Gewässer und wirft sich hinab.

* * *

„O süße Mutter — wie hieß Santa-Maura bereinst im alten Griechenland?“

„Leucadia.“

„Leucadia der Sappho? Mama?“

„Leucadia der Sappho!“

Sie beugte das Haupt und sann. Ich schwieg.

Todt sind die Götter Griechenlands. Zerfallen zu Leucadia ist der Tempel Apollons. Die Geschichte der Sappho scheint eine Fabel. Ewig, unbarmherzig aber überlebt Alles lächelnd der Mythos von der Liebe.





Illustrierte Bibliographie.

Ferdinand Hirt's Geographische Bildertafeln. Herausgegeben von Dr. Alwin Doppel und Arnold Ludwig. Dritter Theil: Völkerkunde. Dritte Abtheilung: Völkerkunde von Afrika und Amerika. Mit 311 Holzschnitten auf 31 Tafeln und erläuterndem Texte, sowie einem Generalregister über alle drei Haupttheile. Breslau, Ferdinand Hirt.

Bereits im vorigen Hefte haben wir dieses bedeutenden, nach fast zehnjähriger Arbeit nun abgeschlossen vorliegenden Werkes Erwähnung gethan, welches zur Belebung des erdkundlichen Unterrichtes ebensowohl als zur belehrenden und zugleich im besten Sinne unterhaltenden häuslichen Betrachtung und Lectüre sehr geeignet ist. Wir tragen hier noch die Notiz nach, daß für die Gebiegenheit des Werkes und die Zuverlässigkeit des Quellenmaterials außer den beiden Herausgebern auch die Namen der zahlreichen Mitarbeiter Bürgschaft leisten, zu denen unten vielen andern die Herren Prof. Dr. Brauns und Dr. Karl Müller in Halle, Prof. Dr. G. Hirschfeld in Königsberg, Prof. Dr. Partsch in Breslau, Prof. Dr. Guthe in Leipzig, E. Schlagintweit in Zweibrücken, sowie nicht wenige im Auslande lebende anerkannte Autoritäten gehören.

Wir lassen den fünf bereits im Maihefte veröffentlichten Illustrationsproben aus Hirts Bildertafeln diesmal noch eine sechste folgen, welche vielleicht durch ihren Bezug auf den in diesem Hefte veröffentlichten Aufsatz von Dr. Joest über seinen Besuch in Marokko ein neues und erhöhtes Interesse gewinnen wird. Das Bild „Fantasia marokkanischer Reiter“ ist insofern typisch zu nennen, als es den Anblick eines fingierten Kampfes darbietet, wie er in ganz Nordafrika beliebt ist. Es veranschaulicht die verschiedenartigen Gesichtstypen, die Kleidung, Bewaffnung und Equipirung, sowie Haltung und Benehmen der auch von Dr. Joest auf S. 334 und 335 dieses Heftes geschilderten Truppe in vortrefflicher Weise.

Daß durch die Energie der Verlags-handlung und die einsichtige Thätigkeit der Herausgeber und Mitarbeiter jetzt glücklich zu Ende geführte Werk wird nicht nur zur Veranschaulichung der Hauptformen der Erdoberfläche, sondern auch zur Verbreitung von Kenntnissen aus der Völkerkunde und Culturgeschichte von dauerndem Werthe sein.

G.



Samaja maroffanischer Reiter.
 Rus: Gerbinaud Girt's Geographischen Anstalten III. 3. Strassau.

Die Gemälde-Galerie des Grafen A. F. von Schack in München.

75 Blatt in Heliogravüre-Reproduction (Blattengröße ca. 26: 33 cm) und 40 Text-illustrationen. Mit begleitendem Text von Graf A. F. von Schack. Verlag von Dr. E. Albert in München.

In den Gedichten aus Scheffels Nachlaß, welche bereits in zweiter Auflage bei M. Bonz u. Comp. in Stuttgart erschienen, stehen auf S. 109 die folgenden anmuthigen Verse:

Dem Grafen Adolf Friedrich von Schack zum 70sten Geburtstage.

| | |
|--------------------------------|--------------------------------|
| Stimmt auch der Lärm der Menge | Und lenken Dich die Schritte |
| Die jubelnden Gefänge | Zu Deiner Schätze Mitte, |
| Zum Wiegenfest nicht an — | Zum Glanz der Galerie: |
| Ein Häuflein Auserwählter, | So wird von ehlen Lötten |
| Von ernster Kunst Beseelter, | Stumm Gruß und Dank entboten — |
| Neigt sich dem hohen Mann. | Denn Du verstandest sie! |

Treffend charakterisirt der bairische Dichter das Streben des bairischen Kunstmäcens, welcher in seiner Galerie Werke der bahnbrechenden Meister der neueren Kunst in einer Vielseitigkeit und in den charakteristischsten Proben ihrer Künstlerschaft zu vereinigen verstand, wie es keiner anderen deutschen Gemäldegalerie gelungen ist. Ohne je den Thorheiten der Alltagsmode, welche mit Dreistigkeit das Häßliche und Bizarre für das Charakteristische ausgiebt, zu huldigen, läßt die Sammlung des Grafen Schack in jedem einzelnen ihrer Gemälde ein gesund pulsirendes, und doch echt modernes Leben erkennen.

Der Kunstfreund, dem es nicht vergönnt ist, die Originale selbst zu besichtigen, oder der nach dem Besuche durch Besitz der Nachbildungen eine der liebsten Erinnerungen an München dauernd auffrischen will, wird das Erscheinen des Prachtwerkes, welches an Reichhaltigkeit, Genauigkeit der Wiedergabe und Schönheit die früheren Publikationen weit überbietet, mit Freuden begrüßen. Die uns vorliegende erste Lieferung bringt als vollständige Heliogravüren neben Lenbachs Portrait des Grafen Schack zwei Werke von A. Böcklin („Die Plage des Hirten“ und „Meeresidylle“); ferner M. v. Schwind „Raft auf der Wanderschaft“, G. Steinle „Adam und Eva“, A. Feuerbach „Francesca von Rimini“, E. Spitzweg „Serenade“, E. Gerhard „Löwenhof der Alhambra“ und E. Neureuther „Der Traum der Rezia“; außerdem drei Illustrationen nach A. Genui innerhalb des begleitenden Textes, in welchem der Gründer der Sammlung selbst in geistvoll anschaulicher Weise den Leser durch seine Schätze geleitet und ihm über das Entstehen der einzelnen Werke und die denselben zu Grunde liegenden Motive der Künstler erwünschtesten Aufschluß erteilt.

Das schöne Werk erscheint in zwei Ausgaben: I. „vor der Schrift,“ auf China-Papier, Preis pro Lieferung 60 Mark (nur in 25 numerirten Exemplaren); II. „mit der Schrift“, auf weißem Papier, Preis pro Lieferung 25 Mark. In acht Lieferungen soll es vollständig vorliegen.

R.

Bibliographische Notizen.

Anskirte Geschichte Deutschlands.

Text von Theodor Ebner, artistische Leistung von Max Bach. I. Bd. von der Urzeit bis zum Ende der Hohenstaufen. II. Bd. Deutschland nach dem Interregnum und die Reformationszeit. Preis jedes Bandes in Weinwand 10, in Halbfranz 11 M. Stuttgart, süddeutsches Verlagsinstitut (vormals Emil Hänslmann).

Das Bestreben des Herausgebers war es, auf gesund nationaler Basis und ge-

leitet von geläutertem künstlerischen Geschmac ein Werk zu schaffen, das in jeder deutschen Familie Aufnahme finden und dabei jedem Leser interessanten und bildenden Stoff aus der Geschichte unseres Volkes bieten könnte. Die vorliegenden beiden ersten Bände sind diesem Bestreben gerecht geworden. Die Darstellung entbehrt weder der wissenschaftlichen Begründung noch der Klarheit und Verständlichkeit; und die nach guten, meist genau bezeichneten, Vorlagen gefertigten zahlreichen Illu-

strationen sind schön ausgeführt. Besonders Interesse dürften z. B. die nach dem „theatrum Europaeum“ reproducirten Schlachtenbilder aus dem dreißigjährigen Kriege erregen. Wir wünschen dem Werke, dessen dritter (Schluß-)Band nächstens erscheinen soll, den verdienten Erfolg.

Geschichte des römischen Kaiserreichs von der Schlacht bei Actium und der Eroberung Aegyptens bis zu dem Einbruche der Barbaren von Victor Duruy. Uebersetzt von Prof. Dr. Gustav Herberg. Mit ca. 2000 Illustrationen. Dritter Band. Leipzig, Schmidt & Günther.

Wir haben bereits mehrfach die Leser dieser Zeitschrift auf das bedeutsame Werk von Duruy-Herberg, welches im J. 1884 zu erscheinen begann, aufmerksam gemacht und unserer ersten ausführlichen Würdigung (im 98. Hefte von „Nord und Süd“) eine Anzahl Illustrationen beigelegt, um auch von der geschmackvollen Ausstattung des Buches und der vernünftigen Auswahl der Bilder eine Vorstellung zu geben. Wir wiesen damals darauf hin, wie dieses Werk eine Lücke in unserer historischen Literatur ausfüllte; denn der Einzige, der im Stande wäre, eine Darstellung der römischen Kaiserzeit zu geben, welche den höchsten Anforderungen genüge, hat vorläufig nur das Verhältniß Roms zu den Provinzen, nicht aber die Geschichte Roms selbst und seiner Kaiser dargestellt. Duruy's Werk hat gleich bei seinem Erscheinen die Aufmerksamkeit der gelehrten Kreise erregt, und auch in Deutschland erkannte man seine Bedeutung neidlos an. Es zeichnet sich in der That durch die seltene Vereinigung umfassender Gelehrsamkeit und stilistischer Eleganz aus. Der dritte Band der Uebersetzung liegt jetzt vollendet vor. Will man in Kürze sagen, was er behandelt, so kann man es mit den Worten thun: vorzugsweise das Leben der Familie in seiner weitesten Bedeutung; also nicht bloß die Stellung des Vaters, der Mutter, der Kinder im Hause, über deren Verhältniß zu den anderen freien Männern oder Sklaven oder Freigelassenen, sondern auch den Tafellurus, die Kleidung, die Wohnungen, die Sitten und Gebräuche, das Erziehungs- und Bildungswesen. Außerdem aber auch die Entwicklung der Jurisprudenz, der Religion, der Philosophie in den beiden ersten Jahrhunderten. Einen breiten Raum nimmt auch die Schilderung der römischen Civilisation in den Provinzen ein.

Eberhard. Synonymisches Handwörterbuch der deutschen Sprache. 14. Auflage, umgearbeitet, vermehrt und verbessert von Dr. Otto Loh. Mit Uebersetzung der Wörter in die englische, französische, italienische und russische Sprache. Leipzig Th. Grieben.

Das günstige Urtheil, welches wir schon über die erste Lieferung dieses Werkes aussprachen (Decemberheft 1888, S. 410), können wir jetzt, nachdem der stattliche Band abgeschlossen vorliegt, lebhaft wiederholen. Das Werk steht auf der Höhe der heutigen Sprachforschung, und doch ist das Ziel, das sich Eberhard vor fast neunzig Jahren steckte, daselbe geblieben. Das Buch will einem Jeden, auch dem, der nicht zum eigentlich gelehrten Stande gehört, behilflich sein, vermittelt der Sprache seinen Verstand zu bilden und sich die Fertigkeit eines leichten, richtigen und bestimmten Ausdrucks zu erwerben. Besonders Werth erhält es durch die zahlreichen Belege aus unsern besten Schriftstellern. Den Schluß bilden Register der deutschen, englischen, französischen, italienischen und russischen Wörter, die behandelt sind. R. J.

El Dorado. Geschichte der Entdeckungsbreife nach dem Goldlande El Dorado im XVI. und XVIII. Jahrhundert von Junker von Langegg. Leipzig, W. Friedrich.

Die Geschichte der Reisen darf immer auf einen großen und neuen Leserkreis rechnen, zumal wenn sie auf Grund eingehender Forschungen Neues in gefälliger Form bringt. Dies ist der Fall bei dem Verfasser des vorliegenden Werkes, der sich bereits durch seine Skizzen aus Japan vortheilhaft bekannt gemacht hat. Unter den Nationen, welche nach dem gefabelten Goldlande in Südamerika Expeditionen unternahmen, theiligten sich auch die Deutschen zur Zeit Karls V. in hervorragendem Maße.

Die Südafrikanischen Republiken. Von M. G. Klöffel. Leipzig, Ed. Meiner.

Nachdem die öffentliche Aufmerksamkeit schon im Beginne dieses Jahrzehntes auf die damals ihre frühere Unabhängigkeit von England wieder erkämpfenden holländisch-deutschen Ansiedler in Süd-West-Afrika, die „Buren“ wie sie sich selbst genannt haben, und ihre Staatenbildungen gelenkt worden, ist das Interesse für dieselben und ihre bisher noch wenig gekannten Verhältnisse durch die jüngsten Colonialbe-

strebungen des deutschen Reichs in Süd-West-Afrika und seine dadurch hervorgerufenen gewissermaßen nachbarlichen Beziehungen zu den stammverwandten Buren erheblich gestiegen.

Die vorliegende Arbeit giebt zunächst einen geschichtlichen Ueberblick über die bisherigen politischen Vorgänge in den beiden Buren-Freistaaten (Südafrikanische Republik und Oranje-Freistaat) und verbreitet sich dann in interessanter und gründlicher Weise über ihre jetzigen Verhältnisse, Ackerbau und Viehzucht, Handel und Industrie und ihre Beziehungen zu Deutschland besonders berücksichtigend. Die tatsächlichen Angaben sind durch reiches geographisches und statistisches Material unterstügt. lu.

Brasilianische Reisezeichnungen aus dem Jahre 1887. Von Moriz Schanz. Leipzig, Neßberg.

Eine Sammlung von Reisezeichnerungen aus der brasilianischen Provinz Rio und den Sübprovinzen mit interessanten Mittheilungen über brasilianische Culturzustände, insbesondere die Verhältnisse der deutschen Colonisten. lu.

Kurze Darstellung der neueren deutschen Colonialgeschichte. Von Dr. W. Breitenbach. (Deutsche Zeit- und Streitfragen, Heft 39). Hamburg, Verlagsanstalt.

Kurz gefaßte historische Uebersicht des bisherigen Entwicklungsganges der deutschen Colonialpolitik, die allen Freunden derselben, denen Zeit und Gelegenheit zu eingehenderer Information fehlt, willkommen sein wird. lu.

Von Montebello bis Solferino von H. Kunz, Major a. D. (Berlin. Fr. Luchhardt.)

Der auf dem Gebiete der Kriegsgeschichte schon mehrfach mit Erfolg thätig gewesene Verfasser hat sich die Aufgabe gestellt, „die Schlachten und Gefechte der neueren Feldzüge zu schildern und ein anschauliches Bild der Ereignisse zu liefern, welches gestattet, auch ohne große Quellenstudien sich über dieselben ausreichend zu unterrichten.“ Er behandelt auf 178 Seiten das Gefecht von Montebello, die beiden Gefechte von Palestro, die Schlacht von Magenta, das Gefecht von Melegnano und die Schlacht von Solferino; jedes dieser Ereignisse erfährt eine eingehende Darstellung, deren frische Schreibweise der Vorstellung des Lesers außerordentlich zu Hülfe kommt. Eingeflochten sind kritische

Bemerkungen über die vorgekommenen Vergehungs- und Unterlassungssünden, Aeußerungen darüber, wie die Fehler zu vermeiden gewesen wären, und welchen anderen Verlauf zutreffenden Falles das Gefecht genommen haben würde. In der spannenden und gleichzeitig belehrenden Weise des Vortrags erkennen wir die bewährte Art des langjährigen Lehrers der Taktik. Die Gefechtsbilder sind Muster klarer Darstellung; die kritischen Bemerkungen sind fesselnd und geistvoll geschrieben. Besonders lehrreich ist auch die Verluststatistik, die einer eingehenderen Betrachtung gewürdigt wird, als das sonst zu geschehen pflegt. Nur wird der Verfasser gut thun, einer 2. Auflage Karten und Pläne beizufügen. Den in Aussicht gestellten weiteren Beiträgen sehen wir mit Spannung entgegen. kr.

Die vier Jahreszeiten. Von G. A. Hofmähler. Sechste Auflage. Herausgegeben von Otto und Ildo Damer. Stuttgart, D. Weisert.

Dieses Buch, welches der verewigte Verfasser vor 30 Jahren seiner nach Amerika ziehenden Tochter als „Abschiedsgruß der heimatlichen Natur“ widmete, erscheint jetzt in sechster Auflage als Beweis, wie nachhaltig im deutschen Volke Hofmählers Meisterhaftigkeit in klarer und gemüthvoller Naturbeschreibung und zugleich in echt populärer Darstellung der Naturgesetze Anerkennung gefunden hat und noch findet. Bei pietätvoller Schonung des Hofmähler'schen Textes haben dennoch namentlich die botanischen Partien des Buches auf Grund der neueren Forschungen vielfache Aenderung und Erweiterung erfahren. Sowohl die vier Vollbilder, als die zahlreichen kleineren Abbildungen sind sehr sauber und anschaulich ausgeführt. N.

Das heimische Naturleben im Kreislauf des Jahres. Unter Mitwirkung hervorragender Fachgelehrten und Kenner herausgegeben von Dr. Karl Muß. In 12 Monatslieferungen zu je 80 Pfennig. Berlin, Kob. Oppenheim.

Der Herausgeber ist durch seine Naturbeschreibungen, sowie durch die von ihm redigirte Zeitschrift für Vögelkunde den weitesten Kreisen bekannt. In diesem neuen „Jahrbuch der Natur“ wird jedem Freunde derselben, sowohl Liebhabern auf den verschiedenen Gebieten der Naturwissenschaft, als Jedem, der berufsmäßig mit der Pflanzen- und Thierwelt beschäftigt

ist, mannigfache Anregung und praktische Belehrung geboten. Jedes Heft schildert zuerst in einem zusammenhängenden Aufsatze die in dem betreffenden Monat eintretenden Naturvorgänge und giebt sodann eine sehr reichhaltige tabellarische Uebersicht alles dessen, was in diesem Monat am Sternenhimmel, an den zur Nahrung, Zucht, Fischerei und Jagd dienenden Thieren sowie an der Pflanzenwelt in Wald, Feld, Garten und Treibhaus zu beobachten resp. zu thun ist.

Graf Moltke. Ein Bild seines Lebens und seiner Zeit. Von Müller-Bohn. Bief. 1. Berlin, Mittel.

Wenn die folgenden Lieferungen der ersten entsprechen, so darf man sich über das Werk freuen. Die Darstellung ist lebendig und warm, klar und verständlich. Die vorliegende Lieferung behandelt das Leben Moltkes bis zu seiner Reise nach der Türkei und giebt im Anschluß daran fesselnde Uebersichten über die Zustände der einzelnen Länder, mit denen der Held in Berührung kam; häufig erhält dieser selbst das Wort. Lob verdient auch die Ausstattung, namentlich die Bilder. R. J.

Das Leben Emma Försters, der Tochter Jean Pauls, in ihren Briefen. Herausgegeben von ihrem Sohne Brig Förster. Mit einem Bilde.

Das Leben der Dichterin Amalie von Hellwig, geb. Freiin von Imhoff. Von Henriette von Wiffing. Mit einem Bilde. Berlin, Bessersche Buchhandlung (Wilhelm Herzs).

Zwei neue biographische Werke gestatten interessante Einblicke in die Entwicklung weiblicher Persönlichkeiten, deren Jugendzeit in die Wende des vergangenen oder den Beginn des gegenwärtigen Jahrhunderts zurückreicht, und von denen jede in ihrer Art mit dem gehobenen literarischen Leben und Streben jener Zeit Fühlung hatte. Jean Pauls älteste Tochter Emma (geb. 20. September 1802) hatte von den Anschauungen und dem Stil ihres Vaters, dessen Manuscripte sie oft in's Meine zu schreiben hatte, viel angenommen; aber der Ueberreichtum des Vaters setzte sich bei ihr in Einfachheit und Anmuth des weiblichen Wesens um, und manche überschwänglichen Stilblüthen verloren sich nach Ablauf der ersten Jugend, während tiefe Empfindung, ein bisweilen lecker Humor und eine anschaulich treffende Aus-

drucksweise ihr als Erbe vom Vater ihr Leben hindurch erhalten blieb.

Als junge Frau des Malers und Kunsthistorikers Ernst Förster kam sie 1826 nach München und durchlebte dort mit empfänglicher Seele, aber nicht ohne kühle protestantische Kritik den künstlerischen Aufschwung dieser Stadt unter Ludwig I., während sie zugleich in 27jähriger Ehe an der Seite des Gatten, den sie 1833 auch nach Italien begleitete, alle Tugenden der Hausfrau und Mutter in reichem Maße entwickelte.

Ihr Sohn, Brig Förster — den Lesern von „Nord und Süd“ durch die verständnißvolle Bearbeitung der Briefe Jean Pauls im Septemberhefte 1888 wohlbekannt — giebt in diesem Buche mit kurzen einleitenden und verbindenden Bemerkungen aus den Briefen seiner Mutter dasjenige, was ihm für die Erkenntniß der Persönlichkeit und der sie bestimmenden Zeitverhältnisse von dauerndem Werte zu sein schien. Er hat dadurch nicht nur einem Triebe der Pietät genügt, sondern auch allen gebildeten Lesern in dem — von der Verlagsabhandlung schön ausgestatteten — Buche eine dankenswerthe Gabe geboten.

Amalie von Imhoff (1776—1831), die Nichte der Frau von Stein, verlebte ihre Jugend am Weimarer Fürsten- und Musenhofe, folgte 1804 ihrem Gatten, der als Inspector der Artillerie nach Schweden berufen wurde, nach Stockholm und siedelte dann 1816 mit ihm nach Berlin über, wo sie noch 15 Jahre lang einen durch die Pflege der Dichtung und Kunst verschönten Haushalt geführt hat. Ihre Nichte hat ihr durch sorgfältige Sammlung und Herausgabe ihrer Briefe und Aufzeichnungen (in Vers und Prosa) ein schönes Denkmal gesetzt. E.

Glittergold. Roman aus dem Offiziersleben der Gegenwart von Fedor von Zobeltig. Jena, Costenoble.

Eine Erzählung aus der Gründerzeit, welche nicht der üblichen Effecte ähnlicher Criminalromane ermangelt. Der Stoff ist — abgesehen von gewissen Trivialitäten, die sich gegen den Schluß des Werkes bemerkbar machen — geschickt erfunden, und die Entwicklung ist spannend. Die weiblichen Charaktere sind uninteressant und unnatürlich, die männlichen hingegen gut gezeichnet. Vor Allem gilt das in hohem Maße von den Offizieren. Der Stil des Ganzen erhebt sich über die Mehrzahl der Romane, welche sich ähnliche Stoffe zum Vorwurfe nehmen.

Aus dem modernen Italien. Studien, Skizzen und Briefe. Von Dr. Sigmund Münz, Frankfurt a. M. Literar. Anstalt.

Es ist mit Freuden zu begrüßen, daß wir einmal Stimmungsbilder aus dem modernen Italien, besonders aus dem neuen Rom empfangen, die uns nicht wieder die ewig wiederholten Erinnerungen in klagendem Tone vorführen, sondern mit Liebe das Bestehende schildern. Wir haben es mit feuilletonistischen Auffügen zu thun, welche sich zwar eines tieferen Eingehens auf die Thatfachen enthalten, jedoch geschmackvoll geschrieben sind. Das gilt von den „Skizzen“, die z. B. eine gute Schilderung von Ausflügen nach den Tre Fontane, den Volkerbergen u. s. w. bieten. Auf ein ganz anderes Gebiet begiebt sich der Verfasser leider in den „Studien“. Wollen wir diese Bezeichnung billigen, so können wir nicht umhin, diese Studien mindestens als sehr unreif zu bezeichnen. Charaktere wie Depretis, Crispi u. a. sind ohne engere Fühlung mit ihren Gesellschafts- und Wirkungskreisen — und diese geht dem Verfasser ab! — mit Erfolg heute noch nicht zu zeichnen. So finden wir in diesen Darstellungen die mannigfachsten Widersprüche und erhalten im Ganzen den Eindruck zusammengefügter Kleinigkeiten, die der Verfasser hier und da gehört und nach Art des Zeitungs-correspondenten verwerthet hat. Wenn auch mancher Zug zu einer richtigen Charakteristik beiträgt, so sind andere Dingen mit Ungeschick verwendet. Ein Beispiel: „Gott Vater“ wurde Depretis nicht etwa bloß als Leiter der Geschie Italiens genannt, sondern er hieß „padre eterno“ weil er sein Ministerportefeuille sehr lieb hatte. Nun heißt es weiter: „Man möchte ihn seinem Aussehen nach für einen Rabbi halten. So stellt man sich etwa Moses vor“ (in Rom, trotz Michel Angelo!) . . . „Auch auf italienischen Heiligen-gemälden schaut man manchmal einen langbärtigen Greis, der sich demuthsvoll auf einen Stab stützt . . .“ Späterhin wird er ein „Eccoe homo“ genannt! Solche Dinge mögen der Tagespresse genügen. Auch die Briefe sind von verschiedenem Werthe. „Der Umbau Roms“ wird mit einigen sentimentalen Phrasen abgethan.

Kurz, das Buch ist geschmackvoll, insofern es erzählt; Charakteristik und Reflexion sind oberflächlich. x.

Schillers Dramen. Beiträge zu ihrem Verständniß von Dr. Ludwig Wellermann. I. Theil. Berlin, Weidmann. Die allgemeinen Erörterungen des

Verfassers über das Drama und mehr noch die Analysen der vier ersten Schillerschen Dramen, namentlich auch die Besprechungen einzelner Stellen aus denselben, enthalten manches Neue und Treffende. Daß die Einheit der durch mehrfache Wandlungen des Planes so reich und complicirt gewordenen Handlung von Schillers „Don Carlos“ am klarsten hervortritt, wenn man nicht den Prinzen und nicht den Marquis Posa, sondern den König, den „betheuernden Philipp“, als bleibenden Mittelpunkt des Interesses ansieht, das hat Herr Wellermann ebenso wenig erkannt, wie die meisten seiner zahlreichen Vorgänger in der Besprechung dieses Stückes. dr.

Anderl. Roman von A. G. von Suttner. Dresden und Leipzig, C. Pierson.

Der zweibändige Roman behandelt die Geschichte eines Bauernkindes, von seiner Geburt bis auf den Gipfel des Ruhms in der Stellung eines gefeierten Professors der Augenheilkunde. Die Erzählung geht oft bedenklich in's Breite, und obgleich die Verfasserin (?) Humor und Gemüthsstärke besitzt, so vermögen diese nicht ganz über die ermüdenden Längen hinwegzuhelfen. Sie beginnt im Stile einer Dorfgeschichte und nimmt dann einen sehr romanhaften Anlauf, in welchem unwahrscheinliche Glückszufälle einander jagen; bei dem realistischen Geschmac des heutigen Lesepublikums begegnet ein so kühner Flug der Phantasie leicht einer etwas skeptischen Aufnahme. mz.

Der lange Holländer. Von Rudolf Lindau. Berlin, F. & P. Lehmann.

Der Verfasser, der in anderen Wertheilen ebenso gut zu Hause ist wie im deutschen Vaterlande, verlegt den Schauplatz der oben genannten Erzählung nach Shanghai und Yokohama. Die Drillichkeit erhält dadurch den pikanten Reiz des Fremdländischen; aber die Menschen, die er schildert, gehören der Fremdencolonien an, sind Europäer und Amerikaner, Menschen mit unseren Anschauungen und unseren Gefühlen.

Problemen des Seelenlebens, spürt der Autor mit bewundernswerther Geschicklichkeit nach und veranschaulicht sie durch die Kunst seiner Darstellungsweise. R. Lindau zeigt an einem Beispiel, wie ein entehrender, wenn auch ungerechtfertigter Verdacht im Stande ist, einen Menschen seelisch und körperlich derart zu verändern, daß die aufopferndste Freundschaft und gärtlichste Liebe einer jungen Gattin und selbst die eigene Willenskraft machtlos dagegen an-

kämpfen, so daß das Deficit dieses Lebens nicht anders als durch Selbstvernichtung ausgeglichen werden kann.

Noch ein anderes seelisches Problem behandelt Lindau in derselben Erzählung: ein Mensch mit vollkommen entwickelten moralischen Grundsätzen begeht in einem Moment der Versuchung einen Diebstahl. Er macht sich aber denselben in keiner Weise weiter zu Nuzen, widmet vielmehr sein ganzes ferneres Leben nur der Sühnung dieses im Kaufsche der Leidenschaft begangenen Verbrechens. Niemand vermuthet in ihm den Dieb; erst nach seinem Tode wird es durch einen Zufall offenbar. Alle Anstrengungen aber, die er macht, um die Folgen seiner schlimmen That zu sühnen, scheitern, und an seiner Schuld geht jenes andere Menschenleben, auf dem der Fluch des ungerechtfertigten Verdachtes geruht hat, traurig zu Grunde.

Außer dem „langen Holländer“ enthält der Band noch drei andere Erzählungen; zwei davon spielen in Deutschland und sind feinsinnige Stimmungsbilder, die dritte hat ein vollkommen erotisches Gepräge. Alle aber bekunden von Neuem Lindaus Erzählertalent und seine Kenntniß des menschlichen Herzens. mz.

Unter schwarzem Verdacht. Roman von Ewald August König. Breslau, S. Schottlaender.

Ewald August König hat in der letzten Zeit seines schriftstellerisch sehr fruchtbaren Lebens sich ausschließlich auf Criminalromane beschränkt. Das jetzt vorliegende Buch des nun verstorbenen Schriftstellers ist wahrscheinlich eines seiner letzten Erzeugnisse; und dann können wir feststellen, daß der Dichter sich bis zum Tode treu geblieben ist. Auch hier finden wir den ruhigen, fast trockenen Erzähler wieder, der aber trefflich zu erfinden und sinnend zu unterhalten versteht. Wir glauben, daß Ewald August König noch lange Zeit sein großes Lesepublikum zufrieden stellen wird. W.

Erlebtes und Erdachtes. Novellen und Studien von Arthur Guthheil. Hamburg, Otto Meißner.

„O si tacuisses!“ möchten wir Arthur Guthheil zurufen; dann würden wir nicht nöthig haben, um „Erlebtes und Erdachtes“ uns zu kümmern, das trotz mancher Spuren von schriftstellerischer Begabung und dichterischem Vermögen das Recht gedruckt zu werden nicht bezieht! Wir wollen dem Autor eine Zukunft durchaus nicht absprechen, im Gegentheil bemerken wir manches Symptom

von Talent; diese Gabe aber hätte er prüfen und wieder prüfen und dann — in dem Geheimfach seines Schreibtisches aufbewahren sollen. W.

Ein Stizzenbuch. Neue Geschichten von Heinrich Seibel. Leipzig, A. G. Liebeskind.

Auch dieser sechste Band der gesammelten Schriften des lebenswürdigen Verfassers, dessen „Aus goldener Zeit“ wir im Decemberhefte besprachen, ist ein Meisterstück feinsinniger Beobachtung und gemüthvoller Darstellung. Besonders Freunde der Natur und des Thierlebens werden an den elf kleinen hier vereinigten Geschichten ihre Freude haben. O.

Gerle Suteiminne. Ein mährisches Culturbild aus der Zeit des ersten Hohenzollern. Von Gerhard von Amynntor (Dagobert von Gerhardt). Zweite Auflage. 3 Bände. Breslau, S. Schottlaender.

Die zweite Auflage eines Romans ist ein Erfolg, der heut zu Tage lauter spricht, als die beredteste Kritik. Und das Amynntor'sche Buch verdient diesen Erfolg; Gerle Suteiminne ist ein vaterländischer Roman vom besten Gepräge! Alle Gestalten sind mairig und charakteristisch und werden in richtigem ästhetischen Verhältnis noch um Haupteslänge durch den Helden der Handlung überragt. Dieser Gerle Suteiminne ist völlig der Repräsentant eines Volksfelden; treu und gerecht, schlicht und tapfer, und nicht ohne einen weichen Zug des Gemüthes. Das Buch ist in jener gesund-realistischen Weise geschrieben, in der wir wirklich einen Fortschritt unserer erzählenden Literatur erkennen, weil sie kraftvolle Darstellung mit poetischem Empfinden zu vereinen weiß. Es bringt den Freunden vaterländischer Cultur manch interessantes historisches Detail, und es würde an epischer Wirkung noch wesentlich gewonnen haben ohne die manchmal fühlbar werdende Breite der Anlage, die mehr des Dichters Vorliebe für seinen Stoff als eine dichterische Nothwendigkeit zur Ursache hat. Wir halten Gerle Suteiminne für eine ebenso gesunde als interessante Lectüre. W.

Ein geopferter Herz. Roman von Ernst Malvers. Breslau, S. Schottlaender.

Uns ist Ernst Malvers eine neue Dichtererscheinung. Wir gestehen ihm aber willig einen Platz auf dem deutschen Varnaß zu, trotz des Geständnisses, daß uns sein

Roman „Ein geopfertes Herz“ keinen erquicklichen Eindruck hinterlassen — wie alle jene Romane nicht, die nur realistisch sein wollen und uns so Gutes zu glauben zumuthen, wie es glücklicher Weise nur äußerst selten in Wirklichkeit passiert, was also nicht Leben ist, nicht typisch, sondern abnorm. Ernst Malvers besitzt ein hervorragendes Darstellungstalent; nicht nur lebendig, sondern leidenschaftlich bewegt entwickeln sich manche Situationen. Die Handlung ist fesselnd; die einzelnen Personen sind psychologisch interessant. Es ist echte Liebe, die er schildert; es ist richtiger Edelsinn, den wir verkörpert finden; und es ist wirkliche Niedrigkeit, tiefe Verkommenheit und hassenswerthe Charakterlosigkeit, die hier ihre Orgien feiern! Wir wollen mit dem Autor über seine Lebensanschauungen nicht rechten; die Gestalten, welche er nach ihnen in dem vor uns liegenden Buche geschaffen, sind echt dichterisch ausgeführt. Nur den Erstichungs-
tod der Heldin am Schlusse durch eine geräuschlos zu Boden gefallene Lampe können wir ihm nicht verzeihen. Hier hat den Dichter sein Talent gänzlich verlassen. W.

P. R. Hofeggers ausgewählte Werte. Bracht-Ausgabe. Mit 600 Illustrationen. Wien, A. Hartleben. 48 Bieferungen erschienen.

Die uns heute vorliegenden Fortsetzungshefte 38 bis 48 der illustrierten Brachtausgabe von P. R. Hofeggers Werken beginnen deren dritten Band, welcher „Das Buch der Novellen“ enthält. Diese Vereinigung der kleineren und größeren Erzählungen des volksthümlichen Autors entrollt Bilder aus dem Leben und Treiben des Volkes der Alpen in reichster Abwechslung. Wenn wir einzelne Titel nennen, z. B. „Die Sennerin und ihre Freunde“, „Der junge Geldmacher“, „Das Leben siegt“, „Maria im Glend“, „Die Christvesper“, „Die Ehestandsprebige“, „s Guderl“, „Die Rothtaube“, „Als Hans der Grethe schrieb“, „Wenn Dämonen spielen“, „Die Tafelrunde der Berühmten“, „Der Taubstumme“, „Empor zu Gott“, „Der Waldstreit“ u. s. w., so findet jeder unserer Leser bestimmt eine oder die andere Novelle, welche er in den früheren, nicht illustrierten Ausgaben der Schriften Hofeggers kennen und lieben gelernt hat. In dieser neuen, prächtig geschmückten illustrierten Ausgabe vermitteln die Bilder berühmter Künstler (Greil und Schmidhammer) das Verständniß des Lesers für die Schilderungen des Autors. o.

Aus meiner Vaterstadt. Die persianischen Häuser. Von Wilhelm Jensen. Breslau-Leipzig, S. Schottlaender.

„Aus dem Leben zweier Dichter, Dichtung und Wahrheit“ — so könnte man passend diese den regelmäßigen Lesern von „Nord und Süd“ bereits bekannte Erzählung nennen. An eigene, poetisch verklärte und abgerundete Jugenderinnerungen aus Kiel, wo zu Anfang des 17. Jahrhunderts Herzog Friedrich III. die „persianischen Häuser“ als Lagerhallen für den von ihm großartig geplanten Handelsverkehr mit dem Orient errichtet hat, knüpft Wilhelm Jensen kunstvoll eine Darstellung der Erlebnisse des Arztes und Dichters Paul Fleming an, der im Auftrage jenes Herzogs an der großen Reise nach Persien Theil nahm und auf derselben mit der Tochter des deutschen Kaufherrn Niehufen in Neval jenes Hergensbündniß schloß, dem wir seine schönsten Gedichte verdanken und dessen fröhliche Vollendung nur durch den frühen Tod des hochbegabten jungen Mannes gehindert wurde. Die nach Jensen'scher Art fesselnd und anmuthig gekaltete Erzählung wird sowohl den Literaturkenner interessieren, welcher die historisch überlieferten Thatfachen von den vom Dichter hinzuerfundeneu zu sondern weiß, als auch jedem gebildeten Leser und jeder zart empfindenden Leserin, trotz aller Freiheit der erfindenden Dichterphantasie, ein in allen wesentlichen Zügen treues Bild von dem Leben und Streben vergangener Zeiten vor Augen stellen. O.

Aus der alten Reichstadt Frankfurt. Erzählungen und Charakteristiken von Emil Neubürger. Frankfurt a. M., Mahlau und Waldschmidt.

Die Erzählungen sind urlangweilig, so daß sie selbst dem Lokalpatriotismus, für den sie berechnet scheinen, kaum erträglich sein dürften; überdies sind sie in schlechtem und nachlässigem Deutsch geschrieben. Die Charakteristiken sind recht oberflächlich und mangelhaft. Das Buch zeichnet sich durch eine hervorragende klägliche typographische Ausstattung aus. ss.

Der König von Zion. Epische Dichtung in zehn Gesängen von Robert Hamerling. Neunte neuerbefferte Auflage. Hamburg, Verlagsanstalt (vorm. J. F. Richter).

Bekanntlich hat Hamerling (1869) den Wiedertäufer Jan Leiden von Münster, den Meyerbeer'schen „Propheten“, zum

Selben dieser epischen Dichtung gewählt; und zwar hat er, der sehr verschiedene Versformen zu meistern weiß, hier den Hexameter angewandt, diesen in neuester Zeit von manchem Heißhörn als gänzlich undeutsch bezeichneten Vers. Das Nachwort verweilt ausbrüchlich bei dieser formellen Eigenthümlichkeit, indem der Dichter bemerkt, daß er in jeder, und so auch in dieser neuesten Ausgabe des Werkes durch zahlreiche planmäßige Aenderungen sich bemüht habe, „dem Ideal des deutschen Hexameters noch näher zu kommen; einem Hexameter nämlich, der ebensowohl die Forderungen des natürlichen Wortaccents und einer fließenden Rede befriedigt, als er denjenigen eines feinfühlenden metrischen Ohres gemäß ist.“ Sein Vorbild in der Praxis ist Platen, sein Meister der Theorie — bis auf einige selbständig erwogenen Abweichungen — Minckwitz, einst der Jünger und Apostel Platens.

Referent ist nun zwar der Meinung, daß die Minckwitzsche quantifizierende Metrik eine verkehrte war. Nach seiner Meinung kommt im neudeutschen Versbau ebenso wenig wie im altdeutschen — von welchem Platen und Minckwitz zu ihrem Schaden keine Notiz nahmen — niemals die absolute Messung der Quantität der einzelnen Silben, sondern immer nur eine relative Messung der Konstanz jeder einzelnen Silbe, verglichen mit der vorangehenden oder folgenden, in Betracht. Deshalb kann Referent einerseits die von Hamerling mit Sorgfalt erstrebte Verbannung des Trochäus aus dem Hexameter für keinen besondern Gewinn halten, andererseits Manches, was Hamerling sich mit Bewußtsein gestattet (S. 52, nicht einen Iónipfel; S. 177 hñut einen Fürsten) nur als bedenkliche Abweichung von der natürlichen Betonung ansehen.

Aber ein geschmackvoller und einsichtiger Mann kann auch auf Grund einer ansehnlichen Theorie Schönes hervorbringen; und allerdings sind Hamerlings Hexameter leicht lesbar und ungemein wohlklingend. Sie bilden also ein geeignetes Object der Betrachtung, an welchem Feinde und Freunde des deutschen Hexameters ihr Urtheil erproben können.

O.

Commerlaub. Epische Dichtungen von Willy Alexander Kraftner. Würzen, Adolf Thiele.

Auch diese neuen epischen Dichtungen des Verfassers, dessen „Carina Vionda“ unseren Lesern aus dem Märzheft 1887

von „Nord und Süd“ bekannt ist, zeichnen sich durch edle Sprache und gemüthstiefen, gedankenschweren Inhalt aus. In einer der Künstlernovellen lehnt er sich mit Glück an Ibsen an. Als ein Kabinetstück zarter poetischer Schilderung kann „Buddhas Abschied“ gelten. Das Büchlein kann jedem Freunde ernster und reiner Poesie warm empfohlen werden.

ss.

Peregrin. Berliner Gedicht von Adolf Schafheitlin. Leipzig, W. Friedrich.

Der Dichter hat uns ein Räthsel aufgegeben, dessen Lösung uns unerfindlich ist. Warum nennt er Peregrin eine Berliner Geschichte? Die Handlung des Gedichtes führt uns der Reihe nach in verschiedene Hauptstädte und Länder Europas, nach Wien, nach Paris, nach Italien, in die Schweiz — nur ganz vorübergehend aber halten wir uns in Berlin auf! Wir möchten außerdem gern wissen, welchen Leserkreis für sein Gedicht sich Herr Schafheitlin eigentlich vorstellt. Für die Ernsthaften schlägt er zu viel „über die Stränge“ (wie der Dichter selbst konstatirt); und wem an „übermüthigen“ Dichtungen gelegen ist, dem wird „Peregrin“ sicher zu langweilig vorkommen. Ganz hübsch ist der Prolog „An meine Dränger“, und hübsch sind auch einzelne Episoden des Gedichtes — das Alles aber genügt nicht, um das Ganze werthvoll zu machen.

W.

Offen gestanden — —. Epigramme von Hugo Böttger. Braunschweig, B. Goeritz.

Derartiges banales, albernes, unreifes Zeug muß von der Kritik mit Entzückung zurückgewiesen werden. Die Form dieser epigrammatisch sein sollenden Verse(!) ist ebenso kläglich wie ihr Inhalt. Gedanken sucht man vergebens; was der Verfasser dafür hält, ist leicht und abgeschmackt. Man müßte dieses Nachwerk todtschweigen, wenn es nicht gar zu haarsträubend wäre. Es ist bedauerlich, daß sich dafür ein Verleger hergab.

ss.

Pyhigenie in Delphi. Schauspiel in vier Acten von R. W. Geißler. Leipzig, Dr. phil. R. Carl.

Intellos. Trauerspiel in 3 Acten von Richard Bollmann. Mit Geleitwort von Ludwig Aub und einleitendem Gedichte von G. Bennig. München, J. Hiller.

Zwei dramatische Epigonenstudien, entstanden aus pietätvoller Anlehnung an klassische Vorbilder.

Bekanntlich hatte Goethe in Italien, während er die „Iphigenie in Tauris“ formell ausarbeitete, den Plan zu einem zweiten Drama „Iphigenie in Delphi“ gefaßt, das ihn lebhaft bewegte, und von dessen Wendepunkt er in schaffensfreudiger Phygmalionstimmung den Weimarer Freunden schrieb: „Wenn diese Scene gelingt, so ist nicht leicht etwas Größeres und Rührenderes auf dem Theater gesehen worden“ (ital. Reise, 19. October 1786). Und doch haben ihn am 16. Februar 1787 die „Grillen des Tasso“ bereits so in Anspruch genommen, daß er voraussieht, jener Plan werde unausgeführt bleiben, was auch thatsächlich eingetreten ist.

Bereits Friedrich Halm hat, angeregt durch den Goethe'schen Plan, eine „Iphigenie in Delphi“ gebichtet, die am 18. October 1856 auf dem Wiener Burgtheater aufgeführt wurde und im 6. Bande seiner dramatischen Werke (1864) abgedruckt ist. In diesem fünfactigen Drama waren die von Goethe angegebenen Grundzüge größtentheils festgehalten, auch Versbau und Stil zeigen bewußte Anlehnung an das große Vorbild; doch hatte Halm den Plan erheblich erweitert, den Charakter der Elektra durch eine breit ausgeführte Vorgesichte klar gelegt, mehrere Nebenpersonen eingefügt und neue Motive — nicht immer glücklich — hinzuerfunden.

Treuer sucht Geißler in dem gerade hundert Jahre nach Goethes italienischer Reise geschriebenen Schauspiel den Spuren des großen Meisters zu folgen. In Sprache und Versbau (auch in den eingelegten lyrischen Stellen in kurzen reimlosen Versen) strebt der Verfasser sichtlich, der Goethe'schen Iphigenie nahe zu bleiben, und auch im Inhalt verläßt er kaum jemals den von Goethe vorgezeichneten Gang der Handlung. Ob freilich der durch einen Zufall gerade im richtigen Momente als *deus ex machina* eintretende Oberpriester (Schluß des 3. Actes) Goethes Intentionen entsprochen hätte, ist mindestens fraglich. Das Schauspiel kann, obwohl Goethes Name auf dem Titelblatt nicht genannt ist, als eine seinem Geiste dargebrachte Huldigung gelten.

Ausdrücklich „den Manen Gotthold Ephraim Lessings“ gewidmet ist das Trauerspiel „Intello“ von R. Vollmann. Hier ist die Anlehnung nicht im Stoffe zu suchen, der vom Verfasser ganz frei erfunden zu sein scheint, sondern im Stil, in der Führung des Prosalogs, in der Gestaltung der Charaktere (sowohl des Intriganten als des edelmüthigen,

aber nicht schuldlosen Helden) und im Aufbau der (auf einen französischen Adelsstich in das Jahr 1680 verlegten) Handlung. In allen diesen Punkten zeigt das Drama einbringendes Studium Lessings, und zwar auch der früheren, jetzt schon halb vergessenen Werke desselben, namentlich der „Miß Sarah Sampson“, welches Vollmann zu seinem Lieblingsstück erkoren hat. Aber auch Goethes *Clavigo* ist nicht ohne Einfluß auf ihn geblieben. E.

Gedichte von Siegfried Trebitsch.
Wien, Carl Gerold's Sohn.

Wenn diese kleine Sammlung, welche eine Erstlingsgabe des Dichters ist, auch nicht durchweg ausgereifte Poesieen enthält, so ist doch das Ganze von dem Feuer des Geniuss erwärmt und von dem sittlichen Ernst eines redlich Strebenden getragen. Manches hätte noch ausreifen sollen, und hie und da vermischt man eine Feilung an der Sprache; doch haben einige Gedichte Anspruch auf bleibenden Werth. Der Dichter weiß ebenso treffend einen ernststen, sinnigen Gedanken poetisch und pointirt zu verarbeiten, wie eine poetische Stimmung rein und klar wiederzugeben; er versteht den feurigen Schlag des liebenden Herzens, wie die Bitterniß der Entsagung lebhaft zu schildern. Oft freilich begegnet man bekannten Spuren, z. B. Heines; zuweilen wird der Ton des Volksliedes getroffen. Ueberall aber fühlt man reine Poesie und freut sich derselben. Nur fehlt noch etwas formelle Abroundung. ss.

Südslavische Frauen. Auf Höhen und Tiefen der Balkanländer. Von Mara Cop Marlet. Mit einer Einbegleitung von Jos. Alex. Freiherrn von Helfert. Mit 6 Illustrationen von Prof. Georg Bastagh. Carl Grill, k. k. Hofbuchhandlung, Budapest.

Die verschwenderische Ausstattung des Buches macht dasselbe zu einem Prachtwerk im wahrsten Sinne des Wortes. Druck und Papier sind über alles Lob erhaben; die Vichthilder des Prof. G. Bastagh charakterisiren trefflich die verschiedenen slavischen Frauentypen und illustriren somit auf's Beste den von Frau Mara Cop Marlet — welche, selbst Südslavin, auf dem von ihr cultivirten Gebiete durchaus zu Hause ist — verfaßten Text. Die vom Freiherrn J. A. Helfert verfaßte geistvolle „Einbegleitung“ wird jedem Leser inniges Vergnügen bereiten. Das Werk dürfte seine Bestimmung, eine Zierde des Salons zu bilden, auf's Beste erfüllen. ow.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

- Abel, C.**, Im Lande des Goldes. Dramat. Zeitbild. Freiburg i. B., F. E. Fehsenfeld.
- Barach, P.**, Fliegende Blätter. Neue Lieder. Grossenhain u. Leipzig, Baumert & Ronge.
- Balz, Johanna**, Der Enkel der Barmherzigkeit. Dichtung. Lebende Bilder mit verbindendem Text. Münster, Heinrich Schöningh.
- Berendt, M.**, Die rationelle Erkenntnis Spinozas. Berlin, Rich. Heinrich.
- Berliner Neudrucke**. I. Serie. Band III: Nicolaus Peuckers wohlklingende Paucke (1650—75) und drei Singspiele Christian Reuters (1708 bis 1710). Herausg. v. G. Ellinger. Band IV. Mäsen und Grazien in der Mark. (Gedichte von F. W. A. Schmidt). Herausg. von L. Geiger. Berlin, Gebr. Paetel.
- Boy-Ed, Fanny Förster**, Roman. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.
- Brandes, E.**, Ein Besuch. Schauspiel in zwei Acten. Deutsch von J. Hoffory. Berlin, S. Fischer.
- Braun, J. W.**, In Fesseln. Berlin, F. Fontane.
- Brenning, E.**, Goethe nach Leben und Dichtung. Gotha, Fr. A. Perthes.
- Bunge, C.**, Aus meinem Kriegstagebuch. Erinnerungen in Schleswig-Holstein 1864. Rethenow, M. Bubenzien.
- Carlyle, D.**, Die französische Revolution. Aus dem Englischen von P. Feddersen. 2. Auflage, umgearbeitet von K. Erman. Lieferung 1. Leipzig F. A. Brockhaus.
- Carmen Sylva**, nouvelles. Traduites de l'allemand et précédées d'une étude biographique par F. Salles. Paris, Hachette et Cie.
- Cavalleristen-Träume**. Rethenow, M. Bubenzien.
- Clem, Alfred**, Die Künstler von Friedrich Schiller, gemeinverständlich erläutert. Stuttgart, Bonz u. Comp.
- Deutsche Denker und ihre Geistes-schöpfungen**, Herausg. von A. Hinrichsen. Heft 4: Chr. E. Luthard. Heft 5: Ign. v. Döllinger. — Danzig u. Leipzig, C. Hinastorf.
- Dies Irac**. Eine Vision. Dresden u. Leipzig, E. Pierson.
- Die „Bismarck-Dynastie“**. Seitenstück zu dem Artikel der „Contemporary-Review.“ Berlin, R. Eckstein Nachfolger.
- Erdmann, G. A.**, Die Lutherfestspiele. Geschichtliche Entwicklung. Zweck und Bedeutung für die Bühne. Wittenberg, R. Herrosó.
- Erfurth, P.** u. H. Lindner, Deutsche Literaturkunde. Lesebuch f. d. oberen Klassen mittlerer u. höherer Schulen. Potsdam, Aug. Stein.
- Faust**, der Tragödie dritter Theil. Treu im Geiste des zweiten Theils des Goetheschen Faust, gedichtet von Deutobold Symbolizetti Allegorowitsch Mysifinzinsky. 4. Auflage. Tübingen, H. Laupp.
- Gotthelf, H.**, Auteurs modernes. Un petit cours littéraire pour la jeunesse. Stuttgart, J. Engelhorn.
- Hamel, R.**, Ein Wonnegahr. 3. verm. Aufl. — Die reactionäre Tendenz der weltsprachlichen Bewegung. Nobis Untersuchungen über Wesen u. Entwicklung der Sprache. Halle, Tausch u. Grosse.
- Haykens, Rolf**, Kurze Geschichten. Nürnberg. H. Ballhorn.
- Heyl, H.**, Die Krankenkost. Berlin, C. Habel.
- Höder, E. M.**, Bilder a. d. franz. Revolution. Mit besond. Berücksichtigung d. Schicksals

- Ludwigs XVI. und seiner Familie. 2 Bände. Münster, Aschendorff.
- Kronenberg, M.**, Herders Philosophie nach ihrem Entwicklungsgang und ihrer historischen Stellung. Heidelberg, C. Wint.
- Lampert, Fr.**, Aus Alt-Ansbacher Zeit. Erzählung. Stuttgart, A. Bonz & Co.
- Lindenschmidt, B.**, Handbuch der deutschen Alterthumskunde. Theil I., Lief. 3. Braunschweig, Fr. Vieweg & Sohn.
- Lingg, H.**, Furchen. Neue Novellen. Stuttgart, A. Bonz & Co.
- Max, J.**, Weihnachten. Bilder a. d. Weltgesch. d. Christenthums. Dresden u. Leipzig, E. Pierson.
- Melchner, H.**, Der Insulaner. Bergsee-Novelle. Dresden u. Leipzig, E. Pierson.
- Mlow, St.**, Aus dem Süden. Neue Gedichte. Stuttgart, A. Bonz & Comp.
- Moll, E. v.**, Vier Novellen. Dresden u. Leipzig, E. Pierson.
- Neue Litterarische Volkshefte**. Nr. 1. Der Offizier in der Dichtung. Berlin, R. Eckstein.
- Orzeszko, E.**, Zwei Erzählungen. (Simon als Held. — Der Sonnenstrahl). Autoris. Uebers. a. d. Polnischen. Berlin, S. Fischer.
- Osterberg-Verakoff, M.**, Himmlische Liebe. Roman. Augsburg u. München, A. Vossch.
- Panofka, H.**, Stimmen und Sänger oder Betrachtungen über die Stimmen und den Gesang. A. d. Italien. Von E. Engel. Hamburg, Verlagsanstalt.
- Perrens, F. T.**, Histoire de Florence (1434—1531). Tome II. Paris, Maison Quantin.
- Pfau, Ludwig**, Gedichte. Vierte vermehrte Auflage. Stuttgart Bonz u. Comp.
- Polybiblion**. Revue bibliographique universelle. Livraisons d'avril 1889. Paris 2 & 5 rue St. Simon.
- Reck, O.**, Baron Peters Brautfahrt. Eine ungarische Novelle. Berlin, R. Jacobsthal.
- Rod, E.**, le sens de la vie. 4me édition. Paris, Perrin & Cie.
- Sack, Israel**, Die altjüdische Religion im Uebergange vom Bibelthume zum Talmudismus. Berlin, Ferd. Dümmler.
- Schmidt, M.**, Der Leonhardsritt. (Gesammelte Werke von Maximilian Schmidt Bd. IX.) Leipzig, A. G. Liebeskind.
- Schmidt, R.**, Novellen. Deutsch von M. von Borch. Autor. Ausgabe. Berlin, S. Fischer.
- Seldt, A.**, Zur Geschichte des Erhabenheitsbegriffes seit Kant. Leipzig, W. Friedrich.
- Stettenhelm, Julius**, Wipachens sämtliche Berichte. Bd. VI. Mit 13 Illustrationen. Berlin, H. Paetel.
- Streibel, K.**, Balladen und Briefe. Dresden u. Leipzig, E. Pierson.
- Strindberg, A.**, Das rothe Zimmer. Schilderungen a. d. Künstler- u. Schriftstellerleben. — Die Verheiratheten. Zwölf Ehegeschichten. Aus d. Schwedischen von H. Ortenburg. Autor. deutsche Ausgabe. Budapest, G. Grimm.
- Walloth, W.**, Dichtungen. Leipzig, Wilhelm Friedrich.
- Werner, B. v.** (Contreadmiral a. D.), Ein deutsches Kriegsschiff in der Südsee. Lieferung 1. Leipzig, F. A. Brockhaus.
- Wismann, H.**, Unter deutscher Flagge quer durch Afrika von West nach Ost. Von 1880 bis 1883. Mit vielen Abbildg. 4. Aufl. Berlin, Walter & Apolant.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift unterliegt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

KARLSBADER Natürliche Mineralwässer

1889^{er}. Frische Füllung. 1889^{er}.

Täglicher Versand

Quellen

und
deren Wärmegrade.

| | |
|-----------------|---------|
| Sprudel . . | 58° 0 R |
| Mühlbrunn . | 40 " |
| Schlossbrunn | 41° 8 " |
| Theresienbrunn | 47° 1 " |
| Heubrunn . . | 47° 3 " |
| Marktbrunn . | 34° 5 " |
| Felsenquelle . | 47 " |
| Kaiser-Karl-Qu. | 83° 4 " |
| Kaiserbrunn . | 39° 1 " |

— ♦ —

**Karlsbader
TRINKKUR**
im
Hause

Quellen- Producte.

KARLSBADER
Sprudel-Salz
pulverförmig
und
krystallisirt.

KARLSBADER
Sprudel-Seife.

KARLSBADER
Sprudel-Pastillen.

— ♦ —

Die Karlsbader Mineralwässer und Quellenproducte
sind zu beziehen durch die

Karlsbader Mineralwasser-Versendung

Löbel Schottländer, Karlsbad ⁱⁿ Böhmen

sowie durch

alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten.

Ueberseeische Depôts in den grössten Städten aller Welttheile.

"SECURUS JUDICAT ORBIS TERRARUM."

Apollinaris

NATÜRLICH
KOHLENSAURES MINERAL-WASSER.

*Die Füllungen am Apollinaris-Brunnen
(Ahrthal, Rhein-Preussen) betrügen
im Jahre 1887*

11,894,000

und im Jahre 1888

12,720,000

Flaschen und Krüge.

THE APOLLINARIS COMPANY, LIMITED,
LONDON,
UND REMAGEN A. RHEIN.

| | |
|---|---|
| <p>Nord und Süd.</p> <p>Eine deutsche Monatsschrift.</p> <p>Herausgegeben von</p> | <p>Paul Lindau.</p> <p>Nennundvierzigster Band.</p> |
| <p>Mil den portroils von: Alfred «ruvv, Aronprinz Rudolf v, (Oesterreich und Zritz Schaxer.</p> | |
| <p>Hedwig Dohm in Berlin.</p> <p>Vb Schein, ob Wesen? Novelle -!</p> <p>Alfred «ruxx 27</p> <p>Carmen öylva.</p> <p>kieder aus dem Dimbovitzathal. Aus dem Volksmunde gesammelt von Helene vacaresco</p> | |
| <p>Walter Bormann in München.</p> <p>Adaniantios Korais als Zeuge der französischen Revolution. Lin Blatt der vorerinnrcrung zur hundertjährigen Wiederkehr der Re^volutionstage 36</p> | |
| <p>Paul Marsop in München.</p> <p>Bayreuthiana. Betrachtungen eines Unabhängigen 73</p> <p>(Lmil Taubert in Berlin.</p> <p>Frau «Lthe. Novelle 9?</p> | |
| <p>Bibliographie ^29</p> <p>Bits Sxamcrs Zllustrirtcs «onoersarisns.reriko,,. (Mit Illustrationen.)</p> | |
| <p>Biblisgraphische Notizen ^33</p> <p>Alle auf den redactionellen Inhalt von „Sord und Süd" be> züglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu richten an die Redaction von «Oord und Süd" Breslau.</p> | <p>Siebenhufenerstr. 2/S.</p> |
| <p>Inhalt des qy. Bandes.</p> <p>April. — Mai. ^ Muni.</p> | |
| <p>Walter Bormann in München.</p> <p>Adamantios Korais als Zeuge der französischen Revolution. Ein Blatt der Vorerinnerung zur hundertjährigen Wiederkehr der Re-voluiionstage 56</p> | |
| <p>Hedwig Bender in Eisenach.</p> <p>Giordano Bruno 21,«</p> | |
| <p>Hedwig Dohm in Berlin.</p> <p>Gb Schein, ob Wesen? Novelle I</p> | |
| <p>Martin Hertz in Breslau.</p> <p>Die Reisen des Kaisers Hadrian , 28?</p> | |
| <p>21?. Iocst in Berlin.</p> <p>Besuch einiger Schulen der Allgemeine» Israelitischen Allianz Kiliane« Irselite Universelle) in Marokko und Kleinasien 2Zk></p> | |
| <p>Alfr. Chr. Aalischer in Berlin,</p> <p>Beethoven und der preußische Köniqshof unter Friedrich Wilhelm III.</p> <p>1. II ^Y7. 262</p> | |
| <p>Paul Windau in Berlin.</p> <p>Im Fieber. Novelle. I. II 1,5?- 277</p> | |
| <p>Paul Marsop in München.</p> | |

Bayreuthiana, Betrachtungen eines Unabhängigen 7Z

Adolf Moller in Breslau.

Her Sturm auf die Gymnasien... 2Z2

Matilda öerao in Neapel.

Griechische Novelle Sgs Gustav Steinbach in Wien.

Kronprinz Rudolf vsn Besterreich l«s

Carmen Sylva.

kieder aus dem Dimbovitzathal Aus dem volksmunde gesammelt

vsn Helene vacaresco 4»

Lmil Taubert in Berlin.

Frau Käthe, Novelle. I. tl 1?. 242

Georg Voß in Berlin.

Fritz Lchaper, Lin Künstler Lebensbild s^z

Alfred Krupp 2<

Bibliographie 12?. 2«. 40z

Bibliographische Notizen i2Z. 272. ^«s

Mit den Portrait? von:

Alfred Krupp, radirt von Johann Lindner in München, Kronprinz Rudolf von Besterreich und Fritz Schaper, radirt von k. Kühn in München.

m nächsten (21Iai-) Heft von „Word «nd Kud" beginnt einc größere Erzählung:

Im Fieber««« Paul Lindau.

C)b Schein, ob Wesen?

Novelle

von

Hedwig Dohm.

— Berlin. —

urch den Buchenwald, der von der Landstraße abseits nach Horswald — einem Dörfchen in der Mark — führte, kam eine junge Frau geschritten, elastischen Ganges. Nicht wie ein Bürgelmädchen sah sie aus, aber auch nicht wie eine elegante Dame. Fremd und eigenartig war ihre Erscheinung. Wie eine Verkörperung der Sage kam sie durch den Wald daher.

Das dunkle glattgescheitelte Haar war in einer schweren Flechte breit im Nacken aufgesteckt und umrahmte ein Gesicht, das an die strengen, klassischen Köpfe Feuerbachs erinnerte; nur durch die laugen schwarzen Wimpern brach zuweilen aus den grauen, krystallklaren Augen ein romantischer Schimmer echt deutscher träumerischer Weltverlorenheit. Sie trug ein graues schmuckloses Kleid von einfachstem Schnitt, das beim raschen Ausschreiten das schöne Ebenmaß ihrer Glieder hervortreten ließ. Der schlanke Hals erhob sich aus einem schwarzen Tuch von feiner Wolle, das leicht um die Taille geschlungen, im Rücken zusammengeknüpft war. Sie trug keine Handschuhe, über dem Arm hing ihr ein leichter Strohhut. Tie Gesichtsfarbe mar hell, nur ein wenig fahl.

Sie kam von weit, weit her, die junge Dame, aus dem Westen Amerikas. Sie kam zurück in ihr Heimatsdorf, wo ihr verstorbener Vater Prediger gewesen war. Sie hatte die Post, die von der Eisenbahnstation durch das Dörfchen fuhr, nicht benutzen wollen, es vielmehr vorgezogen, den Fußpfad durch den Wald, in dem ihr Weg und Steg innig vertraut waren, zu nehmen.

Es mar ein ernster, deutscher Wald voll starker Eichen und Buchen; dazwischen, wie spielende Kinder, lichtgrüne Birken, ihre weißen Stämme die Glanzlichter in der dunkeln Grundstimmung. Und überall schwellendes Moos, und wo eine Lichtung war, duftendes Haidekraut.

Mit Lust sog sie den frischen Waldesathem ein, und grüßend schweiften ihre Blicke umher. Jeden Baum, jede Lichtung, jeden Rasenfleck kannte sie. Und als jetzt ein Kukul seinen Ruf hören ließ, da glitt ein Lächeln über ihre Züge, als wundere sie sich, daß der auch noch da wäre. Alles, Alles noch wie damals, vor zehn Jahren, als sie ihre Heimat verließ, ein achtzehnjähriges Mädchen. Und da mar auch die Stelle, die verhängnißvolle, wo sie an einem Scheidewege gestanden hatte: eine Lichtung im Walde, eine GrasflSche, besät mit Vergißmeinnicht; eine breitastige, gemaltige Buche beschattete mit ihrem dichten Laube eine Bank. Die Bank mar jetzt morsch und zerbrochen. Das Unterholz wucherte wild um den Stamm der Buche, die Vergißmeinnicht aber blühten und sproßten wie damals in Fülle. Nicht ein einziges war zertreten. Hierher mußte seit langer Zeit kein menschlicher Fuß den Weg gefunden haben. Fast ein Zug der Enttäuschung glitt über das Gesicht der jungen Frau. Sie blickte lauschend umher. Regungslose Stille. Hastig bog sie das wuchernde Gebüsch auseinander. Ihre Augen suchten, ihre Hände tasteteten an dem Baumstamm umher. Da war's, sie fühlte unter ihren Fingern die Narben: zwei verschlungene Buchstaben L. I., Noch einmal blickte sie horchend hinaus, unwillkürlich näherten sich ihre Lippen der Baumrinde; im nächsten Augenblick aber warf sie den Kopf stolz und ein wenig trotzig zurück, und ohne umzuschauen schritt sie weiter. Sie mäßigte erst ihren Schritt, als der Gesang heimkehrender Landleute an ihr Ohr schlug. Die wehmüthige Stimmung des Liedes, das sie sangen, zitterte in ihr nach; ihre Züge veränderten sich; der energische selbstbewußte Ausdruck schwand, und das schwärmerische deutsche Element trat hervor. Wie hatte sie nur so viele Jahre hinleben können ohne deutsche Lieder zu hören!

Sie war müde geworden. Sie setzte sich in das weiche Moos unter einem Baume, und Bilder der Heimat und Vergangenheit traten vor ihr inneres Auge: das Elternhaus mit der sanften frommen Mutter und dem schivermüthigen Vater, der starb, als sie sechszehn Jahre alt mar. Die Mutter mar erblindet, die Schwester damals noch ein Kind. Sie allein mußte, woran der edle Mann zu Grunde gegangen war; sie allein hatte seinen Nachlaß geordnet, und dabei war ihr sein Tagebuch in die Hände gefallen. Aus diesem Buche wußte sie, daß der Vater schon als Jüngling sich von den Glaubenslehren der protestantischen Kirche abgemandt hatte. Jahrelang hatte er versucht, sich als Lehrer und Schriftsteller eine Existenz zu gründen. Es war ihm nicht gelungen. Und Jahr um Jahr wartete eine inniggeliebte Braut, daß er sie heimführe. Der Besitzer der Güter, zu denen das Dörfchen Horswald gehörte, Baron Schrenk, war sein Studienfreund gewesen. Er bot ihm die Predigerstelle in Horswald an und beschwichtigte die schweren Bedenken des gewissenhaften Mannes, indem er in seiner skeptisch-ironischen Art meinte, für seine Bauern sei die Einpreisung der zehn Gebote unter Androhung solider Strafen für den Fall der Uebertretung Religion genug. Und was ihre etwaigen höheren oder Seelenbedürfnisse beträfe, so genüge eine tönende, sonore Stimme, über die er ja verfüge, und ein paar, aus der Tiefe des Unbewußten geschöpfte Phrasen, die um so wirksamer sein würden, je weiter sie den Horizont der Gemeinde überstiegen.

Friedrich Dohren, so hieß der Vater, hatte sich zu dem Wagniß verleiten lassen. Es bekam ihm schlecht. Er mar dein inneren Conftict nicht gewachsen, um so weniger, als er ihn vor dem geliebten Weibe, die, von tiefer Religiosität erfüllt, an ihn, wie an Gott selbst glaubte, verheimlichen mußte.

Er hatte einen Bruder, der, als er sich in einen Socialistenproceß verwickelt sah, nach Amerika ausgewandert war, wo er nach harten Kämpfen eine befriedigende Existenz gefunden hatte. Diesem Bruder hatte er einige Male von feiner geistigen Roth geschrieben. Die Antwort war eine herzliche Aufforderung gewesen, nach Amerika überzusiedeln, um dort drüben in einer neuen Erde neue Wurzeln zu schlagen. Damals aber mar Friedrich Dohrens Kraft schon gebrochen. Wie hätte er auch vor seiner Gattin eine Auswanderung nach Amerika rechtfertigen sollen, mit den beiden Kindern, die sie ihm geboren, Erika und Liane! In den beiden Namen kam der zarte Natursinn der Mutter, der an's Mystische streifte, zum Ausdruck.

Der Widerstreit in der Seele des Geistlichen war mit den Jahren nur gewachsen und hatte schließlich sein Gemüth verdüstert. Zwei Jahre lang lebte er mit umnachtetem Geiste. Von den vielen Thränen, die sie um den vielgeliebten Gatten gemeint, mar die Mutter erblindet. Der Baron Schrenk ließ die unglückliche Frau im Besitze des Häuschens und bewilligte ihr eine Pension, die sie vor Noth schützte. Der Baron Schrenk! und Ludwig von Schrenk! Vater und Sohn traten lebendig in die Erinnerung der nachdenkenden Frau. Erregt sprang sie von ihrem Sitz empor und schritt weiter, den Kopf leicht gesenkt, die Seele ganz erfüllt von dem, was einst mar. Luz, wie wenig glich er dem Vater! Zivar hatte er von ihm die ironische skeptische Art der Anschauung, aber nichts hatte er von seiner Leichtlebigkeit, Frivolität und Liebenswürdigkeit geerbt. Verschlossen mar er immer gewesen, stol?, eigenwillig, oft unbeugsam und dabei träge und grüblerisch. Sie war von Luz geliebt worden, so lange sie zurückdenken konnte. Anfangs — er war acht Jahr älter als sie — war er ihr Beschützer gewesen, dann ihr Lehrer, ihr Gefährte, und schließlich hatte ihr die ganze leidenschaftliche Liebe des Jünglings gegolten. Der arme Luz, er mar kränklich und launenhaft; er hatte einen Herzfehler und wurde deshalb von

seiner ganzen Umgebung auf's Aeüßerste verwöhnt. Hübsch war er nie gewesen, nur hatten seine blauen Augen einen Blick, und seine Stimme einen Klang, die zu Herzen gingen. Sie waren immer zusammen gewesen, er hatte sür Erika zu Horsmald gehört, wie die Luft, die sie athmete, wie See, Wald und Wiese.

Sie sah sich, zurückdenkend, als Kind über den See rudern, der zu dem Schrenk'schen Parke gehörte, die Hände voll Wasserlilien: und der das Boot lenkte, mar Luz, und Luz hatte ihr die Blumen gepflückt. Sie sah sich in ihrem rothen Schürzchen', ohne Hut und Handschuhe auf einem Pony, in toller Lust durch den Wald traben, und ihr zur Seite ritt Luz. Sie sah sich als verzauberte Prinzessin in einem hohlen Baume sitzen, von ihrem gelösten Haar umwallt, in ein Rehfell gehüllt, und durch den Wald erklang das Horn des Prinzen, der sie zu erlösen kam, und der Prinz war Luz. Sie sah sich in der Hängematte, und zu ihren Füßen saß wieder er. Er las ihr vor, oder erzählte Märchen, oder sie schwiegen beide. Sie träumte in den blauen Himmel hinein, und er sah sie an.

Und eines Tages, etwa ein Jahr nach dem Tode des Vaters, da hatte sie Luz vor der Buche gefunden, die auf dem Wiesengrunde steht, wo die vielen Vergißmeinnicht blühen, und in die Rinde des Baumes hatte er zwei Buchstaben geschnitten: L. 1^ . Sie war tief erröthet und hatte davonlaufen wollen. Er hatte sie zurückgehalten.

„Weiht Du nicht, Erika," hatte er gesagt, „daß Du meine Braut bist, lange schon? Und Du sollst mein Weib werden, so wahr ich Luz Schrenk bin. Willst Du es? willst Du, Erika?"

„Ja, ich will!" hatte sie frisch und sreudig geantwortet. Unbeschreiblich lieb hatte sie ihn gehabt, den armen, kränklichen Luz.

Als seine Lippen aber die ihren suchten, hatte sie ihn in keuschem Stolz abgewehrt:

„Ich bin Dir erst verlobt, Luz, wenn Du Deines Vaters Einwilligung hast."

Schon am andern Tage hatte Luz von seinem Vater Erika zur Gattin verlangt. Ter alte Baron wendete seine ganze Ueberredungskunst auf, den Sohn anderen Sinnes zu machen. Als es ihm nicht gelang, schien er scheinbar nachzugeben. In feiger, jesuitischer Hinterlist aber hatte er Erika allein zu treffen gesucht und mit ihr eine Unterredung gehabt, in der er an ihre Dankbarkeit, ihren Edelsinn appellirte. Ob sie nicht wisse, daß er allein ihren Eltern die Ehe ermöglicht habe; nicht wisse, daß auch jetzt noch die Mutter nur von seiner Gnade und Güte lebe? Er könne nicht glauben, daß die Tochter ihm vergelten wolle, damit, daß sie seinen Sohn durch die nicht standesgemäße Ehe mit ihr, des Majorats beraube, das den größten Theil seines einstigen Besitzes ausmache; auch würde der kränkliche Luz durch eine Verheirathung in frühen Jahren seine Gesundheit ernstlich gefährden. Poll Schlauheit hatte er hinzugefügt, daß er auf ihre absoluteste Tiscretion in Betreff dieser Unterhaltung rechne; die leiseste Andeutung darüber gegen Luz würde Feindschaft säen zwischen Vater und Sohn.

Erika hatte Verschwiegenheit gelobt.

Der Kampf in ihrer Seele war kurz gewesen. Eine enthusiastische Natur, stolz und gut, hatte sie sich sofort zu rückhaltloser Entsagung entschlossen. Um die Trennung von Luz unwiderrüflich zu machen, fand sie nur eine Lösung; es mar eine gewaltsame. Sie schrieb an den Oheim, der in. Amerika lebte, und der nach dem Tode des Vaters die ganze Familie noch einmal mit Herzlichkeit aufgefordert hatte, zu ihm zu kommen, daß sie feine Einladung annähme, sür den Fall, daß er ihr in seinem Lande eine fruchtbringende Thätigkeit und absolute Selbständigkeit in Aussicht stellen könne. Er hatte ihr umgehend geantwortet: „Komm! Felder und Seelen liegen hier brach, und nirgends in der Welt findest Du einen besseren Boden für fruchtbringende Thätigkeit."

Erika hatte der Mutter mitgetheilt, was geschehen war, auch ihre Unterredung mit dem alten Baron. Gramvoll, aber mit frommer Ergebung in den Willen Gottes, und nachdem sie am Grabe des Gatten Erleuchtung gesucht, hatte sie ihre Zustimmung zu Erikas Auswanderung gegeben. Wie eine Flucht bereitete Erika heimlich dieselbe vor, und eines Tages erhielt Luz von Hamburg, eine Stunde vor Abgang des Amerikadampfers, ihre Abschiedszeilen, Zeilen, die eine schmerzliche und feierliche Resignation athmeten. Sie schrieb ihm auch, daß ein Gelöbniß sie bände, ihm die Gründe ihrer Auswanderung zu verschweigen. Sie hatte die Mutter gebeten, ihr niemals Nachricht von Luz zu geben, und auch die heranwachsende Schwester zu verhindern, es zu thun; auch dürfe Luz ihren Wohnsitz nicht erfahren. Die Mutter hatte Alles versprochen und ihr Versprechen gehalten.

Was mochte aus ihm geworden sein? ein bedeutender Staatsmann? war er verheirathet? oder — vielleicht — gestorben? Eine fröstelnde schwermüthige Beklemmung beschlich sie; rasch ging sie weiter. Von einem Hügel herab kam sie zu einer tiefgelegenen Waldstelle: inmitten eines Urwaldes von Gestrüpp, von Marren und Haidekräutern ein etwas sumpfiger Platz, mit langen Gräsern bestanden. Der Wind wirbelte welkes Laub von dem Hügel über die Stelle; die schwankenden Gräser, die röthlich schimmerten, wogten durcheinander wie in leiser Klage. Ein paar Krähen krächzten darüber hin. Es war ein düsterer Fleck, und unwillkürlich mußte Erika an ein Bild von Böcklin denken, wo ein Erschlagener gerade auf solchem Terrain liegt, und wo die Furien erscheinen.

Sie schauerte zusammen. Der Hufschlag eines Pferdes klang von fern, dann näher und näher. Ein Reiter kam in Sicht. Ein Mann mit röthlich braunem Vollbart. Sein Gesicht war schmal und kränklich, die Nase stark, der Ausdruck des Kopfes intelligent. Er hing nachlässig im Sattel, die Augen halb geschlossen. Erikas Gestalt schien er nicht zu sehen. Er war schon vorüber, als ihm nachträglich einfallen mochte, daß etwas Besonderes seinen Gesichtskreis berührt habe. Er wendet sich um. Erika blickt auf; ihre Blicke treffen sich, und mit einer jähen Bewegung reißt er sein Pferd herum, er scheint vom Pferde zu stürzen, so schnell ist er am Boden.

„Erika!"

An der Stimme erkennt sie ihn. Nur ein leises Zittern der Nasenflügel und eine bleichere Farbe verräth ihre tiefinnere Bewegung. Sie sehen sich mit tiefein Ernst in die Augen:

Endlich sagt er:

„Wie verändert Sie sind! Ganz Amerikanerin sind Sie geworden! Kein Wunder, Sie waren nie eine Deutsche. Und jetzt — kehren Sie etwa in Ihre Heimat zurück?"

Sie antwortet mit einer bejahenden Bewegung des Kopfes.

Er bindet sein Pferd an einen Baum und sagt, die Blicke fortgewandt von ihr:

„Und Sie bleiben jetzt in der Heimat?"

Sie fühlt, wie ihm der Athem stockt in der Begierde, ihre Antwort zu hören.

„Nein," antwortet sie, „nur wenige Wochen. Meine Mutter hat mich aus Amerika heimggerufen; meine Schwester ist krank, es scheint im Gemüth. Geht es an, so nehme ich Beide, Mutter und Schwester hinüber in meine neue Heimat."

„Wissen Sie, was Ihrer Schwester fehlt?"

„Nein."

Sie neigt den Kopf wie zum Abschied und will sich langsam entfernen.

„Und sonst haben Sie mir Nichts, Nichts zu sagen, nach zehn Jahren? Warum auch? Ich habe Ihnen Uebles gethan? habe ich? nicht? Ich habe Sie in's Exil betrieben, in den Urwald! habe ich? nicht? O, ja, ich Bösewicht!"

„Fragen Sie," sagt Erika zögernd und vor sich hinblickend, „ich will Ihnen antworten. Was wollen Sie wissen?"

„Ob Sie da drüben Ersatz gefunden haben für — nun, für die Lumperei, die Sie hier im Stich ließen — die grüne Passion eines Krüppels, der kranke Narr, der sich einbildete — lassen wir das — haben Sie Ersatz gefunden?"

„Ich habe strenge und segensreiche Arbeit, ich habe eine große Natur und ein reines Gewissen gefunden. Das genügt mir."

„Und die gesellschaftliche Askese, in der Sie da drüben" — er betonte das „da drüben" jedesmal spöttisch — „leben, auch nach Ihrem Geschmack?"

„Ja, auch nach meinem Geschmack. In Deutschland haben Mädchen meiner Art nur die Wahl, als Erzieherinnen, Kinderpflegerinnen oder Stützen der Hausfrau zum Dienstpersonal herabzusinken, oder — zu verhungern. Ich aber bin keine Magdnatur."

„Sie hätten sich ja gut verheirathen können," sagte er ironisch.

„Von diesem Zufall einer guten Heirath abgesehen," fuhr sie fort, die Ironie seiner Worte absichtlich überhörend, „entscheidet nach deutscher Sitte Geburt und Vermögen über das Schicksal der Frauen. Verstand und Wissen, Kraft, Gesinnung, wozu? im Kampf der Frauen um's Dasein sind sie ohne Belang. Drüben aber, in meinem Blockhause, am Saume der Prairien, bin ich König und Priesterin einer halbwilden Gemeinde. Den Menschen dort ist es so ungeheuer gleichgültig, ob ich in Atlas oder in Kattun gehe, ob mein Vater Excellenz oder Schuhflicker war. Ich gelte, was ich bin, und ich bin, was ich leiste; und ich leiste viel, mit Kopf und Herz und Hand, Hohes und Niedriges, wie es sich bietet."

„Als Gattin, als Mutter?" seine Stimme zitterte.

„Nein. Ich habe Steine zum Bau meines Hauses getragen, ich habe Verwundete gepflegt, ich habe gekocht, habe Frauen in Kindesnöthen beigestanden und das Feld umgegraben. Aber — ich habe auch unterrichtet, gepredigt. Recht gesprochen. Sterbende getröstet, Trunkenbolde vom Laster geheilt, Unmenschen zu Menschen gemacht. Es giebt nichts, was ich nicht erfahren und verstanden hätte."

Ein klarer Glanz füllte ihr Auge, jeder Zug ihres Gesichts redete von intelligenter Kraft, die feingeschwungenen Linien des Mundes aber milderten lieblich die Energie des Ausdrucks.

Sein Auge hing an ihr mit leidenschaftlicher Bewunderung. Wie Diana erschien sie ihm, keusch und stark, viel schöner als früher.

„Und Sie selbst," fragte er, waren Sie niemals in Gefahr an jenen Grenzen der Cultur?"

„Doch, oft.. Ich kenne keine Furcht. Ich verlasse dort mein Haus niemals ohne Revolver. So eine kleine Waffe vertausendfacht unsere Kraft, macht uns dem stärksten Manne gleich. „Uebrigens," setzte sie mit halbem Lächeln hinzu, „wenn Sie mich denunciren, muß ich Polizeistrafe zahlen, ich trage auch heute das kleine Ding bei mir."

„Sie haben diese Waffe nie gebraucht?"

„Doch, ich habe sie gebraucht. Ich habe einen Schurken niedergeschossen, einen andern vermundet. Das zahmste Hausthier, jagen Sie es in die Einöde, in den Urwald, es wird diejenigen Eigenschaften annehmen, die es zu feiner Erhaltung braucht. Erschrecken Sie nicht," setzte sie hinzu, als sie unruhige Verwunderung in seinen Blicken las — „bis zum Naubthier habe ich es noch nicht gebracht, und nun gar hier, in meinem Walde, dem lieben — trauten . . ."

Sie brach ab, die Intensität seiner Blicke, die auf ihr ruhten, quälte sie.

„Genug von mir, sagte sie hastig. „Und Sie, Herr von Schrenk, haben Sie, wie ich, einen Beruf gefunden, der Ihnen und Andern frommt?"

„Gesucht — ja, gefunden nicht!"

„Und haben doch fo viel Talent und Verstand."

„Habe ich das? . . . möglich. Ich bin nur so faul wie die Götter, die von ihrem eigenen Glänze leben; und die Hauptfache: meinem Verstand sehlt die Phantasie, das heißt die Flügel, um vorwärts zu kommen. Ueberhaupt ist die Phantasie ein Seelenvermögen, das noch lange nicht genug gewürdigt ist, ich glaube beinahe, daß sie die Wurzel alles lebensmerthen Seins ist, nämlich: die Mutter der Illusionen. Mit den Illusionen steht und fällt, was das Glück des Menschen ausmacht. Ich bin illusionölos, das ist der Schlüssel zu meiner Trägheit und ^ meiner Ueberflüssigkeit."

Er sagte das Alles nur so hin, mit einem ironischen Zucken der Mundwinkel; nur ab und zu blitzte es dazwischen in seinen blauen Augen auf wie von verhaltener Leidenschaftlichkeit.

„Wollen Sie mir nicht sagen, was und wie Sie gesucht haben in den vielen Jahren?" fragte Erika.

— „Gern. Warum nicht auch einmal znr Beichte gehen? Was erzähle ich Ihnen nur gleich? ja — richtig: nachdem, — das heißt, nach jener großen Sündfluth von Lieblosigkeit, die den Altar umstürzte, auf dem . . ." er unterbrach sich — „Altar — ich kann mir noch immer die Bildersprache nicht abgewöhnen — also seitdem hatte ich mich in den Strudel eines wilden Lebens gestürzt. Ich habe der Schönheit der Natur, der Schönheit des Weibes alle Schleusen meines Wesens geöffnet, und die Fluthen sind über mich hergestürzt, trübe Fluthen . . . schon wieder Bilder — einsach deutsch: ich bin lüderlich geworden. Ich war in aller Herren Ländern, ich habe in die Herzen der Völker und in die der Individuen gesehen, und ich habe gelernt . . ."

„Was haben Sie gelernt?" fragte Erika, da er inne hielt.

„Ich habe es Ihnen ja schon gesagt, daß alle Freude, aller Genuß nur eine Art Hypnose ist. Ich sah auf einer Ausstellung ein Bild, ein junges, schönes Weib auf einem Scheiterhaufen; sie sollte als Here verbrannt werden. Die Flammen leckten an ihr empor. Ein Jüngling, ein Arzt hatte ihre Hand ergriffen und hupnotisirte sie; und mit einem verzückten Ausdruck intensiver Wonne blickte sie zu ihm nieder. Durch Suggestion waren ihr die Flammen zu Küssen der Liebe geworden, und anstatt in den Tod gebraten, fühlt sie sich in's Jenseits geküßt. Durch Suggestion kommt uns alles Glück. Ich bin nicht zu hnpnotisiren. Ich sehe die Dinge, wie sie sind, häßlich, wahr." . . .

Mit gepreßter Stimine unterbrach ihn Erika: Warum haben Sie keinen Versuch gemacht, in den Staatsdienst zu treten? Niemand hatte glänzendere Aussichten als Sie."

„Ich habe den Versuch gemacht. Ein Jahr und zwei und einen halben Monctt bin ich ehrgeizig gewesen. Ich bin in die Pfade eingelenkt, die Andere auch gehen, wenn sie zu hohen Ehren kommen wollen. Mein Gott, was für Pfade! lange, langweilige, sandige Strecken; dann Zickzack, hindurch durch das Dickicht der Intrigue, hinweg über einen ganzen Haufen fleißiger Ameisen; mir widersteht das Todttreten, wenn es auch nur Ameisen sind. Und auf dem holprigen Wege immer die Augen seitwärts, abwärts, immer zwinkern, blinzeln, schielen; nur nicht die Blicke aufwärts gekehrt, zu den Sternen, zum Licht — sonst stolperst Du, und gleich ist der Hintermann über Dir fort!"

„Sie wollen als ein Geschenk der Götter, was nur der Muthige im harten Kampf erwirbt," sagte Erika.

„Und hätte ich nun wirklich die Ercellenz und ein halbes Dutzend Ordenssterne davongetragen — jeder Orden, jeder Buchstabe der Excellenz märe ja ein Stift, der mich an eine Meinung festschmiedete, die ich haben müßte. Ja, ich könnte besternt sein, ich könnte Excellenz sein, nur wäre ich dann nicht Ich, nicht Ich!" . . .

„Zch, immer Ich," rief Erika beinahe heftig. „Das Ich ist vielleicht Ihre ganze Krankheit. Sie sehen nicht, daß die Andern auch da sind, und Sie sind doch nur . . Sie unterbrach sich, erröthend, mit sich selbst unzufrieden: „Ich habe kein Recht, so mit Ihnen zu sprechen, verzeihen Sie." Und befangen, nur um dem Gespräch eine andere Wendung zu geben, fragte sie ihn, warum er jetzt aus dem Gut seines Vaters lebe, und womit er sich dort beschäftige.

„Nicht meines Vaters Gut," entgegnete er finster, „mein Gut; meinen Bater habe ich vor acht Tagen begraben. Er hat mir auch auf dem Sterbebett das Geheimniß Ihrer Flucht verrathen. O Sie Unschuld, Sie liebe Unschuld! mein Vater mar einen Fingerbreit von der Wahrheit abgewichen. Es hätte Mittel und Wege gegeben, mir das Majorat zu erhalten, selbst wenn Sie mich der Ehre Ihrer Hand gewürdigt hätten . ."

Erika bewahrte mit Mühe ihre Fassung. Sie wollte nicht, daß er weiter spräche. Sie wandte sich zum Gehen.

„Gehen Sie nicht, ich habe Ihre Frage ja noch nicht beantwortet, womit ich mich beschäftige. Ich schreibe — nein, ich werde ein philosophisches Buch schreiben oder Ackerbau treiben, oder Beides; nur fürchte ich, es giebt Andere, die schreiben bessere philosophische Bücher und verstehen mehr von Ackerbau. Schlecht oder mittelmäßig thun, was Andere besser können, das ist ebenso überflüssig, als schwimmen, wenn man sich damit doch nicht vom Ertrinken retten kann. Apropos Ertrinken: ich beschäftige mich auch zuweilen mit Anwandlungen einer nirwanahasten Sehnsucht, einer tollen Lust, mich vorzeitig zu meinen Vätern zu versammeln, nur widersteht mir die melodramatische Jnscenirung des Todes. Ich soll ja krank sein: Stirb also im Bett, Atom, laß Dir eine Rede von dem Geistlichen halten, und gieb den Würmern, was der Würmer ist!"

Fast mit Widermillen wendete Erika ihre Blicke von dem krankhaft verzerrten Gesicht des Jugendfreundes ab. Das Gemisch von Cnnismus und Exaltation in seiner Sprechweise stieß sie ab. Ein hartes Wort schwebte ihr auf den Lippen, als wieder wie vorhin der Gesang der Landleute in die peinliche Stimmung hineintönte. Die ganze Schwermuth eines liebenden Herzens schien in den Tönen auszuklingen, ein sehnendes Weh nach Heimat, nach Jugend, nach irgend etwas Unaussprechlichem, dos nur in Deutschland, nie in der Fremde, zu finden war. Alle Härte schwand aus ihrem Antlitz hinweg. In ihren grauen Augen flimmerte es romantisch, und ihre Lippen öffneten sich sanft und lieblich mit einem Ausdruck innigen Lauschens.

„Jetzt sind Sie wieder ganz deutsch," sagte Luz, „jetzt sind Sie das Mädchen, mit dem ich durch den Wald ritt, die Prinzessin mit den Märchenaugen, die ich erlöste. O Erika, wie oft habe ich Sie erlöst! Und wer erlöst mich? von der Jllusionslosigkeit, von mir selbst? ja, wenn Sie es denn so wollen — von mir selbst? Erika!"

Seine Stimme schien von den einschmeichelnden, zärtlich traurigen Weisen, die die Luft ihnen voin Waldessaum her zuwehte, getragen.

Bewegt reichte ihm Erika die Hand.

Aber plötzlich schien seine Stimmung wieder umzuschlagen. Er wehrte ihre Hand ab.

„Sie würden mir die Hand nicht reichen, wenn Sie wüßten . . ."
„Was soll ich wissen?"

Er band, während er jetzt sprach, sein Pferd los. Einen Moment mar er augenscheinlich schwankend, dann schien er mit sich einig.

„So wissen Sie es denn: Ihre Schwester ist krank, weil — nun eben die alte Geschichte, — und wem sie just passieret, u. s. w. u. f. w."

„Wer — wen liebt Liane?" stieß Erika fast zornig hervor.

„Wen? ach Gott, ein mißgeborenes Geschöpf — den Luz Schrenk liebt sie — zum Lachen nicht? Lachen Sie doch!"

Er hatte sich in den Sattel geschwungen und wollte davonreiten.

Sie siel dem Pferde in die Zügel. Ihre Augen sprühten.

„So kommen Sie nicht fort. Wie ist es gekommen, daß Liane Sie liebt? Wo haben Sie sich gesehen? Und Sie — haben Sie keine Schuld dabei?" Ihre Lippen bebten, während sie die Fragen kurz und hart hervorstieß.

Er riß das unruhig gewordene Pferd heftig herum und sagte mit erzwungenem Gleichmuch:

„Neun Jahre hatte ich nichts von Ihnen gehört, ich wollte auch nichts

von Ihnen hören. Ein Kranker hat Launen. Im zehnten Jahre wollte ich von Ihnen hören. Oft hatte ich flüchtig Ihre Schwester gesehen, als sie ein Kind mar, und auch später, als sie zur Jungfrau herangewachsen. An einem Februartage ritt ich am Garten des Pfarrhauses vorüber. Liane stand vor dem Gitter. Es war ein kalter Tag, mich fror, ich wollte warm werden, ich erkundigte mich nach der Durchgängen«; das mar doch natürlich, mir hatten uns ja so gut gekannt. Seitdem ritt ich jeden Tag vorüber, und jeden Tag traf ich Liane schon am Gitter, meiner wartend, auch bei Wind und Wetter. Es scheint, ich war neugierig wie eine Elster, ich konnte nie genug aus Amerika hören. Als ich merkte, daß das Kind mich liebte, kam ich nicht wieder. Es mar wohl zu spät. So ein Kinderherz hält zäh an einer Illusion fest, auch an der absurdesten. Solche Herzen sind von Glas; leckt nur einmal eine Flamme daran, gleich giebt's einen Sprung — kann ich dafür?"

Er gab seinein Pferde die Sporen, und im nächsten Augenblick war er ihrem Gesichtskreise entschwunden.

Erika blieb in nachdenklicher Erregung zurück. So mild und finster war er davongesvrengt, ohne Abschied. Und Liane liebte ihn! ein Kind, ja, er hatte Recht, ein harmloses, weltunreifes Kind, so kannte sie sie aus ihren Briefen. Und fein Vater ist gestorben! — wie war nun Alles so ganz verändert? Voll trotztigen Stolzes weist sie die Gedanken, die sich ihr ausdrängen wollen, ab. Liane und er — unmöglich! Der Mann mit dein cnnischen, skeptischen Welttrotz, und das liebliche, fromme Kind!

Die arme Liane! sie wird ihn bald vergessen in der neuen Welt, wo die eiserne Nothwendigkeit strenger Arbeit die Concentrirung aller Kräfte heischt. Wußte sie nicht aus eigener Erfahrung, wie bald man vergißt, wenn man nur sein'Herz nicht sür den Mittelpunkt der Welt hält! — Wußte sie das wirklich so genau? — hat sie denn drüben Zeit gehabt, sich auf sich selbst zu besinnen? Nun aber — seit heute — die Heimatsluft, der alte, liebe, liebe Wald. Sind auch die alten Gefühle wieder da? Oder waren sie immer da, verborgen in einem Geheimfach ihres Herzens, und nun . . ! Sie raffte sich auf aus der unfruchtbaren Grübelei.

Wie krank sah Luz aus, auch sein Geist war krank! Sie beißt die Zähne aufeinander. Tief schmerzt es sie, daß er so geworden. Und plötzlich erscheinen ihr die zehn Jahre, die zwischen damals und jetzt liegen wie etwas Versunkenes, Abgestorbenes, und das ferne Land wie ein Panorama, in dem nur der Vordergrund wirklich ist; will man aber tiefer hinein, so ist Alles nur Schein und künstlich Aufgemaltes.

Sie springt auf, erschrocken über sich selbst. Wie? Alles, was sie in der langen Zeit erworben und erkämpft hat an Charakter und Energie, es sollte zerfließen — vor einem Jugendtraum!

„Nein, nein, ich will nicht."

Sie reckt die kräftigen Glieder, sie wirst das schöne Haupt zurück und blickt empor, mit reinleuchtenden Augen den Horizont umfassend.

„Was ist das? aus der Ferne? abermals der Ton eines galoppirenden Pferdes? Kommt er zurück? Ja, sie erkennt ihn von Weitem. Er sprengt in so rasender Eile daher, als wolle er Jemand einholen, der auf der Flucht ist, und Erika fühlt instinktiv, daß es ihr gilt, daß er ihr noch etwas sagen will. Er scheint überrascht, beinahe bestürzt, sie noch an derselben Stelle zu finden. Aber er sagt nichts, er wirft ihr ein beschriebenes Blatt zu; der Wind weht es ihr auf den Kopf. Und ehe sie noch eine Frage an ihn richten kann, ist er fort!

Sie liest: „Es giebt nichts, so sagten Sie, das Sie nicht verstanden und erfahren hätten. Ist das wahr, so besitzen Sie die Sehergabe, durch allen Schein hindurch das Wesen der Dinge zu erkennen. Glauben Sic an Dämonen? Nein. Ich auch nicht. Es ist aber nur der Name, an den wir nicht glauben. Verhängnißvolle Zufälle, das sind die Geister, die bösen, denen mir nicht entrinnen können, weil sie plötzlich da sind, und ehe wir noch zur Besinnung kommen, ihr dämonisches Werk gethan haben.

„Nicht reine Vernunft, nicht inbrünstiger Glaube, nicht Geist noch Tugend retten uns vor dem Teufel: Zufall! Solch ein Zufall läßt ein junges Mädchen bei trügerischem Mondschein sich im Walde verirren, als sie spät Abends von einem Besuche heimkehrt, in dem Walde, wo sie Weg und Steg so gut kennt. Ein zweiter Zufall, ein unnatürlich nichtswürdiger, führt den Mann, den das Mädchen seit Jahren liebt, um dieselbe Stunde durch den Wald. Er findet das schluchzende Kind, halbtodt vor Furcht im Gebüsch. Sie wirft sich an seine Brust, sie klammert sich an ihn, sie will ihn nicht lassen. Sie glauben vielleicht, die Nachtigall ist ein graues Vögelchen, das hübsch singt; und eine mondhelle Mainacht eine Nacht wie jede andere? Jrrthum! Jrrthum! Dänionen gießen in die Mainacht flammende Sehnsucht, in das zärtliche Schluchzen der Nachtigall unsagbares Liebesweh, und der Duft der Akazien vergiftet unsere Sinne.

„Sind wir Götter? sind mir Heilige?

„Warum nannte sie mich Luz, mit einer Stimme, einer weltsernen, sinnverwirrenden, einer Stimme, die ich kannte und so unsinnig liebte'. Dämonen! Dämonen! —

„Ich suchte sie am anderen Tage auf, ich sagte ihr Alles, was eine junge Seele trösten kann. Sie verstand mich nicht und fragte immer von Neuem: ‚Wann sehe ich Dich wieder?'

„Ich konnte sie und mich nur durch eine Lüge retten. Mein Vater, sagte ich ihr, habe mir zur Bedingung gemacht, ehe er in die Verlobung mit ihr willige, daß ich sie ein ganzes Jahr nicht sehen, nicht sprechen, ihr nicht schreiben dürfe.

„Liane ist ganz Natur; kein Grübeln, kein Reflectiren ist in ihr, die das Wirken der Zeit — ich meine das Vergessen — stören könnten. In einem Jahre wäre ich nichts mehr für sie gewesen als ein Traum, und noch ein Jahr später, ein vergessener Traum. Sie wissen, warum ich nach Horswald zurückgekommen bin, ich mutzte doch meinen Vater begraben; und Liane weiß wohl, daß ich hier bin. Und nun — morgen muß ich wieder fort; — nein, — übermorgen; — denn vielleicht — geschieht ein Wunderbares; und darum schreibe ich Ihnen das — das. — Ich habe doch noch eine Illusion, eine letzte, unsinnigste — es giebt Schwingungen in der Luft, die mir uicht hören — so giebt es auch Gedanken — unverständlich für gewöhnliche Menschen, Gedanken für die Ewigkeit, die uns über alle zeitlichen Schranken hinaustragen. Nur Menschen, die feiner organisirt sind als andere, große, vorurtheilslose Seelen können

sie denken, und — Sie, Erika. Sie nein, auch Sie nicht! Ich

glaube doch an Dämonen."

Sie riß den Brief, nachdem sie ihn gelesen, in Stücke. Trockenen, düsteren Auges schritt sie rasch dem heimatlichen Dorfe zu. Ihr war kalt, sie lief mehr, als sie ging. Kein Strahl der sinkenden Sonne, unter der die Baumgivfel erglüh^{ten}, siel in ihre Seele. Sie dachte sich Liane wieder als Kind, ein sanftes Kind mit Hellem Haar und Grübchen in den zarten Wangen, und nun — das liebliche Geschöpf, vielleicht zerstört für immer. Ter Zorn, der in ihr brannte, raubte ihr fast den Athem. Und da war der Zaun, der den Garten des kleinen Pfarrhauses vom Walde trennte; Alles wie früher, nur ein wenig verwildert schien der Garten. Einige Holzpfähle des Gitters waren umgefallen und nicht wieder aufgerichtet worden. Georginen und Astern standen wirr durcheinander in den Beeten; dazwischen üppiges Unkraut und allerhand wucherndes Gebüsch, durch das Gebüsch aber schimmerte, anheimelnd und freudig leuchtend, der wilde, rothe Wein, der das untere Geschoß des Häuschens umrankte. Ein weiches, liebevolles Empfinden wollte Erika beschleichen, sie kämpfte es nieder. Es handelte sich wohl um ihre Heimatsgefühle!

Mit fester Hand öffnet sie die Gitterthür. Seitwärts in der Geisblattlaube regt es sich. Schnell tritt Erika näher. Eine weibliche Gestalt sitzt auf einer Bank vor einem Tische, ihr Kopf ruht in den Annen, die auf dem Tisch liegen. Man sieht nur die blonden Flechten, die sich um den kleinen Kopf winden. Sie schläft, oder — ja, sie weint, Erika sieht es an dem nervösen Aufzucken der Schultern. Von den Schritten der Nahenden wird die Weinende, aufgeschreckt. Sie blickt empor: ein zartes Gesicht mit Vergißmeinnichtaugen und röthlichen Augenlidern, ein krankes Gesichtchen.

Erika ruft sie beim Namen: „Liane!"

Liane startt einen Augenblick die fremde Erscheinung an; mit einem Male weiß sie, wer sie angerufen. Ihr Gesicht färbt sich bis zum Halse mit Purpuröthe, und ohne einen Laut von sich zu geben, stürzt sie wie fliehend davon. Erika blickt ihr nach, und — plötzlich zieht ihr Herz sich krampfhaft zusammen, eine Empfindung roüthenden Schmerzes hält sie wie angewurzelt. Sie hat auf den ersten Blick erkannt: das unglückliche Mädchen ist guter Hoffnung. Sie folgt ihr langsam, mühsam ihren Schmerz beherrschend. Am Ende des Gartens sieht sie durch das Gebüsch Lianens Helles Haar schimmern. Sie biegt das Gebüsch auseinander, Liane kniet am Boden, das Gesicht in den Händen.

„Gott, Gott, laß diesen Kelch an mir vorübergehen!" murmelt sie in sich hinein.

Erika ergreift ihre Hände und zieht die zitternde kleine Gestalt zu sich empor. Sie legt ihre Arme um Lianes Schultern, trägt sie halb aus dein Gebüsch in's Freie und hinauf zu dem nahen Hügel, von wo man die Sonne untergehen sieht.

Eben verschwand das Gestirn am Rande des Kiefernwaldes. Reiner lichter Goldglanz breitete sich über den westlichen Himmel, über ihnen tiefleuchtendes Blau. Nur eine tiefgraue Wolke stand am Firmament, aber auch sie ward durchglüht von purpurnem Licht, wie wenn in einer dunklen Seele plötzlich ein zärtlicher Gedanke auftaucht.

„Blick' empor," sagte Erika sanft und feierlich, „verstehst Tu die Sprache, die Gott in folch einem Sonnenuntergänge zu uns redet? Eine Botschaft ist'S unermeßlicher Güte, eine Bergpredigt des Friedens und der Bersöhnung: .Kommt zu mir Alle, die Ihr mühselig und . beladen seid!' Erhebe Deine Stirn zu ihm. Er weiß. Du hast nichts Böses gewollt."

Liane richtete zaghaft und fragend ihre thränenvollen Augen auf Erika,

„Liane," sagte Erika ganz leise, „ich weiß Alles. Ich habe Ludwig Schrenk im Walde getroffen."

Liane wollte sprechen; Schluchzen erstickte ihre Stimme. Endlich stieß sie mühsam hervor:

„Und Du — Du — Du stößt mich nicht von Dir — Du . . ."

„Liane, ich bin ja gekommen, um Dir zu helfen. Sage, mein anner Liebling, Tu liebst ihn sehr?"

„Ja, ach ja, sehr!" antwortete sie mit zuckenden Lippen. „Aber — Erika, sage mir — er hat mich auch lieb, nicht wahr? Er mutz ja, muß ja, und er kommt doch nicht; seit vierzehn Tagen ist er in Horswald, und er ist nicht gekommen . . ."

„Er hat seinen Vater begraben . . ."

„Er hätte aber doch kommen können."

„Er wird kommen."

Sie streichelte liebevoll das bethränte Gesichtchen, das sich in ihrem Schoos; gebettet hatte und sragte ablenkend:

„Und wie hast Tu, mein armes Kind, in all den Monaten gelebt — seitdem?"

„Ich weiß nicht recht; so viele, viele Wochen lebe ich nur so hin, . und ich dachte immer, er müsse kommen, er oder der Tod. Als aber die Mutter mir sagte. Du kämest, Erika, da habe ich nicht mehr auf ihn gewartet, seitdem nicht; da wollte ich — da dachte ich — es war Alles so schrecklich, was ich denken mußte! Da fuhr ich hinaus über den See, so weit, daß Niemand mich sehen konnte, und ich wollte — Du weißt ja, was ich wollte, und wie ich mich über den Kahn neige — hinab — da — da regt sich's in mir — etwas, das lebt, und es ergreift mich — ich weiß nicht, — ach Gott — so weh, so fremd; und etwas Entzückendes mar doch dabei, und ich fühlte, Gott wollte nicht, daß ich da hinunter sollte, jetzt noch nicht — bis das Kind — ich will nur sehen, wie es die Augen öffnet! O Erika, wie seltsam, seltsam und schrecklich ist das Alles, und ich verstehe es gar nicht. Ich werde sterben, wenn es da ist — das Kind, und wenn er — nicht da ist!"

Erika schloß voll zärtlichen Mitleids Liane in ihre Arme.

„Er wird da sein. Du wirst seine Gattin werden, ich gelobe es."

Und sie that sich selbst den Schwur: so solle es werden und nicht anders!

Sie ging, die Schwester fest umschließend, dem Hause zu. Auf der Schwelle erschien die Mutter, eine kleine, zarte Gestalt mit farblosem Gesicht, die seinen Züge von weißem Haar umrahmt, eine schattenhafte Erscheinung in dem schwarzen Kleide. Sie stand vornüber gebeugt, den Blick zur Erde gekehrt und flüsterte in sich hinein.

Leise trat Erika zu ihr heran. Sie wendete das Haupt Erika zu und tastete mit den Händen nach ihr.

„Erika," sagte sie, und wie ein Lichtstrahl glitt es über ihr stilles Gesicht. Ich mußte ja, daß Du heute kommen würdest. Sei willkommen, meine Tochter!"

Und mit beiden Händen umfaßte sie der Tochter Haupt und küßte es.

„Daß ich Dich noch einmal habe, mein geliebtes Kind! nur bist Du blasser geworden, viel blasser." Sie schien die Farbe zu fühlen. „Komm, wir gehen zu ihm, zum Vater, gleich, wir dürfen ihn nicht warten lassen."

Liane blieb daheim, und Hand in Hand gingen die Beiden trotz der tieser werdenden Dämmerung dem Friedhof zu, der unmittelbar hinter dem Garten lag. Die Mutter öffnete die Lippen erst wieder, als sie an dem Grabhügel standen, ein zärtlich gepflegter blühender Hügel. Eine Trauerweide stand darauf, unter ihren Zweigen eine Bank, w „Friedrich, ich bringe Dir Deine Tochter!" sagte die Mutter feierlich.

Sie senkte den Kopf bis tief zum Grabe nieder, und leise bewegten sich ihre Lippen. Erika wagte nicht, sie zu stören. Nach einer Weile richtete sich die Greisin wieder auf.

„Ich habe alle seine Lieblingsblumen auf das Grab gepflanzt, damit er sich daran freue. Es ist nicht wahr, daß die Tobten todt sind; wenn

Nord und Süd. XUX., I<5. 2

wir sie nur fortlieben wie im Leben, dann bleiben sie bei uns. Merk' auf, mein Kind: kein Wind weht — und doch, leise rauscht es in den Zweigen der Weide; und die Blumen, sie duften anders, ganz anders, als Blumen sonst duften, so seltsam süß; und das Säuseln und der Duft, das ist er, das ist seine Sprache, Niemand versteht sie als ich allein."

Und wieder richteten sich die blinden Augen hinab, ein geisterhaftes Lächeln irrte um ihre Lippen; sie lauschte. Sie hatte Erikas Gegenwart vergessen.

„Es wird kühl und dunkel, Mutter, komm heim."
Erika wollte sie sanft fortziehen.

„Laß mich noch. Ich thu' nur, was er will. Auch Dir habe ich geschrieben, weil er es wollte."

„Und schriebst so traurig, daß Deine Tage gezählt seien — und bist doch nicht krank."

„Nein, ich bin nicht krank, es ist aber doch, wie ich Dir geschrieben. Ich habe nur auf Dich gewartet. Früher, wenn ich hier auf seinem Grabe saß, dann erschien mir seine Gestalt nur undeutlich und seine Stimme wie ein Hauch. Nun ist seine Gestalt immer deutlicher geworden; seine Stimme kommt näher, näher, und in der letzten Zeit spüre ich das Wehen seines Athems, und ich weiß, wenn seine Lippen die ineinen berühren, dann darf ich zu ihm kommen. Du bist ja nun da, Erika. Du wirst Liane init in Deine neue Heimat nehmen . . ."

„Und Dich auch, liebste Mutter."

„Meine Heimat ist bei ihm, im Leben und im Tode."

Nach einer Pause fragte sie:

„Ist Liane sehr krank?"

„Nein, liebe Mutter, sie wird bald gesunden."

Die Mutter versank wieder in sich selbst, und Erika fand kein Wort nüchterner Vernunft, um sie aus ihren Visionen zu wecken.

Neben diesem Grabhügel, neben dieser Greisin, die so schattenhaft dahindämmerte, und deren ganzes Wesen eine ideale, transcendente Leidenschaft für den Todten war, kam ihr alles dem Leben zugewendete Denken und Fühlen grob und vulgär vor, und die sinnlichen Verirrungen eines Ludwig Schrenk erfüllten sie mit Widerwillen. Nein, diese edle Greisin durfte nicht in bitterer Qual aus dem Leben scheiden, weil ihre Tochter in Schmach untergegangen! Die Weihe des Friedens sollte sie hinüberleiten.

Als es Nacht geworden war, ließ die Mutter sich fortführen. Erikas Anwesenheit änderte nichts in ihrem Wesen. Sie stand immer wie auf der Schwelle des Todes und konnte sich nicht zurückfinden in's wirkliche Leben. Doch erlosch sie zusehends seit der Tochter Ankunft. Immer öfter und anhaltender flüsterte sie vor sich hin, ihre Gestalt beugte sich immer mehr vornüber, der Erde zu; immer war es, als lausche sie auf eine Stimme von jenseits, und oft fuhr sie verstört auf, wenn man eine Frage an sie richtete.

Das visionäre Gebühren der Mutter erfüllte Erika mit heiliger Rührung. Sie schrieb an Luz:

„Meine Schwester trägt ein Kind unter ihrem Herzen, Ihr Kind. Sie wußten es nicht, jetzt wissen Sie es. Sie werden die Mutter Ihres Kindes zu Ihrer Gattin machen. Da« Sie anders denken könnten, ist unmöglich. Mutter zu werden, ohne Gattin zu sein, erträgt Liane nicht. Wie und wann soll geschehen, was geschehen muß? Schreiben Sie es mir.

Erika."

Sie erhielt umgehend eine Antwort von Ludwig von Schrenk: „Das Kind ändert nichts. Ich werde nie der Gatte Lianens, weil ich sie nicht liebe. Unsittlicher wäre, zu thun, was Sie verlangen, als ineine Weigerung, es zu thun. Ich weiß, was Sie sagen wollen: Sie aber wissen nicht, was ich zu sagen habe. Ich soll Liane Heirathen, damit ihr die Achtung der Welt erhalten bleibe. Der Welt! Das heißt der andern Leute! Es geht also um den Schein, und nur um den Schein, nicht um das wirklich Sittliche. Die Thatsache, daß Liane mein war vor der Ehe, ist nicht auszulöschen. Wird Liane durch die Ehe vor Gott, vor sich selber der Sünde — der vermeintlichen Sünde — bar? Nein. Ich soll sie vor Schande bewahren? vor welcher Schande? Liane ist ein reines Weib, sie war es immer, auch in meinen Armen, sie wird es bleiben. Wäre was geschehen, Schändliches, ein Schauer der Natur hätte das liebe Kind geschützt.

Sie Heirathen, hieße eine vermeintliche, eine Scheinschmach in eine wirkliche, eine dauernde Schmach verwandeln. Eine solche Ehe wäre für jedes reine Weib . . . setzen Sie selbst das Wort hinzu, das auszusprechen ich mich scheue. Für eine solche Ehe ist Liane zu gut. Ich will nicht der Lüge einen Tempel erbauen, um die Wahrheit darin zu opfern.

Luz."

Erika brachte, nachdem sie diesen Brief gelesen, einige Tage in bitterem Nachdenken zu. Sie wollte nicht gleich aus ihrer wilden Empörung heraus einen Entschluß fassen; sie wollte klüglich venneiden, was einer versöhnlichen Lösung schaden konnte durch zu heftige Worte, durch zu verächtliche Zurückweisung. Ihre tiefes Mitleid für Liane machte sie zum Maßstab ihresHandelns.

Tie versöhnliche Lösung mußte in's Werk gesetzt werden, um jeden Preis! Sie sah, daß auch in Lianens Seele ein Schimmer der Hoffnung gefallen mar. Liane fragte nichts; aber sie folgte der Schwester wie ihr Schatten, und ihre Augen ruhten auf ihrem Gesicht, als wollte sie ihr Schicksal daraus lesen. Nur wenn Erika ihr voll in's Gesicht blickte, dann wendete sie den Kopf fort. Sie sah Niemand gerade in die Augen seitdem, auch der Mutter nicht, die doch blind war.

Als Erika den Brief von Luz erhalten, sagte sie zu Liane: „Wenn Dich nun Luz nicht zu seiner Gattin machen könnte, weil er zu krank wäre und nicht Heirathen dürfte — nicht wahr, dann kämest Du mit mir in meine neue Heimat? So viele tausend Meilen von hier fragt Niemand, was daheim geschehen; auch hat man dort andere Ansichten über das, was sündhaft ist. Wir würden zusammen stark sein, arbeiten, und das Kind gehörte uns Beiden."

Liane starrte vor sich hin, ihr Geficht drückte Qual aus. „Aber er ist ja nicht krank, und Du hast ihn ja gesehen. Ach, Erika, zuweilen denke ich — denke ich . . ." das Wort wollte nicht über ihre Lippen.

„Was denkst Du?" fragte Erika, sie sanft umschlingend.

Liane verbarg ihr Gesicht an Erikas Brust. „Ich denke, daß er mich nicht lieb hat, mich nie lieb gehabt hat, auch damals nicht. Und wenn ich das denke, dann — dann ist mir, als dürfte ich gar nicht mehr leben, als hätte ich gar kein Recht mehr dazu! Wenn das wäre — o Gott, Erika — aber es kann nicht sein, kann nicht — sage Du — Du . . ." ein Thränenstrom erstickte ihre Stimme.

Erika hatte alle Mühe, sie zu beruhigen, mit Liebkosungen und der Versicherung, sie wisse, daß Luz sie lieb habe.

Erika bedurfte selbst der Beruhigung. Es waren gerade Mondscheinnächte. Oft ermachte sie Nachts mit einem Traum, der ihr die Röthe der Scham in's Gesicht trieb. Sie sprang auf, schloß die Vorhänge, als könne Jemand von draußen in den monderhellten Raum blicken, und aufhorchend lag sie dann lange wach, mit hochklopfendem Herzen. Allnächtlich, um dieselbe Stunde hörte sie den Hufschlag eines Pferdes, sie wußte, wer der Reiter war; unter ihrem Fenster war es dann eine Weile still, bis der Reiter in rasendem Galopp davonsvrengte. Bei Tage, wenn sie einen Spaziergang durch den Wald machte, kehrte sie oft plötzlich an einer bestimmten Stelle um; sie mußte, sie würde ihm begegnen, wenn sie nur einen Schritt weiter ginge. Hatte die visionäre Art der Mutter schon aus sie gewirkt? Sah sie Gespenster, sie, die seit so vielen Jahren nur mit derbsten Realitäten zu thun hatte? Ja, ein Gespenst, ein einziges — in den tiefsten Falten ihres Herzens lauerte es — es trieb sie aus allen Sinnen. Wie sie ihn haßte, ihn haßte — auch dafür!

Die Qual der Ungewißheit wurde ihr unerträglich. Sie schrieb noch einmal an Luz.

„Ich versuche, Ihnen ruhig, sachlich zu schreiben. Gott weiß, wie schwer es mir wird. Sie schreiben, als ob es sich um ethisch-philosophische Principien handle und nicht um Sein oder Nichtsein, lebendig fühlender unglückseliger Menschen. Sie lieben Liane nicht, sagen Sie. Sie lieben sie nicht heute oder morgen; aber eines Tages werden Sie sie lieben, Herzensgüte und Lieblichkeit sind eine Macht, die unwiderstehlich wirkt auf jedes Herz, das ein Herz ist.

„Es geht um den Schein, sagen Sie, nur um den Schein. Wenn aber der Schein schmerzt wie Wirklichkeit, so ist es ja gleichgültig, so entsetzlich gleichgültig, ob Schein oder Wesen, ob Illusion oder absolute Wahrheit! Und wahr wie der Tod ist Lianens Verzweiflung, und wahr und wirklich wird das schmerzliche Hinscheiden meiner Mutter sein, wenn sie erfährt, was ihr bis jetzt verborgen ist; doppelt und dreifach schmerzlich, denn sie wird den Gram mitfühlen für den todtten Gatten. All Ihr Reden ist nichtig, nichtig. Das nackte Laster ist weniger abstoßend, als das mit Sophismen bekleidete. Es giebt keine Entlastung für Sie. Es giebt nur Reue und Sühne. Mögen Sie doch mit Ihrem Denken die Zukunft anticipiren; mit Ihren Thaten dürfen Sie es nicht, weil Sie Andere in Mitleidenschaft ziehen. Sie glauben, ein radikaler Denker zu sein, und borgen sich doch nur Gedanken von der Zukunft, um den Pflichten der Gegenwart zu entschlüpfen. Wie, wenn ein Jeder dasselbe Recht wie Sie beanspruchte, frei von Sitte und Gesetz nach Privatgrundsätzen zu handeln? Dürften Sie sich über den Räuber beklagen, der bei Ihnen einbricht, und der meint, daß Eigenthum Diebstahl sei?

„Es soll nur eine Richtschnur für unsere Handlungen geben: die Menschenliebe! Wenn Sie sehen, daß ein Kind in's Wasser fällt — Sie retten es und denken nicht erst nach, ob Sie sich durch den Sprung eine Erkältung oder den Tod zuziehen könnten. Und Liane steht an einem Abgrunde; und strecken Sie nicht die Hand aus, sie zu retten — ich könnte Sie niederschießen kalten Blutes, wie ich in unseren Wäldern einen Wolf erschöß, der unsere Lämmer erwürgte! — Liane ist schuldig wie Sie; das ist Ihre Meinung, ich lese es aus Ihrem Brief heraus. Gut! gut! Aber wie? wenn Zwei gleich schuldig sind, dann soll der Eine, der Starke, frei ausgehen, und der Andere, Schwache, Zarte soll mit feiner ganzen Existenz büßen? Liegt das in der Sitte der Zeit, so muß das Gewissen des guten Menschen diese ungeheuere Ungerechtigkeit ausgleichen. Das ist, wie wenn ein Erwachsener ein Kind niederschläge: elendeste Feigheit. Besser wäre es gewesen, Sie hätten meine arme Liane gleich getödtet, als daß sie nun so qualvoll dahinsiechen soll. Sie schreiben mir: Denken Sie! denken Sie!' ich antworte Ihnen: Sühlen Sie! fühlen Sie!- Sehen Sie hin! In der einen Wagschale: das Elend guter, reiner Menschen, in der andern eine Handvoll fadenscheiniger, sophistischer Moralprincipien.

„Und Sie können schwanken! Alles, Alles ist besser, als daß Unschuldige zu Grunde gehen. Und Sie, Luz, Sie hätten die Rolle des Henkers. Andere für die Wahrheit opfern ist tausendmal schlimmer, als sich selbst für eine Illusion, sagen ^ie meinetwegen für eine Lüge opfern. Lügen Sie! lügen Sie — Luz! aber retten Sie Liane!

„Nimmermehr glaube ich, daß Sie Ihr letztes Wort gesprochen haben. Ich warte auf das letzte. Thun Sie nicht, was Sie thun wollen; tiMN Sie, was Sie thun müssen, guter Luz!

Erika."

Wieder tras die Antwort Ludwig von Schrenks umgehend ein. Er schrieb:

„Mir werfen Sie Sophismen vor; aber Alles, was Sie selbst schreiben, trieft zwar von Tugend, und ist doch verworfen vor Gott, vor dem Weltgeist! Sie könnten mich niederschießen, sagen Sie? Das märe wahrscheinlich tugendhafter, als in einem Augenblick leidenschaftlicher Zärtlichkeit die Gemalt über sich verlieren! Ja, ich glaube es, Sie wären eher im Stande, den Mann, den Sie lieben, zu tödten, als sich ihm hinzugeben. O erhabener, schnöder Tugendstolz! Zwar sind Sie für Abschaffung der Todesstrafe; aber jemand, der Ihre Schwester vermeintlich gekränkt hat, den richten Sie ohne viel Federlesens hin!

Könnte Liane, wie sie es nicht kann, von der Meinung der Welt nbstrahiren — keine Faser ihrer sittlichen Natur würde sich gegen mich auflehnen. Sie aber, Erika, die Sie zehn Jahre in Amerika den Urathem der Natur getrunken, Sie hätten die morsche Sittenlehre des alten Europa abstreifen können. Es wäre Keffer, sagen Sie, ich hätte Liane gleich getödtet, als daß sie nun gramvoll dahinsiecht. Wahnsinnigste Ausgeburt eines moralischen Aberglaubens! Besser scheint es Ihnen, sie wäre todt, als daß Hinz und Kunz nichts mehr von ihr wissen wollen. Aber Hinz und Kunz wollen ja so wie so von der armen inferioren Predigerstochter nichts wissen; der geringe Unterschied ist nur: bisher gingen sie gleichgültig an ihr vorüber, jetzt mit einem verächtlichen Blinzeln. Fragen Sie die Geschichte oder die weltkundige Mitwelt, wieviel Frauen sie kennt, hervorragende, berühmte Schauspielerinnen, Künstlerinnen und andere, die offenkundig die Geliebte irgend eines Mannes gewesen sind, und die in den meisten Fällen Männer gefunden haben, unbescholtene, vom einfachen Bürger bis zum Fürsten herauf, die sie zur Ehe verlangten — trotzdem! Im Volke kennt man diese Scheu vor gefallenen Mädchen nicht. Es scheint. Unberührtheit verlangt man nur von den Mädchen, die auf keinem anderen Gebiete leistungsfähig sind. Lassen Sie Ihre Schwester etwas Ordentliches lernen, und der vermeintliche Makel — man wird ihn nicht sehen, weil man ihn nicht sehen will. Was die Welt braucht, mißachtet sie nicht. Meine Schuld, ich leugue sie nicht, und doch — ich bin nur ein untergeordneter Faktor in Lianens Schicksal. Daß ihre Mutter blind ist und sie nicht schützen konnte, daß des Mädchens ganzes Wesen in Zärtlichkeit gelöst ist; daß Sie, Erika, nach Amerika gegangen sind — ja, das ist's, daß Sie nach Amerika gegangen sind, das war das Aergste. Ich wollte Erika heiratheil, weil es das Richtige war; ich will Liane nicht Heirathen, weil es das Falsche wäre. Damals, vor zehn Jahren, hätten Sie mein Weib werden müssen. Aus Großmuth, Edelsinn, was weiß ich, wurden Sie es nicht. Was hat der alte Mann, mein Vater, von Ihrem Edelsinn gehabt? Daß ich einen wüsten Lebensmandel geführt, kein junges Weib in sein Haus gebracht, ihm keinen Enkel geschenkt habe. Und Sie? Heimatlos, ein Leben voll vulgärer Arbeit und das Unglück Ihrer Schwester! Alles Folge der Feigheit, der Lüge; und sie soll fortgesetzt werden, diese Lüge, bis in alle Ewigkeit?

Die Art der Tugend, die Sie von mir fordern, reicht für mich nur bis zu dem Jahre, wo ich denken lernte; seitdem habe ich in ihr so viel' Heuchelei, Unzucht, Vergeudung von Kraft und Leben entdeckt, daß ich nur noch der Moral folge, die auf dem Grund und Boden meiner eigenen Seele gewachsen ist. Immer wieder sollen mir unsere besseren Empfindungen opfern wegen der schlechteren der Anderen! Immer sich anpassen, immer eingepfercht in den Gedankenkreis der großen Herde! — Nein! nein! — und soll ich schon Märtyrer sein, — sei es dann für die Wahrheit, die im Schooße der Zukunft ruht, nicht für den auswendig gelernten Katechismus unserer Urahnen. Reue und Sühne fordern Sie von mir. Ich habe Reue, und die Sühne — sind Sie denn blind. Erika, und sehen Sie nicht die Furien auf meinen Fersen? Aller Gram Ihrer Schwester wiegt den meinigen nicht auf! Sie sind da, Erika, und ich liebe Sie, ein mahrer Ertract von Liebe, so feurig und unbändig geworden in den zehn Jahren, daß er .das Herz fast, das sie einschließt, sprengt. Und nichts, nichts ist zwischen uns als das! O Gott! Gott! welch eine Hölle! Erika, noch nicht Sühne genug!"

Erikas Aufregung, als sie diesen Brief gelesen, war so stark, daß sie sich eine Zeitlang einschließen mußte, um sie Lianen nicht zu vermthen. Sie will nicht nachdenken über das, was Luz schreibt; sie will nur, es soll geschehen, was recht ist. Aber wie nun?

Sie geht auf den Grabhügel des Vaters, die Mutter aufzusuchen. „Mutter," sagt sie, „wenn uns Jemand tödtlich gekränkt hat, sollen mir es dulden?"

Die Mutter legt die Hand über Erikas Augen, als sähe sie ihr zorniges Blitzen. „Still, still, mein Kind, frage mich nicht, frage die Du liebst, und die in der ewigen Ruhe sind." Sie schmieg eine Weile, dann fuhr sie fort: „Hörst Du, wie der Wind das herbstliche Laub dahinneht? — zur Ruhe. Noch eben war die Sonne auf meinen Augen; jetzt sinkt sie hinab — zur Ruhe, Ruhe! Frieden! Störe den Frieden der Todten nicht. Was wir thun, es soll sein wie Kränze, die wir auf das Grab des Geliebten legen." Und mit zärtlicher Hand streicht sie über den weichen Rasen des Hügels.

Die Worte der Mutter sänttigten allmählich den Sturm in Erikas Brust. Sie blickte in das Gesicht der Greisin, das still verklärte; ihre Blicke schweiften über die Landschaft, die jenseits des Friedhofes hügelig anstieg. Oben standen Baumgruppen im herbstlichen Laub; von zartein Goldduft umflossen, hoben sie sich in wunderbarer Lieblichkeit vom reinen Aether des Himmels ab. Wie rein, wie erhaben war das Alles, das Antlitz der Mutter, die Holdseligkeit der Natur, und das Herz eines guten Menschen — und gut war Luz in ihrer Meinung — sollte keiner Läuterung fähig sein?

Bisher hatte sie nur kategorisch verlangt, was er thun sollte, und in seinem souveränen Tenkerstolz hatte er sich gegen ihren Willen aufgelehnt. Nur sein Verstand war auf Abwegen. Jetzt wollte sie einfach aus ihrem Herzen heraus zu ihm reden; und das seine würde ihr die Antwort geben, die sie heisz ersehnte.

Sie schrieb eine Zeile an Luz, das; sie ihn am nächsten Tage im Walde treffen möchte, auf dem Rasenplätze unter der Buche, wo die vielen Bergißmeinnicht blühten.

Sie hatte mit Absicht diesen Platz gewählt, weil sie meinte, dort würde sein Sinn weichen Empfindungen zugänglicher sein, als irgend wo anders in der Welt.

Als sie sich am nächsten Tage für die Zusammenkunft im Walde ankleidete, fiel ihr Blick auf den Revolver, der auf ihrem Tische lag. Sie griff darnach und steckte ihn mechanisch zu sich, in der langjährigen Gewohnheit, nie irgend einer Gefahr, welcher Art sie auch sei, waffenlos entgegenzutreten.

Es war ein stürmischer Herbsttag. Wie entfesselte Leidenschaft tobte der Sturm und wirbelte das gelbrothe Laub durch die Lüfte. Blauschwarz der Himmel, von Blitzen durchzuckt. Tie Gräser erschauerten und fuhren wild durcheinander.

Sie traf Luz schon auf dem halben Wege zur Buche, gerade an jener düsteren Stelle, die sie an Böcklin's Furienbild erinnert^hatte. Eine unheimliche Empfindung durchfröstelte sie.

In seinen Augen brannte ein fieberhaftes Licht, und ab und zu ging ein Zucken durch seine Glieder, bei ihm immer der Borbote eines Herzkrampfs.

Er war rasch an sie herangetreten; ohne ihm aber zur Anrede Zeit - zu lassen, hob sie sanft mit gedämpfter Stimme zu sprechen an.

„Ich komme nicht her, Herr von Schrenk, um mit ihnen zu streiten, wer Recht und wer Unrecht hat. Es ist ja möglich, sehr möglich, daß Sie allein Recht haben. Ich komme hierher, um Gnade zu erbitten für Eine, die zum Tode verurtheilt ist, unschuldig verurtheilt."

Er wollte sprechen, mit einer bittenden Gebärde wahrte sie es ab.

„Sie sind ein Philosoph, ein Denker, ich weiß, ich weiß, — ich aber, wie sollte ich denken können? Lianens Thränen haben alle meine Gedanken ausgelöscht, und vor den Gebeten meiner Mutter bin ich zu dem frommen Glauben zurückgekehrt, daß um das Gute und Rechte zu thun, wir nur Gottes Stimme zu hören brauchen, die in uns Allen ist. Auch in Dir, Luz, höre sie! höre sie! Erbarme Dich Lianens! erbarme Dich meiner Mutter! erbarme Dich meiner!"

Sie war nahe zu ihm herangetreten, sie legte ihre Hand auf seinen Arm, die rothen Lippen halb geöffnet, sah sie zu ihm auf, die Augen feucht erglänzend in dem Gesicht, das weiß war vor heißer Erregung. Schön war sie so, wie die Versuchung selber. Ohne es selbst zu wissen, hatte sie die Anrede gewechselt, ihn aber traf das „Du" mitten in's Herz. Er mich von ihr zurück, er streifte ihre Hand von seinem Arm, er umklammerte einen Baumstamm, er suchte eine Stütze, um sich nicht auf sie zu stürzen, „Erika!" rief er mit halberstickter Stimme.

Sie blickten sich sprachlos in die Augen, Was sie sagen wollte, erstarb ihr auf der Lippe. Sie wollte fortblicken von ihm und konnte nicht — der Blick des Basilisken? Sie fürchtete sich — was würde nun kommen? etwas Schreckliches? unwillkürlich tastete sie nach dem Revolver.

Und es kam. So leise, daß sie ihn kaum verstehen konnte, sagte er: „Opfere Du Dich für Deine Schwester!"

„ — Ich — wie denn?"

Er löste seine Arme vom Baum und streckte sie ihr beschwörend entgegen.

„Nur einmal, einmal, Erika, sei mehr, denke höher als die Andern, sei mehr als ein Echo der gangbaren Meinung. Nur einmal opfere den Schein der Ehre für echtes, wirkliches Glück!"

Mit angstvoller Spannung blickte Erika ihn an.

„Zwei Lösungen giebt es," fuhr er mit erzwungener Ruhe fort. Ich heirathe Liane, lasse mich nach einem Jahre von ihr scheiden, und Du wirst mein Weib."

Entsetzt blickte Erika ihn an, als hätte sie nicht richtig gehört.

— „Und breche das Herz meiner Schwester. Das ist ja unmöglich, ganz unmöglich. Was Sie da sagen ist ein Abgrund von Frivolität."

„Nie bin ich entfernter von Frivolität gewesen als in diesem Augenblick," sagte er mit einer Stimme, die in Leidenschaft vibrirte; „die Welt, die Gesellschaft mit ihrem Hokuspokus versinkt hinter mir — und empor steigt aus der Tiefe der Seele, nackt, die Wahrheit selbst; und der Inbegriff aller Wahrheit in mir, das ist die Liebe zu Dir, Erika! Ich habe Quadersteine von Vernunft herbeigetragen, um sie zu begraben; ich habe Gedankenpfeile zugespitzt, vergiftet, um sie zu tödten — umsonst, umsonst, sie wuchs immer nach, sie wuchs! — Und mit dieser Liebe für Dich im Herzen soll ich Liane Heirathen, die Deine Stimme hat. Deine, und ich könnte ... ich sollte — sollte — o pfui, nicht doch — nicht doch!"

Er streckte die Arme nach ihr aus.

„Sei mein, Erika, mein, und alles Andere sei, wie Du willst! Ich will mit Euch in den Urwald gehen, von Jagd und Fischfang will ich leben. Und willst Du die Scheidung nicht, so bleibe ich vor der Welt Lianens Gatte, Du aber bist meine Geliebte! die einzig Geliebte! Du liebst mich ja. Deine Seele und all Deine Sinne wollen zu mir! Du bist ja schon mein, Du bist es immer gewesen!"

Er riß sie an seine Brust und küßte mit flammenden Lippen den Mund, den nie ein Mann bis dahin berührt hatte.

War es Eiseskälte, mar es verzehrende Gluth, die sie durchschauerte, sie wußte nicht, was sie rasend, sinnlos machte. Sie stieß ihn zurück, ihre zitternden Finger ergriffen den Revolver. Sie rang nach Athem. „Nein, ich will nicht! ich will nicht! Schmach häufst Du auf Schmach! Elender! Elender!"

Sie riß den Revolver empor. Mit dem Sprunge eines Tigers war er auf sie gestürzt, die Kugel flog in's Gebüsch, er riß ihr die Waffe aus der Hand, setzte sie auf seine Brust — ein pfeifender Ton, — ein schwerer Fall. Er liegt am Boden, die Hand fest auf die Brust gepreßt, ein kurzes, heiseres Lachen stößt er aus.

„Wir Narren!" Er speit die zwei Worte hinaus mit seinem Blut. Seine Hand sinkt von der Brust, das Gras färbt sich roth. Und urplötzlich verändern sich seine Züge — die Weihe des Todes. Groß und edel wird jeder Zug, eine Offenbarung feiner ursprünglichen Gottesnatur, ehe das Leben sie verdarb.

Sein brechendes Auge sucht das ihre. Sie legt ihre Hand in seine erkaltende. Seine Finger schließen sich fest um ihre Hand, als wollten sie sie im Tode nicht lassen. Sie versteht seinen Blick, sie nimmt den Revolver vom Boden, sie erhebt ihn, und — langsam läßt sie ihn wieder sinken. Nein, kein Selbstmord! Wie gleichgültig, ob sie jetzt stirbt oder in zwanzig oder in dreißig Jahren! Was Leben in ihr war, ist ja doch hin, aber für die Anderen muß sie noch da sein. Der Sturm in der Natur ist vorüber, aber er hat die Bäume kahl zurückgelassen. Sie küßt jeden einzelnen Finger der Hand des Tobten, und die Finger scheinen sich zu erwärmen und geben ihre Hand frei. Sie drückt ihm die Augen zu und legt sein Haupt in die Sonne, die mild und schön zur Neige geht und eine Glorie über den düsteren Fleck ergießt. Und den Roscschimmer über Wald und Himmel, den süßen Frieden, den Bach, der dahinrauscht, Erika sieht Alles und weiß, sie ist auf immer davon ausgeschlossen, sie wird sich nie mehr daran freuen.

Und wieder, wie vor wenigen Tagen, trägt der Wind vom Saum des Waldes her den Gesang der heimkehrenden Arbeiter herüber: sein Grablied. Ja, ein Lebewohl auf Nimmerwiedersehen; und doch so unermeßlich Sehnsüchtiges klingt aus dem Liebe, so Lockendes! Lockendes: komm! komm! wohin? weit — weit hinaus — über Berg und Thal und Meer, — hinaus — hinauf — hinüber — zu ihm! Thränen, brennende, fallen auf den Todten. Inbrünstig küßt sie sein weißes Gesicht. — Sie blickt in sich — schauernd verschließt sich ihre Seele vor ihren Gedanken. Ja, sie hat ihn getödtet — sie!

Sie ruft die Landleute an, die näher gekommen waren, und tragt ihnen auf, den Todten heinzubringen. Dann geht sie über den Kirchhof nach Hause. Auf dem Grabhügel des Vaters findet sie die Mutter, das Gesicht im Rasen des Hügels gebettet. Sie richtet den Kopf auf — sie ist todt, auch sie! Sie findet es so natürlich und auch so gut, daß die Mutter nicht mehr ist. Sie blickt lange in das stille Antlitz. Ja, so sehen Menschen aus, die gern gestorben sind. Sie ist heimgegangen — zu ihm. Wohl ihr!"

Als sie Lianen im Hause trifft, sagt sie ihr tonlos, daß die Mutter und Luz Schrenk gestorben sind; sie sagt ihr, daß Luz schon seit Jahren schwer krank gewesen, daß er sie lieb gehabt und daß sie seine Gattin geworden

Erika

wäre, wenn er langer gelebt hätte. Liane verliert die Besinnung. Als sie aus einer langen, Ohnmacht erwacht, giebt sie sich leidenschaftlichem Schmerze hin. Seit Luzens gewaltsamem Tode empfindet Erika allmählich fast eine Abneigung gegen die Schwester. Als Luz und die Mutter begraben waren, fuhren sie beide über den Ocean.

Drüben gab Liane einem Knaben das Leben. Als sie genesen war, theilte sie die Arbeiten und Pflichten Erikas. Allmählich säntigte sich ihr Schmerz, und einige Jahre später fand sie einen wackeren Mann, der sie zur Gattin nahm, obgleich er ihre Vergangenheit kannte. Sie wurde eine glückliche, heitere Frau, Mutter vieler Kinder, die sie alle liebte; nur den kleinen Luz, ihr natürliches Kind, liebte sie nicht. Sie überließ es Erika, auch dann, als sie mit ihrem Gatten in einen andern Theil des Landes übersiedelte. So gehörte der Knabe Erika allein. Er hielt sie sür seine Mutter. Diese Lüge mar all ihr Glück, ihr einziges. Froh wurde sie nie mehr. Es war dasselbe Leben wie früher; nur ein Todter hatte sich in ihrem Gedächtniß festgeklammert, und sie konnte ihn nicht mehr loswerden. Den Lebenden hätte sie vergessen können, den Todten nicht — das Werk der Furien!

Wenn sie voll Bitterkeit das heitere Glück ihrer Schwester sah, dann zischelte sie: „Wir Narren!“ Wollte ihre Seele an der Größe der Natur, an erhabenen Ideen, die sie las, an eigenem Idealen Wollen sich aufschwingen — immer tönte dazwischen, wie aus einem blutigen Nebel heraus, der gellende Hohn des Sterbenden: „Wir Narren!“

Erika hatte Unrecht. Nicht Wir Narren — Er Narr mußte es heißen. Ein Narr, wer sich über die Sittengesetze seiner Zeit stellt! Er gleicht dem Feldhern, der seinem Hecr vorausseilen wollte, um schneller den Sieg zu erringen. Er gefährdet das Heer. Würde er niedergeschossen als Deserteur, ihm geschähe Recht.

Die sittlichen und socialen Räthsel der Gegenwart löst immer nur die Zukunft. Recht und Pflicht der lebenden Generation ist es, die Lösung mit ihrem Denken anzubahnen, wie Erika in ihrem Brief an Luz es aussprach; sie mit Thaten anticipiren wollen ist brutal. Es ist, als wollte man die Pfeiler eines morschen, aber bewohnten Gebäudes zusammenstürzen. Schuldlose darunter begrabend, anstatt Stein für Stein abzutragen. Oft genug ist die Wahrheit der Zukunft Lüge für die Gegenwart.

Die sittliche Maxime aller Zeiten aber soll sein: „Alle für Einen, Einer für Alle“; Keiner für sich!

| | | |
|---------------|---------------|---------------|
| | Alfred Krupp. | |
| | von | |

^er Schöpfer des großen Weltgeschäftes, der Gußstahlfabrik zu Essen, Alfred Krupp, dessen erfolgreiche Erfindungen im Geschützwesen einen unschätzbaren Antheil an den Siegen der deutschen Waffen im Kriegsjahre 1870/71 hatten, der andererseits in großartigster, bisher nicht dagewesener Weise der Wohlthciter von vielen Tausenden von Arbeiterfamilien mar, der in seinen, Riesenetablissement die „sociale Frage" in praktischer und heilbringender Weise gelöst hat, behauptet eine Stellung in der Geschichte der deutschen Industrie- und Nationalökonomie, von der sich vielleicht nur Wenige einen Begriff machen. Ohne daß wir schon jetzt näher, in die Einzelheiten der Entwicklung und Verbreitung des Krupp'sehen Geschäfts eingehen, werden folgende wenige Zahlen genügen, um dem Leser eine Idee von dem Schaffen dieses Mannes zu geben.

Als Friedrich Krupp, der Vater Alfreds, am 8. October 1826 starb, beschäftigte die Fabrik 4 Arbeiter. Als Alfred im Jahre 1848 das Geschäft auf eigene Rechnung übernahm, war die Zahl auf 74 gestiegen. Die letzte im Juli 1888 erfolgte Aufstellung zeigte folgendes Resultat: Die gesammte Zahl der von der Firma Krupp beschäftigten Arbeiter beläuft sich auf 20 960 Mann. Die Zahl der Familienmitglieder dieser Arbeiter beträgt 52 809, so daß die ganze vom Werke abhängige Bevölkerung sich auf 73 769 Seelen beläuft!

Alfred Krupp entstammt einer Familie, die sich schon seit drei Jahrhunderten eines hochgeachteten Namens in Essen und der Umgebung erfreut. Seit Einführung der Reformation gehörte dieselbe zu den angesehensten protestantischen Familien der Stadt. Schon im Jahre 1560 wird ein Kaufmann Krupp in den alten Chroniken der Stadt genannt, der einen vornehmen niederländischen Flüchtling Alexander van Hunssen, welcher wegen seines Glaubens vor der spanischen Inquisition hatte fliehen müssen, gastfreundlich in sein Haus und in sein Geschäft aufnahm und ihm später seine einzige Tochter zur Frau gab. Im Anfang des siebzehnten Jahrhunderts hören wir von einem Krupp, der eine Gemehrfabrik in Essen hatte; Arnold Krupp war Bürgermeister der Stadt von 1703— 1734. Im Jahre 1760 ist Friedrich Jodocus Krupp Secretär des Magistrats von Essen und wird von der Stadt mit einer Kohlenzeche belehnt, die er nach seiner Stellung „Cecretarius" nannte. Die Wittme dieses Friedrich Jodocus, Helene Amalie, eine geborene Ascherfeld, kaufte im Jahre 1800 die an der Essener Grenze zu Sterkrade gelegene Eisenhütte „Gute Hoffnung", in welcher sich später ihr Enkel Peter Friedrich Krupp, geb. 17. Juli 1787, Vater von Alfred, zum Hüttenmanne ausbildete.

Seit 1807, im kaum vollendeten zwanzigsten Lebensjahre, stand Friedrich bereits selbständig der Leitung dieses kleinen Werkes vor. Ein Jahr später jedoch, September 1808, als sich eine günstige Gelegenheit bot, wurde das Eigenthum wieder verkauft, und zwar an Heinrich Huyssen, einen Nachkommen des niederländischen Emigranten, dem der Kaufmann Krupp vor 250 Jahren in Essen ein neues Heim gegeben hatte. Ein abhängiges oder gar müßiges Leben mar aber nicht nach Friedrichs Geschmack. Im August 1808 hatte er sich mit Therese Wilhelmi aus Essen verheirathet, und im October 1810 kehrte er nach seiner Vaterstadt zurück und übernahm dort die Leitung einer bis dahin von seiner Mutter geführten Specereihandlung. So entstand in diesem Jahre die Firma Friedrich Krupp. Aber ein strebender, energischer Charakter wie der Friedrichs konnte seine Thätigkeit nicht mehr lange ans den Detailverkauf von Kaffee und Zucker beschränken und er sehnte sich danach seine in der Eisenhütte „Gute Hoffnung" gemonnennen praktischen Kenntnisse zu verwerthen. So kaufte er denn gegen Ende des Jahres 1811 ein in Altenessen gelegenes kleines Besitzthum von circa fünf Morgen und errichtete dort ein Schmelzund Cementirmerk; später auch einen Neckhammer, zu dessen Betrieb ein durch das Gut fließender kleiner Bach die Wasserkraft lieferte.

Ungefähr 40 Jahre vorher hatte der Engländer Hunts man in Sheffield die Erzeugung des Gußstahls erfunden. Diese von ihm auf das eifersüchtigste gewahrte Kenntniß gab den Engländern ein unberechenbares Uebergewicht über die Eisenindustrie Europas. Während der Continentsperre in Folge der napoleonischen Kriege, im Anfang des Jahrhunderts, war den deutschen Industriellen die Beziehung des englischen Gußstahls, welcher für die feinen Waaren ausschließlich gebraucht wurde, geradezu unmöglich. Die Abhängigkeit von dem Auslande wurde unerträglich; mit unermüdlichem Eifer und rastloser Thätigkeit bemühten sich deutsche Techniker und Chemiker das Geheimnis; zu entdecken. Selbstverständlich beschäftigte sich Friedrich Krupp schon auf der „Guten Hoffnungshütte" auf das Angelegenste mit dieser allwichtigen Frage. Dort war er mit dem als einem der tüchtigsten Hüttenleute bekannten Ingenieur Gottlob Jacobi zusammengekommen. Durch diesen wurde er hauptsächlich zur Mitwirkung an der Lösung des großen Problems veranlaßt, und mit ihm zusammen machte er auf der Sterkerader Hütte die ersten Experimente.

Nach seiner Uebersiedelung nach Essen setzte Friedrich seine Versuche auf der „Walkmühle" auf eigene Hand fort. Schon am Ende des folgenden Jahres im Herbst 1812 waren die Arbeiten des genialen jungen Mannes soweit mit Erfolg gekrönt, daß er im Stande war die geschäftliche Mit> theilung zu machen, er liefere „alle Sorten feinen Stahl, auch Guß-, Rund- und Triebstahl, sowie auch feine Uhrmacherfeilen, u. s. w." Drei Jahre später, 1815, verband Friedrich die praktischen Erfolge seiner langjährigen Versuche mit den Erfahrungen eines Mannes, der auch seit langer Zeit auf demselben Felde thätig gewesen war. Dies war der Mechaniker Friedrich Nicolai, welcher in demselben Jahre von der Regierung das ausschließliche Recht erhalten hatte, „in den königlich preußischen Provinzen zwischen der Elbe und dem Rhein" Gußstahl anzufertigen. Nicolai hatte am 5. Mai von dem königlich preußischen Bergamt ein Patent auf Gußstahl erhalten, „der dein besten bis jetzt bekannten englischen Gußstahl in Rücksicht der Güte gleich befunden ist." Diese Verbindung mit Nicolai stellte sich jedoch als eine sehr ungünstige sür Friedrich Krupp heraus. Es erwies sich bald nach Nicolais Eintritt in die Fabrik, daß er für die praktische Leitung des Betriebes durchaus keine Befähigung hatte. Die Verbindung wurde bald wieder gelöst, und Krupp mußte in Folge eines fahrlässig abgefaßten Vertrages nicht nur eine bedeutende Summe in Baar herauszahlen, sondern wurde noch wegen des Nicolaischen Patentes in einen langjährigen Prozeß verwickelt, der ihm außer sehr bedeutenden Kosten viele große Nachtheile zuzog.

Trotz herber Verluste, Unannehmlichkeiten und Schwierigkeiten aller Art arbeitete Friedrich ruhig und entschlossen weiter. Ohne die Entscheidung des Prozesses mit Nicolai abzuwarten, begann er Ende des Jahres 1818 mit der Errichtung einer neuen größeren Fabrik im Westen der Stadt Essen. Im folgenden Jahre, 1819, am Jahrestage der Völkerschlacht bei Leipzig, 18. October, wurde das neue Werk eingeweiht und die erste Schmelzung dort vorgenommen. Mit wunderbarem Muth und Selbstvertrauen hat Friedrich Krupp gegen unsägliche Schmierigkeiten die Vollendung des neuen Fabrikgebäudes möglich gemacht. Der Biograph Alfted Krupps, Herr Diedrich Baedeker, dessen ausführlichem, durch reichhaltiges und zuverlässiges Material ausgezeichnetem Werke (Alfred Krupp und die Entwicklung der Gußstahlfabrik zu Essen. Essen 1889) wir manche werthvolle Data verdanken, erzählt uns, daß im Januar 1819 die Sache so schlecht stand, daß Krupp ohne eine Geldsendung, die er zufällig am Lohntage für geliefette Münzwalzen erhielt, seine Arbeiter nicht hätte auslohnen können. Doch das Ziel war erreicht, und mit erneuerter Kraft und höherem Muth strebte der wackere Arbeiter der Vollendung seiner Lebensaufgabe in der neuen Fabrik, die ihm weit vortheilhaftere Gelegenheiten bot, entgegen. Ein amtlicher Bericht vom Jahre 1822 sagt: „daß es der Herr Friedrich Krupp in Essen a. d. Ruhr durch langjährige Versuchsarbeiten und große Aufopferungen so weit gebracht hat, daß sein Gußstahl im Allgemeinen den Vorzug vor dem englischen hat"; und ferner, daß das Krupp'sche Fabrikat „von der Abtheilung für Manufaktur und Handel in Berlin sorgfältig untersucht und dahin beurtheilt worden sei, daß es an Brauchbarkeit und innerer Güte dem besten englischen Stahl gleich zu achten, ja in mehreren Beziehungen vorzuziehn sei."

Indessen war es Friedrich nicht gestattet sich der Errungenschaften seiner Arbeit zu erfreuen. Materielle Erfolge hat er nicht genossen; wollte man feine Laufbahn vom Standpunkte des Gelderwerbens bcurtheilen, so würde sie in den Augen der Alltäglichkeit als eine verfehlt erscheinen. Die Thätigkeit der Fabrik war hauptsächlich auf die Erzeugung von Stempeln, Münzen, Medaillen, Knöpfen n. vgl. beschränkt, und der Verbrauch dieser Gegenstände ein sehr geringer. Das junge Geschäft stand am Abgrunde des Bankerottes und konnte nur durch neue, immer schwerere Opfer vor dem Untergang geschützt werden. Und jetzt nahte sich noch ein Feind, mächtiger und unheilbringender als alle Geld- und Geschäftsverlegenheiten — Krankheit. Nicht nnr sein Vermögen, sondern auch seine Gesundheit und Kräfte hatte Friedrich Krupp in dem langen angstvollen Ningen nach seinem Lebensziele eingebüßt. Im Jahre 1823 verhinderte ihn ein langwieriges Nervenleiden sich seinen Arbeiten zu widmen. Er konnte endlich die Krankenstube verlassen, aber nur um auf eine längere Kur nach Schwalbach zu gehen. Im Jahre 1824 traten diese Anfälle von „Nervenreißen", wie er sie bezeichnete, so heftig auf, daß er zehn Monate in gezwungener Unthätigkeit verbringen mußte. Durch diese lange Krankheit, durch die Vernachlässigung des Geschäfts, in dem Niemand des Meisters Stelle einnehmen konnte, gerieth der ganze Hausstand in wirklich traurige Verhältnisse. Die Familie wurde gezwungen die freundliche Wohnung in der Stadt, in der Limbecker Straße, aufzugeben und ein kleines ArbeiterHäuschen neben der Fabrik zu beziehen. Friedrichs Gesundheit war vollständig gebrochen; von Kummer und Sorgen gebeugt, iu seinen berechtigten Hoffnungen getäuscht, schied hier der thatkräftige, strebsame Mann in der Blüthe seiner Jahre, im eben vollendeten 39. Jahre, am 8. October 1826 aus einem Leben unausgesetzter Arbeit und glänzender aber unerfüllter Versprechungen. Er wurde am 11. October auf dem Kirchhofe auf der Weberstraße in Essen begraben. Mit dem Wachsen der Stadt ist der Kirchhof und mit ihm das Grab Friedrich Krupps seit Jahren verschwunden. Aber das kleine Häuschen, in dem er starb, das „Stammhaus", steht heute noch inmitten der kolossalen Fabrikanlagen in seiner ursprünglichen Befchaffenheit als ein Monument des genialen Gründers des mächtigen Werkes. Bon hier aus wurden auch die irdischen Neste seines großen Sohnes Alfried am 18. Juli 1887 nach ihrer letzten Ruhestätte getragen. Und hier auch, in diesen bescheidenen Räumen, hat Friedrichs Enkel, Friedrich Alfred, der jetzige Inhaber der Firma Friedrich Krupp, seit mehreren Jahren sein Privatbureau.

5

Friedrich Krupp hinterließ eine Wittwe, Therese, geborene Wilhelmi, mit der er, wie schon oben gesagt, seit August 1808 verheirathet mar, und vier Kinder. Der älteste Sohn Alfred — oder vielmehr Alfried, wie er mit dem Namen des Schutzpatrons der Stadt Essen, des heiligen Alfried von Hildesheim, getauft und in das Kirchenregister eingetragen wurde — mar am 26. April 1812 geboren, mithin beim Tode seines Vaters erst 14 Jahre alt. Eine ältere Schwester Ida war bereits vor Jahren gestorben; von zwei jüngeren Brüdern mar der eine, Hermann, bis 1848 thätiger Mitarbeiter seines Bruders. Er siedelte dann nach Wien über, wo er mit Erfolg eine Neusilber- und Alfenidenfabrik betrieb und vor einigen Jahren gestorben ist; der andere, Friedrich, lebt noch heute in Bonn.

Schon zu Lebzeiten des Vaters mar Alfried zu dessen Nachfolger bestinnnt und, was das Wichtigste war, mit dem Geheimniß der Herstellung des Gußstahles betraut morden. Alfried besuchte die Quarta des Gymnasiums zu Essen und war eben 13>/z Jahr alt, als ihn im October 1825 der Vater gelegentlich der Entlassung eines unzuverlässigen Buchhalters und eines werthlosen Werkführers zu sich in's Geschäft nahm und seinen Kunden mittheilte, daß er von nun an die Fabrik allein mit Beistand seines ältesten Sohnes betreiben werde. Während der nächsten sechs Monate, bis Ostern 1826, blieb Alfried noch auf dem Gymnasium und verrichtete die ihm vom Vater zugetheilte Arbeit in den wenigen Freistunden außerhalb der Schulzeit. Alfried war also ungefähr erst sechs Monate wirklich in der Fabrik thätig gewesen, als der Vater starb; und in einem Alter, wo sich andere Knaben mit jugendlichem Frohsinn und kindlicher Sorglosigkeit der schönen Schuljahre erfreuen, übernahm er die ganze Verantwortlichkeit seiner schweren, mühevollen Aufgabe. Hierin wurde er allerdings von seiner klugen, energischen Mutter auf das Kräftigste unterstützt. Nach den Bestimmungen des Verstorbenen sollte die Wittve mit Hülse des ältesten Sohnes das Geschäft weiterführen, und wenige Tage nach Friedrichs Beerdigung zeigte Therese Krupp, geborene Wilhelmi, den Geschäftsfreunden ihres verstorbenen Gatten an, „daß durch sein frühes Hinscheiden das Geheimniß der Bereitung des Gußstahls nicht verloren gegangen, sondern durch seine Vorsorge auf unseren ältesten Sohn, der unter seiner Leitung schon einige Zeit der Fabrik vorgestanden, übergegangen ist, und daß ich

Nord und S!tt>. XUX, I4S. 3

mit demselben das Geschäft unter der früheren Firma ‚Friedrich Krupps fortsetzen und in Hinsicht der Güte des Gußstahls, sowie auch der in meiner Fabrik verfertigten Waaren nichts zu wünschen übrig lassen werde."

Aus einein in späteren Jahren erlassenen Aufrufe an seine Arbeiter kann man wohl sehen, wie schwer es dem vierzehnjährigen Fabrikdirector mitunter um's Herz gewesen sein mag. „Ich stand," sagt er, „an den ursprünglichen Trümmern dieser Fabrik, dem väterlichen Erbe, mit wenigen Arbeitern in einer Reihe. Der Tagelohn für Schmiede und Schmelzer war damals von 18 Stüber auf 7>/2 Silbergroschen erhöht, der ganze Wochenlohn betrug 1 Thlr 15 Sgr. Fünfzehn Jahre lang habe ich gerade soviel erworben, um den Arbeitern ihren Lohn auszahlen zu können; für meine eigene Arbeit und Sorge hatte ich nichts weiter als das Bewußtsein der Pflichterfüllung." So stand er denn oft Nächte hindurch am Ambos, der Erste des Morgens, der Letzte des Abends, um ihm Schweiße seines Angesichts für sich und die Seinen das karge, tägliche Brot zu verdienen. Noch wenige Jahre vor seinem Tode schrieb er an einen Besucher der Fabrik: „Als meine Schulkameraden nach Tertia kamen und ich vierzehn Jahre alt war, sollte ich laut Testament für Rechnung meiner Mutter die Fabrik fortsetzen, ohne Kenntniß, Ersahrung, Kraft, Mittel und Kredit. Bei schwerer Arbeit oft Nächte hindurch lebte ich bloß von Kartoffeln, Kaffee, Butter und Brod, ohne Fleisch, mit dem Ernst eines bedrängten Familienvaters. Fünfundzwanzig Jahre lang habe ich ausgehalten, bis ich endlich bei allmählich steigender Besserung der Verhältnisse eine leidliche Existenz errang. Meine letzte Erinnerung aus der Vergangenheit ist diese lange drohende Gefahr des Unterganges und der Ueberwindung durch Ausdauer, Entbehrung und Arbeit; und das ist es, was ich jedem jungen Manne zur Aufmunterung sagen möchte, der nichts hat, nichts ist und was werden will."

Und auch nach des Tages Müh' und Plagen gönnt sich der unermüdliche Knabe noch keine Ruhe. Nächst seiner Vervollkommnung in der Leitung der Fabrik lag ihm auch daran, sich eine kaufmännische Ausbildung anzueignen. Jeden Sonntag besuchte er seinen Onkel und väterlichen Freund, den Kaufmann Karl Schulz, der ihm viele Jahre lang mit erfahreнем Rath zur Seite stand, um sich von diesem in der Buchführung und

kaufmännischen Wissen unterrichten zu lassen. Oft verbrachte er die Nacht bis in die frühen Morgenstunden mit der Ausarbeitung von Plänen zur Vervollkommnung der Erfindung, die ihm als kostbarstes väterliches Erbe hinterlassen war. Und dann durchzog er das ganze Märkische und Bergische ^and, um den Verkauf seiner Fabrikate, die damals hauptsächlich in Münzstempeln und -walzen. Lohgerberfalzen und Tuchscheeren bestanden, selbst zu betreiben. Und doch — trotz aller Arbeit, trotz allem redlichen Mühen und Schaffen — blieb der materielle Erfolg noch Jahre lang aus. Seit vielen Jahren giebt es keinen einzigen Arbeiter unter den mehr als zwanzig Tausenden, welche die Firma heute beschäftigt, der fo viel Sorge, Roth und Entbehrung, so viele bittere Stunden der Angst und Enttäuschung ertragen hätte, wie Friedrich, der geniale Gründer des Geschäfts, und sein großer Sohn und Nachfolger Alfred Krupp.

 Noch einen letzten Rückblick wollen wir uns gestatten auf diese Jahre des Kampfes und der Noth, indem wir Alfred Krupps erhabene und gemüth<volle Worte wiedergeben, welche er im Jahre 1873 unter eine Abbildung des „Stammhauses" schrieb und in Vervielfältigung unter seinen Arbeitern vertheilte: „Vor fünfzig Jahren war diese ursprüngliche Arbeiterwohnung die Zuflucht meiner Eltern. Möchte jedem unserer Arbeiter der Kummer fern bleiben, den die Gründung dieser Fabrik über uns verhängte! Fünfundzwanzig Jahre lang blieb der Erfolg zweifelhaft, der seitdem allmählich die Entbehrungen, Anstrengungen, Zuversicht und Beharrlichkeit der Vergangenheit so wunderbar belohnt hat. Möge dieses Beispiel Andere in Bedrängniß ermuthigen, möge, es die Achtung vor kleinen Häusern und das Mitgefühl für die oft großen Sorgen darin vermehren! Der Zweck der Arbeit soll das Gemeinwohl sein; dann bringt Arbeit Segen, dann ist Arbeit Gebet. Möge in unserem Verbände Jeder vom Höchsten zum Geringsten mit gleicher Ueberzeugung fein häusliches Glück dankbar und bescheiden zu begründen und zu befestigen streben; dann ist mein höchster Wunsch erfüllt."

 Nach sechsjähriger schwerer Arbeit, im Jahre 1832, war die Zahl der Arbeiter, die sich zur Zeit von Friedrich Krupps Tod auf vier belief, nur auf zehn gestiegen. Einen mächtigen Aufschwung erhielt die Fabrik gegen Ende der dreißiger Jahre durch eine Erfindung Krupps, die man wohl als den Anfang der späteren großartigen Entwicklung des Geschäftes und als die erste materielle Belohnung des Genies, des Fleißes und der Ausdauer des Erfinders betrachten kann. Es mar dies die Erzeugung der Löffelwalze aus Gußstahl für die Fabrikation von Löffeln in Gold und andern edlen Metallen. Dieselbe wurde schnell in fast allen europäischen Staaten patentirt, und durch den Verkauf des Patents in England erwarb Krupp eine so bedeutende Summe, daß es ihm nicht nur möglich wurde, einen großen Theil der auf dem Geschäfte noch lastenden alten Schulden zu tilgen, sondern auch den Betrieb desselben beträchtlich zu erweitern. Ermuthigt durch diesen ersten reellen Erfolg wollte Krupp seine Erfindung vor Allem in Deutschland nach besten Kräften ausbeuten. Er wandte sich behufs finanzieller Verbindung an das damals in den Nheinprovinzen vornehmste Bankhaus von der Heydt, Kersten 6 Cie. in Elberfeld. Die von dieser Firma gestellten Bedingungen waren jedoch der Art, daß Krupp dieselben nicht annehmen konnte; unter Anderem bestand das Bankhaus darauf, daß das Patent in einem seinen Namen tragenden Werke in Elberfeld ausgebeutet werden sollte. Besseren Erfolg hatten die Verhandlungen mit Alexander Schöllr, einem geborenen Dürener, der seit 1833 als Großhändler in Wien etablirt war. In Gemeinschaft mit diesem wurde im Jahre 1844 die Metallwarenfabrik von Krupp und Schöllr in Leobersdorf bei Wien in's Leben gerufen, und die technische Leitung derselben Alfreds jüngerem Bruder Hermann Krupp anvertraut.

 Der Anfang der vierziger Jahre mar für den Aufschwung und Ausdehnung des Essener Werkes eine ganz besonders günstige Periode. Aus den zehn Arbeitern im Jahre 1832 waren im Jahre 1843 schon 107 und im nächstfolgenden Jahre 122 geworden. Ausführliche statistische Angaben über das Wachstum der Arbeiterzahl sowie des von den Fabrikgebäuden bedeckten Areals sind in dem oben erwähnten Werke von Diedrich Bädeker, sowie in einer recht hübsch und frisch geschriebenen biographischen Skizze von Victor Niemeyer (Alfried Krupp. Ein Bild seines Lebens und Wirkens. Essen 1887), der wir manche interessante Mittheilung entnommen haben, enthalten. In diese Periode, die vierziger Jahre, fällt auch das Ereigniß, das vor Allem dem Hause Krupp seine Weltbedeutung gegeben Hai.

 Im Jahre 1847 verfertigte Krupp das erste Geschützrohr, einen glatten Dreipfünder-Vorlader. Er sandte es zur Prüfung an das Kriegsministerium in Berlin, wo es allerdings vor der Hand wenig Beachtung gewann. Erst zwei Jahre später, 1849, wurde es von einer Commissi« » von Artillerieoffizieren geprüft, die sich einstimmig über die Vortrefflichkeit des Materials aussprach. Bestellungen blieben vorläufig noch aus.

 Krupp hatte schon vier Jahre vorher, 1843, zwei Gußstahl-Gew eh rläufe nach Berlin geschickt. Die Sendung kam uneroffnet zurück, mit dem Bemerken des Kriegsministeriums: „die preußische Waffe sei so vollkommen, daß sie keiner Verbesserung mehr bedürfe!" Herr Diedrich Bädeker erzählt uns, daß Alfred Krupp dieses Schreiben später vernichtet habe, weil er nicht wollte, „daß ein die Kurzsichtigkeit damaliger maßgebender Kreise in Preußen so bloßstellendes Aktenstück einmal an die Oeffentlichkeit käme."

 Im Anfang des Jahres 1848 war auch Friedrich Krupp, der jüngste Bruder der Familie aus dein Geschäft getreten, und am 24. Februar desselben Jahres, am Tage des Ausbruchs der französischen Revolution, übernahm Alfred Krupp das Essener Werk auf eigene Rechnung, und zwar unter scheinbar sehr ungünstigen Verhältnissen. Die Arbeiterzahl, welche 1845 schon die Höhe von 122 erreicht hatte, war auf 72 herabgesunken. Eine außerordentliche wirtschaftliche Depression lastete auf ganz Centraaleurova, und mit welchen Schwierigkeiten der Fabrikherr zu kämpfen hatte, wird durch die wohl verbürgte Thatsache bemiesen, daß Alfred Krupp genöthigt war, sein ganzes Silberzeug zu verkaufen, um seine Arbeiter pünktlich auszahlen zu können. An diese dachte er stets zunächst, dann erst an seine Familie, an sich selbst in letzter Reihe.

 So finden wir denn jetzt Alfred Krupp als den einzigen Besitzer des Geschäftes, dem er — durch eigenes Genie, durch eigene Thatkraft, und auch durch das Glück begünstigt — eine Bedeutung in der Culturgeschichte Europas gegeben hat, wie dies bisher noch bei keinem Privatunternehmen der Fall gewesen ist. Er war jetzt 36 Jahre alt; er hatte sich eine gründliche praktische Kenntniß der Eisen- und Stahlfabrikation angeeignet und hatte auch nicht versäumt, sich in theoretischer und allgemein wissenschaftlicher Beziehung auszubilden. Auf mehrfachen und längeren Besuchen nach England hatte er sich nicht nur eine gründliche Einsicht in die geschäftlichen Verhältnisse Englands verschafft, das damals ohne Rivalen an der Spitze des Handels und der Industrie der Welt stand, sondern hatte sich auch eine vollständige Kenntniß der englischen Sprache gewonnen, deren er. sich wie seiner Muttersprache bedienen konnte. Er beherrschte auch die französische Sprache vollkommen, hat aber dem Englischen während seines ganzen Lebens den Vorzug gegeben.

 Glücklicherweise waren die kritischen Geschäftsverhältnisse, unter denen Krupp die alleinige Leitung des Essener Werkes unternommen hatte, nicht von langer Dauer. Nach dem stürmischen Revolutionsjahre 1848 nahm die gesummte nordeuropäische Industrie einen gewaltigen hocheerfreulichen Aufschwung, und der Essener Fabrikherr war nicht der Mann, die Gelegenheit unbenutzt vorübergehen zu lassen. Zahlen führen eine beredte Sprache. Wir entnehmen hier einige wenige der schon oben erwähnten Broschüre Victor Niemeyers, die uns einen vollkommenen Begriff von der Entwicklung des Kruvv'schen Geschäftes geben. Mit 72 Arbeitern hatte Alfred Krupp die Fabrik im Jahre 1848 auf eigene Rechnung übernommen. Die Zahl derselben war in den nächsten 18 Jahren wie folgt gestiegen: im Jahre 1849 auf 107, 1850 auf 237, 1852 auf 340, 1855 auf 693, 1856 auf 970, 1858 auf 1047, 1859 auf 1391, 1860 auf 1764, 1861 auf 2072, ^ 1862 auf 2512, 1863 auf 4185, 1864 auf 6693, 1865 auf 8187.

 Die erste Londoner Weltausstellung des Jahres 1851 gab die Gelegenheit, den Namen Krupp weit über die Grenzen des deutschen Vaterlandes hinauszutragen und die großartige Entwicklung der deutschen Eisenund Stahlindustrie vor die erstaunten Augen des Auslandes zu bringen. Erregte schon ein im Jahre 1850 hergestelltes Sechspfünder-Geschützrohr —in Construction dem Dreipfünder ähnlich, der 1847 nach Berlin geschickt mar, — die allgemeine Bewunderung der Sachkundigen, die die Londoner Ausstellung besuchten, so bildete ein von Krupp hergestellter Gußstahlblock wirklich den Mittelpunkt der ganzen Ausstellung. Bisher war es unter günstigsten Verhältnissen gelungen Stahlblöcke von 20 Centner zu gießen. Hier kam ein bis dahin ganz unbekannter Fabrikant aus einem kleinen rheinischen Städtchen, dessen Name in England kaum je genannt war, und legte eine Gußstahlmasse von 4000 Pfund oder ca. 2000 Kilogramm vor. Das konnte nicht mit rechten Dingen zugehen! Eine gewaltige Aufregung bemächtigte sich der dabei interessirten Kreise. Von nah und fern kam man her, um dieses Wunder zu betrachten. Einige englische Fachzeitungen witterten sogar „Betrug". Man wollte nicht glauben, daß eine solche Masse auch schmiedbar sei. Die englischen und französischen Techniker behaupteten, daß der Gußstahl, ebenso wie das Gußeisen, in Schmiedehitze versetzt, zwischen Hammer und Amboß in unzählbare Atome zerspringen würde. Krupp antwortete auf diese damals ganz berechtigt scheinenden Behauptungen in seiner ihm charakteristischen praktischen Weise. Er ließ ein großes Stück aus seinem Stahlblock schneiden, in das Feuer legen und auf dem Amboß nach allen Richtungen ausschmieden. Ein Wunder mar geschehen, der Ruf des Essener Gußstahlfabrikanten verbreitete sich über die ganze civilifirte Welt. Er, der Ausländer, war der Einzige, der in seiner Branche mit der höchsten Auszeichnung, der großen Osunoil Älsclsl, beehrt wurde. Aus dem vierzehnjährigen Knaben, der die Quarta verließ, um sich im Arbeiterkittel neben seinem Vater an den Amboß zu stellen, war einer der größten Fabrikhern der Welt geworden.

 Jetzt blieben auch die materiellen Erfolge nicht mehr aus. Eine von Alfred Krupp 1852 gemachte Erfindung, die Radbandagen der Eisenbahnmagen aus Tiegelgußstahl ohne Schweißung herzustellen, d. h. einen Eisenring ohne Rath zu erzeugen, der an keinem Punkte der Peripherie eine schwächere Widerstandsfähigkeit hat, wurde sofort durch Patente in allen Staaten Europas geschützt und brachte dem Geschäft ganz großartige Summen ein.

 Im Jahre 1850 war Krupps Mutter gestorben. Die hochherzige Frau, deren weiser Rath und starker Charakter ihrem Sohne ein unschätzbarer Beistand und Trost in den trübsten Stunden gewesen sind, lebte nicht lange genug, um ihren Sohn auf dem Gipfelpunkte seiner großen Laufbahn zu erblicken. Sie starb aber in der festen Zuversicht, daß sein Genie, sein Fleiß und seine Treue endlich durch Erfolg gekrönt werden mußten. Krupp sprach von dieser außerordentlichen Frau bis zum Ende seines Lebens stets mit liebevoller Verehrung und mit inniger kindlicher Pietät. Sie ruht auf dein „Alten Kirchhof" in Essen; nicht weit von ihrem Grabe schläft auch ihr geliebter Sohn seinen letzten Schlaf.

 Im Jahre 1852 verließ Krupp das alte „Stammhaus", das kleine Arbeiterheim, in dem er mit den Seinen so viele trübe, schwere Tage verlebt hatte, und bezog eine etwas geräumiger und bequemer eingerichtete Wohnung in unmittelbarer Nähe des alten Häuschens, ein zweistöckiges, sehr bescheidenes Haus, in dem er bis 1860 wohnte. Ein Jahr später vermählte er sich mit Bertha Eichhoff, Tochter des Steuerraths Eichhoff in Köln, die ihm am 17. Februar 1854 einen Sohn gebar, den jetzigen Inhaber der Firma, Friedrich Alfred Krupp.

 Wie schon oben bemerkt morden, mar das Wohl und Wehe seiner Arbeiter für Krupp stets eine der ersten und wichtigsten Fragen. Jetzt wo materielle Erfolge in stets wachsendem, unerwartet großem Maße seine, Bemühungen krönten, richtete sich sein Augenmerk zunächst auf die Verbesserung der Lage seiner Arbeiter. Er selbst hatte bittere Erfahrungen schwerer Roth und Sorge gemacht; er machte es sich jetzt zur Aufgabe, den Seinigen, die durch ihren Fleiß und ihre Treue zur Erringung seiner Erfolge beitrugen, eine möglichst sorgenfreie und behagliche Existenz zu verschaffen, sowie auch ihr geistiges Wohl zu heben. So stiftete er zunächst im Jahre 1853 eine „Hülfskasse in Fällen von Krankheit und Tod", welcher jeder Meister und Arbeiter beizutreten verpflichtet war. Die Beiträge der Einzelnen wurden selbstverständlich nach den betreffenden Einkünften der Mitglieder berechnet. Diese Kasse sichert ihren Mitgliedern im Falle der Erkrankung ärztlichen Beistand und Versorgung mit Arzneimitteln, sowie vom dritten Tage ab eine Geldunterstützung und, im Falle des Sterbens, den Hinterbliebenen einen Theil der Beerdigungskosten. Die aus den Überschüssen sich bildenden Reservefonds werden für Pensionen arbeitsunfähiger Arbeiter bestimmt. Im Jahre 1887 gehörten von den Arbeitern der Essener Werke allein 12 674 dieser Krankenkasse an. Hierbei muß in Betracht gezogen werden, daß die Familienangehörigen dieser Arbeiter deren Zahl um mehr als das Doppelte übersteigen, und man kann sich einen Begriff von dem Wohlthätigkeitswerke machen, das Krupps Liebe für seine Arbeiter geschaffen hat.

 Das plötzliche und unerwartet umfangreiche Aufblühen einer Industrie und das dadurch verursachten Zuströmen von Bevölkerung hat gewöhnlich als natürliche Folgen Wohnungsmangel, Steigerung der Miethpreise, Preiserhöhung der Lebensmittel und andere hauptsächlich den armen Mann treffende Uebel. Gewissenlose Händler mit allen möglichen Waaren überschwemmten den sich zu großartiger Blüthe schnell entwickelnden Essener District. „Der größte Theil der neuerstandenm Kaufgeschäfte," sagt Victor Niedermever in seiner Broschüre, „bestand aus sogenannten Winkelgeschäften, von denen sich die meisten an den Wegen ansiedelten, welche der Arbeiter zwischen seiner Wohnung und der Arbeitsstelle zu gehen hatte. Gewissenloses Creditgeben diente dazu, den Arbeiter anzulocken, der nicht bedachte, daß er oft nur schlechte und immer theure Waaren erhielt. War er erst einmal dem Schuldbuche des Winkeliers verfallen, so war es schwer, sich aus demselben wieder zu befreien. Die drohenden Schuldklagen hielten ihn beim Gläubiger fest, dem er oft Wucherzinsen zahlen mußte. Nicht weniger als diesen kleinen Geschäften war der Arbeiter den Wirthshäusern verfallen, die wie Pilze aus der Erde schössen. Er suchte sie uin so lieber auf, als die überfüllte, unbehagliche Wohnung daheim nicht viel Reiz für ihn hatte; und manchen Aerger, manche Sorge suchte er mit Bier und Schnaps hinwegzuspülen."

 Diesen unseligen Zuständen ein Ende Ende zu machen, war Alfted Krupps erste Aufgabe, sobald seine geschäftlichen Verhältnisse ihm den Kopf einigermaßen frei ließen. Als das beste Mittel, das wucherische Treiben dieser gewissenslosen Winkelkrämer zu bekämpfen, erachtete er die Errichtung von Consumanstalten nach dem Princip der in den großen Baumwollenspinnerei- und -webereidistricten von Zorkshire und Lancashire seit vielen Jahren bestehenden „CÜ«per»tivs Ltorss".

 Schon im Jahre 1858 wurde eine Bäckerei eingerichtet; Colonialund Spezereiwaaren, Schuhmacherei, Manufacturwaaren, Schneiderei, Selterwasseranstalt, Gast- und Biermirthschaften, Schlächterei und Fleischverkauf wurden im Laufe der Jahre in den Umfang des Consumvereins aufgenommen. In diesen Anstalten erhält der Arbeiter gegen Baarzahlung alle Lebensbedürfnisse zum Preise der Selbstkosten.

 Auch auf die Lösung der Wohnungsfrage verwandte Krupp seine ernsteste Fürsorge. Die Verhältnisse waren in dieser Beziehung zu Anfang der fünfziger Jahre von der allertraurigsten Art. Im Stadtbezirk „Zum Heiligen Geist" kamen auf 124 Häuser 2962 Einwohner, also nicht weniger als 24 Seelen auf jedes Arbeiterhaus. Schon Ende dieses Jahrzehnts wurde eine Anzahl von Arbeiterwohnungen gebaut, und 1863 entstand die Colonie „Westend" mit 40 Häusern, 140 Wohnungen enthaltend. Die im Juli 1888 gemachte Aufnahme giebt in dieser Beziehung folgendes Resultat: Von der von dem Krupp'schen Werke abhängigen Bevölkerung von 73 769 Seelen wohnen 24193 in Hausern, welche der Fabrik gehören, und 12 723 in eigenen Häufern.

 Es würde weit über den Rahmen dieses Aufsatzes hinausgehen, wollten wir hier die großartigen Bestrebungen Krupps zum Wohl seiner Arbeiter tiefer in's Auge fassen; ein großes Buch verdient darüber geschrieben zu werden. Sein hohes Menschlichkeitsgefühl, fein edles Herz, die warme Zuneigung, die er für seine Arbeiter empfand, der Ernst und die Intelligenz, init der er die Angelegenheit in Erwägung nahm und durchführte, machten es diesem Arbeitsgeber möglich, die „social-politische" Frage im „Königreiche Krupp", wie Herr Niemeyer das Essener Werk bezeichnet, aus das Glänzendste zu lösen. Der damalige Vicepräsident des preußischen Staatsministeriums und Minister des Innern, Herr von Putkamer, nannte bei seinem kurz nach dem Tode Krupps stattgehabten Besuche, Essen mit Recht einen „wahrhaft klassischen Boden".

 Inzwischen hatte sich das Geschäft in erfreulichster Weise entwickelt. Große Bestellungen von Eisenbahn-Wagenachsen und Achsen an Förderund Wasserhaltungmaschinen nahmen nach der Londoner Ausstellung die Thätigkeit der Fabrik hauptsächlich in Anspruch. Die pecuniären Vortheile, welche die Herstellung dieser Gegenstände erzielte, waren über alle Erwartungen groß. Auf der Londoner Ausstellung hatte sich die Finna Krupp den ersten Platz unter den Gußstahlfabriken der Welt erworben. Von dieser Periode an datirt eigentlich die großartige Entwicklung des Geschäfts, die es schließlich an die Spitze der Weltindustrie führte. Es ist wohl hier am Platze, in wenigen Worten den Umfang des Essener Werkes im Jahre 1852 zu geben. Es wurde in diesem Jahre nach Bädekers Aufstellung mit 70 Schmelz-, Cement- und Glühöfen, 4 Dampfmaschinen (gegen 2 im Jahre 1851) und mit 6 Hämmern (gegen 4 im Jahre 1851), worunter 2 Dampfhämmer, gearbeitet, und damit 1 450 000 Pfund Gußstahl (gegen 1120 000 im Jahre 1851) producirt. Im Durchschnitt fanden ^40 Arbeiter tägliche Beschäftigung auf dem Essener Werke. Um diese Zeit fiel auch der erste hohe Besuch, dessen sich die Fabrik zu erfreuen hatte. Im Juni 1853 war der Prinz von Preußen, später Kaiser Wilhelm I., auf einer Inspectionsreise nach Essen gekommen, um das dortige Landwehrbataillon zu besichtigen. Schon damals, wie er sich später bei einem zweiten Besuche als König äußerte, erregten die Arbeiten und die allgemeine Beschaffenheit des Krupp'schen Werkes das Interesse des hohen Herrn in außerordentlichem Grade. Es ist wohl diesem Besuche des damaligen Thronfolgers zu danken, daß bei der bald darauf stattfindenden

Grundsteinlegung eines von den: Fabrikanten Huyssen gestifteten Krankenhauses Seine Majestät der König Friedrich Wilhelm IV. für ein Bett in demselben die Summe von 2500 Thaler schenkte, und zwar, wie ausdrücklich bemerkt wurde, „in Folge der Verwendung des Herrn Alfred Krupp."

Wir können die weniger wichtigen Industrie-Ausstellungen zu Düsseldorf 1852 und zu München 1854, bei denen sich die Krupp'schen Fabrikate wieder den unbestrittenen ersten Platz errangen, nur erwähnen, um zu der großen internationalen Industrie-Ausstellung zu Paris 1855 zu gelangen. Die glänzenden Versprechungen von 1851 in London waren auf das Herrlichste in Erfüllung gegangen. Krupp stellte hier einen Block Gußstahl aus, der 5000 Klg. oder 10 000 Pfund wog, also seinen Vorgänger in London um bedeutend mehr als das Doppelte übertraf. Ein Correspondent der „Augsburger Allgemeinen Zeitung" erzählt, daß dieser stählerne Koloß ganz besonders den Pariser Arbeitern imponirte, die ihn „la «serös Ms crsiss ä'Lllsriumä" nannten. Alfted Krupp mar gewiß nicht der Mann der Renommage und der Selbstüberhebung, und es ist also von Interesse, hier zu constatiren, daß er sich schon jetzt in Paris erbot, Gußstahlblöcke im Gewicht von 25 000 Pfund zu liefern.

Neben den zahlreichen Erzeugnissen der Essener Werke welche in Paris zur Ausstellung kamen, erregte vor Allein eine zmölvfvündige Granatkanone das allgemeine Interesse, insbesondere das der Franzosen. Umfassende Schießversuche mit Krupp'schen Kanonen wurden von einer französischen Commission unter General Morin vorgenommen, aus denen das Essener Geschütz über Alles triumphirend hervorkam. Nach 3000 Schüssen zeigte sich das Kruppsche Rohr noch vollkommen intakt.

Es darf hier nicht unterlassen werden, Alfred Krupp auch als Patrioten in sein rechtes Licht zu stellen. Mit Ausnahme von einigen Rohren zu Versuchszwecken hat die Essener Fabrik dem Erbfeinde Deutschlands nicht eine einzige Kanone geliefert. Die Franzosen haben ihm dies nie vergessen; selbst nach seinem Tode weigerten sie sich, die Bedeutung und die Verdienste des von der ganzen Welt bewunderten Mannes anzuerkennen. Dergleichen Gefühle beruhen glücklicherweise fast immer auf Gegenseitigkeit. Dem geraden, urdeutschen Charakter Krupps war das ganze Franzosenthum im höchsten Grade unsympathisch. Obgleich vollständiger Meister der französischen Sprache, bediente er sich derselben ungern und nur, wenn er durchaus dazu gezwungen mar.

Andere Regierungen zögerten nicht, Versuche mit Krupp'schen Kanonen anzustellen, und zwar zunächst Nußland, Holland, Württemberg, die Schweiz, Hannover, Spanien und Oesterreich. Selbst das eifersüchtige England machte einen Versuch mit einer 68pfündigen Bombenkanone. Das Rohr dieses Monstregeschützes wog im geschmiedeten Zustande 6000—7000 Pfund. Zu seiner Herstellung war ein Gußblock von 9000—10000 Pfund Gewicht nöthig gewesen. Der Versuch wurde in Woolwich im Jahre 1855 gemacht und mißglückte in Folge der ganz unvernünftigen Ladungsverhältnisse. Doch war durch diesen einen leicht erklärbaren Unfall das Vertrauen zu dem Krupp'schen Material durchaus nicht erschüttert. Aegypten war der erste Staat, der eine größere Anzahl von Kanonen (36) in den Jahren 1856—1859 bezog. Und auch Preußen bestellte noch in diesem Jahre die ersten Gußstahlblöcke, und zwar zu Hinterladern. Vor der Einführung der Hinterladegeschütze waren die Erfolge in dieser Branche der Fabrikation eine vergleichsmäßig geringe; jetzt aber entwickelte sich die Geschützfabrikation, der Krupp doch eigentlich seinen Weltruf und den Namen der „Kanonenkönig" verdankt, in geradezu großartiger Weise. Außer den oben erwähnten 36 Geschützen für Aegypten kamen noch in diesem Jahre Bestellungen von sieben Zwölfpfündern für Braunschweig und von 23 fertigen und 277 vorgearbeiteten Sechspfündern für Preußen. Der Abschluß des Jahres 1856 erweist eine Production von 5^ Millionen Pfund Gußstahl. Die Zahl der Arbeiter betrug jetzt 970, und die Fabrik bedeckte ein Areal von 55 bis 56 Morgen.

Inmitten der großartigen geschäftlichen Entwicklung vergaß Krupp aber nicht, an das Wohl seiner Arbeiter zu denken. In diesem Jahre wurde die erste Mena'ge für unverheirathete Arbeiter, oder solche, die ihre Familien in der Heimat zurückgelassen hatten, eröffnet. In diesem zuerst für 200 Personen berechneten Institut erhielten die Arbeiter reinliches Logis und angemessene Verpflegung zu den denkbar billigsten Preisen. Dabei wurde es noch möglich gemacht, mit dm übrig gebliebenen Speisen bedürftige Witwen und arme, durch Krankheit zurückgekommene Arbeiter zu unterstützen. Auf Verzinsung, und Amortisation des im Gebäude angelegten Kapitals hatte Alfred Krupp von vornherein verzichtet.

Das Jahr 1859 mar wiederum von Bedeutung für das Essener Werk. Mit den bereits 1856 gelieferten Gußstahl-Sechspfündern waren während der beiden folgenden Jahre sehr umfangreiche Probeschießungen vorgenommen und zu Anfang 1859 von der betreffenden Prüfungscommission ein sehr günstiger Bericht über dieselben eingereicht. Kaiser Wilhelm, damals Prinzregent, hatte mehreren dieser Uebungen beigewohnt, deren Ergebniß so durchaus befriedigend war, daß er bereits am 7. Mai die Herstellung von 300 gezogenen Feldgeschützen befahl. Ihm gebührt das Verdienst, den Gußstahl-Hinterlader in die preußische Armee eingeführt zu haben. Außer den 300 für Preußen bestimmten Rohren kamen noch kleinere Bestellungenen von der Schweiz und Braunschweig, so daß die Anzahl der im Jahre 1859 bestellten und bis auf zwei abgelieferten Geschütze auf 331 stieg gegen 20 im vorhergehenden Jahre.

König Friedrich Wilhelm IV. starb am 2. Januar 1861, und sein Bruder bestieg als Wilhelm I. den Thron seiner Väter. Noch in demselben Jahre bot sich dem König die Gelegenheit, das Essener Werk, das er schon als Prinz mit seinein Besuch beehrt hatte, auf's Neue in Augenschein zu nehmen, und zwar auf seiner Rückreise von Compiögne, wo er am 6. October dem Kaiser Napoleon III. einen Besuch abgestattet hatte.

Am 9. October traf der König in Essen ein und begab sich in Begleitung seines Sohnes, des Kronprinzen Friedrich Wilhelm, und des Kriegsministers vonNoon nach der Krupp'schen Fabrik, wo er vier volle Stunden der Besichtigung der verschiedenen Abtheilungen des Werkes widmete. In Gegenwart der hohen Gäste wurde aus ca. 300 Tiegeln ein Stahlblock von 18 000 Pfund gegossen. Der kurz vorher errichtete, 120 000 Pfund wiegende Riesen-Dainpfhammer schmiedete vor ihren Augen einen Gußstahlblock von 15 000 Pfund Gewicht und 15 Fuß Länge. Der König äußerte sich in allerherzlichster Weise über die seit seinem ersten Besuche im Jahre 1853 erreichte Entwicklung des Werkes, „das neben seiner gewerblichen Bedeutung einen edlen vaterländischen Zweck habe." Noch an demselben Tage theilte der König dem Fabrikherrn persönlich seine Ernennung zum Geheimen Commerzienrath mit. Herr Krupp nahm die ihm erwiesene Auszeichnung dankbar an; doch hatte er für Titel, Orden und sonstige äußere Ehrenbezeugungen keinen rechten Sinn. Schon im vorhergehenden Jahre hatte er den Rothen Adlerorden dritter Klasse mit der Schleife erhalten; in späteren Jahren wurde er mit derartigen Auszeichnungen überschüttet. Er mar einer der reichst decorirten Männer der Welt, und doch hat ihn kaum je Einer einen Orden auf der Brust tragen sehn. Die ihm angebotene Erhebung in den Adelsstand lehnte er mit Dank ab. Der kräftige, märkische, einsilbige Name Krupp hatte für ihn einen schöneren, edleren Klang als aller Adelsprunk.

Die zweite Londoner Weltausstellung von 1862 brachte neue Lorbeern. Außer einem Vorderlader mit 3" 41 Kaliber und 595 Pfund Gewicht zeigte der Katalog 34 verschiedene Nummern der Finna Krupp, darunter einen Block von Gußstahl von 40 000 Pfund und eine Achse mit zwei Kurbeln für ein Schiff des Norddeutschen Lloyd in Bremen von 22 000 Pfund Gewicht. „In Stahl schlagen wir die ganze Welt," schrieb Lothar Bucher über die Kruppschen Erzeugnisse in seinen interessanten Berichten über die Londoner Ausstellung. Namentlich erregten hier auch die bereits erwähnten Eisenbahn-Radreifen ohne Schweißung große Aufmerksamkeit und brachten der Firma bedeutende Bestellungen von Eisenbahngesellschaften fast aller Länder der Welt, die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika mit eingeschlossen. Von Belgien, das schon im vorigen Jahre 184 Sechsvfünder bezogen hatte, kam jetzt noch eine weitere Bestellung von III Vierpfündern, 200 Zmölvpfündern und einem Vierundachtzigpfünder. Von Bayern kamen auch größere Aufträge, und selbst die berühmten englischen Firmen Blakely, Whitworth und Armstrong bezogen längere Zeit die „Seelenrohre" für ihre schmiedeeisernen Kanonen aus der Krupv'schen Fabrik. Mit dem stets größer werdenden Zuwachs der Arbeiterzahl und dem dadurch verursachten Zuzug fremder Elemente mußte auch jetzt die Wohnungsfrage wieder in Betracht kommen. Die Einwohnerzahl von Essen hatte sich von 1047» (1852) in zehn Jahren beinahe verdoppelt und war 1864 auf 31 327 gestiegen. Die Beschaffung eigener Wohnungen für seine Arbeiter erschien Krupp als eine unumgängliche Nothwendigkeit. So gründete er denn im Jahre 1863 seine erste Arbeitercolonie „Westend" mit 160 Wohnungen.

Der dänische Krieg von 1864 sollte Krupp die Gelegenheit bieten seine Geschütze in praktischster Weise, auf dein Schlachtfelde, zur Geltung zu bringen. 38 Kruvp'sche Kanonen kamen während dieses Feldzuges in's Feuer und bewährten sich auf's Glänzendste. Beredter als alle Lobeserhebungen sprechen die materiellen Resultate. Noch in demselben Jahre bestellte die preußische Negierung 338, Nußland 224 Geschütze verschiedenen Kalibers; 205 Kanonen wurden von anderen Regierungen bestellt. Da» runter war die „Schleswig-Holsteinsche Regierung" mit 37 Vier- und Sechspfündern, die Türkei, Schweden, Holland, Aegypten u. A. Die Arbeiterzahl war in diesem Jahre auf 8187 gestiegen; es wurde über eine Million Pfund Gußstahl hergestellt. Dieses merkwürdige Jahr sollte nicht ohne einen wichtigen Besuch schließen. Am 28. October traf der preußische Ministerpräsident und Minister das Auswärtigen Herr von Bismarck, von seiner berühmt gewordenen Biarritzreise zurückkehrend und einer Einladung Krupps folgend, in Essen ein. Er verbrachte den Abend und die Nacht in angenehmster Weise in Krupps Hause und reiste am nächsten Tage nach Berlin weiter.

Der Krieg von 1866 bot dem Krupp'schen Geschütz eine zweite und noch großartigere Gelegenheit, seine Borzüge im Felde über alle anderen an den Tag zu legen. So durchdrungen war König Wilhelm von dieser Thatsache, daß er noch im Herbste des Jahres 1866 eine sehr bedeutende Bestellung bei Krupp machte. Dieselbe bestand aus 402 8cm-Geschützen für die reitende Artillerie, 53 Vierpfündern, 280 Stück Sechspfündern und 30 Vierundzwanzigpfündern. Die einzelnen Mängel, die sich im Feldzuge von 1866 herausgestellt hatten und die, wie dies bei neuen Erfindungen stets der Fall ist, kaum zu vermeiden waren, wurden auf das Genauste geprüft und bei der Herstellung der neuen Geschütze auf das Sorfältigste beseitigt.

Die zweite Pariser Weltausstellung 1867 gab Krupp die Gelegenheit, die Erzeugnisse seines Niesenetablissements in wahrhaft imposanter Weise vor die Augen zu führen. Vor Allen: war es ein Monstregeschütz, eine sogenannte „Ringkanone", das die Aufmerksamkeit sämtlicher Besucher, der Sachkundigen sowohl wie der Laien, im höchsten Grade in Anspruch nahm. Die Ringconstruction, die Alfred Krupps eigene Erfindung ist. besteht darin, „daß auf das eigentliche Geschützrohr andere, angewärmte und dadurch erweiterte Gußstahlcylinder, deren innerer Durchmesser im kalten Zustande kleiner ist als der Durchmesser des ursprünglichen Rohres, aufgezogen werden. Die Wirkung der so befestigten Cylinder ist zunächst ein Zusammendrücken dieses letzten Rohres bis zu einem gewissen Grade, während dem entsprechend die äußeren Cylinder ausgedehnt werden." Die in Paris ausgestellte Kanone wog circa 100 000 Pfund und hatte einen Seelendurchmesser von 35,5 Centmieter (14 Zoll). Die Herstellung derselben nahm 14 Monate in Anspruch, und der Preis des Rohres allein wurde auf 300 000 Mark veranschlagt. Die ebenfalls von Krupp verfertigte Stahllafette wog 30 000 Pfund und der dazu gehörende drehbare Rahmen 50 000 Pfund. Etwas nur annähernd Großartiges in dieser Art hatte die Welt bis jetzt noch nicht gesehn. Es mag hier beiläufig bemerkt werden, daß Krupp vor feinem Tode ein Riesengeschütz herstellte, das 240 000 Pfund wiegt und Geschosse von 2100 Pfund mit 660 Pfund Pulverladung abfeuert.

Es schien Alfred Krupp ein harmloses Vergnügen zu machen, den Parisern und der Welt im Allgemeinen das Kolossale, das Riesenhafte seiner Erzeugnisse vorzuführen. Außer der großen Ringkanone waren noch eine gezogene Gebirgskanone von 86,5 Millimeter Kaliber, eine Doppelkurbelwelle für ein Dampfschiff von 19 000 Pfund Gewicht, eine Eisenbahnstahlschiene, 50 Fuß lang, eine gemalzte Gußstahlplatte, 30 Fuß lang und 19 Zoll breit und schließlich als kleine Zugabe ein Gußstahlblock von 80 000 Pfund ausgestellt. „Für den Block sowohl wie für das Monftregeschütz hatte die Fabrik einen eigenen, auf acht Achsen ruhenden Eisenbahnmagen gebaut. Derselbe wurde in Separatzug nach Paris gefahren, da die Eisenbahngesellschaften sich weigerten, ihn in dem gewöhnlichen Güterzuge zu befördern." (Essener Zeitung vom 23. Februar 1867.)

Man muß es den Franzosen zugestehen, daß sie zu dieser Zeit den Krupp'schen Erzeugnissen ihre unverhohlene Bewunderung nicht vorenthielten. In einer Serie längerer Aufsätze, welche von verschiedenen Sachkundigen in der Pariser Zeitung l/Ltsn6rsä veröffentlicht wurde, wird u. A. Folgendes über die Krupp'sche Ausstellung gesagt: „Was uns am meisten anzieht bei der Betrachtung seiner Werke, ist weniger die Fabrikation des Geschützes für Festungen und Flotte, als die Gesamntheit der materiellen Mittel, welche diese Fabrikation erfordert, die Masse und die Kraft der Maschinen, deren sie bedarf. Von diesem Gesichtspunkte aus steht die Anstalt des Herrn Krupp über allen andern der Erde. Während Krupp StahlMassen von 38 090 Kilogramm herstellt, ist es in Frankreich schon etwas Außerordentliches, einen Block von 10 000^12 000 Kilogramm zu schaffen, welchen man hernach liegen lassen muß, weil es in Frankreich keine Werkzeuge giebt ihn zu bearbeiten. Bedenke man dabei, daß die Essener Hüttenwerke nicht etwa das Werk und das Eigenthum einer mächtigen Finanzgefellschaft, sondern daß sie durch das Genie und die Mittel eines einzigen Mannes geschaffen sind . . . Der Vorrang des preußischen Werkes ist so unbestreitbar, daß nicht nur Rußland, Frankreich und Deutschland feine Producte um die Wette kaufen, fondern daß auch England bedeutende Quantitäten davon verwendet für seine Eisenbahnen und für die ungeheuren Maschinentheile seiner mächtigen Dampfschiffe . . . Der große Hammer des Herrn Krupp wiegt 50 000 Kilogramm; Frankreich besitzt einen solchen von 15 000 und einen andern von 12 000 Kilogramm; die schwersten Hämmer in England überstiegen nicht das Gewicht von 15000 Kilogramm . . ." Zum Schluß sei noch hier bemerkt, daß die 35 >/2 CentimeterRiesenkanone der Pariser Ausstellung — der „Tausendpfünder" — von Alfred Krupp dem Könige von Preußen als Geschenk angeboten und von denl hohen Herrn angenommen wurde. Nach ihrer Rückkehr von Paris wurden auf dem Essener Schießplatz noch umfangreiche Proben mit derselben angestellt; dann wurde sie nach dein Kieler Strandfort „Brauneberg" gebracht, wo sie heute noch steht.

Größere und werthvollere Triumphe fielen den Krupp'schen Geschützen zu bei dem großen Bergleichschießen zwischen den Krupp'schen und englischen Woolwichkanonen auf dem Tegeler Schießplatz bei Berlin im Jahre 18U8. Die Ueberlegenheit der englischen Fabrikation von Geschützen und Geschossen, sowie auch von Pulver, stand damals noch so unbestritten hoch in den Augen der Welt, die preußischen Fachmänner mit eingeschlossen, daß die Möglichkeit eines Sieges der deutschen Waffe gar nicht in Betracht kam. Das Resultat überraschte Alle. Ohne in fachmännische Details einzugehen, möge es hier genügen, zu constatiren, daß der Sieg der deutschen Kanone über die englische endgültig entschieden wurde. In allen Gängen errangen die Krupp'schen Geschütze in Betreff auf Trefffähigkeit und Dauerhaftigkeit die Oberhand. „Mit der eclatanten Niederlage, welche England gleichzeitig auf dem Gebiete der Geschütz-, Geschoß- und Pulverindustrie erlitten hat," äußert sich ein zu jener Zeit erschienener Bericht, „ist dasselbe unwiderruflich von der ersten Stelle, welche es gerade für diese Industriezweige seit länger als anderthalb Jahrhunderten behauptet hat, herabgestiegen und wird nicht minder unwiderruflich diese Stelle fernerhin an Deutschland überlassen müssen."

Die günstigen Ergebnisse der Tegeler Versuche hatten eine außer

ordentliche Ausdehnung zur Folge. Bestellungen von Preußen, Rußland, der Türkei, Aegypten und anderen Regierungen auf Geschütze sowie auf die den Friedensarbeiten gewidmeten Erzeugnisse, wie Eisenbahn- und Damvfschiffbestandtheile, Pressen, Walzen, Werkzeuge aller Art, nahmen die ganze Leistungsfähigkeit der Fabrik in Anspruch. „Wenn sich Serben und Bulgaren, Türken und Russen bekämpfen, gehen sie sich Alle mit Krupp'schen Kanonen zu Leibe; wenn die europäischen Nationen, mit Ausnahme der Franzosen und Engländer, ihre Grenzen in Verteidigungszustand setzen^ so geschieht es, indem sie ihre Festungen mit Krupp'schen Kanonen bepflanzen; und wenn der Reisende nach Afrika wandert und nach Aegypten seinen Fuß fetzt, oder nach Asien in das Reich der Mitte geht, so begegnet er auch hier den bewährten Geschützen aus der Krupp'schen Fabrik." So entwickelte sich das Werk in großartiger, ungestörter Weise. Die Finanzkrifen, welche die ganze Culturwelt erschütterten, schienen es kaum zu berühren. Die Gesamtproduction von Gußstahl während der nächsten dem österreichischen Kriege folgenden Jahre belief sich im Durchschnitt auf 1W Millionen Pfund Gewicht, die Arbeiterzahl schwankte zwischen 6000—7000.

So nahte sich das große Jahr 1870, das dein Essener Meister Gelegenheit geben sollte, die Vortrefflichkeit seines Metalls und seines Systems in denkbar größtem Maßstabe auf die Probe zu stellen. Man braucht nur die ofsiциellen, sowie die Privatberichte über die großen Schlachten zu lesen, um sich einen Begriff zu machen, von dem, was die Krupp'sche Waffe geleistet, von dem Antheil, den der Essener Fabrikherr an den Siegen der deutschen Armeen genommen hat. Prinz Kraft zu Hohenlohe-Ingelfingen, damals Commandeur der Artillerie des Gardecorps, schreibt in seinem Bericht über das Eingreifen der Garde-Artillerie bei St. Privat: „. . . Auf 900 Schritt aber war die Wirkung so mörderisch, daß sie (die Franzosen) sich zur Flucht wandten, von unseren Granaten verfolgt, so weit mir sie sehen konnten. Hier haben wir es also mit einem Jnfanterieangriff zu thun, der

Daß nun auswendig kann der Stein
Des Flusses ganze kieder.
Und wenn das Gras sehr hoch ist,
So reicht es allen Mägdlein bis zuin Gürtel.
Und auf die Lippen hat die Todte auch den Mann geküßt,
Nun kann er nicht mehr essen, nicht mehr trinken,
Seit jener Todten Ruß.

Des Schlafes Kuß küßt nicht mehr seine Stirne
Seit der Todten Kuß.
Und schlief er ein, so wollte Reiner ihn
Mehr schlafen sehen
Seit der Todten Ruß.

Doch sagt er nie: G Todte! Todte!
Warum hast Du die kippen mir geküßt?
Ich kann nun nimmer essen, nimmer trinken
Seit Deinem Russe!

Er spricht: Dir murmle sanft das Gras
Auf Deinem Grabe,
Als ob darein die Vögel sängen,
Und mögest lange in Erinnerung
Die Erde Du behalten.

Dein Haus, das weinen, das Dich hat bcweint,
Das Klagen, das um Dich geklagt,
Dein Staub soll fruchtbar sein
Wie meiner Mutter Eingeweide,
Und möge sich die Erde freuen,
Daß Deinen Staub sie hat.

Und auf den kippen hatte er der Todten Kusz.
Seitdem kann er nicht essen mehr, nicht trinken
Für alle Zeit.

Die Blumen fürchten vor dem Reife sich,

Und nur die Sternelein sch'n der Blumen Tod bei Nacht.
Der junge Heiduck.
Die Nacht, die kennt mein Lied
Und hat's den Sternelein gesagt.
Und die Sterne finden es so schön,
Daß jede Nacht sie wiederkehren,
Mein kied von mir zu hören.
Siehst Du auf der braunen Erde,
wie das grüne Korn wächst?
Nein, Du siehst es nimmer wachsen,
Und es wachset dennoch.
So die Lieb' im jungen Herzen.

Der Heiduck hat auf den kippen
Noch der kiebsten Kuß,

Und es wollte gleich der Wind ihn rauben,
Fort ihn tragen mit den todt'n Blättern.

Und der wind sprach also:
Gieb mir ihren Kuß! Ich will
Ein Blümlein daraus machen..

Sprach die Nacht: Gieb mir den Kuß,
Ich will ein Sternlein daraus machen.

Doch der Heiduck, der sprach:
Der Kuß von meiner Liebsten
Ist in s Blut mir eingedrungen,

Auf meinen kippen will ich ihn bewahren,

Nimmer geb' ich ihn heraus.

Der Heiduck durchschweifte ganz die Erd^

Mit dem Kusse,
In die Dörfer ging er,
wo im Kreis die Mägdlein tanzen;
Unter Brücken sah er Flüsse fließen,
Unter Sonnenschein und Mondenlicht I
Bis in eine weiße Aue,
Weiß, als Hütt' es Turteltaubenfedern
Dort geregnet.
Da ist er der weißen Frau begegnet,
Die hat ihm der Liebsten Kuß genommen,
In den Gürtel ihn gesteckt gleich einer Blume.
Auf die Lrde hat da der Heiduck sich hingelegt,
Weil die weiße Frau in weißer Aue
von den Lippen ihm geraubt der Liebsten Kuß.
Mein Lied, das kennt die Nacht
Und hat's den Sternlein gesagt.
Und die Sterne finden es so schön, mein Lied,
Daß sie allnächtlich wiederkehren,
wenn ich singe!

Heiduckengesang.

Ich sage den Wäldern, was ich im Traum geseh'n,

Und die Wälder hören so gern meines Traums Erzählen,
Lieber als süßen Vogelgesang,
Lieber als Blättcrrauschen.

Die Hütten wollten mich halten;
Denn offen waren die Fenster,
Und der Mägdlein Lächeln, das sah ich darin.
Doch ich bin der Heiduck, mir ist die weite lieb
Und meines Renners Galopp.
Im leuchtenden Sonnenschein
Hat mich die Mutter geboren,
Und hält' ich nimmer geliebt,
wie wär' ich noch fröhlich!
Ich singe zur Stunde des Mondaufgangs,
Ich kenn' die Geschichten der Alten
Und lasse tanzen die Jungen
Zu meinen Geschichten,
Denn ich habe ein seltsames Weib geliebt,
Die kommt jede Nacht und küßt mir die Stirne
Und fragt mich, ob ich sie liebe.
Sie trägt in dem Gürtel ein Messer,
Und ihre Augen, die funkeln wie Dolche.
weiß ist die Hand, wie der Schleier der Braut,
Doch nimmer vernahm ich die Stimme.

Doch weiß ich, sie fragt mich,
Bb ich sie immer noch liebe.

Ihr's zu beweisen, geb' ich ihr schnell meinen Gürtel

Meinen gestickten Mantel,
Die glänzenden Dolche,

Die kieder, eins nach dem andern;

Dann geht sie von hinnen und über den Fluß
Auf den Steg, der sich unter dem Schritte biegt,

Wenn sie vorübergeht.

Denn sie hat Alles genommen,
Selbst meine Lieder —
Und dennoch fragt sie mich immer,
Bb ich sie liebe.

Ich sage den Wäldern, was ich im Traum geseh'n.
Und die Wälder lieben des Traums Erzählen,
Mehr als der vöglein Lied,
Mehr als der Blätter Rauschen.

Kinderlos.

Gott segnet Kinderschlaf,

Ihr Kinderträumeblume»,
Euch segnet Gott.

Und ich bin ganz allein.

vernchm' ich seine Stimme nur.
Und wenn mein Gatte fortgeht,
Den Mais zu häufeln,

So, wie wittwcn weinen.

In wittwcn Mitleid noch,
Und wittwenthränen trocknen
vor der kinderlosen Thränen.
Doch alle Thränen, die sie weint,
Gott zählt sie nicht,
weil sie kein Kind hat, ihr vom Antlitz sie zn trocknen. Und ihre Tage zählt nicht Gott,
weil er kein Rinderlächeln hat hineingethan.
Und einsam wird auch ihre Sterbestunde,
Rein Rind ist da, sie zu verschönen.
Und unbekannt bleibt auch ihr Grab,
Der Rinder Schritte machen Pfade zu dem Grabe.
Und unerhört bleibt ihr Gebet,
Rein Rind ist d.i, zu sagen: Mutter, betel
Mein Fluch wird mich erdrücken,
Rein Rind ist da, zu sagen: Mutter, fluche nicht!

Und meine Oelzmütz' mit Federn geschmückt,

Und selbst nieine Lieder, die geb' ich ihr hin.

Doch die lustigen machen sie lächeln nicht,
lind die traurigen machen sie traurig nicht.

Und die weiden neigen vor ihr sich,

Und Morgens da liege ich zitternd und arm,

Die Rinder schlafen um die Herde tief,

Und ihre Träume sind wie gold'ne Blumen.

So viele Dinge wüßt' ich ihm zu sagen,

In jedem Laut, auf den ich horche,

Dann bleib' ich ganz allein und weine,

Denn ach! ein kinderloses Weib erweckt

was Eingeweide hat, muß mich versteh'n,
Doch ich verstehe nicht die Lust der Eingeweide.
Das Leben hat sür mich ein tief Geheimniß mehr
Als für die Andern.
An Freude ist es ärmer.
Ich bin viel trauriger als wittweil.
Und Mttwen schämen sich,
vor mir zu weinen.

Und alle Schmerzen, wenn sie mich erblicken,
So flüstern sie zusammen:
Schweigt! Dort ist sie!

Die Rinder liegen schlafend um die Herde,
Gott segnet Rinderschlaf,
Und ihre Träume sind wie gold'ne Blumen.
Ihr RindertrLnmeblumen,
Luch segnet Gott!

Ich bin zufrieden.
Ich hatt' eine Spindel von Haselholz,
Die Spindel fiel bei der Mühle in's Wasser,
Und nimmer brachte das Wasser sie wieder.
Als sterben sollte der Soldat, da sprach er:
Ich bin zufrieden!
Sagt meiner Mutter nur im Dorf
Und meinem Liebchen in der Hütt',
Sie sollen für mich beten und die Hände falten.
Sie gruben auf dem Schlachtfeld ihm sein Grab.
Und roth war ganz die Erde,
Darein sie ihn gelegt.
Die Sonne sah ihn an und sprach:
Ich bin zufrieden.

Die Blumen wuchsen dicht auf seinem Grabe,
Und freuten sich, darauf zu blühe».
Und wenn der Wind durch hohe Bäume brauste,
Dann fragt' aus Grabesgrunde der Soldat:
war das wohl Fahngeflatter?

Nein, sprach der wind, mein tapfrer Held,
Nein, Du bist todt im Kampfe, doch die Fahne
Gewann den Tag. Und Deine Kameraden,
Die haben froh sie fortgetragen.
Dann sprach vom Grabesgrunde der Soldat-
Ich bin zufrieden!

Dann hörte er der Heerde» wandern
Und der Hirten

Und fragte: Ist das Schlachtgedröhn?
Nein, sprachen sie, mein tapfrer Held,
Du bist todt, vorbei der Krieg,
Dein Vaterland ist frei und glücklich.
Da sprach aus Grabesgrunde der Soldat-
Ich bin zufrieden!

Dann hörte er der Liebenden Gelächter
Und fragte: Sind das Stimmen Derer,
Die noch mein gedenken?
Nein, sprachen da die Liebenden,
Mein tapfrer Held! Denn wir sind Jene,
Die sich nicht erinnern; denn es kam
Der Frühling, und die Erde lächelt,
Die Codten müssen wir vergessen.
Dann sagte der Soldat aus Grabesgrund:
Ich bin zufrieden.

Ich hatte eine Spindel fein von Haselholz,
Die Spindel fiel in s Wasser bei der Mühle,
Und nimmer brachte mir das Wasser sie zurück.

hoffnungslos.
Ich schaute in den Nebel, voll Furcht ward mir die Seele,

Wir saßen unterm Zelte,

Und auch die Berge?
Er sprach: Ich habe sie gesehen.
Er zeigte seinen Mantel uns
Und auch sein Heinde.

Zerrissen war das Hemd an seines Herzens Stelle,
Durchstoßen war die Lriist an seines Herzens Stelle,
Das Herz war fort.

wo's Herz verschwunden war,
Er ließ uns schauen.
Der Hoffnungslose lächelte,
weil wir erbleichten, Und sang uns Lieder.
wir haben ihn beneidet, daß er singen konnte,
Noch ohne Herz, zu leiden, was er sang.

Der Nebel sprach: Ich weine um die Sonne,

Der Hoffnungslose kam und setzte sich zu uns.
Da sprachen wir: Sahst du die Ebne nicht

Er bebte nicht, als wir den Bit betrachteten,

Und als er ging, warf er den Mantel uin die Schultern,

Und die ihm nun begegnen, ahnen nicht,

Daß an des Herzens Statt das Hemd zerrissen ist,

Daß, wo das Herze war, die Brust durchstoßen ist.

Und das; das Herz verschwunden.

Ich schaute in den Nebel; mir ward voll Furcht die Seele.
Der Nebel sprach zu mir:
Ich weine um die Sonne.

Zwiegespräch.

Zwei Blumen hatt' ich. «Line wurde welk,

Die andre trauert ihrer Schwester nach.

was zitterst Du, Gevatterin?

Ich sah vorübergehen Linen,

Und doch war's nicht ein Wanderer,

wer war's, daß Du so bebest?

Es war das Rind, es war das Kind,

Das Kind, das ich im Leibe trage,

Es hat den Leib verlassen, eh's geboren ward,

Die Erde anzuschauen.

Gevatterini Gevatterin! Das war ein Traum!

Swei Blumen hatt' ich. Eine wurde welk,

Die andre trauert ihrer Schwester nach.

Nun wird's so traurig sein in meinem Leibe,

weil es die Welt gesehen.

Ich sah, wie bleich ich bin, weil ich es trage.

Es sah die Erde triefen von der IUenschen Schweiß,

Und daß die Erde Mcnschenstaub bedeckt,

Gevatterini Gevatterin!

Das wird es all vergessen,

Sieht es den Sonnenschein!

Zwei Blumen hatt' ich. Eine welkte,
Die andre trauert ihrer Schwester nach.

Lin Blatt der Vorerinnerung zur hundertjährigen Wiederkehr der

Revolutionstage

von

Walter Vormann.

— München. —

Die Revolutionen tonnen allein »och der Beruhigung der Leidenschaften und gemiib ihren fernen Wir, kungen licurtheilt wrcdm. AdoKontioz Aoroiz.

IixVÄ >? it rauschendem Jubel, mit Festlichkeiten in riesenhaftem MaßZi^XM ^ stabe rüstet sich die französische Nation, die hundertjährige Wieder kehr ihrer Nevolutionstage in diesem Jahre zu feiern. Die republikanische Partei ist gewohnt, diese Tage als den Anfang der Bolksfreiheit, als den Grenzstein eines die Menschheit beglückenden Zeitalters zu betrachten. Aber nicht bloß in Teutschland, sondern in Frankreich selbst hat die ernstere Geschichtsforschung längst die Hohlheit und Unfruchtbarkeit jener Revolution dargethan, und mehr und mehr fängt man zu begreifen an, daß durch dieselbe nichts so geschädigt wurde, wie echte Bildung und echte Freiheit.

Adamantios Korais, jener stille griechische Weise, der in schlichter Geistesgröße jede Tyrannei verabscheute und soviel zur Wiedererweckung der Freiheit seines Volkes beitrug, war von Anfang an Zeuge der französischen Revolution und hat sie in einer Reihe von Briefen, die er an seinen Freund Lotos in Smvrna richtete, beschrieben. In der von einer eigenen Commissi«« zu Marseille nach seinem Tode veranstalteten Sammlung seiner nachgelassenen Schriften haben auch jene Briefe, die bereits vorher griechisch und in französischer Übertragung *) herausgegeben waren, vollständig ihre Stelle gefunden. Mahnend wollen dieselben wieder in Erinnerung bringen, was sie zu lehren und zu warnen haben. Nicht das Neue an sich ist es, was ihnen den hauptsächlichen Werth verleiht, sondern die lebhafte Mitemvfindung, die Spannung, die Beurtheilung von Seiten eines seltenen Mannes, der wie wenige die wahre Freiheit liebte.

Adamantios Korais mar in Smyrna als der Sohn eines Kaufmannes geboren am 27. April 1748. Sein Bater, der wie damals alle Einwohner Sinyrnas ohne gelehrte Bildung war, aber Schärfe und Klarheit des Urtheils besaß, nahm die angesehenste Stellung im Raths der Stadt ein. So kam es, daß Adamantios Nhysios, ein gelehrter Chier, eine seiner vier Töchter, die er in Ermangelung von Söhnen mit vielen Kenntnissen ausgestattet in einer Zeit, da in Smyrna keine Frau lesen und schreiben konnte, diesem Manne mit Hintansetzung viel Reicherer freudig zur Gattin gab. Was dem Vater selbst an Kenntnissen versagt war, wandte derselbe mit allen Mitteln dem Sohne zu, und die Kosten, die er zur Beschaffung neuer Kleider ihm schwer bewilligte, versagte er ihm nicht für die Pflege seiner Bildung.

Die Stockprügel des griechischen Schulmeisters, die seinen jüngeren Bruder abschreckten, erduldete Adamantios Korais standhaft aus Lernbegierde und trug, da er von den Enkeln des Rhysios zuerst die Schule verließ, die kleine Bücherei seines Großvaters als Lohn davon. Ganz ebenso hat er sein Leben lang für Bildung und Wissenschaft gelitten. Von seinem dreizehnten Jahre begann das Schicksal immer deutlicher das Bitterste und Schwerste über ihn zu verhängen, so daß er später den Ausspruch thun konnte, er habe nie erfahren, was eigentlich Glück heiße. Von diesem Alter bis zum zwanzigsten Jahre litt er an ununterbrochenem Blutspeien, von da bis zum sechzigsten Jahre suchte ihn dasselbe Uebel in Pausen heim, und darüber hinaus hat dann noch der Greis 25 Jahre gelebt! In diesem siechen Körper aber wohnte die ungewöhnlichste Kraft der Empfindung und Leidenschaft. Als in Smyrna der Knabe für seinen erregten Wissensdurst keine Befriedigung fand, da schon erwachte in ihm jener unauslöschliche Haß, der ihn sein Leben lang nicht verlassen hat, gegen die, welche seine Stammesbrüder in den elenden Zustand der Unbildung gestürzt hatten, gegen die türkischen Unterdrücker. Man weiß es nicht, ob der Haß diese Lebenskraft mehr erschüttert oder mehr gesteigert habe. Bei seinen Beschäftigungen mit Sprachen und gelehrten Studien entging er glücklich dem Zwange, das Lateinische von den Jesuiten, die sonst die einzigen Lehrer dieser Sprache waren, erlernen zu müssen, da der Widermillen gegen den Papismus längst zum Erbtheile seiner Familie gehörte, wie er in einem besonderen Gedichte des Rhnsios Ausdruck gefunden

hatte. Bernhard Keun, Geistlicher beim holländischen Consulat und selbst Holländer, ward sein Lehrer im Lateinischen, um dagegen von ihm die Aussprache des Griechischen zu lernen. Die Dankbarkeit, welche Adamantios Korais mit diesem Freunde verband, mar schrankenlos; keinen Menschen hat er je geliebt wie ihn, und stets von Neuem preist er die Selbstlosigkeit der vielen von ihm empfangenen Wohlthaten.

Aber nicht die gelehrte Bildung, sondern der Kaufmannstand war es, für welchen der Vater ihn bestimmt hatte zur Fortführung des von ihm betriebenen Seidenhandels. Als er für diesen Beruf 1772 auf einem dänischen Schiffe über Livorno nach Amsterdam fuhr, erfüllte doch seine Seele nichts anderes als die Sehnsucht nach den europäischen Bildungsschätzen. Von der Küste, von welcher aus dem Morgenlande dereinst dem griechischen Culturleben so reiche Quellen zuflössen, zog nun der Mann aus, der umgekehrt seinem Volke die verloren gegangene Bildung aus dem Abendlands zurückerstatten sollte. Während eines sechsjährigen Aufenthaltes in Holland ließ ihn das Glück wieder vortheilhafte Gelegenheit zur weiteren Ausbildung finden, und dann kehrte er nur mit schwerem Herzen in die unterdrückte Heimat zurück. In Venedig hemmte er den ganzen Winter 1778 seine Rückkehr, in der Hoffnung, nach Frankreich gehen und Medicin studiren zu dürfen. Und was trieb ihn zu diesem Studium? Keine entschiedene wissenschaftliche Neigung, sondern stolze Rücksicht auf seine Feinde: er wußte, daß nur Aerzte von Türken anständig behandelt wurden. Die Eltern indeß rerlangten seine Ankunft. Als er nun den Heimatboden betritt, was findet er? Die schaurigste Verwüstung! Die Erde selbst noch hatte sich aufgelehnt gegen die Unglücklichen, die das Joch der Fremden trugen, als wolle sie nicht länger von Sklaven getreten sein. Erdbeben und Feuersbrunst hatten gewüthet, und das elterliche Haus lag in Trümmern. Auf den ebenso fein wie heftig fühlenden Geist des Adamantios Korais wirkte dies Schrecknis) furchtbar. Wahnsinnig wäre er geworden, wie er selbst betheuert, nenn er nicht an Keun wieder eine Stütze gehabt hätte. Was dieser uneigennützige Wohlthäter für ihn mit Geldmitteln früher und fpäter und mit der Drucklegung seiner ersten Arbeit gethan hat, ist nicht dessen höchstes Verdienst. Er drang in seine Seele ein und hielt und leitete sie. Vier Jahre lang verkehrte Korais fast ausschließlich mit ihm und ging lange Zeit auf das Land, um nur die Türken nicht zu sehen.

Keine Versprechungen, keine lockenden Aussichten konnten ihm inmitten seines zertretenen Volkes Frieden schenken; und da endlich die Eltern in seine Abreise willigten, fuhr er im October 1782 über Livorno und Marseille nach Montpellier. Die Kunde vom Tode beider Eltern eilte ihm ans der verlassenen Heimat nach. Und wie viele Mühe und Roth und Sorge um das tägliche Brod erwartete ihn hier! Er bewies außerordentlichen Eifer und Fleiß, seine wissenschaftlichen Arbeiten und seine Promotionsschrift*) erregten Aufsehen, er wurde Mitglied der Akademie, sein redlicher Charakter trug dazu bei, ihm Freunde zu erwerben. Alles das gemährte ihm in dem harten Lebenskampfe einigen Trost, dessen er gar sehr bedurste. Hier ist es Zeit, der tiefen innerlichen Dankbarkeit für jede gute Gabe des Schöpfers zu gedenken, des stillen echten Glückes, das die Welt nicht geben und nicht nehmen kann, welches in diesem Herzen keimte. Alles, was weich und bequein ein Leben bettet, besaß Korais nicht, keine trauliche Zuflucht nach dessen Mühseligkeiten. Ohne Heimat mar er im fremden Lande, er war arm und von deni Erlöse des wiedererbauten Vaterhauses spärlich ausgestattet; von selbstlosen Wohlthätern hie und da unterstützt, mar er sonst genöthigt, mit seinen Arbeiten sich einen Unterhalt zu verschaffen und Übersetzungen und mancherlei Aufträge zu übernehmen, die ihm am ersten hierzu verhalfen. Immer aber blieb sein Weg auf ein erhabenes Ziel gerichtet: das Vaterland, das er nicht besaß, das seine Stammesgenossen nicht besaßen, er wollte es in der Fremde wiedererobern! Nachdem er den medicinischen Beruf bald aufgegeben, wurde es seine unermüdliche Lebenssorge, das alte Schristthum der Hellenen seinem Volke neu zurückzugeben und damit die Schätze seiner Bildung, seiner Sprache wie sein Eigenstes demselben zu erstatten, wie ein Erbthum des reichen Verwandten, von dem der arme Hungernde nichts wußte. Anstatt ihn auf die vaterländischen Fluren zurückzurufen, fesselte sie ihn dauernd in der Fremde. Er siedelte bald von Montpellier nach Paris über und konnte der Hilfsquellen, welche Europa seiner ernsten, freien und befreienden Geistesarbeit bot, nicht enttrathen. Nie hat er Griechenland wiedergesehen; auch seinen Siegesruf, sein Jauchzen nach vollbrachter Befreiung vom Türkenjoch hat er nur über weite Meere im engen Studirzimmer vernommen.

Seiner ernsten Sendung brachte er auch ferner Opfer auf Opfer. Er blieb unvermählt, und als man ihm einträgliche Stellen und Professuren anbot, schlug er sie aus, weil er befürchtete, in feiner wichtigsten TIMigkeit gestört zu werden. Es erschien von ihm eine lange Reihe von Ausgaben des altgriechischen Schriftthums, und mit eigenem Stolze schrieb er zu allen Bänden seiner „griechischen Bibliothek" Vorwort und Anmerkungen in seiner neugriechischen Muttersprache, in welcher er unausgesetzt seine Landsleutc ermahnte und zu Bildung und Freiheit aufrief, außerdem aber, wie er selbst sagt, den europäischen Gelehrten zeigen wollte, daß das Volk, das sie verachteten, seiner Fähigkeiten und Leistungen sich nicht zu schämen brauche. Seine Mühe krönte der Erfolg; mit vielen der ersten Gelehrten Frankreichs, wie Clavier, Chardon de la Rochette, Villoison, Thurot, trat er in nahen Verkehr, und sein Name hatte in ganz Europa bald den besten Klang.

Roth aber und Krankheit blieben seine steten Begleiterinnen, und dazu bedrückten noch ganz Frankreich Hungerelend und entsetzliche Zeiten. 179l>

konnte dieser hochstrebende Mann nur eine Unze Brot täglich zur Fristung seines Lebens aufwenden. Anstatt seine Bibliothek vermehren zu können, mußte er einen Theil derselben verkaufen, und es ging ihm auch für seine wissenschaftliche Arbeit das Nothwendigste ab. Die Selbstbefreiung der Griechen, die er so heiß ersehnte, kam dreißig Jahre früher, als er es wünschte*); aber sie verschönte noch seinen Lebensabend und machte ihn stolz und glücklich.

Am 6. März 1833 that er einen Fall vom Stuhl; an den Folgen desselben starb er am 25. März, beinahe 85 Jahre alt. Er wiederholte sich oft den 136sten Psalm mit den Geboten der Gottesliebe und Vaterlandsliebe. „Vaterland" mar sein letztes Wort, und sein letzter Blick hob sich zum Bilde des Demosthenes, das über seinem Lager hing. Auf dem Friedhofe Mont-Parnasse zu Paris wurde über seinem Grabe seine Büste aufgerichtet, die uns aus einem seiner Selbstbiographie hinzugefügten Nachbilde bekannt ist. Korais mar äußerst häßlich, ebenso häßlich wie Voltaire, freilich war der Kopf auch ebenso geistreich; und sehr verschieden von dem Eindrucke der Voltaireschen Züge wirkt die Menschengüte, das friedliche Wohlwollen, das aus dem ernsten Antlitze des Korais dein Beschauer entgegenlächelt.

Die Griechen haben seinem Andenken immer größere Ehren ermiesen. Sie haben seine Gebeine nach Athen überführt und ihm dort ein Denkmal errichtet. Der aü^.«-^? der die Herausgabe der alten Literatur

sich zur Aufgabe machte, ist zu seinem Gedächtnisse gestiftet worden, und eine besondere Abtheilung wurde für die Veröffentlichung seines schriftstellerischen Nachlasses und finer Briefe niedergesetzt. Die Lebensarbeit von Korais ist es gewesen, eine Saat der Zukunft für fein Volk auszustreuen, einer langen, frohen Zukunft; noch viel fehlt daran, daß alle diese Saaten aufgegangen wären, und nur die Griechen selbst können, wenn sie jene Samenkörner in sich wachsen und gedeihen lassen, sie zur Reife bringen, indem sie abgewandt von der Selbstsucht und Niedrigkeit des rohen Marktes über Alles ehren, was Korais ehrte: Gerechtigkeit, Nächstenliebe und edle Bildung! Er hat ihnen die größten Aufgaben gestellt für die Ausbreitung eines wahrhaft geistigen Lebens und bürgerlicher Pflichten. Nicht mit leerer Verherrlichung seines Namens, nur durch die That kann man dafür ihm Dank erstatten. Komis war kein Schwärmer. Von der natürlichen Vielgewandtheit seines Volkes, die sich in grauer Vorzeit im Typus des Odysseus ausprägte, hatte auch er sein Theil empfangen, und sein Blick für die Welt ist oft erstaunlich klar und scharf. Der Wahrspruch seines Lebens, den er bei jeder Gelegenheit anführt, mar ein Wort des Epicharmos: „Nüchtern sei, gedenk des Argwohns; dieses macht den Geist gelenk."

Gegen Ueberhebungen und Mißachtungen war er trotz seiner angeborenen Zartheit fast unversöhnlich.

*) Man vergleiche hierzu die auf S. 73 und 74 unten mitgetheilten Aeuszcruilgen.

Für ihn muß man es als eine Gunst der Umstände erkennen, daß sein Schicksal ihn gerade nach Frankreich führte, denn es gab keinen Ort in ganz Europa, der an geistiger Regsamkeit in jener Zeit mit der französichen Hauptstadt wetteifern konnte. Was war damals Deutschland trotz der großen Dichtung, die bei uns schon erblühte? Das geistige Leben in Frankreich war Bewegung im vollen Sinne des Wortes; es äußerte unmittelbar seine Wirkung auf die Geister eines großen Volkes. Von allem Glänze umgeben, mar es vielleicht an nachhaltiger Kraft deshalb geringer, aber für den Augenblick war es eine Macht, die sogar in beispielloser Weise von dem öffentlichen Bewußtsein der Nation Besitz ergriff. Diese reißende politische Hochfluth, in der das ganze Geistesleben der Franzosen dahintrieb, war mit den dort sich sammelndrängenden Bildungsschätzen für Korais, den künftigen Meister und Lehrer seines eigenen Volkes, eine unschätzbare Schule. Den glühenden Verehrer der Freiheit ließen die Verzerrungen der Freiheit, die er bei einem hochbegabten Volke sah, das lichte unentstellte Bild derselben nur klarer in seiner Seele entdecken. Durch die bestimmteste Verneinung, die ihm entrungen werden konnte, wurde er dazu geführt, die Wahrheit in sich selber zu begründen, und mit welchen politischen Lehren er selbst dann seinem Volke den Weg zur Freiheit wies, wollen wir am Schlüsse in aller Kürze andeuten.

Sogleich muß aber gesagt werden, daß Korais fern davon war, schon beim Beginne der Revolution oder auch nur während ihrer ersten Jahre dasselbe Verdammungsurtheil abzugeben wie späterhin. Im Gegentheil riß das Ungeheuere der Ereignisse mit dem Zuge der Größe, den es verbreitete, gewaltsam zuerst seine Seele mit sich und ließ ihn das Verabscheuenswerthe zu sehr übersehen; in derselben Weise, wie Deutschlands edelste Geister, Klovstock, Herder, Schiller, Jean Paul, auch Goethe, lange geblendet wurden. Wenn er sogar schwerer und später als die Deutschen zu heilen war, so erwäge man, daß er durch die unmittelbare Nähe der Begebnisse in der fiebemden, tobenden Hauptstadt sicherlich viel weniger aufgeklärt, als betäubt und selber berauscht werden konnte. Sein, wie oben schon angeführt, ihm von den Vorfahren bereits überlieferter Haß gegen den Papismus trug, da die Revolution jedenfalls nichts so kennzeichnete wie die Feindseligkeit gegen die entartete katholische Kirche, lange dazu bei, ihn in der allgemeinen Strömung mit fortzureißen. Das Priesterunwesen der griechischen Kirche mit dem der abendländischen vergleichend schrieb er als Greis: „Die lange Knechtschaft mußte, indem sie die Bildung des Volkes vernichtete, nothmendig den Klerus verderben und unsere religiöse Gesinnung zerstören! trotzdem ist alles Fehlerhafte dort verglichen mit den Mißbräuchen der päpstlichen Kirche wie einige Wassertropfen vergleichail mit dem Meere." Er schreibt auch: „Die Franzosen betrachten heutzutage den Katholicismus als eine der thörichtesten Religionen der Welt, und es wird mir nicht überraschend erscheinen, wenn sie sich ganz und gar von Rom trennen." Nach dem Walten der stolzen, meltklugen Cardinäle, nach allen Gunstbezeugungen der Curie für das mächtige Königthum, nach der Pariser Bluthochzeit und dem Glaubenswechsel des volksbeliebten Königs, nach der Aufhebung des Edictes von Nantes war dies das Bild der Kirche, das Korais in Frankreich kennen lernte! So urtheilte ein Mann, der, obgleich er in dem von dem Materialismus eines La Mettrie beherrschten Lande Medicin studirte und den frechen Atheismus der Revolution miterlebte, feinen Glauben an eine allwaltende Vorsehung nicht einen Augenblick verlor und ihn unbewußt alle seine Betrachtungen durchdringen läßt.

Ueber die Franzosen im Allgemeinen finden sich bei Korais die verschiedensten Aussprüche. Während er die Fortschritte in der Cultur, die Liebenswürdigkeit und Amnuth des geweckten Volkes wiederholt bewundert und sie mit den Athenern vergleicht, geißelt er ihre Flatterhaftigkeit und nennt sie anch darin den Athenern gleich und „würdig alles dessen, was der Komiker Aristophanes gegen den Leichtsinn jener geschrieben hat." Indem er zugiebt, daß die Franzosen die Ruhineshöhe der alten Griechen erreicht hätten, schreibt er: „Sie selbst wissen das und brüsten sich und überheben sich sehr, die Griechen übertroffen zu haben; denn die Franzosen haben außer vielen Gaben der Natur und Erziehung auch den Vorzug, Narren und Schwindler zu sein." Ueber die Sittenlosigkeit der Franzosen hat er ebenso unerbittlich geurtheilt, wie Heinrich von Kleist und Georg Forster, welche Beide am Ausgange des vorigen Jahrhunderts gleichfalls Paris besuchten. Er meint: „Freiheit ohne Tugend kann niemals bestehen, die Einwohner von Paris aber sind durch und durch verderbt und ihr einziges Heil beruht in einer Aenderung der Sitten." Außerdem aber süht er sich in seinen Gefühlen als Grieche oft verletzt. So klagt er in einem Briefe an Chardon de la Nochette, „überall in Enropa habe er seine Hoffnungen getäuscht gefunden, nirgends Trost und Theilnahme mit dem Unglücke der Griechen. Zu Haufe würde er gleichföhleude Herzen besessen und die Erinnerungen an Homer würden ihn beglückt haben. Was habe er gefunden? In England ein Parlament, eingebildet auf seine angebliche Freiheit, das im lächerlichsten der Widersprüche sich zu Gunsten der Neger erhitzte zur gleichen Zeit, da es seine Schiffe rüstete, um die Russen an der Vernichtung des blöden Tyrannen von B.yanz zu hindern; Franzosen, welche ihrer entstehenden Freiheit zum Hohne noch zu Gunsten der Türken sprechen, und den giftigen Peyssonel, der seine verbrecherische Feder benutzt, um die Wirkung zu vernichten, den auf die Gemüther die Schriften Voltaires und Volneus gegen die Türken haben konnten; ganz Europa als ruhige Zuschauerin der ruchlosen Thcilung Polens, aber ängstlich erregt, sobald es sich um die kleinste Gefahr für den geliebten Verbündeten, den Türken, handelt! Er gesteht, daß er lieber in Rußland oder auf der Insel Malta wohnen möchte als in Paris, falls die Russen und Malteser frei wären. „Bei ihnen allein hätte ich mich trösten können.

indem ich unaufhörlich jene in Gefangenschaft abführen sähe, die meine unglücklichen Landsleutc in Ketten halten!" Wir sehen also, daß das Gefühl von Glück, welches er in Frankreich empfand, ein durchaus bedingtes war. Wußte er doch, wie fern von jedem Glücke dies Land selbst sich befand! Und doch bekennt er: „Mein Unwillen wird niemals in meiner Seele die Erkenntlichkeit auslöschen, die ich allen denen schulde, welche mir Gastfreundschaft gegeben haben." Korais war eine ungemein dankbare Natur; aus bestimmten Vorfällen wissen wir, wie weit bei ihm das Pflichtgefühl des Dankes ging. Am Lebhaftesten war sein Dank gegen das Land, das ihm über ein halbes Jahrhundert Zuflucht bot, und in der von ihm selbst verfaßten Grabschrift nannte er Paris „ihm gleich theuer wie sein griechischessGeburtsland." Schon während der Revolution nehmen wir wahr, daß sein Herz mit den Schicksalen der Franzosen sich auf das Engste verflochten fühlte. Wir wollen nun von seinen brieflichen Aufzeichnungen einige der wichtigsten hier mittheilen, indem mir uns eine ausführlichere Wiedergabe und kritische Beleuchtung an anderer Stelle vorbehalten").

Gleich vom ersten Aufruhr in Paris, der allgemeines Aufsehen machte, war Korais Augenzeuge. Er lustwandelte mit einem Freunde im Tuileriengarten, als die Soldaten des Prinzen von Lambesc, die für jede Gefahr von Versailles zur Aufrechthaltung der bedrohten Ruhe in die Nähe der Fahrenden Hauptstadt gezogen waren, mit den Bürgern in Zusammenstoß geriethen. Die gerichtlichen Erhebungen, auf welche H. Tains sich bezieht, ergeben mit höchster Wahrscheinlichkeit, daß sich dabei der Prinz sogar mit seltener Geduld benahm, und daß ein Mann, welchen er verwundete, die Drehbrücke sperren wollte, um die Soldaten abzuschneiden, und zugleich mit der anderen Hand das Pferd des Prinzen am Zaume packte. Uebrigens war die Verwundung ganz leicht. Korais ergreift hier Partei für den „unschuldigen und unglücklichen sechzigjährigen Greis, einen rechtschaffenen Bürger," der nach seiner Meinung nur spazieren ging. Das belegt sogleich schlagend, wie schwer es auch dem Gerechtesten wird, in aufgeregten Zeiten selbst Vorfälle, die man mit eigenen Augen sieht, richtig zu beurtheilen. Korais schreibt selbst einmal: „Das Ueble ist, das wir bei solchen Schrecknissen, ob auch in unmittelbarer Gegenwart, trotzdem die Wahrheit nicht ergründen können. Augen haben wir und sehen nicht, Ohren haben wir und hören nicht; bloß unser Mund redet sinnlos und urtheilslos, was weder das Auge sah noch das Ohr hörte." Korais schildert dann auch, wie in der Erregung sich das Volk bewaffnete, die Arsenele plünderte und innerhalb weniger Stunden der Bastille Herr wurde, die, wie man weiß, nicht sowohl überwältigt ward, als sich vielmehr gutwillig den Volks

*) Demetrios Lotos, an den diese Briefe gerichtet sind, bekleidete das damals angesehenen Männern zustehende Amt eines Vorsängers an der griechischen Hauptkirche zu Smyrna.

Nord und Lud, xux. 1<5, s

Haufen und ihrer Gnade — welcher Gnade! — überlieferte. Jene beiden blutigen Häupter von Delaunay und Flesselles — Korais hat sie in der Gefolgschaft von Hunderttausenden auf langen Stangen einhertragen sehen, als er in das Caf< ging, um englische Zeitungen zu lesen. Er erzählt dann, wie die Nachricht der grausen Volkstriumphe das Heer des Prinzen von Lambesc vor den Thoren von Paris nach allen Seiten auseinandersprengte, nachdem schon vorher, wie v. Sybel feststellt, die UnzuverlSsigkeit der Truppen jeden entschiedenen Schritt dieses Führers verhindert hatte. „Als die Kunde nach Versailles gelangte, erschreckte sie den Hof, die Geistlichkeit und den Adel so sehr, daß sie zuerst die Zerstörung der Bastille nicht glauben wollten wie etwas Unmögliches. Als sie darauf durch zweite und dritte Curiere darüber wie über die Enthauptungen vergewissert waren und hörten, daß Paris sich in Bereitschaft setzte, des anderen Tages nack Versailles zu marschieren, wurden sie von solcher Feigheit übermannt, daß jene Nacht, wie man sagt, die ganze königliche Familie nicht in den gewohnten Gemächern schlief, sondern in einem Pavillon des königlichen Gartens; nicht weil sie daselbst sicherer waren, sondern weil die Furcht sie außer sich selbst setzte und sie nicht mehr mußten, was sie thaten. Kaum graute der Tag, da wurde das Sprichwort wahr: ‚Du trittst mich, ich trete Dich.' Es wurden viele Minister, Herzoge, Grafen, Herzoginnen, Gräsinnen und andere Hofdamen aus der Begleitung der Königin unsichtbar, ferner fünf Prinzen von königlichem Geblüt, unter denen auch der Graf von Artois, der jüngere Bruder des Königs sich befand, und sie ließen den König mit der Königin und seinem älteren Bruder fast allein." Diese Untreue des Adels, welche der Königin besonders schmerzlich mar, kennzeichnet genugsam die Faulheit aller Verhältnisse und bildet einen der wichtigsten Wendepunkte in dieser Revolution.

Die Entlassung Neckers und seiner Genossen, deren Zurückberufung die Nationalversammlung verlangte, gab man, wie dann Korais berichtet, allgemein „dem Ruthe der Königin und des Grafen von Artois" Schuld. So war die Königin von Anfang an Diejenige, welche die Zielscheibe jeglicher Verleumdung war. Aus ihren sämmtlichen Briefen weiß man, wie wenig sie mit dem Grafen von Artois zu thun hatte, dessen Frivolitäten sie muthig in Schranken wies und dessen politische Ziele sie durchaus nicht theilte.

Da die Gemaltthaten sich fortsetzten, begab sich der König selbst nach Paris, nachdem er die Forderungen des Parlamentes angenoimnen hatte. Korais schreibt an Lotos: „Ich sah also auch dies merkwürdige Schauspiel, und ich gedachte Deiner in jener Stunde, und meine Seele begehrte. Dich neben zu mir haben. Er zog in Paris zwei Stunden nach der Mittagstafel am Freitag ein. Die Bürger gingen bewaffnet eine Meile weit aus Paris und erwarteten ihn. Die Königin, sagt man, wünschte, an jenem Tage mit ihm zu gehen; allein er gab es nicht zu, weil er die Möglichkeiten fürchtete. Und fürwahr, wenn sie an jenem Tage gekommen märe, würde vielleicht ihr Leben in großer Gefahr gewesen sein, so sehr war das Volk gegen sie erbittert; und wenn sie ihr bis heute nichts zufügten, so geschah das wegen des Königs, den man allgemein als gut von Natur, aber für betrogen ansieht von schlechten Rathgebern." Der oft und bis zuletzt bewiesene Muth der Königin wird auch hierdurch wieder in Helles Licht gesetzt. „Der König kam also in Begleitung von vier Vornehmen, die dem Volke zusagten, aber ohne Leibmache, weil die Pariser keine Garde in die Stadt einließen und sagten, daß sie selbst genug seien, ihren König zu bewahren. Das mar einerseits wohl erfreulich für den König, andererseits aber doch mißlich. Trotzdem wurde er genöthigt, so ohne jeden Schutz nach Paris zu kommen und auf das Gemissen einer bewaffneten Menge von 300 (ZOO*) Köpfen zu bauen. Ihn sah ich, als er in seinem Wagen ohne einen Blick in die Stadt einfuhr. So ganz war der Mensch) betroffen und mit Recht; denn er sah nichts als bewaffnete Leute und die Straßen mit Geschützen bedeckt. Indem er auf dem Wege zum Schlosse vordrang, riefen 800 000 oder 900 000 Einwohner, hier auf den Straßen, dort an den Fenstern nicht das gewohnte: ‚Es lebe der König!' sondern: ‚Es lebe das Volk!' Das gab ihm noch mehr zu bedenken, und es hob, wie gesagt, der Mensch keinen Blick, das habe ich mit meinen Augen gesehen. Als er in das Schloß eingetreten war, vermochte er, wie man sagt, auch nicht eine Silbe von Allem, worauf er sich vorbereitet hatte, zu sprechen; aber es sprach statt seiner der Maire der Stadt, welcher seitens des Königs dem Volke Frieden und Abstellung aller Uebel verhiieß. Darauf begab er sich wieder um halb fünf Uhr mit der nämlichen Begleitung auf die Rückkehr nach Versailles, und nunniehr war bei der Rückfahrt sein Name aus dem Munde des Volkes zu hören, welches rief: ‚Es lebe der König und die Nation!'" Welch eine besondere Beleuchtung erhält dies Bild, wenn mir später eben jenen Maire, der hier der Anwalt des Volksrechts war — es war kein Anderer als Baillv — zitternd und halbnackt vor den Stufen des Schaffottes wiedersehen!

Ueber die Hungersnoth lesen wir: „Wir haben solchen Getreideinangel erlebt, daß die Bäcker für alle Fälle von Soldaten umgeben waren und nur in beschränktem Maße Brot hergaben. Es war nöthig, um vier Uhr Morgens aufzustehen, um nur ein Brot kaufen zu können. Das Jahr 1789 ward für Frankreich zum Unglücksjahre." Für die Zeitstimmung ausnehmend bezeichnend ist das Folgende: Ein Geistlicher auf Seiten der Volkspartei hat auf der Kanzel über die Freikeit geredet und dabei den Galaterbrief Kap. 5, Vers 13 zum Texte genommen, wo es heißt: „Denn zur Freiheit seid Ihr berufen, Brüder, nicht damit Ihr die Freiheit zum Antriebe nehmet für die

-) Die Zahl der Volksmasscn wird vonKor?is immer viel zu hoch veranschlagt.

**) Dies Wort braucht K. wiederholt mit besonderer Absichtlichkeit für den König, und avS^luns; — l'Komro« mit „Mann" oder „er" zu übersetzen, wäre hier eine Verfehlung des Sinnes.

Sünde, sondern auf daß Ihr durch die Liebe einander dienet.'. „Er donnerte gegen die Aristokraten, nämlich Mönche und Adel, insbesondere die Erzpriester, gegen das Pharisäerthum aller Beherrscher des Volkes und führte aus, daß diejenigen, welche Christus kreuzigten, Aristokraten gewesen seien, und zwar deshalb, weil Jesus den dritten Stand beschützte und die brüderliche Gleichheit lehrte. Und das Alles sprach er von der Kanzel, ohne den Erzbischof von Paris zu scheuen! Dieser Erzbischof märe beinahe in Versailles vom Volke gesteinigt morden, weil er in der Versammlung gegen den dritten Stand redete. Kaum trat er aus der Kammer, und man sah die Steine hageldicht auf feinen Wagen fallen, dessen Glasthüren gänzlich zertrümmert wurden. Er selbst rettete sich eilig unversehrt in sein Haus; ein anderer Erzpriester jedoch, der init ihm im Wagen war, bekam einen

gehörigen Steinwurf auf die Schulter." Diese Bedrohung des Pariser Erzbischofs JuignS ist auch sonst bezeugt, und Tains stellt noch viele andere Beispiele der Pöbeltyrannei gegen die sreie Ueberzeugung der Abgeordneten zusammen.

Von der vielverheißenden Nacht des 4. August erzählt Korais nichts; dagegen berichtet er von elf Pariserinnen, welche am 7. September unvermuthet Einlaß in die Generalversammlung begehrten und dem Präsidenten eine Büchse mit Kostbarkeiten aller Art überreichten. Es sprach sich darin vielleicht ein selbstloserer Opfermut!) aus, als in jener Darangabe der unhaltbar gewordenen Standesvorrechte, und gewiß dürfen Hochherzigkeit und Opfersinn neben allen Abscheulichkeiten dieser Revolution nicht geleugnet werden, wie denn zur Erklärung oft genug das Urtheil Maria Antoinettes gelten kann: „«'est uns cdoss prociigiieuse ggn« Is «nraOtöre frlmym8 6s 8« laisger empörter »ux Wäuväisö8 8UZß«stiun8 et cls revenir tout de suite »u. bieu."

Wie unköniglich aber muß uns Ludwig XVI. erscheinen, wenn Korais nachträgt, daß er bei jener Rückfahrt sich zum Wagenfenster hinausneigend „als Ehrenmann" versichert habe, das Volk solle die Hochrufe auf seinen Herrscher nicht zu bereuen haben!

Zehn Monate lang liegt kein aussührlicher Brief an Lotos vor, und über die furchtbaren Octoberereignisse ist nichts mitgetheilt. Im Juli 1790 schreibt er nach strafenden Worten über die Schläfrigkeit seiner Landsleute gegenüber der Anmaßung der Geistlichen viel Gutes über den jungen Bischof von Autun, auf dessen Antrag eben die französische Nationalversammlung „den Reichthum der Mönche" beschränkte. Kein anderer als Tallenrand ist dieser Bischof, den der Griechen wegen seiner Rechtschaffenheit und seines Verstandes, seiner Bildung und Beredsamkeit höchlich bewundert. Korais ist mit ihm einer Meinung, daß die Habe der Priester zum Volke zurückfließen solle, weil „sie dieselbe vom Volke bekommen und nicht von ihren Eltern ererbt hätten, und weil sie mehr besäßen, als für die Nachfolger und Nachahmer der Apostel sich gezieme; weil sie jene auch bis heute nicht christlich verwandt hätten und es kein anderes Mittel gäbe, zu derjenigen vorbildlichen Demuth der alten Kirche zurückzugelangen, von der man allenthalben sich entfernt habe, als die Abwerfung einer überflüssigen Bürde, der Ursache unseres Schiffbruches." Dem gegenüber fragen wir: wäre eine dürftig versorgte Geistlichkeit, „die das Beispiel der Apostel nachahmte," im Stande gewesen, ihr Ansehen in einem Lande zu wahren, in dem die Literatur der Kirche unausgesetzte Schläge versetzte und das sich an die Wirkungen des Glanzes und der Pracht auf alle Weise gewöhnt hatte, mochten dieselben in dem Pompe des Hofes oder auch in den gleißenden Worten der Demagogen und Girondisten, eines Jsnard und Vergniaud, zum Vorschein kommen? — Auf einer falschen Fährte war Korais gewiß, wenn er jenen Talleurand bewunderte, einen der schamlosesten und unchristlichsten Prälaten, die Frankreich jemals besaß, in dessen Mund die Verherrlichung der alten christlichen Einfalt so schlecht paßte! Das Bild dieses Mannes war außer demjenigen Mirabeaus das einzige, das von den Größen des Tages Korais für werth hielt, dem Freunde nach Symrna zu schicken. Ueber jenen anderen heißt es: „Allen indessen ist in dieser Versammlung an Redekunst ein weltliches Mitglied

überlegen, Namens Mirabeau. So oft er seinen Mund aufthut,

werden die armen Mönche wie rasend. Sie haben als Vorkämpfer gegen Mirabeau den ungeinein beredsamen Abbö Maury; aber dessen Beredsamkeit verhält sich zu der Mirabeaus wie das Stammeln eines Kindleins zu den klugen und weisen Reden eines Mannes." Beide nennt er die nichtsnutzigsten Menschen Frankreichs, Mirabeau „einen Teufel in Menschengestalt." „Er hat noch nie den Mund geöffnet, ohne daß seine Meinung in der Versammlung siegte. Sein Redeschwung ist wie ein von winterlichen Regengüssen geschwellter Fluß, der in seinem gewaltsamen und raschen Laufe Bäume entwurzelt, Häuser umstürzt und Vieh, Holz und Steine, Alles zusammen, ohne Widerstand mit sich fortreißt." Was Korais über den Tod und die Bedeutung des wunderbaren Mannes, die er selbst mit ansah, erzählt, müssen wir auf diesem beschränkten Räume übergehen, und wir führen nur noch die folgenden bemerkenswerthen Worte an: „Das Erstaunliche bei diesem Menschen ist, daß ihn allgemein auch seine unversöhnlichsten Feinde betrauern, ich meine Mönche und Adel; denn sie haben beständig gehofft, ihn mit Geld zu bestechen, um ihn aus ihre Seite zu ziehen. Und unbedingt war die Macht seines Hauptes und seiner Sprache so groß, daß er den Gegnern, wäre er zu ihrer Partei übergegangen, weidlich genützt hätte. Im Munde Mirabeaus wurde das Weiße schwarz und das Schwarze weiß u. s, m."

Der Kampf mit der Kirche, der Bürgereid, welchen die Priester ablegen sollten, die Haltung des Königs zu diesen Begebenheiten, die Uebergrisse des Pöbels gegen die Geistlichen beschäftigen Korais ganz ausnehmend, und er erzählt und beurtheilt das alles viel und lebhaft. An Allem mußten „die Mönche" schuld sein! Als am 24. Januar 1791 ein Straßenkampf zwischen Soldaten ihn in seinem Briefe unterbricht, meint er: „Man hält auch das für eine Anstiftung der Mönche."

Von einer Gefahr, in welcher der König schwebte, berichtet er dann: „Er hat viele Feinde unter dem Adel und der Geistlichkeit; denn man giebt diesen Nmschirung des Staates der Schwäche des Königs Schuld und jsagt, daß, wenn er im Ansänge eine Ernte von einhundert Kopsen gehalten hätte, die Dinge nicht dahin gekommen wären, wo sie heute sind. Man hat nun heimlich das Volk am 28. Februar aufgeregt und es eine Meile weit von der Stadt nach einem Gefängniß verschickt unter der Vorspiegelung, daß der Hof die Absicht habe, dieses Gebäude zu befestigen und es wie die alte Bastille herzurichten. Der Zweck war, wie man sagt, aus diese listige Weise alle Truppenkörper zu zwingen, daß sie nach jenem Gefängnisse eilten und das Volk abhielten: und so wollte man den König seiner Garden berauben und ihn opfern. Es lief also der ganze Volkshaufen nach dem Gefängnisse, um es niederzureißen; es eilte ebenfalls der General von Paris mit feinen sämmtlichen Truppen hinterher. Und darauf versammelten sich viele Adlige nach dem Diner im königlichen Schlosse, wie sie sich gewöhnlich zu sammeln pflegen. Die geringe Anzahl Garden, die bei dem Könige geblieben waren, schöpften jedoch Verdacht, als sie jene zahlreicher sahen als gewöhnlich, und schickten sofort die Meldung an den General. Dieser kehrt, ohne Zeit zu verlieren, nach Paris zurück. Nachdem er den Andrang des Volkes gestillt hat, betritt er die Schatzkammer des Königs und sagt ihm, daß ihm die große Ansammlung der Adelligen, die im benachbarten Schlafzimmer sich befänden, nicht gefalle. Der König stellt sich darauf vor sie und fragt, weshalb sie sich so zahlreich versammelt hätten. Sie wandten vor, daß sie die ganze Stadt in großem Aufruhr gesehen hätten und in das Schloß geeilt wären, um den König zu schützen, wenn die Roth es forderte. Der König entließ sie da er ihres Schutzes nicht benöthigt sei, und so zerstreuten sie sich; manche wurden auch festgenommen, bei denen man, wie es heißt, versteckte Dolche fand." Die Erzählung dieser Vorfälle bei den Geschichtschreibcrn ist abweichend und der Thatbestand unsicher. Daß der Adel selbst die Hausen nach Vineennes (das dortige Gefängniß ist gemeint) gelockt habe, ist unbewiesen. Auch ist ein Mordplan gegen den König dem Adel ohne Weiteres nicht unterzulegen, zumal da Mignet erzählt, daß derselbe den König gewaltsam habe entführen wollen. Lafauette (dies ist der genannte General) brauchte scharfe Worte gegen den Adel, der, wie man auch den Vorgang deute, durch dies banditenhafte Gebühren an jenem Tage sein Ansehen vollends untergrub.

Das für den Juli 1791 bevorstehende Ende der constituirenden Versammlung und die zu erwartenden Neuwahlen nöthigen dem Briesschreiber die Klage ab: „Die Verwirrungen und die täglichen Unruhen haben noch kein Ende gefunden, und Gott weiß, wann sie es einmal finden werden!" Nach der nun folgenden Flucht des Königs und seiner Entdeckung und Verhaftung kamen die Spannungen erst auf ihr Aeüßerstes, und die Unbotmäßigkeit trat in die Ordnung. Ueber die Aufregung nach der Flucht schreibt Korais: „Einen so schrecklichen Tag mieden 22. habe ich niemals noch gesehen und werde ich wohl in meinem übrigen Leben nicht sehen. Das ganze Volk auf Plätzen und Straßen zerstreut, Männer, Weiber, Kinder, verläumdeten und schmähten König und Königin, mit den derbsten und gemeinsten Worten. Der nannte ihn eineil Verräther, der einen Meineidigen; sie gaben ihm alle ehrenden Beiwörter, die Du nur denken kannst." Dann nach der Entdeckung: „Ich überlasse Dir zu denken, in welche Freude sich die Trauer und Niedergeschlagenheit der ganzen Stadt verwandelte, ohne daß der Unwille sich änderte." Ausführlich schildert er dann auch den Einzug des gefangenen Königs, und über die Rückkehr in sein Schloß schreibt er: „Wenn es wahr ist, was man erzählt, so ist auch das Folgende ein Zeichen seiner Herzensgüte oder auch seiner Beschränktheit, wenn es Dir gefällt, eine solche Herzensgüte also zu benennen. Man sagt, daß er, als er aus dein Wagen gestiegen und in das Schloß getreten war, sich hastig in einen Sessel warf, um ein wenig von den Beschwerden der Reise auszuruhen, und folgende Worte sprach: ‚Keiner hat sein Leben beendet, ohne eine schmutzige Geschichte zu machen; da habe ich nun auch die meinige gemacht,‘ Dann habe!er gegessen, getrunken und geschlafen. Die Königin indessen war tief betrübt und weinte oft."

Die von Korais als Augenzeugen beschriebene Ueberführung der Leiche Voltaires von Scellwres, wohin sie einst der Clerus verbannt hatte, nach Paris mit all ihrem festlichen Gepränge müssen wir, da diese Darstellung einen breiteren Raum beansprucht, wieder übergehen. Am eindruckvollsten dabei ist der Schmerz, den er über die hier der Geistesbildung erwiesenen Ehren als Grieche empfindet, und sein voller Zorn erwacht gegen die Türken, welche Hellas „kahl und unfruchtbar gemacht haben."

Der König wurde wieder in Freiheit gesetzt, „weil," wie Korais sagt, „es so der Nutzen ganz Frankreichs forderte und man die anderen Fürsten fürchtete"; aber schon sieht Korais seine Hinrichtung voraus. Der König hielt bei Bestätigung der Verfassung „eine jlange, aber schöne und überzeugende Rede, in welcher er die Verbesserung der Verfassung der Versammlung und der großen Lehrerin Zeit überließ." Korais hält ihn bereits sür „redlich". Auch von der Königin lesen wir hier, daß sie selbst den Kaiser gebeten habe, den Brüdern des Königs nicht beizustehen, weil dieselben die Entthronung des Königs wegen der Milde desselben beabsichtigten, und daß sie die Einheit des Königs mit dem Volke befürworte. Das ist durchaus richtig; und wenn auch hinsichtlich der Brüder des Königs der Argwohn zu weit geht, so ist doch gewiß, daß Maria Antoinette jede wahre Wiederherstellung des Königs nur aus der eigenen Kraft desselben erhoffte. Die Wirrnisse und Drangsale steigerten sich überall, und Korais schreibt: „Das Schlimmste ist, daß Mirabeau todt ist — alle Welt vermißt ihn. Alle weinen um ihn." Und am 12. Februar 1792 fügt er hinzu.

„Wenn Du den gegenwärtigen Brief erhältst, so begrüße mit Achtung Mirabeaus Bild und zünde vor ihm eine Kerze an. Dieser merkwürdige Mensch hat sterbend die überschweren Schrecknisse vorausgesehen und vorausgesagt, in denen wir uns heute befinden, und andere unzählige, die wir noch erwarten. Er allein, wenn er lebte, wäre genügend, uns aus dem Labyrinth der Uebel zu befreien, in dem wir uns befinden. Untaugliche und boshafte Menschen, welche, da Mirabeau-Demosthenes lebte, nicht den Mund zu öffnen wagten, haben nach feinem Tode sich in die Politik gemischt und unter dem Vorwande der Freiheitsliebe Alles verwirrt. Andererseits bewegen die Mönche jeden Stein, um uns wieder in den vorigen Zustand zu bringen. Nimm dazu noch den Bürgerkrieg des französischen Amerika, wo die Negersklaven sich erheben u. s. m."

Die Zerstörung zahlloser Pflanzungen und die daraus sich ergebende Preisverdoppelung von Kaffee und Zucker verursachte am 22. 23. 24. Januar 1792 Aufstände und Plünderung der Läden, wovon auch Taine nach dem Zeugnisse des Korais berichtet. Wir können hier die einzelnen Aeüßerungen nicht wiedergeben, aus denen immer deutlicher die Enttäuschung des freiheitsliebenden Griechen spricht. Ueber die drohende auswärtige Lage, die Politik Pitts und die vermeintliche Verschwörung der Mächte gegen Frankreich liest man ebenfalls viele Bemerkungen, die, wenn sie auch theilweise wenig der Wahrheit entsprechen, die allgemeinen Stimmungen trefflich erkennen lassen. Bei Erwägung der gesamten Lage gesteht Korais hier: „Alle diese Veränderungen geschehen nicht ohne Billigung oder Einwilligung einer höchsten Vorsehung. Es giebt eine unsichtbare Hand, welche Alles lenkt und verwaltet! die Menschen sind nichts als ihre Werkzeuge und Gefäße, voll von Ehre oder Unehre, wie ein Jeglicher handelt, der Eine für den gemeinsamen, der Andere für seinen eigenen Vortheil."

Dann fesselt ihn wieder die Begeisterung der Franzofen, und er schreibt: „Die Köpfe der Franzosen sind so erfüllt, daß Du nichts anderes hörst, als: ‚Tod oder Freiheit!‘ — Sie zeigen traun einen wahrhaft hellenischen Geist; aber die Griechen, als sie mit 300 Svartiaten und wenigen armseligen Schiffen die zahlreiche Flotte und das ungeheure Heer der Perser überwandten, hatten sich noch nicht ihrer Tugenden entkleidet. Doch sieh sie danach, als sie ihre Sitten verdarben; mit welcher Leichtigkeit wurden sie gleich Sklaven von den Nachfolgern Alexanders unterjocht und in Kurzem auch von den Römern!" Die Schwärmerei der Franzosen reißt ihn aber stets von Neuem mit sich; er wünscht den „Tyrannen" und „Mönchen" den Untergang, und da er beständig Beziehungen auf Griechenland einflicht, erhebt ihn das zu gewaltigem Schwünge. „Wir haben zudem erfahren, daß auch der Tyrann von Byzanz nicht in Ruhe ist, daß auch er in Lebensgefahr schwebte, und daß sechs oder sieben Provinzen von seinem Reiche abgefallen sind. Singe, mein Freund, in welchem Tone Du magst, singe nur von Herzen. Werde ihr Weg Finsterniß und Fall und Gottes Engel ihr Verfolger!" Dann aber: „Wehe den Franzosen, wenn sie die Feigheit übermannt und sie in die Forderungen der Feinde willigen sollten; sie werden zum Gespött und Hohn von ganz Europa werden, und zu allererst will ich ihnen in das Antlitz speien (wie ich das ohne Rückhalt täglich vielen Franzosen sage), theils zum Schimpfe für ihre Prahlerei, theils zur Rache für mein Volk, das sie oft hart (obschon gerecht) beschimpften wegen des Joches, das es von den Lastträgern*) erduldet." Mit den Worten des Sophokleischen Aias:

„Zu leben würdig oder in den Tod zu geh'»

Gebührt dem Edlen"

begleitet er die Franzofen in den Krieg, die, wie man durch die Zeugnisse Adolf Schmidts und Taines genau weiß, zwar nur mißmuthig und zögernd dem Heeresgebote Folge leisteten, aber auch trotz dem Mangel an Ordnung und Zucht ihre Kriegespflicht mit wildem Ungestüm erfüllten. Die Sanscülotten wußten es, daß sie für ihr Alles kämpften!

Korais erzählt, wie am 29. Mai 1792 ihn nächtlicher Lärm aus dem Schlafe weckte, der durch Gerüchte von einer Flucht des Königs entstanden war. Gleich darauf beschreibt er den entsetzlichen 20. Juni, wo er selbst die mogenden Volksmassen vor den Tuilerieen erblickte. „Der arme König sah den Aufruhr vor vielen Tagen voraus und machte fein Testament, andere sagen, er habe auch gebeichtet"**) Und wieder schreibt er in Übereinstimmung mit einer bereits erwähnten Aeüßerung: „Vielleicht scheint es Dir auffallend, daß ich Dir immer schreibe: ‚sie vermuthen, sie sagen, sie meinen‘; aber wisse, daß die Angelegenheiten Frankreichs heute so verworren sind, daß wir selbst als Augenzeugen der Begebenheiten nicht mehr unterscheiden können, wer Recht oder Unrecht habe". Und dann die bemerkenswerthen Worte: „Das Unglück dieses Reiches ist so schlimm, daß es unmöglich ohne göttlichen Beistand von ihm erlöst werden kann. Wir haben den Krieg angesagt und haben noch keine hinreichenden Truppen an den Grenzen und wissen auch nicht, wer Schuld an dieser Verzögerung sei. Die Generale werfen die Schuld auf die Minister und die Minister auf die Generale; wir haben die Mönche ihres unermeßlichen Reichthums entkleidet und haben kein Geld, weil das Volk, das sehr zügellos geworden ist, die gewohnten Steuern nicht mehr bezahlen mag. So haben wir jetzt 4 Jahre ***) vom Gelds der Mönche gelebt, und die Schulden des Staates blieben nach wie vor unbezahlt." Die Standhaftigkeit und Seelenruhe Ludwigs XVI. in allen feinen Leiden nöthigt dem Briefschreiber bereits die größte Achtung ab. Am 23. Juni: „Wetteifer und Wettstreit

*) Griechischer Schimpfname für die Türken, **) Dasselbe berichten die Briese Maloncts. 2. Tainc II, 19l. 55*) Es waren mir drei Jahre.

des Volkes sind unglaublich. O, daß das doch auch mit etwas Salz des Verstandes gewürzt wäre!" und am L4. Juni: „Wenn die neue Staatsordnung zu Grunde geht, so würden nicht sowohl die Mönche Schuld sein, als vielmehr viele von den Anwälten der Freiheit, welche mit ihrem Eifer ohne Ueberlegung die Verhältnisse aus der Bahn gerissen haben. Nm soviel wie sie den König kränken oder ihn kränken lassen, machen sie ihn beliebt bei Allen; denn es ist ein natürlicher Zug des menschlichen Herzens, immer mit den Unterdrückten zu empfinden. Das ist kein Gedanke, den meine Phantasie gebar, sondern ich sah die Wahrheit augenscheinlich in der Erfahrung. Ich kann Dir nicht beschreiben, wie sehr Ludwig vom L0. d. Ms. bis heute in der Achtung und dem Wohlwollen vieler gewonnen hat. Ich — derselbe, der niemals Könige liebte, so wenig wie unsere Vorfahren — bedauerte ihn von Herzen und bewunderte ihn gleichzeitig wegen des Adels, den er am furchbaren Tage des 20. zeigte. . . . Hätte ich meinen erklärten Feind so mißhandeln sehen, so hätten alle Mächte von Himmel und Erde mich nicht verhindert laut aufzuschreien." Ferner zeigt er „die Zwietracht der Versammlung zu solcher Höhe gediehen, daß wenig daran fehlte und sie hätten in vielen Sitzungen zu den Messern gegriffen." Als auf den Antrag des Bischofes Lamourette die Abgeordneten sich dann versöhnten und weinend küßten, „hielt die Eintracht kaum drei Tage an." In der Nacht des 10. August wird er abermals vom Lärmen geweckt und genau schildert er die Vorgänge dieses Schicksalstages. Wir theilen davon nur das Folgende mit: „Es machte sich der unglückliche Ludwig, ehe das Volk zum Schlosse kam, mit der Königin, seinem Sohne und seiner Tochter auf und ging in die Versammlung. Da er vor der Thüre derselben seinen Sohn, einen siebenjährigen Knaben, nicht sah und ihn verloren zu haben glaubte, gerieth er in Bestürzung; aber kurz darauf ward er ruhig, als er ihn von

einem Soldaten, der ihn in seinen Armen hielt, zu sich tragen sah." Ferner: „Ich kann Dir betheuern, was ich mit meinen Augen sah. Gegen Abend besiegte die Neugier meine Furcht und ich wollte nach dem Schlosse gehen, um diese Zerstörung anzuschauen. Auf der Straße begegnete ich vielen Weibern, welche auf langen Stangen die blutigen Hemden der Ermordeten als ihre Siegestrophäen trugen, verschiedene Gesänge anstimmend." Jene eiserne Kiste, die Beweisstücke für den Verrath des Königs enthalten sollte, hat Korais dann noch einmal wider den König umgestimmt, obschon, wie v. Sybel richtig zeigt, nichts weniger vorhanden ist als ein Beweis und, wenn ein solcher vorhanden gewesen märe, man die Zeugnisse desselben aktenmäßig zu einein überzeugenderen Nechtsgcmgce benutzt haben würde.

Als dann jede Sicherheit des Besitzes und Lebens aushörte, das unterschiedslose Morden begann, das durch die massenhaften Mordthaten des September auf eine grauerregende Höhe gelangte — welche verzweifelten Klagen führt da der Grieche, der in diesem Wirrwar auch die Wissenschaftliche Arbeit seines Lebens gefährdet glaubt! Die Freiheitsbegeisterung, in die er noch einige Male zurücksiel, wurde durch das Gerichtsverfahren gegen den König, dessen Abführung in den Temple er gleichfalls selbst mit ansah, und dessen Ende deutlich niedergeschlagen. Er erklärt, daß „eine zahlreiche Partei Frankreichs seit Langem die Absicht hatte, die Verwaltung Frankreichs in eine Demokratie umzugestalten und den König zu vertreiben, selbst wenn er in Allem ohne Schuld gewesen wäre." Die Seelengröße Ludwigs, sein Eoelmuth, mit dem er noch zuletzt der Bettler gedachte, seine Standhaftigkeit bis zum letzten Athemzuge reißen den Griechen zur höchsten Bewunderung fort.

An Keun schrieb er: „Ich kann die Unregelmäßigkeiten nicht verhehlen, die bei diesem Nechtsverfahren begangen worden sind, und den Mangel an Anstand, den einige der Richter dabei gezeigt haben"; und an Lotos: „Ich bin ein Schwärmer der Freiheit, aber ich liebe, mein Freund, auch die Gerechtigkeit. Freiheit ohne Gerechtigkeit ist reines Räuberwesen." Außerdem bemerkt er, daß „die allgemeine Begeisterung etwas zu erkalten beginne." In einem Briefe an Chardon de la Rochette verräth er seinen ganzen Unmuth über „die Komödianten der Freiheit; denn die Freiheit habe so gut wie die Religion ihre Komödianten und Fanatiker." Gegen denselben Gelehrten führt er über die Kränkung seines Unabhängigkeitsbedürfnisses bittere Klagen, als man Anfangs seinen Namen in die Liste der Vaterlandsvertheidiger eingeschrieben hatte! — Wieder an denselben ist eine sehr merkwürdige Darstellung über einen Besuch des Conventes gerichtet, in den er sich begab, um sich am 2s. Juli 17^3 einen Paß für eine Landreise nach Nozaye zu seinem Freunde Clavier zu verschaffen. Man denke sich den bescheidenen, schwächlichen, damals überaus kränklichen Mann, der einer Erholung dringend bedurfte, zwischen diesen eitlen und gewalthätigen „Komödianten der Freiheit!" Er schildert die Neugier, mit der sie ihn betrachteten wie ein Thier, als sie hörten, daß er Grieche sei; die Feinheit und Zuvorkommenheit des Präsidenten, der kein anderer als Danton war; das laute Geschrei der Abgeordneten, mit dem sein Gesuch bewilligt wurde.

Wie sehr Korais gelernt hatte, den Geist der Revolutionszeit zu verabscheuen, das zeigt sich, als er später von einem unverschämten Landsmann schrieb: „Ich vergleiche ihn mit einem jener vielen Jakobiner, die ich unglücklicher Weise kennen leinte. Das Benehmen thierisch und das Gemüth entmenscht, aus der Miene sofort kenntlich; Abneigung gegen Arbeit und beständig Zumuthungen an die Geldunterstützung anderer, so unverhüllt schamlos, daß er den, der giebt, wie einen Schuldner betrachtet, und den, der nicht giebt, als Beleidiger." Eingriff in sremden Besitz, Aussaugung und Habsucht schienen ihm im Allgemeinen verhängnißvolle Zeichen der Revolutionszeit.

In seiner Selbstbiographie gesteht er, daß ihm die Erhebung der Griechen darum zu frühe gekommen sei, weil er bei seinem Volke noch die nöthige Bildung vermisste und bei den Franzosen die Unentbehrlichkeit derselben für die Freiheit eingesehen habe. Obschon er so oft die Höhe der französischen Cultur preist — wird man im Hinblicke auf so viele Aussprüche seiner schließlichen Enttäuschung jene Worte anders deuten können, als daß nach seiner Meinung die unerläßliche allgemeine Bildung doch dem französischen Volke abging und dieses die hauptsächlichste Ursache des Mißerfolges der Revolution war? *)

In den „Politischen Ermahnungen an Hellas", die er als eine Ergänzung zur Politik des Aristoteles hinzufügte, hat er die hauptsächlichlichen Wünsche, die er für die Entmickelung seines eigenen Volkes hegte, niedergelegt. Der letzte Kern derselben, den allein wir hier wiedergeben können, ist die feste Gründung der Freiheit auf der Grundlage des Christenthumes. Nach Adamantios Korais müssen ein guter Bürger und ein guter Christ untrennbare Begriffe sein. Während die Religion der alten Griechen so beschaffen gewesen sei, daß sie leicht die Ungleichheit begünstigte und die Leidenschaften mehr weckte als beschwichtigte, sucht er allen Schutz der Freiheit im Christenthume uns will keine andere Ungleichheit zulassen, als die der Tugend und Geistesbildung, so daß die Rechtschaffenen und Fähigen den ersten Platz behaupten. So hat wie Rousseau, obwohl in ganz ander Weise, auch Korais seinen Staat auf Religion erbaut.

*) Damit stimmt überein, daß er i» einem Briefe an seinen Freund Alexandras Wassili» über die Verschlechterung der Literatur und Sprache, die Beleidigung der Logik und Grammatik, die zunehmende Unwissenheit während der französischen Revolution Klage erhebt. Nachgel. Schriften Bd. III, S. 311. Ueber die entsprechende Unfruchtbarkeit der Kunst pergleiche man Auton Springer, Bilder aus der neueren Kunstgeschichte. Bonn 1867. S. 233.

| | |
|---------------------------------------|----------------|
| | 2)ayreuthiana. |
| Betrachtungen eines Unabhängigen, von | |
| | Paul Marsop. |
| | — München. — |

>i einem stillen Seitengemache der großen Kunstherberge des Münchener Glaspalastes, von dem aus man die Wogen des deutschpariserischen Naturalismus nur noch in weiter Ferne dumpf anbranden hörte, konnte man iin vergangenen Jahre mit Muße und Wehmuth ein bis in's Kleinste sorgsam ausgeführtes plastisches Modell des Wagner-Theaters betrachten, welches nach dem Wunsche Ludwig des Zweiten in seiner Residenzstadt auf der Höhe des Gasteig errichtet werden sollte: ein stolz aufstrebender, in weiten, reichen Verhältnissen gegliederter Bau — prächtige und vornehme Renaissance von jenem hellenistischen Schwünge, der allen Schöpfungen Gottfried Sempers zu eigen ist. Es fehlte nicht so gar viel daran, daß sich der Traum der drei genialen Freunde zu greisbarer Wirklichkeit verkörperte.' ob man dem König nicht die Abneigung seiner getreuen Unterthanen gegen die Person, die Kunst und den Freisinn Richard Wagners stärker schilderte, als sie in der That war? Nun wohl: wer nur immer sich damals kurzsichtig zeigte, hat seinen Widerstand bitter bereut. Angenommen jedoch, man wäre jener Gegenströmungen Herr geworden, was würden sich nicht für Folgen daraus ergeben haben! Vor Allein: hätte die Erfüllung seines Lieblingswunsches nicht die Veranlassung dazu werden können, daß der hochsinnige Monarch innigere Fühlung mit Welt und Menschen gewann? Sodann: wer würde, wenn es Semper vergönnt gewesen wäre, seine kühnen Gedanken in's Monumentale zu übertragen, jemals daran gedacht zu haben, eine Musterbühne in Bayreuth zu gründen? Wagner ganz gewiß nicht. Und die heulenden Derwische der Bayreuther Blätter erst recht nicht. Nicht auf dem Gelände einer der anmuthigsten und liebenswürdigsten Kleinstädte, sondern in München, der in herrlichem Schmuck neu erstandenen Hauptstadt des deutschen Kunstlebens würden „Götterdämmerung" und „Parsifal" zuerst das Licht der Lampen erblickt haben. Es ist undenkbar, daß der noch meltfrohere und so hellsechtige Wagner der Meistersinger-Zeit sich vorgespiegelt haben solle, ein von den Heerstraßen des Verkehrs und den Brennpunkten des Geisteslebens abseits gelegenes Provinzidyll könne dem großen und modernen Deutschland das werden, was ein Olympia dem engumfriedeten und antiken Griechenland war. Wenn er nachträglich herausfand, daß die Künstler nur fern vom Tageslärm und dem gewohnten Bühnengetriebe die Lösung solch' außerordentlicher Aufgaben, wie er sie ihnen zu stellen gedachte, mit einem durch keine unzeitige Ablenkung getrübten Eifer in Angriff nehmen, die Zuschauer wiederum nur unter den gleichen Verhältnissen das Kunstwerk mit frischer Empfänglichkeit und in der rechten Weihestimmung genießen könnten, so war daran unstreitig sehr viel Nichtiges; als Münchener Festspiel-Gewaltiger hätte er jedoch wiederum der Residenz bedeutsame, gerade seinem Vorhaben besonders dienliche Vorzüge angeschmeichelt. Nachdem es ihm dann die friedsame Stille Bayreuths erst einmal angethan hatte, mußte sein allezeit regsamer Geist es bald ersehen, daß diese Nothlage, in welche ihn das Geschick versetzt hatte, auch starke ideelle Vortheile mit sich brächte; wie froh mag er wohl gewesen sein, als er mit solcher Erkenntnis; sich einen Trost geben, sie gleichsam als Balsam auf die immer noch nicht ganz verharrschte Wunde legen konnte! Sanguinisch wie er war, hat er sich andererseits darüber hinweggeholfen, daß er in der einsamen Markgrafenstadt am rothen Main seine Kunst wohl den oberen Zehntausend Gerinaniens, einer Anzahl von Stipendiaten und dem internationalen Neisepublikum, aber nimmermehr dem „deutschen Volke" vorführen konnte. Wenn der Festspiclhügel nicht zum Propheten, so kommt dieser zu jenem. Das Volk aber vermag das nicht: es fehlen ihm die Mittel dazu. Und denen, welche in Kunstangelegenheiten die Stimme des Volkes abzugeben berufen sind, der geistigen Auslese der Nation, am allermeisten. Ein beträchtlicher Bruchtheil von jener hätte aber, wenn die Wagnerischen Festspiele, so wie es ursprünglich geplant war, seither in München anstatt in Bayreuth vor sich gegangen wären, mit denselben eher Fühlung gewonnen. Die neue Kunst würde alsdann balder in den festen geistigen Besitzstand der Deutschen übergegangen und die unerquickliche Kampfeszeit um ein Ansehnliches abgekürzt worden sein. Der Ring von Leisetretern und Schwätzern, welcher sich in der Weltabgeschiedenheit Bayreuths um Wagner bildete, ihn in seinen letzten Lebensjahren von der anderen Menschheit abdrängte und schließlich fast hermetisch abschloß, hätte sich in der stets von frischem Luftzug durchwehten Hauptstadt kaum so fest zusammenfügen können und wäre

dann auch wohl bald gesprengt morden; somit wäre auch viel Anstößiges und Taktloses, das untergeordnete Naturen bald mit Mißbrauch des Namens Wagner bald mit geschickter Ausnutzung der kleinen menschlichen Schwächen des Componisten beginen und das nur allzusehr dazu geeignet war, die Geister gegeneinander zu verhetzen, ungeschehen geblieben. Weiterhin hätte sich unter derartigen Verhältnissen eine segensreiche Rückwirkung der ersten, stylistisch am meisten durchgearbeiteten Festspiele von 1876, 1882 mzd 1883 auf das Operngetriebe der ständigen Bühnen rascher und nachdrücklicher geltend gemacht und die brennende Frage, wie unsere Sänger zu einem edlen deutschen Kunstgesange anzuleiten seien, hätte bereits mehr Beachtung finden müssen, als ihr bisher geschenkt wurde*). Der Charakter des Außertäglichen, Feierlichen würde auch den Münchener Festspielen durch die dem Bayreuther Hause ähnliche, im Einzelnen noch in schöneren Verhältnissen durchgeführte Anlage des geplanten „Königlichen Festbaus" und durch die Eigenart von nur zu gewissen Zeiten des Jahres stattfindenden Ausnahmevorstellungen gewahrt worden sein. Der Troß der Wagnerfchreiber hätte vermittelt einer acl iiov zurechtgerückten Sophistik „bewiesen", daß der „Parsifal" einzig und allein in München aufgeführt werden dürfe — und das Publikum endlich, welches, wie die an so vielen Orten mit tiefgehender Wirkung durchgeführten Lutherfestspiele dargethan haben, sich auch in größeren Städten bei der Vorstellung eines stark religiös gefärbten Stückes würdig zu verhalten weiß, möchte den „Parsifal" in München mit gleichem Ernst und gleicher Ergriffenheit wie in Bayreuth aufgenommen haben.

So hätte es kommen können. Aber das Geschick wollte es anders. Nnd so haben wir uns denn, anstatt mit dem erträumten Münchener Bayreuth König Ludwigs, mit dem Epigonen-Wollen der Wagnerischen Erben zu befassen.

Wiederum liegt eine Reihe von Bayreuther Tagen hinter uns. Auf die Feste, an denen die Künstler ihren Ruhm wetteifernd zu mehren suchten und sich die Kränze, da ihr Meister dahingegangen ist, selbst zuertheilten, folgte in herkömmlicher Weise das Nach- und Kampfspiel der Kritik. Es kennzeichnet den Stand der Dinge, daß nicht mehr wie ehemed Wagnerfreunde gegen Wagnergegner, sondern Wagnerfreunde gegen Wagnerfreunde auftraten. Ueber die dem Kunstwerke des Dichterkomponisten zuzumessende Bedeutung gehen, mit wenigen Ausnahmen, die Meinungen kaum noch auseinander; desgleichen ist man sich allseitig darüber klar geworden, daß die Idee der Festspiele, sobald sie streng im Sinne ihres Schöpfers durchgeführt wird, eine gesunde, gedeihliche Entwicklung der deutschen Gesangsbühne verheißt. Ob indessen der Geist Wagners in

*) Allen, welche sich mit dieser Frage eingebender beschäftige» wollen oder müssen, fei das sorgfältige Studium von Professor Julius Hey's hochverdienstlichem Werke: »Deutscker Gesangs-Unterricht" (Mainz, B. Schotts Söhne) angelegentlichst empfohlen. denen, welche sich allein für berechtigt hatten, sein Werk fortzusetzen, noch lebendig ist, ob die derzeitige Führung des Unternehmens den ideellen Anforderungen, welche man an sie zu stellen hat, auch nur annähernd zu entsprechen vermag, das sind Fragen, welche verschieden beantwortet werden. Eine stark überwiegende Mehrzahl derjenigen, deren Urtheil gehört zu werden vei dient, hat sie freilich, wie bereits im Jahre 1886, so auch nach dem Abschlüsse der vorjährigen Aufführungen, verneint und nicht zum Wenigsten waren es bewährte und ergebene Freunde der Sache, welche mit Besorgniß und Unmuth im Herzen Bayreuth verließen. Dem gegenüber nahm es sich um so wunderlicher aus, wenn das officiöse Preßbureau der Leitung, das sich seither, obwohl nicht immer mit Glück und Geschick, damit abgemüht hatte. Unliebsames zu vertuschen und offenliegende Schäden zu bemänteln, diesmal so weit ging, der Wahrheit geradezu in's Gesicht zu schlagen und in die Welt hinaus zu verkünden, daß mit Darbietungen, die. Alles in Allem genommen, in Wahrheit als mittelmäßig zu bezeichnen waren, etwas Herrlicheres und Großartigeres denn je vollbracht worden sei. Daß daneben Diejenigen, welche den Muth ihrer eigenen Meinung haben, reichlichst mit anmaßlichen Zurechtweisungen bedacht wurden, das konnte den Betroffenen allerdings nur ein Lächeln abnöthigen. Um so ernster war die bewußte Fälschung des Tatsächlichen zu nehmen. Es kann den meisten wagnerfreundlichen Zeitungen und Zeitschriften der Vorwurf nicht erspart bleiben, daß sie dergleichen achtlos aufnahmen und sich dadurch zu Mitschuldigen an Bestrebungen machten, welche darauf hinausliefen, das Publikum irre zu führen. Weshalb legt man auf die Zuverlässigkeit (dazu auf genügende, allgemeine und fachliche Ausbildung) der Kunst-Berichterstatter weniger Werth, als auf die der Mitarbeiter für den politischen und wissenschaftlichen Theil?

Ob freilich wahrheitsgetreue Besprechungen der Festspiele denselben zu Gute kommen, ja, ob sie überhaupt auf die Art ihrer Fortführung auch nur den geringsten Einfluß auszuüben im Stande sind, das muß nach den Erfahrungen, welche bislang zu machen waren, billig bezweifelt werden. Die Wagnerischen Erben sind die alleinigen Besitzer des Bayreuther Festspielhauses; sie sind von Niemandem abhängig, erhalten annoch weder von Bayern noch vom Reiche einen Zuschuß und veranstalten, wenn man die Angelegenheit rein aus praktischen Gesichtspunkten betrachtet, Theatervorstellungen wie jeder andere Unternehmer: gegen Erlegung von Eintrittsgeldern und auf ihre eigene Gefahr hin. Der relativ geringen Beisteuer, welche ihnen die Wagnervereine und einzelne Private jährlich leisten, könnten sie allenfalls entrathen; selbige spielt in der Rechnungsaufstellung einer Festspiclpcriode eine ziemlich untergeordnete Rolle. Das Publikum hingegen hat den Veranstaltern gegenüber keinen weiteren rechtlichen Anspruch, als daß ihm das öffentlich angekündigte Drama unter Mitwirkung der gleichfalls öffentlich vorher bekannt gegebenen Künstler, über deren Können man ja im Allgemeinen unterrichtet ist, vorgeführt werde. So lange nun der Kartenverkauf ein Resultat ergibt, welches die Unternehmer zufriedenstellt, sind diese ganz und gar die Herren der Situation. Niemand kann sie zu etwas bestimmen, auf das sie sich nicht einlassen wollen — und sie haben auch tatsächlich, seitdem sie und ihre Geschäftsführer nach Wagners Tode die Leitung der Festspiele übernommen haben, keiner noch so wohlwollenden Vorstellung einer der Sache freundlichen Kritik Folge gegeben, fondern sind stets bei ihren eigenen Ansichten geblieben. Wird nun gar, wie gegenwärtig, in den einflußreichen und vielvermögenden Kreisen der Gesellschaft die Parole ausgegeben, daß es zum „guten Ton" gehöre, in Bayreuth vorzusprechen, strömen ferner jetzt auch noch diejenigen Elemente hinzu, welche, ohne daß sie für die Kunst irgendwelche Neigung empfinden, doch überall erscheinen, wo der Strebende sich bemerkbar machen zu müssen glaubt, und drängt sich endlich, wie im abgelaufenen Sommer, das wandernde England und Amerika in dichten Schaaren zum Gralstempel, dann ist der materielle Erfolg der Festspiele auf Jahre hinaus gesichert, und es ist weniger Aussicht wie je zuvor darauf vorhanden, daß die Wagnerischen Erben auf wohlmeinende Stimmen, die nicht zugleich ihre literarischen, womöglich an den Aufführungen direct beteiligten Beistände, also von ihnen abhängig sind, etwas zu geben gesonnen sein werden. So wird denn, falls keine unerwartete Wendung eintritt, in Bayreuth auch weiterhin der mit unbezähmbarein Ehrgeiz verquickte Eigensinn des talentvollen Dilettantismus all' das nach eigenem Gutdünken zu lenken sich abmühen, was nur der ehern starre Wille des großen Genies in einer Hand zusammenzufassen vermag. Denn die willenlosen Puppen des zur Zeit amtirenden Bayreuther Kronrathes kommen nicht in Betracht. Und wieder und wieder wird man sich mit dem Jubel über die glänzenden äußeren Erfolge darüber hinwegtäuschen, daß die Kunst zu kurz kommt.

Wozu aber unter solchen Umständen eine wahrheitsgetreue Berichterstattung? Nun — einmal um demjenigen Theil des Publikums, der nicht im blöden Umhertaumeln eines blinden Schmärmens verharren, also im Ungewissen bleiben will, reinen Wein einzuschenken; sodann, um ein verlässliches Material für eine in späteren Zeiten zu schreibende Kunstgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts aufzuschichten, in der dann das Capitei „vom Aufstreben und Verfälle Bayreuths" als eines der! merkwürdigsten, für den warmherzigen Leser zugleich erfreulichsten und schmerzlichsten des Buches gelten wird — und schließlich, weil es immer noch Leute giebt, die dem Schauspiel, wie ein leuchtendes Gestirn trübe wird und verbleicht, nicht unbewegt oder gar mit dem Beifallsgrinsen eines charakterlosen Höflings, eines abhängigen Lakaien zuzusehen vermögen.

Seit dem Tode Richard Wagners kam man in Bayreuth über ein emsiges, aber wenig fruchtbares Nacharbeiten kaum hinaus; eine namhafte Neuschöpfung aus dem Frischen wurde seit jener Zeit nicht geboten. Die «ord und Süd, XI.IX. 145, 6

Vorzüge der ersten Parsifal-Aufführungen: die musterhaft vorbereiteten Leistungen der Chöre und des Orchesters, das Festhalten der der Natur des Werkes angemessenen Tempi waren, von geringfügigen Schwankungen abgesehen, auch den späteren, noch von dem feinsinnigen, erfahrenen und energischen Herrmann Levi geleiteten Aufführungen jenes Musikdramas zu eigen; den seiner Zeit von iWagner selbst als solchen betonten Schwächen der Bühnen-Darstellung wurde nur in so weit abgeholfen, als man zeitweise intelligente Künstler mit wenig zureichenden Kräften alterniren ließ; die letzeren aus dem Verzeichnisse der Mitwirkenden zu streichen, konnte man sich nicht entschließen. Im vergangenen Jahre hatte Felix Mottl die Direction des Parsifal übernommen: die Aufführung ließ gegen früher einen starken Rückschritt erkennen und konnte in ihrer Gesmmtheit nicht befriedigen. Die Zeitmaße wurden vielfach falsch gegriffen, das Orchester ließ Genauigkeit in den Einsätzen vermissen, die Chöre waren oft unrein und entbehrten — vielleicht in Folge von Neberanstrengung — der Klangschönheit; einzelne tüchtig durchgearbeitete, oder, wenn auch unfertige, so doch fesselnde Charakterstudien der Solisten konnten den unerquicklichen Eindruck, den man von den unzulänglichen Anstrengungen ihrer minder begabten Genossen erhielt, nicht wettmachen. Hinwiederum bot die Aufführung der „Meistersinger" unter dein vielbemährten und allzeit taktfesten Hans Richter mehr Anmuthendes und Wohlthuendes, war aber, wie die des „Tristan" im Jahre 1886 (Mottl) noch nicht ganz fertig gestellt, in Rücksicht auf Jnscenirung wie auf Ausfeilung des musikalisch-dramatischen Styles nur theilweise geglückt und gab sonach gleichfalls zu vielfachen Bedenken Anlaß. Das ist der wahre Stand der Dinge.

Das künstlerische Resultat ist kein erbauliches. Wäre es möglich gewesen, ein anderes zu erzielen? Wir behaupten: Ja! Man war nicht im Stande, Wagners Geist aus der Gruft heraufzubeschwören, damit er Alles auf seine Weise beseelte; aber man konnte, anstatt mit mehr oder minder geistreicher Willkür zu experimentiren, auf die traditionellen Tempi der früheren Parsifal-Jahre zurückgreifen, man konnte sich endlich einmal dazu verstehen, die ungeeigneten, unfähigen Sänger aus dem Bayreuther Verbände zu entfernen und dafür Begabtere einzustellen, deren Mitwirkung, wenn man den guten Willen dazu gehabt haben würde, wohl zu ermöglichen gewesen märe; man hätte sich schließlich darauf einrichten können, niit den Vorbereitungen und Proben so zeitig zu beginnen, daß man bereits den Besuchern,der ersten Vorstellungen etwas thunlichst Abgerundetes vorzuführen vermochte. Geschah dies nicht, so lag das weniger an den Verhältnissen, als an den in Rede stehenden Individualitäten.

Daß Felix Mottl einer der berufensten Dirigenten unserer Tage ist, das unterliegt keinem Zweifel. Er hat Temperament, Phantasie und Geist vollauf; das zarteste und das leidenschaftlichste Mitempfinden für alle seelischen Vorgänge im Inneren eines dramatischen Charakters ist ihm zu eigen; er hat ein Kennerauge für die Reize moderner Instrumentalfarben und weiß sie in blendendem Glänze schillern zu lassen; er versteht sich auch darauf, starke Steigerungen prächtig herauszubringen. Doch sein Können ist noch kein ausgeglichenes: er muß in seinem Streben stetiger werden, seine Erfahrung bereichern, seinen Sinn für das Erfassen musikalischer Feinheiten noch schärfen. Die Technik allmählich vorzubereitender liebergänge beherrscht er noch nicht. Er ist mit sich vorderhand nicht ganz im Reinen; bald stürmt er etwas unbedacht darauf los, bald springt er in das Extrem einer fast pedantischen Bedächtigkeit über. Es ist etwas Nervöses, Unverlässliches, Frauenhaftes in ihm, das er noch nicht zu bemeistern gelernt hat. Er ist vielleicht ein wenig zu frühe musikalisch mündig geworden, ließ es sich dann gefallen, um seiner unleugbaren Genialität halber von Freunden, Anbeterinnen und Untergebenen verwöhnt zu werden, und hat demgemäß bis jetzt weder in sich noch bei Anderen einen festen Halt gefunden. Somit ist er, um es in zwei Worten zusammenzufassen, für die Interpretation des „Parsifal" noch nicht gesetzt genug. Dies Drama, als ein Weltgedicht, das auf alle Höhen und in alle Tiefen des Lebens führt, verlangt einen Ausleger, der nicht mehr hier schüchtern, dort mit der Dreistigkeit des vom Glück Verhätschelten, sondern festen Auges und sicheren Trittes über die Klippen der Weltbühne hinwegschreitet, der sich von der Sinnlichkeit nicht fortreißen und in die Askese nicht einspinnen läßt, der, wiewohl mit unverminderter Genußfähigkeit sich an der Gestaltenfülle des Lebens erfreuend, doch zugleich als Philosoph bereits über ihm steht und deshalb die Spiegelbilder desselben auf wohl geebnetem idealem Untergründe mit weisem Aussparen von Licht und Schatten wahr und schön hervortreten zu lassen vermag. Ein solcher Künstler ist der Münchener Hofcapellmeister Herrmann Leoi; ein solcher ist Felix Mottl noch nicht — aber er kann es werden. Es wäre nicht angemessen, den Ersteren gegen den Letzteren „ausspielen" zu wollen; wenn jedoch der eine von zwei Musikern einer Aufgabe nur sehr bedingt, der andere voll und ganz gerecht wird, so ist es durchaus angebracht, das, was dem einen mangelt, mit Hinzuziehung dessen zu erläutern, was dem anderen zuzuschreiben ist. Wir sind auch weit davon entfernt, das Recht auf interessante Subjectivität, welches einem jeden Dirigenten zugebilligt werden muß, irgendwie verkürzt sehen zu wollen; möchte man sich gar zu ängstlich an die Tradition klammern, so würde jede musikalische Vorführung einen ihrer schönsten Reize, den der Unmittelbarkeit der Auffassung, einbüßen. Nur daß die Subjectivität des reproducirenden Künstlers nicht mit der des producirenden in Widerspruch gerathe! Dies geschah aber, als Mottl bei seiner Leitung des „Parsifal" mitunter die Zeitmaße überhetzte, vorwiegend indessen sie grausam verschleppte, sodaß den ohnedies auf gemessene Bewegung hin angelegten Hauptscenen des ersten und dritten Actes nahezu jeder dramatische Zug abhanden kam, besonders aber das bis an die Grenzen der physischen Möglichkeit, das heißt. soweit es der Athein der Bläser gestattete, auseinander gedehnte Vorspiel eindruckslos vorüberging. Daß diese Verlangsamungen ersichtlich des öfteren aus dem Bestreben des Dirigenten, die motivischen Gliederungen und Verknüpfungen in erdenklichster Deutlichkeit heraustreten zu lassen, hervorgingen, spricht für die Gewissenhaftigkeit und den Fleiß Mottls; leider hinderte ihn dieses allzupeinliche Zerfasern des" Einzelnen daran, die „Masse in Fluß zu bringen." Vorerst ein paar Takte, außerordentlich übersichtlich ausgestaltet, dann ein sür das empfindlichere Ohr wohl vernehmbarer Ruck und wieder eine kleine Periode, dann eine Athempause und wieder ein Stückchen für sich — so ging es Viertelstundenlang, bis dann plötzlich das Temperament Mottls jenes doctrinären Auseinandergliederns Meister wurde und ihn unvermuthet zu einem ungeberdigen Forteilen vercmblaßte. Er erinnerte an jüngere Privatdocenten, die, in dem lobenswerthen Eifer, dem Zuhörer Alles bis in's Geringste ordnungsgemäß zu entwickeln, ihm die zu vermittelnde Gelehrsamkeit Spruch für Spruch überbedächtigt zuzählen, bis dann einmal die Begeisterung sür den vorzutragenden Gegenstand sie mächtig erfaßt und sie im Weiteren die Weltgeschichte mit Siebenmeilenstiefeln durchmessen läßt.

Es ist unmöglich, sich zu überreden, daß es Mottl entgangen sein sollte, wie sehr er mit seiner Auffassung zu der, welche bisher als die richtige galt, in Gegensatz trat. Er hatte ja den Aufführungen des Jahres 1882, die nach Wagners eigenen Anordnungen vor sich gingen, er hatte auch späteren Darstellungen des „Parsifal" beigewohnt. Sollten sich die Eindrücke jener Tage in seinem Gedächtnisse verwischt haben? Das ist unmöglich, dazu ist er ein zu vortrefflicher Musiker. Und warum machte er es denn ganz anders, als Wagner es guteheißen hatte? Glaubte er es etwa besser zu verstehen? Auf solche Gedanken konnte einer der ergebensten Freunde und, Schüler des verstorbenen Meisters nicht kommen. Auch daß er mit sich noch nicht sertig ist, erperimentirt oder sich 'gelegentlich vom Gefühlsstrome treiben läßt, erklärt den Fall nur halb; denn vieles, das befremdlich berührte, erschien zu planvoll angelegt, als daß es aus der Stimmung des Augenblicks heraus geboren sein konnte. Es bleibt demnach nur übrig, anzunehmen, daß er sich hier und da durch Einflüsse einer Persönlichkeit zu seiner Auslegung bestimmen ließ, deren Wünschen unbedingt nachzugeben er sich verpflichtet glaubte, ohne zu bedenken, daß der Musiker sich nie und nirgends zu Zugeständnissen herbeilassen darf, gegen die sein künstlerisches Gemissen sich auflehnen muß. Es darf nichts Heiligeres für ihn geben als seine Ueberzeugung. Daß Mottl augenscheinlich nicht Manns genug war, dieselbe mit hinreichendein Nachdruck allen an ihn von anderer Seite gestellten Zumulhungen gegenüber geltend zu machen — selbst auf die Gefahr hin, in Bayreuth nicht mehr zu dirigiren — das ist es, was ihm zur Last zu legen ist. Daß er seine, wir wiederholen es, ganz außergewöhnlichen Gaben vorderhand nicht immer entsprechend zu vermerthen weiß, wird ihm kein

Einsichtiger verargen: die an Talent Reichen gelangen nicht so rasch zur Abklärung wie die geistig Minderbemittelten. Daß er jedoch nicht energisch genug aufgetreten ist, das mußte Denjenigen, welche es nicht darauf anlegen, ihm oder seinen Protectoren zu schmeicheln, sondern sein Talent lediglich um dessen selbst willen schätzen, mancherlei zu erwägen geben.

Es ist ihm ferner ein Vorwurf daraus zu machen — ein Vorwurf, der auch gegen Hans Richter zu erheben ist — daß er unzulängliche Kräfte nicht kurzer Hand aus dem Ensemble entfernte. Was sollen Mittelmäßigkeiten im Rahmen von Mustervorstellungen? Was will, um zuvörderst das Auffälligste hervorzuheben, ein Sänger wie Herr Reichmann, der durch und durch unmusikalisch ist, will sagen, fast beständig unrein und unrhythmisch singt, dessen geistiger Horizont dazu ein ganz engbegrenzter ist, denn eigentlich auf der Bayreuther Bühne? Er verstand den Charakter des Amfortas — von der Groteskfigur seines parfümirten, selbstgefällig bis zum Widerwärtigen aufgeblasenen Hans Sachs gar nicht zu reden — vor sechs Jahren nicht; er versteht ihn auch heute noch nicht. Es ist ihm das nicht anzurechnen; Niemand kann über sein Vermögen hinaus. Aber wenn es ihm nicht gegeben ist, zu erkennen, daß er am unrechten Platz steht, warum hatten Andere, die sich darüber sehr wohl ein Urtheil zu bilden vermögen, nicht diese Einsicht für ihn? Und warum, wenn man es denn einmal nicht über sich gewinnen konnte, auf seine Mitwirkung zu verzichten, warum legte man es ihm nicht auf, sich streng an die Vorschriften der Regie zu halten? Frau Matern«, die wenigstens das Letztere that und doch auch keine bedeutende darstellerische Individualität ist, rettete auf diese Weise sür ihre „Kundry" wenigstens den Schein dramatischen Lebens. Aber kein kläglicheres Schauspiel, als wenn ein kümmerlicher Intellect es unternimmt, auf eigene Faust geistreich fein zu wollen. Warum erhob die „Oberleitung" dagegen keinen Einspruch?

Auch mit den beiden Vertretern für die Rolle des Parsifal, welche ihm zur Verfügung gestellt wurden, hätte sich Mottl nicht zufrieden geben sollen. Daß man Ferdinand Jäger, welcher die ersten Berliner NibelungenAufführungen beinahe zu Fall gebracht hatte und dessen Erscheinen auf der Bayreuther Scene im Jahre 1882 allgemeines Entsetzen hervorrief, ebendorthin noch einmal beschied, darin lag eine unnöthige Grausamkeit gegen den Sänger und eine nicht scharf genug zu verurtheilende Rücksichtslosigkeit gegen das Publikum. Van Dyk andererseits ermies sich als ein sehr begabter Anfänger, aber immer doch als Anfänger. Seine Hauptvorzüge liegen auf Seiten seines Spieles; dies ist schlicht, natürlich, im Ausdruck des Innigen wie des Energischen gleich überzeugend. Van Dyk scheint in einer Situation aufzugehen und leitet bereits ungezwungen in die nächste über; er ist stets wahr, aber überschreitet in Haltung und Geberde nie die Grenzlinie des Schönen. Ungleich besser als seine Vorgänger Winkelmann und Gudehus weiß er den seelischen Grundton des naiven, weltfremden Jünglings zu treffen. Aber was er als Sänger gab, war nichts weniger als tadelfrei. Es ist ja staunensnerth, mit welchem Eifer er, feit er sich der deutschen Kunst zuwendete, das Studium der Sprache in Angriff genommen hat; daß er die Schmierigkeiten, welche sich hierbei ergaben, bereits völlig übermunden hat, läßt sich indessen nicht behaupten: sein Auftreten auf einer Bühne, von der herab in Aussprache und Tongebung nur Einwandfreies geboten werden soll, muß daher zum Mindesten als verfrüht bezeichnet werden. Wir sagen: zum Mindesten. Denn ob es van Dyk, auch wenn er später etliche widerspenstige Consonanten noch bezwingen und die Folgen seiner in Paris begangenen Gesangssünden überwinden sollte, gelingen wird, sich vom Naturalisten, der er jetzt noch ist, zum Kunstsänger umzubilden, möchten wir in Anbetracht des Umstandes, daß er schon vor Jahr und Tag an die Oeffentlichkeit trat, nicht unbedingt bejahen; vielleicht gelingt es ihm, wenn er seine Neigung zum Forciren überwindet und seine hübsche, wohlklingende, aber nicht sehr ausgiebige Stimme in der nächsten Zeit sehr schonend behandelt. Vorderhand sind ihm reine Bocalisation, solide Athemtechnik, richtiges An- und Abschwellenlassen des Tones noch böhmische Dörfer. Auch neigt er mehr zum Lyrischen als zum Heroischen und wird deshalb einige Mühe haben, sein Reertoire zu erweitern. Es wäre Schade um die sympathische Persönlichkeit und das ursprüngliche dramatische Talent des frischen, treuherzig blickenden Flamländers!

Wir hätten ihm, wir hätten manchem Anderen gern etwas Angenehmeres gesagt: doch es ist ja schließlich nicht die Schuld des Chronisten, wenn an der Parsifal-Aufführung des verflossenen Sommers so wenig, gar so wenig Gutes war. Nicht einmal am Orchester konnte man eine rechte Freude haben; es stand, mit strengem Maßstab gemessen, nicht auf der Höhe seiner Aufgabe. Tie ersten Geigen unter Halirs schneidiger Führung spielten zwar tonschön und schwungvoll; die Clarinetten waren sogar ausgezeichnet; auch mit den Trompeten konnte man sehr zufrieden sein; die Bratschen dagegen ließen Fülle des Klanges und geschmackvolle Phrasirung rermissen, und ebenso waren Oboen und Horner nicht ganz zuverlässig. Der Gesamtleistung mangelte es an Sauberkeit des Zusammenstimmens und an Sicherheit in den Einsätzen. Die Einzelnen hatten sich noch nicht in einander gefunden; das Ensemble war noch nicht fertig. Es fehlte die souveräne Sicherheit in der Beherrschung des Stoffes, welche der Münchener Hofcapelle, die die Partitur unter Wagners Oberleitung studirt hatte und als Trägerin der Tradition für die Wiedergabe derselben anzusehen ist, in so hohem Maße zu eigen war. Ebensowenig vermochten die Chöre höheren Ansprüchen genug zu thun. Die Gralsritter schienen jeweilig nicht ganz bei der Sache zu sein; die Kinderstimmen aus der Höhe -waren grell und detonirten; der Chor der Blumenmädchen, ehemed ein Glanzpunkt der Aufführungen, war zwar, wie stets, in Rück

ficht auf Sicherheit gut studirt, ließ aber, da es einerseits an weichen und biegsamen Stimmen fehlte, andererseits die mitwirkenden Damen, vermutlich durch die anstrengenden, rasch auf einander folgenden Meisterfingerproben ermüdet waren, Klangschönheit und Liebenswürdigkeit des Vortrages vermissen. Auch die Regie hatte diesmal mit der Einrichtung dieser Scene kein Meisterstück geliefert. Wie täppisch, um nicht zu sagen, roh drängten sich die zarten Blumengeister an Parsifal heran! Das mar kein anmuthiges Grüßen und Kosen leichtbeschwingter, zierlich hin und wieder gaukelnder Elfen, das war der Massenansturm eines BalletteusenBataillons der Großen Oper. Wehe, wenn sie losgelassen! So dargestellt wirkt der ehemed durch unendliche Grazie bestrickende Auftritt in der That für die, denen die unverwundbare Hornhaut des Fanatikers noch nicht jedes feinere Gefühl Übermuchs, beinahe abstoßend. Weshalb hatte man sich, während man doch anderes weniger Erquickliche aus früherer Zeit, wie den Tanzstundenschritt der Gralsritter, mit solch' ängstlicher Treue bewahrte, nicht auch bei den Gruppierungen der Blumenmädchen an die Tradition gehalten? Und warum konnte man sich auf der anderen Seite noch immer nicht dazu verstehen, der grellbunten Flora der Decoration des Zaubergartens mit etwas Braun und Violett nachzuhelfen? Ist denn Alles, was die Kritik sagt, in den Wind gesprochen, weil es die ziritik sagt und ist denn Alles, was in Bayreuth geschieht, unanfechtbar, weil es in Bayreuth geschieht, ohne Rücksicht darauf, ob es dem gesunden Menschenverstand und dem Schönheitsgefühl des Turchschnitts-Sterblichen entspricht? Wahrlich, niemals hat die Welt einen lächerlicheren Unfehlbarkeitsdünkel als den gesehen, welchen man jetzt an der Stelle zur Schau trägt, an der selbst ein Wagner sich als fehlbar bekannte!

Erfreulicher als die Aufführung des „Parsifal“ mar die der „Meistersinger“ unter Hans Richter. Hier waltete ein kräftiger, männlicher Wille. Richter ist sich des rechten Weges wohl bewußt; er steht über der Sache und ist feiner Nerven und feiner Instrumentalisten durchaus Herr. Seine Leitung und Leistung ist vom ersten bis zum letzten Accord tüchtig und durchdacht; kaltblütig, mit unfehlbarer Sicherheit trifft er überall die sinnund fachgemäßen Tempi. Er schleppt nicht und überjagt nichts, modulirt sorgsam Uebergänge und Leidenschaften, führt die Sänger, indem er ihnen nachzugeben scheint und beherrscht den meitschichtigen Apparat des musikalischen Dramas mit dem Geschick eines unfehlbar gut registrirenden Orgelspielers. Doch ist er nicht mehr ganz der Richter der Nibelungen-Festspiele. Er ist — wenn dies anders möglich war — noch zielsicherer, aber zugleich auch nüchterner, trockener geworden. Er dirigte streckenweise wie für ein Publikum von Engländern. Er mar fast immer Hans Sachs und zwar weitaus mehr von dessen lehrhaften, moralisirenden als poetischwarmblütigen und schalkhaften Seiten: stets „wohltemperirt“, mit etwas breitem Behagen das leitmotivische Geflecht auseinanderlösend, aber wohl schon ein wenig zu bequem dazu geworden, um für den heißblütigen Ritter Stolzing mit ungemindertem Jugendmuthе mitzufühlen. Wir haben beispielsweise das Vorspiel zuvor oft nicht so sauber und ausgeglättet, aber mit mehr Schwung und deshalb hinreißender in der Wirkung gehört. Richter trug es mit Meisterschaft vor, wie Jemand, der jede Note auswendig kennt — nur schmeckte die Art etwas nach Akademie und Perrücke. Und neben ein wenig Begeisterungs-Gluth fehlte es ihm, wenngleich nicht an Humor, aber an rechtem Lustspieltemperamente. Man vermißte Frohsinn, Leichtigkeit, Beflügelung. Sicherlich sind die „Meistersinger“ ein durch und durch deutsches Werk: aber so lustig, wie eine deutsche Komödie überhaupt sein kann, sind sie doch immerhin. Sollte das denn nur durch ein bis zum Abstoßenden nachdrückliches Betonen von Beckmessers Eigenheiten, durch die Sprünge Davids und der anderen Lehrbuben und nicht vielmehr durch das Anschlagen und Festhalten eines freien, lebhaften „neudeutfchen Parlando“ in den Dialogen, das nur ausnahmsweise gegen eine ehrenfeste Grandezza zurückzutreten hätte, zum unmittelbaren, lebendigen Ausdruck zu bringen sein?

Merkwürdigerweise stand mit der höchst sachlichen, nur in diesem Falle wohl gar zu gründlichen Ernsthaftigkeit des Capellmeifters alles Uebrige im Einklang; die gleich fleißig vorbereiteten Leistungen der Regie wie die der Gesangssolisten und der Chöre hatten hier einen Stich in's Philiströse, dort einen in's Pathetische, und die gedämpften, mystisch gefärbten Klänge des verdeckten, richtiger vielleicht noch des Parsifal-Orchesters töntен in die sonnige Meistersinger-Atmosphäre hinein wie ein Chor von büßenden Betern in eine lachende Maienlandschaft. Es mag wunderlich klingen, aber es ist nun einmal nicht anders: fast alle Mitwirkenden haben ihre Aufgabe zu ernsthaft genommen. Durch das an sich außerordentlich lobenswerthe. aber hier übertriebene Streben nach möglichster Deutlichkeit der musikalischen und dramatischen Gedankenentwicklung wurde nicht nur die Liebenswürdigkeit, das Heiter-Gewinnende des Ausdrucks, sondern auch dessen für bühnenwirksame Darstellung unentbehrliche sinnliche Frische nahezu ertödtet. Der unbefangene Zuschauer hatte des öfteren die Empfindung, als ob sich nicht ein munteres Stück mit Menschen von Fleisch und Blut, sondern ein lebendig gewordener „Leitfaden“ auf der Scene abwickelte. Es wurde in Summa ein Beweis geliefert, auf den man an dieser Stelle gern verzichtet haben würde: der Beweis, daß die Wagnerisch-neuen Principien auch von den Ausführenden mit künstlerischer Freiheit zu behandeln seien, daß sie aber, wenn überbehtsam oder geradezu sklavisch gepflegt, ebenso zu steifer Unnatur, zu doctrinären oder conventionellen Unerquicklichkeiten führen wie ehemed das „stramme“ Ariensingen zur geschraubten Opernpose. Statt Concert-Arien im italienischen Logenhouse hatten wir — die gesünder und ursprünglicher nachempfundenen Volksscenen abgerechnet — Concert-Declamationen im Bayreuther Festtheater. Und vorzüglich auch hierin zeigte sich das unsichere Tasten eines eifrigen, von den lautersten Gesinnungen beseelten, aber geistig unselbstständigen und künstlerisch unproductiven Dilettantismus.

Es war sicherlich recht mohlthuend, daß man bei den letztjährigen Bayreuther Aufführungen der „Meistersinger“ den Text beinahe in seiner Vollständigkeit vernehmen konnte. Aber mußte die Mehrzahl der Darsteller darum fcandiren anstatt zu singen? Handelt es sich bei dem Kunstwerk der Zukunft denn etwa nur darum, daß auf wechselnden Tonhöhen deutlich ausgesprochen werden soll oder ist hier nicht zum mindesten auf vollendeten Kunstgefang gezählt? Daß die Schwierigkeit, von jetzt ab schöne Tonbildung mit scharfer Deutlichkeit der Sprachlaute zu vereinen, keine geringe ist und nicht im Handumdrehen gelöst wird, ist sonnenklar: wenn aber so viele Sänger damit noch nicht zu Rande kommen, warum läßt man sie dann auf der Bayreuther Musterbühne auftreten? Man wird es doch nicht etwa absichtlich darauf anlegen wollen, das alte Vorurtheil zu nähren, daß bei Wagner das Recitiren eins und Alles sei! Wenn es jedoch zur Zeit noch keine ausreichende Anzahl verfügbarer Kräfte giebt, welche den nach allen Seiten an sie zu stellenden Anforderungen genügen, nun, so hat man eben die moralische Verpflichtung gegen Wagner wie gegen das Publikum, mit der Veranstaltung von Festspielen so lange zu warten, bis ein entsprechender Stamm von Wagnersängern herangewachsen oder -gezogen ist. Wir wollen, wenn wir in Bayreuth sind, nicht in eine Studirstube blicken, nicht die Geheimnisse eines Ateliers kennen lernen, fondern etwas Ganzes, Abgerundetes hören und sehen. Im vergangenen Jahre indessen hatte man dem speciell Gesänglichen nicht einmal so viel Rücksicht geschenkt, um grobe Nachlässigkeiten in Vocalisirung und Consonanten-Aussprache auszumerzen, um Sänger, die ihre Rollen allein indem sie Gewaltsamkeiten gegen ihr Organ verübten, bewältigen konnten, schleunigst nach Hause zu schicken. Bei den Manen Mozarts! Da die Intrigue der Meistersinger-Handlung nicht so gar verwickelt, sondern überaus einfach, der Dialog nicht so arg verschränkt und verzwick, sondern von hannloser Natürlichkeit ist, würden wir uns am Ende noch darein gefunden haben, wenn coram public« wirklich ein paar Silben mehr verschluckt worden wären, vorausgesetzt, daß Hans Sachs und seine Zeitgenossen dagegen nicht, wie das mehrfach geschah, förmlich,; vocale Realinjurien in den Zuschauerraum hineinschleuderten. Man fühlte es wie einen starken körperlichen Schmerz, als der Darsteller des Walther, zweifelsohne ein höchst fleißiger und aufopferungsvoller Künstler, nachdem er die ersten Tacte des Preisliedes me??» vocs gesungen hatte, die Stimme plötzlich mit erschreckender Kraft auf dem hohen g ervlodiren ließ, weil — nun weil er die Höhe überhaupt nicht im pi.inu nehmen kann. Ja, wenn Herr Gudehus das nicht vermag, dann darf er in Bayreuth nicht den Walther singen und wenn keine andere Kraft zur Hand ist, dann dürfen die „Meistersinger“ zur Zeit auf der Festspielbühne nicht aufgeführt werden. Das klingt hart — aber die Logik ist nun einmal von Natur unsanft. Ein anderes Beispiel. Ein mißgünstiger Gott hat es der Leitung eingegeben, das schlichte, naive Bürgerkind Euchen mit Vorliebe den Heroinen anzuvertrauen. Eine dieser ruhmgekrönten Walküren hat gleichfalls mit — ständiger Indisposition in der Höhe zu kämpfen und besitzt die Fähigkeit, le'at« zu singen, nur in bescheidenem Grade; die Folge davon ist, daß das herrliche Quintett im dritten Acte den Hauptreiz einbüßt. Gerade an dieser Stelle, wo jedem einzelnen Sänger ein besonderer Text in den Mund gelegt ist, absolute Berständigkeit der Worte also nicht erzielt werden kann, wo ein wohliges Ausbreiten harmonischer Klangmellen von Wagner entschieden gefordert ist, zeigte es sich am deutlichsten, wie dürftig es um die besonderen gesänglichen Kenntnisse und Mittel der Künstler bestellt war. Meister-Singen war das wahrhaftig nicht. Von allen in der abgelaufenen Festspielperiode thätigen Kräften waren Scheidemantel und Hofmüller noch diejenigen, welche wie in Hinsicht aus eigenartige geistige Durchdringung ihrer Rollen, so auch in Bezug auf Sauberkeit in der Ausführung ihrer Gesangspartieen das Befriedigendste geleistet haben. Mögen sie sich ihre Selbstständigkeit erhalten: dann werden sie auf der deutschen Bühne noch ein Wort mitzureden haben! An nächster Stelle wäre dann Frau Staudigl (Magdalene) zu nennen, welche, nachdem sie früher einige mäßig gelungene Versuche im Rollenkreise der tragischen Vertrauten und eifersüchtigen Königstöchter unternommen hatte, sich diesmal mit Glück als koinische Alte entdeckte. Friedrichs (Beckmesser) märe diesen Namen vielleicht noch anzureihen.

Es mar weiterhin sehr dankenswert!), daß die Künstler sich nach bestem Können bemühten, ihre Rollen individuell zu gestalten, von allen Gemüthsregungen, welche die vorzuführenden Charaktere bewegen, nicht bloß zu berichten, sondern dieselben mich durch Haltung und Geberde zu verdeutlichen und besonders ihre Gesten mit dem Spiel der Motive des Orchesters in Uebereinstimmung zu bringen. Doch wäre in diesem Punkte ebenfalls weniger — bedeutend mehr gewesen. Selbst die mit Auszeichnung aufzuführenden Darsteller thaten des Guten viel zu viel. Nimmt es sich schon in der musikalischen Tragödie absonderlich aus, wenn der Sänger bei jeder schüchternen instrumentalen Andeutung einer schwärmerischen Regung sein Herz massirt und die Augen an die Soffitten wirft, bei jedem leifen Unbehagen mit der Rechten an die Mordwaffe sährt, so wird dergleichen in der Komödie, in welcher es doch nur auf ein leichteres, freieres Hin und Wieder der Gedanken wie der Gefühle abgesehen ist, vollends zur Abgeschmacktheit. Soll denn der im Allgemeinen doch bereits erwachsene Zuhörer erst das AVE der Bühnensprache erlernen, oder soll er selbsthätig, in seiner Phantasie mitschaffend genießen? Man muß im plastischen Ausmalen der Empfindungen sorgfältig, aber nicht kleinlich zu Werke gehen, sonst gelangt man, wie dies vielfach im Meistersinger-Festspiel geschah, theils zu einein handgreiflichen Naturalismus, den auf den Bayreuther Brettern zu gewahren man am allerwenigsten erwarten durfte, theils zu unfreiwilliger Komik. Bekämpft vielleicht Walther Stolzing den dampfschnaubenden Drachen Fafner oder die lernäische Schlange, oder vielmehr die ehrsamen, etwas zopfigen, aber doch sonst durchaus gutartigen Nürnberger Handwerksmeister? Nehnien mir einmal an, es käme das Schlimmste zum Schlimmen, und der vortreffliche Lyriker erhielte die Hand seiner Eva nicht. Würde daraus gleich eine Götterdämmerung entstehen? Wohl kaum. Also warum donnerte denn der gute Ritter den Gründlingen des Bayreuther Amphitheaters so in die Ohren? Weshalb erschöpfte Vater Pogner den ganzen Gestenschatz des Iirgnn« inSi-nto? Warum probirte die zierliche Bürgerstochter, welche man gemäß der Vorzeichnung helläugig, neckisch, sinnig-verliebt erwartete, so viele Mittel aus der tragischen Hausapotheke Medeas durch? Wollte sie anstatt freundschaftlicher Theilnahme für ihren ersten und einzigen kleinen Herzensroman, gleich Furcht und Mitleid erwecken? Aus welchem Grunde trug Meister Kothner die Gefetze der Tabulatur vor wie der Oberreichsanwalt einen Landesverraths - Paragraphen? Gerade weil man sich in Allem und Jedem übereifrig bestrebte, recht naturwahr zu sein, ging der Darstellung das Beste ab, auf das man rechnen gedurft hatte: Natürlichkeit. Wer Gefühl zeigen mußte, stellte sich auf Stelzen. Hingegen deutete das Lachen auf der Bühne auf den sorgfältig notirtен Schreibtisch-Humor des Regisseurs. Nur David hatte zu viel angeborene Laune, um sich den neu erfundenen Lustspiel-Kothurn an die Füße schnallen zu lassen. Herr Friedrichs, der sehr begabte Vertreter des Beckmesser, übertrieb wiederum nach Leibeskräften. Wie oft soll es denn noch wiederholt werden, daß der Stadtschreiber, als eine Persönlichkeit in Amt und Würden, sich nichts vergeben darf, daß er einzig und allein durch strenges Festhalten an seiner steifleinenen Pedanterie, also im Charakter der Nolle: unabsichtlich komisch wirken kann, daß aber das geringste absichtliche Bemühen seinerseits, durch „heitere Nüancen“ die Lachmuskeln des Zuschauers in Thätigkeit zu setzen, ihn unfehlbar zur Carricatur werden lassen muß. Daher von jetzt ab nichts mehr von Ueberschlagen der Stimme, Fratzenschnelden und dergleichen Hanswurstereien! Man bedenke doch, daß, sobald Beckmesser nicht mehr ernsthaft genommen werden kann, auch die hinter ihm stehende Beckmesser-Partei der Meister in den Augen des Publikums ihr Ansehen einbüßt, somit darnach der Widerstand derselben bedeutungslos erscheint, das Verhältnis; zwischen Spiel und Widerspiel in der Handlung ganz aufgehoben wird und die ohnedies sehr durchsichtige Intrigue sich in diesem Falle wie das lockere Gefüge einer Marionettenpose ausnehmen muß.

Es war Methode in dieser Galerie von Uebertreibungen; darüber ist nicht zu rechten. An manchen Geschmacklosigkeiten trug jedoch offenbar nicht die Principienreiterei, welche zwischen jeder Mantelfalte hervorblickte, Schuld: vielmehr waren dieselben aus den diesem und jenen: Sänger anhaftenden Manieren herzuleiten. Weshalb griff die Regie in solchen Fällen nicht ein? Bemerkte sie dergleichen nicht? Die Vermuthung ist rundweg abzulehnen; denn es fehlte anderweitig nicht an Beweisen eines wählerischen, feingeschulten dramaturgischen Geistes. Gebrach es ihr, und vornehmlich berühmten Namen gegenüber, an Autorität? Wir müssen das wohl oder übel annehmen und können sie darum nicht loben. Anerkennung verdient sie für die äußere Einrichtung der Acte, für die malerische, charakteristische und doch nicht in's Ueppige übertriebene Ausstattung, für die sparsame Verwendung der gegenwärtig bei der Jnscenirung Wagnerscher Dramen — und nicht nur hier allein — so beliebten Beleuchtungs-Spielereien, hauptsächlich aber für ihre Ausgestaltung der Volksscenen. Mit farbenfroher Phantasie und bestem künstlerischen Maßhalten war das Treiben auf der Festwiese in Scene gesetzt; die Aufzüge entwickelten sich behend, munter und doch in guter Ordnung; die Gruppen formten und lösten sich ungezwungen; der Tanz wurde mit köstlicher altfränkischer Schelmerei durchgeführt und ging in ein buntes, reizvolles Getümmel aus; dabei wurde alles Schreien und unziemliche Drängen, alles Zuviel des Meiningerthums glücklich vermieden. Das „Volk“ benahm sich wie in einein constitutionellen Idealstatt; es mar sich dessen vollauf bewußt, daß sein Fest gefeiert wurde und daß von feiner Stimme die Entscheidung abhing; aber es zeigte den natürlichen Tach sich nirgends vorzudrängen. Die fast im Flüstertone gesungenen Zwischenbemerkungen der Chöre waren ein Triumph der Negietechnik. Mit der Einrichtung dieser Auftritte hat sich Herr Harlacher als Künstler ersten Ranges erwiesen; es ist, salls er nicht auf die Abwege der Geistreichelei gerälh, noch viel von ihm zu hoffen. Weniger sprach das von ihm für den ersten Aufzug getroffene Arrangement an. Die Decoration war zu eng; die Mitwirkenden zu sehr zusammengeschoben. Herr Harlacher vergaß hier, daß er für das musikalische Drama, nicht für das recitirte Schauspiel arbeitete. Letzteres verlangt thunlichst knapp umschlossene Räume, die auch sür ein fast unmerkliches Anschwellen des Sprechtones einen akustisch geeigneten Hintergrund abgeben und, bei einer auf kleinere Flächen concentrirten Aufmerksamkeit des Zuschauers, den Darsteller zwingen, alle Künste einer durchgebildeten Mimik spielen zu lassen — wie denn die großen modernen Opernhäuser ein eben solcher Verderb für die Schauspielkunst sind als das Ausstattungssieber. Das musikalische Drama dagegen, in welchem der schon durch die Tonbildling stark in Anspruch genommene Sänger seine Darstellung nicht in gleicher Weise vertiefen kann und insbesondere für die Mimik auf die Beihilfe der seelenmalerischen Kraft des Orchesters zum guten Theil angewiesen ist, erheischt ausgedehntere Prospecte, von denen sich die nachgedrungen in größeren Linien zu haltenden Bewegungen besser abheben und vor denen sich das Crescendo des Einzelsängers, vollends aber die Schallmassen der Chöre ungehemmt entwickeln können. Vertragen auch die „Meistersinger“ als musikalisches Lustspiel eine engere Umrahmung als die auf kühne, gigantische Wald- und Felsscenerieen berechnete Tetralogie, so entsprechen sie immerhin den Grundbedingungen des musikalischen Dramas. In der an sich ja gemüthlichen, für die gewählte Behandlungsart des Vorwurfes jedoch nicht angemessenen Intimität des Raumes nahmen sich die pseudotragischen Anläufe der Darsteller doppelt unbegreiflich aus. Die Einrichtung des zweiten Actes war zweckdienlicher: nur die Prügelfcene für unseren Geschmack zu realistisch gehalten; es kann an dieser Stelle weniger darauf ankommen, daß die Schläge, als daß die Noten recht fest sitzen. In den Scenen der Solisten war hier und da ein flotteres Jneinanderspielen zu wünschen; besetzt man eine Rolle dreifach, so müssen die Proben entsprechend vervielfältigt werden, um für alle Vorstellungen ein glattes Ensemble herauszubringen; sonst bleibt vieles der Improvisation überlassen, was in einer Zeit, in welcher die deutsche Bühne kein einziges schauspielerisches Genie besitzt, jedenfalls ein bedenkliches Unternehmen ist.

War vielleicht die ganze Aufführung der „Meistersinger“ im Festspielhause unter den gegebenen Umständen eine nicht vollständig geglückte Improvisation? Dieser Gedanke, von dem wir uns seither nicht frei machen konnten, gewinnt mehr und mehr Macht über uns, wenn wir uns nunmehr der Beantwortung der letzten wichtigen, für den Fachmusiker der wichtigsten Frage zuwenden, welche in der verfloßenen Festspielperiode aufgeworfen wurde: hat es sich herausgestellt, daß die „Meistersinger“ für eine Wiedergabe mit verdecktem Orchester, das heißt mit dem Orchester des Festspielhauses in seiner zur Zeit bestehenden Einrichtung, geschrieben sind? Etliches spricht dafür, sehr Vieles dagegen. Wer ohne Woreingenommenheit und nach Erledigung genügender Vorstudien der Bayreuther Aufführung folgte, hatte das im Vergleich zu anderweitig gemachten Erfahrungen schier Seltsame festzustellen, daß das Orchester gegen den vocalen Theil weit mehr als wünschenswerth zurücktrat. Am meisten mußte es befremden, daß bei stärkerer Tongebung der Chormassen, bei den Ensemblesätzen des ersten, bei dem Finale des zweiten Actes, geradezu Lücken in den Instrumentalpart gerissen schienen — trotzdem, wie berichtet wurde, die Musiker in ihrem Inferum mit wahrer Todesverachtung geigten und bliesen; wichtige Motive kamen gar nicht oder nur in abgerissenen Tönen zu Gehör; Gänge in tieferen Lagen und schwächer instrumentirte Mittelstimmen blieben einfach aus; ja, stellenweise mußte man sich sogar, die Grundharmonieen aus dem Gedächtnisse ergänzend ausfüllen und hatte, da somit dem Aufbau der Gesangsstimmen das rechte Fundament fehlte, die peinliche Vorstellung eines Gebäudes, dem die Hauptstützen entzogen sind und das demnächst zusammenznbrechen droht. In den Scenen, in welchen nur die Solisten auf dem Podium standen, kam zwar alles, was notirt ist, heraus; aber nicht weniges, das bei

offenem Orchester den Hörer entzückt hatte, ließ ihn hier beinahe gleichgültig: die Mehrzahl der vielen geistfunkeInden Instrumental-Anmerkungen, die in solch' verschwenderischer Fülle über die Meistersinger-Partitur verstreut sind, die aufgesetzten Lichter, die graziösen, witzigen Accente — sonst eine Ohrenweide der musikalischen Feinschmecker: all' das glitt fast unbemerkt vorüber, dünkte uns hier dürrtig und unbedeutend. Einiges klang hingegen betückend schön: so der Beginn des Flieder-Monologes, die weich hingegossenen Terzen der Hörer über dem kaum noch vernehmbaren, wie sanftes Quellengemurmel sich in der Entfernung verlierenden Tremolo der Bässe — ein orchestrales Mondscheinstück ohne Gleichen — dann das weihevolle Vorspiel zum dritten Acte und die Begleitung zum zweiten Verse des Preisliedes, endlich der Hector Berlioz zugeeignete Glühwurm-Zauber. Doch welch' geringen Raum nehmen diese wie in zartem Silbergrau getönten Stellen in der Oekonomie des Ganzen ein! Wo blieb auf der anderen Seite die helle Lust, die jauchzende Lebensfreudigkeit, die aus allen Ecken und Enden der Partitur hervorbrechen soll? Wo blieb — um nur einiges des Auffälligsten anzuführen — die festliche Pracht, der lichte Sonnenglanz des Vorspieles, wo das kecke Aufjubeln in der Einleitung zum zweiten Aufzuge, wo das überwältigende Hereinbrechen eines neuen, vollen Frühlingssegens bei den Worten des Hans Sachs: „Nun aber ward's Johannistag!" ? Nicht einmal die kleinen Buddhas von Bayreuth vermögen zu bestreiten, daß sich der „Wille zum Leben" in der Meistersinger-Partitur gar mächtig und frohgemuth zeigt. Leider trat er bei der Festspiel-Aufführung nur in ungenügendem Maaße in die Erscheinung. Wem das nicht zum Bewußtsein kam, wen es nicht störte, daß er zeitweise nicht im Stande war, den Entwicklungsproceß der Motive mit Genuß zu verfolgen, weil wicktige Kettenglieder verschwanden, wen es nicht anfocht, daß eine Unzahl von zierlichen Sächelchen sozusagen unter den Tisch fiel, wer nicht das Ohr dafür hatte, daß es dem Orchester förmlich an Licht und Luft fehlte, um den Humor, den der Comvonist zwischen die Notenlinien gebannt hat, frei ausschäumen zu lassen — der ist einfach unmusikalisch. Es konnte das bezüglich des Ringes der Gemüse-Propheten übrigens bereits seit Längerem vermuthet werden. Unerwarteterweise trat auch bei einigen sonst vortrefflichen Musikern eine vorübergehende Gehörsblindheit ein: sie mußten wohl vom Apfel Wahnfried gegessen haben.

Also: wie die Sache jetzt liegt, geschieht der orchestralen Partie der „Meistersinger" im Festspielhause stark Abbruch. In ähnlicher Weise wird, wenn Aufführungen des Werkes bei offenem Orchester stattfinden, der vocale Theil ungebührlich beeinträchtigt; wer in den letzten zehn bis fünfzehn Jahren Meistersinger-Vorstellungen in deutschen Opernhäusern wie denen von Wien, Berlin, Dresden, Leipzig, CSIn beiwohnte, gewann den Eindruck, daß das Orchester die Sänger, selbst wenn sie mit einem kräftigen Organ begabt waren, an vielen Stellen deckte. *) Beides liegt nicht im Interesse des Kunstmerkes; keines von beiden wollte der Componist. Im Wagnerschen Drama sind vielmehr Singstimmen und Orchester gleichgeordnete Factoren: Beide ergänzen sich wechselseitig; Beiden muß daher ihr volles, durch die authentische Niederschrift der Partitur gegen jede verkünstelte Auslegung geschütztes Recht werden. Nun wird indessen durch klassische Zeugen erhärtet und ist deshalb nicht abzuleugnen, daß im Jahre 1868 unter Hans von Bülow Meistersinger-Aufführungen mit offenem Orchester im Münchener Hoftheater stattfanden, welche keinen irgendwie berechtigten Wunsch unerfüllt ließen: die Zuhörer verstanden, obwohl die Jnstrumentalisten eine unerhörte Schönheit, Größe und Pracht des Tones entfalteten, jedes von den Solisten auf der Bühne ausgesprochene Wort. Berücksichtigt man dazu, daß eben dieses Theater sich zwar einer befriedigenden, aber keineswegs tadellosen Akustik erfreut, so läßt die mitgetheilte Thatsache folgende Schlüsse zu. Erstens: die Meistersinger sind seit jenen Münchener Tagen nirgendwo richtig studirt worden, können aber, wenn sie in einer der Bülow'schen Art entsprechenden Weise in Angriff genommen werden, jederzeit und allerorten bei offenem Orchester mit der damals erzielten Wirkung, das heißt vollendet und einwandsfrei herausgebracht werden. Zweitens: weil die Wiedergabe unter Bülow makellos war, so kann jede andere, die im Vergleich zu jener eine Verschiebung der Klangverhältnisse, sei es zu Ungunsten der Sänger oder des Orchesters zeigt, nur minderwerthig, daher nicht Mustervorstellung sein — was denn auch von ihren sonstigen Unzulänglichkeiten ganz abgesehen, die Bayreuther Aufführung von 1888 trifft. Wollte nun jemand einwenden, daß es doch bedauerlich wäre, wenn so große Vortheile des Festspielhauses wie die Verdeckung der ästhetisch unschönen und illusionstörenden Hantierungen der Musiker und die so eigenthümliche Idealisirung und Verschmelzung der Klangfarben nicht auch den „Meistersingern" zu Gute kommen sollten, so wäre darauf zu ermiedern, daß ja eine Erfindung, die es dem verdeckten Bayreuther Orchester ermöglichen würde, zu seinen bisher bewährten, für die Instrumentation des „Nibelungenringes" und des „Parsifal" so zweckentsprechenden Vorzügen auch, wenn es die Umstände verlangten, die Schallkraft und Deutlichkeit der Bülow'schen Meistersinger-Capelle zu entwickeln, noch ganz wohl zu machen sei. Dies liefe darauf hinaus, im „mystischen Abgrunde" für die verschiedenen Partituren oder für einzelne

*) Dah Leute, die bei Aufführungen der „Meistersinger" im Opernhause zu Paukenheim nicht zehn Worte verstehen konnten, in Entzücken griethen, als sie in Bayreuth den Dialog des Werkes kennen lernten, ist sehr begreiflich: wenn aber behauptet wurde, man habe „d i c Meistersinger" vor dem Jahre 1888 nicht gekannt, so ist das, höflich gesagt, nichts als Phrase. Wer sie studirt hatte, der kannte sie; (auch ohne sie — siehe die folgenden Sätze im Text — in München gehört zu haben); wer sie nicht smdirt hatte, dem — stand kein Recht zu, als Kritiker mitzureden.

Scenen und Abtheilungen derselben sozusagen verschiedene orchestrale „Localtöne" auszubilden. Wie das nun zu bewerkstelligen sei, ob durch ein bei passender Gelegenheit vorzunehmendes theilmeises Einziehen der jetzigen und Anbringung kleinerer, nur je eine Gruppe (Streicher, Holzbläser, Blechbläser) überwölbender, verschiebbarer Schalldeckel oder durch eine vermöge Damvkrast oder hydraulischer Maschinen zu bewirkende jeweilige Hebung und Senkung des gesamten Instrumentalkörpers oder einiger Stufenreihen desselben — das auszuvoben märe die Sache von Technikern, die sich mit Fachmusikern zu verbinden hätten. Geistreiche theoretische Eombinationen aus dem Papier würden in dieser Angelegenheit gar nichts sördern, sondern nur unausgesetzte praktische Versuche. Es gilt im Weiteren nicht nur über die Frage des Meistersinger-Orchesters, sondern auch darüber ins Klare zu kommen, wie es etwa mit der Zauberflöten-Partitur im Festspielhause zu halten sei. Daß man Mozart damit keinen Dienst erweisen würde, die einzelnen Instrumentalstimmen mit ungefährer Rücksicht auf die Größenverhältnisse des Bayreuther Theaters oder Orchesterraumes zu verdoppeln oder zu verdreifachen, liegt auf der Hand! nur durch peinliches, in Bezug auf alle zu berücksichtigenden Klangcombinationen durchzuführendes Abwägen, und zwar in den betreffenden Auftritten auch mit Heranziehung der vollen Ehöre auf der Bühne, ist hier das Richtige zu treffen. Würde es sich nicht überhaupt empfehlen, gegen Ende einer Spielperiode, ein für die nächste bestimmtes, seither in Bayreuth noch nicht ausgeführtes Stück mit dem doch einmal versammelten Personal in einigen Vorproben durchzugehen? Man hätte alsdann in der langen Zwischenzeit hinlänglich Gelegenheit, sich auf die Ueberwindung augenfällig gewordener Schwierigkeiten einzurichten und wäre damit nicht auf die wirre, hastige Arbeit der eigentlichen Probewochen angewiesen. Auch wäre es hohe Zeit, sich sehr ernsthaft mit dem Problem zu befassen, was zu geschehen habe, damit alle Festspielbesucher von ihren Plätzen aus gleich gut hören können; bereits im Jahre 1876 stellte es sich heraus, daß beispielsweise von den Seitenplätzen der ersten Bankreihen feinere Violinfiguren nicht oder nur undeutlich zn vernehmen feie». Sollte man fich inzwischen benüht haben, diesem Mißstande abzuhelfen, so geschah das leider erfolglos; es wäre demgemäß nicht mehr wie billig gewesen, für Plätze der bezeichneten Art vorläufig keine Karten abzugeben.

Das Publikum hat ein gutes Recht darauf, dies und noch ein Mehreres zu beanspruchen. Es darf verlangen, daß man fich mit den Vorbereitungen in schicklicher Art einrichte, damit die ersten Aufsührungen nicht, wie das 1886 und 1888 der Fall war, den Eindruck von Generalproben machen. Im Wagnertheater darf es überhaupt keine fünften und sechsten, sondern nur „erste" Vorstellungen geben, ständigen Bühnen mit stets wechselndem Repertoire ist es nachzusehen, daß sich die.Sänger in schwierige Aufgaben erst nach und nach einleben; hebt man es andererseits mit Recht hervor, daß die mit der großstädtischen Bühnen-Bewirthschaftung verbundenen nothwendigen Uebel in Bayreuth wegfallen, so ist es um so weniger verzeihlich, wenn die Besucher der ersten Spiele gewissermaßen als Zuhörer zweiter Klasse behandelt werden. Man vergesse doch nicht, daß die Reise zun, Tempel der neuen Kunst, der Aufenthalt in der Feststadt und die Lösung der Karten zu dem dort üblichen, nicht nach Rücksichten auf das „Volk" bemessenen Satz für die Meisten mit ungewöhnlichen Opfern an Zeit und Geld verbunden sind; die, welche früher kommen, bringen aber diese Opfer gerade so gut wie die, welche sich später einfinden. Man kann doch nicht das Einkommen eines ganzen Sommers in Bayreuth verzehren, um schließlich einmal eine Aufführung mitzumachen, in welcher Alles glatt geht — und dazu, sich gegen Aushändigung von Freibilleten des Rechtes der freien Meinungsäußerung zu begeben, sind wohl nur die Wenigsten geneigt.

Allerdings erklären ja die Bayreuther Reptilienschreiber es nicht nur für überflüssig, sondern sogar für pietätlos, für Hochverrath an Wagner und der deutschen Kunst, wenn an den Festspielen Kritik geübt wird; natürlich hindert sie das ihrerseits nicht, die „Thaten" der kleinsten Bayreuther Unbedeutendheit in dem jammervollsten und fragwürdigsten Deutsch, das jemals geschrieben morden ist, herauszustreichen. Wir für unser Theil sind nicht nur der Ansicht, daß das unbedingte Lob ebenso als kritische Aeüßerung anzusehen ist, als das bedingte oder der Tadel; wir glauben sogar, daß der Tadel, wenn verdient, Bayreuth gegenüber gerade so angebracht ist, wie einem jeden Unternehmen, welches das Urtheil der Oeffentlichkeit herausfordert. Würden die Wagnerischen Erben vor geladenem Publikum Vorstellungen veranstalten, dann märe es allerdings taktlos, das bei diesen möglicherweise Mißlingende öffentlich zu bemängeln. So wie die Dinge jedoch liegen, erinnert es an russische Zustände, wenn man es versucht, die Presse im hochfahrendsten Tone darüber zurechtzuweisen, in welchem Sinne allein über die Festspiele geschrieben werden darf. Hält man ihr nun gar das Wort „Pietät" entgegen und bemüht sich, sie aus diese Weise mundtodt zu machen, dann ist zu entgegnen: Dem großen Genie eines Richard Wagner war man es allerdings schuldig, an Unvollkommenheiten, welche die von ihm selbst inscenirten Darstellungen zeigten, wenn irgend thunlich, mit Schonung vorbeizugehen. Die Erben des Meisters dagegen haben sich bisher noch nicht als große Genies erwiesen; insofern schuldet man ihnen die Mcksicht, die man jedem Menschen, welcher mit redlichem Willen an die Lösung hochbedeutender Aufgaben herangeht, entgegenbringt — nicht mehr, nicht weniger. Bedenkt man überdies, daß es sich bei der Bayreuther Schöpfung um ein Vermächtniß handelt, das Wagner der Nation hinterlassen hat und an dem die Wagnerischen Erben nur insoweit besonders bedacht sind, als ihnen das Theatergebäude im Wege des privaten Rechtsüberganges zufiel, dann ergiebt sich für die Kritik eine gesteigerte Verpflichtung, vorurtheilslos und freimüthig festzustellen, ob das, was jetzt

Nord und Süd, X^eIX, 1<5, 7

in Bayreuth geboten wird, mit dem in seinen Partituren niedergelegten künstlerischen Testamente Wagners in Uebereinstimmung zu bringen ist, ob die derzeitige Leitung der Festspiele den moralischen Verpflichtungen, welche sie aus freien Stücken auf sich genommen hat, nachzukommen im Stande ist.

Letzteres mußte nach den Erfahrungen, die im verflossenen Sommer zu machen waren, mit doppeltem Nachdruck vemeint werden. Wir bedauern, es aussprechen zu müssen: die sich gegen das Regiment der Frau Wagner von Tag zu Tag mehrenden Angriffe sind nur allzu begründet. Es war sicherlich hoch dankenswerth, daß sie nach dem jhnen Tode des Dichterkomponisten sofort entschlossen in die Bresche trat und die für das Jahr 1883 geplanten Festspiele selbst und mit der Energie, die sie immer auszeichnete, durchführte. Würde sie alsdann von der künstlerischen Leitung ganz zurückgetreten sein, so wäre dies als ein hochherziger Entschluß zu bezeichnen gewesen. Aber sie, die, aller ihr zuzumessenden außerordentlichen geistigen Begabung ungeachtet, nun einmal keine Künstlernatur ist, hat es vorgezogen, der Wiedergabe der Wagnerischen Werke auf Bayreuther Boden den Stempel ihrer geistreichen, doch dilettantischen Individualität aufzudrücken. Es kam, was kommen mußte: trotz des Beirathes und der edlen und opfervollen Mithülfe einiger auserlesener Kräfte sind die Aufführungen seit 1884, von Einzelerfolgen abgesehen, im Wesentlichen ihrem künstlerischen Werth und Ertrage nach stufenweise zurückgegangen, unwagnerischer, um nicht zu sagen: opernhafter geworden. Wir, die wir noch der früheren Generation angehören, welche Neu-Bayreuth entstehen sah, und mit jedem Stein, der zum Bau des Theaters herbeigetragen wurde, auch eine neue Hoffnung und Erwartung auf eine weitere ideale Ausgestaltung des so herrlich Begonnenen hinzubrachten, brauchen die Empfindungen, welche uns beim Niederschreiben dieser Zeilen bewegen, nicht zu schildern.

Durch unsere Betrachtungen ist wohl klar gelegt, daß es nicht räthlich und für die deutsche Bühne ersprießlich ist, das an sich großartige Unternehmen von Bayreuth moralisch und materiell zu kräftigen, ohne die Forderung einer Reform der bestehenden Organisation mit allein Nachdruck zu stellen; vollends müßte die Bewilligung einer ausgiebigen Beisteuer direct davon abhängig gemacht werden, daß Frau Wagner den Commandostab abgäbe. Sollte — was ja nicht außer dem Bereiche der Möglichkeit liegt — die deutsche Volksvertretung früher oder später vor die Entscheidung gestellt werden, ob nicht die Vayreuther Festspiele als ein nationales Unternehmen von Reichs wegen zu unterstützen seien, so wird dieselbe darauf dringen müssen, ausreichende Bürgschaften dafür zu erhalten, daß jeder dilettantische Einfluß auf die Vorbereitung der darzustellenden Kunstwerke ein für allemal beseitigt werde. Am wünschenswerthesten wäre es freilich, wenn das Wagnertheater Neichseigenthum und die Wagnerischen Erben durch eine Abfindungssumme entschädigt würden. Der jedoch, in dessen Hand alsdann die Geschicke Bayreuths gelegt werden sollten,"sei zugleich ein Künstler und ein Mann! Frau Käche.

| | |
|--|---------------|
| Novelle von | |
| | |
| | |
| — Beilin, — I. | Emil LauKerr. |

n einer abgelegenen, vom Lärm und Getriebe des Verkehrs völlig unbehelligten Seitenstraße der Kaiserstadt an der Spree stand das einstöckige Wohnhaus des Nniversitätsvprofessors Theobald. Märzliche Schneeflocken hatten die kahlen Büsche des Borgärtchens mit ihrem weißen Gespinst umhüllt, und auf den vorspringenden Gesimsen der Fenster lagerten die ebenmäßigen, kristallinen Deckpolster, mit deren linnenfarbenem Ueberzug der haushälterische Winter den Saum der Gebäude während der stürmischen Abstäubarbeit der Natur vorsorglich geschützt hatte.

Der Gelehrte war vor Anbruch der rauen Jahreszeit mit den Wandervögeln nach dem Süden gezogen, um den erbetenen außerordentlichen Urlaub in der Siebenhügelstadt am Tiber zu verbringen, wohin ihn die wissenschaftlichen Vorstudien für ein großes, lange geplantes Werk mit immer erneuter Dringlichkeit gebieterisch getrieben hatten. Dort in der Ferne durchforschte er die Schätze der vatikanischen Bibliothek, und doch waren die Scheiben seines heimatlichen Arbeitszimmers allabendlich erleuchtet; in später Nachtstunde noch konnte ein heimkehrender Nachbar den Lampenschein bemerken, der das schläfrige Licht der Straßenlaterne überfunkelte und oft genug selbst die schwach aufdämmernden Sterne beschämte.

Frau Käthe, die Gemahlin des Professors, war die unermüdliche nächtige Forscherin. Vor vier Jahren hatte sie ihrem Manne die Hand gereicht. Sie war die Tochter eines strenggläubigen protestantischen Pfarrers, der lange vor ihrer Bekanntschaft mit Theobald die Augen für immer geschlossen hatte. Als vornehmstes Erbtheil ihres Vaters brachte sie dem Gatten die reinste und lauterste Herzensfrömmigkeit zu, einen unerschütterlichen Glauben an das Evangelium und eine Heilighaltung jedes Bibelwortes, die niemals durch einen abtrünnigen Zweifel getrübt worden war.

Der Professor hatte Katharina in dem Hause eines hochangesehenen und begüterten Amtsgenossen kennen gelernt, der ihr die Erziehung seiner beiden anmuthigen Töchter übertragen hatte. Von Ungeduld erfüllt, die körperlich und seelisch mit hohen Vorzügen ausgestattete Lehrerin sein Eigen zu nennen, kürzte er den Brautstand trotz aller Einwendungen der Frau Pfarrerin ab und führte schon nach wenigen Monaten die Geliebte an den Altar. Nun hatte sein ödes Haus, die stättliche Hinterlassenschaft seines Vaters, eine Herrin gewonnen, von deren Händen ein wehevoller, jeden Raum durchdringender Zauber ausging; nun erst besaß er sein Erbe, genoß in vollen Zügen die Behaglichkeit, die ihm aus jedem Winkel entgegenlachte, freute sich des Krieges gegen die Spinngewebe und den seßhaften Staub, die so lange die ungestörten Mitbewohner seines lieben Büchersaals gewesen waren, und widmete sich mit verdoppelter Schaffenslust seinen Studien, deren schnelle Fortschritte ihm eine reiche literarische Ernte versprochen.

Es mar der harmlosen Erzieherin während ihrer kurzen Brautzeit nie in den Sinn gekommen, daß Theobald, durch feine wissenschaftlichen Ueberzeugungen beherrscht, zu weitaus anderen religiösen Anschauungen

gelangt sein könne, als sie selbst in dem Glaubensfrieden des Pfarrhauses erworben hatte.

Zwar wußte sie, daß er auf der Universität die Geschichte der Philosophie lehrte und die Errungenschaften der Naturwissenschaft mit dein regsten Antheil verfolgte; aber bei ihrer Jugend und Unerfahrenheit hatte sie keine Ahnung davon, wie oft das Wissen des gereiften Mannes über den naiven Kinderglauben des Knaben oder Jünglings hinauswachse, wie oft der mühselige Pfad, um zur Wahrheit hinanzusteigen, von den frommen Satzungen der durch Jahrhunderte geheiligten Ueberlieferung hinwegleite, und wie oft die Erkenntnis; des geheimsten Naturwaltens das Gesetz an die Stelle der Gottheit rücke, oder die grüblerische Speculation des Philosophen Gedanken entdecke, welche der vom Offenbarungsglauben erfaßten Persönlichkeit eines Weltenschöpfers widersprechen. Es genügte ihr, in die hellen, kindlich frohen Augen des Geliebten zu schauen, aus denen Güte und Milde strahlten, seine Liebe für Menschen und Thiers zu beobachten, eine Viebe, die jedem Bettler auf der Straße ein Almofen, jedem Bedrängten Trost und Hülfe spendete und keiner Fliege, keinem Wurm ein Leid zufügen mochte, um sich in der glücklichen Gewißheit zu wiegen, daß Theobalds Gott auch der ihre, und daß seine religiösen Vorstellungen von Tugend und Sünde, Gott, Gottessohn und Unsterblichkeit auch die ihrigen seien.

In den ersten Wochen ihrer Ehe stiegen in ihrer Seele die ersten Bedenken gegen die strenge Frömmigkeit ihres Gatten auf. Frau Käthe besaß einen auffallenden Hang zu andächtiger Schwärmerei und mar von der Nüchternheit schmerzlich betroffen, welche der Gelehrte in abendlichen Feierstunden ihrer Glaubenspoesie entgensetzte. Nicht daß er ihr seine eigene Meinung hätte aufzwingen, die frommen Träume ihrer gottseligen Einbildungskraft mit rauen Worten hätte zerrütten wollen; aber schon das überlegene Lächeln auf feinen Lippen zog ihr das Herz zusammen, und die nachsichtig großväterliche Art, mit welcher er ihre Herzensergüsse wie das einfältige Geplauder eines phantasievollen Kindes entgegennahm, betrübte, ja beleidigte sie, und sie hatte oft Mühe genug, ihre vordringlichen Thränen zurückzuhalten. Vergebens hatte sie zu niederholten Malen den Versuch gewagt, den arbeitsamen Gemahl von seinen sonntäglichen Studien hinwegzulocken und ihn zu einem gemeinschaftlichen Besuch des Gottesdienstes zu bewegen. Wie unerschöpflich waren nicht seine Vorwände, deni lästigen Kirchgang auszuweichen! Er fühlte sich angegriffen, schützte sein leidiges Kopfweh vor, verschanzte sich hinter der Unaufschiebbarkeit seiner Amtsgeschäfte oder hinter der Nöthigung, irgend ein Manuscrift unverzüglich für den Druck fertig zu stellen. Wie sehr mußte er die Kirche hassen, daß er sich nicht einmal seiner jungen Frau zu Liebe zum Anhören einer Predigt entschließen konnte!

Endlich kam ein Tag des Triumphes. Das Geburtsfest Katharinens fiel auf einen Sonntag, und sie hatte es sich als ein Festgeschenk ausgebenen, deni Frühgottesdienst an der Seite ihres Gatten beizuwohnen. Freilich zögerte er lange genug, bis er sich von feinem Schreibtisch losriß, mit einem leisen Seufzer nach Hut und Handschuhen griff und der Gattin den Arm bot; aber er ging doch mit ihr, und eine glückstrahlende Befriedigung durchleuchtete ihre Züge, als sie, das fchöngebundene Gesangbuch in der freien Hand, mit siegesfrohem Stolz auf die verlassenen Kirchgängerinnen blickte, die ohne Eheherrn, Bruder oder Verwandten einsam dem Gotteshause zuwanderten, und mit einem freudigen Schauer über die heilige Schwelle trat. Es war für sie ein zweiter Brautgang, ein zweiter Vermählungstag! Da saß vor der Kanzel die behäbige Frau BäckerMeisterin neben ihrem Eheherni, die immer so mitleidig zu ihr hinübersah, wenn sie ohne ihren Theobald mit niedergeschlagenen Augen ihren Platz suchte; nun hatte auch Frau Käthe ihren Ehegatten an ihrer Seite, und er hielt dasselbe Liederbuch mit seiner Rechten und sie mit ihrer Linken.

Noch niemals hatte die Orgel so süß, so feierlich herzerquickend und so gewaltig erschütternd gesungen, wie an diesem Kirchentag, und wenn auch der Professor in den Gesang der Gemeinde nicht einstimmte, so glaubte sie doch an dem Zittern seiner Rechten, mit der er das Buch faßte, zu bemerken, wie ihn die Weihe des Ortes und der Töne im Innersten ergriff. Das Sonnengefunkel, das durch die gemalten Scheiben der gothischen Fenster dümmerte, um die Altarkerken und den Saum der Kanzel spielte, erschien ihr wie der Leuchtglanz von unzähligen Englein, die, frommen Schwalben gleich, am Gewölbe nisteten und mit heilig heiterm Fluge ihrer goldenen Schwingen durch die Hallen schössen.

Während der Predigt schaute sie ein paar Mal verstohlen auf den Gelehrten. Der Herr Bäckermeister hatte den Kopf so tief auf die Brust gesenkt, daß es zweifelhaft war, ob er in regungsloser Andacht der Rede des Pfarrers folgte, oder in allzu eifriger Einkehr bei sich selbst in schlummertrunkene Beschaulichkeit verfiel; aber Theobalds Augen flammten wie von überirdischem Feuer und ruhten mit dem Ausdruck der Verklärung auf dem goldenen Heilandsbild des Altars. Katharine frohlockte: auch er hatte seine Seele den, Strome der Erleuchtung, der durch die Kirche fluthete, erschlossen, und sie durfte hoffen, daß er alle Ketzerei seines Denkens glücklich überwunden habe. Und konnte es denn anders sein? Für die Psarrerstochter waren die Geistlichen die einzigen wahrhaftigen Lehrer des Menschengeschlechts. Alles, was ihr Gatte wußte und erforscht hatte, mochte ja recht schön und gut sein, ohne doch zum eigentlichen Heile der Menschheit beizutragen; sür sie war der Glaube höher als das Wissen, dessen blendendste Erfolge doch nicht an den Himmelssegem der Offenbarung hinanreichten.

Gehobenen Hauptes verließ sie das Gotteshaus und suchte sich den Heimweg durch eine Unterhaltung über den Inhalt der Predigt zu verkürzen. Aber welche Enttäuschung! Offen gestand der Professor ein, daß er von den Auseinandersetzungen des Seelsorgers wenig oder gar nichts gehört habe; die Musik der Orgel habe ihn mächtig erregt, habe seine Seelenkräfte wunderbar erhöht, und plötzlich sei ihm wie in hellseherischem Anschauen die Lösung des philosophischen Problems aufgegangen, durch dessen Sprödigkeit der erwünschte Abschluß seiner neuesten Abhandlung s« lange verzögert worden sei. Das also war's! Die Erkenntnißfreude, einer armseligen Weisheit auf die Spur gekommen zu sein, hatte seine Züge so verklärt und durchgeistigt, und alle die unzähligen Englein waren umsonst durch das Kirchenschiff geflogen. Frau Käthe war ernstlich verstimmt, und der Geburtstag wurde zum Begräbnis; ihrer schönsten und reinsten Hoffnung.

Allen fernerem Versuchen, ihn nach dem heiligen Gebäude zu führen, setzte der Gatte die Geduld des lebenswürdigsten Widerstandes entgegen; doch schien er es wenigstens nicht ungern zu sehen, daß seine Hausfrau in ihrer Gottesfürchtigkeit einen jeden Sonntag heiligte und, wenn sie auf den Besuch der Kirche verzichten mußte, sich an der Sammlung der Predigten ihres Vaters erbaute. Ja, wenn er sie auch mitunter auf dem epheumsvonnenen Balkon des Hinterhauses traf, der auf den wohlgepflegten lockigen Blondkopf über die Bibel oder eine Kanzelrede neigte, von dem Duft der Blumen unberührt, unberührt von dem vorlauten Geschmetter ihres Kanarienvogels; dann dämpfte er seinen Schritt, weidete sich an dem Anblick des feierlichen, idyllischen Bildes, trat auf den Zehen heran, um ihr, während sie umblätterte, einen Kuß auf die holde Stirn zu drücken, sah ihr mit beifälligem Kopfnicken in die schwärmerischen Augen und entfernte sich ebenso geräuschlos, wie er gekommen war. Dann hielt sie wohl im Lesen inne, betrachtete sinnend das Knospen und Blühen um sich her, und die Nelken und Rosen in den Töpfen, die im lauen Sommerhauch ihre Blüthen und Köpfcgen schaukelten, wiederholten ihr das zustimmende Kopfnicken ihres Mannes, als hatten sie sagen wollen: „Du hast Recht, Käthe! Laß Dich nimmer beirren, laß Dich nicht abziehen von Gottes Wort; sei fromm und brav, und die Engel des Himmels werden Dich beschützen, Dich und den Frieden Deines Herzens, Deines Hauses!"

Dann aber stellten sich auch schwere Stunden ein, in denen sie eine quälerische Beklemmung um das Seelenheil des Geliebten beschiich. Ihn selbst einmal um seinen Glauben zu befragen oder ihn gar in's Gebet zu nehmen, dazu fehlte ihr der Muth. Sie hatte eine zu sorgfältige und vielseitige Bildung genossen, als daß sie nicht im Anblick der stillen Gemeinde der Bücher und Folianten, in deren Mitte er hauste, eine beinahe ehrfürchtige Scheu davor empfunden hätte, ihre geringfügigen Kenntnisse gegen seine Belesenheit und Gelehrsamkeit zu halten; und die Bewunderung, die ihm von seinen Studenten und Amtsgenossen zu Theil wurde, war ihr eine tröstliche Gewähr dafür, daß Theobald, der eine solche Verehrung und Liebe genoß, kein Gegner Gottes und des Heilands, kein unchristlicher Gottesleugner sein könne. In solchen Augenblicken setzte sie sich selbst über die Empfindlichkeit hinweg, die sie oft genug zu bemeistern hatte, wenn er, ohne ihr schlichtes Tischgebet abzuwarten, voreilig den Löffel in die Suppe steckte und vor der Danksagung, zerstreut und mit seinen Arbeiten beschäftigt, hastig die Tafel verließ.

Bismeilen freilich schnürte ihr die Angst mir den Unglauben ihres Gatten Herz und Seele dermaßen ein, daß sie keine Ruhe zu finden vermochte und in das kleine Häuschen in der Altstadt an der Spree flüchtete, in welchem ihre Mutter, seitdem sie der Tod ihres Mannes aus dem Pfarrhause vertrieben, eine bescheidene Zufluchtsstätte gewonnen hatte.

Die Predigersmittwe, die einer Professoreiifamilie entstammte, war eine durchaus praktische, kluge und welterfahrene Frau. Trotz ihrer Freigeisterei hatte sie es durch ihre besonnene Unterordnung und durch ihr Schweigen zu rechter Zeit verstanden, mit dein buchstabengläubigen Pfarrer ohne eigentlichen Hader auszukommen. Der ganze religiöse Ernst und Eifer des Vaters hatte sich durch seine unablässige Einwirkung auf die Tochter übertragen, auf deren dichterisches Gemüth die Poesie der Bibel ohnehin einen zauberischen Einfluß übte, und die Mutter hatte häusig ihre liebe Noth, den zelotischen Gelüsten Katharinens zu mehrn, wenn sie, über Worte und Handlungen ihrer allzu weltlich gesinnten Kameradinnen aufgebracht, sich in den härtesten und lieblosesten Urtheilen gesiel.

Die Wittive war eine duldsame Frau, welcher Lessings Nathan zu einer zweiten heiligen Schrift geworden war, und die den Vorrang guten und opferfreudigen Handelns vor dcr Thatlosigkeit andächtigen Schmärmens wohl zu würdigen mußte. So fand sie denn auch jetzt in den Herzensnöthen der jungen Professorin den richtigen Ton, um sie wieder und wieder zu beruhigen. Sie stellte ihr vor, daß der Glaube der Gelehrten und Forscher meist eine eigenartige Gestalt annehme, ohne doch die Grundwahrheiten des Christenthums zu verleugnen, und pries die Tochter glücklich, daß ihr Gatte sie gewähren lasse, an ihrer Ueberzeugung nicht eigenwillig rüttle und an ihrer Gottergebenheit seine aufrichtige Freude zeige. „Wer Wissenschaft und Kunst besitzt, der hat auch Religion." Diese Goethe'schen Worte waren die Zauberformel, die sie, ohne zu ermüden, in immer neuer Weise erläuterte, und unter deren Bann die Sorgen und Zweifel ihres Kindes allmählich verstummten.

Neben diesen Beruhigungen der Pfarrerin trat bald ein Umstand ein, der die Gedanken der Frau Käthe auf eine durchaus andere Bahn lenkte und sie davon abzog, sich beständig mit dem inneren Wesen ihres Mannes abzulagen und über die Ergründung feines Bekenntnisses zu grübeln. Sie gab einem Töchterchen das Leben. Die Innigkeit der Mutterliebe, die rastlose Fürsorge für das süße Geschöpf nahmen sie so in Anspruch, daß sie lange Zeit den Gemahl und seine Bücher aus den Augen verlor und sich ausschließlich der Pflege des holdseligen Kindes widmete. Ihre „Agathe" dereinst zu einem gottesfürchtigen Mädchen heranzubilden, ihr die eigene demüthige Heilandsliebe in das zarte, rein behütete Herz zu pflanzen: das war das hohe und schöne Ziel, an das sie in Zukunft ihre besten Kräfte setzen, um dessen Erreichung sie jeden Tag zu ihrem Gottc flehen wollte!

Das Heranwachsen des Töchterchens, dessen Geburt die Eltern mehr und mehr in ihrem Wirkungskreise abgesondert, trug auch wieder zu erneuter Annäherung derselben bei. Als die Kleine das zweite Jahr zurückgelegt hatte, pflegte der Professor, so oft es ihm seine Vielgeschäftigkeit gestattete, dem lieblichen Vorgang zuzuschauen, den das Auskleiden und zur Ruhe Bringen des Kindes veranlaßten. Wenn das Gekicher und lallende Geplauder Agathens endlich verstummt war, dann stand sie aufrecht in ihrem Bettchen, faltete die Patschhände über der Brust der Mutter und sagte das kleine, unverständene Nachtgebet mit rührender Einfalt gar tapfer her. Dann — Katharina bemerkte es mit immer wachsendem Entzücken — schwammen die "lugen des Gelehrten in feuchtein Glanz, und er faltete wohl selbst die nimmermüden Schreiberhände einen flüchtigen Augenblick, als ob die kurze und bündige Gebetsweisheit des schuldlosen Kindes die Summe alles Wissens und Erkennens sei.

„Mein Theobald ist doch ein frommer Mann, fromm ohne Kirche und Predigt, wie die Mutter sagt," so summte Frau Käthe lächelnd vor sich hin und begann auf's Neue, das Arbeitszimmer ihres Mannes zu säubern und zu ordnen, immer mohnlicher und traulicher einzurichten, die Bücher abzustäuben und den Werken, in denen er am meisten blätterte und las, mit besonderer Zärtlichkeit ihren gewohnten Standort anzuweisen.

Nichtsdestoweniger brachte ein trauriges Ereigniß eine neue Entfremdung der Eltern hervor.

Es war ein halbes Jahr vor der Abreise Theobalds nach dem Süden, als die Predigerswittme erkrankte und in wenigen Tagen eine Beute des Todes wurde. Dieser herbe Schlag, der Katharina so unerwartet getroffen hatte, der sie der liebevollsten Fürsprecherin für ihren Gatten beraubte, offenbarte die ganze Widerstandskraft gegen den Schmerz, welche ihr aus ihrem Glauben erwuchs. Sie klagte und verzagte nicht, sorgte für die Ihrigen und versäumte keine Pflicht; aber sie wurde stiller und stiller, las häusiger in den Predigten ihres Baters und zog sich mehr und mehr auf sich selbst zurück.

In der Erschütterung, in die sie durch den jähen Todesfall versetzt worden war, empfand sie es als ein unabmeisliches Herzensbedürfnis;, sich durch den Genuß des heiligen Abendmahls zu läutern und den Gottesfrieden, den der sich steigernde Kummer um die Verlorene zu untergraben drohte, aus gläubigem Sinn in sich wieder herzustellen. O, wenn ihr Gemahl ein wahrhaftiger Mitträger ihres Leides war, wie sie es aus seiner Sanftmuth, aus der rücksichtsvollen Schonung ihrer Wehmuth erkannte, so würde er ihr die Freude machen, mit ihr an den Tisch des Herrn zu treten und gemeinsam mit ihr den allerhöchsten Trost der Christenheit zu empfangen!

Der Professor aber, von Geschäften und Arbeiten mehr als je überbürdet, wies die Bitte seiner Gattin mit einer Reizbarkeit und Heftigkeit zurück, die Katharina um so eindringlicher erschreckten, als sie durchaus nicht in seinem Wesen lagen. Zwar hatte er keinen Grund für seinen abschlägigen Bescheid angegeben; doch der Ton, in dem er zu ihr gesprochen, zeigte ihr seine Weigerung nicht allein als eine Lieblosigkeit, welche sie in ihren, Jammer doppelt schmerzlich berührte, sondern er mar ihr auch der traurigste Beweis, daß für ihn ein Spott, eine inhaltslose Ceremonie war, was sie mit den erhabensten Schauern der Ewigkeit durchdrang.

Keiner Antwort mächtig, stürzte sie aus dem Gemach und flüchtete auf den Gartenbalkon. Dort lag Agathe in ihrem Wäglein, vom ruhigsten Schlummer umfangen. Die Mutter kniete neben dem Kinde nieder; aber das friedliche, gesunde Athmen desselben bot ihr keinen Trost. Sie sah in ihrer Bitterkeit in dem gleichmäßigen Heben und Senken der Kindesbrust nur die leidvollen, aufgeregten Athemzüge der künftigen Jungfrau, deren lauterer Herz durch die Lehren des Vaters vergiftet, deren Glaube durch ihn in Zweifel und Angst verwandelt werden müßte; und der glänzende Schutzengel, den sie so oft hinter der Wiege ihres Lieblings zu erblicken wähnte, senkte seine goldenen Schwingen, verhüllte sein Haupt und zerfloß in den blendenden Schimmer des Frühlingstages.

Ringsum blühte und duftete der Mai, sie achtete es nicht. Der Kanarienvogel im Bauer hob die Flügel und sang mit sehnstüchtigen Tönen in den Lenz hinein: sie sah in ihm nur das Abbild einer in das Irdische eingekerkerten Seele, die rergebens aus ihrer Sinnenhnft nach dem Himmel strebt. Die Büsche und Hecken des Gartens erschienen ihr wie der düstre Schmuck eines Kirchhofs. Da dröhnten von der nahen Thurmuhr die zwölf ehernen Schläge der Mittagssunde an ihr Ohr; sie hallten ihr wie die Posaunenklänge des jüngsten Gerichts; die Gräber dort unten thaten sich auf, und in einer ihrer dichterischen Täuschungen sah sie die Himmel offen, sah sie den Gatten, die Tochter und sich selbst in weißen Sterbekleidern in die Höhe schweben. Zitternd startte sie den Gemahl an, der mit schwankenden Knien vor den Weltenrichter trat; der Gekreuzigte winkte abwehrend mit finsterem Zorn — und ihr Theobald war verworfen!

Sie bedeckte ihr Gesicht mit den Händen und sank auf einen Sessel an der Brüstung nieder. Oede und leer lag die Zukunft vor ihrer Seele. Sie glaubte sich von dem Geliebten durch eine unüberbrückbare Kluft getrennt; wenn er sich in unfäßbarer Verblendung von dem Tisch des Herrn schied, so war er auch von ihren? Tisch geschieden, und ihre Herzen konnten sich weder hier noch dort jemals zusammensinden. Sie war eine Wittwe, ob er lebte, ob er starb; denn der Lebende mußte für sie todt sein, und dem Todten blieb das ewige Leben verschlossen.

Wohl über eine Stunde mochte sie diesen trüben Vorstellungen nachgesonnen haben, als sie durch leise nahende Schritte aus ihrem Hinbrüten wachgerufen ward.

Der Professor, der, von dem Hochfluge seiner Gedanken der Gegenwart entrückt, die durch das Anliegen Katharinens veranlaßte unliebsame Störung und seine gereizte Antwort vollkommen vergessen zu haben schien, näherte sich dein Wäglein der kleinen Schläferin, die eben erwachte und dem Vater die Händchen lachend entgegenstreckte, nahm die Kleine aus den Kissen und küßte sie auf die quellenden, schlummergerötheten

Wangen. Frau Käthe bemerkte es, ohne ihn anzublicken, sprang auf und entriß ihm das Kind, als müßte es auf seinen unheiligen Armen, unter seinem unheiligen Kusse den Mächten der Hölle anheimfallen. Dann ließ sie sich wieder auf den Sessel nieder und herzte und koste das jauchzende Töchterlein.

Der Augenblick der Aussprache schien gekommen. Plötzlich heftete sie die zürnenden Blicke auf den Gatten und war im Begriff, den ersten anklägerischen Worten freien Lauf zu lassen, als sie, durch den unwiderstehlichen Ausdruck in den Zügen Theobalds gehemmt, ihre feindliche Anrede verschluckte und beschämt zu Boden sah. Welch eine Fülle von Ehe- und Vaterglück spiegelte sich in seinen großen blauen Augen! Wieder gewährte sie das gütige beifällige Kopfnicken des Gelehrten, das sie so oft entwaffnet hatte, und das auch jetzt die Blumenköpfchen im flüsternden Maihauch wiederholten. Und wie er sich entfernt hatte, glaubte sie die sanften Ermahnungen ihrer verkärten Mutter zu vernehmen, die im Säuseln der Lüfte wie aus einer besseren Welt voll und weich zu ihr herübertönten: „Liebe Tochter, verurtheile ihn nicht zu vorschnell! Die Dichter, Denker und Forscher haben ihren eigenen Gottesdienst. Sie sind und bleiben große Kinder, die, wie jene über ihrem Spielzeug ihre Pflicht, so über dem Ernst ihres Strebens oft Weib und Familie, Herd und Erde vergessen; sie sind große Kinder, die mit der unbegrenzten Empfänglichkeit eines aufgeweckten Knaben die Welt voller Wunder sehen, an deren Deutung und Entzifferung sie ihre Kräfte üben. Ihre Arbeit ist ihre Kirche, ihr Schreibtisch ihr Altar, ihre Bücher sind ihre Heiligenbilder, die Verfasser derselben nur zu oft ihre Märtyrer, die Natur ist ihre Offenbarung, deren geheimnißvollen Sinn sie zu ergründen, deren Schleier sie mit wagemuthiger Hand, mit unverdrossenem Eifer zu lüften suche»; das dunkle Reich der Seele ist das ewige Mysterium, dessen von der Dämmerung nur spärlich durchschimmerte Nacht sie mit der Fackel der Wissenschaft zu erhellen streben; sie dienen Gott, indem sie der Wahrheit dienen und allmählich durch Jahrtausende Stein auf Stein zu dein Gottestempel derselben zusammentragen und zusammenfügen; und wenn das Niesengebäude in seinen, gewaltigen Einporstreben auch nicht die Gestalt eines christlichen Domes, auch nicht die gothischen Gewölbe unter dem Zeichen des Kreuzes trägt, so sind doch die Grundpfeiler desselben um nichts weniger zur Ehre des Höchsten errichtet, der die Kraft feines allumfassenden Geistes in der Denkerarbeit der schwachen Sterblichen offenbart, und auch die Baumeister der Wahrheitskathedrale sind die Ausleger der urewigen und niemals anszudenkenden Gottesgedanken."

So umklangen Frau Küthe die Mahnungen ihrer Mutter, und sie gewann es über sich, ihre bitteren Empfindungen gegen den Gatten zurückzuhalten, als sie sich am folgenden Sonntag ohne ihn zu der kirchlichen Feier begab. Doch in den nächsten Tagen schon quälten sie die alten Zweifel, und dies um so mehr, als sie der persönlichen Einwirkung der Mutter von Woche zu Woche schmerzlicher entbehrte. Der Professor war zu sehr durch den Abschluß seiner vor der Reise noch zu erledigenden Schriften in Bann gehalten, als daß es ihm hätte zum Bewußtsein kommen können, wie Katharina duldete und litt. Die Unruhe verzehrte sie, trieb sie im Hause umher, und der Gelehrte ahnte nicht, daß sie ein paar Mal in stiller Nachtstunde vor seinem Büchersaale stand, bereit, den zitternden Zeigefinger zu erheben und an die Thürs des nächtlichen Arbeiters zu klopfen, um ihn aufzufordern, daß er sich ihr erschließen, sein Glaubensbekenntniß klarlegen und ihr jede Falte seines Innern aufdecken möchte. Ach, sie konnte die Kraft des verhängnisvollen Entschlusses nicht finden und schlich jedesmal, ihr unsagbares Weh im Herzen, trostlos an das Bett ihres harmlos athmenden Kindes zurück!

Erkannte sie es einerseits als ihre unabänderliche Pflicht, sich mit ihrem Mann auseinanderzusetzen und die ganze Fülle ihrer gläubigen Beredsamkeit aufzubieten, um ihn dem drohenden ewigen Verderben abzurufen, so schloß ihr andererseits die namenlose Furcht die Lippen, die Furcht, das Entsetzliche aus dem eigenen Munde des wahrheitsliebenden, keiner feigen Verstellung fähigen Denkers zu hören, daß er an den Gottessohn nicht glaube, den Brauch der Kirche geringschätze, und so ihr Eheglück vielleicht auf immer zu zertrümmern. Wohl schalt sie sich eine Verzagte, eine Abtrünnige, die aus sündiger Eigenliebe den Heiland verleugne und um seinetwillen nicht jedes, auch das schwerste Kreuz auf sich zu laden bereit sei; aber sie konnte den Gedanken nicht ertragen, durch ihre, wenn auch durch die heiligste Stimme ihres Herzens gebotene Unduldsamkeit eine Scheidewand zwischen sich und dem Geliebten aufzurichten, ihn sich, ihn seinem Kinde zu entfremden und ihn, den Liebebedürftigen, zu liebeleerer Vereinsamung zu verurtheilen. Und wenn er sich dann von ihr wenden sollte, war er, losgekettet von den frommen Banden des Herdes, nicht zwiefach verloren? Was sie jetzt innerlich von ihm fernhielt, mar ja nur eine Muthmaußung, über die sie in glücklicheren Stunden noch zu siegen vermochte; war aber diese Muthmaußung zur tödtlichen Gewißheit geworden, so mußte er, wenn er, wie sie fürchtete, auf seiner Ueberzeugung beharrte, ein Fremder in seinem eigenen Hause, ein Ausgestoßener an seiner eigenen Tasel werden. So schwankte sie ohne Ende hin und her, und die Blässe ihrer Wangen verrieth die grausamen Kämpfe ihrer Seele.

Als bald darauf der nachgesuchte Urlaub aus dem Ministerium eingetroffen war, da gab es so viel zu ordnen, vorzubereiten und zu vollenden, daß die äußeren Sorgen der Professorin über die inneren hinweghalfen; und in den letzten Tagen vor dem Abschied schloß sich Theobald mit einer so anhänglichen Herzlichkeit an Weib und Kind, daß man es ihn, anmerkte, wie sauer ihm die Trennung wurde, und Katbarina kein Wörtchen über ihre Gewissensnot!) auf die Lippen brachte, weil sie sich in seiner treuen Liebe glücklicher fühlte als je zuvor und vor jedem Mißklang zurückbehte, der ihr freudiges Einvernehmen hätte zerreißen können.

In der Nacht vor dem Scheidetage fand sie keinen Schlaf. Plötzlich stand es ihr in aller Trostlosigkeit vor Augen, daß sie nun lange, lange Monate in der peinigendsten Ungewißheit zurückbleiben müsse, daß sich in ihrer Einsamkeit der furchtbare Zweifel mit jeder neuen Sonne zu Gaste bitten werde, und sie rang sich zu dem Entschlüsse durch, in der Frühe ein letztes Zwiegespräch mit Theobald zu suchen und ihn auf das liebevollste auszufragen, wie es um seinen Glauben beschaffen sei. Zürnte er dann, so würde ja der Abschied sein Zürnen mildern; und vielleicht hallten ihre Worte iu seiner Seele nach, daß er in Rom, in der Stadt der Kirchen und Dome, ihre Mahnungen beherzigte, mit sich selbst zu Raths ging und durch Gottes Hülfe den Weg zum Himmel zurückfinden konnte!

Schon strickte sie in der Morgenstunde im Büchersaal den Arm um den Nacken des Freundes und zog das Haupt desselben zu sich heran, um ihm die ersten schüchternen Andeutungen ihres Herzensverlangens in's Ohr zu flüstern, als die Dienstmagd in das Zimmer polterte und die Gatten stürmisch auf den Balkon berief. Unten im Garten stand ein Sängerkhor von Musensöhnen, die ihrem geliebten Meister ein Ständchen zum Abschiedsgruße brachten. Voll und kräftig klangen die vierstimmigen Lieder durch die Morgenluft, und von den Augen Katharinens perlte eine Thräne nach der anderen hinab. Der Professor lud die Studenten herauf, um ihnen in herzlichen Worten seinen Dank auszudrücken. Frau Käthe bewegte ein unaussprechliches Wonnegefühl: sie mar stolz auf ihren Mann! Und wie sie nun Zeugin wurde, mit welcher aufrichtigen Verehrung die jungen, lebensfrohen Männer zu ihrem Lehrer hinaufblickten, und wie der Sprecher derselben in einer wannen begeisterten Rede der Liebe und Hochachtung seiner Genossen die glänzendsten Worte lieb, da war es mit ihrem Entschlüsse vorbei, da schämte sie sich, den Mann der Wissenschaft, der in so unzweideutiger Weise von seinen Jüngern gefeiert wurde, in ein schulmeisterliches Verhör zu nehmen und ihn in ihrer hoffärtigen Anmaußung vor ihr, vor sich selbst zu erniedrigen.

Sie duldete weiter unk schwieg. Der Bahnzug hatte ihr den Gatten entführt. Mit wehmüthigen Empfindungen pilgerte sie vom Bahnhof durch die Straßen und stand bald in der Dämmerung des Spätsommerabends auf dem Balkon ihres Hauses. Agathe war durch die Magd längst zur Ruhe gebracht; kein kindliches Gelächter unterbrach die beängstigende Stille; Garten und Wohnräume waren wie ausgestorben; die schmale Mondsichel glich einer trüben flackernden Ampel, bei deren Ungewissem Schein die Büsche und Hecken sich melancholisch nach den verstreuten Blättern niederneigten, die ihnen verfrühte Herbstwinde von ihren fröstelnden Zweigen herabgepfückt.

Jetzt, da ihr Theobald entzogen war, fühlte sie erst ganz, wie sie an ihm hing, und dachte mit Schrecken an die langen Herbst- und Winterabende, die sie, fern von ihm, wenn das Kind im Schlummer lag, in weltabgeschiedener Vereinsamung vertrauern mußte. Die Kameradinnen ihrer Mädchenzeit hatte das Schicksal in die Fremde getrieben; unter den Profesforenfrauen galt sie als eine kalte, hochmüthige und unnahbare Person, über deren engherzige Frömmigkeit man gelegentlich die Nasen rümpfte. So war eine hochbetagte Schwester ihrer Mutter, die in dein Häuschen an der Spree wohnte, fast die einzige vertraute Freundin, die sie bei der Abneigung ihres Mannes gegen allen gesellschaftlichen Verkehr noch besaß. Die Harthörigkeit der Tante machte die Unterhaltung mit ihr mehr zu einer Qual als zu einem Genuß, und so sah sich Frau Käthe abermals vor die Frage gestellt: wie die Leere der Tage ausfüllen, wie über die endlose Zeit der Trennung hinwegkommen?

Da blitzte es wie eine fröhliche Erleuchtung durch ihre Seele. Wie oft hatte sie im Stillen ihren Eheherrn angeklagt, und war sie schließlich nicht gar zu ungerecht gegen ihn gewesen? Niemals hatte sie ihm das Wort zu seiner Vertheidigung gegönnt, und was sie jetzt nicht mehr aus seinem Munde hören konnte, das konnte sie aus seinen Schriften hören, die doch sicherlich ein Spiegel seiner Seele waren und ihr jeden gewünschten Aufschluß über sein Denken und sein Glauben zu geben vermochten! So war sie im Stande, die Trennung zu überwinden und sich an den Ufern der Spree mit dem Freunde zu unterhalten, ob er gleich an den Fluchen des Tiber weilte. Und welche Freude, wenn seine Werke ihn rechtfertigten, ihn freisprachen?!

Das war's: sie mußte in Angriff nehmen, was sie schon längst hätte thun sollen, mußte sich, so schwer es ihr auch fallen mochte, das Verständniß seiner Bücher erarbeiten, mußte aus einer Gefährtin seines äußern Lebens eine Genossin seines geistigen Schaffens, inußte seine Mitarbeiterin werden! So hatte sie die lohnendste und anziehendste Aufgabe für die sonst freudlosen Tage und Nächte; so konnte sie dem Gatten mehr werden, als sie ihm je gewesen war, konnte in sein geheimstes Denken und Forschen hineinwachsen; und der Heimgekehrte, stumm vor Staunen, würde sie loben und preisen, ihr in Zukunft seine schriftstellerischen Gedanken und Pläne mittheilen und sie — wie glühten ihre Wangen vor stolzer Lust! — und sie vielleicht um ihre Meinung befragen, sie als seine geistig ebenbürtige Professorin an sein Herz, an seinen Schreibtisch ziehen!

Ja, eine Schülerin ihres Mannes, eine Studentin wollte sie werden, und der Büchersaal sollte ihr Hörsaal sein!

Heute noch, gleich jetzt wollte sie den Anfang machen in dem Sturm der Begeisterung, der sie schüttelte und rüttelte. Sie sah nach dem Kinde, eilte nach dem Arbeitsraum des Gelehrten, schloß die Vorhänge und entzündete die große metallene Hängelampe, welche über dem riesengroßen, in der Mitte des Zimmers ausgepflanzten Schreibtisch von der getäfelten Decke herniederhing und ihren milden Schein bis in die Winkel des Saales ergoß.

Frau Käthe sah sich nach allen Seiten um, und der Athen: ihres Professors umhauchte sie. Die Flamme der Ampel zitterte und leuchtete auf den hohen Buchgestelle», deren Folianten, Bände und Bändchen immer Heller aus dem Halbdunkel aufglühten, als ob die Geistesfreude mitternächtlicher Forscherarbeit, welche dereinst die Stirnen und Wangen ihrer Hervorbringer geröthet hatte, von den Goldtiteln ihrer Rückseiten in zauberhaften: Schimmer wiederstrahlte.

Die Frau des Gelehrten entsann sich, daß sie eines der Werke ihres Gatten ganz insbesondere hatte rühmen hören, schritt auf die Büchersammlung zu und begann zu suchen. Es war ihr, als sollte sie ihren Theobald aus den schier unzählbaren Mitgliedern einer großen wissenschaftlichen Vereinigung Heraussinden: kalt und fremd blickten sie die Namen der Verfasser an, die auf den Titeln prangten, und sie kam sich wie ein vorwitziger Eindringling vor, auf den die Denker mit vornehmer Verächtlichkeit herabsahen. Endlich faßte sie ein Werk in's Auge, das aus seinen in Reihe und Glied aufgestellten Nachbarn sich um ein Bedeutendes vorgeschoben hatte, als wenn es liebevoll sich ihr zuwenden wolle, um ihr jede weitere Beschämung zu ersparen; der Name des Professors blitzte ihr entgegen; sie ergriff den Band, wiegte ihn triumphirend in den Händen, zeigte ihn mit einem Anflug von Stolz der griesgrämigen Versammlung und eilte an den Schreibtisch.

Sie machte es sich in dem Sessel ihres Mannes bequeni, um mit ungestörtem Behagen in dem glücklich entdeckten Fund zu blättern. Welche freudigste Ueberraschung! Das durchschossene Exemplar, ein ziemlich umfangreicher Abriß der Geschichte der neueren Philosophie, enthielt nicht allein die zahlreichen Anmerkungen, Zusätze, Erweiterungen und Umarbeitungen, die für die folgenden Auflagen bestimmt waren, sondern die überall verstreuten Randglossen und Aufzeichnungen bildeten zugleich ein Tagebuch des Gelehrten, der Alles, was ihn auf seinem Lebenswege entzückte oder betrübte, am liebsten den Zeilen dieser Arbeit einverleibte, mit der er so unzertrennlich verwachsen mar.

Gleichwie eine einzige, dem ursprünglichen Text hinzugefügte Bemerkung oft das Ergebniß einer langwierigen Untersuchung in sich schloß, so drängte sich auch oft in den Raum einer einzigen Linie dieser Selbstbekenntnisse die Erfahrung von Jahren oder die lustige und traurige Geschichte eines vollen Lebensabschnittes zusammen.

Die Leserin traute kaum ihren Augen. Dort zwischen den Seiten lag eine gepreßte Blume, die Theobald, wie die beigeschriebene Zeitangabe und Beischrift bezeugte, auf dem ersten bräutlichen Spaziergang gepflückt, den er nach seiner Verlobung mit der Erzieherin unternommen hatte.

„Arme Cyane," so hieß es, „Du mußt welken und verdorren; aber die Erinnerung an die Seligkeit, die mich durchschauerte, als ich Dich aus dem Boden riß, wird mich bis in meine letzte Stunde begleiten. Katharine ist die Sonne meines Empfindens, gegen deren Gluti) der Sternenhimmel meines Denkens erblaßt."

Die Professorin überlief es heiß, und sie spürte eine heftige Sehnsucht nach dem Geliebten, der jetzt durch die Nacht nach dem Süden fuhr!

An einer anderen Stelle des Buches lag, wie ein sinniges Lesezeichen, ein Epheublatt. „Vom Grabe meiner Schwiegermutter gebrochen," lautete die Erklärung. „Die Pfarrerin war eine treffliche Frau. Sie hat sich, wie ich aus den letzten Gesprächen mit ihr erfahren, im Stillen das Verständniß dieses meines Werkes zu eigen gemacht und wußte es zu schätzen. Und meine Frau? — Nun, auch ohne Philosophie ist sie das herrlichste Geschöpf, das ich kenne. Sie gleicht einem frommen blauen Falter, der meine Einsamkeit umgaukelt; der zarte Blütenstaub ihrer Schwingen ist von dem Farbenschmelz des Himmels durchleuchtet, und der schwere Bücher staub des Wissens müßte ihre Flügel knicken!"

„Müßte sie knicken?" wiederholte sich Frau Käthe und gerieth in eine nicht geringe Verwirrung. Die Liebe, die er zur ihr, zu ihrer Mutter hegte und die aus so vielen Worten seines Tagebuches sprach, erfüllte sie mit unaussprechlicher Glückseligkeit; aber daß er ihr die geistige Kraft nicht zutraute, an feinem Forschen teilzunehmen, das einpörte sie jetzt und bestärkte sie in dem glühenden Vorsatz, es der Pfarrerin gleichzuthun und nicht eher abzulassen, als bis sie sich vollkommen in feine Schriften eingelesen hätte. O, er sollte doch sehen, daß sie nicht auf den Kopf gefallen war, und daß ihr Wissen über die Bibelkunde hinauswachsen konnte! Es klang wie ein leiser Ton von Mitleid aus seinen Worten, und dieses Mitleid mit ihrer geistigen Unkraft regte sie zu stolzem Widerspruche auf. Mit herausfordernden Blicken maß sie die ganze Schlachtordnung der aufgethürmten Buchreihen, und der Triumphglanz künftiger Siege brach aus ihren blitzenden Augen hervor.

Im WeiterblStern stieß sie auf folgende Bemerkung: „Meine Frau ging heute zum Abendmahl. Es ist mir recht. Die Religion ist der schönste Schmuck des Weibes, ist die Weiblichkeit selbst. Es giebt nichts Häßlicheres und Widenatürlicheres als ein Mannweib. Ein Gottesleugner mag ungeheuerlich sein; eine Frau ohne Glauben ist ein Ungeheuer."

Katharina stutzte. Wie? Nur für das schwache Geschlecht sollte die Religion erforderlich, nur ihm Stab nnd Stütze sein, um in den Kämpfen des Lebens nicht zu erliegen, und der starke trotzige Mann war der Prometheus, der sich aus seinem Wollen und Können, aus seinem Wissen und Denken seine eigenen Götter und Götzen nach Gefallen schmiedete? Und wie stand es um Theobald, was war sein Glaube, wer war sein Gott?

In der Qual der Unruhe, die sich ihrer bemächtigte, wälzte sie die Seiten mechanisch um. Bald darauf entschlug sie sich dieser Gedanken, um den ersten Versuch zu wagen, die philosophische Sprache ihres Gatten, so gut es eben gehe, nachzulallen. Auf's Gerathewohl blätterte sie eine Spalte auf, die über Leibnitz handelte. Mit lauter Stimme, um sich das Verstehen durch das Sprechen zn erleichtern, las sie die Sätze:

„Leibnitzens Lehre von der Rechtfertigung Gottes'wegen des Uebels in der Welt geht auf das Princip der Harmonie zwischen den Reichen der Natur und der Gnade zurück. Als Schöpfung Gottes muß die Welt die beste unter allen möglichen Welten sein; denn wenn eine bessere Welt möglich märe als diejenige, welche wirklich besteht, so hätte die Weisheit Gottes dieselbe erkennen, so hätte seine Güte sie wollen, seine Allmacht sie schaffen müssen. Das Nebel in der Welt ist mit Nothwendigkeit durch das Dasein der Welt selbst bedingt. Sollte es eine Welt geben, so mußte sie aus endlichen Wesen bestehen; hierdurch wird die Endlichkeit oder Beschränktheit und Leidensfähigkeit gerechtfertigt. Das physische Uebel oder der Schmerz ist heilsam als Strafe oder als Erziehungsmittel. Das moralische Nebel oder das Böse konnte Gott nicht aufheben, ohne die Selbstbestimmung und damit die Moralität selbst auszuheben; die Freiheit, nicht als Ausnahmeföglichkeit von der Gesetzmäßigkeit, sondern als Selbstentscheidung nach dem erkannten Gesetz, gehört zum Wesen des Geistes. Der Naturlauf ist so von Gott geordnet, daß er jedesmal dasjenige herbeiführt, was für den Geist das Zutrüglichste ist; eben hierin besteht die Harmonie zwischen dem Reiche der Natur und dem Reiche der Gnade."

Katharina hielt inne, überlas die Sätze wiederholentlich und mit immer zunehmender Befriedigung. Was sie hier hörte, klang durchaus nicht so gottlos, wie sie in ihrer Befangenheit gefürchtet hatte. Wollte es ihr anfangs auch wie eine Gotteslästerung erscheinen, daß ein Sterblicher sich zum Anmalt des Schöpfers auswarf, und beleidigte der Gedanke ihre gläubige Demuth, daß, wo ein Vertheidiger das Wort nahm, doch auch ein verbrecherischer Ankläger des Allerhöchsten vorhanden sein müsse, so erfüllte sie doch nach und nach die Darstellung der Nechtfertigungs-idee des großen Weltweisen mit einer weihvollen Andacht, und das Buch ihres Mannes schien dem Buch der Bücher nicht zu widersprechen.

Der erste Versuch mar geglückt; ein zweiter folgte. Sie wählte ein Capitel über Immanuel Kant. Ach, das mar ihre liebe Muttersprache nicht mehr, was sie hier umsonst zu entziffern strebte! Fremdworts und Schulausdrücke, gegen deren barbarischen Laut sich ihre Zunge sträubte, tanzten wie unförmliche Kobolde und nasführende Irrlichter vor ihren müden Blicken; Begriffe, deren Sinn sie nicht begreifen, Sätze, für deren Zusammenhang ihr sogar die grammatisch,,' Handhabe fehlte, stürmten auf sie ein, erschreckten und verwirrten sie; alle fernerer, mit noch so großem Ernste angestellten Versuche scheiterten kläglich, und in dumpfer Niedergeschlagenheit ließ sie ihr fieberisch erhitztes Haupt auf den Schreibtisch sinke». Eines erkannte sie mit schmerzlicher Deutlichkeit: ihr mangelten die Vorkenntnisse, um sich nur in dem Vorhos der ihr so unfäßbaren Wissenschaft zurechtzufinden, geschweige denn in das Allerheiligste derselben einzudringen.

Als sie nach langem Brüten den Kopf in die Höhe richtete, sah sie die Tischkante von ihren Thrcinen benetzt. Das Oel der Hängelampe sing nn zu versiegen, und in träumerischem Dämmerlicht verschwammen die goldenen Titel der Bücherei. Die Folianten — sie sah es nur zu greifbar! — bekamen Gesichter, die sie mit höhnischem Grinsen verlachten;

Nl»d und Tiid. XIX. 14^, 8

der Satyrkopf des Sokrates, der auf dein mittleren Gestell seinen Platz hatte, warf verächtlich die Lippen auf, und das mächtige Pendel in dein spärlich angestralhten Glasgehäuse der großen Wanduhr zählte mit seinem einförmigen Ticktack in theilnahmloser Gleichgültigkeit die unruhigen, leidvollen Athcmzüge ihrer Brust.

Wo war ihr Stol?, ihre Siegesgewißheit? Sie erhob sich und warf einen letzten Blick auf das Werk des Professors. Ein trübes Lächeln umspielte ihren Mund; eins hatte sie doch zu ihrer Freude aus den Zeilen erfahren, das sie auswendig zu lernen nicht müde werden konnte: die zärtliche Liebe ihres Gatten!

Sie löschte die Lampe, schwankte in ihr Schlafgemach nnd horchte, ohne den Schlummer zu finden, auf das regelmäßige, friedfettige und beruhigende Athmen ihres Kindes.

II.

Nachdem Frau Käthe sich mit folgenden Bormittag der Pflege Agathens gewidmet hatte, betrat sie abermals das Ltudirzimmer des Professors, um die sehlgeschlagenen Bersuche mit frischem Muthe zu ernenern.

Da meldete ihr die Magd den Besuch des Doctors Johannes, des Privatdocenten, der zu den vertrautesten Freunden Theobalds gehörte.

Sie erröthete leicht, als der schlanke Gelehrte hereinkam, ihr ehrerbietig einen duftigen Beilchenstrauß überreichte und sich dienstfertig erkundigte, ob er ihr während der Abwesenheit ihres Gatten irgendwie behülflich sein oder einen hinterlassenen Auftrag seines liebwerthen College« erledigen könne.

Da war die Hülse für die Fortsetzung ihres Studiums, so schoß es der Professorin durch den >iopf. Johannes konnte ihr das volle Verständnis; der Schriften ihres Mannes vermitteln, konnte ihr Lehrer werden: von ihm, deni Freunde des Hauses, durfte sie die nöthigc Nachsicht mit ihrer Unbeholfenheit auf dem neuen Gebiet erwarten; er würde sie nicht auslachen, wie der faunifche Sokrates, und würde es an Geduld nicht fehlen lassen!

Ohne zu zaudern, weihte sie den Privatdocenten in ihren heimlichen Plan ein.

Der Doctor fand ihn köstlich und war der Meinung, daß sie durch nichts Anderes dem Entfernten eine größere Freude bereiten könne; dann erst werde sie ihn vollkommen verstehen und als Mitgenossin seines Schaffens einen unermeßlichen Genuß haben. Aber der Umfang und die Schwierigkeit der Arbeit schließe jeden Aufschub nnS, und so sei er erbötig, noch heute mit dem Unterricht zu beginnen. Die schnelle, jn fast hastige Bereitwilligkeit, mit welcher ihr der lebenswürdige Freund entgegenkam, machte Katharina einen Augenblick stutzig; doch der fehnliche Wunsch, sich in ihrem Borhaben schleimigst gefördert zu sehen, ließ sie jede Bedenklichkeit bekämpfen, und sie begrüßte die Zusage des Docenten mit so feierlichem Handschlag, als hätte sie ihn auf alle Fälle zu geduldigem Ausharren verpflichten wollen.

Zum Abendessen stellte sich der Universitätslehrer ein. Er schwelgte an der kleinen, sauber gedeckten Tafel in wohligem Behagen und hatte Muße vollauf, die zierlichen Hände, die ihm Brot und Fleisch mit so entzückender Anmuth vorlegten, auf das Gründlichste zu bewundern und seine Blicke an jeder Bewegung seiner ihn bezaubernden Schülerin zu weiden. Tie Professorin füllte die Gläser mit duftigem Rheinwein, und sie stießen auf die Gesundheit des fernen Gemahls und auf einen glücklichen Erfolg ihrer gemeinsamen Studien an.

Dann zogen sie sich in den Arbeitssaal zurück. Frau Käthe wußte es so einzurichten, daß Johannes auf der einen, sie selbst auf der gegenüberliegenden Seite des Schreibtisches Platz nahm, der gewissermaßen die Stelle einer Ehrendame bei ihrem wissenschaftlichen Stelldichein vertrat. Sie ergriff das Werk ihres Gatten und las die Vorrede desselben mit lauter, anfangs etwas zaghafter, dann immer zuversichtlicherer Stimme vor. Bei jeder Wendung, deren Sinn ihr nicht klar war, bei jedem technischen Ausdruck, dessen Bedeutung sie nicht kannte, hielt sie inne und wandte sich an den Gelehrten. Die offenerherzige Unbefangenheit, mit der sie ihre gelegentliche Unwissenheit eingestand, erhöhte ihren Liebreiz, und das silbertönige Gelächter, mit dem sie ein jedes ihrer Mißverständnisse bei einer schwierigen Stelle begleitete, war für den Lehrer eine kostbare Würze der Stunde, um die er seine ganze Thatigkeit auf dem Katheder ohne Widerstreben hingegeben hätte. Und wie seltsam andächtig und heilig wurde ihm zu Muth, so ost sie das Buch auf ihren Schoß sinken ließ, mit emporgehobenem Kopf zu ihm hinübersah, seinen Auseinandersetzungen lauschte, und jede neu gewonnene Erkenntnis; sich in dem lebensvollen Ausdruck ihrer selig aufleuchtenden Augen spiegelte! Sie faßte leicht und schnell auf, und Johannes, der alle Kraft aufbot, um sich vor der angeboteten jungen Frau im glänzendsten Lichte zu zeigen, sprach mit einer Klarheit, Wärme und Begeisterung, daß sie zuweilen die Hände faltete und in solcher Ergriffenheit zu ihm ausblickte, als ob sie die salbungsvollen Worte eines Kanzelredners Höne.

Sie war zu dem letzten Satz der inhaltreichen Vorrede gelangt und wiederholte nun mit durchsichtiger Entwicklung, die den Gelehrten in Erstaunen setzte, den Zusammenhang des Gelesenen und Besprochenen. Er rief ihr ein lautes „Bravo" zu und klatschte in die Hände; sie aber rang nach Athem und lehnte sich erschöpft in den Sessel zurück.

Eine lange Pause trat ein. Küthe, die ein leises Kopfweh verspürte, sah still vor sich nieder, und der Freund benutzte die Gelegenheit, sie mit unbemerktem Wohlgefallen zu betrachten. In dem Schweigen vernahm die Professorin plötzlich das mahnende Ticktack des Pendels im Glasgehäuse, das die Minuten wie in verdießlicher Mißbilligung zählte, die sie über Gebühr und Schicklichkeit hinaus dem späten Zusammensein mit dem Docto? gewidmet hatte. Sie erschrak, sah auf die Uhr und konnte ein flüchtiges Zusammenzucken nicht unterdrücken, als sie den heiße» Blick gewährte, den Johannes auf sie geheftet hielt.

„Es ist längst Mitternacht vorbei," sagte sie, „und ich muß mir die bittersten Vorwürfe machen, daß ich Sie, Herr Doctor, um ein paar Stunden des Schlafes betrogen habe, der Ihnen bei Ihrer angestrengten Berufsarbeit so nothwendig ist"

Sie drückte ihm mit einer herzlichen Danksagung die Hand und rief, ohne auf die Entgegnung und die Artigkeit seiner Beifallsbezcugungen zu achten, die schläfrige Dienstmagd herbei, die dem Gelehrten die Treppe hinunterleuchtete und das gastliche Thor mit ärgerlichem Brummen hinter ihm in's Schloß fallen ließ.

Katharina verweilte noch ein paar Minuten im Gemach. In lebhafter Genugthuung maß sie die flimmernden Buchreihen mit festen Blicken; die Foliantengesichter zeigten kein höhnisches Grinsen mehr, und der wackere Sokrates verzog seinen Mund zu einem sauersüßen Lächeln! Dann begab sie sich an das Bett Agathens und hauchte einen mütterlichen Kuß auf die Stirn der rosigen Schläferin.

Indessen schwankte Johannes, wie von feurigem Weine trunken, seiner Behausung zu, und seine Zuhörer beobachteten am nächsten Vormittag eine höchst auffällige Zerstreutheit während seines Vortrages.

Lange Wochen hindurch, mit seltenen Ausnahmen, wiederholten sich die abendlichen Besuche des Prioatdocenten, und die philosophische Schulung und Bildung seiner Schülerin bekundete die reichsten Fortschritte. Die Gefahr des Zwiespalts zwischen Glauben und Wissen, mit der diese Studien ihr Inneres bedrohten, wurde noch durch den Lerneifer und ,die Begier zurückgedrängt, welche sie der neuen, sie stetig mehr fesselnden Gedankenwelt ohne Aufhören entgegenbrachte. Jeden Sonntag saß sie nach wie vor auf ihreni Platz in der Kirche, ohne zu ahnen, daß auch der Lehrer zugegen war und von einem versteckten Winkel des Chores aus keinen Blick von ihr abwendete; nach wie vor, ob der Freund zur Tafel kam oder nicht, sprach sie ihr Tischgebet mit gleicher Einfalt, und Johannes hörte ihr wie ein aufmerksamer, frommer Priesterzögling zu. Auch für ihn verminderte noch der außerordentliche Lerntrieb Katharinens die Gefahr, seine leidenschaftlichen Empfindungen für die Freundin zu verrathen, und der Ernst des übernommenen Lehramts wurde durch den Ernst ihres Lernens immer aufs Neue aufrecht erhalten.

Inzwischen konnten die häusigen, nur zu oft bis über Mitternacht ausgedehnten Zusammenkünfte in der Nachbarschaft nicht ohne iU'le Nachrede bleiben. Die Dienstmagd wurde, wo sie ging und stand, von hämischen Zungen ausgefragt, und manches widerliche Geklätsch kam ihr zu Ohren; aber sie hatte den Muth nicht, ihre Herrin auf die plumpen Gerüchte hinzuweisen, und begnügte sich damit, die Harmlosigkeit der Besuche des Doctors jeder boshaften Zuträgerin entgegenzusetzen. Dennoch sing auch sie an, von Mißtrauen erfüllt zu werden, als die Professorin, von Mitleid mit dem zuwartenden, überlangen Aufbleiben der Magd bewegt, ihr bereitwillig gestattete, eine Stunde vor Mitternacht ihr Lager aufzusuchen, und fortan selbst beini Aufbruche ihrem Lehrer das Geleit gab.

Gerade diese Abschiedsininuten bildeten für Johannes die Krone der genußreichen Abende. Wenn dann Frau Käthe, das flackernde Licht in der Hand, vor ihm die Stiegen hinabschritt und er die geschmeidigen Umrisse ihrer feinen Gestalt)nit verlangenden Sinnen musterte, beschlich ihn wohl die prickelnde Lust, die lästige Flamme mit einem kecken Hauch seines Mundes zu löschen und die Geliebte in der lockenden Dunkelheit an^sein Herz zu reißen; doch die Scheu vor ihrem sittigen Wesen, sowie die Achtung vor ihrem starken Wollen und Leisten brachte ihn immer wieder zur Vernunft, und nicht weniger die Furcht, durch eine einzige Unbesonnenheit sich die Süßigkeit dieser nächtlichen Begegnungen auf ewig zu verscheren.

So theilte die nimmermüde Frau ihre Zeit zwischen ihren Studien, ihrem Kinde und ihrem Manne. An Theobald schrieb sie ausführliche Briefe, in denen sie alle Kleinigkeiten ihres häuslichen, einsiedlerischen Lebens und alle Drolligkeiten ihres munter gedeihenden Töchterchens gewissenhaft verzeichnete, ohne doch mit einer Silbe ihrer Gedankenarbeit und ihres Verkehrs mit Johannes Erwähnung zu thun, damit sie sich den Jubel der Ueberraschung nicht voreilig verkümmere. Die Nachrichten dagegen, die ihr der Gatte in langen Pausen aus Rom sandte, waren das völlige Gegentheil ihrer gründlichen Zeile». Nur zu bald hatte derselbe die Ueberzeugung gewonnen, daß sein Urlaub kaum ausreiche, um seine Aufgaben zu bewältigen, und geizte deshalb mit seiner Zeit. Er beschränkte sich daher auf kurze Mittheilungen, vertagte die Schilderung aller Wunder der Siebcnhügelstadt auf das Feierabendgeplauder der Zukunft und äußerte nur regelmäßig seine brennende Sehnsucht nach Weib und Kind, indem er bedauerte, daß er nicht den Muth gehabt habe, die kleine Agathe den Anstrengungen der weiten Reise auszusetzen und so am Tiberufer gemächlich mit Frau und Tochter zu Hausen. Wie sehr würde seine heilige Katharina in der Stadt der Heiligen sich gefallen, an der Pracht der Kirchen sich ergötzen und an dem hallenden Geläut der Glocken! Aber gerade diese Aeufßerung befriedigte Frau Käthe am allerwenigsten; denn was ihr zumeist am Herzen lag, zu erfahren, wie das geistliche Rom auf ihren Mann wirkte, in welche Mitleidenschaft sein religiöses Empfinden gezogen würde i davon verlautete leider kein Sterbenswort!

So nahte im friedlichen Gleichmaß der Tage das Weihnachtsfest. Es war der Nachmittag vor dem Christabend, und ein heftiges Schneegestöber wirbelte durch die Straßen, als Johannes, von der Ungeduld des Wiedersehns gepeinigt, sich früher als sonst auf den Weg machte, um zu seiner Schülerin zu eilen.

Agathe, die sich in kindlicher Lust auf den strahlenden Tannenbaum freute, wurde der Magd übergeben, und Freund und Freundin verschwanden in den Büchersaal. Zuin ersten Male wagte es der Doctor, den das knistemde «aminfeuer nach dem draußen herrschenden Frost zu ungewöhnlicher Vertraulichkeit einlud, seinen Sessel neben den der Professorin zu rücken. Hatte, sie ihm doch bei seinem Eintreten mit besonderer Wärme gesagt, das; sie ihn heute bei der Unmöglichkeit, aus eigener Kraft der spröden Kantischen Gedanken Meister zu werden, mit zwiefachem Perlangen erharrt habe, und er glaubte, indem er vorschnell seine Wünsche zu Wirklichkeiten werden ließ, diese warmen Worte zu seinen Gunsten auslegen zu dürfen. Sein stummes, treues und beharrliches Werben mußte doch endlich einen Erfolg aufweisen, und Katharina konnte gegen seine, durch so viele Opfer an Zeit bezeugte Liebe nicht unempfindlich sein! Der Thor! Er verkannte augenfällig, daß seine Opferfreudigkeit nur die Brücke war, die sie von ihrem Geiste zu dem ihres Gatten hinüberschlagen wollte, und daß sie am Ziel ihres Strebens diese Brücke zwar nicht undankbar hinter sich abzurechen, aber doch nur mit den Lilien ihrer Freundschaft und nicht mit den Rosen ihrer Liebe zu bestreuen entschlossen war.

Sie behandelten miteinander die Kantische Lehre von Raum und Zeit. Er sah mit ihr in das Werk des Professors hinein, und jedesmal, wenn sich die Spitzen ihres blonden Haars mit dem schwarzen, seine Schläfe ninnickenden Gelock von ungefähr berührten oder der heiße Athem ihrer fragefrohen Lippen bei einer Wendung ihres glühenden Köpfchens an seine Stirn schlug, lachte er im Innern über die unfruchtbare Zergliederung der beiden Begriffe und fühlte sich über Raum und Zeit hinweg in die raumlose und zeitlose Seligkeit einer durch keine Philosophie zu begreifenden Liebestrunkenheit emporgehoben.

Zum Glück wurde die Unterrichtsstunde durch die Dienstmagd unterbrochen, die ihre Herrin abrief, um mit ihrem Töchterlein das Nachtgebet nach altem Brauck) zu beten.

Johannes schritt aufgeregt in dem weiten Zimmer auf und nieder. Die Flammen des Kamins warfen ihren zitternden, belebenden Schein auf die Titel der Buchreihen; ach, für ihn war es nur ein betrügliches Scheinleben,

das über dem todten Wisseiisschatz, über dem Foliantenstaub altfränkischer Weisheit aufleuchtete, und er ineinte zu spüren, daß die Wahrheit nur in der Liebe, nur in dem schrankenlosen Bekenntniß der entfesselten Leidenschaft zu suchen sei! Er zog die Vorhänge zurück, preßte seine fiebensche Stirn an die feuchten Scheiben des Fensters und blickte in den Wirbeltanz der Schneeflocken hinaus. In der Oual feines ungestillten Sehnsens, in dem vergeblichen Ringe», seine liebeverlcngenden Sinne, seine heißblütige Einbildungskraft, die ihm die Freuden eines Kusses, einer stürmischen Umarmung malte, durch irgend einen Zauberspruch seiner Philosophie zu bannen und zu besänftige», glaubte er zu fühlen, wie die rastlos arbeitenden Atome seines Gehirns in wildem Neigen kreisten und, den sich tummelnden Flocken gleich, sich in gräßlichem Wirrwarr durcheinander wälzten.

Da tönte eine weiche Stimme an sein Ohr, die sich schmeichlerisch mit einem seiner Seufzer mischte. Frau,Äithe lud ihn mit gastlichen Worten ein, auch heute ihre schlichte Abendmahlzeit nicht zu verschmähen. Er folgte ihr willenlos und gewann unter der sicheren Heiterkeit ihres Wesens, unter dem Heiligenschein mütterlicher Milde, der sie glanzreich umfloß, allmählich die Kraft der Selbstbeherrschung zurück.

Vom Thurm der nahen Kirche erklangen die Glockentöne, welche die Gemeinde zu dem hier häufig während der Adventszeit stattfindenden Abendgottesdienste beschieden.

Katharina legte Messer und Gabel fort, horchte auf und sagte mit der ihr eigenthümlichen Poesie der Schwärmerei: „O, wie ich diese Sprache der Glocken liebe! Sie ist eine Weltsprache des Glaubens, die alle Christen jenseits und diesseits der Meere verstehen, eine allgemeine Weltenznngte, die über alle Zungen herrscht, und in der Fremde bedarf der sprachunkundige Pilger keines Dolmetsches, wenn er die lauterer, ihm so vertrauten Klänge vernimmt."

„Vielleicht ist sie nur zu oft auch eine Sprache kindlichen Aberglaubens," entgegnete der Gelehrte, ohne seine Schülerin verletzen zu wollen, und in der Meinung, daß ihre wissenschaftlichen Studien sie so weit gefördert haben müßten, um die ihr nachgerühmte Buchstabengläubigkeit mit ihren für unfehlbar gehaltenen Ueberlieferungen zu erschüttern.

Die Professorin runzelte die Stirn. Johannes war der unzertrennliche Freund ihres Theobald, und sollten die Ansichten oer beiden Männer nicht ebenso unzertrennlich sein? War, was der Doctor einen kindlichen Aberglauben nannte, auch für ihren Gatten nur ein gewichtloser Wahn? Ihr Herz pochte schmerzlich, aber sie sammelte sich schnell und wendete sich mit fast bittender Stimme an ihren Lehrer, der feine Blicke sinnend auf feinen Teller heftete und nichts von der Unruhe seiner Wirthin merkte.

„Schelten Sie, lieber Doctor," Hub sie an, „und schmähen Sie nur meine munderthStigen Glocken nicht! Ja, sie thun Wunder! Ihre erhabenen Klänge, von Engelsfittichen getragen, schweben an das Lager des Schmerkranken, bringen ihm Widerstandskraft und Trost; sie stillen den Jammer des Beladenen und schenken dem Verzweifelnden die Verheißung auf ein vollkommneres Leben; sie stimmen das Uebermaß der Freude und des Glücks zu sanfter Demuth herab; sie nisten wie Adler auf dem Horst des Thurmes, aber sie schwingen sich mit dem frommen Flug der Taube von den ragenden Palästen der Herrscher zu den baufälligen Hütten der Bettler, an deren Dachfirst sie mit der heimatlichen Schwalbe siedeln, und sie bringen über Berg und Höhen bis in das entlegenste Thal den Friede» Gottes in jedes empfängliche Gemüth."

Er erwiderte nichts! er startte die Sprecherin an, von der Schonheil ihrer Züge hingerissen, und empfand das unüberwindliche Verlangen auf seinen durstigen Lippen, den holden Mund zu küssen, dem so holde Worte entglitten waren. Endlich, als ihre unergründlichen Augen noch immer fragend auf ihm ruhten, ermannte er sich und entgegnete langsam: „Sie sprechen wie eine Dichterin, Frau Katharine; doch vergessen Sie nichl, daß auch die Wissenschaft ihr volltöniges Glockengeläut besitzt, welches die Forscher, ihre Apostel und Jünger, zu stets gesteigertem Dienst auffordert, und daß auch diese Glockentöne mit breit ausgespannten Adlersschwingen über Höhen und Thäler fliegen. Auch sie bringen den Frieden; denn an dem allmächtigen Erzton der Wahrheit wird der friedlose Zweifel zu Nichte, und die Klarheit der Erkenntniß überwindet siegreich jedes Elend der Welt."

Sie runzelte abermals leise die Stirn und hob mit einer geschickten Wendung des Gespräches die Tafel auf.

Der Unterricht an? Schreibtisch nahm seinen Fortgang. Wieder sas; der Gelehrte neben der Schülerin, und wieder plagten sich Beide mit den Kantischen Beweisen von der Avriorität des Raumes und der Zeit; aber die Stunde war keine glückliche, und Lehrer und Hörerin schienen Beide gleich zerstreut. Johannes, in dessen Brust die Leidenschaft sich immer begehrlicher regte und der die Nähe der Geliebten kaum mehr zu ertragen vermochte, ohne seinen Arm um ihren Leib zu schlingen, während die Finger seiner Linken krampfhaft auf der Rücklehne ihres Sessels spielten: er hatte selbst Mühe genug, den Faden der Tarstellung des Professors nicht jeden Augenblick zu verlieren. Katharina hörte nur mit halbem Ohr, was er auseinandersetzte; fort und fort stiegen ihr fremde Gedanken zwischen den Zeilen des Buches auf, und sie konnte den dringlichen Wunsch nicht loswerden, etwas Näheres über die Religiosität des Doctors in Erfahrung zu bringen, der die Glocken der Wissenschaft so warm gegen die Glocken des Glaubens vertheidigt hatte. Nur so hoffte sie, zugleich auch über das Bekenntnis; Theobalds unterrichtet zu werden, da sie fest auf der Meinung beharrte, daß sie ans dem Seelenbefund des Freundes mit Sicherheit auf den Seelenzustand ihres Gatten schließen dürse.

Lächelnd legte sie endlich das Buch hin und sagte: „Feierabend!" Mit einem Blick auf die Wanduhr fügte sie hinzu: „Ich sollte besser sprechen: Feiernacht; denn der brave Immanuel Kant hat uns wieder einmal über Zeit und Raum hinweggetauscht.

„Ich weiß, Herr Doctor, daß Sie bei Ihrer Menschenscheu keinen sonderlichen Anhang in der Stadt besitzen, und so lade ich Sie auf morgen zu Gast., damit Sie sich mit mir unter den Zweigen des Ehristbaums an dem Jubel meiner Agathe erquicken. Dann sollen Sie mir, nein . . ." so verbesserte sie sich listig . . . „Sie können mir gleich jetzt erzählen, was Ihnen die Weihnachtsglocken singen, und was Sie von der frohen Botschaft derselben halten."

Sie erhob sich und sah ihn mit gespannter Erwartung an.

Er sann ein wenig und antwortete ausweichend, indem er sich nicht klar darüber mar, was sie mit der heiklen Frage bezweckte: „Die Poesie aller Zeiten und Volker, Frau Professorin, hat nichts Erhabeneres hervorgebracht als die hehre Lehre, daß aus dem Schöße einer reinen Magd, einer unbefleckten Jungfrau der reinste und unbefleckteste oller Menschen entsprossen ist. um das Heil der Welt zu werden. Die Verkündigung des Engels und die Geburt des Heilandes, das Mutterglück der Madonna, der Tod und die Auferstehung des Erlösers sind durch Jahrhunderte der in immer neuen Offenbarungen des gläubigen Künstlergeistes -sich miederspiegelnde Gegenstand der Kunst gewesen, und was Millionen entzückte, hat auch Millionen erzogen und geheiligt."

„Sie weichen mir aus," versetzte sie und fuhr fort, während der Zorn über die vorsichtige Zurückhaltung des Gelehrten sich mit der flammenden Begeisterung ihres Glaubens mischte, sodaß ihre Schönheit in einer wunderbaren, nahezu dämonischen Glorie erstrahlte: „Es ist nicht genug, daß man die Poesie des Evangeliums bewundere; man muß auch an den Heiland glauben, muß Ihn lieben, Eins mit Ihm werden und in Ihm jede höchste Seligkeit des Herzens genießen."

Jetzt sah er ein, daß sie ihn ansforschen und prüfen wollte, und er kam sich einen Augenblick wie der Doctor Faust vor, den Gretchen in ihrer Herzenseinfalt in's Verhör nimmt. Halb aus Trotz, daß sie ihn wie einen armen Ketzer bekehren zu wollen schien, mehr aber noch in der eigensüchtigen Absicht, ihren durch die Erregung hervorgerufenen Ausdruck noch zu steigern und sie in eine Empfindungsgluth zu versetzen, die ihm ihren Liebreiz wie von einem überirdischen Glänze erleuchtet zeigen mußte, erwiderte er mit einer anscheinenden Ruhe, die darauf berechnet war, die Freundin durch die Kühle des Widerspruchs noch mehr zu reizen: „Sonderbar ist's immerhin, Frau Katharina, daß der Herr in der Unermeßlichkeit der Welten seinen einzigen Sohn gerade auf diese einzige Erde, den Tropfen am Eimer, herniedersandte und den übrigen Sternen versagte, was er dieser Hand voll Staub verlieh."

„O, über Ihre blöde Kurzsichtigkeit!" rief sie aus, faltete die Hände wie zum Gebet und richtete die Augen hellseherisch in die Höhe. „Der Tropfen spiegelt den Sonnenstrahl, gleichwie das weit aufrauschende Meer ihn spiegelt. O, wenn anders auf den unzähligen Gestirnen un ähnliche Wesen wohnen, die der himmlischen Erlösung in ihrer Sündhaftigkeit bedürftig sind, so ist die unendliche Liebe des Allerbarmers, des eingeborenen Gottessohnes, auch unendlich groß genug, um im Auftrage seines Vaters, in demüthigem Gehorsam auch dorthin zu eilen, auch dort zu lehren und zu leiden und tausendmal den Opfertod am Kreuze zu sterben."

Sie sah bei diesen begeisterten Worten wie eine verzückte Prophetin aus. Johannes hielt sich nicht länger zurück. Er erlag ihrer sinnberückenden Schönheit; ein Schwindel erfaßte ihn; Frost und Hitze durchschauerte ihn zugleich; die so oft gedämpfte Gluti) loderte in hellen Flammen auf, und er breitete die Arme mit inbrünstigem Verlangen nach ihr aus.

Katharine erblaßte und wich vor dem langsam, mit nachtwandlerischen Sohlen ihr nachfolgenden Gelehrten Schritt um Schritt zurück. Der Athem versiegte ihr in unnennbarer Angst. Schon war sie bis an die Buchgestelle gedrängt und fühlte die Leiter hinter sich, die der Professor zum Herabblangen eines Werkes aus den obersten Reihen benutzte, und die mit ihrer höchsten Stufe sicher auf dem zweiten Brett des Gerüstes aufruhte. Wohin, wohin vor dem unheimlichen Mann, der ihr wie in lichtem Wahnsinn nachging? Den Rücken den Büchern zugekehrt, schaute sie voll Entsetzen in die weitgeöffneten, funkelnden Augen ihres Lehrers, dem die schwarzen Haare düster um die Schläfen taumelten, und flüchtete die ersten Sprossen der Leiter hinauf, indem sie mit den rückwärts tastenden Händen sich emporhob.

Da sank er vor ihr nieder, umklammerte ihre Knies und flehte mit gnadesuchenden Blicken zu ihr hinauf: „Sie hehre, Sie heilige Frau, haben Sie Erbarmen mit mir und erlösen Sie mich aus der furchtbaren Qual meines Herzens! Ich habe gekämpft und gerungen, aber meine Weisheit streckt die Waffen vor meiner Liebe. Ich wollte Ihr Meister sein, doch Sie wurden meine Meisterin. Berdammen Sie mich nicht, Katharina! Ich wußte, daß es so kommen würde, und hatte doch den Muth nicht. Ihrem Umgang zu entsagen; nnd da es so gekommen ist, verstoßen Sie mich nicht und gewähren Sie mir eine Gunst, nach der ich seit unserer ersten Stunde verschmachte!"

Er sprang auf, und als sie die Hände vor sich hinstreckte, um ihn abzuwehren, ersah er seinen Vortheil, hob die Arme, strickte sie blitzschnell um ihren Leib, zog sie an seine Brust hernieder, ohne daß sie ihm hätte entrinnen können, hielt sie ein paar Secunden über dem Boden schwebend und preßte ihr, wie sie sich auch sträubte, im Niederlassen einen heißen, Kuß auf ihre Lippen.

Keuchend rang sie sich los, floh in die Mitte des Saals, rettete sich hinter den Schreibtisch und sagte mit zitternder, von Scham und Entrüstung, halb erstickter Stimme, während er die Augen senkte und in dumper Betäubung ihr gegenüberstand: „Dahin, dahin die Freude meiner Arbeit! Entweiht durch sündige Begierde, was so leidenschaftslos, so rein geistig, war! Mein Gewissen spricht mich frei, Herr Doctor! Ich bin mir bewußt, Ihnen durch mein Betragen auch nicht die geringste Veranlassung gegeben zu haben, sich diese unerhörte Freiheit zu nehmen und mich so rücksichtsloszu beleidigen. Habe ich gefehlt, so geschah es nur in dein verzeihlichen Jrnthum, Ihre Wissenscast — und sollte die keusche Forschung nicht die Quelle aller Tugenden sein? — für so lauter, wahrhaftig und selbstos zu halten, um die Ichsucht der Begehrlichkeit zu ertöden und den Gesetzen der Sitte den Sieg zu verschaffen. Mit unserem Unterricht, so sehr ich es bedaure, ist es für immer vorbei, und ich lege es Ihnen als eine unverbrüchliche Pflicht, als eine unumgängliche Sühne Ihrer Thorheit auf, die Schwelle meines Hauses vor der Zurückkunst meines Gatten nicht wieder zu betreten. Wagen Sie keinen Versuch, sich mir auf's Neue zu nähern; ich werde Sie abweisen, unnachsichtlich abweisen und keinen Brief von Ihrer Hand eröffnen. Ich bin Ihnen großen Dank schuldig für die rastlose Mühe, die Sie aufgewendet haben, mir die Pforten der philosophischen Erkenntniß zu erschließen, und ich gelobe Ihnen alles Ernstes, diesen Dank dadurch zu bethätigen, daß ich meinem Theobald gegenüber, gegen dessen vertrauensselige Freundschaft Sie sich so schwer vergingen, weder mündlich noch schriftlich Ihrer Nebereilung auch nur mit einem Worte gedenken will. Mein Gatte soll den langjährigen Kameraden und init ihm den schönen Glauben an die Freundestreue nicht verlieren, und Sie sollen dem Manne nicht unversöhnbar entfremdet werden, an dessen Beispiel Sie sich wieder ausrichten, sittlich erstarken und die ritterliche Achtung vor einein reinen Weibe erlernen mögen, die ich nicht nur als die Gattin Ihres liebsten Berufsgenossen, sondern auch um meiner selbst willen beanspruchen durfte und darf. Leben Sie wohl!"

Mit jedem Satze, den sie sprach, schien sie zu wachsen, und der edle Stolz, mit dem sie ihre Frauenmürde vertheidigte, gab ihr das hoheitsvolle Ansehen einer zürnenden Heroine. Ohne auf Johannes zu achten, der umsonst nach Worten rang, um seine Schülerin zu begütigen, und sich durch eine verworrene Gebärdensprache verständlich zu machen suchte, verließ sie mit schnellen Schritten den Arbeitssaal, riegelte die Thür hinter sich zu, durchmaß das benachbarte Wohn- und Eßzimmer, und er hörte, mit verhaltenem Athem durch die mitternächtige Stille lauschend, wie sie den Zugang auch dieses Raumes mit Schloß und Niegel abspernte und nach den Hinteren Gemächern des Seitenflügels schritt, in welchem sich ihr Schlascabinet befand.

Der Doctor hartte eine geraume Weile unbeweglich auf demselben Platz, auf welchem er das über ihn verhängte Verdammungsurtheil vernommen hatte, und täuschte sich mit der selbstsüchtigen Hoffnung, die Professorin werde ihre allzu harten Anklagen bereuen, werde Mitleid mit ihm fühlen, dessen Verbrechen doch nur grenzenlose Liebe und abgöttische Bewunderung gewesen war, und werde, durch seine treue Verehrung milder gestimmt, mit dem Tröste der Erbarmung zurückkommen, um ihm die Hand zur Verständigung zu bieten. Vergebens! Alles blieb still, wie er auch sein Ohr an die Fugen der Thür drückte, und nur das vorlaute Ticken der Wanduhr erinnerte ihn an die glückseligen Stunden, die er an dieser Stelle mit der Geliebten verbracht, und die nun unwiderbringlich verloren waren. Mit einem trübsinnigen Blick auf den Schreibtisch schlug er sich vor die Stirn und seufzte mit einem elegischen Klagelaut: „Vorbei, vorbei!"

Dennoch hielt es ihn fest an der Stätte seiner Niederlage, und er begann, sich die Qual feiner unglücklichen Liebe in grausamer Selbstschau zu zergliedern.

Die Amxel, welcher das Oel zu gebrechen begann, brannte trüber und trüber, und in dem schläfrigen Lichtschein ging er auf und ab, bis auch die Gluth seiner allzuwachen Gedanken durch die körperliche Ermüdung eingeschläfert wurde. Noch einmal zog die Entmickelung seiner Liebestragödie an ihm vorüber; er fühlte es auf's Neue, wie der Strom seiner Leidenschaft mit jedem frischen Zusammensein immer gefahrdrohender angeschwollen war, bis er zuletzt wie durch eine Naturnothmendigkeit die langsam unterwühlten Dämme und Ufer seines Widerstandes durchbrach und überfluthete und brausend über seinem Haupt zusammenschlug.

Er blieb vor der Leiter stehen, sah die Professorin auf der Sprosse, hob sie wieder herab und bedeckte ihren Mund mit Küssen. Einem Triumphator gleich richtete er sich auf und vergegenwärtigte sich die Wonneschauer seines Entzückens, bis sein Auge auf das ausgebrannte, in sich verglimmende Kohlenfeuer des Kamins fiel und ihm zum Bewußtsein brachte, daß auch das Feuer seiner lodernden Neigung fortan allmählich ersterben und nahrungslos zu Asche werden müsse.

Er ließ die Hängelampe nieder, löschte die müde Flamme und warf sich erschöpft in einen Sessel, um nur ein paar Minuten zu schlafen. Der schwache Tnmmerschein der vor dem Hause stehenden Straßenlaterne verbreitete ein kümmerliches, ungewisses Halbdunkel über die Buchgestelle, in welchem die Umrisse der Gegenstände des Zimmers vor den haltlos irrenden Blicken des Einsamen zerrannen und wesenlos verschwammen; seine Lider schlossen sich, und trotz der Unbequemlichkeit seiner Lage befiel ihn ein traumloser Schlaf, aus dem ihn auch das Heulen und Brausen des nächtlichen Decembersturmes nicht aufzuwecken vermochte.

In frühster Morgenstunde wurde der Doctor durch die Magd aufgerüttelt, die in den Arbeitssaal polterte, um die Dielen zu sänbcrn und den Kamin zu heizen. Erschrocken blickte sie ans den verstörten, fröstelnden Gelehrten, sah seine Verlegenheit und beeilte sich, ihm hinabzuleuchten. Behutsam schloß und klinkte sie die HauSthür auf, den fragwürdigen Gast möglichst unbemerkt entschlüpfen zu lassen. Wie ein Dieb schob er sich durch das halbgeöffnete Thor nnd flüchtete, seinen Kopf in dem hohen Kragen seines Pelzes versteckend, über den fußhohen Schnee der Straße. Aber die allezeit früh zum Werk bereite Frau Bäckermeisterin, deren Geschäft dein Gelehrtenhause gegenüberlag, erspähte ihn doch mit ihren kleinen pfiffigen Augen, wie er sich durch den Spalt der Hauopforte zwängte, und rieb sich schmunzelnd die Hände daß sie eine neue, vielwillkommene Gelegenheit hatte, die gehässigsten Gerüchte über die sittenstrenge Fran Professorin, die scheinheilige Kirchgängerii, die arme verlassene, in so holde Wittventrauer über die Trennung von ihrem fernen Gemahl versetzte Frau, in gesprächigen Umlauf zu fetzen,

Frau Käthe war nicht wenig über das Vorkommnis; bestürzt, das ihr die Magd berichtete, und hielt es gleichwohl für unthunlich, sich vor derselben zu rechtfertigen. Jede Entschuldigung, meinte sie, müsse in diesem Falle zur Selbstanklage werden, und ein vornehmes Schweigen über das unliebsame Ereignis; erschien ihr als das einzig Richtige.

Auch sie hatte eine kummervolle Nacht gehabt. Der Kuß ihres Lehrers brannte ihr wie ein giftig widriger Tropfen auf den Lippen, und so empfand sie es als eine Wohlthat, daß der Winter das Wasser halb in Eis verwandelt hatte. Begierig schlürfte sie das frostige Naß zum Morgenfrühtrunk und badete ihr heißes Gesicht in der frisch vom Brunnen geschöpften Fluth. Aber der Brand auf ,ihrem Munde ließ sich nicht hinwegspülen, nicht löschen und dämpfen, und erst, als Agathe erwachte und Wange, Lippen und Stirn der Mutter mit zärtlichen Küssen netzte, fühlte sie eine erlösende Erfrischung; der reine Hauch des kindlichen Mundes entsündigte sie und stellte sie vor sich selber wieder her.

Unter diesen Umständen mußte der Christabend für Johannes und Frau Käthe gleich unbehaglich sein. Die Mutter konnte des Jubels ihres Töchterchens nicht recht froh werden, und die Kerzen des Tannenbaumes hatten nicht den alten Weiheglanz. Empfindlich berührte Katharina der Anblick des schönen, mit der kunstvollsteil Stickerei von ihr ausgestatteten Schlummerkissens, das sie heimlich als ein Zeichen ihrer Dankbarkeit für Johannes mit liebevollem Fleiße gearbeitet und ihm heute zum Christfest hatte bescheeren wollen. Ach, sie hatte den Freund verbannen müssen, und auch die Weihnachtskiste Theobalds und sein klagenreicher Brief, daß er gerade an diesem Tage fremd unter Fremden weile, waren nicht im Stande, den düsteren Schleier von ihrer sonst so erbauungsfrendigen Seele zu heben. Nur die Kirchenglocken, welche die alte Mär von der Geburt des Heilandes mit neuem Frohlocken verkündeten, gaben ihr Trost, und sie betete zu Gott, daß er Mann und Kind ihr erhalte, daß er sich der Noth ihres verirrten Lehrers erbarme, ihm einen Strahl der Erleuchtung in das kranke Herz sende und ihm den Pfad znr Tugend und Pflicht erhellte.

Indessen stand der übellaunige Privatdocent vor seinem Schreibpult und strengte sich vergeblich an, durch das eifrigste Studium seinen Mißmut!) zu verschuchen. Heut versagte ihm Alles! Die Tinte war zu dickflüssig, die Feder zu hart, die Stube zu kalt, und der Lärm der Nachbarskinder, die ihren Festbaum mit Tronmieln und Trompeten umkreisten, zu aufdringlich und geräuschvoll. Bor Allem ärgerte ihn die wohlfrisirte Puppe, die dort auf einem kraus und bunt aufgestapelten Bücherhanfeu ruhte und ihn mit ihren blöden gläsernen Augen verhöhnte. Er hatte sie mit erheuchelter Kennermiene unter hundert ihrer Genossinnen im Spielladen ausgewählt, um der kleinen Agathe eine rechte Augenweide zu bereiten. Sie konnte „Papa" und „Maina" sagen; nun lag sie da, nutzlos und herrenlos, und er suhlte sich in seinem Grimm versucht, die Falten ihres seidenen Kleides als einen wohlfeilen Tintenwischer zu gebrauchen. Jähzornig packte und drückte er sie; aber das guäkende „Papa", das sie hervorstöhnte, erinnerte ihn anklägerisch genug an den Vater der Professorstochter, und er gedachte mit tiefer Beschämung des fernen Amtsbruders am Tiber, den er so schmäzlich getäuscht nnd den er so unwürdig verrathen hatte. Er ballte die Faust wider sich und preßte die Puppe von Neuem, indem er ihr Feiergewand zerknitterte, mit erbarmungslosen Fingern; aber das weinerliche „Mama", das sich jetzt ihrem Brustgestell entrang, regte ihn noch mehr auf und zauberte ihm das fuße Bild der Mutter Agathens vor die Seele, in deren beseligender Nähe er zu dieser Stunde hätte weilen dürfen, wenn er es weiter vermocht hätte, mit starker Willenskraft der Begehrlichkeit seiner Leidenschaft zu trotzen.

Das Zimmer wurde ihm zu eng; er warf sich in seinen Pelz und stürmte in die Stadt hinaus. Die Macht der Gewohnheit, die Lockstimmen der Sehnsucht führten ihn nnwillkürlich den alten lieben Weg durch die alten lieben Straßen. Da stand er vor dem Hause Katharinens und sah die Lichter des Christbaums durch die schimmernden Scheiben funkeln. Ueberall herrschte Friede nnd Eintracht am wohnlichen Herd: nur er war ausgestoßen, ausgestoßen ans dem holdesten kreise durch eigene Schuld! Das Gefühl der traurigsten Entbehrung, der HeinmtSlosigkeit, überkam ihn beklemmend, und der ans dem Bäckerladen quellende Tust von wannein Gebäck und würzigem Honigkuchen gemahnte ihn an die traumhaste Zeit, da er, zu früh eine Waise geworden, im theneren Elternhause auch einen Weihnachtsbaum hatte und init lachenden Kinderaugeu zu den goldenen Näschereien seiner glänzenden Zweige emporsah.

„Die garstigen Schneeflocken durchnässen Hut und Gesicht," brummte er vor sich hin, und ein paar große Thränen flössen ihm über die Wangen. Kopfschüttelnd eilte er hinweg und bog, ohne sich noch einmal Hinzuschauen, um die nächste Straßenecke.

Und so geschah es in der Folge noch oft. Fast jeden Abend wanderte er durch die winterlichen Gassen nach dem Hause der Frau Professorin, weilte ein paar Augenblicke vor dem Bäckerladen, spohte hinüber, beneidete die unruhig flackernde Laterne nm ihren Standort und war glücklich, wenn er einmal hinter den Vorhängen die Umrifse der lieben Frau slüchtig vorüberhuschen sah, die ihm in ihrer unnahbaren Strenge selbst den kargen Trost einer brieflichen Annäherung und Anösöhnngg versagt hatte. Dann drückte er den Hut in die Stirn, setzte sich in Marsch, nnd mit dem Summen des Windes oder mit dem Rauschen des Sturmes verschmolz von Zeit zu Zeit sein einsanier, schmerzensreicher Klageruf: „Vorbei, vorbei!"

5 5

II!.

Fortan war Frau Käthe wiederum auf sich selbst angewiesen und mußte sich bestreben, auf eigenen Füßen zu stehen. Es währte über eine Woche, bis sie es über sich gewann, ihre Studien in der Bibliothek fortzusetzen, wo Alles sie an den unerquicklichen Auftritt mahnte, der sie genöthigt hatte, sich von dem Doctor loszusagen. Die Lücke in ihrem Leben und Tagewerk, die durch das Fernbleiben des Freundes entstand, wurde ihr mit jedem neuen Abend doppelt fühlbar; doch sie kämpfte endlich das Verlangen nieder, ihrem Lehrer die Möglichkeit seines Wiederkommens auch nur anzudeuten, und fand eine zunehmende Kraft für ihre Entsagung in dem Gedanken, daß sie ihre Pflicht als Gattin auf das Beste erfüllt habe und sich durch keine eigensüchtige Beschönigung verleiten lassen dürfe, auch nur einen Zoll breit von derselben abzuweichen.

Nachdem sie sich unter unsäglichen Mühen durch die Darstellung der Lehre Kants und seiner Schüler durchgearbeitet hatte, blätterte sie gegen Ende des Januars in dem Leitfaden der Philosophie und dem ihm beigeellten Tagebuche des Professors, als ihre Blicke dnrch eine Randbemerkung des Gelehrten gefesselt wurden, die ihrem Lesceifer eine enger begrenzte Richtung gab.

Tie Anmerkung befand sich neben dem Eingang des Kapitels, welches der Geschichte des deutschen Materialismus gewidmet war. Theobald bekannte, in diesem Abschnitte hinter seiner Aufgabe zurückgeblieben zu sein, tadelte in vielen Punkten die Fassung, die er seinen Auseinandersetzungen gegeben, und betonte die Notwendigkeit, diesen Theil seines Werkes einer völligen Neubearbeitung zu unterziehen.

Katharina war höchlich überrascht und spürte die jähe Gluth, die ihre langen durchflammte. Hier war's, was sie so lange gesucht und nun endlich entdeckt hatte; hier war der zuverlässige Spiegel, der ihr das Geistesbild ihres Mannes in ungeschminkter Wahrheit zurückwerfen konnte! Die Denker, für die er eine so große Borliebe zur Schau trug, daß er sich in der Wiedergabe ihrer Ansichten nicht genugzuthun vermochte, sie mußten in ihren Schriften ausgesprochen haben, was seiner eigenen Neberzcugngg gemäß war; und sie waren sicherlich die Götzen, zu denen er betete, die Vorbilder, denen er nachstrebte, die Meister, die er zu übertreffen sann! Mit ungezügelter Begierde durchflog sie das Capitel, ohne sich damit zu begnügen; sie holte sich ans der Bibliothek die Werke zusammen, von denen hier gehandelt wurde; sie vertiefte sich in das grundlegende Hauptbuch der deutschen materialistischen Weltanschauung, in Büchners „Kraft und Stoff", und nun entbrannte in ihrem Innern der furchtbare Widerstreit zwischen Wissen und Glauben, der den so lange behüteten Frieden ihrer Seele mit unbarmherzigem Rüstzeug nntergrub.

Nun lernte sie die verzehrenden Qualen des Zweifels kennen, der Alles zersetzte, was sie in ihrer Bidelgläubigkeit sür unfehlbar gehalten, was ihr für unantastbar gegolten hatte. Sie sah sich zwiefach rathlos und vernichtet, je mehr ihr der glaubwürdige Lehrer fehlte, der, was ihr Gatte in jener ihn selbst nicht befriedigenden Abhandlung unwiderlegt gelassen, ihr hätte widerlegen konnex, und der die Fülle des Geistes besaß, die Widersprüche zu lösen, in die sie sich unentrinnbar verwickelte.

Sie wurde namenlos unglücklich und fürchtete sich vor sich selbst. Ach, in jenen Schriften, die sie verabscheute und deren Nachhall in ihrer Brust sie gleichwohl nicht zu übertönen vermochte, stand nichts von einem göttlichen Vermittler, welcher der Welt Sünde trägt und die Schrecken des Todes und der Hölle überwinden hilft; sie zerrütteten ihren festen Glauben an die Unsterblichkeit der Seele, sie raubten ihr mit grausamer Ueberredung die überschmängliche Hoffnung auf ein überirdisches Dasein, auf eine Verklärung nach dem Grabe!

Wenn sie in schlaflosen Nächten auf ihrem Lager lag und nach Frieden rang, dann hallte in das tonlose Ja ihrer Frömmigkeit das entsetzliche Nein ihres sündigen Zweifels gespenstig hinein; sie verhüllte sich die Ohren mit ihren Kissen, um die höllische Stimme ihres Denkens, die gottesleugnerische, nicht länger zu vernehmen, und doch umheulten sie im Klagegesang des Wiitersturms die klanggewordenen Zeilen der schrecklichen Bücher, die ihre Seele vergiftet hatten!

Mit übermachten Augen schwankte sie am Morgen in den Büchcrsaal, um Rettung zu suchen; sie trug die Leiter von einem Gestell an das andere, stieg hinaus, stieg hinab, blätterte hier, blätterte dort, und konnte doch nicht finden, wonach sie Verlangen trug! Sie konnte sich Gott nicht anders vorstellen als in der poesievollen, einfältigen Auffassung ihrer Kindheit, als den liebenden Vater, den persönlichen Gott, den guten Hirten, der seine Schafe meidet; und was boten ihr in diesem Sinn die stolzen Folianten der vielbewundcrten Denker? Ihr Gottesbegriff verflüchtigte sich in einen wesenlosen Scheinen, die Dreieinigkeit wurde für sie zu einein leeren Schall, und das Mätrnrerthum des Grübelns ersparte ihr keine Marter an Leib und Geist.

Noch aber blieb ihr das Buch der Bücher, blieb ihr der nie umsonst von ihr angerufene Trost. Auch dieser Hort mar jetzt ohnmächtig i die Bibel brannte ihr in den Händen, als ob sie in's Feuer griffe; die frohe Botschaft war ihr in eine Botschaft des Schreckens verwandelt; sie sah nur Zorn und Verdammnis?, nicht Milde, Gnade und Vergebung; sie las, ohne zu verstehen, und das Licht der Offenbarung verschlang die sternlose Nacht des Zweifels.

Der Zweifel ging ihr nach, wohin sie schritt, klappte ihr die heilige Schrift vor den irrenden Blicken zu, zupfte und zerrte sie am Sanm ihres Gewandes, wenn sie durch das Portal der «irche trat, setzte sich neben sie auf den Kirchenstuhl und störte ihr durch sein unheimliches Geflnüer die Stille der Andacht. Wenn sie beten wollte, fand sie die rechten Worte nicht; das Vaterunser erstarb auf ihren zuckenden Lippen; was ihr Herz sprach, war ihrem Verstände fremd, und was ihr Verstand ihr predigte, weckte keinen Wiederhall in ihrem Herzen.

Agathe litt unter dem bald scheuen, bald heftigen Wesen der Mutter, die ihr Kind mehr als sonst der Pflege der Dienerin überließ. Auch der Magd entging die Veränderung ihrer Herrin nicht; doch sie machte sich ihre eigenen Gedanken über die Verstörtheit Katharinens, über die Blässe ihrer Wangen, den Fieberglanz ihrer Augen und schrieb ihren Zustand lediglich dem hartnäckigen Ausbleiben des jungen Gelehrten zu, der sich ihr so plötzlich entzogen hatte ,um vielleicht einer neuen Liebschaft zu huldigen. Sehnsucht und Eifersucht, so meinte sie, mären die leicht begreiflichen Ursachen ihres Leides.

Mitunter dachte die Professorin in ihrer Herzensnoth an die Möglichkeit, sich und ihre Pein dem wackern Seelsorger, dessen Predigten sie zu hören pflegte, mit vollem Vertrauen zu erschließen; aber die Scham, die sie entwürdigende Beichte abzulegen, ihren Abfall von Gott, ihren abtrünnigen Wahn zu bekennen, mar zu mächtig und zu qualvoll, um ihr Vorhaben zur That.zu machen.

So faß sie an einem nebeligen Märzabend an dem Arbeitstisch ihres Galten. Die Flammen des Kaminfeuers zitterten von den Bänden wieder, die sie vor sich aufgethürmt und die zu ihren Füßen in wüstem Wirrwarrr lagen. Wieder hatte sie einen der falschen Propheten hervorgefucht, denen sie fo zürnte und die sie dennoch nicht abließ zu befragen, in der bänglichen Erwartung, endlich einen Seherspruch zu empfangen, der sie aus ihrem Elend erlösen könnte.

Der Zufall spielte ihr einen Band von Arthur Schopenhauer in die Hände, und das erste Capitel, das sie von ungefähr aufschlug, war die Abhandlung über die Geschlechtsliebe.

Mit athemloser Hast durchflog sie die Zeilen, und ihre bleichen Wangen färbten sich mit glühenden: Roth. Es mar nicht das Roth sinnlichen Verlangens oder des erwärmenden Beifalls, der ein Menschenantlitz bei dem Genuß eines sittlich hohen und edlen Werks durchgeistigt; es mar die Gluth der Entrüstung, die aus ihren Zügen loderte, als sie das Buch, nachdem sie den Abschnitt bis zu Ende gelesen hatte, verächtlich auf die Dielen schleuderte.

„Auch das!" murrte sie vor sich hin. „Nicht nur meinen Glauben haben mir diese Bücher, die stummen Gesinnungsgenossen Theobalds, entweiht und geschändet; nun wollen sie mir auch meine Liebe beflecken und die weihevollste, die gottbegnadigste aller irdischen Empfindungen in den Staub ziehen!"

Für sie war das Band der Ehe das allerheiligste, das Menschen an Menschen knüpfen kann, mar die Ehe die vollkommenste Bürgschaft jeder zur Tugend erziehenden Sittlichkeit; und nun mußte sie erfahren, daß von Nord und Sild, XUX, 14K. 9

Anbeginn alles Langen und Bangen, alle Opferfreudigkeit, alles Kämpfen und Ringen, alle Leben und Tod überdauernde Treue der Neigung aus keinem anderen Gmnde von der Natur hervorgerufen sei, als daß ein jeder Hans seine Grete finde!

Schon wollte sie ihrer Empörung von Neuem Ausdruck geben, als die halbangelehnte Thür von einer schwachen Kinderhand zurückgeschoben wurde. Das Knarren schreckte die Mutter auf. Agathe, in ihr Nachtkleid gehüllt, trippelte auf nackten Sohlen auf Katharina zu, schmiegte sich an ihre Knie, sah schmeichelnd zu ihr empor und flüsterte mit lieblichen! Ton:

„Mütterchen, weshalb kommst Du nichts Soll ich denn nicht mit Dir beten, liebes Mütterchen?"

Frau Käthe sah ihren Liebling betroffen an, und in ihrem traurigen Herzen regte sich der düstere Gedanke: „Du armes Mädchen! Zu welchen Qualen mußt Du heranwachsen! Auch Dir wird der Zweifel nicht ausweichen,

auch Du wirst irre werden an Dir, an Gott! Könntest Du ein Kind bleiben bis an Dein Ende!"

Sie nahm Agathe auf ihren Schooß und hauchte: „So bete!" Die Tochter sagte ihren Spruch, aber die Mutter sprach ihn nicht mehr mit, wie sie vordem gethan hatte. Das Beten, so dachte sie in bitterer Selbstironie, ist ja eine Kinderthorheit; ich aber bin eine Weltweise geworden!

Sie trug die Kleine, die sie mit ihren mütterlichen Annen umschlang, in's Schlafzimmer zurück, wachte an ihrem Bett, bis sie eingeschlummert war, und begab sich von Neuem in den Arbeitsaal. Müde und abgespannt trat sie an das Fenster und blickte auf die menschenleere Straße hinaus.

Was war das, narrete sie denn ihr Auge? Drüben vor dem Bäckerladen stand Johannes, in seinen Pelz verummt, und reckte wie ein Säulenheiliger, der auch in Frost und Unwetter seinen Platz behauptet, unbeweglich seinen Kopf in die Höhe, um nach dem Lichtschein in der Wohnung des Professors hinaufzuspähen. Jetzt mußte er die Gestalt der Geliebten erkannt haben; denn er stülpte den Hut fester auf die Locken, flüchtete in den Schatten des Nachbarhauses und stürmte davon.

„Armer Hans," spottete Katharina, „geh und suche Dir anderswo Deine Grete!" Sie wendete sich ab und setzte im Hinausschreiten den Fuß auf den Schovenhauerschen Band, der noch am Boden lag, als wollte sie die häßlichen Lügen zertreten, die in demselben sich so prahlerisch breit machten. Sie war zu sehr mit sich selbst beschäftigt, zu sehr in ihrem Hader mit sich selbst verstrickt, als daß sie der Stimme des Mitleids mit dem von ihr verbannten Gelehrten hätte Gehör geben können, des Mitleids, das sich auf einen flüchtigen Augenblick in ihrer Brust zu melden begann.

So härmte sie sich von einem Tage zum andern, und keine Nacht entschwand ihr ohne Kampf.

(Der Schlich folgt im nächsten H«fte,Z

Bibliographische Notizen.

Geschichte der englischen Literatur.

Von Bernhard ten Brink. Zweiter Band. Erste Hälfte. Berlin, Robert Oppenheim. Seit dem Erscheinen des ersten Bandes dieses trefflichen Werkes, daS als eine auf streng wissenschaftlicher Grundlage beruhende englische Literaturgeschichte eine empfindliche Lücke auszufüllen berufen ist, sind nicht weniger als 11 Jahre verflossen; mit Freude wird von allen Fachmännern der so lange versprochene und sehnlichst erwartete zweite Band, von dem vor der Hand die erste Hälfte vorliegt, und der complet die Zeit von Wicliff bis zur Thronbesteigung der Elisabeth behandeln wird, begrübt werden. Der vorliegende Theil weist dieselben Vorzüge auf, die seiner Zeit an dem ersten Bande gerühmt wurden, der freilich inzwischen in mancher Hinsicht von den Resultaten der Forschung im letzten Jahrzehnt überholt worden ist — was selbstverständlich die grundlegende Bedeutung des Werkes und das Verdienst des Verfassers in keiner Weise schmälert. Wir finden dieselbe staunenswerthe Gründlichkeit und Ausführlichkeit, dieselbe geistvolle Darstellung und klare Übersichtlichkeit bei genauestem Eingehen auf Details und feiner Analyse der einzelnen Werke. Ein schwer empfundener Mangel, nämlich das Fehlen von bibliographischen Nachweisen, kritischen Excurscn, und Inhaltsverzeichnissen, soll mit der Publikation der zweiten Hälfte, die für Ostern dieses Jahres in Aussicht gestellt ist, beseitigt werden. Bis dahin müssen wir ein genaueres Eingehen auf den reichen Inhalt des zweiten Bandes vertagen.

Anthropologie mit Berücksichtigung der Urgeschichte des Menschen

Von Dr. Moritz Alsberg. Stuttgart,

Otto Weisert. Der Verfasser will dielErgebnisse der anthropologisch - urgeschichtlichen Untersuchungen weiteren Kreisen zugänglich machen, um auf diese Weise Männer verschiedener Berufsarten in das Interesse jener Wissenschaft zu ziehen, welche sich

bemüht, die menschlichen Spuren vergangener Jahrtausende zu enträthseln. Es ist natürlich, dasz eine so junge Forschung wie die Anthropologie sich noch auf recht schwankendem Boden bewegt, und daß die Ansichten über gewisse Fragen oft stark von einander abweichen. Der Verfasser bemüht sich nun offenbar, einen möglichst vermittelnden Standpunkt einzunehmen, und in den meisten Abschnitten ist ihm dies gelungen. Als besonders anziehende Capitel heben wir hervor: „Das Alter des Menschengeschlechtes und die Existenz des Menschen während der Tertiärzeit," „die Pfahlbauten der Schweiz;" endlich „die indogermanische Völkerfamilie und die Urbevölkerung Europas." Die „Schlufzbetrachtung" hätte fortbleiben tonnen; denn das Thema, welches der Verfasser in derselben anschlägt, ist viel zu bedeutungsvoll, als daß es mit zwei Druckseiten abgefertigt werden könnte. Es handelt sich nämlich um den Vonourf, den man der anthropologischen Forschung, ebenso wie der ihr zu Grunde liegenden Darwinschen Lehre gemacht hat, daß sie jeder idealen Auffassung des menschlichen Daseins entgegentrete und ebenso wohl mit den Principin der Ethik, wie mit den religiösen Dogmen in Widerspruch stehe. Wer über diesen Punkt der Aufklärung bedarf, der lese die herrliche Schrift: Religion und Darwinismus von Dr. Schramm (Bremen). In Bezug auf das vorliegende Werk fassen wir unser Urtheil dahin zusammen, daß es nach Inhalt und Form empfehlenSwerth ist. I>^,

Geschichte der Stadt Berlin. Von

Oskar Schwebel. Berlin, Brachvogel K Ranft. Daß es schwer ist, eine brauchbare zusammenhängende Geschichte unserer Reichshauptstadt zu verfassen, kann man aus der einfachen Thatsache schließen, daß eine solche bisher nicht existirte; denn die einst vielgelescnen Werke von Küster, Nicolai und König genügen heute nicht mehr den Anforderungen, welche man an eine wissenschaftliche Leistung zu stellen berechtigt ist. An vortrefflichen Darstellungen einzelner aus die Entwicklung Berlins bezüglichher Verhältnisse fehlt es nicht — ich erinnere an die Arbeiten von Fidicin, Sello, Holtze undFriedel; aber der Ueberblick über die gesammte Stadtgeschichte von ihren Anfängen bis auf die Gegenwart, welcher allein im Stande ist, das Ineinandergreifen der Thatsachen zum klaren Ausdruck zu bringen, konnte unmöglich aus jenen an sich höchst achtungSwerthen Forschungen gewonnen werden. Er wird auch nicht aus dem vielverbreiteten Werke von Adolf Streckfufz gewonnen, welcher den städtischen Angelegenheiten keinen Raum gewährt und sich hauptsächlich auf die Hofgeschichte beschränkt.

Man muh also den Muth anerkennen, mit dem Schwebel! an seine überaus schwierige Arbeit ging, und Ref. ist auch in der glücklichen Lage, das Werk des Verfassers im Ganzen und Großen als gelungen zu bezeichnen. Dasselbe zerfällt in zwei Haupttheile, deren erster die Wechselvolle Zeit bis 1640 behandelt, während der zweite die weitere meist ruhigere Entwicklungsgeschichte bis auf den Regierungsantritt Kaiser Wilhelms II. enthält. Das Quellenmaterial, welches dem Verf. zu Gebote stand, ist erstaunlich groß; Archivund Bibliotheksverwaltungen, der Berliner Magistrat und der Verein für die Geschichte Berlins haben zur Vervollständigung der vorhandenen Literatur nach Kräften beisteuert. Der zweite Band namentlich ivird immer mehr zu einer Geschichte des „bürgerlichen Geistes." In Bezug auf die neuste Zeit freilich erlahmt auch die Hand unseres Verfassers, wie die seiner Vorgänger, denn eine Geschichte der glanzvollen Entwicklung Berlins unterKaiscrWilhelm I. zu schreiben, ist, wenn sie Werth haben soll, nur einem Manne möglich, welcher Politiker, Künstler, Statistiker und Technicker zugleich ist und dabei freie Verfügung über den Umfang seines Werkes besitzt. — Daß der Verfasser, wie ihm von einigen Seiten vorgeworfen ist, seinen christlichen und patriotischen Standpunkt gar 'zu deutlich habe hervortreten lassen, kann Res, nicht finden. Vom Historiker völlige Objectivität verlangen, ist eben ein Unding. Dagegen hätte Schwebel!, ein gar zu fruchtbarer Schriftsteller, auf die Form der Darstellung etwas mehr Sorgfalt verwenden sollen: er schreibt unzweifelhaft anregend, aber viel zu flüchtig. Im klebrigen bedarf sein Buch einer besonderen Empfehlung nicht mehr. I>^.

Zeitschrift der «esellschaft für Erd» künde zu Berlin. Herausgeg. von Dr. A. v. Dankelmann. Berlin, Dietrich Reimer. Vor uns liegt das erste Hest de« vierundzwanzigsten Bandes diese^ unzweifelhaft hervorragendsten Zeitschrift für wissenschaftliche Geographie. Den Eingang macht ein durch zahlreiche Abbildungen illustrirter Aussatz von Paul Reichard: „Vorschläge zu einer Reiseausrüstung für Ost- und Centralafrika," der einen überaus interessanten Einblick in daS Leben eines Afrikareisenden überhaupt gewährt. Es werden da alle nur erdenklichen Gegenstände eingehend besprochen: Das Zelt, das Feldbett, das Bettzeug, Küchengcräthschaften, die Nahrung und deren Zubereitung. Kleider, Toilettengegenstände, Apotheke, Beleuchtungsmaterial, Waffen und Munition, Jagdgeräth: ferner die Lasten und deren Verpackung, Tauschwaaren, Abmessen der Stoffe und Perlen, endlich die Behandlung der Träger und die verschiedenen Arten des Reisemarsches. Für die Gründlichkeit des dargebotenen Stoffes bürgen die langjährigen chrfvhrungen Reichards, der jüngst die Gegenden deS Bangweolo-Sees erforschte. — Den Abschluß des ersten Heftes bilden „Bemerkungen zu A. Wertheman's Karte eines Theils des peruanischen Departamento de Amazonas," denen die Karte selbst beigefügt ist. Wcrthmann ist ein in jenem Theile Perus ansässiger Ingenieur; der Maßstab ist 1: 600 000.

Bekanntlich werden in gleichem Verlage auch die „Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde" publicirt. Von dieser Zeitschrift ist ebenfalls die erste Nummer des 16. Bandes erschienen; sie enthält die Namen des Vorstands und Beiraths für das Jahr 1889, das Mitgliederverzeichniß für 1889, Vorgänge bei der Gesellschaft (Sitzung vom 5. Januar 188») und einen Vortrag von Dr. Fr. Hirth: „Zur Geschichte des antiken Ori euthandcls". Darauf solgen Besvrechungen über Vorgänge auf geographischem Gebiete, Notizen und Berichte von andern geographischen Gesellschaften in Deutschland. dz.

Grundzüge der «nnstgeschichte Von

Anton Springer. IV.: Die Renaissance im Norden und die Kunst des 17. und 18. Jahrhunderts. Leipzig. E. A. Seemann. Im Formate wesentlich vergrößert, umfaßt diese neue Bearbeitung des Textbuches zu den „Knnsthistorischen Bilder

bogen" 652 Seiten (gegen 407 der zweiten Auflage). »Ich muh wünschen," sagt der Verfasser in dem Vorworte, „daß man in dieser Erweiterung nicht eine äußerliche Aufbauschung des ursprünglichen Kernes, welcher übrigens im Wesentlichen unversehrt geblieben ist, sondern ein natürliches inneres Wacksthum des Buches erkenne." Und in der That, dieses innere Wachsthuin ist fast auf jeder Seite zu erkennen^ Eingehender gestaltet sich die Schilderung der verschiedenen Zeitverhältnisse, welche auf Form und Inhalt der künstlerischen Gedanken Einfluß übten, und der den Entwicklungsgang der Künste bestimmenden Meister, ohne daß kleinliche und peinliche Rücksicht auf Vollständigkeit die Uebersicht verwirrte. Springers Meisterschaft als Historiker bewährt sich bei dieser neuen, auch in der Grupvirung des Stoffes nicht unwesentlich verbesserten Fassung auf's Glänzendste. Deshalb wird das überaus wohlfeile Buch auch ohne die zugehörigen Abbildungen benutzt werden können und dankbare Leser finden. R.

Kultugeschichtlicher Cicerone für Italienreisende. Von E. v. Hörschel mann. II. Zeitalter der Hochrenaissance. Berlin, F. Luck Hardt. Die Verfasserin, welche diesen Band der Kaiserin Friedrich gewidmet hat, stellt in klarer und edler Sprache einige Hauvtmomente der italienischen Eultur- und Kunstentwicklung vom 14. bis zum 16. Jahrhundert dar und giebt anleitende Bemerkungen zum Verständnis; bedeutender Kunstwerke der Hochrenaissance in Florenz, Rom und Venedig. r.

Zur deutscheu Sprache und Literatur

Vorträge und Aufsätze von Karl Biltz.

Potsdam, Aug. Stein. Diese Sammlung enthält manchen auf Grund tüchtiger Studien gewonnenen hübschen und anregenden Gedanken in klarer Darstellung. Nicht übel ist namentlich der sechste Aufsatz: „eine Modifikation in der gewöhnlichen Eintheilung der deutschen Literaturgeschichte". Doch hätte der Verfasser hier gut gethan, sich mit Scherer's Literaturgeschichte auseinanderzusetzen, die er nicht nennt, obwohl seine allzu schematisch gefaßte Periodisirung mit der Scherer'schen Manches gemein hat. Auch sonst wäre bei der Redaction der zum Theil schon vor langen Jahrenverfaßten Aufsätze an manchen Stellen Berücksichtigung der neueren Lite

ratur und genauere Angabe der benutzten Quellen, an anderen kürzende Ueberarbeitun g wünschenswerth gewesen. 0.

GoetheS Lyrik, ausgewählt und erklärt für die oberen Klassen höherer Schulen. Von Franz Kern. Berlin, Nicolai. Ein neues Buch von Franz Kern ist für den Lehrer des Deutschen ein Ereignis?. Das vorliegende, welches 71 für die oberen Klassen geeignete Goethische Gedichte enthält, reiht sich den früheren würdig an. Die Anmerkungen, welche dem Texte folgen, legen nicht, wie es in neuerer Zeit oft beliebt wird, auf die Entstehung, sondern auf den geistigen Gehalt des Kunstwerks das Hauptgewicht. Dabei ist jedes Uebermaß glücklich vermieden, so daß man im Genuß der Dichtung nicht gestört wird. Das Buch ist allen Goethefrunden zu empfehlen. rj.

Das Wesc« der Poesie. Von

L.Kehler. Leipzig, I. Baedeker. Das Buch enthält viel Gelehrsamkeit, ist aber sehr schwer zu lesen. Die wenigen Dichterstellen, die angeführt sind, geben über das Wesen der Poesie besseren Aufschluß als die philosophischen Untersuchungen des Verfassers. rj.

Auch ein Franzose. Historische Erzählung auS Lübecks Vergangenheit von A. Evers. Breslau-Leipzig. S. Schottlaendr. Das ansprechende Buch ist nicht aus der freien Erfindung des Verfassers hervorgegangen, sondern — wie er selbst in der Vorrede berichtet — alten Familienpapieren wahrheitsgetreu nacherzählt und durch schriftliche Aufzeichnungen hervorragender Persönlichkeiten jener Zeit ergänzt worden. Es bietet eine Fülle von Anregung. Im Mittelpunkt der Erzählung steht der französische Emigrant Charles von Villers, der, von der Revolution aus Frankreich vertrieben, nach der freien Reichsstadt Lübeck verschlagen wird und dort im Hause des Senators Rodde eine wahrhaft fürstliche Gastfreundschaft findet. Gefesselt von der Schönheit und Gelehrsamkeit der Hausfrau, die, eine Tochter des Göttinger Professors August Ludwig Schlözer, in ihrem 17. Jahre das Examen als Doctor der Philosophie glänzend bestanden hat, nimmt er die ihm gebotene Gastfreundschaft nur deshalb an, um die hohe Lebensaufgabe, die er sich gestellt hat, sorglos und ungestört erfüllen zu können. Er beabsichtigt nämlich, durch seine Schriften deutsches Wesen und Geistesleben in Frankreich bekannt zu machen und so die beiden so hoch begabten Nationen durch gegenseitiges Verständniz zur Liebe zu führen; eine Aufgabe, die damals ebenso wenig gelöst wnrde, wie sie leider heut, nach hundert Jahren, noch ungelöst ist.

Charles von Villers stand in persönlichem und schriftlichem Verkehr mit allen Geistesheroen der damaligen Glanzcpoche unserer Literatur, Wir finden daher einen an ihn gerichteten Originalbrief Goethes vom 2. November 1806 in dem Buche abgedruckt. Ebenso enthält daS Buch z. B. Auszüge aus einem Originalbrief Schillers an den Syndicus Georg Curtius Water der beiden Professoren Georg und Ernst Curtius). Da das Everssche Werk also nicht nur durch die kunstvoll componirte Erzählung, sondern auch als ein aus authentischen Quellen dargestelltes Zeitbild höchst interessant ist, so wird die Lectüre desselben gebildeten Lesern volle Befriedigung gewähren. in?.

«US guter Gesellschaft. Bukarester Roman von Hermann Gosseck Hamburg, Verlags-Anstalt. Erfreulich ist der Einblick nicht, den uns Gosseck in Carmen Sylva's Königreich gewährt; namentlich diejenigen Kreise, welche ihrem Hofe am nächsten stehen, werden in Farben geschildert, von denen wir gern annehmen möchten, daß der Verfasser sie zu stark aufgetragen habe.

Paris ist mustergiltig für die Bukarcster Gesellschaft; alle Modethorheiten der französischen Hauptstadt werden in Bukarest treulichst copirt, und die Sittenverderbnis; derselben wird von dieser östlichen Kapitale noch bedeutend überboten. Aber an Stelle der französischen Intelligenz und Regsamkeit tritt wieder der orientalische Volkscharakter, mit seiner Trägheit, Unwissenheit und Verschlagenheit indenVordco grund. — Neben diesen ziemlich unerquicklichen Schilderungen der vornehmen Gesellschaft wirken die lebendigen Darstellungen des Volkslebens weit ansprechender. Der Bukarester Jahrmarkt, „Mosch" genannt, mit seinem Durcheinander von Trachten, Volkstypen und Erzeugnissen orientalischen Kunstfleiszes bietet dem Autor Stoff zu einem ebenso färben- als figurenreichen Bilde, welches geschickt in die Handlungen geflochten ist. Dieselbe Anerkennung können wir ihm über seine» Ausflug aus das Gebiet der Politik nicht zu Theil werden lassen; die politischen Reflexionen werden

> ziemlich unvermittelt in dm Gang der Erzählung eingeführt und erscheinen uns in diesem Umfang nicht recht am Platze, ganz abgesehen von unserem Urtheil über die politischen Ausführungen selbst. — Immerhin verdient das Buch, welches ein Culturbild aus eineruns noch ziemlich fremden Welt bietet, der Beachtnng des Publikums empfohlen zu werden. m?. SchorerS Jugendfreund. Herausg

von K. Dorcnwcll. I, Jahrgang

Berlin, I. H. Schorer. Em in Druck und Illustration schön ausgestatteter Band guter Jugendlectüre, mit durchaus neuen, aus den alten ausgefahrenen Geleisen selbständig heraustretenden Beiträgen. v. Träumereien eine» Jungesellen

oder ei« Buch des Herzens von I.

K.Marvel. Aus dem Englischen vonCH.

Mit 4 Lichtdruckbildern und zahlreichen

Textillustrationen von F. Jüttner.

Berlin, A. Hofmann >d Co.

Gute deutsche Bearbeitung der tief ergreifenden Skizzen und Betrachtungen des berühmten amerikanischen Schriftstellers. Die Ausstattung ist vorzüglich. ros. Märchen aus dem Leben. Von G.

Richter. Mit 2« Textillustrationen

und « Lichtdruckbildern. Stuttgart,

Max Waag. Für Kinder sind diese „Märchen" nicht , verständlich; aber reifere, namentlich weibliche Gemüther werden den feinen, in Märchenform gekleideten Darstellungen aus Natur- und Menschenleben willigeC'Mpfähglichkeit entgegenbringen, me. Leibeigen. Novellen von G- von

Beaulieu. Dresden und Leipzig,

E. Pierson. Zwei Novellen, sehr verschieden in Entwurf und Ausführung — die erste greift bis in die Zeit des dänischen Krieges von 1864 zurück und findet ihren Abschluß zwanzig Jahre später auf dem Thurme von i'utrs g»ms <ls ?onriöres in Lyon; die zweite erzählt die Erlebnisse eines Deutschen in Italien —, aber dadurch verbunden, daß beide zeige», wie treu ein deutsches Herz, hoffend oder entsagend, cm einem anderen hängt, dem es sich einmal „leibeigen" gegeben hat. rne. Der Umzug «nd andere Rovellrn.

Von Hans Arnold. Stuttgart. A.

Bonz K Comp. Die geschätzte Verfasserin, welche sich unter obigeni Pseudonym verbirgt, sollte sich über die Grenzen ihres Talents keiner Täuschung hingeben. So lange sie mit harmlosem Humor über harmlose Dinge plaudert, wollen wir ihr gern zuhören, aber an schwierige seelische Conflictc, wie in der Novelle «Tannhäuser/ sollte sie sich nicht wagen. Ein großer Anlauf verlaust im Sande und wirkt unbefriedigend. — Am Besten finden wir die Erzählung „der Umzug"; der Humor in „Amicitia" ist gar zu naiv. ro,?.

Gedichte von Frida Schanz. Leipzig I. F. Weber. Den Leserinnen der Familienblätter ist Frida Schanz längst eine vertraute Freundin, welche für die verschiedensten Stimmungen des Gcmüthslebens den ihnen zusagendsten poetischen Ausdruck findet. Ihnen wird dieser Band Gedichte in elegantester äußerer Ausstattung gewiß ein willkommenes Geschenk sein. Frida Schanz begnügt aber sich wohl mit diesem wohlwollenden Freundeskreise und beanspruchtnicht denselben zu erweitern? sie könnte außerhalb desselben einer weit kühleren kritischen Beurtheilung begegnen, m?.

Poliknuschka, Eine Erzählung von Graf Leo Tolstoj. Aus dem Russischen übersetzt von Ida Brendel. Neubrandenburg, D. Brünslow.

Vor Kurzem entrollte Tolstoj in feinem schreckelwollen Drama „Die Macht der Finsternis;" ein entsetzliches Bild von dem, von der Nacht der Unwissenheit umschatteten russischen Landvolke; in wesentlich anderem Lichte erscheint dasselbe in „Polikuschka." Während uns jenesD rama zeigt, wie das aus der Unwissenheit des Volkes emporkeimende Laster zu einer alle menschlichen Verhältnisse umstürzenden Macht emvorwächst, lehrt uns diese Erzählung, daß auch in dem armen, elenden Volke, in dessen Dasein kein Strahl frei machender Bildung fällt, doch das Gemüth noch nicht erstorben ist.

Meisterhaft ist die Darstellung der Lebensverhältnisse dieser armen Leute, meisterhaft die Zeichnung der Charaktere. Dies gilt vor Allem von dem Titelhelden, dessen seelischer EntWicklung wir mit größter Theilnahme folgen. Wir lächeln über seine gutmüthige Beschränktheit, seine

kindliche Harmlosigkeit, seine allen Ver> lockungen so leicht nachgebende Schwäche; mit heiterer Rührung verfolgen wir das Erwachen seines Stolzes über das von der Herrin ihm erwiesene Vertrauen, das ihn gleichsam über sich selbst emporhebt und gegen alle Versuchungen feit. — Als einen Mangel haben wir nur enipfunden, daß uns der Dichter keinen genügenden Einblick in das Seelenleben Polikuschkas gestattet, als ihn die Verzweiflung über den Verlust des von ihm abzuliefernden Geldes zum Selbstmorde treibt. Die stumme Geberdensvräche und die ohne Commentar erzählten Ereignisse genügen nicht. Hier mußte der Dichter aus der Rolle des objectiven Zuschauers herausgehen und den Interpreten für den Leser abgeben. — Die Uebersetzung können wir, soweit dies ohne Vergleichung mit dem Original angängig ist, nur loben. oiv.

DaS «BC der «üche. Von Hedwig Heyl, geb. Crüsemami. 2. Aufl. Mit 12 Holzschnitten und 2 lithographischen Tafeln. Berlin «>V., Carl Habel (C. G. Lüderitz'fche Verlagsbuchhandlung). Wer sich etwa durch den Titel verführen liene, an ein Werkchen im Umfange unserer ABC-Büchlein zu denken, der würde sehr fehl gehen. Es ist kein Elementarbnnch, sondern ein Werk von 824 Seiten über Alles zur Küche und Wirtschaftsführung Gehörige, geschrieben auf Grund reichster praktischer Erfahrung, aber auch mit werthvollen wissenschaftlichen Beigaben aus dem Gebiete der Küchenchmie und der Culturgeschichte bereichert, die durch lehrreiche Abbildungen anschaulich gemacht werden. Wir wüßten kein nützlicheres Geschenk für Hausfrauen, als dieses Buch, welches der Prinzessin Victoria von Preußen gewidmet ist, und dessen Inhalt durchaus dem Motto der Verlagshandlung entspricht: Sparen ohne zu entbehren, Uns Naturgesetze lehren; Froh genießen, nicht verschwenden; Mit Verstand der Erde Spenden Zu der Menschheit Glück verwalten — Also laßt mit Fleiß uns schalten!

Sowohl dig kleinere Octavausgabe (!) Mk.) als die größere Quartausgabe (12,50 Mk.) sind mit Rücksicht auf Ausstattung und Einband als durchaus preiswürdig zu bezeichnen. ro.

Krück und Verlag von S. öchottlaendtt in Breslau, Unberechtigter Nachdruck ans dem Inhalt dieser Zeitschrift unterlagt. Iiebcrsrgunsrecht vorbrhalrm.

Inhalt.

Paul Lindau in Berlin.

Im Fieber, Novelle, I

Gustav Steinbach in Wien.

viel gelacht worcen.

Kurz nach Beendigung der Freiheitskriege kam es in den Besitz eines alten Geizkragens, der in den festgewölbten, mit starken Eisenstäben an Fenstern und Thören geschützten Kellerräumen seine Schätze ausspeicherte, und der als fast achtzigjähriger Greis am Tage der Märzrevolution vor Angst starb. Er hatte sich in den massiven Keller geflüchtet und dort eingeschlossen. Der alte Diener, der seinen Herrn vergeblich überall gesucht hatte, ließ am 19. März die Kellerthür erbrechen, und dort fand man den Alten ausgestreckt auf dem flachen Deckel einer großen Truhe, in den schon leichenstarren Fingern ein Bund mit großen Schlüsseln fest umklammernd.

Das Haus mit seinem kostbaren Inhalt siel, da der Verstorbene ein Testament nicht hinterlassen hatte, dein einzig lebenden Anverwandten, dein Großneffen, zu, einem leichtlebigen jungen Mann, der von der großen Erbschaft lustigen und nicht gerade allzu unvernünftigen Gebrauch machte. Das mit der Zeit ungemüthlich und unheimlich gewordene Haus fagte ihm nicht zu. Er beauftragte einen Agenten mit dem Verkaufe. Aber es wollte sich zu den Bedingungen, die der nunmehrige Besitzer stellen zu müssen glaubte, weder ein Käufer, noch ein Miether finden. Diese Bedingungen wurden von Jahr zu Jahr herabgesetzt, bis endlich der Eigenthümer seinem Agenten die Vollmacht gab, das Grundstück um jeden Preis loszuschlagen; er wollte nichts mehr damit zu thun haben. Das mar im Jahre 1858.

Zu jener Zeit war ein junger Gelehrter, 'der bisher als außerordentlicher Professor an der Königsberger Universität gewirkt und durch ein Werk über die mechanischen Störungen des Gehirns großes Aufsehen gemacht hatte, als Professor der Psychiatrie nach Berlin berufen worden. Es war ihm zugleich eine leitende Stellung in einer Krankenpflegeanstalt für Nervenleidende und Gemüthskranke zugewiesen worden. Er hatte sich in der Stadtgegend, in der sich seine Hauvtmirksamkeit entwickeln sollte, nach einem geeigneten Quartier umgesehen. Er war mit dem Agenten in Unterhandlungen getreten und hatte unter sehr vortheilhaften Kaufbedingungen die Gebäude mit den dazu gehörigen Grundstücken käuflich erworben. Für Unbehagliches und Unheimliches hatte er nicht den geringsten Sinn. Ein frei und still gelegenes Haus mit geräumigen Zinnnern, das war, was er gesucht und nun gefunden hatte; und Käufer wie Verkäufer waren gleich befriedigt von dem Abschlüsse des Vertrages.

Professor Dr. Alexander Osterode war damals vierzig Jahre alt. Wenige Wochen vor seiner Umsiedlung von Königsberg nach Berlin hatte er sich mit der zwanzig Jahre jüngeren Ada Buchner, der Tochter eines Gumnasialdirectors, verheirathet. Er hatte das sehr schöne Mädchen in einer schweren Nervenkrankheit behandelt und die fast schon hoffnungslos Darniederliegende dem Tode entrissen. Mit freudigem Stolze sah er, wie sich die bleichen und mageren Wangen allmählich wieder rundeten und mit der Frische der Gesundheit färbten. Er empfand für das junge Mädchen große Zuneigung, ja Zärtlichkeit; er glaubte sie zu lieben. Und sie blickte mit zärtlicher Dankbarkeit zu ihrem Retter auf.

Ada war mittellos, Professor Osterode dagegen, der einzige Sohn eines vor wenigen Jahren verstorbenen Großkaufmanns, mehr als vermögend zu nennen; er war reich. Adas Eltern waren glücklich, als der junge Gelehrte, von dem neuerdings in den wissenschaftlichen Kreisen soviel Rühmliches gesagt und dem durch die Berufung nach Berlin eine hohe Ehre widerfahren war, der aus einer angesehenen Familie stammte und sich im Besitze eines bedeutenden Vermögens befand, der überdies allseitig als ein durchaus ehrenhafter, hilfsbereiter und guter Mensch bekannt und geschätzt war, um Adas Hand anhielt. Und alle Freunde des Hauses theilten die Freude der Eltern. Alle Mütter versorgungsfähiger Töchter stimmten darin überein, daß Ada ein ganz unverdientes Glück gehabt habe und eine ausgezeichnete Partie mache.

Adas Leben war bisher im elterlichen Hause im Kreise von fünf Geschwistern im ruhigen Einerlei bürgerlicher Sittsamkeit ohne irgendwelche Störung gemächlich verlaufen. Aus dem engsten Bezirke der eigenen Häuslichkeit und der Häuslichkeit der befreundeten Familien war sie niemals herausgetreten. Sie wußte von der Welt so gut wie nichts, als sie sich init Professor Osterode verlobte. Unter den wenigen Männern, denen sie bisher begegnet war, hatte Osterode unzweifelhaft den tiefsten Eindruck auf sie gemacht. Zu ihren Gefühlen der Dankbarkeit für die rührende Sorgfalt mit der er sie während ihrer schweren Krankheit gepflegt hatte, gesellte sich noch die Empfindung geschmeichelter Eitelkeit darüber, daß der jetzt so viel genannte interessante junge Wissenschaftler gerade sie vor allen Anderen auszeichnete, an dem Verkehr mit ihr offenes Gefallen fand und ihr bei jedem Anlaß durch zarte Aufmerksamkeiten aller Art deutlich zu verstehen gab, wie sehr sie ihn, gefiel. So freundlich und zuvorkommend hatte noch kein Mann mit ihr verkehrt. Und war es da nicht natürlich, daß sie seine Freundlichkeiten erwiderte, daß auch sie sich bemühte, durch die heitere Liebenswürdigkeit ihres Wesens die Stunden, die Osterode in ihrer Gesellschaft verbrachte, zu erfrischenden und erfreulichen zu machen, daß sie dem Manne, der ihr eine so warme Theilnahme schenkte und soviel Güte zeigte, aufrichtig zugethan war?

Die Eltern, die mit wachsamen Augen und stillem Wohlbehagen die innigere Annäherung zwischen ihrer Tochter und dem Professor beobachtet hatten, sprachen zuerst, freilich im Flüsterton, aber doch laut genug, um von Ada gehört zu werden, das entscheidende Wort aus: sie liebe ihn. Die Anverwandten und guten Freunde niederkholten es. Dann kam es zu muthwilligen Anspielungen, zu freundlichen Neckereien, und dann wurde es laut gesagt, und Ada glaubte es.

Und als sie es glaubte, bewarb sich der Professor um ihre Hand.

Sie erröthete, fchlug schweigsam ein, und die Beiden schlossen sich in die Anne. Die Eltern waren selig und segneten das junge Paar.

Es wurden zwar bittere Thränen vergossen, als Ada aus ihrer Vaterstadt, die sie bisher nie verlassen hatte, mit ihrem Manne nach der großen fremden Stadt übersiedelte. Aber die Zurückbleibenden trösteten sich bei dem Gedanken, daß Ada glücklich sei.

Das ungastliche Haus, in dem Ada ihren künftigen Wohnsitz aufschlagen sollte, flößte ihr allerdings von vornherein einen gewissen abergläubischen Schauer ein. Sie wagte es nicht, ihrem Manne zu gestehen, daß sie sich in den großen Räumen, die über die Bedürfnisse des jungen Haushalts weit hinausgingen, und von denen mehrere unbenutzt blieben und nicht einmal nothdürftig mit Möbeln versehen wurden, erschrecklich ungemüthlich fühlte.

Für solche Regungen schien Osterode nicht die geringste Empfänglichkeit zu besitzen. Das Haus mar für seine Zwecke gut gelegen, in den hohen und weiten Zimmern ließen sich seine Bücher und wissenschaftlichen Apparate bequem unterbringen, mehr verlangte er nicht.

Sie aber hörte ihre Schritte hallen, wenn sie über den Korridor ging, und wenn sie am Abend allein in ihrem Zimmer saß, mährend ihr Mann noch im Laboratorium an seinen chemischen Untersuchungen und mikroskopischen Beobachtungen oder in seinem Studirzimmer arbeitete oder durch seinen Beruf außerhalb des Hauses zu verweilen hatte — wenn sie dann an ihre Eltern oder Freundinnen in der Heimat schrieb oder ein Buch las, fuhr sie bei irgend einem zufälligen Geräusch, beim Knacken oder Krachen eines Möbels oder eines brennenden Spans bebend zusammen. Sie erschrak heftig, wenn ihr Blick über die Lampe hinweg flüchtig zur Decke hinaufstreifte. Das muthmillige Spiel der Schatten schien da aus den lustigen Arabesken allerlei spukhafte Ungestalten hervorzuzaubern. Sie fürchtete sich.

Adas Natur war von Haufe aus spröde. Sie schloß sich nicht leicht an. Und Osterode mar von jung auf der Geselligkeit wenig zugethan gewesen.

Der junge Professor fand mit seiner blühenden Frau bei seinen Berufsgenossen zwar die freundlichste Aufnahme. Aber da von diesen Beiden sehr wenig geschah, um engere Beziehungen herzustellen, so blieb es bei den üblichen Besuchen und Gegenbesuchen mit den unvermeidlichen Einladungen zu den größeren Dinern und der unausbleiblichen Erwiderung dieser Einladungen. In den Kreisen der ärztlichen Autoritäten und medicinischen Professoren, in denen Osterode mit seiner jungen Frau in langen Zwischenräumen gesehen wurde, mar allgemein das Gerücht verbreitet, daß Osterode rasend eifersüchtig sei. Nur so glaubte man es sich erklären zu können, daß er seine Frau und sich dem gesellschaftlichen Leben in so auffälliger Weise entzog. Davon wurde indessen nicht viel Aufhebens gemacht. Wer in der Großstadt nichts dazu thut, um bemerkt zu werden, wird sehr bald nicht bemerkt.

In den wissenschaftlichen Kreisen befestigte sich Osterodes Ansehen immer mehr. Von seinen Arbeiten wurde nur mit vollster Hochachtung gesprochen. Seine glänzende Erfolge als praktischer Arzt verschafften seinem Namen einen guten Klang, der weit über die Kreise der Berufsgelehrten hinausdrang. Auf dem Gebiete der Psychiatrie galt er als eine der ersten Autoritäten. Die Welt bekümmerte sich nicht darum, ob er verheirathet mar oder nicht. Adas Name wurde kaum noch genannt.

Wenn aber zufällig einmal von der „schönen Frau Osterode" die Rede mar, so geschah es immer in freundlichster Weise. Die Osterode'sche Ehe gab in der That der Außenwelt nicht die geringste Veranlassung zu irgend welcher unliebsamen Bemerkung. Wenn sich die Beiden in der Gesellschaft zeigten, oder wenn sie zu der alljährlich einmal wiederkehrenden größeren Vereinigung ihre Gäste bei sich empfangen, so war ihr Verhalten zu einander tadellos, ihr Verkehr mit dm Geladenen ein musterhafter. Sie galten eben als stille Leute, die deshalb wenig ausgehen, weil sie in der Häuslichkeit im innigen Zusammenleben die vollste Befriedigung finden.

Die Wahrheit entsprach diesem Bilde, das sich die Fernstehenden hatten machen müssen, freilich in keiner Weise.

Osterode hatte nach verhältnißmäßig sehr kurzer Frist zu seinen? wahren Entsetzen die Wahrnehmung gemacht, daß er einen verhängnißschweren Jrrthum begangen, als er das Schicksal eines arglosen jungen Mädchens an das seinige geknüpft hatte. Seine Ehrlichkeit hatte ihm die Erkenntnis; aufgedrungen, daß er zum Ehemann nicht tauge.

Als einziges Kind reicher, ihn zärtlich liebender Eltern war der aufgeweckte, begabte Knabe schon in frühster Jugend verzogen worden. Er hatte keine Neigungen zum Schlechten, und man glaubte ihm daher auch gefahrlos feinen Willen lassen zu können. In seinen späteren Lebensjahren hatte sich die Gewohnheit, nur das zu thun, was er eben thun wollte, bei ihm immer mehr verstärkt. Er besaß für seine Wissenschaft eine wahre Leidenschaft, und er hatte keinen andern Ehrgeiz, als in seiner Wissenschaft sich hervorzuthun. Bis zu seiner Verheirathung hatte er auch keinen andern Zwang gekannt und anerkannt, als den seines Berufs, und ohne daß er es wußte, mar er ein großartiger Egoist geworden. Er lebte nur seiner Arbeit, die völlig mit ihm verwachsen war. Er lebte nur sich.

Nachdem er seine Eltern verloren hatte, stand er fast allein auf der Welt da. Er hatte nur noch eine Cousine, die Wittwe eines Superintendenten in der Provinz, die mit ihm in seinem elterlichen Hause aufgewachsen mar. Und er glaubte seinen Pflichten gegen die übrige Menschheit dadurch zu genügen, daß er dieser, die er immer sehr lieb gehabt hatte, und die nun auf ihr ziemlich spärliches Wittmengehalt angewiesen war, einen sehr bedeutenden Zuschuß für die Erziehung ihres Sohnes gewährte. Dieser erhielt in der That eine glänzende Ausbildung, und Osterode hatte für alle Fälle schon jetzt in seinem Testamente die Bestimmung getroffen, daß Richard Willern, den er seinen Neffen nannte, ein sorgenfreies Wohlleben zugesichert bleibe.

Dem Gelehrten, der nun bis zum vierzigsten Lebensjahre vorgerückt war, ohne für seine Handlungen eine andere Richtschnur zu kennen, als die seines eigenen Beliebens, der seine Tagesordnung willkürlich umgestaltete, je nach den Anforderungen feiner Arbeit, und der schon von seiner Studentenzeit her die Gewohnheit angenommen hatte, bis tief in die Nacht, oft bis zum grauen Morgen, zu arbeiten und sehr spät aufzustehen, der fast immer allein mar und die Gesellschaft nur dann aufsuchte, wenn er gerade Lust dazu verspürte, mar es ganz sonderbar und befremdlich, nun beständig ein menschliches Wesen um sich zu haben oder in seiner nächsten Nähe zu missen, dem er, wie er sich eingestand, Rechenschaft schuldete über Dinge, die er bisher allein entschieden hatte, — eine junge, lebensfrische, schöne Frau, die berechtigten Anspruch an seine Freuden, an seine Sorgen, an sein ganzes Leben, an ihn selbst erheben durfte. Wenn er auch mährend der Flitterwochen darüber hinweggekommen war, so hatte er doch auch damals schon, freilich ohne es sich selbst gegenüber zugeben zu wollen, ein leises Unbehagen empfunden. Nur zu bald aber fühlte er das beständige innige Zusammenleben mit Ada als einen Zwang, und eine dunkle Verstimmung bemächtigte sich seiner.

Er war nicht ungerecht genug, um sich zu entlasten. Er sagte sich, daß er seiner jungen Frau freiwillig jene Rechte eingeräumt habe, deren natürliche Ausübung ihm jetzt so lästig war. Aber diese Erkenntnis; verhinderte die verstimmenden Thatfachen nicht. Jetzt mußte er sich mitten in der Arbeit unterbrechen, mußte nach der Uhr sehen, mußte sich entschuldigen, mußte, während er sich in seinem Geiste mit ganz anderen Dingen befaßte, die ihn völlig in Anspruch nahmen, auf gleichgültige Fragen gleichgültigen Bescheid geben — kurzum, er sühlte, daß es mit seiner Freiheit dahin war. Und erst jetzt machte er sich klar, daß ihm dieses kostbare Gut, von dem er während der letzten zwanzig Jahre wie ein sinnloser Verschwender in Saus und Braus gezehrt hatte, geradezu ein Lebensbedürfniß war.

Der Wissenschaftler muß ein freier Mann fein, sagte er sich, als er unfrei geworden war. Aber er war bei alledem gut geartet, und er meisterte sich, soviel er irgend konnte. Er ließ es nicht an redlichen Anstrengungen fehlen. Herr seiner egoistischen Auffassung und unwilligen Anwandlungen zu werden. Er gab sich die größte Mühe, herzlich zu erscheinen und freundlich zu sein.

Aber Ada hatte die Wahrheit längst durchschaut. Sie wußte, daß ihr Mann sie nicht liebte; und auch sie mußte sich eingestehen, daß sie über ihre Gefühle für ihn sich getäuscht hatte. Auch sie empfand Reue. Sie war höflich wie er und nachsichtig.

Jni elterlichen Hause war sie in größter Einfachheit erzogen. Von dem, was man Vergnügungen nennt, wußte sie so gut wie nichts, und sie sehnte sich auch nicht danach. Die Kirchhofsruhe ihres Hauses sagte ihren Neigungen sogar zu. Sie hatte das Talent, sich beschäftigen zu können, und langweilte sich nie. In den Briefen an die Ihrigen ließ sie nie ein Wort der Klage fallen; und die Eltern, die immer der Meinung gewesen waren, daß ihre Tochter unverdient großes Glück gehabt habe, ließen sich in ihrem freundlichen Wahn nicht erschüttern. Die herrlichen Geschenke, die für alle Mitglieder der Familie zu Weihnachten und zu den Geburtstagen von Berlin aus ankamen, die Großartigkeit der Gastfreundschaft während der Sommermonate, in denen die Eltern und Geschwister in irgend einem behaglichen Sommeraufenthalt bei ihrer Tochter zu Gast waren, waren nur dazu angethan, sie in dieser Ueberzeugung noch zu bestärken. Und Adas Lippen blieben verschlossen.

Freilich fanden die Angehörigen, daß die junge Frau Professorin nicht so wohl und nicht fo heiter aussähe, wie es sein sollte. Aber dafür fanden sie, die so gern nur an das Gute glauben wollten, bequeme Erklärungen.

Allmählich hatte Osterode die Fesseln, die ihn in der ersten Zeit nach seiner Verheirathung so fest zusammenschnürten, iinner mehr und inehr gelockert. Er brauchte sich schon nicht mehr zu entschuldigen, wenn er bei den Mahlzeiten zu spät oder auch gar nicht erschien. Ada speiste dann allein, und er hörte keinen Vorwurf. Ada ging, wenn nicht ganz besondere Veranlassungen vorlagen, regelmäßig zwischen zehn und elf zu Bett. Osterode, der oft sehr lange arbeitete und bisweilen auch in der Nacht zu irgend einem Patienten gerufen wurde, hatte sich sein eigenes Schlafzimmer eingerichtet, um seine Frau nicht zu stören. Sie wußte jetzt kaum noch, wann ihr Mann sich zur Ruhe begab, und es kam mehrfach vor, daß sie ihn in das Nebenzimmer eintreten hörte, als sie bereits aufgestanden war.

Die starke Enttäuschung, die sich Adas zunächst bemächtigt hatte, war allmählich von ihr gewichen, und mit ihr auch die Traurigkeit und Schmermuth. Alle ihre Empfindungen hatten sich abgestumpft, sie war ganz ruhig geworden. Sie mußte es eben nicht anders. Sie meinte, daß das Leben wirklich so sei, wie sie es lebte, so völlig freudenleer, und sie hatte sich an ihr Leben gewöhnt, wie an eine unheilbare Krankheit, mit der man sich nun einmal abfinden muß.

Sie märe sogar in ihrer trübseligen Art noch ganz zufrieden mit ihrem Dasein gewesen, wenn nicht Eines sie oft in unbarmherzigster Weife gepeinigt hätte. In den langen Stunden ihres Alleinseins wurde sie mitunter ohne irgendwelchen Grund oder aus ganz geringfügiger Veranlassung plötzlich von einer jähen Furcht überfallen. Es packte sie beim Schopf und schnürte ihr die Kehle zu, daß sie wie eine Erdrosselte rüchelte. Der Beruf ihres Mannes flöbte ihr Grauen ein.

Wenige Wochen nach ihrer Einrichtung in Berlin war sie einmal in das zum Laboratorium umgestaltete kleine Gebäude getreten. Ihr Mann, für den die Gegenstände seines Studiums nur reizvoll und interessant waren, hatte ihr mit ungewohnter Freundlichkeit, ohne daß sie darum gebeten hatte, alle möglichen Aufklärungen gegeben. Er hatte ihr in den Vokalen einige besonders bemerkenswerthe Verbildungen menschlicher Gehirne gezeigt. Er hatte sie durch das Mikroskop eine feine Scheibe durchgesägten Rückgrats bewundem lassen, und mit einem gewissen Stolge hatte er auf seine herrliche Sammlung von Jdiotenschädeln hingewiesen. Ada litt, mährend der arglose Gelehrte sich herabließ, vor seiner ungelehrten Frau einige Schätze seiner wissenschaftlichen Sammlungen auszubreiten, wahre Höllenqualen. Aber sie, die so Vieles verschweigen gelernt hatte, sprach auch jetzt kein Wort und hörte mit erheuchelter Theilnahme den Erläuterungen zu. Aber sie athmete wie befreit auf, als sie die Thür des unheimlichen Raumes hinter sich schloß, und der eigenthümliche Geruch blieb ihr wochenlang in der Nase. Sie mied es fernerhin, den Blick nach jenem kleinen Haufe hin zu richten, und sah scheu nach der andern Seite hinüber, wenn sie über den Vorhof gehen mußte.

Auch ihren Mann betrachtete sie seit jener Zeit mit einer gewissen Angst. Sie sah ihm oft unwillkürlich nach den Händen.

Manchmal kam ihr der schreckliche Gedanke, daß ihr Mann, der sich beständig mit Geisteskrankheiten beschäftigte, selbst den Verstand verlieren könne; und dann märe sie mit ihm allein.

Eines Tages inachte Ada ihrem Manne das Geständnis?, daß ihr mitunter in der Einsamkeit recht unbehaglich sei. Sie selbst stellte ihre Angst als eine lächerliche Schwäche hin; aber sie sagte, sie könne sich nun einmal davon nicht frei machen. Sie rede sich bisweilen ein, daß sich irgend ein Verbrecher in das geräumige und so wenig bewohnte Haus einschleichen könnte und sie übersiele. Osterode belächelte ihre Angst und suchte sie zu beruhigen. Ein Druck auf die Klingel, und der Diener, ein handfester Bursch, der sich vor Gott und der Welt nicht fürchte, und der seit zwanzig Jahren in seinen Diensten stehe, sei zur Stelle. Und er fügte hinzu, während er auf eine Schublade seines Schreibtisches deutete, die nicht verschließbar war:

„Und sür alle Fälle liegt da mein Revolver, aus dem ich im Laden des Waffenschmieds am Tage des Ankaufs den ersten und letzten Schuß gethan habe. Seitdem liegt er geladen da und harrt der Verwendung. Du siehst, man hat selten Gelegenheit, sich vor Verbrechern zu schützen. Sei ganz unbesorgt."

Die Anfälle kehrten aber doch immer wieder, und mehr als einmal wurde der Diener Franz, ein großer Ostpreuße, der bei den schweren Reitern gestanden hatte, herbeigerufen und mußte alle Ecken absuchen, um alsdann gehorsamst zu vermelden, daß er nichts gefunden habe.

Seit längerer Zeit ließ Ada das Hausmädchen in ihrer nächsten Nähe schlafen, und auch diese wurde bisweilen nächtlich alarmirt. Es wurde den Leuten jedesmal besonders von ihr eingeschärft, dem Herrn ja nichts von der Störung zu sagen.

5

In dieser freudlosen Gleichmäßigkeit mar nahezu ein Jahrzehnt verlaufen. Ada hatte längst aufgehört, unglücklich zu sein. Sie war wunschlos.

Osterode hatte seinen wissenschaftlichen Ruf immer mehr erweitert. Die Ehe störte ihn nicht mehr. Er mar in seiner Weise sogar glücklich.

Der Verkehr der Ehegatten miteinander blieb ein höflicher und gemessener. Es gab in ganz Berlin wohl kein stilleres Haus als das Osterode'sche.

Eines Abends — es war im Herbst des Jahres 1868 — sagte Osterode zu Ada, während sie zu Nacht speisten: „Richard kommt nach Berlin." Ada blickte fragend zu ihrem Manne auf.

„Meine Neffe Richard," beantwortete Osterode die stumme Frage. „Du kennst ihn doch? Ich habe Dir ja oft genug von ihm gesprochen, und Du mußt ihn auch öfter gesehen haben."

„Ach so," versetzte Ada, „Richard Willern! Jawohl, ich erinnere mich seiner ganz gut. Aber ich habe ihn sehr lange nicht gesehen. Seit unserer Hochzeit, glaube ich, nur einmal. Und das war bald darauf."

„So?" bemerkte Osterode einigermaßen erstaunt. „Woher kommt denn das?" Und die gestellte Frage selbst beantwortend, fügte er hinzu: „Ach ja, der Junge hat mich gewöhnlich in den großen Ferien besucht, während Du mit den Döingen zusammen warst. Ja, dann wirst Du ihn wohl schmerlich wiedererkennen. Damals war er ja wohl noch Gymnasiast. Inzwischen hat er seine Universitätsstudien absolvirt, hat sein erstes juristisches Examen gemacht. Und heute habe ich einen Brief von ihm bekommen, in dem er mir voller Freude mittheilt, daß er als Referendar an das Kammergericht versetzt worden ist. Ich habe den Jungen sehr lieb. Er ist übrigens mein einziger männlicher lebender Verwandter. Ich hatte sogar daran gedacht, ihm eine Wohnung in unserm Hause anzubieten — natürlich unter der Voraussetznnng Deiner Zustimmung. Platz hätten wir ja genug. Aber nach einiger Ueberlegung habe ich mir doch sagen müssen, daß der junge Mensch es wahrscheinlich vorziehen wird, nicht unter irgendwelcher Controle zu stehen, und nicht an irgendwelche Pflichten gegen das Haus feiner Verwandten gefesselt zu sein. Ich denke. Du wirst damit einverstanden sein, wenn ich ihm sage, daß unser Haus sein Haus ist, daß er kommen und gehen mag, wann er will, daß der Tisch für ihn immer gedeckt ist, daß er am Abend mit uns Thee trinken und schmatzen kann, wenn er Lust dazu hat, daß mir's ihm aber auch nicht übelnehmen, wenn er wegbleibt. Er ist eben ein blutjunger Mensch . . und ich bin es nicht mehr."

Der Professor hatte vor den letzten Worten eine kleine Pause gemacht, und Ada hatte ganz richtig errathen, daß er eigentlich hatte sagen wollen: „Und mir sind es nicht mehr."

Sie machte sich bei diesen Worten zum ersten Male klar, daß auch sie nicht mehr zu den ganz jungen Frauen gerechnet werden könne. Sie stand an der Schwelle der Dreißig. Der Neffe ihres Mannes mar fünfundzwanzig Jahre alt, also im Verhältniß zu ihr ein Kind, wie sie meinte. Sie erinnerte sich seiner auch nur noch als eines frischen, aufgeweckten vierzehn- bis fünfzehnjährigen Jungen, der bei der Hochzeitsfeier sehr übermüthig gewesen war und zum großen Jubel der Angehörigen mit ihr, der jungen Frau, getanzt hatte. Sie freute sich darauf, ihn wiederzusehen, und mar natürlich mit dem Vorschlage ihres Mannes vollkommen einverstanden.

Aber sie blieb doch während des ganzen Abends nachdenklich. Es ging ihr nicht aus dem Sinn, daß sie nicht mehr jung sein sollte. So wenig Freude ihr auch von ihrer Jugend geboten worden war, 'jetzt, da sie sich mit dem Gedanken befreunden sollte, von ihr zu scheiden, erschien sie ihr kostbarer, als sie je gewähnt hatte.

5 5

Etwa vierzehn Tage später kam Richard zuni ersten Mal in das Haus seiner Anverwandten. Seit der Mittheilung, daß er nach Berlin versetzt morden sei, hatte er nichts wieder von sich hören lassen. Er wollte den Seinigen keine Scherereien machen. Mit der Selbstständigkeit, an die er sich von Jugend auf gewöhnt, hatte er in wenigen Stunden seine persönlichen Angelegenheiten schnell erledigt.

Zu später Abendstunde war er in Berlin angekommen, hatte in einem Gasthaus« übernachtet und mar am andern Vormittag ausgegangen, um sich eine Wohnung zu suchen. In der Markgrafenstraße, unweit des Kammergerichts, hatte er gefunden, was er brauchte. Dorthin hatte er seine Siebensachen bringen lassen, und am Nachmittag war schon Alles in schönster Ordnung: seine Kleider hingen iin Schrank, seine Wäsche lag im Kasten, feine Bücher waren aufgestellt. Die Oelfarbendrucke an den Wänden waren beseitigt und durch einen guten Stich der Sirlinischen Madonna, den er von seinem Vater geerbt hatte, und verschiedene Photographien seiner Angehörigen und' guten Freunde ersetzt. Unter diesen befand sich auch das Bild von Onkel und Tante Osterode, das noch in Königsberg, zur Zeit, als sie Brautleute waren, aufgenommen worden war. Seitdeni hatten sich die Beiden übrigens nicht mehr potogravhiren lassen.

Richard traf es günstig. Als er sich um vier Uhr melden ließ, wollten sich Osterodes gerade zu Tisch setzen. Onkel und Neffe begrüßten sich mit stürmischer Herzlichkeit. Es versteht sich, daß Osterode Richard liebevolle Vorwürfe darüber machte, sich nicht vorher angemeldet haben. Richard war darauf auch vollständig vorbereitet gewesen; das kümmerte ihn nicht.

Aber er gerieth in einige Verlegenheit, als er sich nun zu Ada wandte, die gleichfalls einige Befangenheit zu verspüren schien. Er wußte nicht recht, ob er ihr die Hand oder die Wange küssen solle, ob er sie „Sie" oder „Du", „gnädige Frau" oder sonstwie zu nennen habe. Zur Tante erschien sie ihm jedenfalls zu jung.

„Wir freuen uns fehr," sagte Ada nach einer kurzen Pause, indem sie die Fragen, die Richard in einige Verwirrung gebracht hatten, kurzer Hand entschied, „Sie nun in unserer nächsten Nähe zu haben. Hoffentlich werden Sie sich so wohl bei uns fühlen, daß Sie recht oft zu uns kommen." Und sie reichte ihn: die Hand.

„Sie sind zu gütig, gnädige Frau. Ich danke Ihnen herzlich," versetzte Richard, während er die ihm dargebotene Rechte an seine Lippen führte.

„Was sind denn das für Geschichten?" rief Osterode gemüthlich aus, der diesen Vorgang mit einigem Erstaunen beobachtet hatte, „„Sie< und ‚gnädige Frau'? Nein, so stehen wir doch nicht miteinander! Umarme Deine Tante, Du Schlingel! Und Du, Ada, behandle ihn, so gut er es verdient, oder vielmehr über Verdienst gut! Denn für einen Musterknaben halte ich Dich nicht. Nun also, marsch!"

Zögernd bot Ada ihre Stirn Richard zum Kusse dar.

„Also wenn Du erlaubst," sagte dieser und küßte seine junge Tante. Den verwandtschaftlichen Respectstitel brachte er übrigens nicht über die Lippen, und Ada umging während der ersten Zeit ihres Zusammenseins mit großer Geschicklichkeit jede directe Ansprache an den ihr fremden jungen Mann, den sie auf Wunsch ihres Mannes mit der Vertraulichkeit eines alten Freundes behandeln sollte. Es war ihr störend, obgleich Richard einen guten Eindruck auf sie machte. Und er mar ja auch nicht Schuld daran, daß sie sich ihm gegenüber jetzt in einer gewissen Befangenheit befand.

Richard hatte in seinem ganzen Wesen, in seiner Erscheinung, in seinen Bewegungen, in seiner Stimme etwas Frisches, Freies, Jugendliches, das Osterode wie Ada gleichermaßen gefiel. Er war ein hübscher junger Mann, an dem allerdings die Jugend das Hübscheste mar. Seine Züge waren nicht eben regelmäßig, aber er sah klug und gut aus; seine Stirn mar wohl ausgebildet und hoch, fein graublaues Auge leuchtend und klar; und wenn er lachte, zeigte er seine prachtvollen gesunden Zähne. Er trug fein kastanienbraunes Haar ziemlich kurz geschoren; sein kleiner Schnurrbart war von hellerer Färbung, beinahe blond. Den wohlgepflegten Nägeln und seiner Kleidung, die zwar keineswegs stutzerhaft, aber doch modisch elegant zu nennen war, merkte man es an, daß Richard auf sein Aeußeres Acht gab. Der helle Klang seiner Stimme wirkte in diesen Räumen ganz eigenthümlich.

Ada machte jetzt erst die Bemerkung, daß sie sich mit den Jahren daran gewöhnt hatte, ungewöhnlich leise zu sprechen. Und sie hörte endlich einmal wieder lachen, herzlich lachen, aus voller Kehle, so wie sie einst gelacht hatte, vor langen, langen Jahren.

Auch Osterode mar heiterer und aufgeräumter als je. Bei Tisch herrschte eine ganz gemächliche und behagliche Stimmung, und die sonst für die Hauptmahlzeit angesetzte Frist wurde erheblich überschritten.

Beim Kaffee fragte Osterode seinen Neffen:

„Hast Du heute Abend etwas Besonderes vor?"

„Nichts Besonderes," antwortete Richard. „Auf dein Wege hierher habe ich mir an den Anschlagssäulen die Theaterzettel angesehen. Du kannst Dir ja denken, daß ich ausgehungert bin. Ich habe seit Jahren kein gutes Theater gesehen. In irgend einem kleinen Theater — ich weiß nicht genau wo — wird ein französisches Stück gegeben, von dem in den öffentlichen Blättern viel gesprochen morden ist. Ich hätte eigentlich nicht übel Lust, es mir anzusehen. Von der modernen dramatischen Literatur Frankreichs weiß ich so gut wie nichts. Es wäre sehr nett, wenn Ihr mitkämt."

Ada lächelte. Sie mar in den ersten zwei Jahren ihrer Ehe vielleicht ein halbes Dutzend mal mit ihrem Manne im Schauspielhause

Nord und Süd. XIX. I<. 11

und in der Oper gewesen. Seitdem aber hatte sie kein Theater mehr besucht. Ihren: Manne war es ein Opfer, und das Vergnügen, das sie empfand, wurde durch das Bewußtsein, daß ihr Mann verstimmt war, verdorben. Um so erstaunter war sie, als Osterode antwortete:

„Den Anfang werde ich leider versäumen müssen, denn ich habe bis gegen acht nothmendig zu thun. Aber Du kannst ja Ada begleiten und mein Billet beim Portier niederlegen. Würde es Dir Spaß machen, mitzugehen?" fragte er seine Frau.

„O ja," entgegnete Ada. „Ich habe auch irgendwo gelesen, daß das Stück recht interessant sein soll."

„Also gut," sagte der Professor. Und während er nach der Uhr sah, fügte er hinzu: „Jetzt ist es sechs. Ich habe keine Zeit mehr zu versäumen, wenn ich noch etwas vom Stücke sehen will. Also nimm's mir nicht übel, mein Junge, wenn ich Dich jetzt verlasse. Wir treffen uns in der Loge. Auf Wiedersehen!"

Er drückte seinem Neffen die Hand, berührte flüchtig Adas Scheitel mit seinen Lippen und entfernte sich. Ada mußte sich auch sehr bald zurückziehen, um ihr Hauskleid abzulegen und etwas Toilette zu machen.

Richard blieb in dem großen Salon allein zurück. Er machte sich's auf der Chaiselongue bequem und rauchte.

Er war sehr vergnügt. Er war darauf vorbereitet gewesen, daß er von seinein Onkel mit großer Herzlichkeit empfangen und aufgenommen werden würde. An die junge schöne Tante hatte er nur nebenher gedacht. Das

Bild, das seiner Erinnerung vorschwebte und das durch die alte Photographie lebendig in ihm erhalten worden mar, entsprach der Wirklichkeit freilich recht wenig. Es war eine Fremde, die ihm gegenübergetreten war. Sie erschien ihm größer, schlanker, vornehmer und zurückhaltender, und sie war viel schöner und von einer ganz andern Schönheit, als sie ihm vorgeschwebt hatte. Sie hatte so etwas Schwermüthiges, Poetisches, so etwas von einer Romanheldin. Und während er sich den traurigen Ausdruck ihrer großen dunklen Augen vergegenwärtigte, lächelte er sehr vergnügt.

Ja, sie war wirklich sehr schön, die junge Tante, namentlich im Profil. Die edle Mndung des Kopfes, die durch die einfache Tracht des dunklen, fast schwarzen glänzenden Haars, das sich nur am Stirnansatz ein wenig wellte und im Nacken zu einem schlichten Knoten geschlungen mar, nicht entstellt wurde, gefiel ihm ganz besonders, und die Blässe ihrer Gesichtsfarbe, die in der dunklen Umrahmung um so stärker wirkte, erschien ihm sehr interessant.

Sie war freilich bei Tisch ziemlich still gewesen, aber das war ja ganz natürlich. Soviel hatte er schon herausbekommen, daß Ada ein zurückgezogenes Leben führte und kaum Gelegenheit gehabt hatte, sich mit den oberflächlich verbindlichen Fonnen der Gesellschaft vertrauter zu machen. Es war ihr gewiß kein Leichtes, sich in ihre Situation hineinzufinden. Aber es mar sicherlich nur eine Frage der Zeit, um die richtige Gemächlichkeit zwischen denen, die nun so oft miteinander verkehren sollten, herzustellen. Dafür wollte er schon sorgen. Jedenfalls bereitete ihm die Aussicht, mit einer schönen, jungen, offenbar klugen und gebildeten Frau im Hause seines nächsten Anverwandten, dem er schon soviel Dank schuldig war, in ungezwungenster Geselligkeit verkehren zu dürfen, eine große Freude. Und deshalb lächelte er, während er an Adas traurige Augen dachte und den Rauch vor sich hinblies.

Es war schon dämmerig geworden, als Ada in ihr Schlafzimmer trat. Sie hatte die Lichter auf ihrem Toilettentisch anstecken lassen. Sie beanspruchte zum Ankleiden keine Hülfe und mar allein.

Ohne sich besonders Rechenschaft abzulegen, brachte sie ihr Gesicht in die nächste Nähe des Spiegelglases und beleuchtete sich. Zum ersten Mal bemerkte sie an den Augenwinkeln kleine zarte Falten. Sie betrachtete dieselben lange und nachdenklich und lächelte trübe.

Sie verwandte heute auf ihre Toilette eine mehr als gewöhnliche Sorgfalt. Sie dachte auch an die neue Bekanntschaft. Es erschien ihr scherzhaft, daß sie einen so großen Neffen hatte, und sie machte unwillkürlich sogleich den Versuch, sich in die Rolle einer Respectsverson hineinzuspielen.

„Es scheint ein guter Junge zu sein," sagte sie.

Auf dem Wege nach dem entlegenen Theater unterhielt Richard Ada, die ihm jetzt noch viel schöner erschien, in anregender Weise. Ada thaute allmählich auf, und während der langen Fahrt, die den Beiden aber gar nicht lang wurde, gebrauchte Ada zum ersten Mal die vertrauliche Ansprache, die ihr Mann ihr aufgenöthigt hatte, und duzte Richard. Richard bemerkte es sehr wohl, und es machte ihm Vergnügen.

Das französische Ehebruchs drama wurde recht gut gespielt und fesselte die Beiden, die am Theater die naive Freude der Provinzialen hatten, in hohem Grade.

Nach dem dritten Acte, der mit einem starken Effecte abschloß, war eine größere Pause. Jetzt erst bemerkte Ada:

„Alexander sollte doch eigentlich schon da sein! Wollte er nicht um acht Uhr kommen? Wie spät haben wir es denn?"

„Es ist schon neun vorüber," antwortete Richard nach einem Blick auf seine Uhr. „Es wird doch nichts vorgekommen fein?"

„Bewahre!" antwortete Ada gelassen. „Mein Mann sitzt jedenfalls bei der Arbeit, und dann vergißt er die Zeit und vieles Andere. Er wird wohl noch kommen."

Aber auch der sehr aufregende letzte Act, der die Zuschauer in fieberhafte Spannung versetzte, ging zu Ende, ohne daß sich der Professor hätte blicken lassen. Die Beiden fuhren allein nach dem stillen Hause zurück. Unter dein starken Eindrücke, den das Schauspiel auf sie gemacht hatte, sprachen sie unterwegs nur wenig. Am Thorweg wollte sich Richard verabschieden.

„Du solltest noch eine Tasse Thee bei uns trinken," sagte Ada, „und mir Gesellschaft leisten. Das Stück hat mich sehr aufgeregt, und ich fürchte mich ein wenig, wenn ich jetzt allein bleiben muß. Siehst Du," fügte sie hinzu, auf das kleine Seitengebäude weisend, „noch Licht! Mein Mann arbeitet, wie ich vorausgesetzt hatte. Klopf nur getrost an. Ich will inzwischen ablegen und den Thee bestellen. Ich erwarte Euch oben."

Richard mar von der Aussicht, noch ein Stündchen mit Ada verplaudern zu können, sehr erbaut. An den Onkel dachte er eigentlich erst in zweiter Reihe. Nachdem er Ada über den Borhof bis zum Hause begleitet hatte, trat er an die ihm bezeichnete Thür des langgestreckten niedrigen Gebäudes und klopfte.

Der Ruf: „Herein!" klang ziemlich unwirsch.

In dem saalartigen Räume, der durch mehr als ein halbes Dutzend Gasflammen sehr hell beleuchtet mar — Osterode war ein Freund sehr hell beleuchteter Zimmer —, mar es drückend heiß. Der Professor saß an dem großen Tisch in der Mitte, auf dem neben den verschiedenen wissenschaftlichen Instrumenten Druckschriften aller Art lagen. Auf dem Tische stand noch eine Schiebelampe mit grünein Schirm. Das grüne Licht fiel auf das Antlitz des Professors und gab diesem eine gespensterartige unheimliche Färbung. Seine vollen schwarzen Haare, die an den Schläfen zu ergrauen ansingen, waren zerzaust.

Offenbar unangenehm überrascht, warf er einen nicht sehr einladenden Blick auf die sich öffnende Thür. Aber sobald er seinen Neffen erblickte, nahm seinen Gesicht einen ganz veränderten, freundlich verlegenen Ausdruck an. Er erhob sich schnell, fuhr niit der Rechten über die Stirn und durch das Haar, als ob er das, was ihn bisher beschäftigt hatte, wegwischen wollte, und ging dem Eintretenden einige Schritte entgegen.

„Ah, ah!" sagte er in entschuldigendem Tone. „Ich habe Euch ja ganz vergessen! Wie spät haben mir's denn?" Und nach der großen Wanduhr blickend, setzte er hinzu: „Was! schon halb elf? Das ist doch gar nicht möglich! Da habe ich mich einmal wieder fest gelesen! Und noch dazu recht überflüssiger Weise, denn in dem dicken Buche steht recht wenig Neues. Das thut mir aber leid! Entschuldige mich nur. Ada war wohl ungehalten?"

„Durchaus nicht. Sie scheint Deine Gewohnheiten zu kennen. Sie hat mich sogar beruhigt, als ich wegen Deines Ausbleibens eine Bemerkung machte. Und sie hat die Wahrheit richtig getroffen."

„So so! Ja ja! Das leidige Lesen! Ich hätte mich gewiß besser unterhalten, wenn ich mit Euch gekommen wäre. Wie war's denn?"

„Das wollen wir Dir oben erzählen. Ada hat den Thee für uns hergerichtet. Und hier ist eine Hitze und weht eine Luft! Ich begreife nicht, daß Du es hier aushalten kannst."

„Ja ja, die dummen Gewohnheiten, mein Junge! Du hast Recht! Wir wollen hinaufgehen. Oeffne ein Fenster, wenn es Dir hier zu heiß ist. Ich komme gleich."

Während Richard ein Fenster weit aufriß, trat der Professor an den in der Ecke stehenden Waschtisch, auf dem sich ein mit Wasser gefülltes Becken von ungewöhnlicher Größe befand. Er stellte sich breitbeinig davor, beugte sich und tauchte seinen Kopf drei-, viermal ins Wasser. Nachdem er sich mit einem rauhen englischen Handtuch gehörig abgerieben und die Hände sorgfältig gereinigt hatte, sagte er: „Nun komm, ich bin bereit."

Inzwischen war das Wohnzimmer hell beleuchtet; und als die Beiden eintraten, mar das Brodeln des Theekessels gerade verstummt, und der aus der Tülle aufsteigende und sich ringelnde graue Dampf ließ erkennen, daß das Wasser kochte.

„Ich habe mich schon bei Richard entschuldigt," sagte der Professor, „und Du wirst mir auch verzeihen. Es war gerade ein neues Buch angekommen, das mich interessirte, und ich weiß nicht, wo die Zeit geblieben ist. Du nimmst es mir doch nicht übel?"

„Durchaus nicht. Ich habe mir gleich so etwas gedacht," antwortete Ada, während sie die Spirituslampe löschte. Aber sie verspürte die Rücksichtslosigkeit ihres Mannes in Wahrheit heute doch um eineil Stärkegrad empfindlicher als sonst wohl. Es war ihr nicht angenehm, daß Richard gleich am ersten Tage erfahren sollte, wie es im Hause zuing.

Beim Thee herrschte eine recht gemüthliche Stimmung. Es wurde von dem Stücke gesprochen, dessen Handlung sich Osterode erzählen ließ, und die auch ihn interessirte.

„Wann ist denn das Stück geschrieben?" fragte er.

„Genau weiß ich's nicht," versetzte Richard, „aber es muß wenigstens zwei, drei Jahre alt sein. Ein Freund von mir hat es schon vor über einem Jahre in Paris gesehen und mit mir davon gesprochen."

„Nun, dann hat wieder einmal, wie das öfter vorkommt, die Wirklichkeit der Dichtung nachgeäfft, während doch eigentlich die Dichtung die Wahrheit abschreiben sollte,"

„Nicht eigentlich. Ich glaube vielmehr, daß der Dichter feines Amtes am vollkommensten waltet, wenn er vorahnend die Wahrheit erfindet. Du weißt ja, die Lateiner haben für die Begriffe ‚Dichter‘ und ‚Provhet‘ dasselbe Wort: ,vst<s'."

„Nun also, der frivole Franzose ist in diesem Falle wirklich ein Prophet, ein ,v>ts‘ gewesen. Hast Du denn nichts von dem merkmüroigen Processe gehört, der erst vor wenigen Wochen vor den Geschworenen von Lyon verhandelt worden ist?"

„Ich lese überhaupt wenig Zeitungen, und in der letzten Zeit habe ich mich uin nichts anderes als um meine Prüfungsarbeiten kümmern können."

„Richtig!" siel jetzt Ada ein. „Ich entsinne mich des Processes von Lyon. Du hast ganz Recht! Das Drama der Wirklichkeit, über das da verhandelt worden ist, hat allerdings viele gemeinsame Züge mit dem Schauspiel, das mir heute gesehen haben."

„Was war es denn?" fragte Richard.

„Eine ziemlich gewöhnliche Geschichte, bei der hauptsächlich das Urtheil der Geschworenen Aufsehen gemacht hat," antwortete Osterode. „Im Uebrigen eine Ehebruchsgeschichte, wie sie tausendmal dagewesen ist. Ein älterer Mann heirathet ein sehr viel jüngeres Mädchen, in das er sich sterblich verliebt hat. Er hat sie aus der Hefe des Volks zu sich erhoben. Sie ist die Tochter einer Wäscherin, glaube ich. Er stammt aus einer der vornehmsten gräflichen Familien des Landes und hat bis vor wenigen Jahren eine der hohen Stellungen im Staate eingenommen. Der alte Graf constatirt, daß seine junge Frau, mit der er nun etwa drei oder vier Jahre verheirathet ist, plötzlich eine auffällige Vorliebe für Musik empfindet und keine der Opernvorstellungen versäumt. Gute Freunde geben ihm den Schlüssel des Geheimnisses. In der neuen Operngesellschaft befindet sich ein hübscher Tenorist mit schmachtendem Augenaufschlag und hohem «, in den natürlich alle Damen der großen Stadt vergafft sind. Und die junge Frau Gräsin macht keine Ausnahme, vielmehr scheint der Tenorist zu Gunsten der jungen Gräsin eine besondere Ausnahme zu machen. Der alte Graf wird argwöhnisch, paßt auf und stellt die Wahrheit, die seine Ehre vernichtet, fest. Er zieht einen alten Diener in's Geheimniß, das er im Uebrigen vor der ganzen Welt streng bewahrt. Er läßt die Gräsin überwachen. Und eines Tages erhält er die Mittheilung, daß die Gräsin, die sich unter dem Vormunde, irgend ein Spital zu besuchen, von Hause entfernt hatte, mit dem Tenoristen in einem kleinen entlegenen Gasthause der Vorstadt traulich zusammen ist. Er steckt seinen Revolver zu sich, der Vorsicht halber nimmt er sogar noch außerdem eine Pistole mit, begiebt sich schleunig in das ihm bezeichnete Gasthaus, fordert unter wilden Androhungen den Hauptschlüssel, läßt sich das Zimmer bezeichnen, öffnet es und findet das Pärchen. Er schießt den Tenoristen mit zwei mohlgezielten Schüssen wie einen Hasen über den Haufen. Die entsetzte Frau stürzt davon. Er folgt ihr wie ein Rasender bis auf die Straße und giebt noch drei Schüsse ab, von denen der letzte das Schulterblatt zertrümmert. Die Frau ist mit dem Leben davongekommen. Sie ist aus Frankreich verschwunden. Bei dem Processe hat sie als Zeugin nicht vernommen werden können, da ihr gegenwärtiger Auenthalt unbekannt ist. Der Graf ist wegen Mordes und Mordversuchs vor^die Geschworenen gestellt worden, und die braven Geschworenen von Lyon haben ihn unter deni Jubel der Bevölkerung freigesprochen."

„Sie haben ein schweres Unrecht begangen, die braven Geschworenen von Lyon!" versetzte Richard mit äußerster Energie. Sein juristisches Gewissen empörte sich über dies Urtheil. „Wohin soll es führen," rief er aus, „wenn das Individuum berechtigt sein soll, sich selbst sein Recht zu verschaffen, in eigener Sache das Urtheil zu fällen und zugleich zu vollstrecken? Mag dem Einzelnen in einem besonderen Falle auch durch die gesetzliche Bestrafung wegen empfangener Unbill nicht die ausreichende Genugthuung zu Theil werden! Das ist eben ein Unglück. Aber deshalb steht ihm noch keineswegs die Berechtigung zu, nun auf eigene Faust mehr zu erreichen, als der gesetzliche Schutz ihm gewährt. Das würde uns ja in gerader Linie zum Faustrecht zurückführen. Fast in jedem einzelnen Streitfalle glauben beide Parteien in ihrem guten Recht zu sein, und läßt man sie selbst ihren Streit ausfechten, nun, dann hat eben immer der Stärkere Recht. Es wäre ein großes Unglück, wenn ein solcher Vorgang, wie Du ihn eben geschildert hast, gewissermaßen vorbildlich, ein Präcedenzfall werden sollte, und wenn das Urtheil der Geschworenen es billigte, daß der in feiner Ehre Geschädigte sich berechtigt glaubt, sich selbst Genugthuung zu verschaffen. Das Vertrauen zum Richter ist eine der mächtigsten Grundlagen des sittlichen Staates, und die Geschworenen schlagen sich selber in's Gesicht, wenn sie den nicht strafen, der den Richter umgangen hat. Es ist ja möglich, daß die Verhältnisse hier so liegen, wie Du sie geschildert hast. Aber Du kennst sie doch auch nur aus der einseitigen Darstellung des Angeklagten. , Es märe immerhin der Fall denkbar, daß die Verhältnisse ganz anders liegen, als sie uns hier geschildert werden. Wir missen nur, daß hier ein kaltblütig überlegter und planmäßig durchgeführter Mord vorliegt. Der Graf hat nicht im Zustande besinnungsloser Wuth zur ersten besten Waffe gegriffen, er hat Alles, was er gethan hat, mit kühlster Ueberlegung gethan. Ohne seine Frau zu warnen, ohne sie zu strafen, ohne dem schuldigen Geliebten gegenüberzutreten, hat er sich bewaffnet und die Beiden überfallen. Wer weiß, ob es ihm nicht ganz angenehm gewesen ist, seine Frau auf diese Weise loszuwerden? Auf Grund der thatsächlichen Erhebungen mußten die Geschworenen das Schuldig sprechen, und wenn sie es nicht gethan haben, so haben sie eben gegen ihre Pflicht gehandelt."

„Und ich behaupte, sie haben das einzig Nichtige gethan," erwiderte der Professor. „Und ich würde in demselben Falle geradeso geurtheilt haben. Du sprichst als junger Jurist, und ich freue mich sogar darüber, daß Du so sprichst; aber ich spreche als erfahrener Mann. Ich habe vor dem Gesetze den tiefsten Nespect. Es ist gewiß der vollkommenste Ausdruck des menschlichen Wissens, aber alles menschliche Wissen ist eben Stückwerk.

Und ich kann mir sehr gut denken/daß es Fälle giebt, in denen das Gesetz weder zur Bestrafung des Schuldigen, noch zur Genugthuimg des Geschädigten ausreicht. Ich kann niir denken, daß dann der Einzelne durch seine Entrüstung oder irgend eine andere Wallung dazu getrieben wird, ein Mehr zu erreichen, als das Gesetz ihm gemährt. Ich gebe zu, daß er sich dann schuldig macht und sich nicht darüber wundern darf, wenn ihn nun das Gesetz ereilt. Hätten die Geschworenen den Grafen verurtheilt, so hätte er sich nicht beklagen dürfen. Aber auch für den Fall der Verurtheilung würde ihn der Gedanke getröstet und erhoben haben, daß er nicht ein Verbrecher im gewöhnlichen Sinne des Wortes ist, und daß er sich mit eigener Faust — ich will das Wort, das Du gebraucht hast, wieder gebrauchen — eine höhere und bessere Gerechtigkeit verschafft hat, als die Menschen kraft ihrer allgemeinen Satzungen ihm zu gewähren vermögen. Gerade in einem Falle wie dem vorliegenden ist das Gesetz unzureichend. Die Schande, die eine ehrvergessene Frau über ihren Mann bringt, läßt sich nicht nach Paragraph soundsoviel des Strafgesetzbuches bestrafen. Die Schande! Die Schande! Es ist etwas Fürchterliches, das der Verstand der Glücklichen kaum zu fassen vermag! Der Mann giebt der Frau, die er heirathet, seinen Namen. Das ist von sinnbildlicher Bedeutung. Mit anderen Worten: er giebt ihr. Alles. Der Mann erheirathet Pflichten, die Frau Rechte. Und für Alles, was der Mann der Frau giebt, verlangt er nur Eines — wenn es nicht Liebe sein kann, die ohnehin freudig Alles giebt, nur das Einzige: Treue. Zahlt sie diesen Preis nicht, so ist sie eine Verbrecherin, eine Betrügerin. Weg mit ihr! Und wenn das Gesetz sie nicht beseitigen kann, so ist es schon begreiflich genug, daß der Betrogene, Beschimpfte sie zunächst beseitigt und sich dann erst darum bekümmert, was das Gesetz nun mit ihm anfangen wird. Und wohl uns, daß die Einrichtung der Geschworenen es ermöglicht, in besonderen Fällen die Starrheit der gesetzlichen Bestimmungen zu schmeidigen! Der Graf, sage ich noch einmal, hat Recht gethan, und die Geschworenen haben ihre Pflicht gethan. Und Du, mein junger Herr Nechtsgelehrter, wirst mich in dieser Ueberzeugung nicht erschüttern."

Der Widerstreit der Meinungen wurde noch lange fortgesetzt. Ada betheiligte sich nicht an der Debatte. Und als Richard eine zustimmende Unterstützung zu einem der von ihm aufgestellten Sätze erbat, gab sie eine ausweichende Antwort. Die Auseinandersetzung hatte schließlich, wie es gewöhnlich der Fall zu sein pflegt, dahin geführt, daß am Ende jeder Einzelne von der Richtigkeit seiner Meinung überzeugter war als zu Anfang.

Mitternacht war längst vorüber, als Richard sich verabschiedete mit dem Versprechen, am andern Tage wieder zu Tisch zu kommen.

Ada entkleidete sich heute viel langsamer als gewöhnlich. Sie sah sich in ihrer Schlafstube um, als ob es etwas Neues märe, und schüttelte den Kopf. Einen so anregenden Abend hatte sie, seitdem sie verheirathet war, nicht verbracht. Während des Schauspiels hatte sie ab und zu mit Richard ein Wort gewechselt, und niemals war ihre Theilnahme für eine dramatische Dichtung eine so lebhafte gewesen wie heute. Niemals hatte sie ihren Mann so gesprächig gefunden wie jetzt bei Tisch.

Sie machte sich Vorwürfe.

Offenbar verstand sie es nicht, ihn richtig zu behandeln. Zum ersten Male erschien ihr ihr Gatte als liebenswürdig.

Ihr Gesicht hatte wieder den längst entwöhnten lächelnden freundlichen Ausdruck aus früherer Zeit angenommen. Aber plötzlich wurde sie wiederum sehr ernst. Mit dem Lichte in der Hand trat sie an den Spiegel, beleuchtete grell die Augenwinkel, kniff die Augen ein wenig zusammen und betrachtete lange und aufmerksam die kleinen Falten.

„Ich bin nicht mehr jung," sagte sie sich, und leicht aufseufzend setzte sie zu ihrem Tröste hinzu: „Aber ich bin auch noch nicht alt."

Sie blieb noch lange wach im Bett liegen, nachdem die Kerze längst gelöscht mar, und dachte über Alles das nach, was sie an diesem Tage, der für sie denkwürdig geworden, gesehen und gehört hatte — über das und über noch mancherlei Anderes.

Richard war die Friedrichstraße hinaufgegangen, die um diese Stunde namentlich in der Gegend der Linden, noch ungemein belebt war. Es mar eine wundervolle frische Herbstnacht. Richard hatte noch keine Lust, nach Hause zu gehen. Er trat in eine Bierstube ein. Aber er hielt es da nicht lange aus. Das Local war überfüllt, es war unerträglich heiß und die Luft durch das Gas und den Tabaksqualm gründlich verdorben. Er trank sein Glas Bier schnell aus und trat wieder auf die Straße.

Zufällig oder vielleicht auch absichtlich schlug er denselben Weg ein. den er eben genommen hatte. Er kreuzte die Linden, ging über die Weidendammer Brücke und stand auf einmal wieder vor dem Hause seines Onkels.

Die Lichter im Wohnzimmer waren gelöscht, im Bibliothekzimmer nebenan aber brannten noch alle Flammen. Richard blieb lange vor dem Hause stehen. Er fragte sich nicht, wie er dahin gekommen war und was er um diese Stunde da zu suchen habe. Er spähte aufmerksam hinauf, um irgend eine Bewegung wahrzunehmen, vielleicht um einen Schatten vorüberhuschen zu sehen — nicht den seines Onkels. Aber es rührte und regte sich nichts.

Er merkte, daß er seit einiger Zeit die Aufmerksamkeit des Nacht-Wächters erregt hatte, der ihn in einer größeren Entfernung langsam umkreiste. Da entschloß er sich denn endlich dazu, seine Wohnung aufzusuchen. Er legte den ziemlich weiten Weg mit seiner für den Großstädter ungewohnten Bedächtigkeit zurück.

Der Kopf war ihm sehr voll; aber er würde ohne Zweifel in einige Verlegenheit gerathen sein, wenn er hätte sagen sollen, woran er eigentlich dachte. Es lag ihm schwer in den Gliedern. Die Erregungen der letzten Tage, der Abschied von alten Freunden, die Aufgabe seines bisherigen Wohnsitzes, die Scherereien, die mit der Uebersiedelung verknüpft geivesen waren, die lange Reise selbst und endlich das Ungewohnte und Neue, das der heutige Tag gebracht hatte, — Alles das hatte ihn wohl ein wenig angestrengt. Aber er hatte seltsamer Weise diese Mattigkeit bisher gar nicht empfunden. Sie übersiel ihn, beinahe gewaltsam, erst, als er sich von seinen Anverwandten verabschiedet hatte und allein durch die nächtlichen Straßen wanderte.

Er fühlte sich recht abgespannt, aber er hatte nicht die geringste Lust, zu schlafen. Sehr langsam hatte er sich entkleidet, und seit länger als einer Viertelstunde saß er neben dem unruhig flackernden Lichte auf der Matratze seines Bettes, die beiden Hände auf die Kniee gestemmt, und blickte vor sich hin, brütend, aber gedankenlos.

Plötzlich stand er auf, ging mit der Kerze in's Nebenzimmer und nahm von seinem Schreibtisch eine kleine eingerahmte Photographie, die er dort hingestellt hatte. Es war das Doppelbild seines Onkels und seiner jungen Tante. Er ging in seine kleine Schlafstube zurück und setzte sich nun in die nächste Nähe des Nachttisches, auf dem die Kerze brannte, um das Bild genau zu betrachten. Mit der linken Hand deckte er die Figur des Onkels zu. Er schüttelte den Kops. Ada hatte sich sehr verändert. Sie war kaum wiederzuerkennen. Der harmlos fröhliche Ausdruck des jugendlichen Gesichts war dahin. Sie war viel schöner geworden, sie sah viel bedeutender aus, ihre Augen hatten jetzt so etwas Wundersames. Was war es nur? Sie blickte jetzt so traurig! . . .

Ja, traurig! das war es! Und auch um die Mundwinkel zuckte es wie ein geheimer Schmerz.

Richard brachte das Bild seinem Auge noch näher.

„Damals mar sie glücklich," sagte er sich, und die Ergänzung des Satzes stellte sich von selbst dar: „lind jetzt ist sie es nicht mehr."

Er legte das Bild mit einer schnellen Bewegung bei Seite.

„Weshalb nicht glücklich?"

Die Frage drängte sich ihm unwillkürlich auf. Aber er scheute sich, nach einer Antwort darauf zu suchen.

„Ach was! dummes Zeug!" rief er nach einer langen Pause halblaut aus, und er wunderte sich über den Klang seiner Stimme. Er legte sich nun schnell nieder, blies das Licht aus und schloß die Augen.

5

Als Richard am andern Morgen ermachte, blickte er erstaunt um sich. Sein Schlaf mar fest und schwer gewesen, aber nicht erquickend. Er fühlte sich müder, als vor der Ruhe. Er mußte auch, daß er geträumt hatte, und zwar häßliche Sachen; aber er konnte sich nicht mehr besinnen, was es gewesen war; er mußte nur, daß Ada und sein Onkel eine Rolle gespielt hatten.

Langsamer und verdrießlicher als gewöhnlich erhob er sich. Während er sich ankleidete, überlegte er, was er im Laufe des Tages zu erledigen hatte. Er hatte einige Antrittsbesuche zu machen und Karten abzugeben. Das konnte nicht viel Zeit in Anspruch nehmen. Um eins, so berechnete er sich, werde er wohl mit Ada und seinem Onkel frühstücken können. . .

Aber nein! er hatte sich ja für dieselbe Stunde mit Dr. Johannes Schlemm verabredet!

Gestern war es ihm, als er den Brief an seinen alten Jugendbekannten schrieb, angenehm gewesen, in dem großen Berlin einen etwa gleichaltrigen und auf der gleichen Bildungsstufe stehenden Kameraden zu wissen, mit dem er sich über alles Mögliche ausschmatzen konnte. Heute war es ihm lästig, daß er sich gebunden hatte und nun erst zu einer späteren Stunde seine Anverwandten aufsuchen konnte. Es war ihm mehr als lästig, es war ihm geradezu widerwärtig, in seiner heutigen Stimmung mit dem jungen Arzte zusammenzukommen. Er hatte die bestimmte Empfindung, daß er wieder Unerwünschtes hören und Unbehagliches fühlen werde.

Zwischen Richard Willem und Dr. Johannes Schlemm bestand ein eigenthümliches Verhältniß. Im Grunde seines Herzens konnte Richard den jungen Arzt eigentlich nicht ausstehen, aber er fühlte sich unwillkürlich immer wieder zu ihm hingezogen. Er ärgerte sich über die Ueberlegenheit, die sich Johannes ihm gegenüber angemaßt batte, und die dieser auch tatsächlich besaß. Aber er ertrug dennoch diesen Zwang mit einer gewissen Freudigkeit.

Johannes war eine unerfreuliche, gallige Natur. Er hatte für das Unschöne an den Menschen und Dingen ein scharfes Auge. Das Liebe und Gute daran schien ihm gleichgültig zu fein. Richard ärgerte sich beständig über die Lieblosigkeit und Härte der Auffassung und des Urtheils seines Bekannten. Aber wenn er ihn einige Tage nicht gesehen hatte, so fehlte ihm etwas, und er suchte ihn wieder auf. Es verdroß ihn, daß Johannes „an nichts keinen Antheil nahm". Aber die Klugheit, der Fleiß und die Tüchtigkeit des Menschen imponirten ihm. Die Beiden hatten die höheren Klassen des Gymnasiums zusammen durchgemacht, obwohl Johannes vier Jahre älter war als Richard, und sie waren auch während ihrer Universitätszeit miteinander zusammengetroffen. Richard war während der Jugendjahre der einzige Mensch gewesen, dem Johannes später nähergetreten war.

Zwischen den Beiden hatte sich, als sie auseinandergekommen waren, ein ziemlich reger Briefwechsel entsponnen. Johannes schrieb gern und gut, und durch den schriftlichen Gedankenaustausch waren die.Beiden eigentlich intimer miteinander geworden, als sie es während ihres Beisammenseins je gewesen waren.

Richard hatte sich also gestern noch aufrichtig gefreut, dem alten Genossen, von dem er glaubte, daß dessen Zunge viel boshafter sei als das Herz, in Berlin wiederzubegegnen. Und er freute sich wohl auch jetzt noch. Aber mußte es denn gerade heute sein! Die Verabredung war indessen getroffen, und da half nun einmal nichts.

Pünktlich um ein Uhr betrat Richard die kleine Weinstube in der Französischen Straße, und er erkannte auf den ersten Blick an einem Tischchen in der Nähe des Büffets den großen runden Schädel des Doctors, dessen Gesicht durch eine Zeitung verdeckt war. Johannes, der aus einer Kossäthenfamilie im Magdeburgischen stammte, hatte in seiner ganzen Erscheinung etwas schwerfällig Bäuerisches; er war mittelgroß, stämmig gebaut, breitschultrig und kurzhalsig, sein Kopf war fast kugelrund, und diese Form trat um so deutlicher hervor, als er das Haupthaar, das sich schon vorzeitig an der Stirn und in der Scheitelgegend lichtete, ganz kurz geschoren trug. Es sah beinahe so aus, als ob er mauserte. Seine Züge waren derb, seine Backenknochen stark, die kleinen Augen wirkten hinter den scharf geschliffenen Brillengläsern noch kleiner als sie waren, aber sie blickten grundgescheidt in die Welt hinein. Ein röthlich brauner, nicht eben starker Bollbart umrahmte das Gesicht. Seine Kleider saßen schlecht, aber sie waren von tadelloser Sauberkeit.

Die Beiden begrüßten sich freundlich. Die Unterhaltung kam sogleich in lebhaften Fluß. Sie hatten sich mancherlei von gemeinsamen Bekannten und von sich selbst zu erzählen. Johannes beklagte sich in bitteren Worten über die Schmierigkeiten, die ein junger Mediciner in einer großen Stadt zu überwinden habe, um überhaupt festen Fuß zu fassen.

„Ich merke schon, ich habe meinen Beruf gründlich verfehlt. Wenn man es hier zu etwas bringen will, muß man Eigenschaften besitzen, die ich entweder nicht erwerben kann oder nicht erwerben mag. Mir fehlt der wichtigste Empfehlungsbrief: das sogenannte vortheilhafte Aeußere. Ich werde, wenn Alles gut geht, meine Patienten ganz unten oder ganz oben zu suchen haben, im Keller oder im vierten Stock. Und dann bin ich auch nicht der Mann, der Visiten macht, Einladungen empfängt und annimmt und den Abend mit hübschen Töchtern herumtanzt, von deren Eltern er wünscht, daß sie bald zu seinen Patienten gehören möchten. Zum liebenswürdigen Schmerenöther fehlt mir nicht weniger als Alles. Und doch weiß ich, daß ich niehr kann, als ein Dutzend der jungen Lassen und Affen, die mir über die Schultern gestiegen sind. Aber so ist's nun einmal, und so wird's auch bleiben. Ich habe daher ernsthaft daran gedacht, aus der Praxis in die Theorie überzugehen. Und dabei könntest Du inir vielleicht helfen. Ohne Protection geht's ja nicht."

„Ich Dir helfen?" fragte Richard erstaunt.

„Ja, Du. Dein Onkel Osterode sieht sich schon seit längerer Zeit nach einem neuen Assistenten um — nicht für die Klinik, auch nicht für seine Privatvraris, sondern für seine wissenschaftliche Arbeit, an der er schon seit Jahren herumdoctert. Zum Ausmessen des kubischen Gehalts der Schädel, zum Durchsägen der Rückgrats, zum Mikroskopiren und dergleichen Hantirungen braucht man doch hoffentlich kein Adonis zu sein. Ich habe zwar erfahren, daß sich alle möglichen Candidaten um diese Stelle bewerben. Aber wenn Du ein kräftig Wörtlein für mich einlegtest, so könnte es am Ende doch von Nutzen sein. Auf den Versuch könnten wir es jedenfalls ankommen lassen."

„Aber mit Vergnügen! Kennt Dich mein Onkel persönlich?"

„Ich glaube kaum. Und ich möchte Dich bitten, ihin gleich von vornherein zu sagen, wie ich ungefähr aussehe. Es wird ihin vielleicht ganz angenehm sein, daß sein Amanuensis für Weiber wenig Verführerisches hat. Denn er soll ja rasend eifersüchtig sein. Dein Herr Ohei»?."

„Lächerlich!"

„Man sagt es allgemein. Und Du, mein Sohn, nimm auch Du Dich in Acht! Sieh nicht zu tief in die dunklen Augen Deiner jungen Tante! Ich habe sie zwar noch nie gesehen, aber sie gilt allgemein als eine schöne, interessante Frau."

„Wie kannst Du nur so tolles Zeug zusammenschwatzen!" antwortete Richard ärgerlich. Die Aeuß^{er}ung Schlemms hatte ihn auf das Peinlichste berührt.

„Tolles Zeug? Wieso? Es ist das ganz Normale, ich möchte sag en das Unausbleibliche. Eine junge schöne Frau wird von ein^{ein} viel älteren Manne ängstlich von aller Welt abgesperrt und lebt in dem großen Berlin wie in einem verzauberten Schlosse, verschlummert die Jahre wie Dornröschen, aber mit machen Sinnen. Da wird unvorsichtiger Weise eines Tages die Thür aufgesperrt, der bewußte Ritter tritt herein — Junge, wenn ich Dich so ansehe: Du hast ganz die Eigenschaften des erlösenden Ritters! — er küßt die Schlummernde auf den Mund, der Zauber ist gelöst, und der Skandal geht los. Kommt Dir das so ungewöhnlich vor?"

„Du bist nicht recht bei Sinnen und, nebenbei bemerkt, nicht sehr geschmackvoll! Ich muß mich wahrhaftig an Deine Art und Weise zu sprechen, erst wieder gewöhnen. Thu' mir den Gefallen und brich ab."

„Aber was ereiferst Du Dich denn so? Das sieht ja wahrhaftig beinahe so aus, als ob Du schon Feuer gefangen hättest!"

„Ich bitte Dich, laß mich. Du erzürnst mich ernstlich. Du scheinst zu vergessen, daß Du von der Frau meines nächstⁿen Verwandten, meines treuesten Freundes und edelsten WohltMers sprichst."

„Daran habe ich im Gegentheil außerordentlich viel gedacht. Und darin liegt meiner Meinung nach die größte Gefahr für Dich. Wir mangelhaften Menschen sind nun einmal so organisirt! Leute, denen wir wirklich zu Dank verpflichtet sind, sind uns unangenehm. Wir sagen's freilich nicht, aber es ist so. Und der Umstand, daß Du Deinem Onkel dankbar sein mußt. Deiner jungen Tante aber nicht, entsernt Dich ihm und bringt Dich ihr näher. Wir werden's ja sehen!"

Richard furchte die Brauen und klopfte nervös mit den vier Fingern seiner rechten Hand auf die Tischplatte.

„Die Sache macht Dir keinen Spaß? Schön, sprechen mir nicht weiter davon! Ich bin wieder einmal sehr unklug gewesen, die Wahrheit gesagt zu haben. Meine Aufrichtigkeit wird den Wärmegrad Deiner Empfehlung nicht verstärken."

„Ich werde Dir das Gegentheil beweisen," entgegnete Richard mürrisch. „Ich werde noch heute meinen Onkel aufsuchen und Dir noch heute Bescheid geben."

„Schön, mein Junge. Siehst Du, so schaffe ich Dir einen ganz vernünftigen Vorwand, un? die Deinigen sogleich wieder aufzusuchen. Eine Hand wäscht die andere. Ah! ich habe ja längst bemerkt, daß Du unruhig bist und darauf brennst. Deinem Freunde Schlemm Deine Freundschaft dadurch zu beweisen, daß Du Dich schleunig von ihm wendest. Also, wenn Du aufbrechen willst, genire Dich nicht! Ich trinke meinen Schoppen schon allein ans."

„Ich brauche keinen Vorwaud, um meinen Onkel aufzusuchen. Aber ich habe ihm allerdings versprochen, ihn vor seiner Sprechstunde zu besuchen. Und dann darf ich keine Zeit mehr verlieren."

„Also geh mit Gott!"

Richard mar innerlich sehr ungehalten darüber, daß Johannes das Richtige getroffen hatte. Er sehnte sich wirklich längst danach, die Sitzung aufzuheben. Er glaubte sich meisterlich beherrscht zu haben, aber der unleidliche Mensch hatte ihn wieder einmal durchschaut — auch jetzt noch, gerade wie früher.

Was fesselte ihn nur an diesen Menschen, der ihn, nie Freude bereitete? Weshalb empfand er eine gemisse Genugthuung darüber, gerade diesem, auf dessen Dankbarkeit er niemals rechnen durfte, nützlich zu sein?

„Also ich schreibe Dir heute noch," sagte er, indem er Johannes die Hand reichte.

„Gut. Aber vergiß im Geplauder nicht, daß Du Deinen Onkel aufsuchst — den Onkel! und eigentlich blos meinetwegen!"

Richard hatte sich schon gewandt und antwortete nicht mehr.

Auf dem Wege gingen ihm die Worte Schlemms beständig durch den Kopf. Er hatte an das Dornröschen seit seinen Kinderjahren nicht mehr gedacht.

Johannes hatte mit seinen Gehässigkeiten oft Recht gehabt, aber diesmal sollte er Unrecht behalten, der boshafte Mensch! Richard mar wüthend auf ihn.

In dieser Stimmung wollte er mit dem Onkel noch nicht sprechen. Er ging am Laboratorium vorüber und trat in das Wohnhaus ein.

* * *

Ada hatte gelesen. Sie legte das Buch bei Seite, erhob sich und streckte dem Eintretenden freundlich lächelnd die Hand entgegen. Es machte auf Richard den Eindruck, als ob sie auf ihn gewartet hätte, und es berührte ihn ganz wunderbar, als er auf ihrer Brust eine Rosenknospe erblickte.

Er dachte dabei an Dornröschen.

Ada schmückte sich gewöhnlich nicht mit Blumen, und sie schlug nun, als sie bemerkte, wie sich Richards Blick auf die Knospe richtete, in einiger Befangenheit die Augen nieder.

„Darf man fragen," nahm sie das Wort, während sie sich wieder setzte und Richard zum Sitzen einlud, „was Du mit dem heutigen Tage angefangen hast?"

„Langweilige Pflichtbesuche!" antwortete Richard. „Und dann hatte ich eine Verabredung mit einem alten Freunde, oder vielmehr mit einem alten Bekannten — mein Freund ist er nicht. Und er hat es, wie gewöhnlich fertig gebracht, mich gründlich zu verstimmen."

„Wieso?"

„Es ist schon wieder verflogen," entgegnete Richard, ohne die Frage zu beantworten. Und er fügte hinzu: „Wo steckt denn der Onkel?"

„Das kann ich Dir nicht sagen. Um diese Zeit ist er nie zu Hause."

„Wann trifft man ihn denn am sichersten?"

„Auch darauf kann ich Dir keinen Bescheid geben," erwiderte Ada, etwas verlegen lächelnd. „Alexander ist durch seinen Beruf sehr in Anspruch genommen."

„Das kann ich mir schon denken. Aber was machst Du denn in der Zeit?"

„Was ich mache?" wiederholte Ada verwundert. „Nun, ich bleibe eben hier. Ich thue dies und das in der Wirtschaft. Ich lese, ich schreibe. Ich thue, was man eben thut."

„Und dazu kommt noch der gesellschaftliche Verkehr, der Euch geiviß viel Zeit wegnimmt?"

„Ach nein," versetzte Ada. „Wir gehen fast nie aus. Und in der großen Stadt hat man so wenig Gelegenheit, nähere Bekanntschaften anzuknüpfen."

„Aber das muß mit den Jahren doch ein bischen . . . ein bischen einförmig werden. Verzeih, wenn ich so offen spreche. Aber da ich nun doch eine Weile hier bleibe und Dich hoffentlich recht oft sehen werde, ist es wohl keine Jndiscretion, wenn ich Dich um Dinge frage, die ich ja ohnedies erfahren muß. Da frage ich einfach, es orientirt mich schneller. Tu nimmst es mir doch nicht übel?" „Aber durchaus nicht," erwiderte Ada.

Sie beinühte sich, höflich zu lächeln, aber es gelang ihr schlecht. Im Ausdruck ihres Gesichts und im Tone ihrer Stimme lag etwas Ernstes. Sie hatte sich während der arglosen Frage Richards keineswegs behaglich gefühlt. Sie vergegenwärtigte sich auf einmal das, was die Gewohnheit ihren Gedanken seit Langein entfremdet hatte. Sie machte sich wiederum klar, daß ihr Mann rücksichtslos gegen sie verfuhr, daß er sich eigentlich nur voin Egoismus seines Berufs und seiner Arbeiten bestimmen ließ. Während sie sich gestern Vorwürfe darüber gemacht hatte, daß sie ihren Mann vielleicht nicht richtig zu nehmen verstehe, klagte sie jetzt nur ihn an. Er behandelte sie schlecht. Daß sie auf die einfachsten Fragen keine Antwort geben konnte, es war ausschließlich seine Schuld. Richard hatte Recht, wenn er sich darüber wunderte, daß sie wie eine lebendige Begrabene ihr Leben in diesen öden Räumen verseufze. Und sie hatte das Alles ertragen, ohne Klage, ja ohne Schmerz. War sie denn so gefühllos, mar sie so thöricht? Was mußte Richard von ihr denken! Sie wußte ganz genau, daß Richard schon mehr errathen hatte, als er andeutete, und sie schämte sich darüber, durchschaut zu sein.

Nach einer kleinen Pause fügte sie, sich noch immer zum Lächeln zwingend, hinzu:

„Du mußt es Dir übrigens nicht schlimmer vorstellen, als es in Wahrheit ist. Ich bin bis zu meiner Verheirathung aus dein engen Kreise der Meinigen nie herausgetreten, und ich habe auch nach meiner Verheirathung wenig Luft dazu verspürt, sonst würde mir Alexander sicher das Opfer mit Freuden gebracht haben. Aber was soll ich in der Welt, wie sich die Gesellschaft überhebend nennt? Im eigenen Hause giebt's ja genug zu schaffen! Ich langweile mich nie. Und gerade weil ich gewöhnlich ein so ruhiges Leben führe, fühle ich Alles, was diese Ruhe angenehm unterbricht, doppelt stark. Von einem Abend wie dein gestrigen, der an einer Gesellschaftsdame vom üblichen Schlage ziemlich einoruckslos vorüberrauschen würde, zehre ich noch lange, lange Zeit."

Während dieser letzten Worte mar ihr Lächeln natürlich geworden, und es schien sie frisch zu beleben und zu verjüngen. Sie blickte in freudigein Sinnen vor sich hin.

„Es wird nur von Dir abhängen, daß diese Abende sich niederholen, von Dir und Deinem Manne," erwiderte Richard.

„Hauptsächlich von Dir und ein wenig von mir. Auf Alexanders Beistand werden wir, wie ich fürchte, wenig zu rechnen haben. Er wird nur selten der Dritte im Bunde sein können. Ich sagte Dir ja schon, daß seine Zeit durch seine Arbeiten sehr stark in Anspruch genommen ist."

„Nun, dann werden mir uns also auf eigene Faust die Zeit vertreiben müssen — wenn es ihm recht ist." .

Er sprach die letzten Worte in einem andern Tone. Ada blickte auf.

„Weshalb sollte es ihm nicht recht sein?" fragte sie langsam.

Wäre Richard ganz ehrlich gewesen, so hätte er geantwortet: Man hat mir gesagt, er sei eifersüchtig. Aber er war tactvoll genug, eine unverfängliche Erklärung abzugeben.

„Nun," sagte er, „es könnte ihin an: Ende unangenehm sein, wenn sein Neffe, der in Euere friedliche Mitte hineinplatzt, die Hausordnung umwirft, seiner Frau die Ohren vollschmatzt, sie zum Ausgehen, zum Theaterbesuch verleitet und ähnliche Gräuel anrichtet."

„Im Gegentheil! Es wird Alexander nur angenehm sein. Er gönnt mir ja alle möglichen Vergnügungen, und es thut ihm oft recht leid, daß ihn seine Pflicht daran verhindert, mir mehr Zeit widmen zu können. . . Uebrigens, wir können ihn ja auch fragen! Aber nein," setzte sie nach kurzer Ueberlegung hinzu, „fragen wir ihn lieber nicht! Wozu das Selbstverständliche fraglich machen?" Und den Ton wechselnd sagte sie: „Hast Tu heut etwas Besonderes vor?"

„Nicht das Geringste."

„Wie mär's, wenn wir einen kleinen Spaziergang machten? Wir haben noch anderthalb Stunden Zeit bis zu Tisch."

„Du machst mir die größte Freude. Das Wetter ist prachtvoll."

„Das ist reizend!" rief Ada vergnügt, indem sie sich erhob. „Also entschuldige mich für einen Augenblick. Ich lasse Dich nicht lange warten."

Adas Vorschlag zu einen: gemeinsamen Spaziergang war keine plötzliche Eingebung gewesen. Sie hatte vielmehr darauf gerechnet, daß Richard im Laufe des Nachmittags sie besuchen werde, und sich vorgenommen, mit ihm auszugehen. Sie hatte ihren Hut und ihre Tuchjacke schon bereit gelegt. Nach zwei Minuten kehrte sie in das Wohnzimmer zurück.

„Ich bin bereit. Also komm."

Als die Beiden über den Vorhof schritten, fragte Richard, auf das niedrige Gebäudeweisend:

„Ist der Onkel vielleicht drüben?"

„Wohl möglich. Ich weiß es nicht," antwortete Ada, während sie den Kopf nach der andern Seite hin wandte. „Wenn Du nachsehen willst, warte ich."

„Ich sehe ihn ja bei Tisch."

„Wahrscheinlich."

Ada empfand, als sie an Richards Seite in der Richtung auf den Thiergarten zu durch die belebten Straßen ging, eine gemisse frohe Unsicherheit, ein ähnliches Gefühl, wie es die Reconvalescenten beherrscht, Nord und Süd. XIX, tt«, 12

wenn sie nach monatelanger Zimmerhaft ihren ersten Ausgang machen. Das Tageslicht erschien ihr ungewöhnlich hell, es blendete sie fast, und die Menschen, denen sie begegneten, nahmen sich in dieser Beleuchtung ganz wunderlich aus. Mit ihrer Befangenheit verschmisterte sich ein seltsames Wohlgefühl. Sie machte sich klar, daß sie sich das Bergnügen, die Straßen, die Bäume, die Menschen am Tage zu sehen, eigentlich nie gegönnt hatte. Sie war gewöhnlich nur ausgegangen, um Besorgungen zu machen, mit einem bestimmten Ziel im Auge, auf das sie gerade losgesteuert war. ohne sich besonders umzuschauen. Sonst hatte sie zu ihren täglichen Spaziergängen nur den kleinen Garten hinter dem Hause benutzt, für dessen Instandhaltung kaum das Nothdürftige geschah, und der, von den hohen Brandmauern der anliegenden Gebäude eingeschlossen, eher an den Isolirhof eines Gefängnisses, als an eine Stätte zum Lustwandeln im Freien gemahnte.

Daß sie sich jetzt hier auf der Straße bewegte, ohne einen andern Zweck, als sich ein wenig Bewegung zu machen und sich umzusehen, daß sie einen Begleiter hatte, mit dem sie sich gemüthlich unterhalten konnte, das war ihr etwas ganz Ungewohntes, und das Ungewohnte hatte einen besonderen Reiz für sie. Sie selbst war, da sie nun aus ihrer gewöhnlichen Umgebung herausgetreten, merklich verändert. Sie sprach frischer und lauter. Es war, als ob die verstopften Poren ihres Seelenlebens sich geöffnet hätten, als athme ihre Seele freier und voller.

5

Im Thiergarten war es um diese Stunde sehr belebt. Der sonnige Herbsttag hatte Alle, die nicht durch ihren Beruf in das dunkle Haus gesperrt waren, in's Freie gelockt. Der volle Blätterschmuck der Bäume hatte schon die herbstliche Färbung angenommen. Hier erschien er dunkler, dort in röthlichen und gelben Schattirungen Heller; aber er war noch nahezu unversehrt. Das Sonnenlicht hatte die merkwürdige tiefgoldige Farbe, die fast die des Kupfers streift, und das Licht täuschte über die städtische Blässe der Gesichter hinweg. Ammen in modisch zurechtgestutzten und phantastischen Bauerntrachten schoben in Wägelchen vor sich oder trugen auf den Annen kleine Kinder, die albern und rührend in die Welt startten. Größere Kinder tollten umher, während die Mädchen auf den Bänken saßen und schwatzten und die Bonnen einen abgegriffenen Leihbibliothekroman lasen. Die Wirtschaften vor den Zelten waren dicht besetzt, und auf der Siegesallee und den anliegenden Promenaden bewegten sich langsam, ritten und fuhren die begünstigten Bewohner des westlichen Viertels, die sich zum Mittagessen, das bei ihnen Diner heißt, Appetit holen wollten.

Ada war sehr aufgeräumt. Sie tauschte mit Richard Bemerkungen über die Leute, die an ihnen vorüberkamen, und es bereitete ihr ein hannloses Vergnügen, wahrzunehmen, daß auch sie von den Vorübergehenden bemerkt wurde. Namentlich die jüngeren Damen, die nicht mehr die ganz jungen sind, musterten die hohe schlanke Gestalt mit dem edelgeschnittenen interessanten Kopfe sehr aufmerksam. Sie schienen sich darüber zu wundern, daß sie diese Dame nicht kannten, denn sie gehörte doch offenbar zu ihnen. Auch Richard war dieser stumme Verkehr der Gleichgearteten nicht entgangen, und er empfand einen frohen Stolz auf seine Begleiterin.

Während die Beiden in eine der weniger belebten Seitenalleen einbogen, nahm ihre Unterhaltung einen vertraulicheren Charakter an. Ada stellte jetzt unbefangen an ihren jugendlichen Freund Fragen, zu denen sie gestern, ja, noch vor einer Stunde, niemals den Muth gefunden haben würde. Sie berief sich lächelnd auf ihr Recht als Respectsperson, als Tante, und es kam ihr scherzhaft und reizvoll vor, daß sie mit dein jungen Manne wie eine mütterliche Freundin sprechen durfte.

Richard mar eine offene, mittheilsame Natur und vollkommen unverdorben. Die frische Naivetät, die er sich bewahrt hatte, machte es Ada bequem und behaglich. Sie mußte, ohne sich besonders Rechenschaft davon abzulegen, daß keines ihrer Worte und keine ihrer Handlungen mißdeutet werden könne, und zwischen den Vertrauensvollen vollzog sich merkwürdig schnell eine vertrauliche Annäherung. Sie schwatzten zusammen wie alte Freunde, die seit langen Jahren miteinander in beständigem Verkehr waren.

Mitten im gemüthlichen Geplauder stockte Richard plötzlich, und sein Gesichtsausdruck veränderte sich.

Wenige Schritte vor sich sah er einen breitschulterigen Herrn, der ihnen entgegenkam, und der auch sie gesehen hatte. Dieser verzog das Gesicht zu einem nicht angenehmen Lächeln. Als er an ihnen vorüberging, zog er linkisch den Hut. Die Beiden dankten.

„Wer ist der Herr?" fragte Ada unbefangen.

„Ein alter Bekannter, derselbe, von dem ich schon gesprochen habe, Dr. Johannes Schlemm. Daß ich auch gerade dem einzigen Menschen, den ich in Berlin näher kenne, hier begegnen muß!"

„Du sagst das, als ob Dir die Begegnung nicht angenehm wäre." „Schlemm hat eine böse Zunge und ein böses Urtheil," gab Richard zur Antwort.

Ada warf einen verwunderten Blick auf ihren Freund und sagte plötzlich, sehr ernst geworden: „Nun, das kann uns doch gleichgültig sein."

„Allerdings," bemerkte Richard in einiger Verlegenheit.

Ada schloß die Lippen und blickte, während sie langsam weitergingen, unverwandt vor sich. Sie dachte über die Worte Richards nach.

Sie lenkten wieder in eine der sehr belebten Hauptalleen ein, und der Anblick des fröhlichen Lebens zerstreute bald den flüchtigen Schatten, der über ihre harmlose Stimmung gehuscht war. Sie plauderten wieder und lachten wie vorher.

Sie hatten sich so gut unterhalten, daß sie darüber die zur Mahlzeit gewöhnlich angesetzte Zeit versäumt hatten.

Es mar beinahe halb fünf, als sie zu Hause ankamen. Schon seit einer halben Stunde wartete das Essen auf sie und ebenso lange der Professor, der mit Rücksicht auf seinen Neffen ausnahmsweise einmal pünktlich gewesen mar. Es kam ihm komisch vor, daß er nun einmal aus seine Frau warten mußte. Das mar ihm seit seiner Berheimthung nicht begegnet.

Als Ada, deren Wangen durch die frische Luft, die Bewegung und die angenehme Stimmung rosig angehaucht waren, von Richard begleitet in's Zimmer trat, freute sich Osterode aufrichtig. Er klatschte kräftig in Richards Hand ein und rief vergnügt aus:

„Das ist gescheidt, mein Junge, daß Ihr den schönen Tag benutzt habt! Ihr solltet regelmäßig zusammen spazieren gehen, das würde Euch Beiden gut thun! Ada macht sich so wie so zu wenig Bewegung. Wahrhaftig, Tu siehst ganz erfrischt aus!" setzte er lächelnd hinzu. Ihm mar zu Muthe, als ob ihm Richard eine lästige Verpflichtung abnehmen könne.

Und auch heute ging es bei Tisch lustig und gemüthlich zu. Ada glaubte manchmal, sie träume. Wie hatte sich in diesem öden Heim Alles gewandelt! Wie hatte Alles Licht, Leben und Farbe bekommen! Sie wagte die Wahrheit kaum zu glauben. Sie ängstigte sich vor dem Erwachen, vor dem Rückfall in das graue, öde Einerlei ihres früheren Lebens.

„Habt Ihr für heute Abend etwas verabredet?" fragte der Professor bei Tisch. Und als er keine Antwort erhielt, fuhr er launig fort: „Nun, ich habe für Euch gesorgt! Ihr werdet doch hier nicht den ganzen Slbend Trübsal blasen wollen! Und ich hoffe, daß Du Dir die ersten Abende noch frei gehalten hast. Heute Abend giebt eine italienische Operngesellschaft, die recht gut sein soll, bei Kroll ihre erste Vorstellung. Ich habe Plätze holen lassen, und heute begleite ich Euch."

Ada mar starr über die Aufmerksamkeit ihres Mannes. Aber sie war ihm in diesem Augenblicke nicht eigentlich dankbar dafür. Gerade die Freundlichkeit, die er ihr jetzt ermies, ließ sie erkennen, wieviel Freundlichkeiten er bisher verabsäumt hatte. Vielleicht wäre sie auch lieber mit Richard allein zu den Italienern gegangen.

Nach Tisch trennte sich die Gesellschaft. Der Professor hatte noch eine Stunde zu arbeiten. Richard fuhr nach Hause, um Einiges zu erledigen und sich für das Theater umzukleiden, und Ada zog sich in ihr Zimmer zurück.

Sie war sehr glücklich; und mit zärtlicher Dankbarkeit gedachte sie Richards, der ihr die großen Freuden der letzten Stunden gebracht hatte, und der ihr gewiß noch viel Freude bringen werde. Sie wählte ihr schönsten Kleid für das Theater, aber es erschien ihr nicht schön genug, und sie gab ihrem Mädchen dm Auftrag, morgen die Schneiderin kommen zu lassen.

Osterode mar auch diesmal pünktlich. Die Ouvertüre hatte noch nicht begonnen, als er und Ada neben Richard, der schon einige Minuten früher gekommen war, in einer der vorderen Parquetreihen sich niederließen.

Die Gesellschaft der italienischen Sänger, als deren hellster Stem eine berühmte Primadonna strahlte, hatte großen Erfolg. Nach dem ersten Fallen des Vorhanges erdröhte der große Saal von jubelndem Beifall. Ada und Richard theilten das allgemeine Entzücken. Aber diesmal wurde ihre harmonische Stimmung, die ihren gestrigen Theaterabend verschönt hatte, durch Osterode grausam gestört.

„Haltet mich für einen Barbaren," sagte er während des Zwischenaktes, „aber mich langweilt dieser Singsang gräßlich! Ich bin absolut nicht musikalisch. Manches klingt mir ja ganz hübsch, aber die ganze Sache kommt mir unerträglich albern vor. Und wenn ich denke, daß man hier feine schöne Zeit verliert . . . Würdet Ihr es mir übelnehmen, wenn ich Euch allein ließe? Ich will Euch das Vergnügen natürlich nicht verderben, aber gönnt mir auch das ineinige! Ich gehe nach Haufe und erwarte Euch dort. Ich habe noch fehr viel Gescheidteres und Interessanteres zu thun, als mir hier die Ohren vollschreien zu lassen . . . Ada, Du bist ja vernünftig! Auf Deine Nachsicht darf ich zählen. Und Du hast auch nichts dagegen, Richard? Nicht wahr, Ihr nehmt mir's nicht übel?"

„Aber ich bitte!" gab Ada zur Antwort „Du weißt ja, daß mir nichts verhaßter ist, als Dir irgend einen Zwang aufzuerlegen."

Osterode hörte ganz wohl aus dem etwas pikirten Tone Adas heraus, daß seine Frau einigermaßen verstimmt mar. Aber es war ihm bequemer, sich taub zu stellen, und er verzichtete auf jede weitere Frage.

„Nun dann," sagte er schnell, während er sich erhob, „amüsirt Euch gut! Wir sehen uns wohl noch beim Thee."

Er reichte seiner Frau und seinem Neffen die Hand und entfernte sich.

Es war Ada allerdings nicht angenehm gewesen, daß Richard schon wieder einen neuen Beweis der Rücksichtslosigkeit ihres Mannes erhalten hatte. Aber sie freute sich andererseits doch darüber, daß sie sich nun ohne Besorgniß vor einer stimmungzerstörenden Aeüßerung ihres Mannes mit Richard deni künstlerischen Genüsse behaglich hingeben durfte, und auch Richard empfand etwas Aehnliches. Sie schwiegen eine Weile, nachdem Osterode verschwunden war. Dann nahm Richard das Wort und sagte kopfschüttelnd:

„Ein merkwürdiger Mann!"

„Er hat soviel zu thun," erklärte Ada.

Es mar Beiden ganz erwünscht, daß der Beginn des neuen Aufzugs die Unterhaltung abbrach. Sie fühlten sich jetzt ini Austausch ihrer Eindrücke unbefangener und freier, sahen sich bei gewissen Stellen, die ihnen besonders gefielen, lächelnd und mit zustimmendem Kopfnicken an und klatschten zusammen in die Hände. In freudigster Stimmung «erliegen sie das Theater und legten den kurzen Weg vom Königsplatz bis zum Osterode'schen Hause zu Fuß zurück.

„Ich darf Dir wohl meinen Arm anbieten," sagte Richard am Ausgange.

Ada legte schweigend ihren Arm in den seinigen. Es schien den Beiden etwas Bedeutungsvolleres zu sein, als die selbstverständliche Artigkeit.

Die Fenster des Laboratoriums waren hell beleuchtet.

„Er arbeitet," sagte Richard.

„Das ist ihm das Liebste," setzte Ada hinzu.

Richard wartete diesmal nicht mehr auf eine Einladung, hinaufzukommen.

Und nun saßen sie wieder beim Thee nebeneinander, gerade wie gestern Abend, aber in merkwürdig veränderter Stimmung.

Es war ihnen Beiden heute zu Muthe, als ob sie von der Unfreudig: keit der Umgebung bedrückt würden. Sie fühlten sich nicht wohl in diesem hohen Zimmer mit der wenig behaglichen Einrichtung. Sie vergegenwärtigten sich unwillkürlich, daß ein Dritter jeden Augenblick hinzukommen könne, und diese Erwägung lähmte ihre Unterhaltung.

Es traten auffällig lange Pausen ein, nicht Verlegenheitspausen. Tie Beiden hingen ihren Gedanken nach, die sich in ganz demselben Kreise bewegten. Schwül und dumpf wie in dem alten Zimmer mar es auch in ihrem Innern.

Gelegentlich siel auch eine Aeüßerung über Osterode. Ada vermied es jetzt, ohne es wohl selbst zu missen, Osterode bei seinem Vornamen oder „ihren Mann" zu nennen. Sie sprach immer nur von „ihm". Richard möge sich nicht darüber mundern, wenn „er" nicht zum Thee käme. Seine Arbeit ginge „ihm" über Alles.

„Ich muß Dir das wiederholen," sagte sie, „denn sonst würdest Du mancherlei, das Tu schon gesehen hast und noch sehen wirst, kaum begreifen. Wir wollen nicht mehr darüber sprechen. Ich habe mich darein ergeben."

Sie sprach diese Worte in einem Tone, der möglichst unbefangen klingen follte. Aber es konnte Richard nicht entgehen, das doch eine geheime Klage darin zitterte. Er sah sie init seinen offenen Augen groß an und schüttelte langsam den Kopf.

„Du siehst nicht so aus," sagte er leise, „wie eine glückliche junge Frau aussehen sollte."

Ada schloß die Lippen fest zusammen, und der Ausdruck ihres Gesichts blieb unbeweglich. Die Beiden schwiegen wieder eine lange Zeit, dann sagte Ada:

„Heute bei unserm Spaziergange sagtest Du mir, es sei Dir nicht angenehm, dem Herrn Dr. Soundso — ich weiß nicht, wie er heißt — begegnet zu sein, weil er eine böse Zunge habe. Was meintest Du eigentlich damit?"

„Das ist doch nicht schwer zu verstehen. Die Bosheit respectirt nichts. Du bist eine schöne junge Frau. Du bist sehr viel allein. Wenn man Dich in Gesellschaft eines jungen Mannes sieht, mit dem Du freundlich, ja herzlich verkehrst, wenn man das Nähere nicht weiß, nun, so kann eben die Bosheit, die nicht lange prüft, ein böses Gerede machen."

„So habe ich es auch verstanden. Aber es hat mich doch gewundert, daß Dir so etwas in den Sinn kommen kann."

„Dafür hat Dr. Schlemm selbst gesorgt. Er hat gar nicht darauf gewartet, daß er uns einmal zusammen sähe. Schon vorher, als ich heute Mittag mit ihm zusammentraf, hat er eine gehässige Bemerkung darüber gemacht, wie sich unser Verhältniß zueinander voraussichtlich gestalten würde, und diese häßliche Bemerkung hat mich verletzt."

„So?" erwiderte Ada gedehnt. Und trübe lächelnd fuhr sie fort: „Ich kann mir schon vorstellen, daß die Leute mir leicht Unfreundliches nachsagen, wenn sie sich überhaupt um mich bekümmern. Aber mein Fehler ist's wahrhastig nicht. Man hat mich eben fast nie mit ihm gesehen. Und wenn man mich nun öfter init Dir sieht ..."

Sie vollendete den Satz nicht.

„Es wäre sehr schade," sügte sie langsam hinzu, „wenn wir durch das Gerede der Leute auseinandergesprengt werden sollten. Und wenn das überhaupt einmal sein müßte, dann wäre es wohl vernünftiger und besser, wir lösten uns freiwillig voneinander los — nicht der Leute wegen, unsertwegen, oder wenigstens meinetwegen . . . Denn ich glaube, später würde es mir noch schwerer werden."

Richard hatte die Worte Adas kaum gefaßt. War es wirklich ihre Meinung, daß das, was ihm jetzt schon so theuer mar, und was auch ihr nicht gleichgültig zu sein schien: das Zusammenleben und Zusammenfühlen, das die Beiden wie durch ein Wunder mit einander verbunden hatte, dem elenden Moloch des Klatsches geopfert werden sollte? Das konnte ihr Ernst nicht sein! Sein tieftrauriger Blick traf den ihrigen. Richard strich mit der Handfläche über die Stirn und fragte wie aus einem Traume erwacht:

„Seit wie lange kennen mir uns?"
„Seit einer Ewigkeit, meine ich."

„Seit einer Ewigkeit!" wiederholte Richard bedächtig. „Und da könntest Du es ruhig übers Herz bringen, einen so alten Freund zu verabschieden, weil Du Dich vor dem Geschwätz fürchtest?"

„Auf mein Herz kommt es nicht an," entgegnete Ada. „Und um das Geschwätz kümmere ich mich nicht. Es wird kaum jemals zu mir dringen. Wenn ich eine Egoistin wäre, hätte ich gar nicht so mit Dir gesprochen. Mich hat der Gedanke, daß Deine Gesellschaft mir eine liebe Gewohnheit werden solle, innig erfreut, und ich sage Dir ganz offen, Du würdest mir sehr fehlen. Aber man muß auch an Andere denken."

Richard hatte Ada unverwandt angesehen. Und als sich nun ihre Blicke begegneten, sah sie wieder in das dunkle Auge mit dem schwermüthigen Ausdruck, der sie rührte, ja ergriff.

Sie fühlte den Drang, ihm jetzt etwas Tröstliches, Versöhnliches zu sagen. Aber sie mußte nicht, wie sie es anfangen sollte. Sie wollte versuchen, sich in die Rolle der mütterlichen Freundin hineinzulügen, aber es gelang ihr nicht. Sie wollte von gleichgültigen Dingen reden, sie fand keinen Uebergang. Sie wollte scherzen, wie sie am Nachmittage im Thiergarten gescherzt hatte, aber der leichte Ton versagte ihr. Sie stand ganz unter den. Banne des traurigen Blicks, und die Beiden schmiegen lange.

Richard erhob sich mit einer plötzlichen Bewegung, als ob er sich zu einem Entschlüsse aufgerafft habe.

„Es wird wohl am besten sein," sagte er, „wenn ich jetzt gehe. Es ist auch schon spät genug."

„Ich sehe Dich doch morgen?"

„Wenn Du erlaubst, und wenn ich Allen hier im Hause gelegen komme . . ."

Ada stellte sich, als ob sie die letzten Worte überhört hätte, und antwortete:

„Wie kannst Du nur fragen, ob ich's erlaube! Ich freue mich aufrichtig, Dich zu sehen. Komm nicht zu spät,"

Sie hatte sich erhoben. Richard hatte seinen Hut ergriffen, und die Beiden standen sich gegenüber.

Sie hatten Beide die Empfindung, als wehe zwischen ihnen eine gemitterschmere Luft. Etwas seltsam Unheimliches! Er zögerte, ihr die Hand zu reichen. Und als sie ebenfalls zaudernd ihm die ihrige bot, empfanden sie bei der Berührung etwas wie ein fieberndes Fluiduin.

Er führte die kalte kleine Hand hastig an seine heißen Lippen und küßte sie zärtlicher, als es Freundschaft oder verwandtschaftliche Zuneigung bewirkt, Ada senkte den Blick und erröthete.

„Lebe wohl!" sagte sie leise. „Ich erwarte Dich also morgen."

Richard antwortete nichts mehr. Er bejahte mit einer stummen Neigung des Kopfes und verließ schnell das Zimmer.

Ada blieb wie angewurzelt stehen und startte beständig zur Thür hinüber, die eben in's Schloß gefallen war. Sie hörte seine Schritte auf dem Corridor und auf der Treppe, sie hörte die Hausthür schließen, sie hörte ihn in der Stille der Nacht noch über den Vorhof gehen, dann verhallten seine Schritte . . .

Sie hatte sich noch nicht von der Stelle gerührt. Ihr Kopf hatte sich allmählich etwas gesenkt.

Tief ausseuf-Md hob sie ilm und trat mit langsam schleppenden Schritten wieder an den Tisch, an dem sie sich soeben noch gegenüber gesessen hatten. Müde und schwer ließ sie sich auf den Sessel fallen. Ihre beiden Arme ruhten auf den Lehnen und ihre Hände hingen schlaff herab. Ihr Auge richtete sich auf ihre rechte Hand. Sie fühlte die Berührung feiner heißen Lippen, schloß halb die Lider und lächelte. Allmählich aber nahm ihr Gesicht einen strengen Ausdruck an, und es verfinsterte sich immer mehr.

Wenn Richard wirklich von ihr gehen müßte, wenn er nicht wiederkäme! Wenn sie wiederum vereinsamt sein sollte in dem trostlosen Grau von ehemdem! Es wäre unerträglich! Er hatte ihr den Sonnenschein gebracht, den Sonnenschein durch seine Frische und Wärme in diesen trüben Raum. Er hatte ihr die Sonne gezeigt, wie sie am Himmel steht. Er hatte ihre Seele sonnig aufgehellt. Weshalb war er nur auf einmal so traurig geworden, der gute Junge? Weshalb nur?

In dieser selbstgestellten Frage war ein wenig Heuchelei. Sie wußte den wahren Grund nur allzu gut; aber es war ihr ein Bedürfniß, zu zweifeln.

Wie sollte es enden? Es wäre entsetzlich, wenn er sie liebte!

Entsetzlich! Und doch wie wundervoll!

Ja, es war in Wahrheit ein Wunder geschehen. Hatte sie ungeliebt bis an die Grenzen der Jugend vorrücken müssen, um nun auf einmal die Seligkeit zu empfinden, geliebt zu werden? Und was ihr eigenes Herz empfand — es war ihr etwas so Neues, so himmlisch Beglückendes. Ja, es war ein Wunder!

Du inein Gott! wo war der Ausweg aus all diesen Wirrnissen!

Es schwebte ihr etwas vor wie ein leuchtendes Ziel, dem sie zufliegen wollte. Absr es legte sich schwer auf die Fittige ihrer Seele. Es belastete sie etwas.

War es das mahnende Pflichtgefühl? Pflichten — gegen wen? Gegen den, der sie in strafbarer Weise vernachlässigt hatte? der lediglich sich selbst gelebt und es im Egoismus seines Berufs nicht einmal bemerkt hatte, wie sie langsam verkümmerte? Wenn sie einem Andern Pflichten schuldete, so hatten diese Pflichten doch ihre Begrenzung in der Pflicht gegen sich selbst, in der Pflicht der Selbsterhaltung.

Es war ihr ganz klar, daß sie nicht mehr so leben konnte wie ehemdem. So nicht. Nicht mehr mit ihm allein, und nicht mehr ohne ihn, den Freund.

Ja, er war ihr Freund, er mußte es bleiben. Das Wort tröstete und beruhigte sie. Er durste ja ihr Freund sein vor aller Welt!

Weshalb bangte sie nur? Sie ahnte wohl, daß sie sich mit dem Freunde selbst betrügen wollte.

In Wahrheit gedachte sie seiner mit unheimlich zärtlicher Regung ihrer Sinne, wenn es ihr auch nicht zu klarem Bewußtsein gekommen war. Sie sah ihn deutlich da auf jenem Sessel sitzen, auf dem er ihr gegenüber gesessen hatte, und sie sah seinen traurigen Blick. Sie schloß die Augen. Es überlief sie ein seltsamer Schauer. Sie fühlte den Druck einer weichen Hand, und es war nicht die Hand des Gatten, nicht jene Hand, die so fürchterliche Dinge anfaßte, nicht jene magere Hand mit den starken Adern, die sie nicht ohne geheimes Grauen betrachten konnte, und bei deren Berührung es sie eiskalt überrieselte. Es mar eine weiche, edelgeformte männliche Hand. Und auf der ihrigen fühlte sie einen heißen Kuß. Sie scheute sich, die Augen wieder zu öffnen. Sie wollte den geheimnißvollen Zauber weiter wirken lassen. Sie hatte Angst, aus dem schöneil Tramne erweckt zu werden, und ihre Lippen öffneten sich ein wenig . . .

Sie versank in einen wonnigen Halbschlummer. Sie war losgelöst von der Wirklichkeit. Und sie sah Richard vor sich in jener dem Traum eigenthümlichen hellgrauen Beleuchtung und in jener plastischen Deutlichkeit und Schärfe, wie sie auch nur der Traum den Gestalten verleiht. Sie sah ihn jetzt mit anderen Augen an und entdeckte an ihm Züge, die sie früher nicht bemerkt hatte, weder an ihm noch an einem Andern. Er hatte etwas so ungemein Herzliches und Zärtliches, und in seinem Auge lag etwas Hülfloses, das sie rührte. Dabei war er durchaus kein Schwächling. Seine ganze Erscheinung hatte die vollste Frische der Jugendlichkeit, nnd die schöne männliche Hand, auf die sie immer blicken mußte, gefiel ihr ganz besonders.

Und jetzt sprach er zu ihr, und seine Worte hatten einen merkwürdig rührenden Klang. Ja, die Stimme, das war's, was sie vor Allem an ihm liebte! Sie hörte ihm mit innerstem Behagen zu. Er wiederholte einige Sätze, die sie schon einmal von ihm gehört hatte, und er sprach sie genau in demselben Tonfall wie früher. So hatte noch Niemand ihren Namen ausgesprochen! Und wie anders klang das Wort aus seinem Munde, als aus dem — des Andern!

„Nun, willst Du Dich nicht zur Ruhe begeben?"

Ada wurde durch diese Worte, die „der Andere" beiin Eintreten in das Wohnzimmer sprach, jählings aus ihrer Träumerei aufgeschreckt. Es mar ein schrillender Mißlaut, der in die Harmonie ihrer Schwärmerei hineindröhnte. Ihr Herz pochte mächtig, und sie sprang auf.

„Wie kannst Du mich nur so erschrecken!" rief sie in sehr gereiztem Tone.

„Nun, nun!" entgegnete Osterode mit gutmüthigem Ausdruck. „Ich konnte doch nicht ahnen, daß Tu hier eingenickt warst. Verzeih mir, mein Kind."

Er mar an sie herangetreten und wollte ihr die Wangen klopfen. Ada wandte sich ungehalten ab.

„Ach bitte, laß mich!" sagte sie.

„Aber wie sprichst Du denn zu mir?" versetzte der Professor in einigem Erstaunen.

„Mein Gott! ich spreche ... ich spreche eben, wie man manchmal spricht. Du hast Deine Sachen, die Dir durch den Kopf gehen. Vielleicht habe ich die meinigen. Es ist doch zuviel verlangt, daß man immer nur so sein soll, wie es Euch paßt. Wir haben doch auch unsere Stimmungen!"

„Das merke ich. Und ich will nicht weiter stören. Schlaf aus, liebes Kind. Morgen wirst Du hoffentlich wieder vernünftig sein. Gute Nacht!"

Ada erwiderte den Wunsch nicht. Osterode begab sich in sein Schlafzimmer.

„Es ist wirklich nicht zum Aushalten!" sagte Ada, als sie allein war.

Sie gab die Weisung, die Lichter zu löschen, und zog sich ebenfalls auf ihr Schlafzimmer zurück.

Sie dachte nicht mehr an Richard, sie dachte nur an ihren Mann. In den letzten vierundzwanzig Stunden hatte sie sich zum ersten Mal seit zehn Jahren ihr eheliches Dasein in seiner Gesammtheit vergegenwärtigt. Sie hatte Bilanz gemacht, und das Facit ihrer Aufstellung siel nicht sehr beruhigend für den Gatten aus. Sie machte ihm die schwersten Vorwürfe, und er erschien ihr als der allein Schuldige. Sie fühlte, daß sie in Gedanken schon gesündigt hatte, und auf ihn allein wälzte sie die Last der Verantwortlichkeit. Ihr weiblicher Stolz bäumte sich in ihr auf, und sie war entschlossen, die unwürdige Stellung, zu der sie durch den Egoismus ihres Mannes sich herabgedrückt fühlte, fürder nicht mehr zu dulden.

Ter Morgen begann schon zu dämmern, als sich der Schlaf auf ihre Lider senkte.

Nichard war, ohne sich umzuschauen und ohne einen bestimmten Gedanken zu fassen, in großer Erregung nach Hause gestürzt. In seinem Innern tobte es gewaltig. Und auch als er in seinem behaglichen stillen kleinen Zimmer allein war, konnte er die Ruhe nicht finden, und der Wirrwar seiner Empfindungen lichtete sich nicht.

Er fühlte ein mächtiges Trängen und Verlangen nach irgend etwas, das er sich selbst nicht klar machte, das aber mit Ada zusammenhing.

Könnte er sie jetzt nur noch einmal sehen, nur noch einige Worte mit ihr tauschen! Sie würde es ihm gewiß sagen können.

Er sann einige Secunden ganz ernstlich über einen Vorwand nach, unter dem er jetzt nach dem Osterode'schen Hause zurückkehren und ihr jetzt gleich noch einmal begegnen könnte. Mit wehmüthigem Lächeln erkannte er aber sogleich das Thörichte, das Wahnsinnige, ja, das Unmögliche seines Vorhabens.

Mitternacht war längst vorüber.

Weshalb hatte er sich auch von einer augenblicklichen Stimmung beherrschen lassen, weshalb war er gegangen! Er hätte ja noch eine Stunde bleiben können — noch länger! Und nun war er hier allein und lief hastig in seinem Zimmer umher und quälte sich mit Unerfüllbarein!

Sie war so gütig, so herzlich zu ihm gewesen, und sie hatte ihm doch so weh gethan! Sie konnte ja nicht ahnen, was in ihm vorging! Und hätte sie es geahnt, so hätte sie nicht anders zu ihm sprechen dürfen, als sie gesprochen hatte! Sie durfte ihn ja nicht lieben, und sie liebte ihn auch nicht.

Und er? . .

Ja denn, er wollte sich nicht belügen! Er liebte sie mit der vollsten Gluth seines Herzens! Er liebte sie wie ein Wahnsinniger! . .

Erschöpft sank er auf einen Stuhl, stemmte den Ellbogen auf den Tisch und drückte mit der Hand die brennend heiße Stirn. Er starrte vor sich hin und athmete schwer.

Nach einer Weile dumpfen Brütens erhob er sich und holte von dem Nachttisch das kleine Bild, das er gestern so aufmerksam betrachtet hatte. Er sah es wieder lange an. Es genügte ihm diesmal nicht, daß er es mit der Hand halb bedeckte. Er nahm das Bild aus dem Rahmen heraus und schnitt es in der Mitte durch. Die eine Hälfte kniffte er einige Mal zusammen, und nicht ohne eine gewisse Anstrengung gelang es ihm, den steifen Carton zu zerstückeln. Die Stückchen warf er dann in den Papierkorb. Aus der andern schnitt er vorsichtig ein Oval heraus, wie für ein Madaillon: Adas Kopf. Er nahm das kleine Bildchen zwischen Daumen und Zeigefinger, hielt es dicht unter die Lampe und musterte es sehr lange. Er sand es heute viel ähnlicher als gestern. Er küßte es mehrere Mal, dann barg er es in seine Brieftasche.

In dem Augenblick, da er sich zur Ruhe begeben wollte, schoß ihm plötzlich ein Gedanke durch den Kopf. Es war eigentlich nichts sehr Angenehmes, aber er mußte doch lächeln, und es war ihm, ohne daß er sich Rechenschaft davon ablegte, ganz erwünscht, daß er von dem Kreise, in dem sich seine Gedanken und Gefühle bewegt hatten, auf einen Augenblick abgedrängt wurde.

Dr. Schlemm hatte Recht behalten! Richard hatte ihn richtig vergessen! Er fühlte sich einigermaßen beschämt. Und doch machte es ihm einen gewissen Spaß, daß er es hatte vergessen können. Aber Johannes mattete morgen früh auf eine Mittheilung. Die Wahrheit durfte er natürlich nicht erfahren. Richard schrieb ihm einige ausweichende Zeilen: er habe seinen Onkel überaus beschäftigt und in einer Stimmung gefunden, die es ihm rathsamer habe erscheinen lassen, die Sache nur anzuregen, aber noch nicht ernstlich zu besprechen; er werde erst morgen die Angelegenheit wirklich in Angriff nehmen können, und er hoffe seinem alten Bekannten ein günstiges Resultat melden zu können.

Richard überlas die Zeilen noch einmal. Er war mit der Fassung des Briefes zufrieden. Er schloß ihn, entkleidete sich, legte sich nieder und verfiel sogleich in festen traumlosen Schlaf. —

AÜ' die wirren Gedanken und widersprechenden Gefühle, die Richards Herz und Kopf durchtobten, hatten sich zu dem guten Vorsatze gefestigt, sich mit Ada offen und ehrlich auszusprechen. Er hoffte, daß er dadurch den Sturm in seinem Innern am sichersten beschwichtigen werde. Er wollte ihr sagen, daß er eine verhängnißvolle Leidenschaft in sich keimen fühle, und daß es seine Pflicht sei, dieselbe um jeden Preis zu ersticken. Sie werde ihn also nicht mißverstehen, wenn er es vermeide, mit ihr allein zu sein.

Er war überzeugt, daß er allein ein ernstes Ovser zu bringen habe. Denn wenn sie ihm auch freundlich zugethan erschien, so dachte er doch keinen Augenblick auch nur an die Möglichkeit, daß sie ihn liebe. Von den Beschäftigungen, die ihm sein Beruf auferlegte, und die er sehr ernst nahm, erhoffte er eine nothmendige Ablenkung von dem Wege, auf den er wie durch eine höhere Macht gedrängt und auf dem er sinnlos vorgestürmt mar. Die Zerstreuungen der Großstadt würden dann noch ein Uebriqes thun. Und wenn Alles das nicht verfange, so werde er durch einen hohen Gönner, den er im Justizministerium besaß, seine Versetzung nach einem andern Gerichte schon erwirken können.

So machte er sich denn, mit guten Vorsätzen gewappnet, am andern Morgen leichteren Sinnes auf den Weg nach dem Osterode'schen Hause. Und heute klopfte er zuerst an die Thür des kleinen Seitengebäudes. Er tras den Onkel, der gerade im Begriff stand, sich nach der Anstalt für Nervenleidende zu begeben, wo er setzt seine Sprechstunde abzuhalten hatte. Richard trug ihm die Bitte seines Bekannten vor. Er schilderte Dr. Schlemm, so wahrheitsgetreu es ihm möglich war. als einen tüchtigen, ernsten Arbeiter und begabten Kopf, aber allerdings auch als einen eben nicht allzu liebenswürdigen Menschen von nicht gewinnendem Aeußern. Dem Professor schien der Vorschlag ganz gelegen zu sein. Unter den jungen Leuten, die sich um die Stelle beworben, hatte ihm keiner recht gefallen. Er bat Richard, Dr. Schlemm zu benachrichtigen, daß dieser sich am folgenden Tage um dieselbe Zeit im Sprechzimmer der Anstalt einfinden möge.

Während dieser Unterhaltung waren die Beiden auf den Vorhof getreten, und plaudernd gingen sie langsamen Schritts nebeneinander her.

Ada saß am Fenster und ließ keinen Blick von ihnen. Sie mar beunruhigt, als sie bemerkte, wie die Beiden zusammen dem Ausgang sich näherten,

„Wäre es Dir recht, wenn ich Dich begleitete?" fragte Richard. „Du könntest mir Deine Anstalt einmal zeigen.

„Das kann sich gelegentlich inachen. Aber willst Du nicht Ada Guten Morgen sagen?"

„Ich sehe Euch ja bei Tisch."

„Mir wäre es aber lieber, wenn Du jsie vorher sprächest und ihr den Kopf ein wenig zurechtsetztet. Versteh mich recht. Du sollst ihr nicht etwa Vorlesungen halten. Aber ich denke mir, daß es sie aufheitern wird, wenn Du eine Stunde mit ihr plauderst und vielleicht mit ihr einen kleinen Spaziergang machst. Sie gefällt mir heute gar nicht. Schon gestern Abend mar sie gereizt und heute früh merkwürdig nervös. Weiberlaunen natürlich! Nichts weiter! Spring hinauf, es wird ihr Freude machen, und mir ist es auch angenehm."

„Also gut. Ich werde mein Mögliches thun, um ihr die Grillen zu vertreiben."

„Weißt Du," fuhr der Professor fort, „am vernünftigsten märe es, wenn Du sie veranlassen könntest, mit Dir eine Partie zu inachen. Fahrt nach dem Grunewald, den Pichelsbergen, nach Erkner, wohin Ihr wollt! Du kennst die Umgebung von Berlin noch nicht. Sie ist schöner, als Du meinst. Fahrt nach Tegel! Da ist es sehr hübsch. Da findet Ihr auch ein gutes Gasthaus. Ihr werdet Euch vortrefflich unterhalten, Ihr werdet vergnügt und frisch heimkehren. Kümmert Euch nicht um die Stunde. Ich werde heute ohnehin nicht pünktlich sein können. Ich habe um vier Uhr eine Consultation. Bestellt das Essen ab und tafelt, wo Ihr Lust habt. Nun, was sagst Du zu meinem Vorschlage?"

„Er erscheint mir sehr verlockend. Wenn ich Ada dazu bewegen kann . . ."

„Rede ihr nur gut zu. Und wenn wir uns heut nicht wiedersehen, dann also morgen. Benachrichtige Dr. Schlemm, daß ich ihn morgen zwischen elf und zwölf erwarte. Für alle Fülle werde ich Euch einen Wagen schicken, ich komme bei einem Fuhrgeschäft vorüber. Hoffentlich werdet Ihr ihn benutzen. Fang es schlau an und rede ihr nur gut zu. Adieu, mein Junge!"

Der Professor entfernte sich.

Ada, die alle Vorgänge aufmerksam beobachtet, hatte aufgeathmet, als die Beiden an der kleinen Thür der Vorhofsmauer plaudernd stehen geblieben waren. Ihr Herz klopfte, als diese hinter dem Professor ins Schloß siel und Richard sich dem Wohnhause zuwandte. Sie trat schnell voni Fenster zurück.

Sie begrüßten sich unbefangen. Nach dem Austausch der üblichen Fragen und Antworten über das Befinden sagte Richard:

„Ich habe Dir einen Auftrag zu überbringen. Ich sollte es recht diplomatisch anfangen. Aber ich denke, es macht sich am einfachsten, wenn ich es Dir rundweg sage. Der Onkel kann heut nicht zu Tisch kommen. Er sagte mir, Du seiest ein wenig verstimmt, und er meint, es würde uns Beiden gut thun, wenn wir den schönen Tag zu einem Ausfluge in die Umgebung benutzen. Dich würde es auffrischen, und ich würde etwas Neues und Schönes zu sehen bekommen. Was meinst Du dazu?"

„Wenn Du nichts zu versäumen hast, mir macht es die größte Freude."

„Nun, dann mach Dich zurecht. Ich habe Dir sehr Vieles zu sagen. sehr Ernstes, und es ist mir lieber, wenn ich's Dir unter Gottes freiem Himmel sagen kann als hier."

„Doch nichts Unangenehmes?" fragte Ada besorgt.

„Nichts Unangenehmes für Dich," antwortete Richard. „Der Onkel läßt Dich noch bitten, das Essen abzubestellen. Wir brauchten uns nicht an die Stunde zu binden und könnten unterwegs zusammen speisen."

„Das ist ja reizend!" rief Ada in kindischer Freude.

Wieder eine Abwechslung in ihrem sonst so einförmigen, fest geregelten Dasein! Sie vermochte es kaum zu fassen. Was konnte der folgende Tag noch bringen!

„Und wohin soll es gehen?" fragte sie.

„Der Onkel sprach von Tegel. Er schickt uns einen Wagen."

Ada kam vor Ueberraschung gar nicht zu sich. Alexander wurde auf einmal galant! Er schickte den Wagen.

Eine halbe Stunde später rollten die Beiden in einer bequemen aufgeschlagenen Kalesche durch die endlose Müllerstraße und deren Fortsetzung, die Chaussee, dem Tegeler See zu.

An dem leuchtenden, hellgraublauen Himmel zogen schneeige weiße Wolken langsam daher. Die Luft war frisch, und der Staub belästigte heute wenig. Es mar ein Tag, wie geschaffen, um die Eigenthümlichkeit der

märkischen Landschaft in ihrem ganzen wundersamen Reize auszubreiten. Der Weg durch die Ausläufer der Stadt ließ von diesen Reizen freilich recht wenig erkennen. Aber je mehr sie sich von der Stadt entfernten, desto schöner wurde es.

Mit verwunderten Augen blickten sie um sich, auf die gelben Sandberge zur Rechten, die in ihrer hellen und doch gedämpften Beleuchtung sich von dem mattblauen Himmel scharf abhoben, auf die tiefgrünen, fast schwarzen Kiefern zu ihrer Rechten, mit den röthlichen, schlanken, stangenartigen Stämmen, die aus dem gelben sandigen Boden majestätisch aufschössen, dicht aneinander geschaart, doch nicht so dicht, daß sie nicht dem durchbrechenden Sonnenlichte Raum zu seinen muthwilligen Schattenspielen gegönnt hätten.

Der Forst wurde kräftiger und imposanter, der dichtbestandene Boden immer hügliger. Und als auf einmal bei einer Wendung des Weges, ohne daß die Beiden, die der Gegend vollkommen unkundig waren, im mindesten darauf vorbereitet gewesen mären, die weite, bläulichgrüne, spiegelglatte Wasserfläche des großen Tegeler Sees vor ihnen lag, in seiner herrlichen Umrahmung von sanft aufsteigenden gelblichen Ufern und dunklem Nadelholz, unter dein hellschimmernden Himmel — ein landschaftliches Bild von ergreifender Schönheit, von einer wundersamen schwermüthigen Poesie —, da verstummten sie, blickten mit weitgeöffneten Augen um sich und sahen sich dann einander an.

Ter Kutscher hielt vor einem bescheidenen Gasthofe in der Nähe des Sees. Der freundliche Wirth, dem sie die Mahlzeit bestellten, versprach sein Mögliches zu thun, um die Herrschaften zufrieden zu stellen; in einer Stunde sollte das Essen bereit sein. Bis dahin wollten sie planlos am See und in der Haide sich ergehen.

Schweigsam schritten sie nebeneinander her. Richard hatte sich Alles, was er Ada sagen wollte, reiflich überlegt. Ei' mußte, daß ihm schmerzliche Stunden bevorstanden. Aber das Unabänderliche hatte seinen moralischen Muth befestigt. Er war fest entschlossen, seine Pflicht zu thun. Und er durfte sich dabei auf Adas Beistand unbedingt verlassen. Sie liebte ihn ja nicht. Ihr mar es ja ein Leichtes, sich die Ruhe und Klarheit zu bewahren.

Und während er jetzt neben ihr am bewaldeten Ufer des Sees daherschlenderte, mit vorgebeugtem Kopf, den Blick auf den Boden gerichtet, auf dem die Schatten und Lichter ihr neckisches Spiel trieben, ab und zu den Sand aufstöbernd oder einen Stein mit der Fußspitze fortschleudernd, vergegenwärtigte er sich noch einmal Alles das, was in den wenigen Stunden seines Berliner Aufenthaltes zwischen Ada und ihm vorgefalleil war. An Thatsachen und an äußeren Vorgängen war es nicht viel. Und doch hatte es eine vollständige Umwälzung in seinem Innern herbeigeführt. Er konnte sich mit sich selbst nicht zurechtfinden, er war sich selbst entfremdet. Ada hatte ihm nur Freundlichkeiten und Wohlwollen gezeigt, ja, eine gewisse Zärtlichkeit; sie brauchte sich ja keinen Zwang aufzuerlegen, er war ja ein Anverwandter. Es beleidigte ihn fast, daß sie im Vollgefühle ihrer Sicherheit sich so vertraulich ihm gegenüber gezeigt hatte. Die Ruhe und Gemächlichkeit ihres Wesens kränkten ihn. Er hatte unzweifelhaft Unrecht. Was war er ihr? was konnte er ihr sein? Sie hatte bis zur Stunde ihr Leben ohne ihn verbracht. Jetzt war er hineingeschneit. Die Abwechslung mochte sie belustigen. Wenn er wieder daraus verschwand, nun, so werde sie sich eben zu trösten wissen! Und verschwände er auf Nimmerwiedersehen . . .

„Und wenn ich wirklich stürbe!"
Unwillkürlich hatte Richard diesen letzten Satz seiner bis dahin wortlosen Grübeleien mit halblauter Stiimme gesprochen.

Ada blickte erschrocken auf und hemmte den Schritt. Sie sah ihn von der Seite fragend an und sagte leise:

„Um Gottes willen! was sagst Du da?"
„Nun ja!" rief Richard aus, und in seinem Tone erzitterte die Erregung, die er bis dahin gemeistert hatte. „Wenn ich wirklich stürbe, was würdest Tu thun? O gewiß. Du würdest mir ein paar aufrichtige Thränen nachweinen! Es würde Dir leid thun, daß ein junger Mensch, ein Verwandter von Dir, den Tu so gern gehabt hast, aus dem Leben geschieden ist! Du würdest einen schönen Kranz auf seinen Sarg legen und in der ersten Zeit mit schmerzlicher Wehmuth seiner gedenken!"

„Um Gottes willen!" wiederholte Ada ganz leise. Und sie stellte nun auch an sich die Frage: Was würde ich thun? Sie waren stehen geblieben.

„Sieh, Ada," sprach Richard, dessen Geist sich mit der Sprunghaftigkeit der Jugend längst von dem unheimlichen Gedanken an den Tod abgewandt hatte, während Ada noch immer darüber nachsann und seine Worte kaum verstand, „ich habe mir Alles reiflich überlegt und habe Dir schon gesagt, daß ich mit Dir sprechen muß. Es muß etwas geschehen! Und bald! Sonst ist es zu spät! Ich wittere etwas von einem Unglück. Höre mich ruhig an. Lege meine Worte nicht auf die Wagschaale. Und wenn ich etwas sage, das Dich kränkt, das Dir weh thut, verzeih mir! Ich will Dir nicht weh thun. Wahrhaftig nicht! Unser Zusammenleben so, wie es sich vom ersten Augenblick herausgebildet, kann nicht dauern. Ich fühle, daß ich dabei zu Grunde gehe. Du fühlst Dich ganz sicher und ahnst nicht, was Du mir anthust. Was für Dich eine freundliche Zerstreuung einer langweiligen Stunde ist, ist für mich eine marternde Qual. Du darfst mich anlächeln und Deine freundliche Gesinnung für mich ehrlich zur Schau tragen. Ich muß Dir gegenüber Komödie spielen. Ich darf Dir nicht einmal andeuten, was Du mir bist. Und so nagt es an mir und schmerzt mich und macht mich elend."

Richard hatte darauf gerechnet, daß Ada in ihrer überlegenen Ruhe ihm einige banale tröstende Worte sagen, ihn wegen seiner kindlichen Ueberspanntheit mit der Milde und zärtlichen Nachsicht einer mütterlichen Freundin zurechtweisen würde. Er war ganz bestürzt, als Ada, deren Stim sich in Falten gelegt hatte, und auf deren Wangen ein merkwürdiges Roth aufflammte, in heftigem, ihm völlig fremdem Tone erwiderte:

„Sag's doch lieber frei heraus: Du langweilst Dich mit mir! Ich begreife das übrigens, denn ich habe in der Kunst, unterhaltend zu sein, mich auszubilden keine Gelegenheit gehabt. Bei Anderen würdest Du Dich jedenfalls besser amüsiren."

„Aber Ada!"
„Nun ja!" fuhr Ada in demselben gereizten Ton fort. „Ich habe es mir ja auch schon gesagt, es kann nicht dauern. Freilich habe ich nicht geglaubt, daß das Ende so schnell kommen würde, und ich wäre egoistisch genug gewesen, für jede gewonnene Stunde dankbar zu sein. Aber Du hast ganz Recht, daß Du Dich nicht um mich bekümmerst. Du bist ein junger Mensch, das Leben liegt vor Dir, Du willst es genießen, und Du hast Anspruch darauf. Und so groß ist mein Egoismus doch nicht, daß ich Dir Deine frische und fröhliche Jugend verkümmern möchte. Du brauchst mir nicht zu sagen, was Du so vorsichtig und schonend vorbereitet hast; ich weiß es. Ich freue mich, daß Du so verständig bist. Abgemacht'. . . Es wird wohl bald Zeit sein, >in unser Gasthaus zurückzukehren . . . Wenn wir gegessen und getrunken haben, fahren wir nach

Nord und «ud. XUX., l«. 12
Hause; Du begleitest mich wohl bis zur Thür? Und gelegentlich sehen wir uns wieder."

Sie hatte diese Worte nicht im Zusammenhang gesprochen, vielmehr die einzelnen abgerissenen Sätze in nervöser Hast hervorgestoßen.

Richard, der auf Adas Unterstützung gerechnet hatte und sich nun von ihr selbst angegriffen fühlte, mußte sich erst sammeln.

„Ada!" flüsterte er zärtlich. „Glaubst Du denn wirklich, was Du sagst? Kannst Du es glauben? Langweilen und amüsiren! Du hast keine Ahnung, Ada, wie jämmerlich hohl die Worte klingen. Denke nicht so schlecht von mir. Reich mir die Hand."

Ada hatte sich abgewandt und regte sich nicht. Richard ließ die Hand die er ihr entgegengestreckt hatte, wieder sinken.

„Du weigerst mir Deine Hand? Du verstehst mich also nicht! Nun, dann will ich Dir's sagen, so klar und deutlich, daß Du mich nicht mißverstehen kannst! Und dann mußt Du mich selbst wegschicken. Ich liebe Dich, Ada! Wie ein Rasender! Besinnungslos! Ich habe keinen andern Gedanken als Dich! Kein anderes Verlangen als Dich! Seit wie lange ich Dich liebe '— ich weiß es nicht. Mir scheint, ich hätte nie einen andern Menschen gesehen als Dich! Und wie ich ohne Dich leben soll — ich weiß es auch nicht. Ich weiß eben nur, daß ich nicht mit Dir leben darf. Und deshalb muß ich mich von Dir losreißen, und sollte ich darüber zu Grunde gehen. Um des Himmels willen, laß jetzt nicht die Vernunft sprechen! Es wäre ein gräßlicher Hohn auf ineine Empfindungen. Schweige lieber! Laß mich schweigend davongehen! Dann darf ich, wenn ich allein fein werde, doch noch glauben können an das, was nicht ist, und es wird mich trösten. Ich bitte Dich, Ada, schweige! Das ist das Einzige, was ich von Dir erbitte, und das wirst Du doch für mich thun können, sei es auch nur aus Mitleid und Barmherzigkeit . . Ich liebe Dich!"

Richard hatte sich Ada genähert und die letzten Worte geflüstert.

Sie stand noch immer mit abgewandtem Gesicht da, regungslos, und hatte den Blick nicht «oin Boden erhoben. Ihr Busen hob und senkte sich stürmisch, und ihre halbgeöffneten Lippen brannten.

Als der Hauch seines Athems ihre Wange streifte, erbebte sie . . .

Langsam erhob sie den Kopf und wandte sich zu Richard. Mit hell strahlenden Augen blickte sie ihn an, mit dem Ausdrücke unsagbarer Seligkeit.

Ihre Lippen rundeten sich zu einem entzückenden Lächeln. Alles, was sie bedrängt und geängstigt hatte, war abgestreift. Sie fühlte sich wie befreit, losgelöst von allem Jammer, wie in eine traumhafte Höhe emporgehoben, und in fchwindelndem Wohlgefühl schloß sie ganz langsam die Lider . . .

„Was ist das?" hauchte Richard mit zitternder Stimme.

Sie bewegte zu sanfter Abwehr bedächtig den Kopf. Sie wollte nichts hören, nicht einmal die Stimme des Geliebten.

Da schlang er leidenschaftlich seinen Arm um sie, preßte sie wild an seine hämmernde Brust und drückte seine glühenden Lippen auf die ihrigen, die den heißen Kuß willig erwiderten und nicht danach trachteten, sich der wahnsinnigen Liebkosung zu entziehen. Mit fliegendem Puls, mit keuchendein Athem, selbstvergessen und ohne Sinn für das, was sie umgab, drückten sie in inbrünstiger Umschlingung Lippe auf Lippe . . .

Erschöpft, mit schwerem Athem, mit müdem, holdseligem Lächeln blickte Ada zu dem Geliebten auf, voll überfließender Zärtlicheif, und ihren Kopf an den seinen schmiegend, flüsterte sie: „Dann stürbe ich auch!"

Jetzt erst hatte sie die Antwort auf Richards Frage gefunden: „Was würdest Du thun, wenn ich stürbe?" Und ihre Augen füllten sich mit Thränen.

Welchen Verlauf der sonnige Nachmittag weiter genommen hatte, wie sie in das Gasthaus zurückgekehrt waren, ob das Essen, das man ihnen aufgetragen, von guter oder schlechter Beschaffenheit war, um welche Stunde sie den Heimweg angetreten hatten — sie wußten es nicht. Sie mußten nur, daß sie beisammen waren, daß sie sich liebten.

Als der Wagen, den der Kutscher geschlossen hatte, von der Friedrichstraße in die enge Straße einbog, in der das Osterode'sche Haus lag, sagte Ada ganz unvermittelt:

„Ich habe Alles verloren, was ich besaß! Aber ich habe mehr gewonnen, als ich je geträumt hatte. Ich bin mit dem Tausch zufrieden. Und wenn Alles zu Grunde geht, ich habe Dich geliebt!"

Richard drückte ihre Hand, daß es sie schmerzte.

„Lebewohl!"

„Soll ich Dich nicht hinaufbegleiten?"

„Nein, heute nicht. Ich sehe Dich ja morgen. Lebewohl und denke an mich, wie ich an Dich denke."

Ein letzter langer Kuß besiegelte das Versprechen.

Da hielt der Wagen vor der kleinen Thür.

Richard begleitete Ada über den Vorhof bis an die Hausthür, drückte ihr da noch einmal die Hand, und Ada verschwand mit anmuthigem Lächeln.

Richard ließ sich geraden Wegs nach Hause fahren. Dort fand er einige geschäftliche Kleinigkeiten zur Erledigung vor. Er mußte auch an Schlemm schreiben.

Dann öffnete er ein Fenster, das auf die Straße führte, setzte sich auf das Fensterbrett und blickte stundenlang in glücklicher Gedankenlosigkeit vor sich hin. Erst als er von der nächtlichen Kühle fröstelnd zusammenschauerte, besann er sich auf sich selbst, vergegenwärtigte sich nun das Unglaubliche, das wirklich geschehen war, das Beseligende und Fürchterliche.

(Ter Schluß folgt im nächsten Hefte.)

Kronprinz Rudolf von Oesterreich.

von

ie sind vorüber die Tage des Schreckens, die auch die Stärksten bis in's tiefste Mark erschütterten, die Tage, die von Stunde zu Stunde immer Unglaubliches, Unfaßbares brachten. Die furchtbare Erregung, die Hoch und Nieder, Ali und Jung, die ersten Würdenträger des Staates und den letzten Tagelöhner in den entfernten Vororten der Residenzstadt, erfaßt hat, ist gewichen: aber zurückgeblieben ist der nagende Schmerz, der nicht weichen wird, so lange das Geschlecht lebt, das den Kronprinzen Rudolf in seiner Mitte wandeln sah, das seinen edlen vomehinen Sinn erkannte und seine glänzenden Anlagen bewunderte. Zu viele Hoffnungen hat der 30. Januar geknickt, als daß er nicht von jedem aufrichtigen und denkenden Bürger dieser Monarchie als ein Tag der schweren Heimsuchung betrachtet und für alle Zeiten verzeichnet werde» sollte. Mehr als zwei Monate sind seit jenem verhängnißvollen Tage dahingegangen, das Urtheil ist ruhiger, nüchterner und damit auch sicherer geworden; aber im innersten Wesen der Sache ist es das Gleiche, wie in der ersten Stunde. In der unglücklichsten seiner Schlachten hat Oesterreich keinen solchen Verlust erlitten, als in der Stunde, da Kronprinz Rudolf sich selbst verloren hatte.

Ein kaum angefangenes Leben liegt vor uns, das nicht zum Ziele feiner Entmickelung gelangte. Es bietet keine Großthaten, auch den Lorbeer des Kriegers hat eine lange Periode des Friedens ihm versagt, der Glanz des Erfolges, der die Stirne des siegreichen Feldherren krönt, zierte nicht die Schläft Rudolfs. Der Zauber, der von ihm ausströmte, entquoll der echten und wahren Liebenswürdigkeit seines Wesens, der reinen Menschlichkeit seiner Persönlichkeit, die zum Menschenherzen drang, weil sie auch in dem in der Hütte Geborenen den Menschen erkannte und dem Adel des Geistes den Werth beimaß, der ihm zukam.

Die Jugend des Kronprinzen Rudolf siel in die Zeit, in welcher sein kaiserlicher Vater die Zustände, in die das absolute System das Reich versetzt hatte, als „ererbte Uebelstände" brandmarkte. Alexander Bach und Leo Thun, welche das Reich geknebelt, Ungarn verwüstet, die Majestätsrechte an Rom ausgeliefert hatten, waren gefallen; der freiheitliche Gedanke war selbst in Oesterreich der herrschende geworden, auf ihn wurden die Hoffnungen für die Wiedergeburt des Reiches gesetzt. Dem Geiste des neuen Zeitabschnittes entsprach die Erziehung des Kronprinzen. Sein erster Erzieher zwar vertrat noch die Traditionen der Vergangenheit; der sechsjährige Knabe wurde von einem strengen, finsternen, querköpfigen Militär nach den Abhärtungs-Maximen behandelt, die in der Kaserne gegen den erst-besten Recruten in Anwendung kamen. Vielleicht wurde mancher Krankheitskeim, der Decennien später zu so tief beklagensmerthem Ausbruch kam, zu jener Zeit in den Körper des zarten Knaben gesenkt, als man diesen um Mitternacht mitj Trompetengeschmetter aus feinen Träumen riß und das schlaftrunkene Kind in ein eisig kaltes Bad tauchte. Ein Machtwort des Kaisers, vor dem eine mitleidige Kinderfrau des Kronprinzen einen Fußfall that, machte diesen thörichten Erziehungsversuchen ein Ende. Die Erziehung des Kronprinzen begann eigentlich erst, als Herr von Latour, ein feingebildeter und gelehrter Militär, ihre Leitung übernahm.

Es ist wohl überflüssig hervorzuheben, daß bei der Auswahl der Lehrer des Kronprinzen mit der größten Sorgfalt zu Werke gegangen wurde, namentlich später, als die höhere Ausbildung des Erzherzogs in Frage kam. Für die freiere Auffassung, die hinsichtlich der Erziehung des Kronprinzen maßgebend mar, ist es bezeichnend, daß dieselbe nicht ausschließlich als Familienangelegenheit betrachtet wurde. Als es sich um die Wahl des Lehrers für ungarische Geschichte handelte, befaßte sich der ungarische Ministerrath mit dieser Frage, der sich seinerseits wieder die Wohlmeinung Franz Döaks erbat.

Die Lehrer des Kronprinzen fanden einen hochbegabten Knaben von überaus rascher Auffassung, großem Fleiße und seltener Beharrlichkeit; Eigenschaften, die insbesondere bei der Erlernung der Sprachen zur Geltung kamen. Ein österreichischer Herrscher ist genöthigt, neben den Weltsprachen und der Staatssprache Ungarns noch eine Anzahl von Idiomen zu sprechen, und Kronprinz Rudolf bewältigte mit Leichtigkeit diese Aufgabe. Namentlich die ungarische Sprache beherrschte er in Wort und Schrift vortrefflich, ein Umstand, der ihm frühzeitig die lebhaftesten Sympathien in Ungarn einbrachte. An der höheren Ausbildung des Kronprinzen wirkte eine Reihe hervorragender Gelehrter mit: Hochstetter, Zeißberg, Gindel«, Ronay, Adolf Erner, Carl Menger, Leopold Neumann, Zhismann, Ambros u. A. theilten sich in der Aufgabe, den jungen Prinzen auf seinen künftigen Herrscherberuf vorzubereiten. Sie alle waren einig im Lobe des Talents, des Fleißes und des Pflichteifers ihres Schülers. Heute freilich ist die Frage gestattet, ob das Erziehungswerk nicht mit allzu großer Ueberhastung betrieben, ob dem lernbegierigen Geiste des Kronprinzen trotz dessen Begabung nicht zuviel zugemuthet wurde und ob es nicht richtiger gewesen wäre, den colossalen Lehrstoff, an welchen sich noch der theoretische Unterricht in den militärischen Wissenschaften schloß, auf eine längere Reihe von Jahren, über das Alter der Volljährigkeit hinaus, welche nach dem Hausgesetze mit dein zurückgelegten 18. Lebensjahre eintritt, zu vertheilen. Es giebt auch für den Geist eines begabten Jünglings eine Elasticitätsgrenze, die nicht ungestraft überschritten wird.

Untadelhaft aber war der Geist, in welchem die Erziehung und der Unterricht des Kronprinzen geführt und geleitet wurde. Die Weisung, welche Herr von Latour den einzelnen Lehrern für die Richtung des Unterrichtes gab, lautete kurz und bündig: „Wir wollen die Wahrheit! Folgen Sie Ihrer Ueberzeugung!" Und die Lehrer folgten ehrlich dieser Weisung. Einen Einblick in diese Erziehungsweise gewinnt man aus dem Tagebuch des Bischofs Hyacinth Ronay, welches dieser vor etwa zwei Jahren als Manuscript in nur zehn Exemplaren drucken ließ. Der Benedictiner Hyacinth Ronay, der wegen seiner Betheiligung an der ungarischen Revolution siebzehn Jahre das harte Brod der Verbannung brechen mußte, hat in dieses Tagebuch das Collegienheft über die Vorträge aus der ungarischen Geschichte vollinhaltlich aufgenommen. Ein freier, unbefangener Zug geht durch alle diese Vorträge. In den Lehrbüchern der Thun'schen Aera sind die Kreuzzüge als die höchste That des Mittelalters gepriesen. Anders urtheilt Ronay über die Führer dieser Völkerwanderung nach Osten: „Vor dem Symbol der Liebe knieten sie nieder, und der Eitelkeit huldigten sie lieblos; Selbstvergessenheit verkündeten sie, und für die Selbstsucht kämpften sie." Und die Gegenreformation unter Ferdinand II. charakterisirt dieser katholische Priester mit folgenden Worten: „Kniend vor der heiligen Jungfrau von Loretto gelobte Ferdinand II. mit heiligem Eide: „Den römisch-katholischen Glauben will ich auf den Trümmern der evangelischen Secten zu seiner einstigen Herrschaft wieder erheben!" Und nun entbrannte der verderblichste und unsinnigste Kampf, der mit den Waffen geführte Krieg um die religiöse Ueberzeugung, der dreißig Jahre hindurch Europa mit Feuer und Blut bedeckte; und als die eifervolle Leidenschaft in ihrem eigenen Feuer erstickte, war Alles vernichtet, nur nicht dasjenige, wogegen sie entflammt worden war. Der Säbel kann stmmn machen, aber eine Ueberzeugung wird er nie begründen." Wir fügen nur noch einige Sätze bei, in welchen Ronan, die Verhältnisse schildert, die zum Ausbruche des unheilvollen Nevolutionskrieges in den Jahren 1848 und 1849 drängten: „Die Furcht und die Antipathie der Factoren, welche den Thron umgaben, rissen die ungarische Nation in eine Richtung, in welcher sie Anfangs nicht gehen wollte. So entstand die nationale Vertheidigung, der offene Kampf, der Freiheitskrieg. Aber erst dann rollten unwiderruflich die blutigen Würfel, als jeder Versuch, die Verfassung zu retten, sich als vergeblich ermies. Das hätten jene Staatsmänner nicht vergessen dürfen, welche zwischen dem Throne und den Völkern standen; aber sie befolgten ohne Rücksicht aus die Macht der Verhältnisse die traditionellen Vorurtheile ihrer Vorgänger, sie gingen den alten Ideen nach, die oft als verfehlt sich erwiesen hatten, und so häuften sie selbst Ruinen auf Ruinen . . ."

Nicht ohne guten Grund heben wir diese Bruchstücke eines Collegienheftes hervor. Sie werfen ein klares Licht auf die Richtung, in welcher sich die Erziehung des Kronprinzen Rudolf bewegte; sie zeigen den Unterbau, auf dem sich in dem reisen Jüngling die liberalen Anschauungen ausbildeten und zu sorgsam geprüften und abgewogenen Neberzeugungen fonnten und festigten.

Mit achtzehn Jahren mar die Erziehung des Kronprinzen abgeschlossen; zu früh vielleicht mit Rücksicht auf die gewaltige Anspannung seiner Geisteskräfte, welche nothwendig war, um diesen Termin einzuhalten, zu früh vielleicht auch, weil er zu jung der Obhut eines so erfahrenen, weltklugen und doch so gewissenhaften Mentors wie Herr von Latour entzogen wurde. Aus feiner Studienzeit aber hatte Kronprinz Rudolf seine warme Neigung für die Naturwissenschaften und literarisches Schaffen in das praktische Leben mitgebracht, in welchem ihm seine Stellung in erster Linie auf den militärischen Dienst verwies. Mit allein Eifer gab er sich den ihm obliegenden Pflichten hin. Aber mit Vorliebe lag er dein Waidwerk ob, seine feine Beobachtung wandte sich den Thieren des Waldes zu, mit wahrer Lust weilte er in den herrlichen Gebirgsmäldern, welche Oesterreichs Residenz von allen Seiten umgeben; und wenn er von der Jagd heimgekehrt in seinem Arbeitszimmer ruhte, dann war es ihm Befriedigung, zur Feder zu greifen, um das Geschaute und Beobachtete dauernd festzuhalten.

Lebhafta Anregung und Förderung fanden diese Naturstudien durch den regen Verkehr mit dem Naturforscher Brehm, mit welchen! der Kronprinz durch seinen Lehrer der Naturwissenschaften Hofrath von Hochstetter bekannt gemacht morden war und an den ihn eine aufrichtige Hinneigung knüpfte. Als Mitarbeiter an Brehms „Thierleben" begann Kronprinz Rudolf seine literarische Thätigkeit mit mehreren lebendig und anschaulich geschriebenen Berichten über einige in den Donau-Auen vorkommende Raubvögel-Arten und über den sogenannten Rackelhahn, und die Schilderung des letzten bezeichnete Brehm selbst als eine vortreffliche und urwüchsige, als eine so frische und lebendige, dabei so treue und verläßliche, daß sie von keiner anderen erreicht, geschweige denn übertroffen wird.

Bald folgte ein selbständiges kleines Erstlingswerk: „Fünfzehn Tage auf der Donau", die Beschreibung eines Jagdausfluges, welchen der Kronprinz im April 1878 in Begleitung Brehms und des Ornithologen Hornmyer nach der unteren Donau unternommen hatte. Die Frucht der Reise nach Aegypten und Palästina, welche der Erzherzog im September 1880 wenige Monate vor seiner Vermählung machte, war das zweibändige Werk: „Die Orientreise", die gleichfalls von der feinen Beobachtungsgabe, von der scharfen Auffassung des Verfassers zeugte, aber auch von dessen Verständnis; für die Natureigenthümlichkeiten, das Volksleben und die Geschichte des Orients.

Die reifsten und formvollendetsten Arbeiten des Kronprinzen sind aber diejenigen, welche er für das auf seine Anregung in's Leben gerufene große Literatur-Werk: „Oesterreich-Ungarn in Wort und Bild" geschrieben hat. Als „ein die österreichisch-ungarische Monarchie schilderndes Volksbuch im großen Stile" mar dieses Werk vom Kronprinzen gedacht, als „ein Volksbuch im wahrsten Sinne des Wortes, welches eindringen soll in alle Schichten der Bevölkerung, Liebe zum Vaterlande erweckend und zugleich Bildung verbreitend, belehrend und veredelnd." Mit glühender Begeisterung hing der Kronprinz an diesem Werke; mit edlem Feuereifer schritt er an die Ausführung seines Planes, zur Mitwirkung die hervorragendsten Gelehrten, Schriftsteller und Künstler heranziehend, die er durch seine hohe Intelligenz entzückte, durch seine hinreißende Liebenswürdigkeit bezauberte. Ein kaum halb vollendeter Torso liegt heute vor; es ist aber der Wille des Kaisers Franz Josef, daß dieses Werk fortgesetzt werde. Unter dem Patronat der Kronprinzefsin-Wittve, unter der bewährten Redaction Josef Weilens und Moriz Jókais wird es hoffentlich seinen Abschluß finden im Geiste und nach den Intentionen seines Urhebers, das edelste sichtbare Denkmal für den hochgesinntn Kaifersohn, dessen Lebensfaden die Parze so früh und so jäh abgeschnitten.

Eine Reihe von Arbeiten in diesem Werke stammt aus der Feder des Kronprinzen. Die Einleitung zum Gesamtwerke, die Schilderung der landschaftlichen Lage Wiens, sowie jene des Wiener Waldes und der Donau-Auen, endlich die Einleitung des ersten Bandes über Ungarn sind vom Kronprinzen geschrieben. Alle diese Leistungen, welche das Maß des Dilettantismus weit überschreiten, zeichnen sich durch plastische Anschaulichkeit aus, in ihnen bekundet sich ein empfänglicher Sinn für die künstlerische Schönheit der literarischen Form, und ab und zu begegnen uns Anklänge an jene zündenden und packenden Aussprüche, die wir in den Gelegenheitsreden des Kronprinzen finden. Ewig denkwürdig werden für Wien, aber auch für alle freiheitlich und fortschrittlich gesinnten Oester

reicher die Worte bleiben, mit denen seine Rede bei Eröffnung der elektrischen Ausstellung i. I. 1883 schloß: „Ein Meer von Licht strahle aus dieser Stadt, und neuer Fortschritt gehe aus ihr hervor!" Das war keine den Zwecken der Etikette genügende Ansprache, das war ein Programm der Zukunft. Jedermann verstand die Bedeutung, und die Spitze fühlte man vor Allem dort, wo sie verwundete.

Seine schriftstellerischen Arbeiten brachten den Kronprinzen in nahe Beziehungen zu den literarischen und publizistischen Kreisen Wien. Er liebte es, Schriftsteller an sich heranzuziehen und in oft stundenlangen Gesprächen mit ihnen Belehrung und Unterhaltung zu suchen. Ein besonders lebhaftes Interesse flößte ihm der Journalismus ein. Nicht leicht hat je ein im Purpur Geborener der Bedeutung der Tagesliteratur so reges Verständnis; entgegengebracht wie der Kronprinz von Oesterreich. Das complicirte Räderwerk der hoch entwickelten Wiener Presse war für ihn ein Gegenstand förmlichen Studiums, er suchte in jedes Detail desselben einzudringen, er ließ sich über die Arbeit in der geistigen Werkstatt der Blätter ebenso genau unterrichten, wie über den technischen und Verwaltungs-Apparat derselben. Dabei drängte es ihn gleichzeitig, über die Personen Auskunft zu erhalten, welche in der Wiener Presse ihre Thcitigkeit entfalteten. Einzelne suchte er persönlich kennen zu lernen, über Andere trachtete er oft auf Umwegen Kenntniß zu erlangen, und es dürfte kaum Einen irgendwie bemerkenswerthen Mitarbeiter eines Wiener Blattes geben, dessen redactionelle Stellung, dessen Fähigkeiten und Verwendbarkeit dem Kronprinzen nicht genau bekannt gewesen wären. Kronprinz Rudolf war ein aufrichtiger, wohlwollender Freund der Presse, und er liebte es gerade in einer Zeit, in welcher Unwissenheit und boshafte Rohheit diese Presse zum Gegenstande der nichtsnutzigsten Verläumdung gemacht haben, sich offen an deren Seite zu stellen. Das Talent galt ihm eben mehr, als der Adelsbrief eines dahergelaufenen Welsen; die Unterhaltung mit einem geistvollen Reporter zog ihn mehr an, als die anspruchsvolle Langeweile eines im Schnürleib sich spreizenden Feudal-Junkers.

Denn was den Kronprinzen Rudolf auszeichnete, was seine Gestalt mit einer solchen Fülle von Sympathie umgab und was den Verlust dieser edlen Persönlichkeit zu einem so herben für Oesterreich und dessen Zukunft macht, das ist der Umstand, daß dieser Kaiserssohn gesellschaftliche Vorurtheile, die ihn von Geburt an umgeben hatten und die von dein Kreise, in dem er sich zunächst bewegen mußte, genährt oder wenigstens nicht bekämpft morden waren, durch seine vornehme Bildung und seinen scharfen Verstand zu überwinden und von sich zu streifen mußte. Er war ein Mensch, der menschlich fühlte und dachte, der keine künstliche Klassen-Schranke zog, bei welcher der Mensch für ihn erst ansing, Gegenstand der Beachtung zu werden. In diesem rein menschlichen Fühlen und Denken wurzelte auch seine politische Anschauung, darauf gründeten sich die Ansichten, die er sich über den Staat, die staatliche Verwaltung und über die Zustände in Oesterreich-Ungarn insbesondere gebildet hatte. Das arbeitende, intelligente Bürgerthum galt ihm als ein Hauptpfeiler des Staates; der besonnene maßvolle Fortschritt, wie dieses Bürgerthum ihn wünscht und anstrebt, fand die volle Billigung des Prinzen, der schon in jungen Jahren, als er noch in Prag residirte, den um ihn werbenden Feudal-Cavalieren einen entschiedenen Korb gegeben und das aristokratische Demagogenthum, das in unseren Tagen eine so vorlaute Nolle spielt, von seiner Thürs gewiesen hatte. Gleich entfernt von Radikalismus und Neaction fand er in dem vielgeschmähten Liberalismus noch immer eine sichere Grundlage für die Entwicklung des Staates, und in dieser gefesteten Neberzeugung vermochte ihn die wetterwendische politische Mode nicht wankend zu machen. Ein besonders eingehendes Studium hatte der Kronprinz der socialen Frage gewidmet; er beherrschte die Literatur dieses Problems mit einer Gründlichkeit, vor der jener junkerliche Dilettantismus beschämt zurücktreten muß, welcher den socialistischen Sport genau so betreibt, wie den Reit- und Rudersport. Die staatlichen Verhältnisse Oesterreichs-Ungarns beurtheilte er vom Standpunkte des Dualismus, als dessen treuen und aufrichtigen Anhänger er sich jederzeit bekannte. In Oesterreich aber fühlte er sich als Sohn eines deutschen Fürstenhauses; bei aller Sympathie, die er den nationalen Gennnungen der anderen Völker, insbesondere der Polen entgegenbrachte, huldigte er doch der Ansicht, daß der deutsche Stamm der feste Kitt dieser Monarchie sei, und daß die politische Führung, bei wohlwollender Berücksichtigung der anderen Nationalitäten, den Deutschen gebühre. Es war dem Kronprinzen Rudolf nie gegönnt, selbstthätig in die Staatsgeschäfte einzugreifen, und wenn er auch manchmal die Unthätigkeit, zu der ihn seine Stellung auf dem Gebiete der activen Politik verhielt, schmerzlich empfunden haben mag, so versuchte er doch nie, die ihm gezogene Schranke zu überschreiten. Aber er hat auch nie ein Geheinmiß daraus gemacht, daß er das Regime des Grafen Taaffe, welches sich auf die Slaven stützt und, um sich zu erhalten, den einzelnen Fraktionen der heutigen Reichsrathsmajorität die Rechte des Staates und die Stellung des Deutschthums preisgeben muß, für kein glückliches hielte, und daß er es beklagte, weil er aus der Fortsetzung dieses Regierungssystems die Schwächung der Kräfte des Staates besorgte, deren stramme Zusammenfassung er für die Zukunft des Reiches dringend geboten erachtete. Mit um so freundlicherer Gesinnung stand der Kronprinz dem liberalen Regierungssstein in Ungarn gegenüber, mit Vorliebe verkehrte er mit ungarischen Staatsmännern. In Ungarn hat auch kein Staatsmann es für geschmackvoll und sür guten Ton gehalten, von der Parlamentstribüne herab, ein ausländisches Vorbild nachahmend, gegen den Thronfolger des Reiches den polemischen Ton anzuschlagen; und ebenso wenig ist in Ungarn die auffällige Erscheinung beobachtet worden, daß einem Feste, welches der Kronprinz durch seine Anwesenheit auszeichnete, die Mitglieder des Ministeriums corporativ ferngeblieben wären.

Noch ein Wort über die Stellung des Kronprinzen zum deutschen Nachbarreiche und zu dem österreichisch-deutschen Bündnisse. Der Friedensbund, den Fürst Bismark mit dem Grafen Andrassn im September des Jahres 1879 abgeschlossen hat, fand nie einen aufrichtigeren und ehrlicheren Anhänger als den Kronprinzen Rudolf, der ein warmer Verehrer des deutschen Reichskanzlers und — mir sprechen von einer Zeit vor mehr als zwei Jahren — ein schwärmerischer Bewunderer des Kronprinzen Friedrich Wilhelm und seiner hohen Tugenden war. Der Kronprinz hat nie aufgehört, die Vortheile des österreichisch-deutschen Bündnisses rückhaltlos anzuerkennen, und nie ist einem Manne bittereres Unrecht zugefügt worden, als durch den Angriff des Berliner Junkerorgans dem Kronprinzen von Oesterreich, als dieser beschuldigt wurde, das Centrum einer antideutschen Liga zu bilden. Immer hat sich Kronprinz Rudolf als der Sproß der deutschen Herrscherfamilie gefühlt, deren jeweiliges Haupt bis in dieses Jahrhundert hinein die Krone des deutschen Königs und des römischen Kaisers trug, und in dem Bunde mit Deutschland erblickte er die den geänderten Zeitverhältnissen angepaßte Stellung, welche Oesterreich vordem im deutschen Bunde eingenommen hatte. Aber deni Selbstgefühle des Kronprinzen und seinem überaus empfindlichen, fast krankhaften Ehrgefühle konnte nur eine durchaus gleichberechtigte und gleichmerthige Stellung Oesterreich-Ungarns in dem Bündnisse entsprechen, und wie so mancher ehrliche Freund dieser Allianz fühlte sich auch der Kronprinz empfindlich verletzt, als vor zwei Jahren von der inspirirten deutschen Presse eine Camvagne gegen Oesterreich eröffnet wurde, in deren Verlauf Stimmen laut wurden, welche von Oesterreich nicht wie von einem coordinirten, sondern wie von einem untergeordnetem Factor sprachen. Fast zur selben Zeit begab sich der Kronprinz nach der deutschen Reichshauptstadt, um dem Kaiser Wilhelm zu dessen 90jährigem Geburtsfeste die Glückwünsche des Kaisers Franz Josef zu überbringen. Der Kronprinz benützte diesen Anlaß, um seinen peinlichen Empfindungen wegen der erwähnten Preßcamvagne Ausdruck zu geben. Zmiscenträreieen, die damals stattfanden, erzeugten Verstimmungen, welche leider über den flüchtigen Augenblick hinaus dauerten und in der letzten Zeit vielfach den Gegenstand sogar der öffentlichen Besprechung bildeten.

Und nun brechen wir ab. Die Züge des verblichenen Kronprinzen, auf den sich so herrliche Erwartungen vereinigten, mit dem so hochragende Hoffnungen in die Gruft sanken, wollten wir festzuhalten versuchen; ein Krankheitsbild zu entwerfen, liegt uns fern. Ein neidisches Schicksal hat den Kronprinzen Rudolf gefällt, dessen herrliche Gestalt in die späten Geschlechter ragen wird. Müßig wäre es, mit dem Geschick zu hadern, fruchtlos bliebe die Frage, ob es so kommen mußte, ob keine Rettung möglich war? Wie mächtig auch die Menschheit die Bahn des Fortschrittes hinanschreitet, welche glänzende Errungenschaften sie in allen Zweigen des Wissens und der Erkenntnis? ihr Eigen nennt, wie unermeßlich der Kreis ihrer Forschung sich erweitert: immer bleibt die Entwicklung der menschlichen Verhältnisse im untrennbaren Zusammenhange von den Persönlichkeiten, welche die Ideen der Zeit in sich aufnehmen und zu ihrer Vollstreckung berufen sind. Selten hat ein großes Volk diese Erfahrung bitterer und schmerzlicher empfunden, als jenes Oesterreich-Ungarns, als es seinen Liebling zum letzten Gange geleitete. In dem Sarge in der Kapuzinergruft ist ein Meer von Hoffnungen versenkt.

| | | |
|---------------|------------------------|---------------|
| | | |
| | von | |
| | Alfr. <5hr. Aslischer. | |
| | — Berlin. — | |

ie Beziehungen Ludwig van Beethovens zum Könige Friedrich Wilhelm III. von Preußen und zu Vertretern seines königlichen Hauses und Hofes sind sehr mannigfach und größentheils noch unaufgeklärt. Die Biographen dieses Tonmeisters erweisen sich, soweit sie diese denkwürdige Partie in Beethovens Leben überhaupt berücksichtigen, einerseits als sehr lückenhaft, andererseits als widerspruchsvoll und dunkel.

Indessen gewährt ein genaues Durchforschen der BeethovenReliquien, welche die musikalische Abtheilung der königlichen Bibliothek zu Berlin besitzt, vornämlich ein eingehendes Studium der „Conversationshefte" einen sicheren Einblick in die betreffenden Verhältnisse.

Auf Grund genauer Durchforschung jener literarischen BeethovenReliquien und anderer zugehöriger Literatur, darf sich der Verfasser im Stande halten, eine zusammenhängende Uebersicht und Feststellung all dieser Verhältnisse vorzutragen.

| | | |
|---------------|--|---------------|
| | | |
| | I. | |
| | Wir wissen, daß Beethoven im Jahre 1796 in Berlin gewesen ist, daß er viel bei Hofe verkehrt, mit dem damaligen musikkundigen Könige Friedrich Wilhelm II. selbst musicirt hat, ja daß ihn die Sage sogar zu einem natürlichen Sohne dieses Königes stempelt*). Wie den Prinzen Louis | |
| | *) Alles Nähere hierüber enthält des Verfassers Aufsatz: „Ludwig van Beethoven in Berlin" („Nord und Süd", Bd.39, S. 199-217, November 1386). Ferdinand, den Fürsten Radzimill und andere Prinzen des preußischen Königshauses, so lernte Beethoven schon damals auch den Kronprinzen, den nachmaligen König Friedrich Wilhelm III. und seine ideale, poesieverklärte Gemahlin Luise kennen. | |

Aber erst im Jahre 1814, während des Wiener Congresses, durfte der damals auf dem Gipfel seines Ruhmes stehende Beethoven dem Könige Friedrich Wilhelm III. von Preußen nähertreten; und damit sollten die Beziehungen des Meisters zum preußischen Hofe wieder neues fruchtbares Leben gewinnen. In der Congreßzeit war es ja unserem Beethoven beschieden, sich — seinem eigenen Ausdrucke gemäß — von den Potentaten Europas „den Hof machen" zu lassen und sich dabei „recht nobel" zu benehmen.

Friedrich Dunker, der Geheimsecretär des Königs von Preußen, hatte das Trauerspiel „Leonore Prohaska" nach Wien mitgebracht, um es daselbst aufführen zu lassen. In demselben wird bekanntlich die Geschichte des kühnen Potsdamer Mädchens dargestellt, welches die Befreiungskriege als Soldat mitmachte. Für dieses Theaterstück componirte Beethoven einen Kriegerchor für Männerstimmen ohne Begleitung: „Wir bauen und sterben", eine Romanze mit Harfe „Es blüht eine Blume" und ein Melodraina mit Harmonikabegleitung. Gerade bei dieser Gelegenheit instrumentirte Beethoven auch selbst seinen herrlichen Trauermarsch (Zlsrcis tunsbrs sull'a niorts sroö) in As-inoll aus der As-äur-Sonate op. 26 für großes Orchester, denn der Verfasser der „Leonore Prohaska" zog diese Orchestration des altbekannten Werkes einem neuen Trauermarsche vor. Dein Wiener Musikschriftsteller Dr. Sonnenleithner*) war sogar mitgetheilt worden, daß Beethoven auch eine Zwischenactsmusik zu diesem Trauerspiele componirt habe. Der gründlichste und umsichtigste aller Beethovenbiographen, Herr A. W. Thaver bemerkt jedoch mit gutem Grunde dazu: „Es ist aber von der Existenz keines dieser letztgenannten Stücke etwas Näheres bekannt, und sie haben wohl nie eristirt" (Thayer: Leben Beethovens III, S. 318).

Das Dunker'sche Stück gelangte übrigens in Wien nicht zur Aufführung, vermuthlich — wie Fräulein Giannatasio del Rio, die fürsorgliche Tochter des mit Beethoven befreundeten Pensionats-Vorstehers gleichen Namens, angiebt — weil im Jahre 1814 am Theater an der Leopoldstadt bereits ein Schauspiel ähnlichen Inhalts „Das Mädchen von Potsdam" zur Aufführung gelangt war.

| | | |
|---------------|---|---------------|
| | | |
| | Für Beethoven mar dieser Verkehr mit dem Könige Friedrich WilhelmIII. | |
| | *) Dr. Joseph Sonnenlcithiicr, Secrctär des Wiener Hoftheatcrs und Regiemugsrath, lebte von 1765—1835. Er ist ein um die Musikgeschichte Wiens, be> sonders um Mozart, wohlverdienter Mann. Er ist auch der Begründer der noch bestehenden „Gesellschaft der Musikfreunde", deren Sekretariat er bis zu seinem Tode versah. | |

und seinem Geheimen Cabinetssecretar zunächst nur ehrenvoll, ohne äußeren Vortheil, denn noch litten Preußen und sein Herrscher zu sehr unter den Folgen der langjährigen Kriegsnoth, als daß man sich zu einein irgendwie bedeutenden Mäcenatenthum gegenüber den Künstlern hätte emporschwingen können.

Wie arm übrigens damals unser Preußenland mar, erhellt z. B. aus einigen Mittheilungen des Dr. Carl von Bursv. Dieser, mit Empfehlungsbriefen von Beethovens geliebtestem Freunde, dem Pfarrer Amenda*) aus Kurland ausgerüstet, besuchte den Meister im Jahre 1816 und hat Notizen darüber in sein Tagebuch aufgenommen, welches im Jahre 1854 — nach stark geübter Censur — in der Petersburger Zeitung erschien. Dieses höchst interessante Tagebuch des Or. von Bursy enthält über Beethovens großartiges Congreß-Concert im November 1814 im Nedoutensaale folgende Eröffnungen: „Nach vielen Kabalen gab er (Beethoven) eine Akademie im Redoutensaale und erhielt vom Könige von Preußen ein Entrée-Honorar von 10 Dukaten. Sehr lumpig! Nur der Kaiser von Rußland bezahlte sein Billet honnett mit 200 Dukaten. Daß der General-Intendant der kaiserlichen Schauspiele, Graf Palfy, bei dieser Gelegenheit einen tüchtigen Wischer bekommen, freute ihn sehr. Diesem will er besonders nicht wohl. Für's Geld scheint Beethoven sehr rmpoirtirt, und ich muß gestehen, das macht ihn menschlicher, d. h. es bringt ihn uns näher". (Vgl. Thaver, Leben Beethovens III, 393.)

Von nachhaltigerem, durchaus günstigem Einflüsse ward für Beethoven im Congreßjahre jedoch die nähere Bekanntschaft mit dem durchaus kunstbegabten Fürsten Anton von Radzimill, der unsern Meister ungemein hochstellte.

| | | |
|---------------|--|---------------|
| | | |
| | Dieser Fürst, Statthalter des preußischen Großherzogthums Posen, war 1775 geboren und vermählte sich 1796 mit Prinzessin Luise von | |
| | *) Der Theologe und Musikenthufiast Karl Amenda gehörte in der ersten Wiener Zeit Beethovens zu den allerbesten Freunden des jungen Tondichters. Amenda kam dann als Pfarrer nach Talsen in Kurland. Die Briefe Beethovens an Amenda aus dieser Epoche sind ganz im Stile der damaligen rührseligen SchäferfreundschaftsPoesie gehalten. So schreibt Beethoven an denselben unterm 1. Juni 1800: „Mein lieber, mein guter Amenda, mein herzlichster Freund, mit iniger Rührung, mit gemischtem Schmerz und Vergnügen habe ich Deinen letzten Brief erhalten und gelesenWomit soll ich Deine Treue, Deine Anhänglichkeit an mich vergleichen, o das ist recht schön, dah Du mir immer so gut geblieben, ja ich weiß Dich auch mir vor allen bcbewährt und herauszuheben, Du bist kein Wiener Freund, nein. Du bist einer von denen, wie sie mein vaterländischer Boden hervorzubringen pflegt, wie oft wünsche ich Dich bei mir, denn Dein B. lebt sehr unglücklich, im Streit mit Natur und Schöpfer, schon mehrmals fluchte ich letzterem, dasz er seine Geschöpfe dem kleinsten Zufalle ausgesetzt, so daß oft die schönste Blüthe dadurch zernichtet und zerknickt wird, wisse, daß mir der edelste Theil, mein Gehör, sehr abgenommen hat" ?c. Beethovens Freund Amenda starb 18«) als Probst von Kurland. | |

Preußen. Tie Sommermonate verlebte er gewöhnlich auf seinein Jagdschlosse Antonin in Posen oder zu Ruhberg in Schlesien, die Wintermonate in Berlin. Hier mar er einer der eifrigsten Beschützer der- Kunst. Er war selbst vortrefflicher Tenorsänger, Bioloncellvirtuose und tüchtiger Componist. Bekanntlich ist seine bedeutendste tonschöpserische Leistung die Musik zu Goethes Faust, aus der bereits im Jahre 1810 der Osterchor „Christ ist erstanden" in der Singacaoemie gesungen wurde. Für die Berliner Singacademie mar dieser künstlerische Fürst bis zu seinem Tode (7. April 1833) von hervorragendster Bedeutung; diese berühmte Anstalt bewahrt ihm noch heute ein dankbares Andenken.

Fürst von Radziwill lernte frühzeitig Beethovens hohen Genius bewundern. Der Meister erkannte seinerseits die Huldigung des Fürsten durch die Tedication einer großen Orchestercomposition an. Das war die im Jahre 1814 componirte Ouvertüre in Oäur «p. 115, die den Beinamen „Zur Namensfeier" führt, von Andern auch „Die Jagd" genannt wird. Dieses Werk führte Beethoven dem Wiener Publikum zum ersten Mal am 1. Weihnachtstage 1815 in einem Wohlthätigkeitsconcert vor, in welchem noch seine „Meeresstille, dem unsterblichen Goethe hochachtungsvoll gewidmet" und das Oratorium „Christus am Oelberg«" zur Aufführung gelangten.

Die Widmung an den Fürsten von Radziwill gewinnt noch durch den Umstand eine besondere Weihe, daß Beethoven im Vollbemußtsein seiner tondichterischen Kraft, auf das Dedicationseremplar schrieb: „Große Ouvertüre, gedichtet und dem Fürsten Radziwill gewidmet."

II.

Die Geschichte den Äissa solsrnnis in v>änr («p, 123) bringt uns den Fürsten von Radziwill und den König von Preußen in eine sehr vortheilhafte Erinnerung.

Zuin besseren Verständniß dieser Begebenheiten muß noch Folgendes vorangeschickt werden.

Außer Ferdinand Ries darf als eigentlicher Beethovenschüler nur noch der Erzherzog Rudolf von Oesterreich bezeichnet werden. Dieser Fürst und Musiker, Beethovens „erhabenster Freund", dem eine große Anzahl der hervorragendsten Compositionen Beethovens gewidmet sind, wurde 1818 zum Erzbischofe von Olmütz ernannt. Als Tag seiner feierlichen Inthronisation ward der 9. März des Jahres 1820 festgesetzt, und zwar deshalb, weil dies der jährlich gefeierte Gedächtnißtag der Schutzheiligen von Mähren, der Apostel Cyrillus und Methodius war. Blitzschnell ward damals Beethoven von der Gedankennothwendigkeit durchzogen, daß er zu Ehren seines erhabenen Schülers und Freundes zu diesen. Tage eine feierliche Messe componiren müsse. Diese Composition wurde im Spätherbste 1818 begonnen; allein bis zum Tage der Jnstallationsfeier (9. März 1820) konnte kaum ein Stück dieser grandiosen Messe als vollkommen fertig angesehen werden. Erst 1822 konnte die letzte Hand an diese unvergleichliche Schöpfung gelegt werden, die Beethoven selbst als „8«Q oouvrs Is r>Iu8 aocoWpli" bezeichnet hat.

Im Jahre 1823, nachdem das Werk vollkommen fertig war, führte Beethoven den reiflich überlegten Plan aus, diese Messe im Mcmuscrivte allen großen und kleinen Höfen Europas zur Subscription anzubieten, indem er für jedes Exemplar ein Honorar von fünfzig Dukaten normirte.

Die interessantesten Einzelheiten dieses denkwürdigen Unternehmens weiß Beethovens langjähriger Gefährte Anton Schindler (Beethovenbiographie 3. Auflage, H. 16 ff., zu erzählen, dem mir für unsere Zwecke Folgendes entnehmen.

In dem deutschen Einladungsschreiben nennt Beethoven die Aissa solerurüs sein „gelungenstes Werk", in dem Schreiben an den französischen Hof aber „l'oeuvrs le plus sOoroM".

Das Resultat war in materieller Beziehung freilich nicht sonderlich aufmunternd. Im Ganzen ergab es nämlich nur sieben subscribirt, Exemplare. Zu den Subscribenten gehörten der Kaiser von Rußland, die Könige von Preußen, Frankreich und Sachsen, der Großherzog von HessenDarmstadt, ferner noch Fürst Anton von Radziwill und für den CcicilienVerein zu Frankfurt a. M., Director Schelble. Ein acht es Exemplar übersandte Beethoven an den Fürsten Nicolaus Boris von Galitzin nach St. Petersburg, woraus sich indessen allerlei pecuniäre MißHelligkeiten entspinnen sollten.

Das erste erfrischende Lebenszeichen erfuhr der sorgenvoll harrende Meister aus Berlin, vom Hofe des Königs Friedrich Wilhelm III. Die Anmeldung auf ein Subscriptions-Exemplar durch den königlich preußischen Gesandten in Wien, den Fürsten von Hatzfeld*) hat nun noch eine sehr charakteristische Episode im Geleite.

Den königlichen Beschluß erfuhr Beethoven nämlich durch Hofrath Meinhard, den Kanzleidirector der Gesandtschaft. Ob nun aus eigenem Impulse, oder zufolge allerhöchsten Auftrages, genug: Fürst von Hatzfeld

*) Da dieser Diplomat auch noch in den späteren Mitthcilungcn dieser Verhältnisse von Bedeutung erscheint, mögen einige Notizen über ihn gestattet sein. Franz Ludwig, Fürst von Hatzfeld ist den 22. Nov. 1756 zn Wien geboren, ward knrmailizischer Geh. Rath und Generallientcnant; 179» trat er in preußische Dienste und brachte es bis zum Gncrallieutenant (1802). Sein Schwiegervater, der Graf von der Schulenburg-Kehnrcrt, Gouverneur und Staatsminister, übertrug ihm 1806 die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten. Späterhin, nach dem Frieden, ward er mit diplomatischen Sendungen betraut? 1818 ging der Fürst als Gesandter nach den Haag, 1822 nach Wien, wo er den 3. Februar 1827, ca. 2 Monate vor Beethoven, starb. — Die fürstliche Würde, welche er 1803 von Preußen erhalten hatte, ging auf seinen Sohn, Friedr. Hcrm. Anton über, welcher 1874 starb.

Nord und End. XIIIX. .4«, 14

ließ den Tondichter durch Hofrath Wernhard fragen, ob er nicht den 50 Dukaten einen königlichen Orden vorzöge. Unverzüglich antwortete Beethoven: Fünfzig Dukaten! — Schindler bemerkt dazu: „Ter arme, schwer bedrängte Meister war des baaren Geldes so sehr bedürftig, und man offerirte ihm ein Ordensband auf den Rock! Ich war Zeuge dieses Vorfalls. Kaum hatte der Kanzleidirector das Zimmer verlassen, als der aufgeregte Beethoven sich in sarkastischen Bemerkungen über das Jagen nach Ordensbändern ausließ, die nach seinem Dafürhalten meistens auf Kosten der Heiligkeit der Kunst erobert seien."

Uebrigens sollte Beethoven später diese Anschauungsweise mit einer nicht unerheblich anderen vertauschen.

Bald indes; scheint es Beethoven leid geworden zu sein, seinem Herzen in dieser Weise Luft gemacht zu haben. Das beweist ein kurz darnach erlassener Brief an Anton Schindler, dessen Anfang also lautet:

„Papageno, sprechen Sie nichts, was ich von Prcufzen sprach. Es ist gar nichts darauf zu halten, nur Martin Luthers Tischreden gleichzustellen. Ich ersncke meinen Bruder ebenfalls, das Schloß nicht abzulegen und nichts unter oder ober der Selchwurstgassc hören zu lassen". (Nohl: Briefe Beethovens, 1865; Nr. 255),

Nebenbei sei bemerkt, daß bei Gelegenheit dieser Messen-Begebenheiten unserm Meister die bedeutungsvollste Auszeichnung widerfuhr, die sein gesammtcs Kunstleben aufzuweisen hat. Dies geschah leider durch keinen Deutschen, sondern durch Ludwig XVIU. von Frankreich — Ehre seinem Angedenken! Der erste Kämmerer des Königs, Herzog d'Achats, ineldete in den schmeichelhaftesten Ausdrücken, daß Se. Majestät dem Künstler eine goldene Medaille mit ihrem Brustbilde als Subscriptionspreis für die Nissa zu verehren geruht babe. Dieses Ehrengeschenk lmtte ein Gewicht von 21 Louisd'or und trug auf der Avers-Seite die Inschrift „voririö pur lo R«i a Nonsimir RsetKovsn". Diese Auszeichnung verfehlte wahrlich nicht, den leidenden, tief gekränkten Meister wieder aufzurichten.

Andrerseits offenbarte der arg geplagte Meister doch auch eine gewisse Saumseligkeit in der Erfüllung der übernommenen Verpflichtungen. Das geht insonderheit aus der Correspondenz mit der Kanzlei des Fürsten A. von Radziwill in Verlin hervor. Die königliche Bibliothek daselbst besitzt unter zahlreichen Beethoven-Reliquien auch aus dem Jahre 1824 zwei Originalbriefe aus Berlin vom 28. Juni und 3. August, welche der Secretär des Fürsten, Namens Krause (oder Krauts?) an Beethoven richtete. Den zweiten theile ich hier mit:*)

Mit besonderem Vergnügen hebe ich bei dieser Gelegenheit die aufzerordentliche Freundlichkeit nnd das Entgegenkommen des Herrn Dr. Kopfcrmann, Custos der musikalischen Abthcilnng der königl. Bibliothek hervor, durch welche es mir möglich wurde all die dort reichlich vorhandenen Beethoven-Schätze eingehend zn studircir. Zu meiner Freude nehme ich so wahr, dasz ein fortgesetztes Studium, namentlich der vielen

„Hochwohlgeborener Herr! Hochgeehrter Herr Kapellmeister! „Ew. Hochwohlgeboren ist es noch immer nicht gefällig gewesen, mir auf meine beiden ergebenen Schreiben vom 6. April und 23. Juni zu antworten, und ich bin daher immer noch nicht mit Nachricht darüber versehen, ob Sic die fünfzig Dukaten, die ich Namens Sr. Durchlaucht des Fürsten Anton Radziwill Ihnen zu übersenden die Ehre hatte, empfangen haben oder nicht? Seine Durchlaucht sind gestern hier angekommen und haben, als ich ihm heute aufwartete, sogleich nach Ihrer Messe gefragt.

„Ew. Hochwohlgeboren bitte ich daher so dringend als ergebenst: mich doch nur mit einem paar Worten von dem Empfange des Geldes zu unterrichten, und, wenn es sein kann, mir die Messe zu übrcfchicken, oder mich wenigstens zu benachrichtigen, wann der Fürst sich darauf Rechnung machen darf.

Genehmigen Sie die Versicherung der grösjesten Hochachtung, mit der ich die Ehre habe zu sein

Ew. Hochwohlgeboren ganz ergebenster

Krause (?)

Berlin, den 3. August 1824."

Zur Entschuldigung Beethovens muß jedoch betont werden, daß die schlechten Copieen der Messe die Schuld an dieser Saumseligkeit trugen.

Weit ungeduldiger erwies sich od solcher Saumseligkeit von Seiten Beethovens der Fürst von Hatzfeld, als Vertreter des Königs Friedrich Wilhelm IH., was aus folgenden Bemerkungen im Conversationshefte, vom Sommer 1823 hervorgeht (Heft Nr. 90; aus Hetzendorff, einer der beliebtesten Sommersitze für Beethoven). Da heißt es auf Blatt 24 d (von Schindlers Hand):

„Fürst Hatzfeld war so aufgebracht, dab er den Brief gar nicht lesen wollte, was er am Ende doch that; jedoch hat er mir aufgetragen, Ihnen zu sagen, daß er noch 14 Tage warten wolle, wo er entweder die Messe oder 50 H haben wolle. Die vidimirten Zeugnisse habe ich dort gelesen."

Doch klärte sich auch diese Wetterwolke zu allseitiger Zufriedenheit auf. Und in diesen, Jahre (1823) ebenso wie im folgenden sind die Secretäre des Königs von Preußen ebenso wie die des Fürsten von Radziwill sehr resvectvoll bei Beethoven in Wien anwesend und überschütten ihn förmlich mit Huldigungen aller Art. Ich lasse wieder die Conversationshefte reden, welche aus dieser Zeit ein anmuthiges kaleidoskopartiges Bild der ganzen Situation geben.

Im Frühjahr 1823 ist ein Herr Deetz*) aus Berlin, wie es scheint,

Conversationshefte Beethovens, noch manches neue Licht für die Erkenntnis; des Lebens Beethovens verschaffen wird.

*) ES ist nicht genau ersichtlich, wer dieser Herr Deetz ist; da er jedoch im Lanfe der Unterhaltung die Firma Duncker K Humblot erwähnt, liegt die Bermnthung nahe, daß er mit derselben und deni bereits früher erwähnten Geh. Cabinetsrathe Duncker im Zusammenhange steht.

als Vertreter des Fürsten von Radziwill bei Beethoven in Hetzendorff. Derselbe schreibt unter Anderm Folgendes:

(Blatt 47 ») „Meine große Verehrung für den großen Mann mag zu meiner Entschuldigung dienen, daß ich mich bei ihm selbst introduzire.

„Ich höre, daß Sie bisweilen Töplitz besuchen; sehr glücklich würde ich fein, wenn Sie einen Platz in meinem Wagen dorthin annehmen wollten.

„Ich höre, daß wir uns einer neuen Oper von Ihnen zu erfreuen haben" *).

(Blatt 47 K) „Einen großen Genuß haben mir die Schuppanzich'schcn Quartette gewährt **).

„Ein großer Verehrer von Ihnen ist der Musiklehrer meiner Kinder gewesen, Bernhard Klein aus Köln, erinnern Sie sich wohl seiner — ***)

„Fürst Radziwill spricht noch immer mit dem größten Enthusiasmus von Ihnen."

(Blatt 48») „Könnte ich wohl die Messe ans (?) Berlin mitnehmen?
„Witzleben.

„Wann eher glauben Sie wohl, daß die Messe fertig copirt sein wird.
„Posen wo er Statthalter ist's').
„Sie müßten sich einen Secretär zulegen.
„Werden Sie noch eine Bade-Ncise machen.
„Dunkcr K Humblot Buchhändler.
(48 d) „Staats Rath

„Witzleben der Flügeladjutant des Königs ist großer Musiklicbhaber und werden Sie mit ihm am besten auch über Musik componiren können.
„Da Fürst Radzivil nur die Wintermonate in Berlin ist;

Radzivil

im Deccmber hat Faust

von Goethe componirt."

Herr Deetz nimmt mit folgenden Worten vom Meister Abschied:

(Blatt 49 b): „Mendelssohn 12 Jahre alt (??)-j"s)
verspricht sehr viel — Groß Kind.

„Gott erhalte Sic noch lange der Welt."

*) Bekanntlich erhielt Beethoven im Jahre 1823 durch den Generalintendanten Grafen M. von Brühl den Auftrag, eine Oper für das Berliner Hoftheater zu schreiben. Es sollte jedoch, obwohl es gern accceptirt war, zu keiner zweiten Oper im Leben Beethovens kommen. Das Hierhergehörige habe ich ausführlich dargestellt in meinem Aufsätze „Fidelio-Aufführungen" in der Berliner Wochenschrift „Der Bär" Nr. 28 und 2S des Jahres 188«.

Es ist Ignatz Schuppauzigh, der famose Solo-Geiger und QuartettAnführer, Beethovens „Mulord Falstaff".

***) Bernhard Klein, geb. 17S3 zu Köln, lebte seit 1817 in Berlin, ward da» selbst Universitäts - Musikdirektor. Der Componist der Oratorien „Hiob", „David". „Jephtah" u. f. w. starb in Berlin am 9. Septbr. 1832. Es ist nirgendwo bekannt gegeben, daß Beethoven ihn persönlich gekannt hatte, -s) Nämlich der Fürst von Radziwill.

-s-f) Felix Mendelssohn war in dem Jahre 1323 über 13 Jahre alt.

III.

Hinsichtlich des Fürsten von Radzimill verdient auch noch der Umstand hervorgehoben zu werden, daß der Fürst und Beethoven in gewisser Beziehung als Rivalen anzusehen sind. Bekanntlich nährte auch Beethoven lange die Idee, Goethes „Faust" in Musik zu setzen; ja, diese Aufgabe erschien ihm sogar einige Zeiten hindurch als „das Höchste in der Kunst", wie er sich einmal ausdrücklich gegen Friedrich Rochlitz, den seiner Zeit berühmtesten Musikschriftsteller, ausgesprochen hat. Die Conversationshefte des Jahres 1823 enthalten ebenfalls Anspielungen darauf, die der Besuch des Berliner Concertmeisters K. W. Henning*) hervorlockte. Der Concertmeister überbringt Empfehlungen von dem uns bereits bekannten Geh. Cabinetsrathe Duncker und weiß vor Beethoven noch allerlei interessante Dinge auszukramen.

Der Besuch Hennings bei Beethoven ist in zwei verschiedenen Conversationsheften des Jahres 1823 aufgezeichnet, die — wie es den Anschein hat — doch wohl gleichzeitig benutzt worden sind. Es sind dies die auf der Bibliothek mit Nr. 84 (42 Blatt), vom Ende des Jahres 1823, und mit Nr. 66 (44 Bl.), vom November 1823, bezeichneten Hefte. Da es sich dabei offenbar nur um einen einzigen Besuch Hennings handelt: so gehören die hierauf bezüglichen Parteen beider Hefte auch zusammen.

Ich lasse erst Einiges aus Heft 84 (vom Ende 1823) folgen.
Der Geiger Schuppanzigh spricht:

(Blatt 5 b) „Der preußische Concertineister Henning wünscht seine **) Bekanntschaft zu machen."

Dann Henning also:

Schon längst habe ich mir die Ehre Ihrer großartigen Bekanntschaft gewünscht, indem ich als Geiger sowohl wie als Tonsetzcr zu Ihren zahllosen Verehrern gehöre, jetzt, da ich die Musik - Direktion (Blatt 6 a) des in Berlin neu zu eröffnenden Theaters übernommen habe, glaube ich die Eröffnung desselben nicht würdiger stellen

*) Karl Wilhelm Henning, tüchtiger Violinkünstler und Dirigent ist am 31. Janur 1734 zu Berlin geboren, concertirte öffentlich, ward 1811 Kammermusiker der Hofcapelle und seit 1822 königl. Concertmeister. Henning war auch eine Zeit lang Musikdirector des neuen Königstädtischen Theaters; 1833 wird er Mitglied der eben errichteten musikalischen Scction der Akademie der Künste, 1836 königl. Musikdirector und im Jahre 184« von Friedr. Wilh. IV. zum königl. Capellmeister ernannt bald darauf auch Ritter des rothen Adlerordens. Im Jahre 1843 ward er bei Gelegen» heit seines 50jährigen Dienstjubiläums ehrenvoll pensionirt. Henning starb im April 18V7 zu Berlin. Er hat außer einer Oper die Musik zu 30 Dramen und zu 2 Ballets componirt, dann Cantaten, Gesänge und besonders noch viele Kammermusikwerkc.

**) Wenn der wohlbeleibte Ignatz Schuppanzigh hier nur keinen Sprachschnitzer begangen hat, dürfte Mancher ausrufen. Doch der Wahrheit die Ehre. Die Conversationshefte machen es unzweifelhaft, daß Beethoven und Schuppanzigh sich gegenseitig mit „Er" anredeten; sie erzten sich.

zu können, als wenn ick) Sic ersuche, uns Ihren Prolog für das Joscfsstädtische Theater mittheilen zu wollen.

„Mir wäre es nur um die Musik zu thun, indem unser Theaterdichter die nöthigcn Veränderungen machen wird.

„Hr. Beethmann *) ans Berlin hat die Dirccction dieses neuen Theaters, er ist (6 K) diesen Augenblick hier und wünscht mit Ihnen über diesen Artikel zu sprechen.

Ich hoffe Ihre Musik so gut auszuführen, wie es Ihrer Mnse würdig ist." Dann folgt noch Vielerlei über die Oper in Berlin, endlich noch der Satz:

„Bethmann ist ein sehr charmanter Mann, der sich ohmnöglich die Freude versagen kann, Ihre vcrehrliche Bekanntschaft zu machen." Der in diesen Aufzeichnungen erwähnte „Prolog für das Josephstädtische Theater" ist nichts Geringeres als die große Ouvertüre „Zur Weihe des Hauses" («p. 24), womit es folgende Bemandtniß hatte.

Im Jahre 18W übernahm der mit Beethoven befreundete Bolksdramatiker Karl Friedr. Hensler, zur Zeit Director der vereinigten Theater zu Preßburg und Baden (bei Wien), auch die Direction des Joseph st ädter Theaters in Wien, eines Theaters, welches einen universellen Charakter an sich trug. Hensler ist der Verfasser vieler Volksstücke, als da sind: „Der Alte überall und nirgends", „Das Donauweibchen", „Rinaldo Rinaldini", „Der Teufelsmiiller", „Der Feige von Bomsen" «.***) Hensler ließ nun ein ganz neues Theater errichten, zu dessen Einweihung der Vorabend des Namenstages des Kaisers, der 3. October des Jahres 1823 festgesetzt wurde. Zum Festspiele erkor man Kotzebues „Ruinen von Athen" mit der Beethoven'schen Musik aus, dasjenige Stück, welches bereits im Jahre 1812 zur Einweihung des Pesther Theaters glücklich gedient hatte. Jetzt nun inußte Dichtung und Musik eine Neugestaltung erfahren. Den Text von Kotzebue hatte der beliebte Wiener Volksdichter Carl Meisl umzubilden, ihn besonders den ganz heterogenen Theater und Stadtverhältnissen zu accommodiren. Beethoven freilich war init Meisls Verskunst und Gestaltungskraft sehr wenig zufrieden. Seinen Zorn gegen den Volksdichter Meist entlud der Tondichter durch das bekannte schlagende Epigramm: „Zum Meißel ist er gut, aber zum Bildner?!" — Beethoven sollte an der Musik theils Veränderungen vornehmen, theils

*) Heinrich Eduard Bethmann, der Schauspieler, Regisseur und TheaterDirector, lebte von 1774—1857; 1794 ward er an der königl. Bühne in Berlin angestellt, welche er jedoch nach dem Tode seiner hochbcruhmtcn Gattin, der Schauspielerin und Oprnsängcrin Friederike Auguste Konradinc B., geb. Miltner, im J.1815 vcrließ, um »ach einander die Regie des Köuigstädter Theaters, dann die Direktion des Aachener und Magdeburger Theaters zu bekleden u, s. w. Bethmann starb in Halle.

**) All dieses erzählt ebenso eingehend als interessant der Beethoveiibigraph Anton Schindler (II. Band, III. Auflage, S. 5 ff.).

Neues hinzufügen. Aber diese Gelegenheit sollte als sogenannte „GelegenHeits-Composition" eines der hervorragendsten Werke des Meisters zeitigen, eben die große, im fugirteu Stils componirte Ouvertüre „Zur Weihe des Hauses" («p. 124)oder, wie sie ursprünglich hieß „Zur Weihe des Tempels". Gemäß der Würde des Kunst-Ereignisses sollte eine ganz neue Ouvertüre entstehen, weil die ursprüngliche „Einleitung" zu den „Ruinen von Athen" als zu leicht und unbedeutend sür diesen hohen Zweck befunden worden war. Trotz der dabei zu Tage tretenden vielen Aergernisse, Kümmernisse und vielfältigsten Zornesentladungen glückte das Ganze doch vortrefflich, und — das ist hier mit Wehmuth festzuhalten — Beethoven konnte trotz seines sehr arg vorgeschrittenen Gehörleidens doch noch zum letzten Male am Piano die Ober-Leitung eines derartigen Kunstabends glücklich durchführen, wobei ihn Capellmeister Franz Gläser, nachmaliger Hofcapellmeister in Kopenhagen und Anton Schindler that kräftig unterstützten.

Nun ist der Inhalt der oben mitgetheilten elliptischen Floskeln aus d en Conversationsheften jener Zeit klar. Sowohl Concertmeister Henning als auch Theaterdirector Bethmann, entzückt von dem Erfolge der neuen Tonwerke Beethovens, wollten dieselben, namentlich die machtvolle Ouvertüre „Zur Weihe des Hauses" in Berlin zur Aufführung bringen. Und so geschah es denn auch.

Sehen wir uns nunmehr die Henning'schen Aufzeichnungen bei Beethoven im Conversationshefte Nr. 66 vom November 1823 an. Da ist also zu lesen:

(Blatt 1 d) „Ich (so. Henning) habe Ihnen sehr viele Empfehlungen von dem Geheimen Kabinetstrath Dunk er zu machen.

„Gestern hat Schuppanzig eines von meinen Quartetten ganz vortrefflich gespielt —

„Wir bleiben noch 10 Tage hier."

(Blatt 2 a) „Ihre Regierung hat sich leider schon von Alters her in dieser Hinsicht ausgezeichnet, und es ist traurig zu sehen, welche Consequenz sie in dieser Hinsicht behauptet.

„Da ist man in Berlin sehr glücklich, denn wir leben in voller Freiheit, und die Künste und Wissenschaften blühen immer mehr und mehr, und würden noch mehr gedeihen, wenn der Egoismus von Spontinis nicht einen Riegel vorschöbe." (2 i>) „Den Künstler schmücken nicht Orden, sondern die Kunst". Die dazwischengeworfenen Reden Beethovens wird man sich danach leicht ergänzen können und immer auf's Neue erkennen, wie mannigfach belebt, geistvoll all solche Gespräche mit dein „tauben" Meister geführt wurden. Immer leuchtet fernerhin die Thatsache daraus hervor, daß die Kunst Beethovens in Wien mehr und mehr den fruchtbar nährenden Boden verlor, während sie in Berlin zusehends höher stieg. Das empfand auch Beethoven und richtete in allen wichtigen Kunstmomenten seines fernen Lebens stets sehnsuchtsvoll die Blicke nach Berlin hin, trotz des damals allmächtigen Generaldirectors Spontini.

Im Verlaufe seiner Unterredung kommt Henning (Heft 66) dann wieder auf den Fürsten von Radzimill zu sprechen und sagt:

(Blatt 2 b) „Er (««.Radzimill) ist wechselweise in Berlin und in Posen, wo er Statthalter ist, er spielt Ihre Quartetten vortrefflich, wir haben manche Stücke

2 bis 3 Mal mit einem immer erhöhten Vergnügen bei ihm gespielt, zuweilen bis

3 Uhr die Nacht.

„Er hat mehrere Scenen aus Goethes Faust sehr glücklich für Orchester bearbeitet.

„Es wäre sehr schön, wenn Sic diese Idee*) einmal realisiren wollten, und (3 a) ich wünschte, daß Sic die Güte, mir diese und Ihre ganze Ansicht schriftlich mittheilen wollen, damit sie dem Dichter zur Norm dienen.

„Wir haben bcy unsrm Theater einen sehr talentvollen jungen Dichter**) der gewiß Ihrer Forderung entsprechen wird.

„Man hat sich hier gewundert, wie ein Berliner so musikalisch sein könnte, um ein richtiges Quartett zu schreiben.

(3b) „Wenn Sic es erlauben, gebe ich mir noch einmal die Ehre, Ihnen meine Aufwartung zu machen, und hoffe, daß Sie mir alsdann Ihre Ideen über den Faust mitthcilen werden."

Freilich dachte die eigenste Quartettgenossenschaft Beethovens von Hennings Quartettcomposition nicht sonderlich hoch, denn Schuppanzigh, der Quartettkünstler rmr öxeelleuoe, schreibt ganz unverblümt vor Beethoven in eben dieser Zeit noch einige Worte über den Berliner Concertmeister auf, die ihn als Menschen ebenso hoch, wie als Componisten tief stellen. Da steht denn also im Conversationshefte Nr. 82 (vom Ende 1823) aus Blatt 1b Folgendes von Schupvanzigh's Hand:

„Hennig ist in Berlin bekannt als ein sehr rechtschaffener Mensch.

„Seine Composition ist nicht schlecht, jedoch von vernünftig ist keine Rede."

Die vorhandenen Conversationshefte geben keinen Aufschluß darüber, ob' Henning noch einmal von Beethoven empfangen wurde oder nicht. - Damit verlassen wir diesen Berliner Tonkünstler. Bevor mir nun auch den Fürsten von Radzimill verlassen, sei hinsichtlich der Beziehungen zwischen demselben und Beethoven noch bemerkt, daß gerade die Begeisterung dieses Fürsten auch den russischen Fürsten von Gallitzin zu einem der merkwürdigsten Bewunderer der Beethoven'schen Titanengröße entwickeln half. Im Jahre 1824 nämlich war Fürst von Radzimill, wie wir bereits wissen, in Petersburg. In diesem Jahre schreibt denn der enthusiastische Boris von Gallitzin an Beethoven: „Fürst Radzimill, auch ein Bewunderer Beethovens, sei von Berlin eingetroffen und habe das Vergnügen genossen, bei der Aufführung der Messe gegenwärtig zu sein." (Vgl. L. Röhl, Leben Beethovens III, 510).

Hieraus begreifen mir, daß der Fürst von Radzimill gleich nach seiner

*) Das heißt, ebenfalls Goethes Faust in Musik zu setzen.

Concertmeister Henning mag hier den musikalischen Dichter Ludwig Rellstab im Sinne haben, der seit 1W3 wieder in Berlin sein Domicil hatte; die Redaction der Voss. Zeitung übernahm dieser erst im Jahre 1826.

Rückkehr aus Petersburg seinen Secretär Krause, wie oben erzählt morden ist, eifrig nach der Beethoven'schen Messe fragen mußte. Das war von reinster Kunstbegeisterung dictirt. Auch schreibt jener russische Fürst einmal: „Er und Radzimill spielten ewig Beethoven'sche Compositionen."

In den geistesvornehmen Kreisen Berlins ward des Fürsten von Radziwill großes Musiktalent unuinwunden anerkannt. So enthalten die Varnhagen'schen Denkwürdigkeiten*) in einem Aufsätze „Der Salon der Frau von Varnhagen, Berlin, im März 1830" von einem ungenannten Autor über diesen Fürsten Folgendes: „Frau von Varnhagen sagte, ich sei ihr als ein Musikfreund empfohlen, und freute sich, daß ein pmKschöne Stimmen sich zum Abend bei ihr angesagt, auch würde vielleicht Fürst Radziwill kommen, der jede Gelegenheit, Musik zu hören und zu üben, gern wahrnehme; er sei der größte Musikfreund, den sie je gesehen, er übertreffe darin weit den berühmten Fürsten Lobkomitz**), der freilich größere und lärmendere Mittel aufzubieten gehabt; aber Radziwills Leidenschaft sei emster und tiefer, und seine Compositionen zu Goethes Faust reihten ihn den großen Meistern an."

Beethovens Verhältnis; zu dem in Berlin residirenden Fürsten von Radzimill blieb rein, ungetrübt. Wie sehr man in weiteren musikalischen Kreisen die gegenseitige Hochschätzung dieser beiden Geister zu würdigen verstand, kann auch noch daraus ersehen werden, daß die „Schottischen Lieder" Beethovens, die derselbe im Jahre 1815 mit Begleitung des Clavieres, der Violine und des Violoncells («p. 108) bearbeitete, späterhin nach Beethovens Tode, vom Verleger der Gesänge, vom Herrn M. Schlesinger aus Berlin, aus eigenein Antriebe dein Fürsten A. von Radzimill gewidmet wurden.

Anders gestaltete sich das Verhältnis; zu „MorisöiAneur Is ?i-in«g I'ïooläus L«ri8 Äs ösllitnin". Denn durch diesen erwachsen unserem Meister viele MißHelligkeiten.

*) K. A. Varnhagen von Ense: Denkwürdigkeiten und Vermischte Schriften Band VIII. S. 589/SS9. 1859; herausgegeben von Ludmilla Assing.

**) Der hier erwähnte Fürst von Lobkowitz gehörte in Wien zu der berühmten Trias (Lobkowitz-Kinsky-Rudolph>, welche die äußere Lage Beethovens sicher zn stellen wußte; er gehörte überhaupt zu den eifrigsten Verehrern und Förderern des Beethoven'schen TongeniuS. Diesem Fürsten find u. A. folgende hervorragende Tonschöpfungen des Meisters gewidmet: Liitoniä oroieiï (op. S5); die Symphonie in OmoU (op. 67) und die Symphonie psstorals («r>. 68), woran jedoch beide Male Graf Rasumowsky participirt; die 6 Quartette «i>. 18 und Quartett in Ls («v 74); das Trivelconcert ox. 56; dann noch der Liederkreis „An die ferne Geliebte" («x. 98),

(Der Schluß sotgt im nächsten Hefte.) , Giordano Bruno.

| |
|--|
| von |
| Hedwig Bender. |
| — Eissnach. — |

eit geraumer Zeit wendet sich das allgemeine Interesse in der gesamten civilisirten Welt in immer steigendem Maße dem großen italienischen Denker und Geisteshelden, dem diese Zeilen gewidmet sind, zu. Bisher war die Größe des außerordentlichen Mannes nur in Fachkreisen recht gewürdigt morden, und sein Name wurde außerhalb derselben kaum jemals genannt. In den letztvergangenen Jahren aber haben die Ereignisse, die sich in Italien aus Anlaß der beabsichtigten Errichtung eines Giordano Bruno-Denkmals in Rom abspielten, die unerwarteten Schwierigkeiten, die sich der Verwirklichung dieses Planes entgegenstellten*) und die heftigen Kämpfe zwischen den Anhängern und Gegnern desselben die allgemeine Aufmerksamkeit zu wiederholten Malen auf ihn gelenkt.

Nun wird die Angelegenheit, die so viel leidenschaftliche Aufregung hervorgerufen, bald ihren endgültigen Abschluß finden; nun trennen uns nur wenige Wochen noch von dem Tage, der das viel umstrittene Standbild enthüllt. Je näher aber der entscheidende Augenblick heranrÄckt, um so nachdrücklicher macht sich auch die Erkenntnis; geltend, daß es ein denk

*) Man erimirt sich, daß der clcrikal gesinnte römische Gcmcinderath finer Zeit seine Einwilligung zur Errichtung des Denkmals verweigerte, ein Vorgehen, das in allen antiklerikal und national gesinnten Kreise» Italiens einen Sturm des Unwillens hervorrief und die Dcnkmalsfrage mit einem Schlage zu einer parteipolitischen Frage allerersten Ranges erhob. Bei den Neuwahlen' zum römischen Gemeinderath im Herbst 1888 ward dann die clcrikal gesinnte Mehrheit desselben durch eine liberal gesinnte, die ohne Zögern ihr Botum zu Gunsten G. Brunos abgab, ersetzt.

würdiges, ein mahrhaft weltgeschichtliches Ereigniß sein wird, das sich an jenein Tage in Rom vollzieht. . . Schon der Platz, für den das Denkmal bestimmt ist, redet eine ergreifende Sprache — denn es ist der alte Ketzerverbrennungsplatz, die Stätte, auf der einst Bruno selbst den Feuertod erlitt! Es ist begreiflich, daß das Interesse des großen Publikums sich vorzugsweise nach dieser Richtung wendet, und daß die Theilnahme, die sich in weiten Kreisen für die Persönlichkeit G. Brunos kund giebt, in erster Reihe dem Märtyrer, der für feine Ueberzeugung starb, dem kräftigen und opferfreudigen Manne, den römische Unduldsamkeit und römischer Fanatismus dein Flammentode überlieferten, gilt. Aber hinter dem Märtyrer und Vorkämpfer der Geistesfreiheit steht doch der Denker, der Philosoph Der Geist der Unduldsamkeit und des Fanatismus hat zahlreiche gleich beklagenswerthe Opfer gefordert; aber das jammervolle Schicksal dieser Unglücklichen hat nicht verhindern können, daß ihre Namen der Vergessenheit anheim gefallen sind. . . . Giordo.no Bruno ist nicht vergessen morden, so wenig wie Girolamo Savonarola und Johann Huß. Er ist unsterblich, weil seine geistige Bedeutung ihn hoch über die große Schaar jener Namenlosen und freilich auch über die beiden zuletzt Genannten, so bedeutende und außergewöhnliche Erscheinungen sie auch in ihrer Art gewesen sind, erhebt.

Professor Lasson hat unfern Philosophen in einer geistvollen Studie mit Martin Luther verglichen — und wie dieser ist er denn auch thatsächlich ein Erlöser vom Joche der Tradition gewesen; wie dieser hat er kühn und unerschrocken wider alteingewurzelte Mißbräuche und Vorurtheile gekämpft; wie dieser hat er im eminentesten Sinne befreiend und fördernd gewirkt. Nur daß er nicht im Dienste des Glaubens, sondern im Dienste der Wissenschaft stritt; nur daß es ihm nicht bloß um die Erschütterung der geistlichen Autorität und Präponderanz des Papstthums zu thun war, sondern um die Erschütterung der gesamten aristotetisch-mittelalterlichen Auffassungsmeise, die damals noch die allgemein herrschende war; um die Befreiung der Geister vom Banne scholastischer Spitzfindigkeit und engherzigster, pseudo-missenschaftlicher Orthodoxie. „Weniger für das Volk, wie die deutsche Reformation und Mystik," sagt Carrwre von ihm, „mehr für eine Aristokratie der Gebildeten, wie die Cultur der Renaissance überhaupt, trug er die Fackel der Wahrheit." Er selbst mar eben seiner ganzen Sinnes- und Denkart nach ein echter, wenn auch nachgeborener Sohn und verspäteter Repräsentant jener wunderbaren Zeitepoche, während welcher sich das gesamte Abendland weitteifemd mit dem Geiste antiker Bildung zu durchdringen strebte; er selbst hatte sich durch das Studium antiker Denker und Dichter und zugleich auch durch dasjenige des Kopernikus zu einer großartig freien und weitherzigen Welt- und Lebens-Anschauung erhoben.

Mit dieser aber stand er, der um die Mitte des 16. Jahrhunderts geboren war, unter seinen Zeitgenossen fast allein. Denn in jener Periode des gewaltigsten Glaubenskampfes, in der die gesamte abendländische Christenheit in zwei feindlicheHeerlager gespaltenerschien und derprotestantischgerinanische Geist gewaltsam nach Befreiung vom Joche des alten Kirchenwesens und des unfehlbaren Papstkönigs rang — in jener Periode dogmatischkirchlicher Streitigkeiten mar naturgemäß für einen freien, kühnen und selbständig denkenden Geist wie den Giordanos und für eine Weltanschauung, die die konfessionellen Grundlagen des Protestantisinus ebenso gut wie diejenigen des Katholicismus tief unter sich gelassen hatte, kein Raum. Dieser innere Gegensatz, in welchem Giordano Bruno zu dem Geiste seiner Zeit und Umgebung stand, ist ihin verhängnißvoll geworden; er war es, der ihn friedlos und rastlos machte und der sein ganzes Dasein zu einem einzigen unausgesetzten Kampfe gestaltete, in dem er Heimat und Vaterland und am Ende auch Freiheit und Leben verlor.

Doch nicht von den persönlichen Schicksalen des großen Mannes soll an dieser Stelle die Rede sein*), auch nicht von seiner dichterischen Be

*) Nur kurz gebe ich hier für Diejenigen, denen dieselben erwünscht fein sollten die wesentlichsten biographischen Daten. G. Bruno wurde 1548 zu Nola in Campanien geboren. Er trat in seinem 15. Lebensjahre zu Neapel in den Dominikanerorden ein, erlangte 1572 die Priesterweihe, mußte aber 1576 seiner freisinnigen Ansäiauuigen wegen aus dem Kloster entweichen und flüchtete, da er sich in Italien nicht mehr sicher fühlte, bereits 157« nach Genf. Von da an führte er 12 Jahre lang ein unstätes Wanderleben, das ihn von Genf zunächst nach Frankreich und England, dann abermals nach der französischen Hauptstadt und dann auf mehrere Jahre nach Deutschland trieb. Von der Feindschaft engherziger kalvinischer Theologen und erbitterter scholastischer Gegner fast ebenso sehr wie vom Hasse der römischen Kurie verfolgt, vermochte er nirgend eine dauernde Heimstätte zu finden. Gleichwohl feierte er in Paris (1580—83) und London (1583—85) großartige Triumphe; die Gunst König Heinrichs Iii. und der großen Königin Elisabeth sowie diejenige anderer ausgezeichneter Persönlichkeiten genoß er in hervorragendem Maße, und nicht bloß iu Toulouse (1578—80), Paris und Oxford, sondern auch in Wittenberg (1586-88), in Helmstedt (1589—««) und schließlich auch in Zürich und Padua (1592) lehrte er zum Theil mit außerordentlickem Erfolge an den Hochschulen, Vorübergehend hat er sich auch in Prag aufgehalten (1585), wo er Kepler und Tycho de Brahe kennen lernte und die Gunst Kaiser Rudolfs II. (wie nachmals in Helmstedt diejenige des freigesinnten Herzogs Julius) errang. Von Sehnsucht nach seinem Vaterlaudc getrieben, folgte er 1591 von Frankfurt a./M. aus der Einladung eines jungen amerikanischen Edelmanns nach Venedig. Hier fiel er im Mai 1592 der Inquisition in die Hände, die ihn während einer achtjährigen qualvollen ikerkcrhaft vergebens zum Widerruf seiner Lehre zu bestimmen versuchte und ihn endlich (am 17- Februar 16««) auf dem Campo dei fiori in Rom als Ketzcr verbrannte.

Unter seinen philosophischen Schriften sind am bedeutendsten die geistvoll geschriebenen italienischen Dialoge: „Das Aschennittwochsgastmahl", „Von der Ursache, dem Princip und dem Einen", „Vom Unendlichen, dem All und den Welten", „Die Austreibung der herrschenden Bestie" und das Buch vom „heroischen Enthusiasmus" (sämmtlich in London erschienen), sowie die lateinisch geschriebenen Lehrgedichte: „Vom dreifachen Kleinsten und dem Maß", „Von der Einheit, der Zahl und Figur" und „Vom Zahllosen und Unermeßlichen oder dem All und den Welten", die 1591 in Frankfurt veröffentlicht wurden. Außerdem gab er (in Paris) ein Lustspiel „Der Lichterzicher", ferner eine ganze Reihe mehr oder minder bedeutender Schriften über die Gedächtnißkunst des Raiimmdus Lullus heraus.

gabung, fondern lediglich von seiner Stellung im Reiche der Wissenschaft, lediglich von feiner Bedeutung für die Philosophie. Diese laßt sich in kurzen Worten dahin charakterisiren, daß die moderne wissenschaftliche Forschung in ihm einerseits den gewaltigsten und begeistertsten Vorkämpfer und genialsten Fortbildner der kopernikanischen Lehre, andererseits den Wiederermecker des großartigen, im klassischen Alterthum bereits mächtig wirksamen Alleinheitsgedankens und damit den Begründer des modernen Pantheismus erkennt. Durch eben diese Momente ist er der Vorläufer von Spinoza und Leibnitz geworden und nimmt eine „wahrhaft centrale" Stellung fast der gesummtn neueren philosophischen Wissenschaft gegenüber ein*).

Seine nahe Beziehung zu den genannten beiden Denkern macht übrigens die Persönlichkeit Giordano Brunos uns Deutschen noch ganz besonders interessant. Denn durch dieselbe ist er zugleich in die allerintimste Beziehung zu den? gesammten deutschen Geistesleben der folgenden Jahrhunderte getreten und hat die Entwicklung und Ausgestaltung desselben sowohl auf wissenschaftlichem wie auf literarischen? Gebiete in hervorragender Weise mit bestimmt. Nirgend nämlich sind die zahlreichen genialen und hochbedeutenden Anregungen, die von ihm ausgegangen sind, auf so fruchtbaren Boden gefallen, wie gerade in unserm Vaterlande; nirgend auch hat der pantheistische Grundgedanke seiner Lehre so tiefe Wurzeln geschlagen und einen so mächtigen Einfluß auf die führenden Geister der Nation und dadurch indirect auf weite Kreise des gebildeten Publikums erlangt, wie in Deutschland.

Uebrigens stehen die erwähnten beiden Seiten seiner wissenschaftlichen Wirksamkeit bei Giordano Bruno selbst im innigsten Zusammenhange. Denn der Eindruck, den die Lectüre des Kopernikanischen Hauptwerkes auf ihn hervorbrachte, war mit bestimmend für die Richtung, die sein gefamntes speculatives Denken in der Folgezeit einschlug und demnach auch mit bestimmend für die Ausgestaltung seiner großartigen einheitlichen Philosophie. Allerdings hat er als echter Sohn der Renaissance in erster Reihe aus antiken Geistesauellen geschöpft; seine Lehre geht ihrem wesentlichen Grundgedanken nach einerseits auf die Lehre der Eleaten (insbesondre des Parmenides) von dein einen schlechthin unveränderlichen absoluten Sein, andererseits auf Heraklits allmaltenden göttlichen Feuergeist und endlich auf die pantheistische Alleinheitslehre der Stoiker, diese großartigste und geschlossenste Weltanschauung des klassischen Alterthums zurück. Daneben klingt sie freilich auch in mehr oder niuder bedeutsamer Weise an die Jdeenlehre Platons, an die Zahlenlehre der Pythagoräer und an spätere neuplatonische Lehren, vor allen Dingen an Plotins, des größten Neuvlatonikers, Emanationslehre an.

*) Brunnhofer, Giordano Brunos Weltanschauung und Verhängnis?. Vorrede, psß. IX.

Aber der Keim, der solchergestalt durch das Studium antiker Denker in seine Seele gelegt morden war, sollte doch erst zur Entmickelung und vollen Entfaltung kommen unter dem Einfluß des neuen, von der Hand des Kopernikus entzündeten, blendenden Lichtes. Denn erst die Lectüre des 1543 erschienenen großartigen Kopernikanischen Werkes „von den Bahnen der Himmelskörper" war es, die unfern Philosophen seinem eigenen Geständniß nach dem „engen, dunkeln Kerker" der alten vtolemäischen Anschauungsweise entrückte und ihn mit einem Schlage auf eine bis dahin gänzlich unbekannte und geradezu unerhörte Höhe der Weltbetrachtung erhob.

Bis Kopernikus sie eines Besseren belehrte, hatte die Menschheit ja felsenfest an das alte ptolemäische Märchen von der im Mittelpunkt des Universums ruhenden, von Sonne, Mond und Sternen umkreisten Erde geglaubt. Die Erde bildete nach dieser Auffassungsweise gleichsam den festen Kern der Welt; rings um sie her aber nahm man ein System von concentrisch über einander geordneten, aus festem, aber durchsichtigem Ztoff

gebildeten, krystallinen Hohlkugeln oder Himmelsgewölben, die man als Sphären bezeichnete, an. Die Erde allein stand still, die Spüren aber waren in beständiger, kreisförmiger Bewegung und führten die Gestirne, die an ihnen befestigt waren, in ihrem Umschwung um jene mit sich fort. Die äußerste Sphäre war der Fixsternhimmel, sie bildete gleichsam die äußere Schale der solchergestalt nach außen hin hennetisch abgeschlossenen Welt. Jenseits derselben befand sich das „Empyreum“, das man sich als den Sitz der Gottheit und das Gefilde der Seligen dachte, als das Reich des ewigen, die Welt erhellenden Lichtes.

Diese kindlich naive Anschauungsweise war auf den Augenschein gegründet und schöpfte aus ihm ihre unmittelbare Beglaubigung und ihre die Gemüther gefangen nehmende Macht; sie schloß sich aber auch in der glücklichsten Weise der allgemein herrschenden religiösen Vorstellungsweise an. Gott thronte außerhalb der Welt — das verstand sich bei der Endlichkeit derselben von selbst. Er hatte aber auch die ganze Welt nur um des Menschen willen geschaffen — und eben dies kündigte sich äußerlich durch die Thatsache an, daß Sonne, Mond und Sterne sich in beständigem Kreislauf um den Wohnsitz des Menschen, um die Erde, drehten. Der Mensch mar demgemäß der natürliche Endzweck der Schöpfung — alle andern Dinge waren nur um seinetwillen da.

Diese ganze Anschauungsweise erhielt nun durch die Lehre des Kopernikus, daß die Erde sich um die Sonne drehe, einen gewaltigen Stoß. Die allgemeine Bedeutung dieser Lehre bestand vornehmlich darin, daß sie die Herrschaft, die der Augenschein bis dahin über die Geister und Gemüther der Menschen ausgeübt hatte, brach, und dieselben zugleich über den naiv-egoistischen Standpunkt erhob, der Alles auf das eigene Ich bezüglich glaubt. Aber Kopernikus selber blieb auf dem halben Wege stehen. Er hatte die Sonne an Stelle der Erde zum ruhenden Mittelpunkt des Universums gemacht und unser Planetensystem zugleich für ein System frei schwebender Kugeln erklärt — aber er ließ doch den Firsternhimmel, der nach der ptolemäischen Anschauungsweise die Welt nach Außen hin abschloß, „gleich den Umfassungsmauern eines Gebäudes, dessen innere Einrichtung nur geändert worden ist,“*) bestehen. Brunos kühner, gewaltig vorstrebender Geist durchbrach auch diese Schranke; er erklärte die Fixsterne für Sonnen gleich unserer Sonne, die von Planeten umgeben seien, wie diese, und frei, wie sie, im unendlichen Räume schwebten; er verkündigte mit einer Kühnheit, die selbst einem Kepler Grauen erregte, sein neues, großartiges Evangelium von der Schrankenlosigkeit des göttlichen Urprincips und der ihr entsprechenden, schlechthin schranken- und grenzenlosen Unendlichkeit der Welt.

„Vor Brunos naturalistischer Erklärung der Himmelserscheinungen,“ sagt Professor Barach (Philosopische Monatshefte, Band XIII, Heft IV und V, S. 195), „zerschmilzt der astronomische Aberglaube schneller als der Schnee in der Sonne. Gefallen sind vor seinen Augen die Schranken der abschließenden Himmel, hinter welchen der „erste Beweger“ wohnte, von wo aus er der zitternden Menschheit warnende und drohende Zeichen machen konnte. Auch die Schleier der Maja, welche die Natur der überirdischen Phänomene den Blicken der Sterblichkeit verhüllten, sind vor seinem Verstände gelichtet, ehe noch das Femrohr dem sinnlichen Auge gestattete, in die kosmische Ferne zu dringen, ehe noch durch die Spectral-Analyse das Erveriment mit den „ewigen Sternen^ angestellt werden konnte. Die Sterne, lehrt Bruno, sind keine höheren, himmlischen, dämonischen Wesen. Es sind Erden wie unsere Erde, von derselben Gestalt, derselben elementaren Beschaffenheit; es sind Sonnensysteme wie unser Sonnensystem, welche ohne Zahl den unendlichen Weltenraum füllen. Auch die Kometen sind Planeten, Glieder, Theile eines unendlichen Allebens ohne Grenze. „Blicke hinauf,“ sagt Bruno, „zu andern Sternen, zu andern Welten, und erkenne überall ähnliche und gleiche Wesen; da überall dieselben materiellen Principien und wirkenden Kräfte, dieselben hervorbringenden Vermögen walten, und überall dieselbe Gestalt, dieselbe Bewegung und Ordnung wahrnehmbar ist!“

Damit mar aber dem naiven Egoismus, dem man bis dahin in astronomischer wie in metaphysischer Hinsicht gehuldigt hatte, der Boden entzogen, damit war die gesmnnte aristotelisch-mittelalterliche Anschauungsmeise, die in der herrschenden Kirchenlehre ihre dogmatische Ausprägung gefunden hatte, theoretisch von Grund aus zerstört. Denn wenn die Welt unendlich ist, so ist kein himmlisches Jenseits mehr denkbar, und für das Gefilde der Seligen sowohl wie für den außerweltlichen Gott-Schöpfer bleibt kein Raum. Und so mar denn Giordano Bruno ganz naturgemäß im engsten Anschluß an die Korpernikanische Lehre und durch eine ebenso geniale wie consequente Fortbildung derselben zu seiner großartigen Auffassung der

*) Sigwart, Johannes Kepler. Kleine Schriften. Erste Reihe S. 194.

Gottheit als eines der Welt immanenten, sie in allen ihren Theilen belebenden und beseelenden Principis gelangt; oder — was dasselbe ist — zu seiner erhabenen Vorstellung von der ewigen all-einen Gott-Natur, die ihm zugleich körperlich und geistig, zugleich Universum und Weltgeist in innigster, in Wirklichkeit nicht von einander zu trennender Vereinigung ist.

Dieser Begriff aber ist für ihn im eminentesten Sinne charakteristisch, er bildet den Kern und Stern seines Denkens, den strahlenden Mittelpunkt seiner gesamten Philosophie. Er war ihm aller Weisheit Anfang, wie aller Weisheit letzter Schluß. „Diejenigen Philosophen,“ sagt er im fünften Dialog seines Buchs „äella oausa“ geradezu, „haben ihre Freundin, die Weisheit gefunden, welche diese (nämlich die höchste, vollkommene) Einheit gefunden haben. Denn Weisheit, Wahrheit, Einheit sind durchaus eins und dasselbe.“ Trotz alledem ist er nicht zu einer durchaus vräcisen, jede Zweideutigkeit ausschließenden Fassung und Ausgestaltung des AlleinheitsBegriffes gelangt. Bald scheint es, als ob er seine Gottheit persönlich, und bald wieder, als ob er sie unpersönlich denke, bald, als ob er sie schlechtweg mit der Natur oder wohl gar (wie ein echter Materialist) mit der Materie als solcher identiscire, bald wieder, als ob er annehme, daß sie über der Natur stehe und gebietend über ihr malte. Bald versichert er uns, daß die Weltseele sich in allen Dingen finde und in gewissen Abstufungen die ganze Materie erfülle und durchdringe*); bald wieder sagt er uns, daß sie sich zugleich als äußere, von der Gesamtheit der Dinge verschiedene, sie lenkende und leitende Ursache zu ihr verhalte**); bald erklärt er mit Entschiedenheit, daß es nur eine ewige und universelle Einheit gebe, und daß außer ihr nichts sei, weil sie selbst Alles sei und Alles in Allem erfülle***); bald wieder sieht er im Universum nur ein „Abbild“ des göttlichen „Urbilds“, nur ein „Schatten“ der „Unmirklichkeit“ und des „Unvermögens“, und Gott wird ihm zum „Baumeister“ seines „herrlichsten Werkes“, der Welt'). So wird man Brunnhofer beipflichten müssen, wenn er behauptet: Brunos Gotteslehre „schillere zwischen Theismus und Pantheismus, zwischen Transscendenz und Immanenz.“ Er hat in der That den Dualismus der aristotelisch-theistischen Auffassungsweise noch nicht ganz überwunden, neigt aber doch unverkennbar vorwiegend nach der pantheistisch-monistischen Seite hin.

Dieses ganze eigenthümliche Verhältniß? aber hat meines Erachtens lediglich darin seinen Grund, daß für ihn der Begriff der wesentlichen Gleichartigkeit aller Dinge mit dem der Wesenseinheit alles Seienden verschmolz. Beide Begriffe bezeichnen jedoch in Wahrheit etwas ganz Ver

*) Von der Ursache, dem Princiv und dem Einen, übersetzt von A. Lasson, S. öl.

*5) Ebendaselbst S. SS.

***) Ebendaselbst S. 124 u. 122.

->-) Ebendaselbst S. SS.

schiedenartiges und sind daher streng von einander zu trennen. Ter Begriff der wesentlichen Gleichartigkeit aller Dinge nämlich führt zu der Annahme wesentlich gleichartiger Urbestandtheile derselben, oder, was dasselbe ist, zu der Annahme einer allen Dingen gleicherweise zu Grunde liegenden durchaus homogenen Urmaterie (oder Urfubstanz); der Begriff der Wesenseinheit alles Seienden dagegen sührt zu der Annahme eines alle Einzeldinge in sich befassenden Alldinges, d. i. zu dem Begriff des All-Organismus, zu der Vorstellung einer, als ungeheure organische Einheit zu denkenden Welt. Die „Welt“ ist demnach eine reale, concrete Einheit, „die Materie“ aber ist eine bloß gedachte, begriffliche Einheit, weil man durch den Materiebegriff ja eben nur die Totalität der materiellen Urelemente ohne Rücksicht auf die realen Beziehungen, die zwischen denselben bestehen, und also nur die wesentliche Gleichartigkö/it aller dieser Urelemente und nicht ihre wesentliche Einheit denkt. Die Materie als solche ist also ein bloßes Abstractum und bleibt dies auch dann, wenn man sie nicht nur als beharrliches Substrat alles Körperlichen, sondern, wie Bruno durch feinen Substanzbegriff that, zugleich als den Inbegriff aller in der Natur wirksamen (mechanischen wie geistigen) Kräfte erkennt. Eben deshalb kann es auch nicht fehlen, daß die Gottheit, sofern man sie in irgend einer Weise mit der Urmaterie identificirt, ebenfalls als ein bloßes, aller concreten Wirklichkeit und persönlichen Individualität ermangelndes Abstractum erscheint. Dies ist nun bei Bruno thatsächlich gelegentlich der Fall. Daraus folgt aber noch keineswegs, daß Bruno selbst sich unter seinen: alleinigen Urwesen nichts weiter als solch ein schattenhaftes, jeder realen Existenz ermangelndes Abstractum gedacht habe. Dieser Annahme widersprechen im Gegentheil zahllose Stellen, sowie der gesammte, durch und durch religiöse Grundtonseiner philophischen Schriften. In seinen Augen ist seine Ursubstanz vielmehr zweifellos ein durchaus reales, ja ein sogar in höherem Sinne als die uns bekannten Einzeldinge wirkliches, ein absolut unwirkliches, concretes Wesen oder Ding. Denn er hat ja nicht nur die wesentliche Gleichartigkeit, fondern vielmehr in erster Reihe die Wesenseinheit aller Dinge gelehrt und demgemäß offenbar in seiner Ursubstanz die reale concrete Verkörperung dieser beiden Begriffe, die ihm beständig in einen zusammenfließen, erblickt. Lediglich deshalb, weil ihm bei seiner Vorstellung des alleinigen Wesens beständig jene beiden Begriffe vorschweben, sah er sich meines Erachtens auch zu der widerspruchsvollen Annahme eines von der Welt verschiedenen Urbildes derselben (von dem jene nur ein Spiegel oder Abbild sein sollte) gedrängt. Das Weltall als solches nämlich ist die reale, concrete Verkörperung der Wesenseinheit aller Dinge. Es ist aber eben deshalb nicht die Verkörperung der wesentlichen Gleichartigkeit alles Seienden, da es ja die ganze Fülle verschiedenartigster Einzelercheinungen als solche einschließt, während der abstracte Begriff der wesentlichen Gleichartigkeit gerade

Nord und ESd. XIIX., 14«, 15

dadurch, daß mir in Gedanken von aller Verschiedenartigkeit des realen Einzelseins abstrahiren, entsteht. Sollte das all-eine Urwesen demnach als ein durchaus homogenes, jede Verschiedenartigkeit von sich ausschließendes gedacht werden, so konnte es unmöglich mit dem Weltganzen als solchem identificirt werden: diese Erkenntniß war unabmeislich und drängte Bruno mit innerer Nothwendigkeit zu feiner Annahme eines ewigen, urwirklichen Urbilds des universalen Abbilds hin. Es ist denn auch durchaus diesem Gedankengang angemessen, wenn er annimmt, daß dieses Urbild die ganze unendliche Fülle der Einzelercheinungen, die mir im Universum in „realer Besonderung und Entfaltung“ neben- und nach einander erblicken, noch unentfaltet meiner jedeVielheitundVerschiedenheit von sich ausschließenden Einheit enthält.*)

Dieses urwirkliche Urbild des Universums ist aber naturgemäß, da es zugleich concrete und abstracte Elemente in sich birgt, ein sehr dunkles, rüthselhaftes und widerspruchsvolles Ding. Man darf dabei nicht etwa an ein göttliches Urwesen im gewöhnlichen Sinne denken, denn Brunos „Urbild“ ist nicht etwa ein rein geistiges Wesen, sondern, wie er nicht müde wird zu wiederholen, eine ebenso wohl inateriell wie kraftvoll wirkend zu denkende Substanz. Es eristirt auch nicht außerhalb der Welt, sondern innerhalb derselben, wenn schon es in ihr eine Art von Sonder-Dasein zu führen scheint, ähnlich wie seiner Meinung nach die menschliche Seele im menschlichen Leibe.

Es bildet den „allgegenwärtigen Mittelpunkt des Universums“ — es leitet und regiert dasselbe ähnlich wie der Steuermann das von ihm gelenkte Schiff.**).

Es ist in seinen Augen ein lebendiger ewiger Urquell der Erscheinungsmelt und als solcher zugleich die Quintessenz der wahren Wesenheit aller Dinge***).

Eben deshalb ist meines Erachtens auch Moritz Carri^re durchaus im Recht, wenn er in der Bruno'schen Ursubstanz, so wie Bruno selbst sie sich dachte, ein individuelles, lebensvolles, sein selbst bewußtes Wesen und also ein im höchsten Sinne göttliches Urwesen erkennt.

In dieser ganzen Auffassnngsweise tritt die Nachwirkung der Platonschen Ideenlehre, die auch auf Brunos Erkcuntnihthcorie von bestimmendem Einfluß war, in unzweideutiger Weise hervor.

„Von der Ursache, dem Princip und dem Einen“, übersetzt von A. Lasson T. 55. Es ist Materie und Kraft zugleich, aber es ist beides nicht in dem gewöhnlichen Sinne. Denn ans dem, was wir gemeiniglich durch das Wort „Materie“ bezeichnen, ans deni bloß gedachten Inbegriff alles Ausgedehnten, der als solcher von allen bestimmten Arten und Formen der Ausdehnung absieht, ist bei Bruno ein real« materiales Urprincip geworden, das als solches überhaupt keinerlei Ausdehnung besitzt, gleichwohl aber alle erdenkbaren Arten und Formen der Ausdehnung der Anlage nach und gleichsam im Keime in sich enthält. Und in ganz analoger Weife erscheint in der alleinigen Ursubstanz der bloß gedachte Inbegriff aller wirkenden Kräfte, der im abstracten „Kraftbcgriff“ seinen idealen Ausdruck findet, in einen realen Urquell aller Kräfte verwandelt, in ein in» Unendliche wirkendes „Urvcrmögen“, dem jede Kraft und Wirksamkeit, die wir in der Natur wahrnehmen, entstammt.

Nebrigens sind für Bruno göttliches Urbild und weltliches Abbild selbst wieder im höchsten Sinne Eins. Denn wenn bei ihm das „Urwirkliche“ auch innerhalb des Weltorganismus ein gewisses Sonderdasein zu führen scheint, so ist es doch andererseits auch wieder Dasjenige, was in der Gesamtheit aller Einzelwesen lebt und in ihrer unendlichen Fülle und Mannigfaltigkeit lediglich die Unendlichkeit und Unbeschränktheit seines eigenen Wesens zum Ausdruck bringt. Beide Vorstellungen, die einer selbständigen, nicht mit der Gesamtheit der Einzeldinge identischen Ursubstanz alles Seienden, und die des universalen Organismus, der jene Ursubstanz in räumlicher und zeitlicher Besonderung und Entfaltung zeigt, fließen eben deshalb auch in Brunos Schriften sehr häufig in einander, und ihm selber schwebt offenbar, so oft er von dem ewigen, all-einen Wesen redet, bald diese und bald jene Vorstellung, oder auch ein Gedankengebilde, ds beio.de in unbestimmter Weise in sich vereinigt, im Geiste vor. Eben dadurch kommt etwas Dunkles, Räthselhaftes, etwas tiefsinng Mystisches, das schon zu vielfachen Streitigkeiten Veranlassung gegeben hat, in feinen Alleinheitsbegriff hinein.

Ganz ähnlich wie das Verhältniß? zwischen dem weltlichen Abbild und dein göttlichen Urbild des all-einen Wesens nun' dachte sich Bruno auch das VerlMniß des menschlichen Körpers zur menschlichen Seele. Nach seinem Dafürhalten nämlich ist der menschliche Körper so gut wie alle körperlichen Dinge in der Natur aus nicht weiter theilbaren kleinsten Theilchen, aus Atomen oder Monaden (d. i. schlechthin einfachen Einzelheiten) zusammengesetzt — die menschliche Seele aber ist selbst eine Monade, eine unzerstörbare absolut einfache Einheit, die sich aus den Körperatomen ihren Körper baut, ihm als beseelendes und belebendes Princip innewohnt, bei dem Tode des Individuums aber ihren Körper verläßt und sich „neuëil Geschickes gewärtig, in die Welt, die unendliche, senkt.“ In näherer Ausführung dieses Gedankenganges hören wir ihn die Seele niederholt als „sich ergießendes“ oder „sich entsaltendes“, in allen Theilen gegenwärtiges „Centrum des Leibes“ bezeichnen.

So sagt er unter Anderm:

„Dies bist Dil selbst, was mächtig die Mitte gefaßt hält —
Wie das Aeuszerste, wie die sämmtlichen Thcile untheilbar,
Dessen der mindeste Leib Urstoff ist oder auch kein Leib —
Das zu trennen keiner Naturkraft irgend vergönnt ist.
Das der Blitz nicht rührt, die verzehrende Zunge der Flamme
Nimmer verletzt; ein Atom gleichwie des Leibs Elemente

Unzerstörbar, so daß nur die Ordnung allein nnd die Stelle
Und der Theile Gebrauch stets wechselt, doch unverändert
Ruhig im Wechsel verharrt der Ding' untheilbares Wesen.
Dies ist die Quelle des Lebens und Wachsthums unserer Masse,
Daß zum Kreise sich dehnend, das Centrum weit sich entfaltet,
Daß baumcisterlich ringS der Geist die Atome versammelt

Um ihn her, und hinein sich ergießt und das Ganze beherrschet.
Bis, wann die Zeit erfüllt und des Lebens Fadens zerrissen,
Er in's Centrum zurück sich uimmt und wieder von dort dann
Sich in die Welt, die unendliche, senkt, was Tod wir zu nennen
Vflegen, dieweil uns das Licht, zu dem wir streben, verhüllt ist. —
So nun häufet der Geist die kleinsten Theile der Körper
Um sich her und umwindet sich selbst wie nach blindem Gesetz mit
Ihnen, die Glieder gestaltend sich selbst wie zum Todesgefängnitz,
Dafz belebend sich bald in den ganzen Körper ergießet.
Bald dann wieder gelöst aus feines Gewebes Entfaltung
Aus dem entschlummernden Leib der Geist zum Herzen zurückkehrt,
Und aus der Mitte des Herzens in Luft und Aethcr hinausgeht,
Neuen Geschickes gewärtig in doppelseitigem Fortgang . . ."

Der Geist ist demnach für Bruno ein besonderes Indidumn, eine denkende Monade und als solche der herrschende und gestaltende Mittelpunkt des Leibes; er kann eben deshalb aus einem Körper in den andern übergehen oder wandern. Dabei ist Bruno jedoch der Meinung, daß die Seelenmänderung keine bloß zufällige und willkürliche Wohnungsveränderung sei, fondern daß die Seele sich selbst durch ihre Handlungsweise im jedesmaligen Leben ihre zukünftige Wohnstätte gleichsam vorbereite und vorher bestimme. So können Menschenseelen seiner Meinung nach ebensowohl in Thierleiber als in die Leiber vollkommerer menschlicher Wesen übergehe«! „sie sinken," so belehrt er uns, „nach diesem Leben entweder in dunklerer Tiefe Gefängniß, oder aber sie steigen, wenn der Leib stirbt, zu höheren Siemen empor."

„Auf diese Weise," so heißt es im „Lpaccio ctSlla dsstia triou,t»nts", „erlebt der Geist im ruhelosen Kreislauf gemäß dem Schicksal der ewigen Umwandlung immer andere und wieder andere, bald bessere, bald schlechtere Daseins- und Glücksformen, je nachdem er sich auf der unmittelbar vorhergehenden Entwicklungsstufe besser oder schlechter aufgeführt hat."

Es ist dies ein Unsterblichkeitsglaube, den Bruno, wie Brunnhofer treffend hervorhebt, mit „den Priesterphilosophen des antiken Morgen- und Abendlandes, mit den Brahmaneil und Magiern, den Chaldäern und Aegypten!, den Pythagoräern und Druiden" und mit sämmtlichen Bekenner« der Brahma- und Buddhalehre theilt — ein Glaube, der freilich von einer persönlichen Unsterblichkeit im gewöhnlichen Sinne nichts weiß, da er eine Fortstenz unseres gegenwärtigen Jchbewußtseins nicht kennt. Bruno ging nämlich gleich all den eben genannten Weisen von der Ueberzeugung aus, daß die Posteristenz der Seele nach dem Tode nach den einfachsten Regeln der Logik ihre Präexistenz vor diesem Leben zur nothwendigen Voraussetzung habe. Indessen gerieth er durch die Annahme einer besonderen, von den Körperatomen verschiedenen, unzerstörbaren Seelenmonade (und zwar in ganz analoger Weise wie durch die Annahme eines von der Welt verschiedenen göttlichen Urbildes derselben, das er ja auch gelegentlich als „Urmonade" oder „Weltcentralmonade" bezeichnet) mit dein streng monistischen Grundgedanken der Alleinheitslehre in Conflict. In seiner consequenten Ausgestaltung nämlich lehrt der Pantheismus das völlige Zusammenfallen des materiellen mit dem scheinbar immateriellen oder geistigen Princip; oder, was dasselbe ist, er lehrt die absolute Identität von Kraft und Materie, von Körper und Seele, von Gott und Welt. Ihm ist die Kraft das wahre Wesen dessen, was wir Materie nennen, weil er in der Ausdehnung als solcher lediglich die anschauliche Erscheinung oder, was dasselbe ist, den sinnlich wahrnehmbaren Ausdruck der realen Existenz als solcher erblickt*). Und in eben demselben Sinne ist ihm die Seele nur der sich denkende Körper, und Gott nur die mit Bewußtsein und Denkkraft begabte Welt.

Eine so consequente Realisirung und Ausgestaltung des Alleinheitsgedankens aber finden mir, wie schon bemerkt, bei Bruno noch nicht. Gleichwohl ist es zweifellos, daß ihm dieselbe beständig als höchstes Ziel vorschwebte, und daß er unermüdlich nach ihr rang. Und kraft dieses Ringens erhob er sich zu einer Höhe der Weltbetrachtung, die wenig Andern vor ihm und nach ihm beschieden gewesen ist; denn kraft desselben gelangte er zu der klaren Erkenntniß von der strengen und ausnahmelosen Gesetzmäßigkeit alles Geschehens und zu seiner großartigen Lehre von dem Ineinandergreifen und einheitlichen Zusammenwirken aller Einzellerscheinungen und Einzelkräfte und von dem Zusammenstimmen aller Gegensätze zu absolut vollkommener Harmonie.

„Nichts in der Welt ist zufällig oder überflüssig; nichts geschieht wider die Naturgesetze, nichts grundlos und ohne tieferen Sinn. Denn Alles ist von Ewigkeit her in der Nothwendigkeit der göttlichen Natur begründet; es geschieht, weil es kraft dieser Nothwendigkeit geschehen muß! Es ist eben deshalb auch unerläßlich für die Harmonie des Weltganzen, und es erscheint somit auch vernünftigt gerechtfertigt durch den höchsten, universalen Zweck.

„O denke nicht, daß Du nicht seiest mitgezählt!
Die Weltzahl ist nicht voll, wenn Deine Ziffer fehlt.
Die große Rechnung zwar ist ohne Dich gemacht.
Allein Tu selber bist in Rechnung mit gebracht . . ."

(Stuckert.)

Alle diese Sätze, obwohl nicht dem Wortlaute nach bei Bruno zu finden, sind doch durchaus seiner Anschauungsweise entsprechend und folgen aus ihr und seinem Gottesbegriffe von selbst. Denn Gott ist bei ihm das Leben, die Seele der Natur; er bringt in ihr sein eigenstes Wesen zum Ausdruck, und sie spiegelt es so, wie er es „in Einheit ganz in ihn: selber trägt" zurück. Wie also sollte die Welt nicht ein einheitliches, in sich

*) Wer sich für diesen Punkt interessirt, findet das Nähere darüber in meinem Schriftchen: „Zur Lösung des metaphysischen Problems" in den Abhandlungen über die „Atomenlehre" und über die „Idealität von Raum und Zeit". (Mittler K Sohn 1386.) harmonisches Ganzes sein, da in ihr ja dasjenige, was an sich die denkbar vollkommenste Einheit ist, nämlich die Natur des göttlichen Urwesens, zur adäquaten Darstellung gelangt? Und wie sollte Gott auch nur in einein einzigen Falle in den naturgesetzlichen Gang des Weltgeschehens willkürlich hemmend oder fördernd eingreifen können, da in den Naturgesetzen und durch dieselben ja lediglich er selber wirkt; da sie die ewigen Träger seiner Macht und seines Willens sind, und da er doch unmöglich sich selbst entgegenwirken und in ihnen zugleich sich selbst verleugnen kann? Ganz in diesem Sinne heißt es denn auch in seinem Buch „vom Unermeßlichen" *):

„Was da war und was ist und was Zukünftiges sein wird,
Gegenwärtig steht es vor Gott im ewigen Lichte.
Jegliches ist, wann immer es auch geschehn mag, nothwendig:
Denn Gott giebt, was er will, und was er wählt, das bewirkt er.
Er kann nimmer sich selber verändern, sich selber verneinen.
Das was er will und vermag, ist schlechthin Eins und dasselbe:
Er vermag nicht zu thun, was er nicht will, daß geschehe,
Ten» daS Schicksal ist nichts als der göttliche Will' an ihm selber;
Anderes als geschieht, kann durch ihn nimmer geschehen,
Denn ein Anderer, als er ist, kann nimmer er selbst sein . . ."
Und an einer anderen Stelle:
„Sollte das würdige Bild und den endlos schimmernden Spiegel
Nicht die Natur aufstellen und doch allmächtig der Geist sein?

Nicht unermeßlich er im All sein Wesen entfalten,

Wie er in Einheit treu und ganz es trägt in ihm selber,
Daß er im Werk sich froh anschauend seiner genieße?
Will' und That, was ist, was sein kann, was da geschehn muß —
Alles ist Eins in Einem! Er wählt das erhabene Schicksal:
Nie vermag er zu thun, was er nicht billiget: wahrlich,
Was er nicht will, das bleibt zu wollen ihm stets unmöglich,
Wie er nicht ist, so kann er auch nimmer sein und erscheinen —
Denn nicht Gott fein müßt' er ja sonst und sich selber verneinen!"

Diese großartige Auffassungsweise aber ist in mehr als einer Beziehung bedeutsam und auch historisch interessant. Denn durch seine energische Betonung der strengen und ausnahmslosen Gesetzmäßigkeit alles Geschehens ist Bruno der erste kühne und bahnbrechende Vertreter des naturwissenschaftlichen Geistes der Neuzeit geworden, und durch seinen begeisterten Hinweis auf den ewigen Einklang aller Dinge hat er ein Moment in den Vordergrund der philosophischen Betrachtung geschoben, dem der Pantheismus in erster Reihe die fascinirende Wirkung, die er von jeher auf Dichter- und Denkernaturen ausgeübt hat, verdankt.

Den hohen wissenschaftlichen Werth, der Brunos „princiuiellem Naturalismus" innewohnt, hat in überaus geistvoller Weise Prossessor Barach in seinem zweiten Aufsatz über die Philosophie G. Brunos'**) betont. „In der Absicht das . . . Göttliche in dem Natürlichen zu ergreifen", so heißt es da, „kam Bruno auf die substantielle Einheit und elementare Uniformität aller Naturerscheinungen. Wo Alles göttlich ist, da ist das Göttliche selbst natürlich; wo Alles natürlich ist, da ist Alles verwandt, da leuchtet aus allen Dingen dasselbe Leben, Wollen, Streben, Können hervor, da ist die träumende Blume und der kriechende Wurm dein Unendlichen und Emigen nicht weniger nah und verwandt, als der erkennende Mensch und der leuchtende Stern. Alle Erscheinungen verwandeln sich dadurch für Bruno in natürliche und natürlich erklärbare Erscheinungen. Weil es nichts für ihn giebt, was außer der Welt wäre, keinen jenseitigen Gott und kein jenseitiges Dasein, so giebt es auch keine Macht, welche vom Jenseits herübergreifend den unwandelbaren Causalnerus aufzuheben oder zu unterbrechen vermöchte.

Darum giebt es für Bruno nichts Uebernatürliches, keine unheimlichen Wesen, keine miraculösen Erscheinungen, welche wie Fremdlinge aus unbekannten Regionen unter den wohlbekannten Bürgern dieser Welt auftauchen würden.

Brunos Naturalismus hat für die Naturerkenntniß das zum ersten Mal geleistet, was die französische Revolution für die Ethik und Politik gethan hat. Er hat das Princip der ö^alitä und rraternitö Betreffs der Naturphänomene ausgesprochen. Er hat die aristokratischen Naturerscheinungen, die Wunder, und ihre Ansprüche auf eine exceptionelle Behandlungsweise aus der Natur verbannt.

Wer auch nur ein Wunder zugiebt, nur eine übernatürliche Thatsache stehen läßt, der hat den Wunderglauben noch nicht überwunden, für den ist immer noch das Grundloseste möglich. Erst Brunos Naturalismus hat den

Wunderglauben ganz, vollständig, principiell überwunden. Für ihn sinken mit einemMal alle Wunder, alle Vorurtheile in den Bereich der Willkür, der Imagination, der beabsichtigten oder unbeabsichtigten Täuschung. Auch die menschliche Seele ist nach Bruno auf natürliche Weife aus der Ursubstanz, der Monade, entstanden, in welcher sich Körperliches >nd Seelisches in unzertrennlicher Einheit vereintg befinden."

Es ist sicher kein geringes Verdienst G. Brunos, daß er sich in einer Zeit, die noch voll des krassesten Wunder- und Aberglaubens mar, zur Höhe einer derartig vorurtheilsfreien, echt wissenschaftlichen Auffassungsmeise erhob. Gleichwohl blieb er bei derselben nicht stehen. Er besaß eben nicht bloß den Scharfblick, fondern auch den Tiefblick des mahrhaft genialen Denkers — er erscheint in allen seinen Schriften nicht bloß als ein Mann von seltenem Verstände, sondern auch als ein phantasievoller und dichterisch hochbegabter, für neue und kühne Ideen empfänglicher und leicht begeisterter Mensch*).

*) In allen seinen philosophischen Schriften, in seinen italienisch geschriebenen Prosaschriften so gut wie in seinen lateinischen Lehrgedichten, finden sich Stellen von

Und weil er dies war, darum hat er seiner nur an den denkenden Menschen als solchen sich wendenden Lehre von der ewigen Nothwendigkeit alles Geschehens jene andere tief poetische und wunderbar ergreifende Lehre vom harmonischen Einklang und Zusammenklang alles Einzellebens an die Seite gestellt; darum verkündete er in begeisterten Worten sein hehres Evangelium von der Gottbeseeltheit aller Dinge und von der Herrlichkeit der ewigen, ein Spiegelbild göttlicher Herrlichkeit darstellenden und entfaltenden Welt.

Es ist schon oben von dem Einfluß die Rede gewesen, den Brunos Lehre auf das gesammte deutsche Geistesleben der letzten beiden Jahrhunderte ausgeübt hat und den sie insbesondere gegen das Ende des 18. und in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in inner steigendem Maße gewann. Wie groß dieser Einfluß thatsächlich gewesen ist, davon hatte man freilich bis vor Kurzem selbst in fachwissenschaftlichen Kreisen auch nicht annähernd einen zutreffenden Begriff. Denn man wußte nicht, daß Brunos lebensfreudiger Optimismus als der Urquell des Leibnitzfchen Optimismus angesehen werden muß, daß Leibnitzens berühmte Monadenlehre in Brunos Monadenlehre wurzelt und daß andererseits auch Spinozas Lehre nur als eine consequente Ausgestaltung des monistischpantheistischen Grundgedankens der Bruno'schen Alleinheitslehre bezeichnet werden kann.

Die dominirende Stellung, welche die Leibnitz-Wolffsche Philosophie um die Mitte des 18. Jahrhunderts in Deutschland eingenommen hat, ist bekannt; erstreckte sich die überwiegende Herrschaft dieser Richtung, als deren letzter Ausläufer der Rationalismus der sogenannten Aufklärungszeit erscheint, doch sogar bis tief in die letzten Jahrzehnte des genannten Jahrhunderts hinein. Bruno'sche Gedanken aber sind es gewesen, die deni Leibnitz'schen Denken ursprünglich in mehr als einer Beziehung seine Richtung gegeben haben, und an Bruno'sche Ideen klingen denn auch selbst die Lehren eines Moses Mendelssohn, eines Samuel Reimarus und anderer bedeutenderer Vertreter des Rationalismus noch unverkennbar an*). Noch weit bedeutsanier aber sind die Erfolge, die der pantheistische Grundgedanke der Bruno'schen Lehre in jener consequenten und systematischen Ausgestaltung, die ihm Spinoza gegeben hat, in Deutschland errang. Kein anderes philosophisches System kann sich rühmen, auch nur annähernd eine

packendster Wirkung und von wahrhaft dithyrambischem Schwünge. Außerdem aber hat er uns in seinem Buch vom heroischen Enthusiasmus (äexli orvici furc,ri) einen Sonettencyklus hinterlassen, der durch seinen Gedanken- und Bilderreichtum, durch die Pracht und Klangfülle der Sprache und durch die gluthvolle Energie der Empfindung unwiderstehlich ergreift.

Brunos Seelenmonade ist das Prototyp der bei allen Rationalisten eine so große Rolle spielenden unzerstörbaren Scelenssubstanz; sie enthält gleichsam im Keime schon sämmtliche, aus Kants Widerlegung genugsam bekannte Lehrsätze der rationalen Psychologie.

so tiefe und nachhaltige Einwirkung auf die Geister und Gemüther weiter Volkskreise in unsenn Vaterlande geübt zu haben, als dies der Spinozistischen Alleinheitslehre vergönnt gewesen ist, die man mit vollem Recht mit Heinrich Heine als die Religion unserer größten Dichter und Denker und mit Hegel als den Grundpfeiler unserer gesammten nachkantischen Philosophie bezeichnen kann. Im Spinozismus aber haben Lessing, Herder und Goethe indirect (dieser außerdem auch noch direct) dem Genius G. Brunos gehuldigt, und Schölling und Hegel gingen ebenfalls — jener in feiner Jdentitätslehre, dieser in seiner Lehre vom absoluten Geist — ebensowohl auf Bruno wie auf Spinoza zurück. „Es winken sich die Weisen aller Zeiten," wenn irgendwo, so paßt das schöne Wort auch hier.

Leibnitz erscheint mit Bruno sowohl seiner ganzen Naturanlage, wie auch speciell seiner philosophischen Grundanschauung nach in mehr als einer Beziehung nahe verwandt. Jene wunderbare Beweglichkeit und Elasticität des Geistes, die wir fast auf jeder Seite von Brunos Schriften zu bewundern Gelegenheit haben, jene wahrhaft erstaunliche Belesenheit, von der dieselben ununterbrochen das beredteste Zeugniß ablegen, und die damit verbundene Neigung, die Gedanken der verschiedensten Denker bei dem Ausbau des eigenen Gedankengebäudes zu verwerthen, hatte er auf alle Fälle mit Leibnitz gemein. Was Lessing über diesen äußerte, daß er nämlich die herrschenden Lehrsätze aller Parteien seinem System anzupassen suche, und „daß es in Folge dessen oft schwer halte, seine eigne wahre Meinung zu entdecken", das paßt Wort für Wort auch auf Bruno. Auch das zeugt für eine weitgehende Uebereinstimmung dieser beiden ausgezeichneten Geister, daß man Leibnitzens Lehre so gut wie diejenige Brunos als ein beständiges Ringen nach dem Einheitsgedanken und einen nicht ganz gelügckten Versuch, die ihm entgegenstehende dualistische Auffassungsweise zu überwinden, bezeichnen kann. Leibnitz hat Bruno unzweifelhaft den Grundgedanken seiner Monadenlehre ebensowohl wie seinen Gottesbegriff und seine Lehre von der „glücklich heiteren Nothmendigkeit", dieses Fundament seines vielberühmten Optimismus, entlehnt. Er nahm so gut wie G. Bruno besondere „Seelenmonaden" neben den die Körper bildenden Atomen oder Monaden an, doch leugnet er im Gegensatz zu ihm jede directe Wechselbeziehung zwischen Körper und Seele. Seine Monaden sind „fensterlos", ihr Vorstellungsablauf wird in keiner Weise durch Einwirkungen von Außen her bestimmt. Die gleichwohl vorhandene Uebereinstimmung zwischen den Bemegungsvorgängen der Körpermelt und den Vorstellungen der „Seelenmonaden" erklärt er sich durch eine, von Ewigkeit her zwischen ihnen bestehende, von Gott gesetzte „vorherbestimmte Harmonie". Vermöge dieser Harmonie spiegelt jede Monade auf eine ihr eigenthümliche Weife (nämlich von ihrem besonderen Standpunkt aus) und doch zugleich in naturgemäßer Uebereinstimmung mit allen übrigen die Welt. Leibnitzens Gottesbegriff stimmt im Wesentlichen (auch vermöge seiner Unbestimmtheit) mit demjenigen Brunos überein; er ist ihm ganz wie diesem das „allgegenwärtige Centrum", die „Weltcentralmonade" oder „primitive Monade" die ursprüngliche schlechthin einfache Substanz; auch läßt er — ebenfalls ganz in Brunos Geiste — die endlichen geschaffenen Monaden durch Ausstrahlung aus der Urmonade entstehen.

Spinozas Eigenart steht zu derjenigen unseres Philosophen in einem weit entschiedneren Contrast. Er mar ein kühlerer, leidenschaftsloserer und darum objectiverer und consequenterer Denker als dieser, hatte aber die Welt umspannende Größe der Auffassung und den genialen Tiefblick mit ihm gemein. Spinoza ist in erster Reihe Verstandesmensch gewesen, und sein Denken stand nicht wie dasjenige G. Brunos unter der Herrschaft eines leicht erregbaren Gefühls und einer oft übermächtigen, dichterisch gestaltenden Phantasie. Darum wendet isich Jener auch in erster Reihe an den Verstand seiner Leser, dieser aber vorwiegend an ihre Phantasie und ihr Gefühl; darum tritt bei Jenem mehr die wissenschaftliche Bedeutung, die Einheitlichkeit, Geschlossenheit und innere Folgerichtigkeit der pantheistischen Weltanschauung in der Betonung der ewigen Nothwendigkeit und strengen Gesetzmäßigkeit alles Geschehens und in der begriffsmäßigen Ausgestaltung des Alleinheitsgedankens, bei Bruno hingegen in höherem Grade die Poesie desselben in der Lehre von der ewigen Weltharmonie und von der Göttlichkeit des Universums hervor. In Spinozas klarem Geiste spiegelt sich das Licht der ewigen Wahrheit wie in einem stillen, tiefen, unbewegten See; in Brunos Schriften dagegen erscheint es in buntem Farbenspiel tausendfältig gebrochen wie in den Facetten eines köstlichen, kunstvoll geschliffenen Steins; dieser hat uns die Bausteine zu einem großartigen Gedankengebäude hinterlassen; jener hat mit Hilfe derselben das herrlichste Baumerk vollendet.

Erst bei Spinoza ist der Einheitsgedanke voll und ganz zur Wahrheit geworden, erst bei ihm ist er zur völligen Ueberwindung der dualistischen Vorstellungsmeise, die bei Bruno immer noch eine so große Rolle spielt, gelangt. Spinoza weiß nichts mehr von einer besonderen, von der Körperlichkeit des Menschen verschiedenen Seelenmono.de, nichts von einem göttlichen Urbild der all-einen, selbst göttlichen, ewigen und unendlichen Welt. Gott und Welt sind ihm ebensowohl wie Seele und Körper schlechthin ein und dasselbe, nur von verschiedenen Seiten aufgefaßt und betrachtete Wesen oder Ding. Er hat Brunos Lehre von der wesentlichen Identität des materiellen und des geistigen Principis consequenter festgehalten und sie auch logisch schärfer präcisirt durch seine Versicherung, daß jene vermeintlichen beiden „Prinzipien" nichts weiter seien als zwei verschiedene Auffassungsweisen, oder, wie er sich ausdrückt, zwei verschiedene Attribute einerund derselben Substanz.*) In dieser bestimmteren, ihr von Spinoza gegebenen

Durch diese subjectivistische Wendung nahm er ein wesentliches Resultat der modernen, auf Kant gegründeten Erkeiintnifztheorie bereits voraus — freilich noch ohne Fassung aber ist der Einheitsgedanke erst voll zur Geltung gekommen, hat er erst jene wahrhaft fascinirende Wirkung auf ausgezeichnete Geister, von der schon oben die Rede war, geübt und durch sie eine Herrschaft über das Denken und Empfinden weiter Kreise unseres Volkes, die weit größer ist, als man gewöhnlich annimmt, erlangt. Die klassische Periode unserer Literaturgeschichte und die Zeit der Schölling- und ,HegelSchwärinerei in Deutschland bietet dafür den besten Beweis.

Daß Lessing, Herder und Goethe Anhänger des Alleinheitsgedankens gewesen sind, ist schon im Vorhergehenden kurz erwähnt. Lessings Stellungnahme zu der uns hier beschäftigenden Frage ist ganz besonders interessant. Er selbst hatte nämlich ursprünglich gleich seinen Freunden Moses Mendelssohn und Nicolai unter der Herrschaft der Leibnitz-Wolffschen Philosophie und der ausgeprägt rationalistischen Strömung seines Zeitalters gestanden, wandte sich aber später, nachdem er Spinoza kennen gelernt hatte, in entschiedenster Weise ihm zu. Man hat diese Thatsache vielfach in Abrede zu stellen versucht, während doch Angesichts des Gespräches, das Lessing am 6. und 7. Juli 1780 (angeregt durch Goethes Gedicht „Prometheus") mit Jacobi geführt hat, ein Zweifel in dieser Richtung nicht weiter aufkommen kann. Das „philosophische Testament" des großen Mannes hat Adolf Stuhr diese merkwürdige und hochbedeutsame Unterredung genannt — wie mich dünkt, mit gutem Grund. In derselben aber spricht sich Lessing mit voller Entschiedenheit zu Gunsten Spinozas aus. „Wenn ich mich nach Jemand nennen soll —" so hören wir ihn im Verlaufe derselben sagen — „so weiß ich keinen Andern." Und dann wieder an einer andern Stelle: „Werden Sie lieber ganz sein Freund; es giebt keine andere Philosophie als die Philosophie des Spinoza." Uebrigens tritt auch in Lessings „Christenthum der Vernunft" ebensowohl wie in der Deutung, die er in seiner „Erziehung des Menschengeschlechts" dem Dreieinigkeitsdogma gegeben, die innere Uebereinstimmung seines Denkens mit dem Grundgedanken des Pantheismus in augenfälligster Weife hervor*). Ob Lessing die eine oder die andere von Brunos Schriften jemals zu Gesicht bekommen hat, wissen wir nicht; doch deuten die tiefsinnigen Sätze, mit denen er seine „Erziehung des Menschengeschlechtes" beschließt — jene Sätze, in denen er, wenn auch nur flüchtig andeutend, der Seelenwanderungs

das volle Verständnis; für den metaphysischen Werth dieses Resultates und für seine weittragende, allererst durch Kants tiefsinnige Untersuchungen in das „rechte Licht" gesetzte ^Bedeutung. — Uebrigens hat sich auch der heroische Grundzug der Brunoschen Sittenlehre auf diejenige Spinozas vererbt: die Hingabc des menschlichen Gemüths an das Göttliche, die Bruno als „heroischen Enthusiasmus" gefeiert, Spinoza aber als „vernünftige Gottesliebe" bezeichnet hat, gilt Diesem ebensowohl, als sittlicher Grundtrieb und Urquell alles Edlen und menschlich Guten wie Jenem. Die Erkenntnis; des All-Einen ist Beiden das „höchste Gut."

*) Das Nähere darüber findet sich im „Leben Lessings" von Adolf Slahr.

Hypothese Ermäßnung thut — auf eine direct oder indirect von Bruno ausgegangene Anregung hin.

Jene vorerwähnte Lessing-Jacobische Unterredung ist übrigens auch ihrer Wirkungen wegen historisch interessant. Denn sie ist es gewesen, die zu einer Zeit, da Spinoza wenig bekannt und eben deshalb fast allgemein mißachtet war, die Aufmerksamkeit denkender Köpfe in energischer Weise auf ihn lenkte und dadurch jenen gewaltigen Umschwung herbeiführen half, der sich gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts im philosophischen Denken der maßgebenden Geister unseres Volkes zu Gunsten des Pantheismus vollzog. Die durch Jacobi bewirkte Veröffentlichung dieser Unterredung (bald nach Lessings Tode) ist insofern als ein hochbedeutsames Ereigniß zu bezeichnen, denn sie hat nicht bloß große Aufregung in den zunächst beteiligten Kreisen") hervorgerufen, sondern sie regte auch nach den verschiedensten Seiten hin zur Betheiligung an der durch sie heraufbeschworenen Controverse an.

Auch Herder nimmt in seinen der Lehre des Spinoza ausschließlich gewidmeten, 1787 erschienenen Gesprächen über „Gott" auf sie Bezug. Seine eigene, durch und durch pantheistische Weltanschauung tritt übrigens nicht nur in diesen Dialogen, sondern an den verschiedensten Stellen seiner Prosaschriften, ganz besonders in seinem großartigsten Werke, in seinen „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit" unzweideutig hervor. Seine Stellung zur spinozistischen Weltanschauung ist jedoch wesentlich von derjenigen verschieden, die Lessing ihr gegenüber gegen das Ende seines Lebens hin eingenommen hat; diesen zog offenbar (wie einst Spinoza selbst) vornehmlich sein klarer Verstand, Herder dagegen in erster Reihe (ähnlich wie dies bei Bruno der Fall war), die poetisch ästhetische Grundstimmung seines ganzen Wesens zum Pantheismus hin.

Goethe ragt auch in dieser Beziehung über Beide hinaus: sein universaler Geist brachte der Alleinheitslehre nach beiden Richtungen hin das vollste Verständniß entgegen. Er empfand eben so voll und stark die reine und tiefe Befriedigung die sie dem Wahrheitstrieb des denkenden Geistes gemährt, wie er sich begeistert und im Tiefsten ergriffen fühlte von der ihr inne mohnenden Poesie. Goethe hat nicht blos Spinozas, sondern auch Brunos Schriften — mindestens theilweise — gekannt*). Er hat aus ihnen jenen erhabenen Begriff von der ewigen „Gott-Natur", dem er lebenslang ergeben blieb, geschöpft; er hat sich an der großen Anschauung, die diesem Begriff zu Grunde lag, erquickt und sich ganz dein Zauber hin

*) Man denke an Moses Mendelsohn, der durch dieselbe veranlaßt wurde, seinen Freund Lejsing nach seinem Tode noch gegen den „Vorwurf des Svinozismus" zu ver> theidigen. —

«"») Moritz Carriore machte schon in seinem Buche über „die philosophische Wellanschauung der Reformationszeit" (Stuttgart 1847) darauf aufmerksam, daß verschiedene Goethc'sche Verse imchveisbar ganz direct bestimmten Stellen aus G.Brunos geben, mit dem sie sowohl auf de« Dichter, wie auf den Denker in ihm gewirkt. Er liebte die Natur wie wenig Andere, und das Gefühl der Ehrfurcht und Pietät, das er ihr gegenüber nie verleugnete, war auf's Innigste mit all seinem Denken und Empfinden verwebt. Eben dieses bleibende Grundgefühl seines Wesens aber fand seinen naturgemäßen Ausdruck in seinem Cultus der Alleinheitsidee. Darum tönt uns die reine Freude an der Schöpferkraft der ewigen Natur und an der Harmonie des Weltganzen auch so ergreifend aus seinen Werken entgegen; darum klingt sie wie ein starkes Grundmotiv wieder und wieder, bald nur gedämpft, bald in vollen jubelnden Accorden, wie nur ein Genius gleich dem seinen sie einzuschlagen vermochte, bei ihm an:

„Wie Alles sich zum Ganzen webt!

„Eins in dem Andern wirkt und lebt!

„Wie Himmelskräfte auf- und niedersteigen

„Und sich die goldnen Eimer reichen!

„Mit Segen duftenden Schwingen

„Vom Himmel durch die Erde dringe»,

„Harmonisch all das All durchklingen!"

Und wie er selbst sich an der Idee des Makrokosmos begeisterte, so riß er durch die Zaubermacht seines Genies und durch die Musik seiner Verse auch Andere zu gleicher Begeisterung hin. Auf den Schwingen Goethe'scher Poesie ist auch Goethes Weltanschauung in weite Kreise des deutschen Volkslebens getragen worden, und wo sie hinkam, da hat sie auch gleichgestimmte Gemüther gefunden und in ihnen Verständniß geweckt für den erhabensten Gedanken, der jemals. in eines Menschen Hirn entsprungen ist.

Wie mächtig aber die Zauberkraft dieses Gedankens gerade auf deutsche Gemüther wirkt, das ist auch in unseren! Jahrhundert wieder lebendig in die Erscheinung getreten, als der Rausch der Schelling'schen Naturphilosophie

Werken nachgedichtet sind. So u. A. die viel zu wenig gekannte herrliche Strophe aus den „Zahmen Xenien" (VII. Abtheilung):

„Wenn im Unendlichen dasselbe

Sich wiederholend ewig fließt.

Das tausendfältige Gewölbe

«ich kräftig in einander schließt.

| | | |
|---|--------------------------------------|--|
| | Strömt Lebenslust aus allen Dingen, | |
| | Dem kleinsten wie dem größten Stern, | |
| | Und alles Drängen, alles Ringen | |
| | | |
| Ist em'ge Ruh in Gott dem Herrn." | | |
| So auch das bernhmtc: | | |
| | | |
| „Was war' ein Gott, der nur von außen stieße? | | |
| Im Kreis das All am Finger laufen liebe? | | |
| Ihm ziemt's, die Welt im Innern zu bewegen, | | |
| Natur in sich, sich in Natur zu hegen. | | |
| So daß, was iu ihm lebt und webt und ist, | | |
| Nie seine Kraft, nie seinen Geist vennißt." | | |

und der Hegel'schen „absoluten Idee" wie mit elementarer Gewalt Tausende und aber Tausende übermächtig ergriff. Denn das einzig Wahre und Bleibende in Schöllings und Hegels Lehrgebäuden ist ja doch auch wieder nur der Alleinheitsgedanke, auch wieder nur Giordano Brunos rurd Benedict Spinozas unsterbliche Idee. Und das hat man auch damals schon mehr oder minder deutlich empfunden, ja das hat damals schon Heinrich Heine in der bündigsten und unzweideutigsten Weise ausgesprochen, wenn er in seiner „Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland" den Pantheismus als das „öffentliche Geheimnis? in Deutschland" bezeichnet; wenn er in ihm die geheime verborgene Religion der Denker und Dichter, der ausgezeichnetsten und erleuchtetsten Geister feiner Zeit und seines Volkes erkennt.

Dieses Urtheil wird freilich Vielen übertrieben erscheinen und war es auch in der allgemeinen Fassung, die ihm Heine gegeben hat, gewiß. Gleichwohl wird man zugestehen müssen, daß der Pantheismus in keinem andern Lande Europas einen so fruchtbaren Boden zur Entwicklung gefunden hat, wie gerade in unserem Vaterlande. Seine Anhänger sind über das ganze Land verbreitet und bilden gleichsam eine ideale Brüdergemeinde, die in Spinoza den Stifter ihres Bundes verehrt und in Wolfgang Goethe den Hohenpriester desselben erkennt. Und die Zahl dieser Mitglieder ist aller Wahrscheinlichkeit nach in beständigem Wachsthum begriffen und ohne alle Frage auch gegenwärtig schon sehr groß.

Hat Giordano Bruno Etwas von dieser Entwicklung der Dinge geahnt? sah er den Triumph seiner Lehre in unserem Vaterlande, sah er die großartigen Ersolge, die sie daselbst erringen würde, voraus? Fast möchte man sich versucht suhlen, es zu glauben. Jedenfalls hat er, wie wir aus seinem eigenen Munde wissen, auf Deutschland große Hoffnungen gesetzt und für den Sieg der Wahrheit, der er sein Leben geweiht hatte, in erster Reihe auf den „wahrhaft göttlichen" Geist des deutschen Volkes gebaut. Dieser Geist, der ihm schon frühzeitig in Kopernikus und Nicolaus von Cusa innerlich nahe getreten war, hat ihn mit höchster Ehrfurcht und aufrichtigster Bewunderung erfüllt. Wie er in Martin Luther den Vorkämpfer der Geistesfreiheit verherrlichte, fo hat er in unserem Vaterlande „das Land, in dem die Weisheit ihr Haus gebaut" erblickt. Ein Zug geheimer Sympathie und Wahlverwandschaft zog ihn — so scheint es — zu unserem Volke hin.

Dieser Umstand aber bringt uns den großen italienischen Denker, abgesehen von allem Andern, auch rein persönlich nahe . . . Wir Deutschen lieben Italien fast, als ob es unsere zweite Heimat wäre, es ist uns das gelobte Land, das Wunderland, das Land der Schönheit und der Kunst. Die Sehnsucht nach demselben, der Goethe in seinein Mignonliede einen so hinreißenden Ausdruck verliehen hat, jene Sehnsucht, die sich fast wie ein Heimweh des deutschen Geistes nach dem wolkenlosen Blau des italienischen Himmels und dem Zauberhauch italienischer Anmuth ausnimmt: sie liegt Tausenden und aber Tausenden unseres Volkes tief im Blut. Wie sollten wir uns unter solchen Verhältnissen des rein menschlichen Bandes persönlicher Sympathie nicht erfreuen, das einen der größten Söhne Italiens, das Giordano Bruno mit unserem Volke verknüpft?

Der Ehrentag des großen Mannes, der Tag der Denkmals-Enthüllung steht nahe bevor. Nicht bloß aus allen Theilen seines Vaterlandes, sondern aus der gesammten civilisirten Welt richten sich, wie so oft in früheren Tagen erwartungsvoll und spannungsvoll viel tausend Blicke nach Rom. . . . Auch Deutschland, das sich nächst Italien als meistbetheiligte Nation betrachten darf, hält mit dem Tribut seiner Huldigung und seines tief empfundenen Antheils nicht zurück. Es erinnert sich nicht nur alles dessen, was der Name Giordano Brunos für die Welt im Allgemeinen, sondern auch alles dessen, was er für uns Deutsche im Besonderen bedeutet — es flicht in den vollen Kranz der Ehren, den die bewundernde Nachwelt ihm darreicht, die Blüten herzlichster Zuneigung und dankbarster Erinnerung hinein, und es huldigt in ihm zu gleicher Zeit dem Sohne seines Vaterlandes, dem Märtyrer der Geistesfreiheit und dem Vorkämpfer der höchsten Idee. Der Sturm auf die Gymnasien.

| |
|--|
| <div> <div>Adolf Motter.</div> <div></div> </div> |
| — Breslau. — |

s ist eine eigenthümliche Erscheinung unserer Zeit, daß die Zahl der Gegner der deutschen, insbesondere der preußischen Gymnasien mit jedem Tage wächst, daß es fast zur Mode geworden ist, wegwerfend über sie zu urtheilen, daß in Wort und Schrift, auf Versammlungen und in der Presse nicht mehr bloß auf eine Verbesserung derselben sondern vielfach schon auf ihre gänzliche Beseitigung gedrungen wird.

Sehr hübsch vergleicht Kruse in seiner Abhandlung „Das angeklagte Gymnasium^{*)}“ das Schicksal desselben mit dem des Sokrates, indem er die Anklage der Gegner in die Worte zusammenfaßt: „Das Gymnasium thut Unrecht, indem es an die Idole des Volkes nicht glaubt, sondern an gewisse leere Wahngebilde; es thut weiter Unrecht, indem es die Jugend verdirbt. Strafantrag: Tod." Wohl hat das Gymnasium auch seine Vertheidiger gefunden. Außer Kruse ist vor allen Oskar Jäger^{**)} zu nennen, der wie jener von einer reichen und langjährigen pädagogischen Erfahrung aus, völlig frei von der Einseitigkeit des Stockphilologenthums, mit Geist und Witz die größtentheils unberechtigten Vorwürfe widerlegt. Beide Abhandlungen hätten manchen der lautesten Gegner verstummen machen — wenn sie eben gelesen worden mären; die Zeitschrift aber, in der sie erschienen, machte sie nur dem kleinen Kreise der Fachmänner zugänglich, welche an die angeblich so schwere Schuld des Gymnasiums nicht glauben. In der nicht sachwissenschaftlichen Presse, besonders in den auf die weitesten Kreise berechneten Zeitschriften und Tagesblättern, — ich erinnere nur an die „Tägliche Rund

^{*)} Zeitschrift für das Gymnasialwesen von H. Kern und H. I. Müller. Mmund Juniheft 1838.

^{**)} Vortrag „über Äymnasialreform," abgedruckt in der Zeitschrift für das Gnnmasiallvesen, herausgegeben von H. Kern und H. I. Müller. 1888 Septemberheft. schau" und an „Schorers Fainilienblatt" — sind bis jetzt meines Wissens nur Gegner des Gymnasiums zu Worte gekommen, und darauf mag es zun? großen Theile zurückzuführen sein, daß auch längst widerlegte Anschuldigungen immer von Neuem wieder auftauchen. Es ist daher der Leitung dieser Zeitschrift zmn Verdienst anzurechnen und ein Act rühmlicher Gerechtigkeitsliebe, wenn sie jetzt einem Vertheidiger des Gymnasiums das Wort vergönnt.

Gehen wir auf die am Häufigsten ausgesprochenen Anklagen näher ein.

„Die Gymnasien überbürden die Jugend." Soll das soviel, heißen, „sie überlasten die Schüler durch häusliche Aufgaben", so ist die Beschuldigung jetzt nicht mehr gerechtfertigt.

Mag hie und da von dem einen oder anderen Lehrer das zulässige Maß häuslicher Aufgaben noch überschritten werden — vereinzelte Mißgriffe werden immer vorkommen, auch wenn an die Stelle der Gymnasien höhere Lehranstalten anderer Art treten würden. Im Allgemeinen wird heutzutage viel weniger aufgegeben, als früher. Gewisse Aufgaben, welche noch vor dreißig Jahren ziemlich ständig waren (schriftliche Ausarbeitungen des geschichtlichen und des mathematischen Lehrstoffes, schriftliche Uebersetzungen der in der Schule erklärten fremdsprachlichen Schriftsteller) kommen jetzt nicht mehr vor. Die häuslichen Uebersetzungsaufgaben aus dem Deutschen in die fremden Sprachen sind wenigstens in den unteren und mittleren Klassen durch die Klassenarbeiten (Ertemporalien, Specimina) fast ganz verdrängt. Die Zahl der häuslichen Aufsätze hat sich ebenfalls vermindert: und in einem die Neberbürdungsfrage behandelnden Erlaß des Ministers Falk aus dem Jahre 1875 wurden die Lehrer verpflichtet die Schüler nichts schreiben zu lassen, was nicht vom Lehrer corrigirt werde. Damit aber auch bei den mündlichen Aufgaben jede Ueberlastung vermieden werde, regelte neun Jahre später ein Erlaß des jetzigen preußischen Unterrichtsministers die häusliche tägliche Arbeitszeit der einzelnen Klassenstufen so, daß dieselben in Sexta eine Stunde, in Prima nicht drei überschreiten darf.

Von einem Zuviel an häuslicher Arbeit kann also jetzt nicht mehr die Rede sein; mit mehr Recht könnte man von einer Ueberbürdung unserer heutigen Gymnasiasten durch ein Zuvielerlei der an sie gestellten Anforderungen sprechen. Zwar hat sich die Zahl der Untrrichtsgegenstände kaum vermehrt; aber Fächer, welche früher hinter das Lateinische und Griechische bescheiden zurücktraten, erheben jetzt den Anspruch einer gemissen Gleichberechtigung oder stellen wenigstens an die lernende Jugend viel höhere Ansprüche als früher. Nun sind aber die hier in Betracht kommenden Veränderungen des Lehrplans und Bestimmungen der Entlassungsprüfungsordnung hauptsächlich herbeigeführt und veranlaßt worden durch die Forderung gerade der Kreise, welche jetzt am lautesten über die Neberbürdung der Gymnasiasten Klage führen, durch die Forderung nämlich, daß durch Vermehrung der mathematischen, naturwissenschaftlichen und neusprachlichen Unterrichtsstunden die Bedürfnisse der Gegenwart mehr berück

Rud und Ell».
XIIJ., 1«, 16

sichtigt werden sollten. Und was sie in dieser Hinsicht erreicht haben, genügt ihnen meistens noch lange nicht; sie fordern eine weitere Einschränkung, womöglich eine Beseitigung der alten Sprachen. Diese Forderung beruht auf einein völligen Verkennen der Zwecke der Gymnasien. Wohl sollen auch diese eine materielle Bildung d. h. die Aneignung solcher positiven Kenntnisse vermitteln, welche von jedem Gebildeten unserer Zeit verlangt werden; allein ihr Hauptzweck ist dies nicht. Ein großer Theil dieser Kenntnisse geht bald wieder verloren, wofern sie nicht immer von Neuem wieder aufgefrischt werden; der einzige bleibende und unverlierbare Gewinn des Gymnasialunterrichts ist die formale Bildung in des Wortes weitester Bedeutung. Nicht Alles, was an sich wissenschaftwerth ist und einen Theil der allgemeinen Bildung ausmacht, kann und darf an den Gymnasien getrieben werden, sondern mit Beschränkung auf eine möglichst geringe Zahl von Unterrichtsgegenständen müssen diejenigen mit besonderem Nachdruck betrieben werden, welche erfahrungsmäßig am meisten geeignet sind das Denk- und Anschauungsvermögen zu schärfen und zu stärken, den Sinn für das Gute, Wahre und Edle zu wecken und zu pflegen.

Nun ist aber bis vor Kurzem noch in den weitesten Kreisen der Gebildeten unseres Volkes nicht bestritten worden, daß eine zweckmäßige Pflege und Behandlung der alten Sprachen und der für die Schule geeigneten klassischen Schriftsteller neben der Mathematik mehr als alles Andere geeignet ist, diese formale Bildung zu vermitteln. Die mit einer abgeschlossenen Gymnasialbildung Ausgestatteten haben sich bei genügender Beanlagung und redlichem Fleiße noch in allen Fachwissenschaften, auch in denen, sür welche der Gynmasialunterricht keine directe Vorbereitung bot, ja sogar in rein technischen Berufsgattungen so gut zurechtgefunden, daß nicht nur die auf deutschen Gymnasien vorgebildeten Philosophen, Philologen und Geschichtsforscher der Gegenstand der Bewunderung für das gebildete Ausland stets gewesen sind, sondern auch unsere Naturforscher und Mathematiker, welche Zöglinge unserer Gymnasien waren, hinter denen anderer Völker durchaus nicht zurückstehen. Auch unsere eigenen Realanstalten haben ans diesem Gebiete bessere Ergebnisse nicht aufzuweisen. Auf der Versammlung der Einheitsschulfreunde zu Hannover im Jahre 18^6 äußerte sich der Landesgeologe und Professor Behrendt-Berlin etwa folgendermaßen: „Er fühle sich auf Grund seiner Erfahrungen als Universitätslehrer und in Folge seines speciellen Bernfes als Landesgeologe zu der Erklärung berufen, das; er mit Gymnasialabiturienten keineswegs schlechte Erfahrungen auf dem Gebiete der Naturwissenschaften gemacht habe. Diese seien vielmehr die besten Schüler gewesen. Dasselbe habe er von seinen Eollegen an der Bergakademie gehört. Wenn die Gymnasialabiturienten vielfach auch für das besondere natnvnwissenschaftliche Fach unvorbereitet auf die Universität kämen, so hätten sie doch logisch denken gelernt und seien zu wissenschaftlichen Arbeiten wirklich vorbereitet. Auch im praktischen Bergfach hätten die Abiturienten der Realgymnasien keineswegs bessere Erfolge aufzuweisen. Die berühmtesten Naturwissenschaftler unserer Zeit seien auf Gymnasien vorgebildet. — „Aber," so höre ich gewisse Gegner der Gymnasien hier einwenden, „denken gelernt haben die Gymnasialabiturienten vielleicht, aber sie haben nicht sehen gelernt. Die Gymnasialbildung vernachlässigt die Pflege des Auges, des Anschauungs- und Beobachtungsvermögens." Auf diesem Gebiete werden von manchen Anklägern des Gymnasiums Ansprüche an die Schule gestellt, welche selbst der beste Lehrplan und der zweckmäßigste Unterricht nicht erfüllen kann. Das wird selbst von Aerzten und Naturforschern zugestanden, so z. B. von Hermann Schmidt-Rimpler in seinem Aufsatze „Schule und Auge" (Heft 136, Band 46 dieser Monatsschrift Seite 51 ff). Mit Recht wird hier darauf hingewiesen, wie von den

Naturforschern und Aerzten, welche wie Esmarch unbillige Forderungen an die Schule stellen, die Ungeübtheit des Anfängers mit einer mangelhaften Vorbereitung der Schule vielfach verwechselt wird. Andrerseits weiß jeder, der den Unterrichtsbetrieb der heutigen Gymnasien wirklich kennt, daß in den letzten zehn Jahren gegen früher die Pflege des Anschauungsvermögens, große Fortschritte gemacht hat. Die Veranschaulichung mathematischer Begriffe ist gefördert worden durch das in der Quinta eingeführte geometrische Zeichnen. Der seit dem Jahre 1882 in jeder Klasse von Sexta bis Obertertia einschließlich mit zwei wöchentlichen Stunden ausgestattete, jetzt meist von berufenen Lehrern ertheilte naturgeschichtliche Unterricht giebt reiche Gelegenheit, durch das Aufsindenlassen der Merkmale an den vorgezeigten Naturkörpern oder an Abbildungen das Auge der Schüler zu üben. Dasselbe geschieht bei den Vorführungen einfacher chemischer Prozesse im Unterricht der Untersecunda; auch der physikalische Unterricht mit seinen zum aufmerksam Sehen auffordernden Versuchen ist verstärkt worden. Die Anschauungsmittel haben sich auf allen Gebieten vervollkommenet, und die Ueberzeugung macht sich überall geltend, daß dieselben bei keinem Unterrichtsgegenstand fehlen dürfen. In der Geographie wird nicht nur mit bessern Karten, als früher, sondern vielfach auch mit Abbildungen gearbeitet; auch im Geschichtsunterricht werden dieselben verwendet, und schon seit längerer Zeit ist man beflissen, durch Gypsabgüsse von Statuen, Büsten und Reliefs oder wenigstens durch Photographieen die Meisterwerke der bildenden Kunst des klassischen Alterthums zu veranschaulichen. Gewiß könnte an manchen Anstalten hierfür noch mehr geschehen, die vorhandenen Anschauungsmittel häufiger und allgemeiner benutzt und neue in größerer Zahl angeschafft werden; aber der gewaltige Fortschritt, der gerade auf diesem Gebiete gegen früher wirklich gemacht ist, kann nicht geleugnet werden.

Wenn im Interesse einer besseren Uebung von Auge und Hand ein obligatorischer Zeichenunterricht bis zur Prima hinauf verlangt wird, so ist dagegen das Bedenken geltend zu machen, daß eine Vermehrung der obligatorischen Unterrichtsstunden vom Uebel ist, und daß auf den höheren Stufen der Mangel an Talent bei vielen Schülern sich so stark geltend machen würde, daß doch nur diejenigen sich bemühen würden, diesen Mangel durch Fleiß und Eifer zu ersetzen, welche wissen, daß sie für ihren künftigen Beruf das Zeichnen nicht entbehren können. Für diese aber sorgt der von der Tertia bis Prima sich erstreckende facultative Zeichenunterricht hinlänglich.

Aber manche Gegner der Gymnasien behaupten nicht nur, daß dieselben die Pflege des Auges vernachlässigten, sondern stellen die Vermittlung einer formalen Bildung durch dieselben überhaupt in Abrede. „Auch das Denken", so hört man sagen, „lernen unsere Gymnasiasten nicht." Und was ist schuld daran? Natürlich der Unterricht in den alten Sprachen! Nach ihnen nämlich besteht der altsprachliche Unterricht fast nur in dem Auswendiglernenlassen von Vocabeln und unverständenen Regeln, die Arbeit der Schüler dabei sast ausschließlich in Gedächtnißarbeit. Ob früher einmal ein Gymnasium bestanden hat, in welchem die alten Sprachen so betrieben wurden, weiß ich nicht, bezweifle es jedoch. Daß aber jetzt ein solches Gymnasium nicht mehr existirt, kann ich getrost versichern. Wohl ist früher manche Regel und Ausnahme, auch manche Vocabel auswendig gelernt worden, die man den Schülern hätte schenken können. Jetzt aber, und nicht erst seit dem Ministerialerlaß vom 31. März 1882, ist man an allen preußischen Gymnasien bemüht, alles für die Aufgabe der Schule Nnnöthige aus dem altsprachlichen Lehrstoff auszuscheiden. Die Lehrbücher, besonders die griechischen Grammatiken neuerer Zeit, bekunden ein erfreuliches Bestreben, den Lehrstoff zu vermindern; und in den Fachconferenzen ist man schon längst beflissen, durch Vereinbarungen von Normalgrammatiken und ähnliche Veranstaltungen darin noch weiter zu gehen. Wer vor dreißig oder mehr Jahren auf einein deutschen Gymnasinm Lateinisch und Griechisch gelernt hat, der muß erstaunt sein über die große Zahl von Regeln und Ausnahmen, welche, wenn nicht aus den gedruckten Grammatiken, so doch aus dem Unterricht in den alten Sprachen gänzlich verschwunden sind. Wie in allen Fächern, so wird gerade auch im altsprachlichen Unterricht auf die vrständnißvolle Anwendung des Gelernten, hier also durch Klassenübersetzungen in die fremde Sprache ohne Wörterbuch und Grammatik-Uebungen, zum logischen Denken, wie sie nicht wirksamer gedacht werden können — der allergrößte, vielleicht manchmal ein allzu großer Werth gelegt. Ebenso besteht heut zutage auch kein mathematischer Unterricht mehr im bloßen Auswendiglernen von Lehrsätzen und Formeln, sondern auch hier wird die Anwendung des Gelernten durch Lösung von Aufgaben für die Hauptsache angesehen. Eine Verminderung des Memorirstoffes und eine Erleichterung der Gedächtnißarbeit ist vielleicht noch möglich und wünschenswert!) im Geschichts- und Religionsunterrichte; an manchen Gymnasien auch wohl in der Geographie. Es gehört zwar zu den Uebertreibungen und Unwahrheiten, welche jetzt in den meisten Auslassungen über unsere Gymnasien üblich geworden sind, daß bei der Geschichtsprüfung der Abiturienten „die römischen Kaiser von Augustus bis Augustulus mit den Jahreszahlen ihrer Antritte" abgefragt würden; ich wenigstens erinnere mich nicht, daß bei einer der 48 Reifeprüfungen, welche ich an fünf verschiedenen Anstalten verschiedener Provinzen des preußischen Staates als Lehrer miterlebt habe, nach der römischen Kaisergeschichte überhaupt gefragt worden sei. Gleichwohl aber märe eine weitere Einschränkung der Anforderungen an das geschichtliche Wissen der Abiturienten in der Entlassungsprüfungsordnung sehr wohl ausführbar und dringend wünschenswert!).

Von einer Gedächtnißüberlastung beim altsprachlichen Unterricht kann heutzutage füglich nicht mehr die Rede sein, aber es giebt noch andere Vorwürfe, die gegen denselben gerichtet werden. Viele Feinde hat der lateinische Aufsatz; aber er hat sie nicht nur im Kreise derer, welche den altsprachlichen Unterricht überhaupt befehden, fondern auch unter den Freunden des Gymnasiums. Mit ihm würde das Gymnasium keinesfalls fallen. Er ist kein nothwendiges Stück des lateinischen Unterrichts, und seinetwegen denselben vom Gymnasium ganz verbannen zu wollen, wäre ebenso thöricht, wie wenn man auf mathematischen Unterricht verzichten wollte, weil es sich als unthunlich herausgestellt hat, Differenzial- und Integralrechnung auf dem Gymnasium zu treiben.

Daß der altsprachliche Unterricht an den Gymnasien unzweckmäßig und einseitig betrieben werde, überhaupt vom Uebel sei, wird von Preyer in seinem Vortrage „Naturforschung und Schule"*) in Ermangelung wirklicher Gründe auf die Behauptung gestützt, bei den jüngeren Schülern zeige sich eine „ganz allgemeine Abneigung" gegen die alten Sprachen. Wieviele jüngere Schüler mag Herr Preyer beobachtet haben? Ich kann auf Grund einer 24jährigen Lehrererfahrung versichern, daß nichts unrichtiger ist, als die obige Behauptung. Unlust und Abneigung gegen irgend welchen einzelnen Unterrichtsgegeilstand habe ich bei jüngeren Schülern überhaupt selten beobachtet. Bei Schülern der mittleren und oberen Klassen findet sie sich häusigerer; wo ich sie aber fand, waren Rechnen, Mathematik und Französisch häusiger der Gegenstand derselben, als die alten Sprachen. Man will auf einen Widerwillen gegen diese daraus schließen, daß außer den Philologen so Wenige, nachdem sie das Gymnasium verlassen haben, noch lateinische und griechische Schriftsteller lesen. Damit steht es aber keineswegs so schlimm. Nicht Jeder, der einmal wieder einen solchen vornimmt, schlägt das sogleich an die große Glocke, und die keineswegs vereinzelten literarischen Arbeiten, welche über Horaz und Homer von Nichtphilologen geschrieben sind, sprechen gegen die obige Behauptung.

*) Auch die Ausführungen dieser Abhandlung sind in Fachblättern längst widerlegt, die unrichtigen statistischen Angaben derselben sogar in dem amtlichen Organ der preußischen Unterrichtsverwiltung.

Aber selbst, wenn dieselbe richtig wäre, würde sie gegen die klassischen Studien unserer Gymnasien einen Vorwurf nicht begründen können. Sobald der Jüngling das Gymnasium verlassen hat, treten die mit jedem Jahre wachseinen Anforderungen der Fachwissenschaften an ihn heran. Sie haben den Reiz derNeuheit für sich und den erstenAnfvrch auf Berücksichtigung, und vielfach fehlt es an Muße, zu den Studien der Gymnasialzeit zurückzukehren.

Noch ungeheuerlicher aber ist eine andere Behauptung desselben Gegners unserer Gymnasien, die Behauptung nämlich, dieselben unterdrückten durch ihre besondere Betonung der alten Sprachen das Deutsch thum, die deutschnationale Gesinnung in der heranwachsenden Jugend und beförderten das Überhandnehmen kosmopolitischer, socialdemokratischer und grundsätzlich verneinender Parteibestrebungen. Wer unsere Gymnasiasten seit dem Jahre 1870 unterrichtet hat, der kann über eine solche Behauptung nur lachen. Wenn init irgend etwas, so können wir mit der patriotischen Gesinnung unserer jetzigen Gymnasiasten zufrieden sein. Die Heldengestalten unserer verstorbenen Kaiser, die gewaltige Persönlichkeit des Kanzlers, die Großartigkeit seiner Erfolge, sie allein schon hätten auch ohne jedes Zuthun von Seiten der Schule die patriotische Begeisterung unserer Jugend erwecken müssen, wie sie es thatsächlich gethan haben, und mannigfache Erfahrungen der neuesten Zeit, welche in andern Ländern gemacht morden sind, zeigen deutlich, daß grundsätzlich verneinende Parteibestrebungen unseren Gymnasiasten und Studenten viel ferner liegen, als der lernenden und studirenden Jugend anderer Nationen, an deren Schulen die alten Sprachen viel weniger betrieben werden.

So viel zur Widerlegung der gegen das Gymnasinm erhobenen Anklagen, so weit sie an die Pflege der alten Sprachen anknüpfen. Weiter aber wird ihm zum Vorwurf gemacht, daß der größte Theil der Gym»nasiasten die Reifeprüfung niemals besteht, und daß diejenigen, welche sie bestehen, in der Regel nicht in dem normalen Alter von 18 Jahren dieses Ziel erreichen. Beide Thatsachen sind vollkommen richtig, und doch beweisen sie nicht das Geringste gegen das Gymnasium. Zunächst ist daran zu erinnern, daß sehr viele Schüler, namentlich an Schulorten, welche außer dem Gymnasium eine höhere Lehranstalt nicht besitzen, diesem nur zugeführt werden, um sich das Befähigungszeugniß für den einjährigen freiwilligen Militärdienst zu erwerben. Diese gehen also mit der Versetzung nach Obersecunda ab, oft ein recht großer, wenn nicht der größte Theil der in diese Klasse Versetzten. Da ferner die Reife für Prima wieder weitere Berechtigungen gewährt und die gegenwärtig vorhandene Ueberfüllung derjenigen Berufsarten, zu welchen akademische Studien erforderlich sind, manche Väter stutzig macht, so geht auch mancher Schüler mit der Reife für Prima ab, der wohl das Zeug dazu gehabt hätte, auch die Prima mit Erfolg zu besuchen. Endlich aber — und das ist die Hauptsache — hat das Gymnasium sich nie vermessen, unfähigte nud dauernd trüge Schüler für die Universität reif zu inachen, und kein billig Denkender wird das von ihm verlangen. Nun nimmt es aber den größten Theil seiner Zöglinge in einem Alter auf, in dem sich die Befähigung noch gar nicht beurtheilen läßt; andererseits werden feine Bemühungen, auf einen stetigen häuslichen Fleiß seiner Schüler hinzuarbeiten, durch mangelhafte oder gänzlich fehlende Beaufsichtigung von Seiten des Hauses und durch ungünstige Einflüsse, welche außerhalb der Schule liegen, nur zu oft völlig unwirksam gemacht. So kommt es denn, daß schon auf der Unter- und Mittelstufe einzelne Schüler die Anstalt verlassen müssen, weil sie trotz zweijährigen Aufenthalts in einer Klasse die Versetzung nicht erreicht haben. Andere wenig befähigte oder träge Schüler kommen zwar schließlich noch vorwärts, weil sie ihre schwache Beanlagung durch stetigen Fleiß einigermaßen ersetzen oder ihre Trägheit allmählich überwinden; aber sie brauchen dazu so viel Zeit, daß sie trotz rechtzeitiger Aufnahme in die Anstalt oft mehrere Jahre zulegen müssen, um das Ziel der Gymnasialbildung zu erreichen. Viele Schüler aber treten, weil sie entweder zunächst die Volksschule besucht haben oder durch Privatunterricht für das Gymnasium vorbereitet morden sind, nicht in dem normalen Alter, sondern erst mehrere Jahre später in das Gymnasium ein. Diese machen an Anstalten ohne Vorschulklassen und an Gymnasien kleiner Orte, welche zum großen Theil von auswärtigen Schülern besucht werden, einen so starken Procentsatz aus, daß schon ihretwegen das Durchschnittsalter der Abiturienten nicht das normale fein kann. Endlich macht Kruse in der oben erwähnten Abhandlung mit Recht darauf aufmerksam, daß Masern, Scharlach, Diphtheritis mit ihren Nachwehen viele Schüler ein volles Jahr kosten; daß manche mährend der naturgemäßen körperlichen Entwicklung zurückbbleiben, andere an und für sich zu schwächlich oder wegen unzureichender Ernährung nicht leistungsfähig sind, und daß viele durch den Wechsel der Schule (in Folge der vielen Versetzungen der Beamten und Offiziere? Zeit verlieren.

Richteten sich die bisher besprochenen Anklagen ausschließlich gegen das Gymnasium, so hat man andere Vorwürfe gegen die höheren Lehranstalten im Allgemeinen erhoben. Von diesen müssen wenigstens einige hier berücksichtigt werden. „Die höheren Lehranstalten, also auch die Gymnasien," so sagt man, „vernachlässigen die körperliche Erziehung der ihnen anvertrauten Jugend." Man hat berechnet, daß zum Turnen, zu Turnspielen und zu anderen körperlichen Hebungen die Schüler während der Schulzeit in Deutschland 650 Stunden erhalten, in Frankreich 1300, in England 4500 Stunden (vgl. diese Monatsschrift Band 46, Heft 136, Seite 65). Mögen nun diese Zahlen richtig sein oder nicht, so viel steht fest, daß die der körperlichen Erziehung gewidmete Zeit an unseren Lehranstalten eine verhältnißmäßig geringe ist, und daß eine stärkere Berücksichtigung derselben dringend zu wünschen wäre. Aber es ist doch nicht zu verkennen, daß auch in dieser Beziehung gegen früher ein erheblicher Fortschritt sich bemerkbar macht. Turnspiele, auf welche mit Nachdruck hingewiesen zu haben ein Verdienst des jetzigen preußischen Unterrichtsministers ist, kannte man vor dreißig Jahren an den höheren Lehranstalten Deutschlands so gut wie gar nicht; das Turnen selbst ist obligatorischer Unterrichtsgegenstand geworden. Fast überall ist derselbe in die Hand geprüfter Turnlehrer gelegt, und die äußeren Turneinrichtungen haben sich wesentlich vervollkommenet. Ferner würde eine Vermehrung der den körperlichen Uebungen gewidmeten Stunden nur auf Kosten des wissenschaftlichen Unterrichts eintreten können, da die Zeit, für welche die Schule die Schüler den, Familienleben entzieht und für sich in Anspruch nimmt, nicht noch verlängert werden darf. Kann nun der wissenschaftliche Unterricht eine Einschränkung erfahren? Die meisten init unseren Gymnasialzuständen Unzufriedenen werden diese Frage selbst verneinen. Denn nicht darüber beklagen sie sich ja, daß unsere Gymnasiasten zu viel lernen, sondern daß sie so Vieles lernen, was ihrer Meinung nach unnütz und für das Leben unbrauchbar ist. Wenn ihre Forderungen, betreffend die stärkere Be^tonung der realistischen Fächer, die Einführung eines volkwirthschastlichen und' hygienischen Unterrichts und was sonst noch an Stelle des Lateinischen und Griechischen treten soll, Berücksichtigung erführen, so würde die Zahl der dem wissenschaftlichen Unterricht zugewiesenen Stunden schmerlich geringer sein, als jetzt. „Aber die höheren Lehranstalten" so heißt es weiter, „vernachlässigen nicht nur die körperliche Erziehung, sie schädigen geradezu die Gesundheit der Schüler." Wohl giebt es auch heute noch Schulhäuser, namentlich Gymnasialgebäude aus älterer Zeit, welche in hygienischer Beziehung viel zu wünschen übrig lassen. Aber es ist doch nicht zu leugnen, daß die in neuerer Zeit erbauten Schulhäuser den Forderungen der Gesundheitslehre Rechnung tragen. Wohl giebt es noch Lehrer, welche die Neigung der Schiller zu einem gesundheitswidrigen Sitzen in der Schule nicht mit dem nöthigen Nachdruck entgegenreten, in dunkeln Stunden lesen und schreiben lassen, ohne von der fast überall zu Gebote stehenden künstlichen Beleuchtung Gebrauch zu inachen, und was dergleichen Unterlassungssünden mehr sind. Aber es darf doch nicht vergessen werden, daß viele Lehrer noch ihre Wirksamkeit begonnen haben in einer Zeit, wo man von einer Schulhygiene noch nichts wußte, und daß es doch auch in dieser Hinsicht nicht schlechter, sondern besser geworden ist; vor allen Dingen aber müßte man sich vor dem Unrecht hüten, die Schule ausschließlich verantwortlich zu machen für Dinge, für welche das Haus mindestens mitschuldig ist. Die ersten Aerzte, welche auf die bei unseru Schülern allerdings stark auftretende Kurzsichtigkeit aufmerksam machten, schoben die Schuld dafür der Schule allein zu; jetzt giebt es schon Aerzte genug, welche zugestehen, daß auch das Haus einen großen Theil der Schuld trägt. Ich stehe meinerseits nicht an zu behaupten, daß dasselbe den größten Theil derselben auf sich nehmen muß. Die Familien sind zu zählen, in welchen — ich will gar nicht sagen consequent — sondern überhaupt darauf gesehen und gehalten wird, daß die Kinder beim Schreiben richtig sitzen und in der Dämmerung nicht arbeiten; und in vielen Privathäusern, namentlich in ärmeren Familien und in billigeren Pensionen, sind die Lichtverhältnisse der Wohnräume, die Luftverhältnisse der Schlafzimmer oft geradezu himmelschreiend. Solange hier nicht Abhülfe geschafft werden kann, wird auch die gewissenhafteste Berücksichtigung der Hygiene von Seiten der Schule keine bemerkbaren Früchte tragen. Sehr richtig aber kennzeichnet Kruse a. a. O. die unberechtigten Beschuldigungen der Schule in dieser Frage mit den Worten: „Geschrieben wird weniger, das Papier ist weißer, der Druck deutlicher, die Klassenzimmer Heller, statt der Talglichter hat man Petroleumlampen er hätte hinzufügen können: oder Gasbeleuchtung — daher die vielen Brillen?"

Fragen wir uns zum Schluß, wie denn eigentlich angesichts der oben erwähnten Verbesserungen des Unterrichtsbetriebes und der hygienischen Verhältnisse der von so Vielen heftig geführte, von Tausenden gebilligte Kampf gegen unsere höheren Lehranstalten, besonders gegen die Gymnasien zu erklären sei, so müssen mir antworten: „Die Gegner der Gymnasien kennen alle diese Verbesserungen nicht, oder wollen sie nicht kennen. Erinnerungen aus der eigenen Schulzeit werden oft ohne Weiteres auf die Jetztzeit übertragen; Beobachtungen und Erfahrungen, welche an einzelnen Schülern gemacht worden sind, werden, ohne zu fragen, ob nicht etwa die Schuld an diesen lag, den Lehrern, und zwar oft nicht nur den beteiligten, sondern allen ohne Ausnahme, zur Last gelegt; oder es werden für Fehler, welche wirklich von den Lehrern gemacht werden — denn es giebt natürlich nicht nur schlechte Aerzte, Geistliche, Richter u. s. w., sondern auch schlechte Directoren und Lehrer, und selbst die tüchtigsten unter ihnen sind Irrthümern unterworfen — nicht die Lehrer, sondern der Organismus der Schulen verantwortlich gemacht. Etwas scharf, aber nicht ungerecht kennzeichnet Jäger a. a. O. diejenigen, von welchen der Sturm auf die Gymnasien hauptsächlich ausgegangen ist, mit folgenden Worten: „Mit einer durch keinerlei Sachkenntnis; getrüben Unbefangenheit verbreiteten sich Männer, deren ganze Legitimation darin bestand, daß sie — vielleicht — selbst ein Gymnasium halb oder ganz durchgemacht hatten, über die Nothmendigkeit einer durchgreifenden Reform und trugen Steine zu einem Neubau herbei, wobei freilich jeder einen anderen zum Grund- und Ecksteine ausersehen hatte: dieser Naturwissenschaft, jener Englisch, Französisch, auch Italienisch oder etwa Mathematik oder auch Deutsch. Gemeinsam war meist nur der Widerwille gegen den Unterricht in den alten Sprachen, welche den Reformatoren oder deren Kindern die meiste Roth gemacht hatten, und die aus diesem Grunde entweder ganz beseitigt oder wenigstens ihrer beschwerlichen Elemente — der dürrn Grammatik, des trockenen Negelkrains u. s. w. — entledigt werden sollten."

| |
|---|
| Frau Käthe. |
| |
| <div>Novelle</div> <div>von</div> |
| Emil Lautiert. |
| — Bc lin. — |

>> war Ende März. Der Morgen des Eharfreitags war angebrochen. Katharina horchte im Bibliothekzimmer auf die Morgenglocken, i die den allerheiligsten Feiertag der Christenheit einläuteten, und vergegenwärtigte sich in einem Zustand von Erstarrung die erhabenen Einpfindungen, mit denen sie ehemed die Erinnerung an Golgatha durchdrungen hatte. O, wie so anders war es heute mit ihr bestellt! Die Glocken riefen, und ihre Klänge pochten an ihr Gewissen; doch ihr Gewissen war taub, verhartete in seinem verhärteten Trotz und wehrte jeder sanften Rührung und Mahnung den Einlaß. Ach, dieser Eharfreitag war der jainmerreiche Sterbetag ihres Glaubens; sie war dem Heiland abgestorben, und der Gottmensch war todt für sie, auf ewig todt.

Ruhlos durchirrte sie das Gemach. Da brachte ihr die Dienerin eine Devesche, die soeben für ihre Herrin abgegeben worden war. Das Blatt zeigte in dürrn Worten die unvermuthete Ankunft des Professors an, der noch in der Abendstunde einzutreffen versprach.

Theobald, der bei dem bevorstehenden Ablauf seines Urlaubs und im Drange seiner Arbeiten immer kärglichere Nachrichten in die Heimat hatte gelangen lassen, entschloß sich ans einmal, seine Abreise vor der seslgsetzten Frist zu beschleunigen und auf dem kürzesten Wege in die Hauptstadt zurückzueilen. Tie Gerüchte über seine Gattin, die in dein Bäckerladen ihren Ursprung hatten und von den Kunden hämisch weiter verbreitet worden waren, fanden zuletzt ihren Weg auch in die Professorenkreise und hatten einen Amtsgenossen des fernen Gelehrten derartig in Aufruhr versetzt, daß er es für seine Pflicht erachtete, den arglosen Kollegen schriftlich auf die Feuersbrunst aufmerksam zu inachen, die hinter seinem Rücken an seinem Heerde ausgebrochen wäre.

Der Gatte sträubte sich Anfangs, an das Unerhörte zu glauben und seine kleine Heilige durch solchen Argwohn von dem Piedestal ihrer makellosen Frauenwürde herabzustürzen. Wieder und wieder durchlas er den unheilschweren Brief, und der Ernst und die unbestrittene Ehrenhaftigkeit des Schreibers ließen ihm schließlich keinen Zweifel an dem Treubruch der Geliebten übrig. Halbe Nächte hindurch hatte Johannes, der ehrlose Freund, an der Seite seiner Hausfrau geschwelgt und war zuletzt gesehen worden, wie er gar in der Morgendämmerung sich wie ein Verfolgter aus seinem Hause stahl! Und Katharine? Die Hoffnung, daß ihr Glaube, ihre Liebe, ihr Pflichtgefühl sie vor jeder Versuchung bewahren werde, war elendiglich gescheitert, und die Tugend war ein Hirngespinst, und die Hölle triumvhirte!

In seiner Erbitterung hegte er zunächst den Vorsatz, unangemeldet heimzukehren und das verbrecherische Paar in Hellem Zorn zu brandmarken. Während der Reise indessen erschien es ihm allzu unwürdig, aus der ewigen Stadt, der er so viele herrliche und ideale Anregungen verdankte, in der kläglichen, spießbürgerlichen Rolle eines gekränkten Ehemannes, eines lächerlichen Aufpassers wiederzukommen. Es konnte ja doch ein Jrnthum obwalten, und er wollte ohne die bündigsten Beweise nicht verdammen! So gab er in München die Depesche auf, der er, von Hoffen und Bangen hin- und hergezerrt, ungesäumt auf dem Fuße folgte.

Frau Käthe war von der jähen Heimkunft des Professors auf das Peinlichste berührt. Je mehr ihre Seelenqual gewachsen war, um so einsilbigere Briefe hatte sie nach Rom geschrieben, deren Kürze und auffallende Kälte den eifersüchtigen Aufwallungen ihres Mannes neue Nahrung gaben. Hatte sie sich schon in dem geistigen Austausch mehr und mehr von ihm losgetrennt, so fühlte sie es jetzt, wo sein persönliches Erscheinen in wenigen Stunden zu erwarten war, mit eisigein Frost und schaler, nüchterner Deutlichkeit, daß sie ihn nicht mehr lieben konnte, ja, daß sie ihn hassen mußte. Er war das Unglück ihres Lebens geworden. Wie Johannes in jener verhängnisvollen Nacht ihren Fragen über sein Bekenntnis; entschlüpft war und dann so achselzuckend sich über den Heiland ausgelassen hatte, ebenso mar ganz gewiß auch Theobald, der genaueste Freund des Doctors, über den Erlöser gesinnt; seine Welt war diejenige des Materialismus, und er hatte sie, die strenggläubige Pfarrerstochter, deren religiöse Bedürfnisse er doch kannte, ohne Weiteres aus dem Gotteöfrieden ihres Mutterhauses in die Nüstkammer seiner Geistesschlachten versetzt, ohne sich uni ihr Gemüth zu kümmern, ohne sie auf die Gefahren vorzubereiten, die ihren Glauben in seinen Räumen bedrohten, ohne sie in lässiger Bequemlichkeit zu führen und zu leiten. Warum hatte er es unachtsam dem Zufall anHeim gegeben, daß sie ahnungslos vom Baume der Erkenntnis; pflückte? Warum hatte er nicht, wie ein vorsichtiger Apotheker auf seine Giftflaschen, so auf seine giftigen Bücher anstatt der gleißenden Goldtitel einen warnenden Totenkopf gemalt? So war sie wie eine fromme Blume aus dem bescheidenen, aber friedreich von der freien Gottessonne beglänzten Pfarrgarten in das schwüle Treibhaus der Wissenschaft verpflanzt worden, in welchem das üppige Gerank exotischer Gewächse sie umstrickte, der sieberathinende Würzhauch fremdländischer Blüthen sie betäubte, der Schatten düsterer Nachtpflanzen ihr Licht und Wärme entzog und die anspruchsvollen polypenartig um sich greifenden Wurzeln der Tropenbäume die kleine, vom himmlischen Thau getränkte Scholle, in die sie ihre Fasern senkte, ihr beutegierig abdrängten.

Ungewarnt war sie geblieben und nun demselben Unglauben verfallen, dessen Beute ihr Gatte geworden war; und wie sollte sie ihm unter die Augen treten, wie seinen Spott, seinen Hohn ertragen, wenn er sie in ihrer htfllosen Noth erblicken und überlegen triumvhiren würde, daß der Stab ihres Glaubens so schnell gebrochen, daß die Kirche auch für sie eine leere, segenslose Halle geworden war!? Sie hatte sich angemaßt, die Mitwisserin seiner philosophischen Geheimnisse, die Mitträgerin seiner Geistespläne zu werden. Nun hatte er ja Recht: sie war der blaue Falter nicht mehr, der seine Einsamkeit umgaukelte; der zarte Blütenstaub ihrer Schwingen war nicht mehr von dem Farbenschmelz des Himmels durchleuchtet, und der schwere Bücherstand des Wissens hatte ihr die Flügel geknickt!

Wie anders hatte sie sich einst den Empfang gedacht! Kein Tannenreis schmückte die Pforten, und von der heimatlichen Schwelle, über die ihr Gatte seinen Einzug halten wollte, fühlte sie sich in die Fremde hinausgestoßen.

Die Glocken tönten auf's Neue. Noch einmal durchzitterte sie die belebende Hoffnung, daß sie in der Kirche Nuhe finden könne; der Heiland, der ja auch für sie am Kreuze gestorben war, würde vielleicht ihr inbrünstiges Gebet erhören und sie wie eine reuige Büßerin mit verzeihender Liebe aufrichten! Vielleicht, vielleicht!

Sie nahm hastig ihren Wintermantel um, ergriff ihr Gesangbuch und wanderte mit furchtsamen Blicken, die sie nicht vom Boden aufzuheben wagte, den alten Weg nach dem Gotteshause. Eine wohlbekannte Frauew stimme berührte ihr Ohr. Sie wandte den Kopf und sah dicht vor sich die wohlbeleibte Frau Bäckermeisterin an der Seite ihres ehrbaren Eheherrn nach der Kirche schreiten. O, wie so überreich erschienen ihr diese einfachen Leute gegen ihre geistige Armnth, über die sie der blendende Neichthum an Gedanken, den sie aus den Büchern Theobalds gewonnen hatte, »ich: länger tauschen konnte! „Das Evangelium ist uur sür die Philister, für die liebe Hausbackenheit," sagte sie mit beißendem Spotte gegen sich selbst, „und die überklugen Weltmeisen, deren Schülerin ich mich nenne, bedürfen eines Gottes nicht. Sie sind selbst kleine Götter, die sich das Weltall aus dem Nichts ihrer selbstherrlichen Trugschlüsse construiren!"

Sie mäßigte ihre Schritte, um die Entfernung zwischen sich und dem glücklich frommen Paar zu vergrößern, zögerte mit jeder Minute mehr und trat doch endlich mit beherztem Fuß in den heiligen Raum; aber als sie im Begriff war, aus der Vorhalle in das Mittelschiff der Kirche zu gehen, dröhnten ihr die vollen Orgelklänge mit einer so Mark und Bein erschütternden Gemalt, mit so donnernden Weltgerichtsaccorden entgegen, daß sie von einem eisigen Schauer geschüttelt wurde und sich mit bebenden Knien durch den Strom der Einlaßsuchenden hinausdrängte, die Alle, Alle gekommen waren, um ihr Herz in bußfertiger Zerknirschung am Altar des Höchsten zu heiligen und ein Anrecht durch ihren Glauben hatten, auf die segnende Gnade des Allerbannenden zu hoffen.

Katharina hatte ein GotteSurtheil an sich erfahren: Der Herr wies sie grollend von seinem Hause, verbannte sie aus der Gemeinschaft der Gläubigen, und sie war in ihren Zweifeln, ihrem Irrwahn eine Verworfene!

Ohne Ziel irrte sie über Straßen und Plätze. Vor ihren Blicken tauchte die Gestalt ihres strengen Vaters auf; sie sah ihn auf der Kanzel aufragen, sah seine eifernden Gebärden, hörte den herben Ton seiner Predigt, hörte, wie er sein Kind mit zorniger Stimme verklagte und des sündigen Verraths an ihrem Herrn und Heiland zieh, glaubte es zu schauen, wie er mit Fingern auf sie wies, wie die Nachbarn und Nachbarinnen sich vor ihr bekreuzigten und mit stummem Entsetzen ihre Nähe flohen; und sie fand doch bei dem erdrückenden Bewußtsein ihrer schweren Schuld kein Wort, keinen Laut in der Leere ihrer Brust, um sich zu rechtfertigen und ihren strafenden Ankläger zur Milde zu stimmen. Sie durchlebte alle Qualen der Schiller'schen Jungfrau, der Retterin Frankreichs, die, ihrer göttlichen Sendung untreu geworden, gleich ihr vor der furchtbaren Anklage des Vaters verstummte, und gegen die der Donner des Himmels zeugte, wie gegen sie jetzt der Gerichtsdonner der Orgel und das mahnende Glockengeläut des Charfreitags.

O, wenn der verklärte Vater sein Kind so unbeugsam verdammte, so war gewiß die verklärte Mutter, deren Sanftmuth sie stets bewundert hatte, zur liebereichsten Vergebung bereit!

Frau Käthe pilgerte weiter, über das engere Weichbild der Stadt hinaus, und befand sich bald vor der Pforte des Friedhofs, der das Grab der Pfarrerin umschloß. Sie schritt in der klösterlichen Stille durch die Reihen der Hügel, auf denen rechts und links die Schneedecken wie weiße Bahrtücher lagen. Hier raschelte ein verdorrter Kranz am einsinkenden Grabkreuz, ein trauriges Sinnbild der Verwesung; dort schimmerte ein vergoldetes Heilandsbild nur matt und schwach aus der Flockenlast hervor, welche der Winter seinen Schultern aufgebürdet hatte; die Strahlen des Heiligenscheins waren im Frost der Natur erstarrt, gleichwie die Gedanken der Auferstehung in dem Herzen der Pilgerin unter dem Frost des Denkens, und die zahlreich über den Särgen knieenden Gyps- und Marmorengel schienen ihren weichen, wärmenden Schneepelz fester an sich zu ziehen, um sich vor den kalten Todesschauern der Vernichtung zu schützen. Sie bewachten die stillen Schläfer, um sie nimmer und nimmer ans ihren zerfallenden Betten an das himmlische Licht hervorbrechen zu lassen, und die schwarze Krähe, die beim Nahen Katharinens aus einer Grabfurche aufflog und sich mit schwerem Flügelschlag auf den First eines Erbbegräbnisses erhob, verkündete mit ihrem heisern Gekrächz, daß der hoffnungslose Tod das jammervolle Ende alles Lebens war.

Jetzt trat die Professorin an den Hügel ihrer Mutter. Vom kahlen Geäst der Trauerweide über ihr schüttelte der Wind ein Paar Flockensterne auf den Leichenstein herab; eine karge Thränenspende des ausgeraubten Baumes, der nichts anders zu vergeben hatte, der ärmlichen Thränenspende des ausgeraubten Herzens gleich, das sich hier vergebens nach dem mailichen Blüthenschmuck seines Glaubens zurücksehnte.

Die Einsame lauschte und lauschte; doch was aus der Tiefe des mütterlichen Grabes zu ihr mit lindein Liebeslaut hinaufdrang, war kein tröstlicher Zuspruch für sie selbst, sondern lediglich eine freundliche Fürbitte für den zurückkehrenden Gatten, den die Pfarrerin noch im Tode fo erfindungsreich entschuldigte, wie sie ihn im Leben ohne Aufhören entschuldigt hatte. Die Tochter warf unruhig den Kopf zurück. War denn ihr Kummer nicht der schwerste, der einer Menschenbrust auferlegt werden konnte, und war nicht Theobald der Anstifter alles seelischen Unheils, unter dem sie zusammenbrach? Und nun sollte sie hinschmelzen in Liebe und Glück, sollte sich seiner Zurückkunft freuen, die für sie doch nur die Vennehrung und Verlängerung ihrer Qualen bedeutete, und sollte den Mann mit offenen Annen und hochzeitlichem Jubel empfangen, der sie ihrem leiblichen und ihrem himmlischen Vater entrissen hatte?

Nimmermehr! Sie verließ den Friedhof mit ungestümem Gang, rief einen daherkommenden Miethswagen an und fuhr nach ihrem Wohnhaus« zurück. Speise und Trank widerstanden ihr, und das zutrauliche Geplauder Agathcns hatte heute jeden Neiz für sie verloren.

Mit wachsender Unruhe verfolgte sie im Büchersaal das Pendel der Sanduhr; jeder Schlag desselben mahnte sie an eine gleichzeitige Umdrehung der Näder des Damvfwagens, der ihren Gatten in die Heimat führte. Sie wollte, sie konnte ihn nicht wiedersehen, wenigstens jetzt nicht, in dem ungeheuren Zwiespalt ihres Innern. Daß er ein Abtrünniger war, dessen ketzerische Gesinnung sich wie ein ansteckender Pesthauch von seiner Seele auf die ihrige übertragen hatte, daß er der vollkommensten Gleichgültigkeit gegen seine und ihre Kirche anheimgefallen war: es bewies ihr dies mit überzeugender Unwidersprechbarkeit der Unistand, daß er kein Bedenken hegte, an dein heiligsten Tage der Christenheit, der ihn zur beschaulichen Einkehr bei sich selbst hätte auffordern müssen, die weite Reise zurückzulegen. Was sollte sie ihm sagen, wie ihm begegnen, und wie das Frohlocken seiner nur zu schnell zu machenden Entdeckung hinnehmen, daß sie sich in seiner Abwesenheit von allem religiösen Aberglauben losgekettet und fähig geworden war, die unchristliche Sprache seiner heidnischen Bücher zu begreifen? Wie oft mochte er im Verborgenen diese Stunde herbeigesehnt haben; und nun sollte sie ihm zur Feier des Empfangs ihre Umwandlung offenbaren, die ihn namenlos befriedigen mußte, sie selbst aber namenlos zerrüttete? Und zog ihn denn wirklich die unwiderstehliche Sehnsucht nach Weib und Kind so unvermuthet in die Heimat? Nein! Er eilte ja nur zu seinen Folianten, die ihm mehr waren als Weib und Kind, zur Wiederaufnahme seiner Abhandlungen, in denen er Gott verleugnete, und zu dem Alleingenuß der verderblichen Weisheit, die seine Geliebte war, und deren Verführung er erlag!

„Fort, nur fort!" so rief es unaufhaltsam in ihrer Brust. Die Wanduhr zeigte die siebente Stunde, und ans die achte hatte er sein Eintreffen angekündigt. Sie rechnete darauf, daß die Magd, der sie auf ihren Wunsch den Besuch des Abendgottesdienstes gestattet hatte, zur rechten Zeit zurück sein würde, um dem Professor zu öffnen. Ungeduldig hüllte sie das müde Kind, das sie unbewacht in der Wohnung nicht zurücklassen konnte, in Shwal und Mantel, in Pulswärmer und Gamaschen, und begab sich mit ihm die Treppe hinab. Anfänglich stapfte die Kleine an der Hand der Mutter gar fröhlich durch den leichten Schnee, freute sich an dem Geflimmer der Laternen, um deren Flammen die Flocken wie Wintermttcken spielten, und plapperte lustig vor sich hin. Aber Frau Käthe lief doch heute gar zu geschäftig, antwortete nicht auf die harmlosen Fragen ihres Lieblings, und nahm zuletzt so große Schritte, daß Agathe, welcher der Zugwind empfindlich in's Gesicht blies, kaum noch nachzukommen vermochte, sich unsanft an ihrem Händchen fortgerissen fühlte und schließlich zn weinen und über Müdigkeit zu klagen begann.

Katharina hob das Mädchen auf ihren Arm und drückte es an sich. „Wohin, wohin?" so fragte sie sich hundertmal. Da siel ihr das Häuschen am Spreeufer in den Sinn, wo ihre Mutter gewohnt hatte und wo noch die alte einsame Tante hauste. Das war der Weg, den sie gehen mußte; dort konnte sie für sich und das Töchterchen einen ungefährdeten Unterschlupf

bereit finden, der ihr eine Zuflucht bot, bis sich sie wußte es nicht

zu bezeichnen — bis sich irgend ein wunderbares, jetzt noch nicht erkennbares Etwas ereignet haben würde, das es ihr ermöglichte, in ihr Heim wieder überzusiedeln und ihrem Manne in die Augen zu sehen.

Sie sagte dem Kinde, was sie vorhatte, und die Kleine dachte befriedigt an den rothwangigen Bratapfel, der sicherlich auch hent in der Ofenröhre der alten gütigen Frau ihrer wartete, und dessen duftigen Geruch sie bereits mit dem frostigen Winde einzuathmen wähnte.

Katharine lenkte ihre Schritte nach dem Flusse, und Alt-Berlin lag vor ihr. Sie bog in die schmale, düstere, von keinen, Wagengerassel, keinem Hufschlag aus ihrem dämmerigen Halbtraum aufgestörte Spreestraße ein,

setzte nach kurzer Wanderung ihr Töchterchen auf die steinernen, ausgetretenen Stufen nieder, die von der Gasse nach der altmodischen Thür des baufälligen Häuschens hinaufführten, rieb sich die erstarrten Finger und schöpfte Athem.

Plötzlich dünkte es ihr ganz unmöglich, die finstern, halsbrecherischen Stiegen zu der Wohnung der Tante emporzuklimmen, sich in die dumvfen, engbrüstigen Kammern mit ihren, nach der Freiheit der Erlösung ringenden Seelenschmerzen einzupferchen und der harthörigen Alten mit vergeblicher Breite auseinanderzusetzen, aus welchen, ihr ohnehin unfäßbaren Gründen sie ihre Gastfreundschaft in Anspruch nehmen wolle. Wenn Gott ihr Flehen nicht vernahm, wenn der Himmel ihr taub blieb, so mußte sich ihr auch das Ohr der Freundin in völliger Taubheit verschließen: wenn der reiche Gott sie nicht erhörte, wie sollte sie auf die Erhörung eines armen Menschenkindes hoffen?

„Die Frau Base ist nicht daheim; ich sehe keinen Lichtschein an ihren Fenstern: wir müssen spazieren gehn, bis sie zm'ückkehrt," sagte sie zu dem enttäuschten Kinde, hob es wiederum auf ihren Arm und wandelte weiter. Hart neben dem hölzernen Geländer des Flusses schritt sie vorwärts. Aus dem Nebel zur Linken leuchtete die erhellte Uhr vom Nathhausthnm hervor. Katharine strengte ihre Sehkraft an und zählte die Schläge, die langsam zu ihr herübertönten.

„Acht!" flüsterte sie. „Jetzt hält er vor dem Thor, fliegt die Stufen hinauf, späht umsonst mit angstvollen Blicken nach Weib und Kind: kein liebender Arm umschlingt, kein Kosewort begrüßt ihn — und ich, ich vermag doch nicht anders, kann nicht hin zu ihm!"

„Mama," plauderte gleich darauf Agathe, der es eben durch ihr Köpfchen fuhr, daß ihr die Magd am Morgen von der Heimkehr des Vaters erzählt hatte. „Mama, wir wollen nach Haus! Der Papa kommt. Dörths hat's gesagt, und er bringt mir, hat sie gesagt, aus der großen Stadt eine große Puppe mit. Die hat ihm der heilige Papa in Nom für mich gegeben. Dörths weiß es; wir wollen nach Hans!"

Der Mutter schnitt die Rede des Kindes tief in's Herz; sie zuckte zusammen, umschlang das Mädchen fester und suchte es zu trösten: „Noch nicht, mein Schatz! Der Papa kommt spät, sehr spät, wenn Dn längst in Deinem Bettchen liegst. In der Frühe wird er Dich wecken, und Du wirst ihm jauchzend entgegenlachen."

Sie irrte" weiter. Ein herbes Gefühl grenzenloser Verlassenheit bcschlich sie, während sie in der menschenleeren Gasse mechanisch ihren Weg fortsetzte. Agathe, deren ferneres Geschwätz von der gramvollen Frau nicht mehr beachtet wurde, verstummte allmählich und schlief auf dein Ann derselben ein.

Katharina war an der Waisenbrücke angelangt, auf deren Mitte sie stehen blieb. Eine schneidende Zugluft pfiff und schnob von Ufer zu Ufer; sie lehnte sich, um ihr Stand zu halten, an das Geländer und schaute düster uniher. Ueber die gewaltigen, sich aus dem Spreebett aufthürmenden Bögen brauste ein Zug der Stadtbahn dahin; die Glühlichter der Locomotive und die Lampen der Wagen tanzten im Vorüberhuschen auf der schwarzen Mäche des Flusses und erinnerten die Professorin auf's Neue an den unseligen Reisenden, der vor kurzem den Bahnhof verlassen haben mußte und nun, vor Verwirrung sprachlos, durch seine verödeten Räume wanderte. Auf der andern Seite streckte sich der altersgraue Thurm einer Kirche mit gigantischem Drohen in das nebelige Gewölk, als wollte er das Strafgericht des Herrn herabfordern, der seiner nicht spotten läßt und Sünder und Sünderin vor seinen Richtstuhl ruft.

Die Professorin zitterte, wendete sich ab und startte in die Fluth hinunter. Zwischen den weißen Eiskrusten der Ufer kräuselte sich das Wasser mit doppelt unheimlicher Schwärze, und der Schimmer der Laternen, der auf die Wellen siel, schwankte und schaukelte in ungewissem Spiel, bald emportauchend, bald in sinkendem Erlöschen, auf dem winterlichen, von keinen! Kiel durchfurchten Strom.

„Wie schön muß es sich dort unten ausrasten und träumen lassen — ohne Leid, ohne Qual! Wie lockt nicht die Tiefe! Ein Sprung — und ich bin erlöst, und nnt mir das unschuldige Kind, dem eine greuelvolle Zukunft, voll von Weh, Zweifel, Roth und Gewissenspein, erspart bleibt!"

Das waren die gottlosen Charsreitagsgedcmken, die Frau Käthe in ihrem Jammer dachte; aber die Mutterliebe siegte, und ihre Lippen hauchten in den Frost: „Ich habe ja nichts mehr, nichts als Dich, mein süßes, mein engelgleiches Kind!" Sie preßte Agathe mit solcher Heftigkeit an ihr stürmisch klopfendes Herz, daß die kleine Träumerin erwachte, schlaftrunken gähnte und sich in der grimmigen Kälte schüttelte.

„Hu, wie mich friert!" wiminerte das Mädchen. „Hu, das häßliche Wasser!"

„Nun ist die Frau Base heimgekommen," beschwichtigte die Mutter; „wir wollen zu ihr eilen, uns an der knisternden Ofenflamme wärmen und den Wind auslachen, der ärgerlich durch den Schornstein saust."

Sie umschloß die bebende Kleine mit dem freien Arm, drückte sie fest an die Brust, suchte die eisigen Wangen des Kindes mit der Gluth ihres Atheins zu beleben, beschleunigte ihre Schritte und strebte keuchend dem Häuschen der wunderlichen Tante zu.

IV.

Während der frostigen Wanderung seines Weibes mar Theobald auf deni Bahnhof angelangt. Umsonst spähte er überall hin nach Katharina, die er bestimmt erwartet hatte, und sein durch den Brief des Amtsgenossen erregter Argmohn brannte in neuen Flaimnen auf.

Was war geschehen, und welches Unheil harnte seiner auf der Schwelle seines Hauses? Das waren die Heimkehrgedanken, die ihn während der Droschkenfahrt bestürmten. Roni lag hinter ihm wie ein paradiesischer Märchentraum, und sein Eintritt in die Vaterstadt war das nüchternste, das poesieloseste Erwachen.

Er sah in rastloser Unruhe aus dem Fenster des Wagens, in der Hoffnung, die Gattin könne sich verspätet haben, und er könne sie mitten auf ihrem Wege treffen. Wie ein Ausländer zog er in die Stadt ein; die bekanntesten Straßen hatten kein Willkommen für ihn; wildfremde Gesichter bewegten sich vor seinen Augen, und der Segensgruß der Heimat ging ihm verloren.

In demselben Augenblicke, in welchem sein Weib zum Rathhausthurm emporgeblickt und seiner Ankunft gedacht hatte, hielt das Gefährt vor seinem Hause an. Da stand ein Mann vor dem Thore, der vergeblich auf seiner Abendwanderung nach dem altgewohnten Lichtglanz hinter den Fenstern des Bibliotheksaals hinauffchaute und, in wehmüthiges Sinnen versunken, Alles um sich her vergaß. Er hatte das Rollen der Räder überhört und schreckte unwillkürlich zusammen, als die dampfenden Gäule vor dem stillen Gebäude Halt machten.

Theobald erkannte den Privatdocenten auf den ersten Blick, packte den Freund, dessen Gegenwart zu dieser Stunde seinen schlimmsten Argwohn befürwortete, ziemlich unsanft am Arm und stieß mit mühsam erkünstelter Fassung die Worte hervor: „Johannes, lieber College, woher des Wegs? was treibst Du hier auf der Gasse?"

Der Angeredete hätte nicht bestürzter sein können, als wenn ein leibhaftiger Polizist auf ihn eingedrungen wäre, um ihn ohne Umstände zu verhaften; er bemühte sich, seine hochpeinliche Verlegenheit hinter dein wiederholten und langandauernden Händeschütteln zu verbergen, mit welchem er den Prossessor bemillkommte, und sagte, indem er nach Worten suchte: er habe durch Frau Käthe gehört, daß Theobald heute eintreffen werde, habe im Vorübergehen sich nach ihm erkundigen wollen, sei durch die lichtlosen Fenster beunruhigt morden und sei nun doppelt erfreut, den Freund so frisch und wohlbehalten vor sich zu erblicken.

Der Gelehrte forderte ihn auf, ihn hinauszubegleiten und seine glückliche Wiederkehr mit ihm und seiner Gattin bei einem Glase Wein zu feiern. Da krümmte sich Johannes in noch größerer Befangenheit, schützte einen Besuch vor, der ihm für diesen Abend angemeldet worden sei, und riß sich mit einer so unbehülflichen, ängstlich komischen Art von dem Genoffen los, daß dieser sich zu einem herzlichen Auflachen hätte versucht fühlen müssen, wenn ihm nicht das Verhalten., des Doctors in einem höchst auffälligen und alle seine Verdachtsgründe bestätigenden Lichte erschienen wäre.

Er sprang die Treppe hinauf, schellte die Magd heraus und befahl ihr, sein Gepäck mit dein Pförtner herauszuschaffen. Die scheuen Blicke, mit denen ihn Dörths streifte, erhöhten sein Befremden; er eilte von Zimmer zu Zimmer, rief mit tönender Stimme nach Weib und Kind, und die Oede seiner verlassenen Räume erfüllte ihn mit ahnungsvollem Grausen.

Aus der Dienerin, welche die Koffer auf den Flur gebracht hatte, war weiter nichts herauszubringen, als daß, während sie sich zum Kirchgange angeschickt, ihre Herrin noch anwesend gewesen sei, und daß sie nicht wissen könne, wohin sie sich begeben habe. Der Gatte hatte in seiner Erregung nicht übel Lust, die unschuldige Dörthe wie eine auf der That ertappte Kupplerin zu behandeln, sie zu drängen und einzuschüchtern, bis sie ihm Rede stand über ihre verruchte Mitwissenschaft und alle die verbuhlten Zusammenkünfte, die sie entweder belauscht oder begünstigt haben mochte, vor ihrem zornigen Nichter bekannte; aber die Mäßigung, die er sich so oft auf der Heimreise angelobt, trug noch einmal den Sieg davon, bewahrte ihn vor jeder Unschicklichkeit und vor der Gefahr, seine Schande, indem er sich vor der Magd entwürdigte, noch zu steigern und die Ehre Katharinens vollends preiszugeben.

Er durchmaß mit hallenden Schritten sein Gemach. O, wenn die Bücher nur reden könnten, deren Goldtitel im Glanz der Ampel schimmerten, und die in heimlichen Stunden die stummen Zeugen einer Liebe gewesen waren, welche ihm allein gehörte und welche ihm der beste seiner Freunde entwendet hatte! Aber die Folianten standen unbewegt, und ihre goldenen Titel wurden ihm zu den traurig leuchtenden Goldlettern auf taufenden von Grabsteinen, die auf taufenden von papiernen Särgen ruhten; denn wenn ihm seine Gattin abgestorben war, so war ihm auch seine Wissenschaft gestorben, und er konnte in seinen? Elend sich nun und nimmer auf's Neue ermannen, eine Weisheit zu ergraben und wieder erstehen zu lassen, die keinen Trost für die unheilbaren Leiden seines Herzens bot. So war seine Bibliothek ein gähnender Kirchhof, und er unter den Gräbern ein lebendig Begrabener!

Er suchte sich zu sammeln. Johannes hatte es nicht gewagt, ihm offen und ehrlich in's Gesicht zu sehen, und nur zu sehr das Bewußtsein seiner Schuld verrathen. Und für diese Schuld sprach auch sein Harren vor dem Hause. War er vielleicht von Katharine, die bereits unter seinem Dache weilte, nur abgesendet worden, um zu erkundigen, ob Theobald seiner Depesche gefolgt war? Und wollte dann das sündige Paar die letzte ihm gewährte Frist benutzen, um dem Ingrimm des schmerbeleidigten Gatten zu entfliehen und in der Ferne eine Zuflucht für seine unheilige Gluth zu finden? Wehe, wenn sie geflüchtet waren! Aber das Kind, das einzige, das holdeste Kind! Waren sie unbarmherzig genug, den vereinsamten Vater auch des letzten Trostes zu berauben, oder wollten sie ihm in einer Anwandlung von Menschlichkeit, in grausamem Mitleid den Schmerz ersparen, in den Zügen des heranmachsenden Mädchens sich das Bild derjenigen entwickeln zu sehen, die ihn um seinen Frieden betrogen hatte? In diesem Augenblick ergriff ihn ein so martervolles Verlangen nach der Tochter, daß er von dem Aufsatz seines Schreibtisches das kleine Bildniß Agathens mit zitternden Fingern herabnahm und es mit heftigen Küssen bedeckte.

Er blickte auf die Wanduhr, deren Pendel ihm in stumpfer Gelassenheit die Secunden vorzählte, welche wohl die Liebenden zur Vorbereitung ihres Fluchtversuches gebrauchten. Eine halbe Stunde war seit seiner Ankunft verflossen; kein Schritt auf der Treppe, wie oft er auch an die Thür eilte, verkündete die Heimkehr Katharinens, und kein Helles Aufjauchzen eines Kindermundes erlöste ihn aus der Qual seines Harrens.

Es duldete ihn nicht länger in dem engen Raum, der seines nach Befreiung ringenden Athems spottete. In unsinniger Angst warf er seinen Mantel um, stürzte auf die Straße, bestieg einen Miethswagen und fuhr die kurze Strecke nach der Wohnung des Privatdocenten, um vielleicht noch das Aeüßerste zu verhüten.

Der Herr Doctor sei nicht daheim, bekundete die Wirthin, und habe auch nicht hinterlassen, wann er zurückkommen werde.

„So hat mich Johannes belogen!" stöhnte der Professor, während er die Stiegen des Hauses wieder zögernd hinabschritt, die ihn so häusig zum edelsten, genußreichsten Gedankenaustausch init dem jüngeren Freunde emporgetragen hatten. „Kein Besuch ist bei ihm eingekehrt, wie er vorgab; nun steht er wohl mit der Treulosen auf irgend einem Bahnhof, um mir mein Glück in die Fremde zu entführen."

Auf einmal packte er das Geländer. Ein Gedanke hielt ihn fest, der ihm einen Strahl von Hoffnung gab. Am Ende sah er doch allzu schwarz und schrieb das räthselhafte Ausbleiben seines Weibes einem Verbrechen zu, obgleich sich dasselbe doch ebenso gut aus der Ursache eines Unfalls erklären ließ. Und er entsann sich der Tante, die Katharina in schöner Pietät allwöchentlich einmal aufzusuchen pflegte, und von der sie ihn: noch nach Rom berichtet hatte. Bei ihr konnte sie aus irgend welchem Anlaß zurückgehalten worden sein; und wenn auch nicht — die Frau Base würde ihm gern über Alles, was er wünschte, Auskunft geben!

Gleich darauf stand er aus der Straße und befahl dem Kutscher, den er hatte warten lassen, nach dem Häuschen an der Spree zu jagen. Es war kurz vor neun Uhr, als der Wagen über das holperige Pflaster klirrte und nach wenigen Augenblicken vor dem altersschwachen Gebäude hielt.

Hastig entsprang Theobald dem Gefährt; das Klagegeschrei eines Kindes schlug an sein Ohr, nnd mit Bestürzung erblickte er zwei Männer aus dem Arbeiterstande, welche soeben im Begriff waren, einer vornehm gekleideten Dame emporzuhelfen, die, von einer Ohnmacht befallen, kläglich auf den steinernen Stufen vor dem Hause lag und das Mitleid der Vorübergehenden erweckt hatte.

Frau Käthe war von der Spreebrücke nach der Behausung der Tante zurückgelangt. Die gebrechliche Frau mar bettlägerig, und eine alte zahnlose Nachbarin saß, unaufhörlich mit dem Kopfe wackelnd, an ihrem Lager, um sie zu pflegen und ihr behülflich zu sein. Die Professorin erkannte die Unmöglichkeit, angesichts der Fremden der tauben Base ihr Anliegen und die Gründe desselben in die Ohren zu schreien, und übersah mit einem Blicke die Unthunlichkeit, der Kranken jetzt und für die nächsten Tage in dem überaus beschränkten Wohnraum zur Last zu fallen. So verharnte sie nur eine kurze Viertelstunde bei der Schwester ihrer Mutter, von den trostlosesten Gedanken gequält, versprach der fiebernden Frau, sich in Kürze nach ihrem Befinden umzuthun, und trat, nachdem sich Agathe gehörig ausgewärmt und sich anstatt des erträumten Bratapfels mit einer Schale heißer Milch erquickt hatte, mit schwerem Herzen den Rückweg an. Auf der Treppe fühlte sie, wie ihr die Füße zu schwanken begannen. Die maßlose seelische Aufregung der letzten Wochen, die Charfreitagsleiden, die sie ausgestanden, die Furcht und Flucht vor dem Gatten, die schmalen Bissen, die sie genossen, der Marsch durch die Straßen, das lange Schleppen des Kindes und die beängstigende Luft in dein dumpfigen, überheizten Krankenzimmer: Alles das wirkte zusammen, um ihren Widerstand zu lähmen, und die sinnbetäubende Rathlosigkeit, wohin sie sich im Anbruch der Nacht wenden solle, nachdem ihr die Hoffnung auf die Zuflucht bei der Base zerronnen war, ließ sie wie in einen sinstern, keiner Rettung zugänglichen Abgrund schauen. Als sie die Hausthür geöffnet und das Töchterchen die Stufen hinuntergeleitet hatte, erfaßte sie ein jäher Schwindel; sie ließ das Händchen der Kleinen fahren, setzte sich auf die mittlere Stufe der schlüpfrigen Votreppe, lehnte sich gegen die obere zurück, so daß ihr Hinterhaupt an das Pförtchen sank, haschte nach dem Kinde und schloß mit einem Seufzer die Augen, während ihr die Sinne vergingen und eine mohlthätige Bewußtlosigkeit ihren überreizten Geist ummachte.

Agathe jammerte, kauerte neben der Mutter nieder, rief sie vergebens an und streichelte mit den ungeschickten Händen ihre Wangen. Als aber Frau Käthe die Augen durchaus nicht aufschlagen wollte, erhob das Mädchen sein Geschrei und zog endlich die Aufmerksamkeit der beiden Männer, der einzigen, die während dieser Minute auf der todten Straße vorbeikamen, auf die zusammengesunkene Dame, der sie beizustehen sich beeiferten.

Theobald erkannte bei dem trübseligen Schein der nächsten, ziemlich entsernten Laterne, indem er die Arbeiter zurückdrängte und sich über die Ohnmächtige neigte, die bleichen, durch so viele Schmerzen verhärmtten Züge seines Weibes und zugleich das verweinte Gesichtchen seiner Tochter, das sich aus der pelzgefütterten Kapuze unter krampfhafein Schluchzen hervorschob.

„Katharina," rief er, „liebe Katharina," und der melodische Klang seiner Stimme übte einen lindernden Zauber auf Agathe aus. Der fremde Mann da konnte nicht bös sein, der ihre Mutter kannte und ihren Namen mit so weichem Wohllaut sprach. Da hielt der Vater sein Kind in die Höhe, hielt es so, daß der Laternenschein auf sein Antlitz siel, nannte es mit den alten, lieben, so oft gehörten Koseworten, küßte es auf die Stirn, und mitten durch das Geschluchze der Kleinen tönte es wie ein silbernes Auflachen hindurch, und über ihre thränenimssen Augen flog es wie ein leuchtender Weihnachtsglanz. „Papa!" sagte sie erst schüchtern und wiederholte das Wort mit bewußtem Erkennen, streckte ihm die Aermchen um den Hals und klagte, indem ein neues Wimmern ihr Stimmchen fast erstickte:

„Die Tante oben ist krank, und Mama ist umgefallen."

Er setzte seinen Liebling auf die Stufe, bat die freundlichen, von dem rührenden Auftritt gefesselten Handwerker, seine Frau mit dem Oberkörper in die Höhe zu richten, flößte ihr aus der Neiseflasche, die er noch bei sich trug, ein paar Tropfen starken Weines in den Mund, rieb ihr Schläfen und Stirn mit dem duftigen Naß und hatte die Genugthuung, daß sie nach kurzer Zeit die Lider öffnete und ihn mit einem anfangs leeren, dann aber belebteren Blick betrachtete.

„Willkommen," sagte er weich und drückte ihr die Hand.

„Willkommen," gab sie tonlos zurück, ohne den Druck zu erwidern, und umschlang mit ihrer Linken das Töchterchen, das sich an sie drängte.

Dann schloß sie die Augen wieder; ein Schauer schüttelte sie, wie sich plötzlich alle die Szenen dieses Charfreitags in ihrer Erinnerung zusammenscharten; und mit einem scheuen Blick auf die Umgebung, auf die Arbeiter, den Wagen, ihren Gatten begriff sie den Zusammenhang dessen, was geschehen war, und daß Theobald sie hier gesucht und gesunden hatte.

Schritte näherten sich. Der Gelehrte, der seine Gattin nicht zum Gegenstand einer lästigen Neugier der Passanten machen wollte, ersuchte einen der Handwerker, ihm behülslich zu sein, die Kranke in den Wagen zu bringen. Von beiden Männern unter beide Anne gefaßt, erhob sich Katharina, legte die wenigen Schritte zurück, bot selbst alle Kräfte auf und gelangte ohne große Beschwerde in das Gefährt. Der Vater zog sein Kind hinein, dankte dem gutmüthigen Helfer, und der Kutscher hieb auf die Gäule.

Frau Käthe lehnte sich mit einem tiefen Seufzer zurück, bedeckte die Augen mit ihrer Rechten und antwortete auf die teilnehmenden Fragen ihres Mannes mit kühler Abwehr: der Unfall Habenichts zu bedeuten; sie werde sich schnell erholen; aber das Sprechen werde ihr schwer, und sie bedürfe der Ruhe.

Theobald athmete auf, Triumph, seine Schwarzseherei war widerlegt worden! Sein Weib hatte an kein Entweichen gedacht, hatte sich an dein Siechbett der Tante verspätet, sich in der Pflege derselben übernommen und war beim Verlassen des Hauses in ihrer Erschöpfung zusammengebrochen! In der Freude, daß er nur von einem Wahnbild geängstigt worden war, hob er Agathe, die von ihrem Sitz kletterte und der Mutter die Hand voin Gesicht zu ziehen trachtete, mit sanfter Zärtlichkeit auf seinen Schoß, flüsterte ihr die wonnesamsten Schmeichelnamen zu und lockte ein halblautes Kichern auf ihre Lippen, die nur noch von Zeit zu Zeit unter dein Nachhall ihres Schluchzens zuckten.

Katharine sah durch die halbgeöffneten Lider auf die liebliche Gruppe. Ein unwilliges Zürnen nahm von ihren irrenden Gedanken Besitz. „Nur das Kind liebt er," so dachte sie, „nicht mich; nur um des Kindes willen brach er vor dem Ablauf seines Urlaubs vom Tiber auf; nur um des KindeS willen faltete er dann und wann seine, sonst gegen Gott die Feder führenden Hände in der zauberischen Weihe des Nachtgebets, während er für mich taub war, mir nicht an den Tisch des Herrn folgte und nicht Liebe genug besaß, um mir von seiner Arbeit ein paar Stunden zu gemeinsamem Kirchgang abzumüßigen!"

Sie hatte sich während der Fahrt soweit gekräftigt, daß sie die Treppe mit der sorgsamen Unterstützung ihres Gatten langsam hinaufsteigen konnte. Droben brachte sie die Kleine zur Ruhe, die bei ihrer Uebermüdung sofort einschlief, und stellte den Heimgekehrten ein Nachtessen zurecht. Er lud sie ein, sich zu ihm zu setzen; sie gehorchte, erwiderte aber jeden seiner Versuche, ein vertrauliches Gespräch anzuknüpfen, mit derselben stumpfen, für kein Wort der Liebe empfänglichen Gleichgültigkeit; sie könne nicht sprechen, sie fühle sich zu angegriffen, und er möge sie sich selbst überlassen. Dabei vermied sie es in ersichtlicher Scheu, seinen Blicken zu begegnen, senkte die Augen, so oft sie ihn von der Seite anstarrte und er unvermuthet zu ihr hinübersah, und machte sich auf dem Speisetisch zu schaffen, wenn er ihre Hand ergreifen wollte. Der Bissen blieb dem Gelehrten im Munde stecken, als ihm ihr sprödes, furchtsames Verhalten die alten Zweifel an ihrer Treue vor die Seele rief und er sich ausmalte, daß sie an derselben Tafel nur für ihn kein Zeichen, keinen Laut der Neigung offenbarte, an welcher sie in gesprächigen Nachtstunden an der Seite des Docenten geschwelgt hatte!

Endlich entschuldigte sie sich mit ihrer Ermattung und wollte sich entfernen. Das Wenige, was sie genossen hatte, schien dem Gelehrten allzu ungenügend, um ihre Kräfte nur einigermaßen zu beleben, und so füllte er die Gläser, um sie wenigstens zu einem Trank der Erquickung zu nöthigeu.

Da hielt sie das geschliffene Glas in unsicherer Hand, hörte die Aufforderung Theobalds, mit ihm auf seine glückliche Heimkunft und ein fröhliches Osterfest anzustoßen, und auf einmal stieg ein letzter, grauenerregender Charfreitagsgedanke in ihrem gemarterten Herzen auf, der ihre fahlen Wangen noch bleicher färbte. Der kleine Pokal mit seinem duftigen Naß gemahnte sie mit dämonischem Gefunkel an den Abendmahlskelch mit seinem heiligen Labemein, und wie die kristallinen Becher aneinanderklangen

und sie den feurigen Trunk an die Lippen führte, um ein wenig vom Rande zu nippen, da erschütterte sie das entsetzliche Gefühl, als ob sie im Begriff sei, in ihrem schnöden Unglauben sich selbst das Traubenblut zum Gericht zu trinken und die Rache des Himmels herabzufordern. Das Glas entstürzte ihrer Hand und zerschellte klirrend am Boden. Wie der Gatte den heiligen Trank der Gottesliebe mit ihr nie hatte theilen wollen, so durfte sie jetzt und immer auch den weltlichen Willkommenstrunk, den Becher der Liebe und Versöhnung nicht mit ihm theilen! Ein Thränenfrom brach aus ihren Augen; sie wendete sich ab, eilte nach der Thür und streckte die Arine in flehentlicher Gebärdensprache gegen ihn aus, als er ihr folgen und sie um die Ursache ihres Schreckens befragen wollte.

In unbeschreiblicher Verwirrung blieb der Professor zurück und schritt in seinem Büchersaal unschlüssig auf und nieder. Konnte er an dem Verrath seines Freundes noch länger zweifeln? Katharinens Benehmen, ihre Berstörung, ihre Scheu, ihre Unfähigkeit, seinen Blick auszuhalten, waren das unzweideutigste Eingeständnis? ihrer Schuld; sie mochte wohl missen, daß er bereits gewarnt worden war, und fürchtete sich nun vor ihm, fürchtete sich vor der Stunde, in der cr sie zur Verantwortung ziehen, und vor dem Zorn, mit dem er über sie richten mußte. Sie war noch schön, fast noch schöner als vor seiner Abreise; die Reue und der Gram prägten ihrem jugendlichen Gesicht einen höheren seelischen Reiz auf, und er wurde von einem sehnächtigen Verlangen nach seiner holden Sünderin erfüllt. Aber wie er sich vorstellte, daß diese Züge eines erhöhten geistigen Lebens doch die Wollust und die Zerknirschung über dieselbe in ihr einst so kindliches Antlitz gegraben hatten, so geriet!) er in eine heillose Wuth und schlug mit der Faust gegen die Buchreihen, die sich unregelmäßig verschoben.

Als er am Morgen nach einem langen festen Schlaf, in welchen ihn die Aufregung und die Anstrengung der Reise gewiegt hatten, in das Schlafzimmer seiner Gattin trat, sah er diese in angstvoller Sorge um die Kleine bemüht, deren zarter Körper durch einen heftigen Hustenanfall schmerzhaft erschüttert wurde. Der Mutter kam es in den Sinn, daß sich das Kind auf ihrer gestrigen Wanderung durch die unwirthlichen Straßen, in dein rauhen Zugwind auf der Brücke, auf den ungastlichen Stufen des Spreehäuschens eine bedenkliche Erkältung zugezogen haben könne; und die Vorwürfe, die sie sich machen zu müssen glaubte, daß sie, mit ihren Fluchtgedanken beschäftigt, zu wenig auf Agathe geachtet und dieselbe in unentschuldbarer Art der Unbill der Witterung preisgegeben habe, vergrößerten ihre Besorgniß dergestalt, daß auch der Vater von sichtbarer Unruhe ergriffen wurde. Sie überzeugte sich von Neuem, wie sehr er das Mädchen liebte und jetzt über die sich wiederholenden Anfälle untröstlich schien.

Er ging selbst den Arzt zu rufen, der noch am Vormittag vorzusprechen verhiëß.

Auf dem Rückwege kam er am Hause des Privatdocenten vorbei. Mit dem mannhaften Vorsatz, sich Licht über das Geschehene zu verschaffen und die beweiskräftige Entdeckung des Treubruches seines Weibes nicht um eine Stunde zu vertagen, stieg er hinauf und klingelte mit einein Ungestüm, als hätte er Sturm läuten wollen, um die ganze Stadt zur Zeugin seiner Untersuchung aufzurufen.

Johannes öffnete ihm selbst. Die gestrige Begegnung mit dem Freunde und die anscheinend so arglose Begrüßung desselben hatte dem Doctor gezeigt, daß Frau Käthe Wort gehalten und ihren Gatten mit keiner Silbe über seine thörichte Uebereilung verständigt habe. Er bewunderte die standhafte, selbstlose Frau, die ihn so rücksichtsvoll schonte, und ein brennendes Schamgefühl, sich gegen den edelmüthigsten Genossen in so unwürdiger Weise vergangen zu haben, vernichtete ihn immer unerbittlicher vor sich selbst. Was er gesündigt, mußte er büßen, mußte er durch ein ehrliches Geständnis; sühnen, werde daraus, was wolle! Das war seine Mannespflicht, und war es um so mehr, als der Professor jeden Augenblick durch eine häßliche Zuträgerei über seinen Verkehr mit Katharina mit den böswilligsten Entstellungen unterrichtet und so veranlaßt werden konnte, gegen seine Gattin mit dem ungerechtesten Zorne aufzutreten. Ihr jeden häuslichen Zwist zu ersparen, das war seine Nitterpflicht gegen die unvergleichliche Frau. Eben hatte er sich hingesezt, um von Theobald schriftlich eine Unterredung unter vier Augen zu erbitten und ihn zu diesem Zwecke zu sich einzuladen, als der Beleidigte schon auf der Schwelle stand und von dem Gelehrten nicht ohne große Betretenheit in's Zimmer genöthigt wurde.

Es war dem Doctor von der Wirthin nicht gemeldet morden, daß der Freund schon gestem, gleich nach jenem Zusammentreffen vor seinein Hause, bei ihm gewesen, und so sah er in dem Frühesuch desselben nur einen, ihn vollends beschämenden Beweis seiner Neigung und Achtung; ein Jrnthum, der durch die schnell wiedererlangte Selbstbeherrschung des Professors nur noch gesteigert wurde, welcher den Kameraden in Sicherheit wiegen wollte, um ihn darauf desto nachdrücklicher zn prüfen.

„Gut, daß Du kommst, Theobald!" sagte Johannes und wies ihm die noch nasse Einladung. „Meine Thorheit, meine Leidenschaft haben mich aus Deinem Hause verbannt. Was ich Dir zu sagen habe, wird mich in Deinen Augen tief herabsetzen; doch es muß gesagt werden, je früher je besser, und Du siehst mich zu jeder Genugthuung bereit."

Nach diesem Eingang legte er eine umständliche Beichte ab, indem er, die Arme auf dem Rücken verschränkt, vor dem Freunde auf und nieder ging, die Blicke auf den Boden heftete, auch den Ausbruch feiner ihn überwältigenden Empfindungen in der Nacht vor dem Christfest nicht beschönigte und mit den Worten schloß: „Seit jenem Auftritt habe ich Katharine nicht wiedergesehen. Drei Monate habe ich seitdem mit nur gerungen; ich bin meiner Sinne Meister geworden, habe mein heißes Blut beschwichtigt, und die wilde vulkanische Gluth meines Innern milderte sich allmählich zu dem stillen beharrlichen Feierglanz der kleinen Lampe, die, vor dein Bilde einer Heiligen, in verborgener Kapelle mit andächtiger Flamme brennt. Mußt Du mich verdammen — und ich mag es vielleicht nicht anders verdienen — so stehe ich Dir zur Verfügung, und Du wirst mir mein Loos bestimmen; kannst Du mir aber vergeben, so reiche mir Deine Hand und mache diese Stunde zu der reichsten und gesegnetstell meines Lebens!"

Er blieb mit gesenkten Augen vor dem Genossen stehen und erwartete in demüthiger Haltung sein Urtheil.

In Theobalds Seele lösten sich während dieser Bekenntnisse die entgegengesetztesten Gefühle ab. Erst begleitete er mit sieberischer Spannung die Schilderung von der stetig anschwellenden Leidenschaft des Doctors. mußte sich Gewalt anthun, um nicht ingrimmig auf den Sprecher loszustürzen, als derselbe von der Neberwallung berichtete, mit der er die Geliebte an sich gerissen, wurde dann von hoher Bewunderung für das maßvolle, hochsinnige Verhalten seines Weibes hingerissen und bemitleidete zuletzt mit herzlichem Wohlwollen den jungen Freund, der so redlich mit sich selbst gekämpft und sich in schwer errungener Entsagung an dein Lichtschein hatte genügen lassen, der aus den Fenstern des Büchersaals auf die Straße siel, um aus der Ferne an den nächtlichen, auch nach seiner Verbannung fortgesetzten Studien seiner Schülerin den bescheidensten Antheil zu nehmen. Johannes hatte so aufrichtig, so ohne Hinterhalt und init so ungeschminkter Ehrlichkeit gesprochen, daß der Hörer an der vollen Wahrheit der Beichte nicht zweifeln konnte. Eins aber strahlte und prangte mit immer siegesfroherer Gewißheit vor den Augen des Gatten: Katharina war rein geblieben, rein und ohne Makel, und er durfte stolz sein auf die Sitte, Tugend und Liebe seines Weibes!

Er erhob sich vom Sessel und näherte sich dem Genossen. Dieser wagte einen schüchternen Blick auf den Professor, sah den feuchten Schimmer in seinen Augen, breitete unwillkürlich seine Hände nach ihm aus, und die beiden Männer lagen sich in den Armen und empfanden eine festliche Weihe sittlicher Erhebung, wie sie nur aus der einsichtigen, weisen Erkenntniß menschlicher Schwäche und aus der nachsichtsvollen, ebenso weisen Entschuldigung derselben entspringen kann.

Freien Herzens, einem glücklich erhörten Liebhaber gleich, trat Theobald den Heimweg an. Wie lachte er nun seiner Eifersucht! Mit seinen grämlichen Folianten hatte sich Frau Käthe eingeschlossen, in unstillbarem Wissensdurst seine strengen Philosophen zum heimlichen Stelldichein geladen, hatte mit Kant und Leibnitz die keuschesten Zwiegespräche geführt und dem Gemahl der Xanthippe auf seinem Schranke mit klugen Blicken zugelächelt! Und welch eine Liebe zu ihm bekundete ihm ihr Streben, sich in ferne Wissenschaft hineinzudenken, sich in den Geist seiner eigenen Werke einzuleben und fortan seine unerschrockene Mitkämpferin in jeder Gedankenschlacht zu sein!

Als er in seinen: Arbeitssaale stand, erschien ihm die Bücherei nicht mehr wie ein wüster Kirchhof, und die goldenen Buchstaben der Titel mahnten ihn nicht länger an die goldenen Lettern der Grabinschriften, sondern sie glichen einem ringsum rankenden Blumenschmuck, der, von der Maisonne hervogelockt, aus dem Nährboden der Forschung an's Licht brach.

Theobald eilte in das Krankenzimmer. Er fand Katharina am Bett Agathens eifrig in ihr mütterliches Pflegeaint vertieft, daß sie sein Kommen überhörte; er betrachtete die feinen Umrisse ihrer Gestalt, die, wie er nun wußte, durch keine Sünde entweiht worden war, mit bräutlichem Wohlgefallen und legte in unbemerkter Annäherung seinen Arm um ihren Leib, um sie in trunkenem Entzücken an sich zu drücken.

Sie erschrak, entschlüpfte ihm geschickt und äußerte schwermuthsvoll, ohne ihn anzuschauen: „Der Arzt mar hier und schüttelte bedenklich den Kopf; ich fürchte, daß eine große Gefahr für unser Kind im Anzüge ist. Vergieb mir, Theobald, wenn ich mich Dir nicht widme; mein Platz ist jetzt an diesem Bette, und ich werde und darf nicht von ihm weichen."

Er warf einen angstvoll prüfenden Blick auf die schlummernde, im Fiebertraum lallende Tochter und gestand sich ein, daß in dieser Lage die inbrünstige Mutterliebe über alle anderen Empfindungen siegen müsse. So geduldete er sich und nahm sich vor, seiner Frau zu einer gelegeneren und festlicheren Stunde den Jubel über ihre Studien zu entdecken; aber im Stillen sann und grübelte er, warum sie im Bewußtsein ihrer Unschuld ihn so fremd und kalt behandle, jedem Alleinsein mit ihm absichtlich aus dein Wege gehe und nicht selbst das Verlangen fühle, ihn einmal mit ihrer philosophischen Bildung zu überraschen.

Am nächsten Morgen — es war der Ostersonntag — stellte der Sanitätsrath eine merkliche Besserung in dem Befinden des Kindes fest und überredete die Mutter, deren leidendes Aussehen ihm Besorgniß einflößte, einen Ausgang mit ihrem Gatten zu machen, um sich in der milden, beim plötzlichen Umschlag der Witterung doppelt erquicklichen Luft zu erholen und Kraft für die kommende Nacht zu sammeln. Der Professor stimmte ein, Dörths wurde an das Lager der Kleinen beschieden, und das selbstquälerische Pärchen wanderte Arm in Arm durch die Straßen.

Wie die Osterglocken von den Thttmrn riefen, riefen sie auch die alten Seelenqualen in dem Herzen Katharinens wach. Sie begann zu zittern, schlug die Augen nieder, vermied es, irgend eine der Kirchgängerinnen anzublicken, und hörte so gut wie nichts von dem lebhaften Geplauder des Gelehrten, der init einer listigen Wendung das Gespräch auf ihre philosophischen Denkübungen hinüberzuspielen suchte. Sie könne an nichts anderes denken als an ihr armes Kind, antwortete sie, und er solle ihr nicht gram werden, wenn sie sich der furchtbaren Sorge um Agathe nicht zu entschlagen vermöge.

Er aber hatte einen prächtigen Einfall, auf den er sich nicht wenig zu Gute that. Hatte seine Käthe ihm das Liebesopfer gebracht, sich in seine Ideenwelt zu versenken und neben ihrer Bibel seine Bücher ihrer eingehendsten Beachtung zu würdigen, so mar es nicht mehr als billig, daß auch er ihr ein Opfer brachte und sich benmhte, in ihre Gedankenund Gefühlssphäre einzudringen. Was er ihr so oft verweigert hatte, wollte er heute aus freien Stücken thun, wollte dem Gottesdienst an ihrer Seite beiwohnen.

Ohne daß sie es in ihrem Trübsinn merkte, schlug er den Weg nach der Kirche ein und schickte sich eben init selbstgefälligem Schmunzeln an, mit seiner Gattin über die Schwelle des Gotteshauses zu schreiten, als sie aufschaute, seine Absicht erkannte und ihn mit tödtlichem Schrecken von der Stätte riß. „Nicht hinein, nicht an den Altar", hauchte sie, entrückte ihm gewaltsam ihren Ann und lief mit so aufgestörter Hast die Straßen hinab, daß er Roth hatte, ihr zur Seite zu bleiben.

Was sie lange gefürchtet, war nun unerträgliche Gewißheit. Er hatte, so wählte sie, einen Einblick in ihr seelisches Leid gethan, wollte ihr nun über ihre Schwäche hinweghelfen, wollte ihr durch die Maske seines Beispiels die Brücke zu dein frommen Aberglauben zurückbauen, ohne welchen, nach seiner hoffärtigen Meinung, ein Weib nun einmal nicht fertig werden könne, und zeigte ihr so ein wohlfeiles Mitleid, das für sie nicht Troft und Labung, sondern eitel Hohn und Galle war!

Theobald dagegen glaubte jetzt der merkwürdigen Wandlung seiner Gattin auf der Spur zu fein und sah ihre wissenschaftlichen Bestrebungen nunmehr in einem andern Lichte an. Daß sie mit ihm nicht vor der Kanzel sitzen mochte, daß sie sich vor der Kirchenthür so unsanft von seinem Arme losgekettet hatte, als ob sie sich angesichts der Heiligkeit des Orte« vor ihm bekreuzigen muffe, als ob sie sich vor ihm entsetze: dies bewies ihm nur zu offenbar, daß der vertraute Umgang mit seinem Buche für sie keinen besseren Erfolg gehabt als die überaus kleinliche Entdeckung, daß der Inhalt desselben mit der Bibel nicht übereinstimme, daß sie ihn für einen gottvergesenen Ketzter halte, durch dessen Nähe der Altar geschändet, das Gotteshaus entheiligt werde, und daß sie in ihrem rechtgläubigen Dünkel ihn verdammen, ihn drängen und foltern werde, seine hochfahrenden Jrnthümer zu ihren Füßen gleich einem armen Sünder abzuschwören. Doch wie? Sollte er um solcher unduldsamen Grillen willen die Arbeit seines Lebens verleugnen, ihrer Engherzigkeit und andächtigen Spießbürgerlichkeit zu Liebe aus das Recht des freien Gedankens Verzicht leisten und feine Vernunft in Ketten schlagen, um sich an ihren Kindereien zu ergötzen? Er war kein Schulknabe, den sie Hofmeistern durfte, und ihre Selbstüberschätzung dünkte ihm ganz ungeheuerlich. Er biß sich auf die Lippen; der Stolz des Gelehrten schloß ihm den Mund, und er wehrte sich uni so mehr gegen jedes Entgegenkommen, als er ja selbst seiner Frau ein schweres Unrecht abzubitten hatte, das Unrecht, dem er mit seinem haltlosen Verdacht gegen ihre eheliche Treue verfallen war. So litten sie Beide durch ihr Schweigen, und jeder folgende Tag mußte ihre reizbare Verstimmung mehren.

Als sie in der Wohnung anlangten, kam ihnen die Magd mit dem schreckenden Bericht entgegen, daß sich der Zustand der Kleinen zusehends verschlimmert habe, daß sich das Fieber von Minute zu Minute steigere und der Heiltrank des Arztes die bisherige Wirkung versage.

Während Theobald sich aufmachte, um den Doctor herbeizuschaffen, lag Katharina in ohnmächtiger Verzweiflung vor dem Lager ihres Liebings. Was ihr die Osterglocken in die Ohren geschrieen hatten, die nahe Strafe für ihre Versündigung an Gott und dem Heiland, das ging seiner grausigen Verwirklichung zu. Sie fühlte es an den vernichtenden Schlägen ihres Herzens: Agathe war unrettbar verloren! O, wenn sie wenigstens mit ihrem Kinde hätte sterben dürfen! Doch von der Flucht im rauhen Sturmwind des Charfreitags, welche die Kleine auf das Krankenbett geworfen, hatte sie selbst nur eine leichte Erkältung davongetragen. Auf der Landparrei ihres Vaters, in der gesunden Luft des Dorfes und seiner Waldungen hatte sie ihren Körper abgehärtet und eine zähe Dauerbarkeit ihrer Kräfte gewonnen, die sie jetzt dazu verurtheilten, die heißgeliebte Tochter zu überleben. Und sie trug doch die Schuld an der Erkrankung des Mädchens; ihr Schmerz, ihre Unbesonnenheit hatte es der Unbill des winterlichen Frostes ausgesetzt, und sie war die fluchwürdige Mörderin ihres Kindes! Die unbarmherzige Sühne des Himmels brach über sie herein; der Tod Agathens, der von der Mutter herbeigerufene Tod war das furchtbare Gottesgericht, durch das ihr freventlicher Unglaube, der laue Wankelmuth ihrer Heilandsliebe gezüchtigt ward!

In der Folterqual dieser Selbstanklage wurde sie durch den Arzt bestärkt, der vergebens die ernste Gefahr zu verbergen strebte, von welcher das Leben der Kleinen bedroht war.

In der Nachtmache löste der Professor die Gattin ab. Während er mit pünktlicher Fürsorge die Eisumschläge um das Haupt des Mädchens erneuerte und mit gramumwölkter Miene sein heißes Händchen streichelte, hörte er zugleich die unheimlichen Worte, die Katharina im wirren Schlummer lallte, und die ihm auf's Neue bezeugten, welche seelischen Schmerzen sie um seinetwillen litt.

„Glaubst Du an Jesus Christus, Theobalds" Mehrfach wiederholte die unruhige Träumerin diese Frage, und jedesmal fühlte sich der Gelehrte wie von einem Todesschauer durchfröstelt.

So verstrichen die nächsten Tage in unaufhörlicher Noth. Die Mutter wurde sich mit jeder Stunde immer mehr und mehr ihrer nnverzeitlichen Schuld bewußt, und das Gespenst des Wahnsinns tauchte dann und mann mitten in den aufreibenden Grübeleien vor ihren thränenumdunkelten Augen auf. Sie konnte es sich nicht verhehlen, daß der Vater mit einer, in ihrer unerschütterlichen Stärke kaum von ihr geahnten Liebe an dem Mädchen hing. Hundertmal sprang er am Tage von seinem Schreibtisch auf, um an das Bett Agathens zu treten, und bestand darauf, daß seine Frau, wie sehr sie sich auch sträubte, ihm die Hälfte der Nachtmache überließ. Sie klagte sich an, dem Manne, dem sie selber keinen Trost mehr zu bieten vermochte, mit dem Kinde auch den letzten Halt seines Wesens zu entreißen; es war ja ihr eigenstes Werk, wenn er sein Dasein verfluchen und in grenzenloser Erbitterung sein Weib, sich selbst, Gott und die Welt verwünschen würde!

Acht Tage waren seit der Erkrankung der Tochter verflossen, als sich das Fieber derselben mit einer Heftigkeit äußerte, daß Dörthe noch in später Abendstunde nach dem Doctor lief.

Der ernste, würdige Mann stand lange an dein Lager der bewußtlosen Kleinen, rieth, ordnete an und sagte doch zuletzt, als er sich zum Gehen wendete und die Blicke der Mutter init herzabdrückendem Flehen auf ihn gerichtet waren, indem er bedeutsam seine Hand in die ihrige legte: „Menschliche Kunst ist hier an ihrer Grenze, Frau Professorin; hier kann nur Gott noch helfen."

Kaum hatte er das Zimmer verlassen, als Katharina in einem Winkel des halbhellen Raumes zusammenbrach. Sie lehnte den Kopf an einen Schrank und preßte die Hände in unaussprechbarem Jammer auf ihre Brust. So war denn ihr Schicksal entschieden! Der Engel des Todes, von schwarzen Flügeln hergetragen, streckte seine beutegierige Hand nach dem Kinde aus; aber kein versöhnlicher Glanz leuchtete aus seinen himnäischen Augen, sondern sie erschaute ihn in ihrem Elend mit dem Zorne des Herrn ausgerüstet, mit den schreckhaften Zügen des beschwingten Boten, der einst die Eltern des Menschengeschlechtes aus dem Paradies herausgetrieben hatte.

Ach, der Mann der Wissenschaft, der Arzt, der die Gesetze der Naturlaufs kannte und in die Geheimnisse der Schöpfung so manchen aufhellenden Blick gethan, er hatte sich den Glauben an Gott bewahrt, hatte sie auf die Hülfe des Höchsten verwiesen und der Kraft des Gebets den Triumph über alle irdische Weisheit zugesprochen! Und sie? Sie suchte umsonst nach einem frommen Wort, nach einem einfältigen Wort der kindlichen Bitte; ihr Inneres war ausgebrannt, war ausgedörrt von der versengenden Gluti) des Zweifels; sie hatte jeden Anspruch auf die Huld des Himmels verscherzt, der sie so gnadenlos strafte, und sie war unter allen Sünderinnen des weiten Erdenrunds die verworfenste!

Der Gelehrte hatte den Sanitätörath hinausbegleitet, hatte noch einmal aus feinem Munde vernommen, daß nach menschlichem Wissen für die Rettung des Kindes nichts mehr zu hoffen sei, und saß nun, von dein härtesten Schlage getroffen, ohne Fassung in der Mitte seiner Bücher. Er konnte sich nicht vorstellen, wie er ohne Agathe, deren liebe Gestalt in der Siebenhügelstadt ihn unablässig umgaukelt, seine öden Tage fortfristen sollte. Er verlor sich in ein weltfremdes Hinbrüten und hielt eine stille Einkehr bei sich selbst.

Theobald gehörte zu den Jüngern der Wissenschaft, denen Religion und freie Forschung nicht unausgleichbare Gegensätze sind. Hielt er auch wenig von den Förmlichkeiten und Cerenwnien der Kirche, so war er nichtsdestoweniger kein Fürsprecher der Irreligiosität. Tausendfach hatte er es in seiner Denkerarbeit erfahren, daß der Erkenntniß der Menschen die Flügel gebunden sind, daß trotz alles Hinabsteigens zu den Wurzeln aller Dinge, alles Werdens zuletzt eine erste, unentzifferbare Ursache zurückbleibe, die sich durch nichts anderes als durch den schöpferischen Act eines höheren, unumschränkten Willens erklären lasse; und wenn er sich in seinen psychologischen Ergründungen auch tausendfach überzeugte, daß alle Gedanken, alle seelischen Empfindungen auf die Bewegungen der Gehirnatome zurückzuführen seien, so war doch auch hier in dem Umsetzungsprozeß der mechanischen Reize in eine Thatsache des Bewußtseins, der Erschütterung der Gehörnerven in einen deutlich erfaßten Ton, der Reizung der Netzhaut in ein klarbewußtes Bild ein unlösbares Räthsel gegeben, das sich spröde allen Deutungsversuchen entrang und auf die Einwirkung einer Kraft hinlenkte, die nicht an die Gesetze des Staubes gefesselt mar.

Er athmete auf, schlich auf den Zehen an das Krankenbett Agathens, ohne von seiner, noch inner im Winkel kauernnden Frau bemerkt zu werden, stellte sich zu Häupten des Kindes, faltete die Hände und sprach:

„Herr, Herr, all unser Wissen ist Stückmerk. Ich weiß und ahne nicht, warum Du diese holde Blume an meinem Lebenspfade pflücken, sie knicken und der Verwesung anheimgeben willst. Deine Wege sind unerforschlich, und kein Menschenwitz vermag sie auszulegen. Willst Du dieses Mädchen zu Dir fordern, o, so gieb mir die Kraft, es hinzugeben und den Schlag zu tragen, der mich zu zerschmettern droht; o, so gieb mir die Kraft, mein armes Weib durch mein Beispiel zu stärken und es aufzurichten in seiner Angst und Roth! Kann es aber nach Deinem ewigen Rathschluß geschehen, daß Du, himmlischer Gärtner, diese halbgebrochene Blume mit dem Thau Deiner Gnade erquickен, sie neu beleben und mir zum dustigsten Schmuck meines Daseins erhalten willst, so lege huldreich dieses Kind an mein Herz zurück und an das Herz der gebeugten Mutter, die Dir in ihrer schlichten Frömmigkeit nachgewandelt ist bis auf diesen Tag, und schenke ihr den Frieden wieder, den ihr die fürchterliche Pein uni die Tochter raubt!"

So sprach er feierlich und neigte sich lange über die Kranke hinab, um in lautloser Ergriffenheit ihren unruhigen Athemzngen zu lauschen.

Katharina hatte Wort für Wort gehört. Ein Wunder war herangekommen; das unbegreifliche Etwas, nach dem sie sich so heiß gesehnt, das ihr die Verständigung mit ihrem Gatten ermöglichen sollte: nun lag es vor ihr im flammenden Heiligenschein einer gottgesendeten Offenbarung! Wie hatte sie diesen Mann verkannt, und wie zeigten ihr die Schlußworte seiner ernsten Zwiesprache mit dem Höchsten, daß er nicht an ihrer Gläubigkeit mit spötte!ndem Hohn gezwweifelt, daß er ihr das Zeugniß gab, in Wandel des Herrn geblieben zu sein bis aus diesen Tag! Ja, nun war sie mit einem Zauberschlage wieder fromm und gut, gut und fromm durch die wunderwirkende Macht des lauterп Gebetes ihres Gatten; wie von einem Blitz der Allmacht getheilt, zerrannen die Schleier und Wolken, die ihr das Licht des Glaubens verdüstert hatten, und die Centerlast der Gewissensqual fiel ab von ihrem Herzen. Ja, wenn der Gelehrte, der so unendlich viel klüger und weiser war als sie selbst, der im Reiche des Geistes den Acker der Wissenschaft bestellte, wenn er mit seinem Gott, der doch anch der ihre war, so frei und offenherzig redete, von der Zuversicht auf seine Weisheit und Gnade durchdrungen: wo blieb da ihr Wankelmuth, ihre Zaghaftigkeit, ihre kleingläubige Furcht vor dem Aufhören seiner Güte? Sie hörte sich von überirdischen Harmonien umklungen; der Todesengel am Bette ihres Kindes war kein Dämon der Hölle mehr; von den Gräbern her vernahm sie weiche Worte ihrer verklärten Mutter, die sie in Demuth und Reue an die Seite ihres Gatten riefen, und der verklärte Vater verdamnte sie nicht mehr mit eifernden Gebärden im faltenschlagenden Talar, sondern er breitete in stummer Rührung seine Arme aus, um seine Tochter zu segnen. Alle in so langem Widerstreit zurückgedämmte Inbrunst ihrer Gottesliebe fluthete wie ein rauschender Strom in ihre mogende Brust zurück, und sie glühte vor heiliger Begierde, ihren Jesus freudig zu bekennen.

So richtete sie sich vom Boden empor und schüttelte sich einen Augenblick, als wollte sie alles Gemeine, Niedrige und Sündhafte entschlossen von sich werfen.

Von dem Geräusch aufgeschreckt, wendete sich Theobald um und sah mit athemlosen Erstaunen auf seine, wie durch einen Zauber umgewandelte Küthe.

Aufrecht stand sie da, fest und sicher, neigte ihr schönes Haupt, faltete die Hände über ihrem Busen und betete mit leiser, aber markiger Stimme das Heilandsgebet, das Vaterunser.

Dann schlug sie die Augni auf, die von qnellenden Thränen schimmerten, streckte die Arme nach ihrem Manne ans, und er eilte auf sie zu, um sie mit seligen Küssen zu umschlingen.

Sprachlos hielten sich die Gatten umsaßt, bis die Thür behutsam geöffnet wurde und Dörths in's Zimmer trat, «m ihre Herrin in der Pflege abzulösen.

Katharina winkte die Magd zu sich heran, befahl ihr, sie sofort zu rufen, wenn das Kind erwachen sollte, und zog den niedergefundenen Freund in den Arbeitssaal.

An demselben Platz, wo sie vordem den Vortrag des Privatdocenten an jenem verhängnißvollen Abend vernommen hatte, rückte sie die Sessel aneinander, schmiegte ihre Linke um Theobalds Nacken und erzählte ihm in umständlicher Beichte und mit herzlicher Abbitte, was sie um ihn erduldet, und welches Unrecht sie ihm und seinem Buche gethan, und wie sie ihn so lieblos verurtheilt habe, ohne ihn in ihrem Vorwitz vorher zu hören. Da schmolz auch sein Stolz in nichts zusammen, und auch er erzählte ihr in umständlicher Beichte und mit herzlicher Abbitte, wie er sie, auf den Brief des College« hin, in Verdacht gezogen und in Rom, auf der Reise und bis zu feiner Unterredung mit dem Doctor an ihrer Treue und Tugend irre geworden sei, ohne in seiner grundlosen Eifersucht den Schein von der Wahrheit zu unterscheiden. Keine Anklage wurde laut, kein Widerspruch, und Versöhnung und Frieden besiegelten die Geständnisse der Beiden.

Tie Stunde war abgelaufen, in welcher die Magd am Krankenbette zu machen hatte. Eben stand Katharina aus, um, von neuer Sorge geängstigt, ihrer Pflicht nachzukommen, als Dörths mit der fröhlichen Meldung erschien, die Kleine sei ruhiger und ruhiger, ihr Athmen regelmäßiger geworden, und ihr Schlummer sei sicherlich eine Gewähr für ihre Besserung.

„Ach, wenn es nur das Erlöschen der Lebenskraft war, das die Züge ihres Odems besänftigte und allmählich in immer stillerer Schwäche verHauchen ließ!" So fürchteten die Gatten und traten an das Lager Agathens; aber die kleine Schläferin lag stumm und unbewegt, und die zarte Brust hob und senkte sich ohne Kampf und Beschwerde unter dem weißen Linnen ihres Bettes.

Hand in Hand saßen die Versöhnten vor ihren: Kinde und flüsterten einander die Gedanken und Wünsche ihrer Hoffnung zu.

Um Mitternacht ermachte Agathe, suchte mit ihren verschlafenen Aeuglein die Dämmerung des Zimmers zu durchdringen und heftete langsam ihre Blicke auf die Eltern. Sie wollte sprechen, ohne die Kraft zu finden; doch das flüchtige, liebreizende Lächeln, das einen Augenblick über ihre Lippen flog, that dein Vater und der Mutter kund, daß sie die lieben Gestalten neben ihrer Wiege erkannt hatte und, von ihrer Nähe beglückt, das Köpfchen schlaftrunken auf die Seite schob, um von Neuem in friedlichen Schlummer zu versinken.

Am folgenden Vormittag wurde der Arzt nicht müde, seiner Befriedigung über die erfreuliche Wandlung Ausdruck zu geben. „Die gute Natur hat dem Kinde durchgeholfen," sagte er im Scheiden; aber Frau Käthe wußte es besser: Das Gebet ihres Mannes und die Glaubensfülle ihres Vaterunsers hatten das Wunder bewirkt. Gott zürnte nicht länger. „Herr,

Sind und Süd. I«, 18

erlöse uns von dein Uebel!", so hatte sie gefleht, nnd der Allerbarmer schenkte ihr Erhörung!

V.

Die Genesung Agathens ging ohne Zwischenfall von statten.

Am Himmelfahrtstage stand der Professor vor seinem Schreibtisch und bemühte sich mit auffallendem Ungeschick, den Deckel einer geheimnisvollen Kiste zu erbrechen, die der Postbote in der Frühe für ihn abgegeben hatte. Katharina neckte ihn und wollte ihm helfen: doch er wehrte ihr und äußerte, sie solle ihm die Ueberraschung nicht verderben, die er in Rom für sie bestellt nnd die ihn: nun endlich nachgesendet worden sei. Sie ließ ihn gewähren, legte ihm die Hand auf die Schulter und sagte in dankbarem Rückblick auf die ausgestandenen Leiden und Gefahren:

„Dein Leibnitz hat doch Recht, lieber Theobald. Diese Welt ist die beste unter allen möglichen Welten. Das physische Nebel und der Schmerz war auch für mich heilsam als Strafe sowohl, wie auch als Erziehungsmittel. Das moralische Hebel oder das Böse konnte Gott anch für mich nicht aufheben, ohne meine Selbstbestimmung und damit meine Moralität selbst aufzuheben, und die Freiheit meiner Selbstentscheidung nach dein bitteren Weh des Kampfes hat auch mich zum Frieden der Seele zurückgeführt."

Wie so oft, hatte der Gatte auch heute seine strahlende Freude an den gelegentlichen philosophischen Anmerkungen seiner gelehrten Hausfrall. Da fing der widerspenstige Deckel zu weichen an; Katharina mußte sich auf den Wunsch des Geliebten abwenden und hielt sich in kindlicher Wonn,e die Augen mit den Händen zu.

Der Professor hatte in Rom, in dem Atelier eines jungen, hochbegabten Bildhauers das Gypsmodell und die b'reits ziemlich vollendete Marmorausführung der Statuette eines am Kreuze hängenden Heilands gesehen. Das gediegene Werk fand seinen Beifall; er kaufte es für seine kleine Heilige und beauftragte den Künstler, es fo schnell wie möglich fertig zu stellen lind ihm ungesäumt in die deutsche Reichshauptstadt nachzuschicken. Nun war es eingetroffen zur Feier des Tages der Himmelfahrt, und er schälte es hastig aus der Hülle und Fülle seiner vorsorglichen Verpackung heraus. Jetzt wägte er es prüfend in den Händen und pflanzte es mit behaglichem Frohsinn vor dem Bücherthurbau auf seinem Arbeitstische auf. Der Sokrates schaute von seinem Schranke nachdenklich auf den Gekreuzigten herab; aber kein faunisches Lächeln zuckte um seine Mundwinkel auf, sondern der hellseherische Glanz eines die Wunder der Zukunft verkündigenden Propheten brach aus den todten Augen des edelsten aller Athener hervor.

Katharina, die sich endlich umwenden durste, konnte sich nicht genug! thun, das herrliche Bildwerk zu bewundern und dem Geber mit überströmender Freude zu danken.

Da trat der Gatte auf sie zu, hob ihr ernst den Kopf in die Höhe, blickte ihr fest in die Augen und sagte mit nachdrücklicher Betonung:

„Gelt, Frau Käthe?! Daß Du in dem Heiland den eingeborenen Gottessohn verehrt und anbetest, ich aber nur den reinsten und vollkommensten Menschen, der, ein Vorbild aller Tugend und alles sittlichen Wandels, jemals auf Erden geweilt hat, in ihm mit demüthigem Staunen erblicke — das soll uns nun und nimmermehr entfremden und kein Hinderniß unseres Herzensbundes sein?"

„Nein, niemals," hauchte sie aus voller Seele und barg ihr Haupt cm seiner Brust.

Da tönte aus dem Nebenzimmer erst ein quäkendes „Papa" und dann ein quäkendes „Mama" an das Ohr der Gatten. Sie sahen sich befremdet an. In ihrer Seligkeit hatten sie das zaghafte Klingeln des Privatdocenten überhört, der es heut zum ersten Mal gewagt, das Haus des Freundes wieder zu betreten, und sich unbemerkt in das Kindergemach geschlichen hatte, um zunächst der jauchzenden Agathe die so arg verspätete Weihnachtspuppe zu überreichen.

Nun kam Johannes in den Arbeitssaal. Das Blut schoß ihm in's Gesicht, als er die Professorin gewahr wurde. Er ließ sich auf ein Knie vor ihr nieder, faßte ihre Hand, küßte sie ehrerbietig und bat in reumüthigen Worten um Vergebung. Frau Käthe zog ihn empor und legte mit sittigem Erröthen seine Rechte in die Rechte ihres Mannes.

So feierten am Himmelfahrtstage, während die Glocken von den Thürmen predigten, die Gatten das Auferstehungsfest ihrer Liebe und Treue, und die beiden Männer ein gleiches ihrer geistigen Gemeinschaft.

Ferdinand Hirt's Geographische Bildertafeln. Hcrausgegeben von Or Alwin Ovpel und Arnold Ludwig. Dritter Theil: Völkerkunde. Dritte Abtheilung: Völkerkunde von Afrika und Amerika. Mit 311 Holzschnitten auf 31 Tafeln und erläuterndem Texte, sowie einem Generalregistor über alle drei Haupttheile. Breslau, Ferdinand Hirt.

/ß it der vorliegenden dritten Abthci^> l lung des dritten TheilS der „Geographischen Bildertafeln", welche die Völkerkunde von Afrika und Amerika umfaßt, ist nach neunjähriger Arbeit ein Werk zum Abschluß gelangt, welches in der geographischen Literatur einzig m seiner Art dasteht, welches sowohl dem Verleger, «IS auch den Herausgebern und den zahlreichen Mitarbeitern alle Ehre macht, ja, welches, ohne lieber' treibung gesagt, der gcsammtcn deutschen Station zur Zierde gereicht. Von den Schwierigkeiten, welche bei der Herstellung dieses Werkes zu überwinden waren, und von der Höhe der Kosten, welche die Verlagshandlung aufzuwenden hatte, um dasselbe zu Stande zu bringen, kann sich der Laie kaum eine Vorstellung machen. Ilm so mehr sollte es die Pflicht eines Jeden sein, der übW Haupt an den Ergebnissen der erdmndlichen Forschung Anthcil nimmt, diesem großartigen Unternehmen das lebhafteste und thätigste Interesse entgegen zu bringen, eine Pflicht, welche übrigens nicht schwer zu erfüllen ist; denn wir sind überzeugt, daß derjenige, welcher einen solchen Band der „Bildertafeln" i» die Hand bekommt, auch den Wunsch hegen

letzte Abbildung veranschaulicht. Die unter dem Gestelle sitzende Frau ist die Wittve des Verstorbenen, welche die bei der Beisetzung üblichen Todtengefänge anzustimmen pflegt.

Mit dem Wunsche, daß diese kleine, den „Hirt'schen Bildertafeln" entnommene Auswahl von Illustrationen den Lesern unserer Zeitschrift eine Anregung zu weiterem Eindringen in das werthvolle und gediegene Werk geben möge, schließen wir unsere Auslassungen. Wir bemerken nur noch, dafz das Generalregister zu allen drei Theile» der Bildertafeln auch die Benutzung derselben wesentlich erleichtert und dadurch den Werth des Werke« bedeutend erhöht. ^ ^

Bibliographische Notizen.

Im Verlage von S. Hirzcl, Leipzig, erscheint demnächst der Anfang eines neuen deutschen Wörterbuchs, das seiner ganzen Anlage nach berufen erscheint, einem wirkliche» Bedürfnisse zu entsprechen, Es soll für Deutschland ein Werk schaffen, wie es Littrs für die Franzosen, Webster für die Engländer gegeben hat. Der Verfasser ist Professor Dr. Moriz Heyne, der rühmlich bekannte Germanist, der fleißigste Mitarbeiter am Grimm schen Wörterbuch«. Dieses letztere großartig angelegte Werk bereitet trotz seiner unvergleichlichen Vorzüge dessen Besitzern seit Jahren ein dauerndes Aergerniß. Seit Erscheinen des ersten Bandes dieses Wörterbuchs sind nun fünfunddrcißig Jahre vergangen — ein Menschenleben! — und bis jetzt sind nur die Buchstaben A bis F und H bis Q abgeschlossen. An dem einen Buchstaben G wird seit zwölf Jahren gearbeitet! Und von diesem Buchstaben ist innerhalb dieser zwo l fahre nuretwa ein Drittel erschienen. Es ist, wenn so weiter gearbeitet wird, kaum wahrscheinlich, daß dieser unglückliche Buchstabe G mit dem Jahrhundert abgethan sein wird. In diesem unvollkommenen Zustande ist das ganze Wörterbuch kaum etwas Anderes, als Ballast für die Bibliothek, denn in vielen Fällen versagt es seiner UnVollständigkeit wegen den Dienst vollständig. Das große Sanders'sche Wörterbuch besitzt einen Hauptvorzug: es ist vollständig. Aber die drei sehr großen, schweren und nicht handlichen Bände und der vierte Ergänzungsband machen dieses tüchtige und anerkennenswerthe Werk doch zum Handgebrauch recht beschwerlich. Dazu kommen noch die typographischen Schwierigkeiten. Wegen der Raumersparnis; hat Sanders von den Abkürzungen übertriebenen

Gebrauch gemacht, so daß man oft lange suchen muß, bevor man das findet, was man braucht. Auch die Einreihung aller zusammengesetzten Wörterunter das Stammwort erschwert das Nachschlagen. Ebenso steht es mit den durch Vorsilben gebildeten Wörtern, die immer unter dem Wurzelworte aufgeführt sind. Man denkt nicht gleich daran, „erhaben" unter „heben" zu suchen, oder „Vergnügen" unter „genug". Das neue Wörterbuch, dessen Bearbeiter dafür bürgt, daß es eine ernste wissenschaftliche Arbeit sein wird, hat auch die praktische Seite vor Allem in's Auge gefaßt: es wird nicht zu umfangreich sein — drei Bände oder sechs Halbbände von etwa 4(1 bis 42 Boge» im Preise von fünf Mark —; es ist bequem im Format — Größe des Conversations-LexiconS etwa —, scharf im Druck, ohne erschwerende Abkürzungen, in deutschen Lettern gedruckt, die Citate Antiqua. Es liegt im Manuscript fertig vor und wird so schnell erscheinen, wie der Druckerei die Bewältigung der großen Aufgabe möglich ist. Die Verlagsbuchhandlung verspricht, daß es binnen zwei bis drei Jahren abgeschlossen vorliegen wird. Für jedes Wort ist die Herkunft, Verwandtschost, die ursprüngliche Bedeutung angegeben. Die Belegstellen sind nach dem Alter der Schriftsteller geordnet. Wir begrüßen dieses ncne Unternehmen mit aufrichtiger Freude. ?. I..

Giordano Bruno, sein Leben und seine Weltanschauung. Vorträge, gehalten in der Psychologischen Gesellschaft zn München von Ilr. Ludwig Kahlenbeck. München. Ackermann. Die vorliegende kleine Brochüre bietet allen denjenigen, die sich über die Lebensschicksale Giordano Bruno» und über die wesentlichen Grundzüge seiner Weltanschauung in Allgemeinen zu orientiren wünschen, ein reichhaltiges, übersichtlich geordnetes und aus den besten Quellen geschöpftcs Material. Sie liest sich wie ein schlichter und fachgemäßer, in Anbetracht des Gegenstandes fast allzu schmuckloser Bericht, Im ersten Vortrag vermißt Referent mit Bedauern ein näheres Eingehen auf den inneren Entwicklungsgang und die geistige und seelische Eigenart des großen Mannes und eine entschiedenere Betonung des schroffen Gegensatzes, in dem er zu dem fanatisch-religiösen Geiste seines Zeitalters gestanden; im zweiten einen nachdrücklichere» Hinweis auf die eigenthümliche Stellung, die Mordano Bruno in der Geschichte der Wissenschaft einnimmt, auf die vielfachen bedeutsamen Anregungen, die von ihm ausgegangen, und auf die großen, philosophischen Strömungen, die auf ihn zurückzuführen sind. Nur wenn mau sie im Rahmen des großen historischen Zusammenhanges betrachtet, gewinnt man den rechten Maßstab für die Würdigung dieser großen, wahrhaft weltgeschichtlichen Indidualität! I,b,

Das isometrische Zeichnen im Anschluß an die für die Bauausführung bestimmte Werkzcichnung. Znm praktischen Gebrauch für wrkthätig schaffende Meister und Architekten: sowie als Lehrbuch für Gewerbe- und Fachschulen und zum Selbstunterricht bearbeitet von (5. W. O. Schmidt. Berlin 8>V., Hugo Spamer. In dem vorliegenden Werkchen wird eine Zcichnungswcisc behandelt, die in ge-' wissen? Grade die Vortheile der gewöhn- ^ lichen ebenen Projection mit der Perspective , vereinigt und sich ebenso durch Einfachheit als leichte Verständlichkeit auszcichnet. Es war zweckmäßig eine Anleitung für diese Tarstellungsweise, losgelöst von den übrigen gebräuchliche», ausführlicher und mit be- ^ sonderer Rücksicht auf die Praris des BauHandwerkers zu liefern. Der Verfasser hat! von einer geometrischen Ableitung abgesehen, um vielmehr unmittelbar durch die Anschauung an bestimmten Beispielen zu lehre». Dieselbe» sind a>ch in g>ter Auswahl aus deu Arbeiten des Maurers,! Zimmermanns und Steinmetzen entnommen, I auf 1^! Tafeln deutlich dargestellt und wohl! geeignet, das gesteckte Ziel zu erreichen. I In der Einleitung hätte wohl der Versuch

einer geometrischen Erklärung der richtigen Perspective unterbleiben können, da derselbe dem nicht wissenschaftlich vorgebildeten Schüler nicht recht verständlich sein dürfte und sonst keine mathematische Erläuterung der behandelten Abbildungsweise gegeben wird. Der Begriff der „zurückgehenden Linien" hätte sich entbehren und dafür der unvermittelt amtretende der „Achsen" eines Körpers erklären und reichlicher anwenden lassen. ?d.

Strasburg vor hundert Jahren.

Beitrag zur Kulturgeschichte von Hermann Ludwig. Stuttgart.F. Froinmann sE. Hauff.) Der kulturgeschichtlichen Erforschung und Darstellung der deutschen Zustände am Ende des vorige» Jahrhunderts bietet Straßburg ein besonders interessanres Feld dar, einerseits weil gerade dort die Zeit uni 178U im staatlichen und gescllsckanlichen Leben besonders tief eingreifende Umgestaltungen hervorrief, andererseits, weil auch für den Umschwung auf literarischem Gebiete seit 1770 dort besonders interessante Zeugnisse vorliegen. Besonders nach der ersten Richtung hin gewährt der in StraßburgS Vergangenheit nnd Gegenwart wohlbewanderte Verfasser reichhaltige Nachweise über die politischen, socialen, kirchlichen nnd wissenschaftlichen Zustände StraßburgS, Die literarischen Kreise, in denen Herder, Goethe und Lenz in den siebziger Jahren sich bewegten, sind nur kurz berührt. <>.

Eine Onedlinvurger «ebtissin. Von

M. von Dieskau. Quedlinburg.

Chr. Friedrich Vicweg. Historische Thatsachen und poetiscckc Erfindung sind in dieser Erzählung geschickt zu einem ausvrcchendenGanzen verschmolzen. Die Charaktere sind mit wenigen Strichen, aber recht glücklich gezeichnet. Der geschichtliche Kern der um das Jahr 1477 spielenden Erzählung — der Conslict zwischen der Abctissin Hedwig und der emporstrebenden «tadt Quedlinburg, die sich von dem Einflüsse ihrer herrschstüchtigen Gönnerin zu befreien trachtet, aber gewaltsam zur Unterwerfung gezwungen wird — harre wohl ein mehr düsteres Colorit und eine energischere, dramatisch spannendere Darstellung vertrage». Auf einzelne Vorgänge hätte ein etwas schärferes Licht fallen könne». Die Sprache ist stilistisch rein nnd vermeidet, vorsichtig die goldene Mittelstraßc innehaltend, sowohl Platteit wie Schwulst. <>v.

Seraph. Zwei Königinnen. Die vier Temperamente. SacherMnsoch. Breslau, S. Schottländer.

Sacher Masoch ist ei» Schriftsteller, der mit jedem neuen Buche immer von Neuem das Bedauern der Leser über feine Vorliebe zum Bizarren und Auffallenden, erweckt. Er setzt sich nicht nur gänzlich über alle Regeln der Kunst hinweg, sondern wirkt häufig geradezu geschmacklos, lieber sein bedeutendes Talent kann ja dennoch kein Zweifel sein — man denke nur an das kleine Meisterstück: „Der Don Juan von Kolomea"; und auch in den uns vorliegenden Novellen sind bewunderungswürdige Einzelheiten. Aber auch hier spielt die „Pelzjacke von hochrothem Sammet mit hellbraunem Zobcl gefüttert" ihre bekannte unheimlich grosze Rolle: auch hier werden neben Herzenstöne», die warm und voll erklingen, schrille Laute hörbar, die ein pathologisches Empfinden zur Boraussetzung haben, und neben wirklich poetisch Schöncm findet sich eben auch hier manches Geschmacklose. Das Alles halten wir für unleugbar; und dennoch erscheinen uns diese SacherMasochschen Novellen dichterisch werthvoll. Wir haben sie mit Genuß gelesen und stellen sie hock, über manche sogenannte Musternovelle. V.

Weibliche Waffen. Roman von Konrad Telmann. Dresden und Leipzig. E. Pierson. Der Verfasser hat sich hier eine Aufgabe gestellt, die schon so unendlich oft das Hauptmotiv von Romanen oder Novellen geboten hat, nämlich die, ein Weib von überwältigender und verzehrender Schönheitsmacht zn schildern, und einen Mann, der ihr Opfer wird. Consequent genug ist diese Absicht durchgeführt. Allgewaltiger und allvernichtender kann man sich die sinnliche Wirkung der Frau nicht vorstellen, als hier die Spanierin Donna Dolores sie übt; ärger zu Grunde zu richten vermag sie nicht, als hier der Kürassierrittmeister Graf Ewald Kerszenbrook schließlich zu Grunde gerichtet ist — nur schade, daß eine solche Donna Dolores aus den triftigsten Gründen einfach unmöglich ist, und der Graf uns als solcher Lumv erscheint, daß er für gar keine Idee, selbst nickt sür eine unheilvolle, als beweiskräftig anzuerkennen ist. — Konrad Telmann erzählt auch diese, durchaus unangenehm wirkende Geschichte in der ihm eigenen gewandten Manier. Hoffentlich

können wir ihm bald wieder Besseres nachrühmen.

Gedichte. Bon Frieda Port. Berlin, Wilhelm Hertz (Besserschc Buchhandlung).

Das Büchlein ist Hermann Lingg und Paul Heyse, de» „stolz Gereiften, sicher Wandelnden" gewidmet, denen die Bcrfasserin viel schuldig zu sein bekennt. Dankbarkeit ist nnn freilich eine schöne Tugend: aber klüger hätte die Dichterin doch gethan, den offenen Ausdruck derselben zu vermeiden. Denn wenn man auch nicht so unbillig sein wird, die einschmeichelnde Grazie Heysescher Formvollendung und den kühnen Gedcmkenwurf, das düster-prächtige Pathos der Linggscheu Muse von der aufstrebenden Schülerin zu verlangen, so ist eS doch schwer, da man an jene beiden Muster von vornherein erinnert wird nnd den Einfluß derselben vielfach herausfühlt, einen Vergleich zwischen ihnen und der Verfasserin zu unterlassen, der nothwendig nachtheilig für dieselbe ausfällt. Doch müssen wir anerkennen, daß sich in den vorliegenden Versen ein ernst ringender Geist ausspricht, dessen Wollen allerdings höher geht, als sein Können. Die Form ist, wenn auch nicht mit Virtuosität, so doch mit Sorgfalt behandelt. v<'.

Leidenschaft und Liebe. Eine phantastische Dichtung. Von A. Leschivo. Hochsommer. Gedichte von A. Leschivo.

Wismar, Hinstor ff sche Hofbuchhandlung.

Der Titel der erstaufgeführten „phantastischen Dichtung" hätte auch für die „Hochsommer" benannte Gedichtsamm lung gepaßt; denn er bezeichnet daS in nur zu zahlreichen Variationen immer wieder er« klingende Hauptthema. In manchen dieser Variationen offenbart sich wohl ein poetisches Talent, das sich freilich stärker zu fühlen scheint, als es thalsächlich ist: aber es gehört doch eine bedeutendere dichterische Individualität, eine reicher besaitete Lyra dazu, als sie der Verfasser besitzt, um nicht schließlich monoton zu erscheinen und in dem Leser nicht ein Gefühl der Ermüdung aufkommen zu lassen. Neben manchen wahr empfundenen, nicht ohne dichterischen Schwung vorgetragenen Versen steht auch viel Unbedeutendes, Mattes, schon Dagewesenes. Einige rhythmische Verstöße hätten bei aufmerksamer Feile beseitigt werden können, mv.

Inhalt.

Lette

j)aul Lindau in Berlin.

Im Fieber. Novelle. II. (Schluß.) 277

Georg voß in Berlin.

Fritz Schaper. Ein Riinstler>Lebensbild 2^2

ZN. Zoest in Berlin

Besuch einiger Schulen der Allgemeinen Israelitischen Allianz (^Uisuce IsrsMe Universelle) in Marokko und KleinasZen 220

Alfr. Chr. Ralischer in Berlin.

Beethoven und der preußische Rönigshof unter Friedrich Wilhelm III.

Martin Hertz in Breslau.

Die Reisen des «aisers Hadrian 337

ZNatilda Serao in Neapel.

Griechische Novelle ZS6

Bibliographie 402

Ferdinand yirt's Geographische Sildcrtafeln, Mit Illustration,) — vie SemZldc.

Bibliographische Notizen HOS

Hierzu ein Portrait von Fritz Schaper,
Radirung von L. Aühn in München.

»Nord und Süd" erscheint am Anfang jedes Monats In heften mit je einer «unstbeilage,

Preis xr« Vuortal (Z hefte) S Marl.

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Mord und Süd" be> züglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu richten an die

Redaction von «Oord und Süd" Breslau.

Siebenhufenerstr. 2/2.

ergänzt, und können daher dieselben entweder in complet broschirteu oder fein gebundenen Bänden von uns nachbezogen werden, preis pro Band (— 3 Hefte) broschirt 6 U?ark, gebunden in feinstem Original-Linband mit reicher Goldpressung und öchwarzdruck 8 Ulark.

Einzelne Hefte, welche wir auf Verlangen, soweit der Vorrath reicht, ebenfalls liefern, kosten 2 Mark.

Ebenso liefern wir, wie bisher, geschmackvolle

im Stil des jetzigen Heft-Umschlags mit schwarzer und Goldpressung aus englischer Leinwand und stehen solche zu Band XI.IX (April bis Juni 1.339), wie auch zu den früheren Bänden 1—XI^VIII stets zur Verfügung. — Der Preis ist nur I. U7ark 30 Pf. pro Decke. Zu Bestellungen wolle man sich des umstehenden Zettels bedienen und denselben, mit Unterschrift versehen, an die Buchhandlung oder sonstige Bezugsquelle einsenden, durch welche die Fortsetzungshefte bezogen werden. Auch ist die unterzeichnete Verlagshandlung gern bereit, gegen Linsendung des Betrages (nebst 50 Pf. für Francatur) das Gewünschte zu expediren. Breslau.

Die Verlagsbuchhandlung von ö. öchottlaender.

Original - GinöanööecKen
(Bestellzettel umstehend,)

Dm Fieber.

Novelle-
von

Paul Lindau
— Berlin. —

er Fasching war vorüber. Der März war unfreundlich, rauh und ungewöhnlich schneelig gewesen. Trotz aller Anstrengungen hatte man die ungeheuren Schneemassen, die während der letzten vierzehn Tage herabgefallen waren, nur zum geringen Theil und nur in den Hauptverkehrsadern beseitigen können. Die Nebenstraßen wurden noch immer an beiden Seiten von hohen Schneehaufen eingesäumt, die durch die gewöhnlich ziemlich beträchtliche Nachkälte fest geworden waren und durch die fast täglich sich erneuernden starken Niederschläge immer größere Verhältnisse annahmen. Die Sonne war seit Wochen an dem sackgrauen Himmel unsichtbar geblieben und hatte jede Mitwirkung an der Säuberung der Straßen versagt.

Das Leben im Osterode'schen Hause hatte sich in dem verflossenen Halbjahre sehr wesentlich geändert. Vor Allem mar Ada, die während der zehnjährigen Vernachlässigung und Vereinsamung körperlich und seelisch verkümmert und eingetrocknet gewesen mar, eine ganz Andere geworden: viel selbstständiger in ihren Entschlüssen, bewußter in ihren Handlungen, lebhafter in ihren Bewegungen.

Während ihr Gesicht früher immer denselben gleichmäßigen Ausdruck gezeigt hatte und die durch die Naturgesetze gebotenen Einwirkungen des Altems sich ganz allmählich, ihrer Umgebung und ihr selbst fast unmerklich, geltend gemacht hatten, während sie früher sich immer genau in derselben Weise gekleidet und noch dieselbe Haartracht beibehalten hatte, in der Osterode sie als junges Mädchen kennen gelernt, zeigte sie jetzt plötzlich wechselnde Stimmungen, wechselnde Launen und eine sonderbare Neigung zum Wechsel in ihrer Meidung. Es machte ihr Vergnügen, sich zu putzen. Sie versuchte es, die Haare nach der Mode im Geschmacks des Tages zu ordnen. Die Flaschen und Krystallbüchsen auf ihrem Waschtisch, die bisher lediglich als Schmuck gedient hatten, wurden allmählich mit kosmetischen Essenzen aller Art gefüllt. Sie wurde beinahe eitel.

Ihr Gesicht zeigte jenen jähen Wechsel des Ausdrucks, wie er nervösen Personen zu eigen ist. Heute sah sie blühend, frisch, mädchenhaft jung aus, inorgen schlaff, leidend, vorzeitig verblüht. Jetzt rückte sie regelmäßig, bevor sie ihr Ankleidezimmer verließ, den Spiegel näher, betrachtete mit sorgendem Ausdruck die kleinen Fältchen an den Augenwinkeln und zog die Haut straff.

Sie machte die Wahrnehmung, daß ihre Schneiderin nicht mehr so gut wie früher arbeitete. Sie wurde auch ungeduldig gegen ihre Kammerjungfer, die bisher nie eine duldsamere Herrin gekannt hatte.

In ihrem Berkehr mit Osterode mar sie in hohem Grade wankelmüthig. Mitunter, wenn das Schuldbewußtsein sie drückte, zeigte sie eine Temüthigkcit die bis zur Unterwürfigkeit ging. Dann aber war sie wieder auffahrend, ungesellig und von höhnischem Stolze. In ihrem Innern empfand sie gegen ihn ein Gefühl von Widerwillen, das mit Entsetzen und Grauen gemischt war. Darüber wollte sie sich selbst nicht klar werden, und sie suchte dem Ausdruck dieser Empfindung dadurch zu wehren, daß sie sich ihrem Manne gegenüber zu erkünstelter Duldsamkeit und Höflichkeit zwang. Lies; sie sich zu einer verletzenden Schroffheit hinreißen, so zeigte sie eine Stunde später in auffälliger Weise das verdoppelte Bemühen, ihrem Manne die seltenen Stunden, die er in ihrer Gesellschaft verbrachte, nicht mehr zu verbittern.

Wenn sie allein war, so weinte sie mitunter sehr bitterlich. Aber dann dachte sie an Richard, und ihre Thränen versiegtcn. Sie konnte namenlos glücklich in ihrer Liebe sein, aber auch unsagbar elend.

Sie fragte sich nicht: was ist es und was wird es werden? Sie fühlte sich machtlos unter dem Banne einer verhängnißvollen Gewalt, die all ihr Sinnen und Fühlen beherrschte, und von der sie sich nur unter dem Opfer ihres Seins losreißen konnte.

Wohl dämmerte ihr das Ende als etwas Schreckhaftes vor, und sie fuhr mitunter, wenn sie in ihrem Zimmer am Abend allein mar, bebend zusammen. Aber sie fühlte sich hüls- und machtlos. Mochte kommen, was da wollte! So, wie es war, so mußte es sein, wenn es auch nicht so sein sollle!

Osterode hatte die jähe Wandlung im Wesen seiner Frau zuerst mit Erstaunen, dann mit einer gewissen Neugier und endlich auch mit einer leisen Beunruhigung beobachtet. Blitzartig war ihm auch einmal ein Perdacht durch» Gehirn geschossen, und eö war ihm ganz schwindlig geworden. Aber er hatte gleich darauf gelächelt. Er hatte sich geschämt. Er hatte Alles auf ganz einfache und natürliche Weise sich zurechtgelegt.

Kein Zweifel, daß er bei feinein Leben, das er sich nach den einseitigen Bedürfnissen seiner Neigungen ohne irgendwelche Rücksicht auf Nebenmenschen zurechtgezimmert, schwere Unterlassungssünden gegen Ada begangen hatte! Durch sein Verschulden war sie der frischen Berührung mit der Mitwelt entzogen geblieben. Nun mar der liebe Richard in's Haus gekommen, und an seiner Jugend hatte sich die ihrige wieder entzündet. Die jungen Leute gingen nun ihren Vergnügungen nach, wie das ganz in der Ordnung war. Sie machten Spaziergänge, Partien, verbrachten die Abende im Theater, besuchten auch Gesellschaften. Er selbst hatte Richard bei einigen seiner Collegen eingeführt und sich von der Nothmendigkeit, mit den Berufsgenossen gesellschaftlich inniger zu verkehren als vordem, durch Richard und Ada überzeugen lassen. Da mar es ja unausbleiblich, daß Ada sich jetzt in einer gewissen Krisis befand, daß sie ihm innerlich Vorwürfe machte, und es war sehr tactvoll und freundlich von ihr, daß sie ihm nicht mit lästigen Beschuldigungen in den Ohren lag. Und er durfte sich nicht darüber wundern, wenn sie manchmal in einer gereizten Stimmung ein herberes Worte sagte, als es vielleicht richtig gewesen wäre.

Er vergegenwärtigte sich jetzt, wie Ada in ihrer Jugend immer stark nervös gewesen mar. Die Ruhe des Haushalts hatte ihr wohlgethan. Jetzt, da frischeres, aber auch unruhigeres Leben hineingekommen war, rührten sich die Nerven wieder. „Aber das hat nichts zu bedeuten, sie ist immer extravagant gewesen," schloß er seine Deduction.

Im Uebrigen war er für die Vorgänge in seiner Häuslichkeit überhaupt nicht sonderlich empfänglich. Das große wissenschaftliche Werk, an dem er seit einer langen Reihe von Jahren unausgesetzt gearbeitet hatte, nahte seinem Ende. Und während ihn srüher immer der Zweifel an dem Gelingen beunruhigt hatte, war nun über ihn ein Gefühl ernstester Befriedigung und Genugthuung gekommen.

Richard hatte ihm einen großen Dienst erwiesen: Dr. Schlemm bewährte sich in großartigster Weise. Vielleicht fehlte es dem jungen Manne an Initiative, an eigenen scharfsinnigen Gedanken. Er war ja noch ein ganz junger Mensch. Dafür besaß er indessen auch Eigenschaften, die für den Professor unschätzbare waren: die größte Gewissenhaftigkeit und Unermüdlichkeit in der Arbeit, schnelles Erfassen und eine Gabe des Sichtens, Gruppirens und Ordners, die Osterode um so höher schätzte, als gerade diese ihm vollständig versagt war.

Während ihrer sechsmonatlichen gemeinsamen Arbeit war in das Chaos wissenschaftlicher Forschungen und Ergebnisse, das sich seit den langen Jahren auf dem Arbeitstische Osterodes zusammengeballt hatte, unter Schlemms klärender und ordnender Hand Licht und Helle gekommen. Zum Nachschlagen brauchte Osterode jetzt weniger Minuten, als er früher Stunden mit dem Suchen nach irgend einer Einzelheit verloren hatte. Schlemm, der seit längerer Zeit mit dem analytischen Register beschäftigt war, wußte Alles.

Osterode hatte eine starke Zuneigung für den tüchtigen Mann geWonnen. Ob Dr. Schlemm hübsch oder häßlich aussah, hatte er bisher nicht bemerkt, und daß sein Amanuensis, wenn zufällig einmal von etwas Anderm als von der Wissenschaft die Rede mar, über Alles und Jedes nur die boshaftesten Bemerkungen machte, war ihm nie aufgefallen.

Schlemm war ein grundgescheidter, fleißiger Mann, und das machte ihn in seinen Augen liebenswürdig! Er hatte Schlemm auch mit seiner Frau bekannt gemacht, und mit der Zeit hatte sich die Gewohnheit herausgebildet, daß Schlemm an jedem Donnerstage mit Richard bei Osterodes speiste.

Schlemm hatte die Wahrheit im Hause sofort durchschaut, und Beide, Richard wie Ada, fühlten das sehr wohl.

Ada war der unfreundliche Mensch, der jedesmal bei dem Donnerstagsessen eine. Karre voll Stadtklatsch in der denkbar gehässigsten Darstellung ablud, unausstehlich. Aber sie fürchtete ihn; und da sie sehr wohl wußte, daß jeder Versuch, diesen abscheulichen Menschen, der ihrem Manne so nützlich war, aus ihrem Hause zu entfernen, scheitern müsse, so ergab sie sich in das Unvermeidliche. Sie mußte ihn eben in ihrer Nahe dulden, und Schlemm, der seine Macht fühlte, nahm sich heraus, allmählich mit Ada in einem Tone von Geinüthlichkeit und kameradschaftlicher Gleichheit zu verkehren, der diese empörte.

Und die Zudringlichkeiten dieses unangenehmen Patrons wurden immer stärker und lästiger. Schlemm fand an der schönen Ada ein saunisches Wohlgefallen. Er beneidete Richard, und er machte beständig hämische Bemerkungen über Richards Schneider und Haarkünstler und bespöttelte mit sauersüßer Miene seine eigene Unansehnlichkeit, seine tölpelhafte Schwerfälligkeit.

In Osterode fand Schlemm allzeit ein naives und dankbares Publikum, Der Professor merkte nichts von der Gehässigkeit. Er amüsirte sich über den närrischen Kauz.

Richard hatte allmählich vertrauliche Zusammenkünfte mit Schlemm möglichst vermieden; und das war um so weniger auffällig gewesen, als Schlemm selbst sehr beschäftigt war und fast ohne Ausnahme bis zu späten Stunden mit dem Professor zusammen arbeitete. Aber mitunter mußte Richard doch dem alten Bekannten einen Abend opfern. Und jedesmal verabschiedete er sich von Schlemm mit dem Entschlüsse., auf das Vergnügen

der Wiederholung zu verzichten.

Seit längerer Zeit waren die Beiden auch ganz auseinandergekommen und trafen sich nur noch Donnerstags bei Osterodes. Die Veranlassung zu dieser Entfremdung war ein Vorfall gewesen, der sich in den ersten Tagen des Jahres abgespielt hatte.

Schlemm und Richard hatten zusammen zu Nacht gespeist. Auf dem gemeinsamen Heimwege hatte Schlemm, der ziemlich schnell eine Flasche Wein geleert hatte und gehässiger war denn je, immer peinlichere Anspielungen aus das Verhältniß zwischen Richard und Ada gemacht. Richard hatte zunächst höflich ablehnend dem Gespräche eine andere Richtung zu geben versucht, dann aber, als Schlemm immer wieder darauf zurückkam, diese Anspielungen sich sehr entschieden verbeten. Schlemm hatte in seiner Weise weitergeschäkert.

„Du bist undankbar!“ hatte er Richard gesagt. „Du solltest ein bischen höflicher mit mir sprechen und nicht vergessen, daß ich den guten Menelaus beschäftige, um Dir schönein Paris die Gelegenheit zu bieten, mit Helena zu liebkosten.“

Bei diesen Worten mar Richard alles Blut zu Kopf gestiegen. Mit gewaltigem Griff hatte er die beiden Hände Schlemins gepackt und ihn zum Stehenbleiben gezwungen. Bebend und mit fürchterlichem Blicke hatte er ihm zugerufen:

„Wenn Du noch ein Wort sagst, wenn Du noch einmal irgend eine Bemerkung über Frau Osterode und mich fallen läßt — bei Gott im Himmel! ich schlage Dich todt wie einen Hund!“

Und Schlemm, dem sonst nie das Wort versagte, hatte keinen Laut über die Lippen zu bringen vermocht. Er war aschgrau geworden, und Richard fühlte, wie er in seinen Händen zitterte.

Während der nächsten gemeinsamen Mahlzeiten bei Osterodes war Schlemm einsilbiger und zurückhaltender gewesen. Er hatte die bestimmte Empfindung gehabt, daß Richard keine leere Drohung ausgestoßen hatte. Aber allmählich hatte er seine Sicherheit von ehemem und seinen unverschämten Ton niedergefunden. Und daß die Beiden völlig auseinandergerathen waren, merkten weder Ada noch Osterode.

Die tiefste Wirkung hatten die Ereignisse der letzten Monate auf Richard ausgeübt. Er war ein ganz anderer Mensch geworden. Die frische Unbefangenheit seiner lachenden Jugend mar unwiederbringlich dahin.

Es drückte centnerschmer auf ihn.

Er vermied es, mit seinem Oheim zusammenzutreffen, und er suchte jedesmal einen Vorwand, um die Stunden des nothgedrungenen Zusammenseins möglichst abzukürzen. Es schnitt ihm in's Herz, wenn der vertrauensvolle Mann liebevoll und arglos wie früher mit ihm verkehrte. Die stete Liebebeuchelei und Verheimlichung, zu denen er gezwungen war, wurden ihn schier unerträglich.

Oftmals meinte er auch, daß er die Last von sich abschütteln müsse, um jeden Preis. Er wollte dem väterlichen Freunde zurufen: „Ich bin ein Ehrvergessener und ein Judas obenein! Für alles Gute, das Du mir in überreichem Maße erwiesen hast, habe ich Dir mit Betrug, mit Raub und Schändung gedankt! Keine Strafe wäre so hart, daß ich sie nicht verdiente! Tobte mich, aber behandle mich fürder nicht mehr mit derselben Liebe, mit der Du mich behandelt hast! Ich kann es nicht ertragen!“

Dann aber vergegenwärtigte er sich, daß durch das Geständniß nicht er allein getroffenil wurde. Und er schmiegt, weil er schweigen mußte.

Und diese Augenblicke der peinigendsten Selbstanklage, der Zerknirschung, wurden abgelöst durch unvergeßliche Stunden nie gekannten Glücks. Er liebte Ada inbrünstiger und leidenschaftlicher als je. Seine Leidenschaft beherrschte ihn völlig und machte die mahnende Stimme des Gewissens immer wieder verstummen.

Im Drange des Weitersündigens suchte er sich mit allerlei Sophismen zu trösten. Er hatte sich eine Theorie zurechtgestellt von dem vermeintlichen Anrechte des Menschen an das Glück, auf das er so gut Anspruch habe, wie jedes andere lebende Wesen. Und er leitete für sich sogar aus den selbstgemachten Satzungen dieser eigens von ihm für seine Zwecke ersonnenen Sittlichkeit die Berechtigung her, gegen widrige Verhältnisse, die sich seinem Glück entgegenstellten, anzukämpfen . . .

Dann aber kam wiederum ein jäher Umschlag in seine Stimmung. Er riß sich los von aller beschönigenden Falschheit und erkannte seine Niedrigkeit und seinen Jammer mit klarem Sinn. Und dann schwor er hoch und theuer, daß er ein Ende machen wolle und werde.

Sein Schwur wog aber, was eben der Schwur eines mahnsinnig Verliebten, eines Spielers, eines von der Leidenschaft Ergriffenen, zu wiegen pflegt.

Er dachte emsthaft daran, in die weite Welt zu ziehen und sich irgendwo zu verstecken . . .

Und auch die unerreichbarste Weite schwebte seinein Geiste als Reiseziel vor.

Er wollte aus dein Leben scheiden, das ihm keinen Augenblick ungetrübten Glückes mehr gewähren konnte. Dann aber sah er Ada in's A»ge, und Alles, was ihn bedrückt hatte, war vergessen.

Aber immer wieder gewann die alte Schwermut!) die Oberhand. So sehr er sich auch zu beherrschen suchte, um nicht in Ada den kränkenden Verdacht zu erwecken, als ob er ihr einen Vorwurf machen wolle — es kam doch gewaltsam über ihn. Er starrte vor sich hin. und wenn Osterode ihn anredete, fuhr er zusammen und erröthete.

So verging eine wunderliche Zeit himmlischen Genießens, wahnsinnigen Glückes, marternder Neue, lichtscheuer Bangigkeit und unausgesetzter Heuchelei.

„Richard gefällt mir gar nicht,“ sagte Osterode eines Abends. „Den plagt irgend etwas Geheimes.“

„Was soll ihn plagen?“ gab Ada mit möglichster Unbefangenheit zur Antwort. „Er ist eben ein junger Mensch, und es ist doch nichts Ungewöhnliches, daß Männer in dem Alter Richards von weltschmerzlichen Stimmungen beherrscht werden.“

„Es handelt sich nicht blos um Stimmungen, es handelt sich um etwas viel Ernsteros. Da darfst Du dem Auge des Arztes trauen.“

„Du beunruhigst mich! Was fehlt ihm denn Deiner Ansicht nach?“
„Er ist hochgradig nervös erregt.“

„Das gebe ich -zu. Aber kann man denn von Erregungen auch krank werden? Ich meine, was Ihr Aerzte krank nennt, krank zum Sterben?“

„Gewiß!“ sagte Osterode mit sehr ernstem Ausdruck.

„Um Gottes willen!“ fuhr Ada erschrocken auf. Und sich beherrschend fragte sie: „Wie heilt man denn solche Krankheiten?“

„Wie die meisten anderen: durch eine vernünftige Diät, durch Bewegung in frischer Luft, durch körperliche Anstrengungen, durch Zerstreuungen, Ortswechsel, Luftveränderung.“

„Nnn, über Mangel an Zerstreuungen hat er sich ja nie beklagt und eigentlich auch keine Veranlassung zu Klagen gehabt. Wir gehen doch viel zusammen aus, mir machen uns auch genügend Bewegung . .“

„Es wird doch wohl nicht das Richtige sein. Ich hätte nicht übel Lust, ihn auf Reisen zu schicken.“

Ada biß sich auf die Lippen. Der Gedanke, daß sie sich auf längere Zeit von Richard trennen sollte, war ihr schrecklich.

„Was soll ihm das Reisen?“ bemerkte sie mit gespielter Gleichgültigkeit.

„Nun, er lernt Menschen und Dinge kennen, die ihn vielleicht interessiren. Und die Hauptsache: er kommt aus feiner gewöhnlichen Umgebung heraus. Und diese gewöhnliche Umgebung ist ihm offenbar nicht zuträglich.“

„Du bist in Deiner ärztlichen Fürsorge nicht sehr galant gegen mich. Denn unser Haus bildet seine gewöhnliche Umgebung, die ihm nach Deiner Meinung schlecht bekommen soll. Und er verkehrt auch sehr viel gerade mit mir.“

„Sehr viel,“ bestätigte Osterode. Und mit einem feinen Lächeln hinzufügend, bemerkte er langsamer: „Aber nicht ausschließlich. Wir controliren ihn doch nicht, wozu mir übrigens auch gar kein Recht haben! Und ich habe meine besonderen Gedanken über ihn. Sie sind mir erst neuerdings durch einige Bemerkungen des Dr. Schlemm zu klarem Bewußtsein gekommen.“

„Du wirst doch auf die Worte dieses unangenehmen Menschen keinen Werth legen!“

„Dr. Schlemm mag Dir unangenehm sein, aber er ist jedenfalls ein sehr kluger Mann. Er ist ein alter Bekannter Richards und weiß sicherlich mehr von ihm als wir Beide. Nun habe ich mir immer schon gedacht — und das, was ich von Schlemm gehört habe, hat meine Vermuthung beinahe zur Gewißheit erhoben — , daß Richard, wie das übrigens in seinem Alter auch ganz natürlich ist, irgendwo eine Liebelei angefangen hat. Leider scheint die Geschichte ernsthafter zu sein, als mir lieb ist und als es richtig wäre. Es muß irgend eine verwickelte Angelegenheit sein, vielleicht ein Berhätlniß mit einer verheiratheten Frau, das ihn zur Geheinthuerei und zu beständiger Beherrschung zwingt — das bringt den Menschen herunter — ein Verhältnis; das ihn nöthigt, zu lügen, sich zu verstecken. Und das kann eine so offene, wahrheitsliebende Natur wie die Richards nicht vertragen. Das quält ihn. Und noch heute will ich mir Gewißheit verschaffen.“

„Du mußt am besten wissen, was Du zu thun hast. Aber es wäre doch möglich, daß Du Richard ernstlich weh thun könntest, wenn Du mit ihm von Dingen sprächst, die er vielleicht mit keinem Menschen besprechen will. Und Du hast doch gar keinen AnHaltepunkt für die Richtigkeit Deiner Vermuthungen.“

„Ich werde ihm mein Vertrauen nicht aufdrängen, ich werde nicht von der Sache sprechen, das versteht sich! Ich will nur selbst wissen, woran ich bin. Ich werde ihm also vorschlagen, eine kleine Erholungsund Vergnügungsreise anzutreten, und ich werde meinen Antrag sehr verlockend machen. Lehnt er ihn ab, dann weiß ich, was ich ahne: daß eine Frau im Spiele ist, und keine unverheirathete; denn eine gesunde Liebe würde er mir gestehen. Dann aber werde ich allerdings aufpassen und, wenn es sein muß, niit aller Energie losgehen. Ich habe den Jungen zu lieb, als daß ich ihn mir durch eine dumme Jugendverirrung verderben lassen wollte.“

Diese Worte waren kaum gesprochen, als die Thür sich öffnete und Richard eintrat. Er sah heute blasser und verstörter als je aus.

„Da bist Du ja!“ rief Osterode gemüthlich. „Das trifft sich gut. Wir sprachen gerade von Dir.“ Und ihn bei den Schultern an das Fenster führend, fügte er hinzu: „Laß Dich mal genau ansehen.“

Richard war diese Untersuchung überaus qualvoll, und er suchte sich ihr zu entziehen.

„Mir fehlt nichts,“ sagte er mit erzwungenem Lächeln. „Wir haben gestern eine ziemlich schwere Sitzung gehabt, die bis ties in die Nacht hinein gedauert hat. Ich kann das Kneipen jetzt schlecht vertragen. Ich wollte Euch nur Guten Tag sagen und will dann nach Hause gehen und ausschlafen.“

Osterode schüttelte den Kopf.

„Es handelt sich nicht um Dein heutiges Aussehen. Du gefällst mir überhaupt schon seit längerer Zeit nicht mehr. Der Berliner Winter ist Dir schlecht bekommen, und wenn Du es nicht weißt, so muß ich es Dir als Arzt sagen: Du bist kränker als Du glaubst. Und Du mußt unbedingt etwas für Dich thun, und schnell. Die Kur, die ich Dir verschreibe, ist nicht schwer zu befolgen. Sie läßt sich in das eine Wort zusammenfassen Du mußt wegt von hier und Dich zerstreuen! Da, sieh zum Fenster hinaus! Wieder der sackgraue Himmel! Die langweiligen Häuser in schwermüthiger Farblosigkeit! Und wieder Schneeflocken! Dabei steht das Thermometer unter Null! Ein Gesunder kann dabei krank werden, aber ein Kranker nicht gesund. Pack Deine Siebensachen zusammen und fahre in einem Zuge durch bis an das Ufer des Mittelländischen Meeres! Geh nach der Riviera oder wohin Du sonst magst! Da leuchtet der blaue Himmel, da duften die Orangenblnthen, da erglänzt Alles in der herrlichen Pracht des goldigen Frühlings! Da sind fröhliche Manschen! Da wirst Du wieder aufleben und wieder fröhlich werden! Und keine Zeit versäumen, mein Junge! Ein schneller Entschluß! Umarme Deine junge Tante, gieb mir einen Kuß, pack Deine Sachen, und Gott behüte Dich! Den letzten Abend wirst Du wohl für Dich behalten wollen. Der beste Zug geht, glaube ich, in der Mittagsstunde. Uebermorgen telegraphirst Du uns aus Paris, daß Du Abends nach Nizza weiterfährst. Abgemacht! . . . Nun, Du sagst kein Wort? Was meinst Du zu meinem Vorschlage?“

Osterode mar auf Richards Bescheid sehr gespannt, und er sah ihn mit seinen durchdringenden klugen Augen fest an. In fieberhafter Erregung befand sich Ada. Sollte er es wirklich übers Herz bringen können, sie zu verlassen? Wenn er einstimmte, dann liebte er sie auch nicht, liebte sie wenigstens nicht so, wie sie geliebt sein wollte.

Richard mar im ersten Augenblick ganz betroffen. Sein Blick schweifte suchend von Ada auf Osterode und von Osterode auf Ada. Die widerspruchsvollsten Empfindungen durchstürmten ihn. Plötzlich machte er eine Bewegung, die, so unmerklich sie mar, doch von Ada sehr wohl beobachtet wurde. Und nachdem er tief aufgeathmet hatte, sagte er: „Du wirst wohl Recht haben, Onkel. Ich reise.“ „Bravo!“ jubelte Osterode und schloß Richard stürmisch in seine Anne. „Du weißt gar nicht. Junge, welche Freude mir Deine Antwort bereitet!“

Richard regte sich nicht. Er mußte die Liebkosungen des Onkels dulden, aber er mar nicht im Stande, sie zu erwidern.

„Du glaubst nicht," wiederholte Osterode, „wie Du mich beruhigst." Alles Blut in Ada mar dem Herzen zugeströmt. Sie mar fahl geworden, und ihre Lippen sahen beinahe violet aus. Sie sah unverwandt auf Richard, und mit aller Kraft der Selbstbeherrschung brachte sie in anscheinend ruhigem Tone die Worte hervor:

„Es ist sehr vernünftigt, was Du da thust. Du siehst ja, welche Freude Du Deinem Onkel machst."

„Jawohl!" rief Osterode jovial. „Er macht mir große Freude, der gute Junge! Und nun das Eisen schmieden, so lange es warm ist! Und keine langen Abschiedsscenen! Sie sind mir überhaupt verhaßt. Und am Ende würde Dich Dein vernünftiger Entschluß wieder gereuen. Ich jage Dich heute zum ersten Mal aus dem Hause. Mach, daß Du fortkommst! Pack Deine Sachen! Wegen Deiner amtlichen Verpflichtungen laß Dir keine grauen Haare wachsen. Das bringe ich Alles in Ordnung. Ich reiche morgen beim Präsidenten, den ich kenne, das von mir verfaßte ärztliche Attest persönlich ein und werde ihm schon Alles auseinandersetzen. Heute Abend und morgen früh hast Du noch vollauf Zeit, Alles zu erledigen, was zu erledigen ist. Und Du weißt. Du kannst unbedingt auf mich zählen. Darüber sprechen wir nicht, das ist selbstverständlich. Und nun keine Rührung! Lebe wohl, mein Junge, sei vergnügt, schreibe uns ab und zu, wenn Du gerade Lust dazu hast, und komm frisch und fröhlich aus Italien zurück — nicht zu früh. Knapper als vier bis sechs Wochen kann ich die Zeit Deiner Verbannung nicht bemessen."

«Ja, ja," sagte Richard, der sich wie in einem Halbrausche schwer und stumpf fühlte, „so wird es wohl am besten sein."

„So ist es am besten!"

„Und dann werde ich jetzt wohl gehen müssen."

„Gewiß mußt Du das!" rief Osterode mit gemüthlichem Lächeln. „Ich halte Dich nicht zurück, und Ada auch nicht."

Richard reichte seinem Onkel stumm die Hand. Osterode schloß ihn zärtlich an sich und sagte nun nichts mehr.

Ada, die wie zur Bildsäule erstarrt war, neigte ihren Kopf nach vorn. Als Richard ihre kalte Stirn init den Lippen berührte, schauerte sie zusammen. Auch ihr streckte er die Hand entgegen. Sie ergriff sie und preßte sie mit einer übernatürlichen Kraft so fest zusammen, daß ihre Nägel sich tief in das Fleisch seiner Hand einbohrten und blutrünstige Spuren hinterließen. Auch sie fand kein Wort des Abschieds mehr.

Und langsam und schweigsam verließ Richard das Zimmer.

Es war inzwischen dunkel geworden. Die Laternen auf der Straße wurden gerade angesteckt.

Osterode und Ada waren, ohne ein Wort miteinander zu wechseln, an die Fenster getreten und sahen Richard mit schweren und langsamen Schritten nach den Vorhof der kleinen Mauerthür gehen.

Als er die Hand auf die Klinke legte, wandte er sich noch einmal um. Er erkannte nn den beiden Fenstern seinen Oheim und seine Geliebte. Ohne eine Miene zu verziehen, lüftete er gleichgültig, geschäftsmäßig den Hut, als ob er wildfremde Leute begrüße.

An der Ecke nahm er eine Droschke und fuhr nach Hause.

>!

Langsam, bedächtig, schwerfällig traf er in feinem Zimmer die ersten Vorbereitungen zu seiner Abreise. Einen Stoß noch nicht erledigter Acten packte er zusammen, versiegelte sie und setzte die Adresse darauf. Er ordnete seine Bücher ein, die er mährend der letzten Wochen benutzt hatte, legte halbvollendete juristische Arbeiten in einer Mappe zusammen und sichtete seine privaten Papiere: quittirte Rechnungen, gleichgültige Briefe und dergleichen. Die meisten zerriß er und warf die Schnitzel in den Papierkorb. Er fühlte bei alledem eine große Mattigkeit und dachte an nichts Besonderes.

Nachdem er diese Angelegenheit fast mechanisch abgethan hatte, nahm er einen Bund niit kleinen Schlüsseln aus der Tasche und öffnete einen Kasten seines Schreibtisches.

Da lagen ihre Briefe! Es waren nur wenige, kaum ein halbes Dutzend, aber sie waren von überströmender Zärtlichkeit und leidenschaftlicher Liebe ganz erfüllt.

Er hatte zunächst die Absicht, diese stummen und doch so beredten Ankläger zu vernichten. Aber er konnte sich nicht von ihnen trennen. Langsam durchlas er die Briefe von der ersten Zeile bis zur letzten, und er vergegenwärtigte sich genau die Verhältnisse, unter denen sie geschrieben waren, die Stimmungen, in denen er sie empfangen, und die Antworten, die er gegeben hatte.

Er mar in tiefer Niedergeschlagenheit. Und als er aus demselben Kasten ein kleines Schächtelchen hervorholte, es öffnete und den auf Watte gebetteten unscheinbaren, geringmerthigen und für ihn doch unschätzbaren Ring mit einem blauen Steinchen erblickte, füllten sich seine Augen mit Thränen.

Es war ihr erstes und einziges Geschenk. Ihr Consimmtionsring, den ihr ihre Mutter geschenkt, den sie bis zum Tage, da sie ihn vom Finger zog, um ihn Richard zu geben, beständig getragen hatte. Für Richards Finger mar er viel zu minzig. Er hatte ihn bei Seite gelegt; aber es war kein Tag vergangen, ohne daß er einen Blick auf dieses einfache und rührende Zeichen ihrer Liebe geworfen hätte.

In derselben Schachtel lag auch das Bildchen von Adas Kopf, das er aus der Photographie ausgeschnitten hatte.

Lange, lange, lange Zeit betrachtete er unter dem hellen Lichte der Lampe den kleinen Ring und das Bildchen.

Er überlegte sich, wo er diesen und die Briefe Adas mährend seiner Reise so gut verbergen könne, daß sie auch vor der Möglichkeit einer zufälligen Entdeckung sichergestellt seien. Er schien noch zu keinem festen Entschlusse gekommen zu sein, denn er legte Alles sorgsam wieder in den Kasten, verschloß ihn und zog den Schlüssel ab.

Er erhob sich und ging im Zimmer auf und ab. Eine starke Erregung bemächtigte sich seiner. Jetzt erst schien er ungefähr zu verstehen, was sein Scheiden zu bedeuten habe. Die wirrsten Gedanken durchzogen sein Hirn, die abenteuerlichsten Vorsätze.

Er wollte das Unmögliche ermöglichen, das Wasser mit dem Feuer mischen. Er wollte unbedingt abreisen und unbedingt bleiben.

Er dachte daran, in einein entlegenen Winkel der großen Stadt irgendwo sich zu verbergen. Dort könne er sie sehen, wenigstens manchmal.

Aber es bleibt ja nichts verborgen! Es würde doch geschmatzt werden!

Und wenn es auch nicht durch der Leute Mund herumgetragen würde, so machte er es ja doch nur schlimmer, was er besser zu machen sich geschworen hatte! Er hatte ja erkannt, daß er das Schlimmste that; und sein Gemissen hatte ihm gesagt, daß ein Ende gemacht werden müsse, daß jeder Augenblick das sittliche Verbrechen, dessen er sich zu zeihen hatte, erschwere.

War er denn aller Scham vaar geworden? Wollte er denn wirklich das Böse zielbewußt und jetzt noch perfider als früher? Sollte er so dem Manne danken, der ihn liebte, der ihn eben noch mit einer Herzlichkeit und Vertraulichkeit, die Richard furchtbar gewesen waren, an seine Brust gedrückt hatte?

Er vergegenwärtigte sich den Ausdruck im Gesichte seines Oheims, die ruhige, echte, liebevolle Theilnahme, die aus dessen Augen gesprochen hatte. Er hörte dessen Stimme.

Nein, er durfte den Mann nicht länger täuschen! 'Er muhte offen mit ihm reden! Das Verbrechen mar geschehen, das mar nun einmal unabänderlich. Nun wohl, so wollte er wenigstens den Muth haben, es einzugestehen!

Aber unmöglich! Nicht ihn allein würde ja die Strafe treffen, nicht einmal hauptsächlich ihn!

Und nun sah er wieder Ada neben sich, und verzweifelnd preßte er seine Stirn in seine beiden Hände.

Plötzlich warf er Alles bei Seite, zog seinen Ueberrock an, setzte den Hut auf, löschte die Lampe und stürmte hinaus.

Das Gas auf der Treppe war schon gelöscht. Richard stolperte, siel einige Stufen herab und that sich empfindlich weh. Aber er achtete nicht darauf. Er tappte sich durch den dunklen Hausflur nach der Thür, schloß sie auf und vergaß sie wieder zu schließen.

Es mar zwischen elf und zwölf Uhr. Die Straßen waren wegen des abscheulichen Wetters fast menschenleer. In dichten Massen siel der Schnee unablässig herab. Das Gas schimmerte in trübem Roth durch die dichtbeschnittenen Scheiben der Laternen. Alles war in die dichte weiße Decke eingehüllt, die die Conturen abstumpfte und die Gegenstände in klumpenartigen Zusmmnenballungen erscheinen ließ.

Wie ein Trunkener taumelte Richard durch die dunklen Straßen, ohne ein besonderes Ziel, selbst nicht missend, wo er war.

In willkürlichem Zickzack, bald auf dem Bürgersteige, bald auf dein Fahrdamm, die niedrigen Schneehaufen durchwatend, über die hohen hinwegkletternd, nahm er seinen Weg. Die wenigen Vorübergehenden wandten den Blick nach ihm, den sie für einen Schiverbetrunkenen hielten, und die Nachtwächter und Schutzleute sahen ihm nach. Er selbst beachtele es nicht. Er fühlte nicht einmal, daß seine Füße und Beine bis zum Knie hinauf ganz durchnäßt waren. Von alledem hatte er nur ganz unbestimmte Vorstellungen. Zum Bewußtsein kam ihm nur Eines: ein schreckliches Unbehagen, eine fürchterliche Unruhe.

In einer der älteren und dunkleren Straßen wurde er angeredet. Es war ein armes, dummes, elendes Mädchen mit zerfranztem Kleid und modischem Hut, das ihm irgend etwas fagte. Er verstand es nicht. Nur die Worte: „Ich bin so arm" waren ihm vernehmlich.

Er gab dem Mädchen Geld. Sie blieb an seiner Seite. Sie sprach mit ihm. Es war ihm angenehm, eine menschliche Stimme zu hören. Was das Mädchen, das da im Schneesturm neben ihni herging, ihm Alles mittheilte, interessirte ihn nicht; aber «r fühlte etwas von Mitleid.

Sie schloß die Thür eines Hauses aufund schob ihn hinein. Sie zündete einen Stumpf Licht, den sie aus der Tasche holte, an und schritt über die ausgetretenen krachenden Stufen einer alten schmalen Treppe voran. Er tappte hinterdrein. Das Haus kam ihm bekannt vor. Er mußte nicht, wo er es schon gesehen hatte.

Im vierten Stock öffnete das Madchen eine Thür. Richard trat in ein enges einsenstriges Zimmer, in dem eine fürchterliche Temperatur herrschte. Es roch stark nach dem Blak der Petroleumlampe. Die Einrichtung war von schauerhafter Dürftigkeit. Das Mädchen merkte, daß es mit ihrem Begleiter nicht richtig war. Es mar ein gutmüthiges Geschöpf, und sie fühlte Mtleid mit ihm. Sie rieth ihm einige probate Hausmittel.

„Trinken Sie ein paar Glas starken Grogk, dann werden Sie warm, legen sich zu Bett, und morgen ist Alles vorüber. Ich kenne das'. Sie sind ja ganz durchnäßt!"

Richard antwortete nichts. Er sah auf ihre vom Frost bläulich gerötheten, aufgesprungenen Finger. Er schüttelte sich, erhob sich schnell von dem Stuhl, aus den er sich beini Eintreten hatte fallen lassen, und blickte mit verwunderten Augen um sich. Er schritt auf die Thür zu und wollte sie öffnen. Das gutmüthige Mädchen sagte:

„Warten Sie nur! Sie finden ja gar nicht! Ich bringe Sie schon wieder hinunter."

Mit schweren Schritten, unter denen die Stufen der altersschwachen Treppe wiederum keuchten, schleppte sich Richard mühsam hinab. Er fühlte sich ganz zerschlagen und so matt, daß er auf den einzelnen Treppenabsätzen stehen bleiben mußte, um wieder zu Kräften zu kommen.

Er schämte sich seiner Schwäche und suchte nach irgend einem Vorwand, um das Stehenbleiben zu begründen. Er las die Schilder an den Thören. Das Mädchen leuchtete.

Im ersten Stock las er eine Visitenkarte, die mit vier Reißnägeln am Pfosten befestigt mar: Dr. med. Johannes Schlemm.

Jetzt wurde ihm klar, weshalb ihm das Haus so bekannt vorgekommen mar.

Als sie unten im Hausflur angekommen waren, wurde an der Thür von außen geschlossen. Das Mädchen zerrte Richard nach hinten und drückte ihn in die Ecke an der Hofthür, die durch die Treppe verdeckt wurde. Richard ließ es ruhig geschehen. Sie selbst stellte sich davor und blies das Licht aus. Die Hausthür wurde geöffnet und geschlossen, und unter den schweren Schritten des Hausbewohners keuchten die Stufen noch stärker. Dieser blieb im ersten Stock stehen und öffnete die Flurthür. Dabei räusperte er sich. Richard erkannte Dr. Schlemm.

Wenige Minuten darauf roar er wieder im Freien. Das Mädchen verabschiedete sich freundlich von ihm.

„Besuchen Sie mich bald einmal wieder!" sagte sie und setzte ihre traurige Wanderung durch den Graus der schneeigen Nacht sort.

Richard mußte nun, daß er in der Zimmerstraße war. Und jetzt hatte er ein festes Ziel im Auge, auf das er in unregelmäßigem Schritt, bald mit vorgestrecktem Oberkörper trabend, bald sich langsam dahinschlevpend,

zusteuerte. Er gesticulirte lebhaft und sprach auch manchmal. In noch erhöhtem Maße als vorher erregte er die Aufmerksamkeit der zum Glück nur sehr wenigen Vorübergehenden.

Das Wetter mar immer ungeberdiger geworden, und jetzt hatte sich ein wahrer Schneesturm entfesselt.

Als er über die Weidendammer Brücke trollte, sich beständig mit einer Hand am Geländer stützend und weiterschiebend, wurde ihm der Hut vom Kopfe geweht. Die Kälte war ihm angenehm! denn seine Stirn brannte, während seine Füße ganz erstarrt waren.

Und nun stand er wieder vor der niedrigen Mauer, und nun überlegte er sich, was er jetzt wohl zu thun habe. Er trat auf die andere Seite der Straße, von der aus die Fenster des Osterode'schen Hauses zu sehen waren. Alles mar dunkel. Er glaubte an ein Wunder. Vielleicht kommt sie doch!

Er starrte unablässig hinüber, von Zeit zu Zeit die Schneeflocken ans den Haaren streichend und dann die feuchte kalte Hand an die brennende Stirn drückend.

Und jetzt sah er, wie die Thür sich öffnete. Das Herz klopfte ihm mächtig. Er riß die Augen weit auf, und er sah nichts mehr. Die Thür blieb verschlossen.

Und immer dichter und gewaltsamer fiel der Schnee herab. Richard schlug die Zähne zusammen. Der eisige Frost durchschüttelte ihn. Er empfand eine tödtliche Mattigkeit. Er fühlte, wie er hier zusammenbrechen würde, wenn er sich nicht zu einem letzten Entschlüsse aufraffe. Und mit der äußersten Anspannung seiner Kräfte schleppte er sich bis zum nächsten Droschkenhalteplatz weiter.

Der Kutscher, der in seinem Mantel eingeschneit und eingefroren vor sich hindämmerte, sah den Fahrgast, der ihn aus dem Halbschlafe aufgeschreckt hatte, mit mißtrauischen Blicken an. Er hielt ihn für unzuverlässig und verlangte vorherige Zahlung. Richard gab ihm Geld, viel zu viel. Der Kutscher wollte ihm herausgeben; Richard schüttelte den Kopf. Er gab seine Adresse an und ließ sich auf das harte schmutzige Polster fallen. Das Pferd zog an.

Richard machte übermenschliche Anstrengungen, um sich mach zu erhalten. Aber der Schlaf, der ihm nicht freundlich nahte, überrumpelte ihn wie ein brutaler Gegner. In einem Halbdusel verschwamm Alles. Das Stoßen während der langsamen Fahrt, das Knirschen des Schnees unter den Rädern, das melancholische Gebimmel der Schellen, die am Geschirr angebracht waren — all diese Eindrücke der Aeüßerlichkeit wirkten auf die Vorstellungen seines überreizten und kranken Gehirns bestimmend ein. Er suhlte sich gemartert, und es war ihm, als ob die Kirchenglocken dazu läuteten.

Der Wagen hielt schon einige Minuten vor der Thür. Der Insasse rührte und regte sich nicht. Nach vergeblichem Zuruf des Kutschers entschloß sich dieser endlich, von seinem Bock herunterzuklettern. Er riß die Thür auf. Richard hörte ihn nicht. Der Kutscher hielt seinen Fahrgast für schwer betrunken. Er rüttelte ihn auf und hob ihn nicht eben sanft aus dem Wagen heraus. Richard wollte wiederum zahlen.

„Sie haben mich schon bezahlt," sagte der Kutscher, „und sehr gut. Geben Sie mir Ihren Schlüssel, ich will Sie hinaufbringen."

Richard lehnte die Unterstützung ab.

Alles, was er nun vornahm, was überhaupt mit ihm vorging, war ihm vollkommen unklar.

Er war in seinein Zimmer. Er versuchte Licht zu machen. Er fand die Streichhölzer. Sie versagten. Er riß verschiedene Schachteln von Wachsbernern auf. Er erinnerte sich genau, wo seine Zündhölzer immer standen. Aber sie wollten heut nicht brennen. Endlich gelang es ihm doch, Licht zu machen.

Seine Kehle war ganz trocken. Er fühlte einen verzehrenden Durst. Er füllte ein großes Glas mit Wasser. Als er die Karaffe auf den Tisch stellen wollte, konnte er die Entfernung nicht mehr bemessen. Die Karaffe fiel zu Boden, zerbrach, und das Wasser ergoß sich über den kleinen Teppich, auf dem die Streichhölzer und Wachsburner zerstreut lagen.

Er bemerkte das Alles nicht, stürzte das Wasser in einem Zuge hinunter und schleppte sich in sein Schlafzimmer. Da entkleidete er sich. Am meisten Mühe verursachte es ihm, sich der völlig durchnäßten Fußbekleidung zu entledigen. Aber es gelang ihm schließlich doch. Damit waren auch seine Kräfte erschöpft. Er wurde von starken! Schüttelfrost befallen. Er schlug die klappernden Zähne auf einander und bebte am ganzen Körper.

Er lag vor seinem Bett, den Kopf auf die Matratze gestützt.

Endlich raffte er sich wieder auf und nahm sehr vorsichtig das Licht. Er tappte in das Nebenzimmer. Er hatte irgend einen ganz bestimmten Gedanken gehabt. Aber nun, da er mit dem Leuchter- in der Hand in der Mitte des Zimmers stand, war ihm dieser Gedanke wieder entfallen.

Er durchsuchte alle Ecken; er hoffte, es würde ihm wieder einfallen. Die Nässe des Bodens, die er an den nackten Sohlen plötzlich spürte, rüttelte ihn wieder auf. Er sah da Scherben und Streichhölzer. Er legte sich nun auch ungefähr Rechenschaft ab, woher das Alles kam.

Nord und Süd.
XIIX, 147, 20

Er suchte weiter. Auf einmal durchwärmte ihn ein sonniges Gefühl der Freude. Jetzt wußte er, was er fuchte! Er wollte die Schlüssel aus der Tasche seines Beinkleides holen! Das war es!

Aber diese mundervolle Genugthuung gewährte ihm nur einen kurzen Augenblick wohliger Empfindung. Er spürte jetzt einen furchtbaren Druck auf den Kopf. Es war ihm, als ob sein Schädel mit eisernen Schrauben zusammengepreßt würde.

Da hatte er den Schlüssel. Und jetzt saß er vor dem Schreibtisch, und er hatte den Schlüssel in den Kasten gesteckt. Und nun starrte er auf den Hals des Schlüssels, auf dem der Reflex des flackernden Lichtes zitterte, und er wußte nicht, was er mit dem Schlüssel anfangen sollte. Eine siedende Hitze glühte auf seinen Wangen.

Ganz entmuthigt, seine Ohnmacht belächelnd, seufzte er: „Es geht nicht! Jetzt nicht. Morgen. Zu Bett!"

Mühselig, Alles, was sich ihn? irgend darbot, als Stütze benutzend, schleifte er sich in das dunkle Nebenzimmer und streckte sich auf seinem Bette aus. Durch die offene Thür sah er mit halbgeöffnetein Auge den Schreibtisch stehen, auf dem das Licht brannte, und er sah das Glitzern des Widerscheins an dem Schlüssel im Kasten. Dann sielen seine Lider zu, und ein bleierner Schlaf übersiel ihn.

Wilde Träume ließen ihn nicht zur Ruhe kommen. In ganz kurzen Zwischenräumen schreckte er beständig auf, und er glaubte inzwischen Stunden verbracht zu haben. Und immer verfolgte ihn Eines, immer dasselbe: der Schlüssel machte ihm Pein!

Er warf sich unruhig hin und her. Es mußten wohl Tage vergangen sein! Aber merkwürdig! wenn er aufblickte, sah er noch immer das Licht. Es war noch nicht niedergebrannt.

Wer erneuerte denn diese Lichte?

Aus halbgeschlossenen Lidern starrte er in die Flamme. Wie verlangend streckte er die Hand nach der Richtung aus, in der der Schlüssel glitzerte. Er mußte ihn haben! Er wollte sich aufrichten, aber er taumelte zurück.

Und nun sah er merkwürdige Feuerräder in blauer, hellgrüner und schwefelgelber Färbung, die sich fortwährend drehten, die ihm widerwärtig waren, die er durchaus löschen wollte.

Was hatte er hier zu suchen, am Eingang eines langen langen Ganges? Der war halb hell, von unendlicher Länge, und ganz hinten glänzte eine kleine Lichtkugel.

„Das sind doch wieder die Feuerräder!" sagte er sich. „Die verstellen sich nur!"

Er wollte zurückweichen, aber die Lichtkugel kam immer näher, und uun konnte er ihr nicht mehr ausweichen. Er klebte fest am Boden, und die Kugel kam näher und näher. Und jetzt drehte sie sich und zerplatzte. Und da waren es wieder die tückischen Feuerräder, und diese schössen dann wieder zusammen und bildeten eine fürchterliche Spirale.

O dieser unerträgliche Schmerz! Die Spirale dringt ihm mitten in's Auge ... und noch tiefer.

Er keucht. Der Angstschweiß steht ihm auf der Stirn. Wie nach Luft japsend richtet er sich auf, und jetzt ist er mach.

Aber was will denn der grinsende Kutscher, der die Hand hinhält? Ich habe ihn doch bezahlt! . . . Entschuldigen Sie! Man kann hier so schlecht sehen. Es ist ja das Mädchen mit den aufgesprungenen Händen und den: hohen Hut! . . . Auch sie nicht? . . . Ah, Dr. Schlemmt. . . Sie wohnen in einem netten Hause, das muß ich sagen! . . . Und weshalb bimmeln Sie denn immer? . . .

Und er sah all diese Gestalten und sah, wie sie sich verunstalteten, wie sie sich verzerrten, wie sie viel größer und länger wurden, in's Schräge, als mären sie aus Gummi, als wären es Schattenspiele in einer schlechtgestellten Icterus magioa.

Und nun wirbeln sie. in einem schauerlichen Ningeltanze um ihn herum, und es ist immer dieselbe Bewegung des sich Näherns aus der Feme bis zu einer erstickenden Nähe und des Zerflatterns in eine unbekannte Weite. Und immer halten sie den Schlüssel, der in all die teuflischen Gaukeleien des Fiebers hineinspukt.

So verging eine unbestimmbare Zeit, bis die völlige Bewußtlosigkeit die entsetzlichen Qualen des Halbbewußtseins ablöste.

Frau Böhmer saß in ihrer säubern kleinen Küche und blickte miederholt auf die Schwarzwälder Uhr, die schon ein Viertel auf zwölf wies. Sie konnte gar nicht begreifen, daß der Herr Assessor — wie sie ihren Miether Herrn Willem mit vorgreifender Höflichkeit nannte — noch immer nichts von sich hatte hören lassen. Sie hatte wie gewöhnlich den Morgenkaffee für halb neun hergerichtet. Sie hatte die Kanne auf den heißen Heerd gestellt, der Kaffee mar verbrodelt, und seufzend hatte sie ihn schließlich selbst ausgetrunken und um halb elf neuen gekocht. Nun wartete sie wiederum schon seit nahezu einer Stunde und wartete vergeblich.

Jetzt wurde die Thür aufgerissen, und ihr einziger Sohn Gottfried, ein aufgeweckter dreizehnjähriger Junge, trat mit der Schulmappe unter dem Arm geräuschvoll in die Küche ein.

„Nicht so laut!" rief ihm die Mutter entgegen. „Der Herr Assessor schläft noch."

Gottfried war sehr verwundert. „So lange kann man doch gar nicht schlafen! Der Herr Assessor wird wohl krank sein." „Meinst Du?"

Frau Böhmer, die zur Klugheit ihres Kindes das größte Vertrauen hatte, wurde nun ganz besorgt.

„Ich will einmal leise anklopfen."

Sie trat an die Thür, die zu dem Vorderzimmer führte, und klopfte leise. Keine Antwort. Sie klopfte stärker. Alles blieb still. Der neugierige Gottfried mar auch auf den Corridor der Wohnung getreten und stand in einiger Entfernung hinter feiner Mutter. Sie wandte sich zu ihm um und nickte ihm init bekümmertem Blick zu, als wolle sie sagen: Du hast Recht gehabt, mein Junge. Sie klopfte noch einmal, und als auch darauf keine- Antwort kam, drückte sie vorsichtig die Klinke herab und öffnete die Thür zur Hälfte.

Nun erkannte sie sogleich, daß etwas Ungewöhnliches vorgefallen sein mußte. Neben dem Tisch lagen am Boden die Scherben der zerbrochenen Karaffe. Die feuchten Flecke auf dem Teppich, die zerstreuten Zündhölzer. Alles das bestätigte ihre unheimlichen Vermuthungen.

Langsam und vorsichtig trat sie ein. Sie sah den Leuchter auf dem Schreibtisch. Das Licht mar völlig ausgebrannt. Die Thür zum Schlafzimmer stand offen. Sie klopfte wiederum und horchte auf. Sie hörte schnell athmen, aber es kam keine Antwort. Nun trat sie entschlossen ein. Da erschrak sie heftig. Auf dem zerwühlten Bett lag Richard mit hochgerötheteni Gesicht, die Augen geschlossen, mit hastigem, stöhnenden! Athem.

„Herr Assessor!" sagte sie mit halblauter Stimme. „Herr Assessor!" wiederholte sie nach einer Weile ebenso sanft. „Fehlt Ihnen etwas, Herr Assessor?"

Der Kranke gab kein Zeichen der Theilnahine. Frau Böhiner faltete die Hände über ihrer weißen Schürze und schüttelte den Kopf. Sie holte vom Zimmer nebenan die Tischglocke und stellte sie auf den Nachttisch an sichtbarster Stelle, so daß der Kranke, wenn er die Augen aufschlug, die Glocke sogleich erblicken mußte. Sie ließ die Thür zum Nebenzimmer offen und lehnte die Thür nach dem Corridor nur an.

„Gottfried," sagte sie, als sie in die Küche zurückgekehrt war, „nimm Deine Mütze und lauf, was Du kannst — Du weißt, zum Onkel des Herrn Assessors, dein Professor, der ist Arzt. Und sage ihm, der Herr Assessor sei krank. Ich werde inzwischen Kamillentheee kochen. Mach schnell, mein Junge!"

Gottfried mar Osterodes Haus sehr wohlbekannt. Er hatte schon verschiedenem«! Bestellungen an Ada und auch an Osterode ausgerichtet. In einer knappen halben Stunde war er an Ort und Stelle.

Er wollte gerade den eisernen Klingelzug ziehen, als die kleine Thür geöffnet wurde, und der Professor, der sich zur Sprechstunde nach seiner Anstalt begeben wollte, heraustrat.

„Guten Tag, Herr Professor! Meine Mutter schickt mich — die Wirthin des Herrn Assessor Willern — , und er wäre krank, und Sie möchten doch gleich kommen."

Osterode fuhr auf.

„So so! Gut also! Warte einen Augenblick, ich nehme Dich mit."

Er kehrte schnell über den Vorhof zum Laboratorium zurück und rief Dr. Schlemm, der dort arbeitete, zu:

„Ich werde eben in einer dringlichen Sache abgerufen. Wollen Sie die Güte haben, lieber Doctor. nach der Anstalt zu gehen und zu melden, daß man auf mich nicht zählen möge, und daß ich die Herren Assistenzärzte bitten lasse, mich zu vertreten? Besten Dank! Auf Wiedersehen!"

Er hatte die Thür geschlossen, den Vorhof wiederum schnell überschritten und ging nun hastig dem Droschkenhalteplatz an der Ecke zu, während Gottfried neben ihm her trippelte.

„Was fehlt denn meinem Neffen?" fragte Osterode.

„Ich weiß es nicht, Herr Professor. Er hat keinen Kaffee getrunken und liegt im Bett."

„So fo! Na, wir werden ja sehen."

Während der Fahrt unterhielt sich Osterode gemüthlich mit dem Jungen. Er ließ sich von der Schule erzählen und hatte seine Freude an den Antworten des klugen und natürlichen Burschen.

Frau Böhmer, die während der ganzen Zeit auf jedes Geräusch aufmerksam gespäht hatte, hörte die Droschke halten und öffnete die Thür. Sie erstattete kurzen Bericht. Osterode nickte und trat ein. Er bedeutete Frau Böhmer, ihn mit dem Kranken allein zu lassen.

Als er Richard vor sich sah, nahm sein Gesicht einen tiefernsten und traurigen Ausdruck an. Er streifte die Decke ab, horchte an der Brust, fühlte mit dem Handrücken die glühende Hitze und untersuchte den Puls. Dann führte er das Thermometer in die Armhöhle ein und blieb nun eine Weile in Betrübniß und Nachdenklichkeit auf dem Bette neben dem Kranken sitzen. Er ließ keinen Blick von ihm. Als er endlich von der Scala abgelesen hatte, daß das Fieber um diese noch günstige Tageszeit schon die beängstigende Höhe von über vierzig Grad erreicht hatte, erschrak er sehr heftig. Nun rief er Frau Böhmer und sagte ihr:

„Ich werde Ihnen gleich einen guten Wärter schicken, einen zuverlässigen Mann, der Bescheid weiß. Thun Sie Alles, was der Mann verlangt. Herr Willem ist sehr schwer erkrankt. Er hat ein starkes Fieber. Es ist kaum anzunehmen, daß die Krankheit von einem Tage zum andern so bedenklich geworden sein kann. Haben Sie in den letzten Tagen nichts Besonderes an Herrn Willern bemerkt?"

„Doch, Herr Professor, er hat mir gar nicht gefallen. Er mar immer fo verstimmt, und er fühlte sich so matt. Er klagte auch über Kopfschmerz. Und dann hat er fast gar nichts hier gegessen, sein Frühstück habe ich immer wieder so herausgetragen, wie ich es gebracht hatte. Er trank nur den Kaffee. Und gestern hat er sehr starkes Nasenbluten gehabt. Ich sagte ihm schon: ‚Sie sollten doch mit dem Herrn Professor sprechen/ sagte ich ihm. Wenn der Mensch gar nichts ißt, dann kommt er doch herunter."

„Seit wie lange haben Sie denn die Appetitlosigkeit bemerkt?"

„Ach, schon seit fünf, sechs Tagen ... und auch schon früher!"

„So, so! Nun, sorgen Sie dafür, daß die Fenster in dieser Stube offen bleiben. Sie können dafür ein bischen mehr einheizen. Aber das Zimmer darf nicht über dreizehn bis vierzehn Grad haben, und es muß immer frische Luft sein, das ist die Hauptsache. Ich schicke Ihnen gleich den Wärter und komme im Laufe des Nachmittags wieder. Das Bett muß frisch überzogen werden."

„Aber Herr Professor, es ist erst vorgestern . . ."

„Das ist ganz gleichgültig, es muß frisch überzogen werden! Und auch der Kranke muß umgekleidet werden!"

„Ich habe Kamillenthee gekocht. Dürfte ich dem Herrn Assessor nicht ein Täßchen geben?"

„Nein. Thun Sie lediglich das, was ich Ihnen sage. Herr Willern soll nichts bekommen, gar nichts, bis ich wiederkomme. Er wird übrigens auch nichts verlangen."

Frau Böhmer, die auf den: Standpunkte stand, daß der Mensch vor allen Dingen zu Kräften kommen müsse, wollte das gar nicht einleuchten. Aber sie beschied sich. Nachdem der Professor sie verlassen hatte, brachte sie das kleine Zimmer in Ordnung, zündete das Ofenfeuer an und öffnete die Fenster.

Eine Stunde später erschien Herr Reck, der zuverlässigste und tüchtigste Wärter der Osterode'schen Anstalt, der, unterstützt von Frau Böhmer, mit sachgemäßer Nuhe und Sicherheit den Kranken umkleidete und frisch bettete. Richard schien kein oder doch nur ein sehr geringes Bewußtsein der Vorgänge zu haben. Manchmal hob er auf einen Augenblick die Lider, um sie sogleich wieder zu schließen. Mitunter machte er auch eine Bewegung mit den Händen, zog die Kniee an; aber gleich darauf versank er wieder in einen Zustand schmerer Trägheit und Unbemeglichkeit.

In den Nachmittagsstunden war Osterode wiedergekommen. Er constatirte, daß die Fieberhitze noch gestiegen mar, und die letzte Messung am Abend zeigte die grausige Höhe von sast einundvierzig Grad. Osterode blieb bis lange nach Mitternacht bei dem Kranken. Er hatte seine Frau im Laufe des Tages nicht gesehen . . .

Ada saß in verzweifelter Stimmung daheim. Daß Richard so von ihr hatte scheiden können, ohne auch nur ein Wort des Abschiedsgrußes an sie zu senden — es mar ihr unbegreiflich! Sie war irre an ihm geworden, irre an sich selbst. Also so egoistisch, so schnöde undankbar konnte der Mensch sein — es war ihr bis zu dieser Stunde undenkbar erschienen! Der Onkel hatte befohlen, und der Nesse hatte gehorcht, und damit war es abgethan. Was aus ihr werden würde, darum hatte sich Richard nicht weiter gekümmert. Er hatte vielleicht eine Scene der Rührung, der Verzweiflung befürchtet, die ihn an seinein vernünftigen Entschlüsse irre machen könnte; er mar dieser Scene aus dem Wege gegangen und hatte es über's Herz bringen können, das Band, das sich, wie sie geglaubt, unlösbar zwischen ihnen geknüpft hatte, leichter Hand zu zerreißen, ohne auch nur einen Laut des Schmerzes von sich zu geben, ja ohne ein heimliches Seufzen des Bedauerns. Denn daß diese Trennung auf unbestimmte Zeit für sie eine Trennung auf die Dauer mar, das fühlte sie. Und auch er hatte das sehr wohl gefühlt. Wenn sie daran noch hätte zweifeln können, so würde ihr sein grausames, ja brutales Schweigen jede Selbsttäuschung unmöglich gemacht haben.

In ihre völlige Niedergeschlagenheit mischte sich ein Gefühl äußerster Bitterkeit. Zu dieser Stunde rollte er wohl dem lachenden Süden entgegen, und seine lebensfrohe jugendliche Selbstsucht rieth ihm gleißnerisch, nicht zurückzublicken auf all das Winterliche, Stürmische, Traurige, das er verlassen hatte, nur vorwärts zu schauen auf das sonnige Ermachendes neuen Frühlings.

Ach, für sie gab es keinen Frühling mehr!

Sie war wieder allein, wie sie vordem allein gewesen mar! Und jetzt erst wußte sie. wie vereinsamt, wie öde, wie unsagbar traurig ihr Dasein gewesen mar, wie trostlos es nun wieder werden mußte. Wiederum war sie zurückgestoßen in das ereignißlose, einförmige Grau, in das Nichts. Und jetzt erst, da sie das Glück gekannt hatte, fühlte sie, wie wahrhaft unglücklich sie war. Auf's Neue sollte sie sich einkern in diese fürchterliche Langweile und Oede, allein mit dem Manne, von dein sie sich völlig abgemandt hatte, der ihr geradezu verächtlich geworden war — verächtlich in seinen Unterlassungen und in seinen Handlungen, dessen Vertrauen sie sogar mißachtete! Schlimmer als allein und verzehrt von dem glühenden Verlangen nach dem Unerreichbaren! Sie mar völlig gebrochen, und in ihrer Hoffnungsleere schimmerte ihr nur eine Erlösung: das Ende! So konnte sie nicht weiter leben, so nicht!

Mit grausamer Langsamkeit schlich eine Stunde nach der andern dahin. Kein Wort von ihm! Kein Wort.

Ein Glück, daß der Andere sie nicht störte, daß ihr heiliger Schmerz nicht durch unbewußte Rohheit und nicht durch den Zwang eines jämmerlichen Komödienspiels entweiht wurde!

Den ganzen Tag über saß sie in ihrem Zimmer am Fenster, startete auf den verschneiten Garten, dachte nicht an Speise und Trank und meinte unablässig.

Osterode, der am andern Morgen nur einen beunruhigend geringfügigen Rückgang der Abendtemperatur constatirt und der vom Wärter gehört hatte, daß der Kranke in der vergangenen Nacht sehr unruhig gewesen sei und sehr viel in abgebrochenen unzusammenhängenden Sätzen gesprochen habe. fürchtete für den Verlauf des heutigen Tages das Schlimmste. Er mar so verstört, daß er den erstarrend traurigen Ausdruck in Adas verhärnuten Zügen gar nicht bemerkte.

Schweigsam saßen die Ehegatten bei der Mahlzeit einander gegenüber.

Endlich sagte Ada, und wiederum in jenem leisen Tone, in dem sie früher in diesen Räumen beständig gesprochen hatte:

„Hast Du keine Nachrichten von Richard? Er hatte uns doch versprochen zu telegraphiren."

Osterode antwortete nicht sogleich. Nach kurzem Besinnen sagte er:

„Ich habe eben eine Depesche bekommen. Er ist wohlbehalten in Paris eingetroffen und läßt Dich grüßen." /

„Danke!" erwiderte Ada.

Weiter wurde kein Wort bei Tisch gewechselt.

Ada war empört. An ihn hatte er telegraphirt! Ein flüchtiger Grus; für sie, das war Alles, wozu er sich hatte aufraffen können! Correcter und deutlicher zugleich hatte ihr der Bruch nicht notificirt werden können. Nur schade, daß gar so wenig Herzlichkeit dabei war. Auch in ihm hatte sie sich getäuscht! In ihn:, dem Einzigen, dem sie Alles gegeben, dem bis vor kaum achtundvierzig Stunden Alles gehört hatte — ihr Vertrauen und alles Andere!

Nun wohl, auch das sollte ertragen werden! Hoffentlich auf nicht zu lange Zeit!

Osterode begab sich unmittelbar nach Tisch in Richards Wohnung. Der Wärter Reck, der, als er den Professor in der Thür der Schlafstube erblickte, sich von seinem Sitze erhob, gab diesem ein Zeichen, nicht näher zu treten. Auf den Fußspitzen kam er leise in's Nebenzimmer und lehnte die Thür an.

Die Beiden traten an das entferntere Fenster.

Im Flüsterton sagte Neck:

„Er ist eben ein bischen eingeschlafen, Herr Professor. Wir wollen ihn nicht stören. Es steht sehr schlimm um ihn." „Wieviel Grad?" fragte Osterode.

„Ich habe ineinen Augen nicht getraut, Herr Professor, lieber einundvierzig."

Der Professor schlug die Hände zusammen.

„Und er ist sehr unruhig," fuhr der Wärter fort. „Er spricht immer von einem Schlüssel, von Briefen. Er will aus dem Bett heraus. Und er ist so schwach, daß er sich kaum aufrichten kann. Herr Professor, wir werden ihn heute kaum noch durchbringen."

Osterode schwieg. Er ließ sich auf den Stuhl neben dem offenen Fenster nieder, beugte sich nach vorn, und die beiden Unterarme auf die Schenkel stützend, faltete er die Hände. Mit festgeschlossenen Lippen blickte er starr auf den Boden.

Der Wärter hatte sich wieder ganz leise der angelehnten Thür zum Krankenzimmer genähert und horchte.

Da hörte man von innen lallen und sprechen.

Der Wärter trat behutsam ein. Osterode erhob sich und folgte ihm.

Richard öffnete die Augen ein wenig. Er war verwundert, eine zweite männliche Gestalt zu sehen. Er lächelte. Er schien sie zu erkennen. Während er die Augen wieder schloß, furchte er jedoch die Stirn und sagte unwirsch:

„Weg mit dem Andern! Du sollst bleiben!"

Osterode trat nun an's Bett und ergriff die glühende trockene Hand des Kranken, der jetzt wiederum lächelte und wiedemm die Augen ein wenig öffnete.

„Ja, Du sollst bleiben! Weg der Andere!"

Osterode gab dem Wärter einen Wink, und dieser begab sich darauf in das Zimmer nebenan.

Richard versank abermals in einen kurzen schweren Schlaf. Osterode ließ keinen Blick von ihm. Plötzlich fuhr Richard mit einem Ruck auf und öffnete ganz weit die Augen.

„Johannes, ich muß die Briefe haben!" rief er.

„Lege Dich ruhig hin, Itichard! Beruhige Dich, mein Junge! Ich bin es, Onkel Osterode! Nicht Johannes Schlemm! Und ich bleibe nun bei Dir, bis Du wieder ganz gesund bist. Beruhige Dich nur, mein Junge! Lege Dich ruhig hin."

„Nein!" keuchte Richard, „Der Onkel darf nichts wissen! Ich muß die Briefe haben! Und den Ring! Alles in den Tegeler See, damit es der Onkel nicht erfährt! Gieb mir die Briefe!"

„Sprich nicht mehr, mein Junge! Sei ruhig!"

„Da in dem Kasten steckt der Schlüssel. Hol' mir die Briefe!"

„Ich werde sie Dir gleich holen. Aber beruhige Dich nur erst."

Richard schloß die Augen und sagte weinerlich:

„Ach Du bist's, Onkel! Du kannst es mir nie vergeben!"

Er siel wieder aus das Kissen zurück.

„Sei nur ganz still, ich vergebe Dir Alles."

„Nein!" schrie jetzt Richard lebhaft. „Du kannst mir nicht vergeben! Du darfst es auch nicht erfahren! Sage Ada nichts. Die arme Ada! Ich allein bin der Schuldige! ... Du bist nie gut zu mir gewesen, Johannes. Aber thu mir's zu Liebe! Gieb mir die Briefe! Da aus dem Kasten mit dem Schlüssel! Der Onkel darf's nicht erfahren."

Osterode, der bisher dem Zustande des Kranken seine vollkommene Theilnahme zugewandt hatte, mar während der letzten Worte, die Richard sprach, etwas nachdenklich geworden.

„Rege Dich nur nicht auf! Bleib ruhig liegen!"

Jetzt schnellte Richard wieder ans und schrie hoch und hohl:

„Ihr seid Alle Verräther! Ihr wollt die Briese dem Onkel geben, damit er Ada tödtet! Ich bin der Schuldige! Ich hole mir die Briefe!" Und er machte den Versuch, aus dem Bett zu svingen.

Mit liebevoller Vorsicht vereitelte Osterode das mahnsinnige Beginnen.

„Ihr scheid Alle Schurken!" schrie Richard, müthend über seine Ohnmacht. „Und Du bist immer ein Schurke gewesen, Johannes! Ja, Du, Schurke! Du bist der Einzige, der es gemußt hat! Der Onkel hat nichts geahnt, und nun sagst Du es ihm und giebst ihm die Briefe!"

Osterode hatte sich bisher lediglich um die Thatsache der Fieberphantasie gekümmert und den Inhalt der Worte kaum beachtet. Tie Beharrlichkeit aber, mit der der Fiebernde auf die Briefe, auf Ada und den Onkel zurückkam, verursachte ihm ein immer wachsendes Unbehagen, das sich endlich sogar zu einer starken Beunruhigung steigerte. Es legte sich ihni eiskalt um's Herz, und er blies die Nasenflügel aus.

Richard war seit einigen Minuten wieder in den Zustand apathischer Regungslosigkeit versallen.

Osterode betrachtete ihn, und während dieser Beobachtung nahm sein Gesicht einen schwer sorgenvollen, ja unheimlich finstern Ausdruck an. Nach einiger Zeit verrieth das Zittern der Augenlider und das Zucken um den Mund des Kranken, daß diesem das quälende Halbbemußtsein niederkehrte. Er warf sich auf seinem Lager herum und murmelte:

„Ada muß fliehen! Ich bleibe! Ich sage dem Onkel, daß mir uns lieben! Ich selbst! Nicht Ihr Schurken! Du nicht, Johannes! Und ich hole die Briefe!"

Er schnellte wieder auf. Osterode drückte ihn behutsam und schonend aus das Lager zurück und deckte ihn zu.

„Onkel? Du bist's? Woher kommst Du denn?" fragte Richard höchlich erstaunt. „Du willst es selbst wissen? Ich sage es Dir auch. Gieb mir nur erst die Briefe und den Ring! Das ist ein rührender Ring! Ten laß mir! Ter Schurke Johannes unterschlägt ihn sonst! Gieb mir die Briefe, da aus dein Kasten im Schreibtisch! Der Schlüssel steckt. Hätte ich ihn nur abgezogen!"

Er schluchzte, und während die Thränen über seine Wangen rollten, schlief er wieder ein.

Osterode sah die Thränen rinnen, und eine furchtbare Angst überfiel ihn. Jener entsetzliche Gedanke, der sich seit einigen Augenblicken in ihm regte, bemächtigte sich seiner und machte ihn erbeben. Er selbst war seiner Sinne in diesem Augenblicke kaum mächtig. Mit zitternder Hand füllte er ein Glas mit Wasser und stürzte es herunter. Der Angstschweiß staiw ihm auf der Stirn.

Da schlug der Kranke die Augen wiederum auf. Jetzt erkannte er den Oheim und schien nun zu verstehen, was das zu bedeuten habe. Mit durchdringender Stimme stieß er einen kreischenden Schrei aus, der Osterode durch Mark und Bein ging. Auch Neck erschien schnell an der Thür. Osterode winkte ihm ungeduldig, bei Seite zu treten.

Richard, der in quallvollster Aufregung keuchte, raffte mit äußerster Anspannung Alles, was ihm noch an Kräften verblieben war, zusammen und flehte:

„Vergieb Ada! Alles über mich! Da die Briefe! Hol sie mir! Die Briefe und den Ring! Ich beschwöre Dich. Onkel! Das Einzige, das Letzte, was ich bitte! Die Briefe aus dem Kasten! . . . Der Schlüssel . . ."

Und er zeigte mit schlotterndem Arm nach seinein Schreibtisch. Dann sank er wieder auf's Kissen zurück. Aber immer zeigte feine zappelnde Hand nach dem Kasten, und sein Auge, das sich in kurzen Zeiträumen öffnete und schloß, bewahrte immer denselben angstvollen flehenden Ausdruck.

Halb von dem vorsorglichen Wunsche getrieben, den Kranken, den der Inhalt jenes Kastens offenbar stark erregte, zu beruhigen, halb aber auch von der Gier erfüllt, einen schauerlichen Verdacht, den er auszudenken sich scheute, von sich abzuschütteln, erhob sich Osterode und trat langsam an den Schreibtisch heran. Reck stand am offenen Fenster mit abgemandtem Gesicht und blickte auf die Straße hinaus, auf der ein mit Eisenschienен beladener Wagen langsam und sehr geräuschvoll daher gerollt kam.

Osterode drehte den Schlüssel und zog den Kasten auf. Beim ersten Blick erstarrte er. Seine Finger krümmten sich, und wie mit den Krallen eines Raubthiers griff er nach den Briefen und führte sie ruckweise vor seine Augen.

Er las nur drei, vier Worte. Es mar genug, übergenuг.

Er zerknitterte sie hastig und steckte sie ein.

Da mar noch ein Kästchen. Ihr Ring! Ihr Bild! Ihr Ring — sie hatte ihm vorgelogen, daß sie ihn verloren habe. Da lag er!

Der Boden schwankte ihm unter den Füßen, es schwindelte ihn, er hielt sich fest. Das Zimmer drehte sich. Er sah Alles verschwommen, kornblumenblau, dazwischen ein feuriges Meer. Ihm war, als hätte er einen Schlag mit einer Axt auf den Kopf bekommen. Er war völlig stumpf geworden.

Die Entdeckung der ungeheuren Schande, des unglaubhaften Betrugs, verübt von ihm, dem Einzigen, den er geliebt! Er hatte keine Besinnung mehr, nur ein dumpfes Empfinden rasender Wuth, unermeßlichen Zornes.

Und da drinnen lag der Verräther, der Bube, den er tödten mußte!

Und jetzt stand Osterode wieder vor dem Lager des Fiebernden, und er beugte sich über ihn so nahe, daß sie sich fast berührten, und das dumpfe Keuchen und das heiße Athmen aus der Brust der beiden Kranken verschwiferte sich. Sie waren Kopf an Kopf. Er hatte den Kranken an beiden Schultern gepackt, und er röchelte mit schnaubenden Nüstern:

„Das hast Du mir gethan! Du! Du! Du!"

Und er schüttelte den Unglücklichen drei-, viermal.

Widerstandlos folgte der schwache Körper der gewaltthätigen Bewegung. Richards Auge öffnete sich noch einmal, und mit verglastem Blick sah es in das geröthetete fürchterliche Auge des Oheins. Dann siel es zu. Und der Kopf sank haltlos nach hinten, etwas auf die Seite, und bei dem letzten Nuck fiel der Kopf schwer nach vorn.

Osterode sah das. Unwillkürlich löste er die Klammern, die die Schultern des Kranken festhielten, und da siel der Körper leblos auf's Lager zurück.

Osterode mar entsetzt. Er hielt den Athem an, blieb einen Augenblick unbeweglich und horchte auf. Er hörte keuchende Laute. Der Ton kam aus seiner eigenen Brust. Der Mund des Andern blieb stumm.

Er warf die Decke ab, riß das Hemd auf und legte das Ohr auf's Herz. Alles stumm. Die eingesunkene Brust hob sich nicht mehr. Das Leben war entflohen.

Osterode stieß einen furchtbaren Schrei aus. Reck, der noch immer am offenen Fenster stand und bei dem gewöhnlichen Straßenlärm und dem Rasseln des mit Schienen beladenen Wagens, der jetzt gerade beim Hause vorüberfuhr, von den Borgängen bis dahin nichts gehört hatte, sprang dem Professor, der wie ein Wahnsinniger aus der Schlafstube stürzte, zur Seite.

„Was ist geschehen, Herr Professor?"

„Ich habe ihn gemordet!" schrie der Professor wie ein Rasender. „Lassen Sie mich! Fassen Sie mich nicht an! Sonst schlage ich Sie todt! Ich schlage Alles todt, was mir in den Weg tritt!"

Er suchte nach seinein Hute.

„Ihn zuerst und jetzt sie!" sagte er, während er den Hut aufstülpte, und er stürmte davon.

Reck zog die Schultern in die Höhe und trat langsam in die kleine Stube, in der der Todte ruhte.

5

Wie Osterode in einer Droschke den Weg von Richards Wohnung nach seinem Hause zurücklegte, das kam ihm selbst nicht zum Bewußtsein. Er hatte besinnungslos das Zweckmäßige gethan, hatte die nächste Droschke genommen, bezahlt, die richtige Adresse angegeben; aber er wußte von alledem nichts. Er achtete nicht aus den Weg, er mußte nicht, ob es lange dauerte oder nicht, er wußte nicht einmal, wo er sich befand.

Schande! Schande! Schande!

Das mar das Ungeheuerliche, das sich auf ihn gemälzt hatte, das mit ihm rang, das ihn bewältigte. Er hatte nicht gemußt, was es war. Es war für ihn bis zu diesem Augenblicke ein leerer Begriff gewesen. Nun hatte dieses Wort seineil grausigen Inhalt bekommen. Es erdrosselte ihn. Ja, es schnürte ihm die Kehle zusammen, und er würgte. Ihm wurde übel, und es flimmerte ihm vor den Augen. Der Schnee färbte sich blutig roth, dann wieder hellgrün. Und dann wieder ein Feuermeer.

Er legte sich keine Rechenschaft davon ab, was er zu thun hatte. Er wußte nur, das er hastig zum Ziele kommen müsse. Und als die Droschke hielt, sprang er mit einein Satze hinaus und riß gewaltig an dem eisernen Klingelzuge. So schnell die Thür auch geöffnet wurde, es war doch viel zu langsam.

Er stürmte an feinem Diener vorbei, der ihm ganz erstaunt nachblickte. Und auch Dr. Schlemm, der durch das ungewöhnlich starke Schellen aufmerksam geworden war, stand von seinem Arbeitstisch auf und sah in höchstem Erstaunen den Professor über den Vorhof rasen und die Hausthür aufreißen. Athemlos war dieser die Treppe hinaufgestürmt. Und nun stand er keuchend auf der Schwelle des Wohnzimmers.

Ada fuhr aus ihren trübseligen Träumereien entsetzt auf, als sie ihn da erblickte. Er stand noch immer auf der Schwelle. Er hatte die Beine und Anne gespreizt und berührte mit den Füßen und Händen die Pfosten. Er hatte die Stellung eines gekreuzigten Märtyrers. Seine Augen blickten scheel, seine blauen Lippen bebten. Er wußte nicht, was er da wollte. Er hatte nur das dunkle Gefühl, sie dürfe ihm nicht'entrinnen, und er selbst müsse die Thür bewachen.

Ada mar entsetzt. Mit einem Blick hatte sie die volle Wahrheit erkannt. Sie mußte Alles. Ihre Kniee schlotterten. Todesangst marterte sie. Nach einem Augenblick fürchterlichen Schweigens, während dessen Osterode wie festgenagelt auf der Schwelle stehen geblieben war, stieß er rauh und heiser die Worte hervor:

„Du Ehrlose! Du Dirne! Schande hast Du über mich gebracht! Schande!"

In wildem Schrecken sprang Ada jetzt zurück und duckte sich hinter einen hohen Lehnstuhl.

„Verstecken willst Du Dich, Du Memme? Aber bei Gott. Du sollst mir nicht entwischen! Und ich tödte Dich, wie ich ihn getödtet habe! Den undankbaren Buben!"

Und nun fiel sein Blick auf den Kasten, in dem in einem ledernen Futteral wohlverwahrt jener Revolver lag, den er zur Beschwichtigung der angstvollen Anwandlungen Adas auf seinem alten Platze gelassen hatte. Er stürzte auf den Tisch zu und riß den Kasten auf.

Ada sprang auf, und einen hohen Schrei des Entsetzens ausstoßend, lief sie an ihm vorüber und gewann die Treppe. Jetzt hatte Osterode das Futteral abgestreift, und den Revolver in der Hand folgte er in mahnfinniger Wuth. Sie rannte durch die Hausthür, die Osterode nicht wieder verschlossen hatte. Da siel ein erster Schuß. Die Kugel drang in den Pfosten. „Hülfe! Hülfe!" schrie Ada, die jetzt auf dem Vorhofe angelangt war.

Ein zweiter Schuß, der sein Ziel verfehlte.

Ada rüttelte an der kleinen Thür. Sie war verschlossen. Ada wagte nicht, sich umzusehen, aber sie hörte hinter sich den rasenden Verfolger, und kein Entrinnen.

Ein eingefriedigter Raum, eine Mauer, eine verschlossene Thür — kein Entrinnen!

„Hülfe," schrie sie noch einmal.

Der Diener aus Ostpreußen, durch den Ruf alarmirt, stürzte in diesem Augenblicke aus demHause. GleichzeitigöffnetesichdieThürdesLaboratoriumö, und die stämmige Gestalt des Or. Schlemm trat dem Besinnungslosen in den Weg. Da hob Osterode, durch den unerwarteten Widerstand noch rasender gemacht, den Revolver zum dritten Mal, und noch ehe es Schlemm möglich gewesen war, den Wüthenden zu halten, krachte der dritte Schuß, und mit leichten, Aufschrei brach Ada an der kleinen Mauerthür, an der sie vergeblich gerüttelt hatte, zusammen.

Der Diener und Schlemm hatten Osterode gepackt, zu Boden geworfen und ihm den Revolver entrissen. Es war kein Leichtes gewesen, denn Osterode, dein der Zorn die Kräfte eines Riesen gegeben hatte, schlug wüthend um sich. Aber nun, da er am Boden lag, wurde er ruhig.

„Halten Sie ihn fest!" sagte Schlemm. „Er ist tobsüchtig! Halten Sie ihn fest! Ich will nach der Andern sehen."

Schlemm begab sich zu Ada. Er kniete neben ihr nieder. Sie athmete noch. Die Kugel war durch das Schulterblatt eingedrungen. > Der Blutverlust war ein geringer. Nur einige wenige rothe Tropfen auf dem frischen Schnee.

„Wir brauchen schleunige Hülfe!" rief Schlemm.

Auf der Straße vor der Mauer hatte sich schnell eine dichte Menschenmasse aufgestaut, und die Fenster der gegenüberliegenden Häuser waren dicht besetzt. Man hörte im Vorhofe das Rumoren einer unruhigen Menge. Auf einmal wurde das Brausen stärker, und dann trat vollkommene Stille ein. Es wurde an der Klingel gezogen.

„Wer ist da?" fragte Schlemm.

„Oeffnen Sie! Die Polizei!"

„Gott sei Dank!"

Er ließ sich vom Diener den Schlüssel reichen und öffnete sogleich. Es traten zwei Schutzleute ein.

„Ein Glück, daß Sie kommen! Aber wir brauchen noch mehr. Professor Osterode hat in einein Anfall von Tobsucht auf seine Frau geschossen. Die Verwundete, deren Wunde ich hier nicht untersuchen kann, muß sogleich in's Haus geschafft werden. Der Professor muß unter starker Bewachung irgendwo sicher untergebracht werden."

Einer der Schutzleute ging sogleich wieder ab, um die erforderlichen Hilfsmannschaften herbeizuholen. Der andere blieb zu Schlemms Verfügung am Orte der That. Und die Beiden, unterstützt vom Kammermädchen und der Köchin, die auch herzugekommen waren, trugen die besinnungslose Ada in das Haus. Franz blieb bei seinem Herrn, der inzwischen ausgestanden mar, und dessen Arm er in den seinigen gelegt hatte.

Osterode sah, ohne ein Zeichen besonderer Theilnahme von sich zu geben, das grausige Schauspiel an sich vorüberziehen, wie die Vier langsam und unbeholfen ein ohnmächtiges, vielleicht schon lebloses Weib über den Vorhof schleppten, im frischen Schnee tiefe schlürfende Spuren zurücklassend.

Als das Knäuel Menschen in der Hausthür verschwunden war, sagte Osterode zu seinem Diener:

„Du darfst ganz unbesorgt sein, Franz! Ich bin wieder ruhig geworden. Ich mache keinen Fluchtversuch. Aber mich friert hier. Bring mich in's Laboratorium. Da wollen wir auf die Anderen warten."

„Ja, ich weiß nicht, Herr Professor, ob ich darf."

„Du darfst, Franz! Du darfst es ruhig thun! Ich werde Dir keine Ungelegenheiten bereiten. Du kennst mich ja lange genug."

„Jawohl, Herr Professor."

Die Beiden traten in das Laboratorium ein. Osterode ließ einen Stuhl an den Ofen rücken und setzt? sich darauf. Franz stand hinter ihm. Osterode zitterte heftig. Mit der Spitze seines Stiefels hob er den Riegel der kleinen eisernen Ofenthür und öffnete diese. Die ausströmende Hitze that ihm wohl. Er blickte unablässig in die Gluth. Er suhlte eine Mattigkeit zum Umsinken. Er betastete seine Taschen. Da waren die zerknitterten Briefe, und da auch die kleine Schachtel. Er wollte die Briefe lefen. Aber nein! Wozu? Er wußte ja genug. Und er warf die fünf, sechs beschriebenen Blätter in's Feuer. Sie verzehrten sich ungewöhnlich langsam. Helle hohe Flammen loderten zuerst an den Seiten auf. Die Blätter krümmten sich, dann schwärzten sich die Ränder, aber noch immer konnte man die Schrift sehr wohl lesen, bis sie endlich zu verkohlten, schwarzen, dünnen, verschrumpelten und aufgerollten Blättcken wurden, wie die Blätter der La France-Rose, und von dem Geschriebenen keine Spur mehr übrig blieb. In der Gluth wurden die schwarzen kohlenden Blättchen allmählich grauer und zerfielen. Osterode betrachtete das Alles sehr aufmerksam, als ob er es zun? ersten Mal gesehen hätte.

Ada war in ihr Zimmer gebracht, von den beiden Frauen entkleidet und auf ihr Bett gelegt worden. Sie hatte die Besinnung nicht wiedergefunden. Dr. Schlemm hatte die Wunde aufmerksam durchsucht. Ein abschließendes Urtheil hatte er noch nicht gewinnen können. Er nmßte indessen annehmen, daß die Kugel, die er aus dem Körper zu entfernen bisher nicht vermocht hatte, edlere Theile, namentlich die Spitze des linken Lungenflügels verletzt habe. Er fürchtete also den tödtlichen Ausgang, wenn er auch noch nicht alle Hoffnungen aufgegeben hatte. In diesem Sinne sprach er sich auch dein Polizeileutnant gegenüber aus, der inzwischen mit den erforderlichen Mannschaften eingetroffen war und zunächst für die Säuberung der Straße Sorge getragen hatte.

Schlemm erklärte, daß er schon seit geraumer Zeit bei dem Professor eine hochgradige Nervosität beobachtet und namentlich in den letzten zwei Tagen eine sehr starke Veränderung, gesteigerte Unruhe und Gereiztheit mahrgenommen habe. Für ihn unterliege es keinem Zweifel, daß in Professor Osterode der Wahnsinn ausgebrochen sei, und daß er in einem Anfall von Tobsucht das Verbrechen begangen habe. Schlemm sprach sich ferner dahin aus, daß er das Verhältniß der Ehegatten zueinander sehr genau gekannt und niemals irgend etwas gesehen oder gehört habe, das sich mit der jetzt eingetretenen Katastrophe, in Zusammenhang bringen ließe. Der Professor sei ein stiller, ruhiger, unablässig fleißiger Wissenschafter, und die Handlung, deren er sich schuldig gemacht, sei bei ihm nur durch die Umnachtung seiner Verstandeskkräfte zu erklären. Er befürworte es daher auf das Dringlichste, daß Professor Osterode sofort einer strengen ärztlichen Beobachtung unterstellt werde, denn er sei nicht für das Gefängniß, sondern für das Irrenhaus reif. Die Möglichkeit, daß sich der Tobsuchtsanfall in kurzer Zeit wiederhole, sei durchaus nicht ausgeschlossen. Aber wenn dieser auch isolirt bliebe, so würde das an seiner wissenschaftlichen Ueberzeugung nichts ändern.

Infolge dieser Begutachtung wurde Osterode, dem man seinen Diener Franz belassen hatte, von diesem und zwei Schutzleuten begleitet, bei einbrechender Dunkelheit in einer Droschke nach der Heilanstalt für Gemüthskranke gebracht, deren dirigirender Arzt er bisher gewesen war. Das gesammte Personal der Anstalt, die Aerzte, die Wärter und die Beamten, waren von dem tragischen Ereignisse tief erschüttert.

Ada hauchte in den Abendstunden ihr Leben aus, ohne die Besinnung wiedererlangt zu haben.

1°

Die Vorgänge fanden in der Oeffentlichkeit folgende Darstellung, die am andern Morgen in allen Blättern zu lesen war:

„Ein tragisches Ereigniß hat alle Kreise unserer Stadt in schmerzliche Aufregung versetzt. Professor Dr. Alexander Osterode, der dirigirende Arzt unserer Hauptheilanstalt für Nervenleidende, der auf dem Gebiete der Psychiatrie eine der ausgezeichnetsten Stellungen einnimmt, hat in einem Anfälle von Tobsucht feine junge und anmuthige Frau Ada, geborene Buchner, mit der er in zehnjähriger glücklicher Ehe in ungestörterster Eintracht gelebt hatte, getödtet. Die dem unglücklichen Gelehrten nahestehenden Freunde und Berufsgenossen, namentlich sein Mitarbeiter an einer größeren wissenschaftlichen Arbeit, mit der Professor Osterode in den letzten Monaten nimblässig sich beschäftigte, Dr. me<l. Johannes Schlemm, hatten mährend der letzten Wochen eine auffällige Veränderung an ihm wahrgenommen. Der sonst so ruhige und klare Mann mar merkwürdig nervös und unstSt geworden, dabei sehr zerstreut und vergeßlich. Während dieser Zeit hatte er zwar noch immer sehr viel gearbeitet, aber das Resultat dieser Arbeit war ein völlig ungenügendes. Sein viel jüngerer Mitarbeiter mußte den Professor wiederholt auf die stärksten Versehen, eine vollkommene Unzulässigkeit in der Kühnheit verwegener Folgerungen und auf völlig laienhafte Uebertreibungen aufmerksam machen. Und schon bei diesen wissenschaftlichen Controversen zeigte sich eine krankhafte Reizbarkeit.

„Wenn dieser Zustand auch berechtigte Bedenken hervorrufen mußte, fo mar er doch keineswegs dazu angethan, auf einen so jähen und verhängnißvollen Ausgang, wie er ihn jetzt genommen hat, schließen zu lassen. Diese völlig unerwartete und plötzliche Verschlimmerung hat ihre unmittelbare Ursache außer den allgemeinen Krankheitserscheinungen augenscheinlich in einer sehr starken psychischen Erregung, die durch den Schmerz um den Tod eines heißgelieben Verwandten hervorgerufen worden ist.

„Der Neffe des Unglücklichen, Herr Richard Willern, der hier am Kammergericht als Referendar beschäftigt mar, ein aufgeweckter, hoffnungsreicher junger Mann, dem Professor Osterode sein ganzes Herz geschenkt hatte, und der im Hause seines Oheims wie ein Kind des Hauses verkehrte, erkrankte vor wenigen Tagen an einem heftigen nervösen Fieber. Professor Osterode pflegte seinen lieben Anverwandten mit treuester Hingabe. Er weilte Tag und Nacht am Bett des Kranken und versäumte alle anderen Pflichten, die sein Beruf ihn: auferlegte. Zu seinem tiefsten Kummer, den er vor aller Welt verbarg, mußte er mahrnehmen, wie das junge Leben grausam zerstört wurde, und wie alle Kunst des Arztes hier vergeblich sei. Vorgestern Nachmittag gegen fünf Uhr starb Richard Willern in Gegenwart seines treuen ärztlichen Pflegers und Verwandten.

„Dieser Tod machte auf Professor Osterode einen erschütternden Eindruck. Es hat durch das Zeugniß des Krankenwärters Reck festgestellt werden können, daß in diesem Augenblicke der Wahnsinn in ihm ausgebrochen ist. Er, der den kranken jungen Mann mit äußerster Liebe und Schonung gepflegt und ihm noch wenige Augenblicke vor dessen Tode die zärtlichsten Worte des Trostes und der Beruhigung zugesprochen hatte, schrie auf einmal wild auf und erklärte, er habe seinen Neffen ermordet. Er bedrohte auch den hinzuspringenden Wärter mit dem Tode und stürzte davon. Er eilte in seine Wohnung, ergriff einen Revolver, den er seit langer Zeit stets handbereit hatte, und feuerte auf seine Gattin zuerst im Hause selbst den ersten Schuß ab. Die entsetzte Frau flüchtete auf den Vorhof. Der Rasende folgte ihr und gab noch

Nord und Süd, XI>IX, 147. 21

zwei Schüsse ab, bevor es den durch den Hülferuf und die Schüsse aufgeschreckten Mitbewohnern des Hauses, dem Diener und dem Assistenzarzt Dr. Schlemm, der im Laboratorium arbeitete, gelingen konnte, den Rasenden zu überwältigen. Der letzte Schuß traf die unglückliche Frau in den Rücken, zertrümmerte das Schulterblatt, drang in die Lunge ein und verursachte eine innere Verblutung, deren Folgen Frau Ada Osterode in der zehnten Abendstunde erlegen ist.

„Professor Osterode wollte offenbar noch Hand an sich legen. Dieses unselige Vorhaben konnte indessen durch die Genannten, vi-. Schlemm und den Diener, rechtzeitig vereitelt werden. Professor Osterode ist der Irrenanstalt übergeben worden und ist Gegenstand der aufmerksamsten ärztlichen Untersuchung.

„Die Sachverständigen haben schon jetzt nach den klar vorliegenden Thataschen ihr Gutachten dahin abgeben dürfen, daß der Staatsanwaltschaft wohl die Mühe erspart bleiben wird, sich mit der überaus traurigen Angelegenheit weiter zu befassen. Das unselige Opfer, Frau Ada Osterode, und der an demselben Tage an typhösem Nervenfieber verschiedene Herr Richard Willern werden morgen von der Leichenhalle des Kirchhofs der Dorotheen-Gemeinde bestattet werden. Die telegraphisch herbeigerufenen Anverwandten, die Mutter des Herrn Willern und die Eltern der jungen Frau, glaubten den Wünschen des geistig Umnachteten und nicht inehr Dispositionsfähigen liebevoll dadurch zu entsprechen, daß sie die sterblichen Ueberreste der Beiden, die er am meisten geliebt hat, nebeneinander betten.

„Die Wissenschaft hat in Professor Osterode eine bedeutende Kraft verloren. Aber dieser Verlust ist allerdings älter, als das tragische Ereignis:, über das wir hier berichtet haben. Die grundlegende wissenschaftliche

Arbeit Osterodes ist bereits vor zehn Jahren abgeschlossen, und die Herausgabe seines unvollendet gebliebenen Werkes würde dem Gelehrten vielleicht eine starke Enttäuschung bereitet haben. Die Spuren der Verworrenheit sind hier schon deutlich mahrzunehmen, und vom Standpunkte der Wissenschaft ist es nicht zu beklagen, daß dieses Werk nicht zum Drucke gelangt. Durch das hervorragende Werk .Ueber die mechanischen Störungen des Gehirns' hat Professor Osterode dafür gesorgt, daß sein Name auf dem Gebiete der psychiatrischen Forschung als erste Autorität gefeiert und dauernd in Ehren bleiben wird." Der Verfasser dieses Aufsatzes mar Dr. Johannes Schlemm.

Osterode erkrankte in den nächsten Tagen infolge der furchtbaren Erregungen sehr bedenklich. Er mußte ganz gut, wo er mar. Er wußte, daß man ihn für verrückt hielt. Er verstand die Fragen, die an ihn gestellt wurden. Er mußte lächeln, daß man ihn für wahnsinnig halten konnte.

Aber dann fragte er sich: Folgt aus dem Umstände, daß ich vollkommen klaren Sinnes zu sein glaube, folgt daraus, daß ich objectiv wirklich vollkommen klar bin? Ich habe den unwillkürlichen Hang, meine Collegen in ihrer Auffassung, daß ich geistesgestört sei, zu unterstützen. Dabei bin ich doch ehrlich. Ist nun diese Fähigkeit des Simulirens oder diese Lust am Simuliren nicht selbst schon etwas Krankhaftes? Und wenn ich mir vergegenwärtige, was da geschehen ist! Habe ich Richard getödtet, oder ist er unter dem zufälligen Druck meiner Hände am Fieber gestorben? Ich weiß es nicht. Und was dann geschehen ist, ich weiß es erst recht nicht. Ich sah immer Flammen. Und ich hätte sie nicht getödtet, wenn sie sich nicht versteckt hätte. Das hat mich rasend gemacht — rasend, wie man so zu sagen pflegt, oder wirklich rasend im wissenschaftlichen Sinne? Und daß ich's überlebe, daß sich der Schmerz um Richard so schnell abgestumpft hat, daß ich um sie so wenig trauere — ist das nicht auch krankhaft? Ich glaube, hier sind Kranke, die weniger krank sind als ich. Ich muß mich allmählich beruhigen, wieder festigen. Jetzt fühle ich mich noch viel zu schwach und bin viel zu feige, um in'S Leben wieder hineinzutreten. Hier ist mir jetzt am wohlsten. Die Briefe sind verbrannt, das weiß ich genau. Das Geheimniß ist niemals über meine Lippen gekommen, und es wird mit mir begraben werden. Und bei allem Unglück ist mir doch das Schlimmste erspart geblieben: die Schande. Richard ist todt. Ich habe ihm vergeben und der Andern auch. Jetzt will ich mich nur ruhig sammeln, und wenn ich mich stark genug fühle, nun, dann mag die Arbeit auf's Neue beginnen.

Osterode war gegen seine Umgebung ziemlich theilnahmlos geworden. Er sprach fast gar nicht. Er mar nicht im Stande, sich viel zu beschäftigen. Er las nur ganz leichte Lectüre. Im Register der Anstalt war er aufgeführt unter den Fällen der tiefen Schwermuth.

5

Etwa zwei Jahre später erschien ein Werk, das in der medicinischen Literatur das größte Aufsehen machte: „Sinnestäuschungen, von Dr. Johannes Schlemm". Im Vorworte erzählte der Verfasser, daß er zu diesem Werke angeregt worden sei durch seinen unglücklichen Lehrer Professor Osterode, der über den Gegenstand, den er nunmehr in strenger wissenschaftlicher Sichtung als das Ergebniß jahrelanger Studien der Oeffentlichkeit vorlege, ebenfalls sehr viel geschrieben und ihm einen Wust von Manuscripten zurückgelassen habe. In diesen sei allerdings fast Alles unbrauchbar gewesen, aber immerhin hätten sich unter der Spreu einige Körnchen echten Goldes vorgefunden, und dafür wolle er seinem erkrankten Freunde und Lehrer dankbar die Hand schütteln. Außer der Anregung und einigen wenigen, wenn auch durchaus nicht merthlosen Einzelheiten, die er ausschließlich dem Verdienste Osterodes zuzuschreiben habe, dürfe er das ganze Werk in seiner Anlage, in seinen einzelnen Untersuchungen, in seinen Boraussetzungen und Schlußfolgerungen als sein alleiniges geistiges Eigenthuin in Anspruch nehmen. Möge es nun gut oder schlecht fein — er halte es für seine Pflicht, den Namen Osterodes, den er bei diesem Anlaß habe nennen müssen, von der Verantwortlichkeit für das Buch freizusprechen.

Inzwischen hatte sich der Zustand Osterodes nach der Ansicht seiner Aerzte derart gebessert, daß man seinem Antrag auf Entlassung kaum noch etwas entgegenstellen konnte. Er durfte sich schon seit langer Zeit srei bewegen. Seine Lectüre wurde nicht mehr überwacht. Man ließ ihn auch ungestört arbeiten.

Durch eine Zeitungsnotiz erhielt er Kenntniß von dem Erscheinen des Buches. Er ließ es sich durch seinen Diener anschaffen. Er las das heuchlerische Vorwort. Er durchblätterte das Werk. Es war von Anfang bis zu Ende seine eigene Arbeit, und nur die wenigen durchaus unerheblichen Schlußcapitel, die einfach die Bilanz des Ganzen zogen, waren von Schlemm hinzugefügt.

Wenn er gegen dieses Plagiat öffentlich aufträte, würde die Welt ihm glauben? Würde man in einem solchen Proteste, dem die geistige Erregung über die erlittene Beraubung sicherlich auch einen leidenschaftlichen Ausdruck gegeben haben würde, nicht den offenkundigen Beweis des Fortbestehens seiner geistigen Störung erblicken? Man hatte ihm feine Ehre als Mann gestohlen, nun stahl man ihm seine Ehre als Wissenschaftler! Er ergab sich auch darein, wenn auch nicht ohne heftigen Kampf.

Er wurde so erregt, daß seine Entlassung, die schon angeordnet mar, auf feinen eigenen Antrag gestundet wurde. Von der Ursache der Erregung sprach er mit Niemand. Er blieb noch ein volles Jahr in der Anstalt.

Im März 1869 hatte man ihn dorthin gebracht, im Frühjahr 187S zog er in sein altes, großes, einsames Haus wieder ein. All die gewaltigen Vorgänge, die sich in jenen bedeutungsvollsten Jahren unserer Geschichte ereignet hatten, berührten ihn nur wenig. Er wußte kaum, daß inzwischen ein deutsches Reich mit einem Kaiser an der Spitze entstanden war. Das Laboratorium mar geschlossen. Er arbeitete regelmäßig in den beiden Zimmern des ersten Stocks an einem großen, mehr philosophischen als medicinischen Werke über Simulation. Er las sehr viel und sprach fast gar nicht. Mit der Außenwelt verkehrte er überhaupt nicht mehr. Er hatte Angst davor, dem Dr. Johannes Schlemm zu begegnen. Er wußte nicht, wie er sich diesem gegenüber stellen solle.

Die Besorgnis; war unbegründet. Professor Dr. Schlemm war auf Grund seines bahnbrechenden Werkes über Sinnestäuschungen als ordentlicher Professor an eine erste Universität Süddeutschlands berufen worden.

Osterode blieb den ganzen Tag über auf seinen: Zimmer. Mitunter machte er einen kleinen Rundgang von wenigen Minuten durch den verwilderten Garten. Allabendlich aber kurz nach Sonnenuntergang unternahm er seinen größeren Spaziergang.

So hatte er es jahrelang gehalten. Die Nachbarn nannten ihn den „verrückten Professor".

Die einzigen Leute, die außer den Hausgenossen das Wort an ihn richteten, waren die beiden Pförtner der Kirchhöfe, die ihn allabendlich am Ein- und Ausgange erwarteten und regelmäßig ihr kleines Trinkgeld erhielten.

5 5

An einem sehr kalten Januarabend dieses Jahres wartete der Pförtner am Ausgang des Charitö-Kirchhofs ungewöhnlich lange. Der Professor hatte sich jedenfalls verspätet. Es mar schon ganz dunkel geworden, und die trockene Kälte war um so unangenehmer, als ein eisiger Wind aus Osten blies. Vergeblich trabte der Pförtner vor der Gitterthür in kleinen Schritten auf und ab und suchte sich durch kräftige Bewegungen mit den Armen, indem er weit ausholend diese über der Brust zusammenschlug, zu ermannen. Der sonst so pünktliche Professor lieh sich heut nicht blicken. Der Alte wartete noch eine halbe Stunde. Dann suchte er grommelnd seine wanne Stube auf.

Am andern Morgen traf er mit seinem College« vom andern Kirchhof zusammen.

„Der Professor ist ja gestern nicht gekommen."
„Doch! Wie immer, als es schummerig wurde, kurz nach vier."
„Und ich habe bis nach sechs Uhr dagestanden. Das ist doch merk-würdig."

„Und er ist nicht hinausgegangen?"
„Nein."

„Das ist allerdings merkwürdig. Dann muß er ja noch hier sein." „Wir wollen uns jedenfalls nach ihm umsehen. Es könnte ja was passirt sein."

„Es wird doch nicht!"

Und die Beiden machten sich auf den Weg. Aufmerksam spähend schritten sie erst auf den großen und dann auf den kleinen Wegen daher.

Als sie den kleinen Kirchhof der Dorotheenstädtischen Gemeinde langsam durchsuchten, sahen sie gleichzeitig auf einem Grabhügel eine schwarze Gestalt zusammengehockt.

„Der Professor!" sagte der Eine leise. „Er ist eingeschlafen."

Vorsichtig nahten sie dem Grabe. Der Professor, der wie sein Diener später bekundete, sich schon in den letzten Tagen sehr schwach gefühlt hatte, hatte entweder eine plötzliche Anwandlung von Schwäche verspürt, oder er war zu müde gewesen, um den Weg fortzusetzen. Kurz und gut, er hatte sich auf einen der kleinen Grabhügel gesetzt. Vielleicht war er da eingeschlafen. Ein Herzschlag hatte seinem Leben ein schnelles und schmerzloses Ende gemacht. Er hatte die Füße weit von sich gestreckt. Sein Oberkörper war nach der linken Seite hin gesunken, und der Hut mar ihm vom Kopf gefallen.

Der Grabhügel, auf dem die Leiche gefunden wurde, sowie der danebenliegende, thaten sich durch besondere Pflege hervor. Auf dem Stein des einen standen die Worte:

Richard Willen,
geboren am 12. Januar 1844 zu Tilsit
gestorben am 13. März 1869 zu Berlin.

Auf dem Hügel daneben war zu lesen:

Ada Osterode, geb. Buchner
geboren am 3. Juli 1839 zu Königsberg i. Pr.
gestorben am 13. März 1869 zu Berlin.

Und nebenan ist noch ein Platz frei, und der Stein, den die Anverwandten bestellt haben, wird die Aufschrift tragen:

Alexander Osterode
geboren am 5. September 1819 zu Danzig.
gestorben am 9. Januar 1889 zu Berlin.

Ein Aünstler Lebensbild
von
Fritz Schaper.

Georg Vojz.
— Berlin, —

Her eigentliche Ruhm der Berliner Künstlerschule ist seit den Zeiten A der ersten Regungen eines eigenen künstlerischen Lebens in der S preußischen Hauptstadt, also seit dein Wirken Andreas Schlüters, die Bildhauerkunst geblieben. In der Bildhauerkunst hat Berlin allen älteren deutschen Kunststädten voran die führende Stellung in Deutschland gewonnen. Der Gang dieser Entwicklung ist für Berlin in hohem Grade charakteristisch. Die Blüthe der Berliner Bildhauerkunst ist nicht, wie in den Kunststädten des klassischen Alterthums, des Mittelalters und der Renaissance, das Ergebnis; einer frei aus eigenem Antriebe schaffenden Künstlerphantasie, welche die Kunstmerke nur um ihrer Schönheit willen schafft. Die Denkmäler, welche Schlüter, Schadom und Rauch geschaffen haben, sind vor Allem die Denkmäler des nationalen Stolzes, der, um seine Herrscher und Helden zu feiern, zum Meißel greift. Erst in den letzten beiden Jahrzehnten ist dies anders geworden. Erst seitdem ist die Berliner Plastik aus ihren ehemaligen Grenzen herausgetreten und zur freien Kunst geworden. Der Gang dieser Entwicklung tritt klar in dem Schaffen fast jedes einzelnen Meisters dieser Zeit hervor. Unter ihnen ist Schaper durch die öffentliche Bedeutung und durch die große Anzahl seiner Werke einer der wichtigsten von Allen.

Fritz Schaper wurde am 31. Juli 1841 in dem Städtchen Alsleben an der Saale geboren. Der Vater mar Prediger daselbst. Die Familie wohnte in dem schlichten anhaltinischen Schloß, das dort in einem großen Park in dem malerisch anziehenden Hügellande von einem Mitgliede des Anhalt-Dessauischen Fürstenhauses gegen Ende des vorigen Jahrhunderts zu ländlichem Aufenthalt erbaut war. Doch die frohen Kinderjahre, welche Schaper hier verlebt hat, sollten bald ein Ende nehmen. Als sechsjähriger Knabe verlor er den Vater. Die Mutter, welche mit sieben Kindern in der hilflosesten Lage zurück geblieben war, mußte das Schloß verlassen. Die Familie zog nach Halle, vornehmlich damit die Kinder dort die Schulen besuchen konnten. Doch bereits nach zwei Jahren sollte den Kindern auch die Mutter entrissen werden. Sie wurde von der Cholera hinweggerafft,

und mit einem Male standen die sieben armen Waisen allein in der Welt. In dieser Zeit der bittersten Noth nahm sich Graf Kielmannsegg des armen Knaben an, ließ ihn erst ein Jahr hindurch auf seinem in der Nähe von Halle belegenen Landsitz unterrichten und brachte ihn dann auf die Realschule nach Halle. Während der Schuljahre entwickelte sich die bereits im ersten Kindesalter hervorgetretene Neigung zu zeichnen, zu malen und zu schnitzen immer stärker.

In seinen Freistunden saß der Knabe auf dem Markte oder in den alten Straßen der Stadt, um die aus Sandstein gemeißelten Erker und Portale aus der Renaissancezeit zu zeichnen; oder er wanderte hinaus auf den Jägerberg zu den malerischen Ruinen der Moritzburg. Auch hier waren es vor Allem architektonische Ornamente, welche ihn fesselten. Von Statuen auf öffentlichen Plätzen besaß Halle damals nur den biedern Roland am Rothen Thurm. Ter ungeschlachte Riese ist auf die künstlerische Phantasie des Knaben glücklicherweise ohne Einfluß geblieben.

Rauch's Denkmal des Pädagogen Franke stand allerdings bereits seit 1829 auf dem Hofe des Franke'schen Waisenhauses. Doch wie Wenige sahen dasselbe auf seinem stillen abgelegenen Platze! Rauch hatte das Monument nach dem Wunsche der städtischen Verwaltung für einen der großen öffentlichen Plätze der Stadt bestimmt, damit das Standbild des Mannes, , der in Halle so Edles geschaffen hatte, zum ganzen Volke sprechen sollte. Doch der König Friedrich Wilhelm III. verbot die öffentliche Aufstellung der Statue. Die Verherrlichung durch ein öffentliches Standbild war in Preußen noch das ausschließliche Vorrecht militärischen Ruhmes; Männern, welche die Aufgaben ihres Lebens in den Werken des Friedens gefunden haben, wurde dieses Recht damals noch nicht zuerkannt.

Auch auf die künstlerische Bedeutung der geschnitzten Heiligendarstellungen an den reich ausgestatteten svätgothischen Altarwerken der Moritzkirche, der Ulrichskirche und der Neumarktkirche hatte Niemand den Knaben in der kunstverlassensten aller deutschen Universitätsstädte aufmerksam gemacht. So kam es, daß wesentlich nur der Sinn für die Schönheit des architektonischen Ornaments in den, Herzen des Knaben erwachte. Als er 16 Jahre alt wurde, niußte er sich für die Wahl eines Berufes entscheiden. Er folgte seiner Lieblingsneigung und wurde Steinmetz.

Die Bildung, mit der er in's Leben hinaustrat — wie wenig konnte dieselbe die Grundlage schaffen für ein Künstlerleben, welches die hohen Ideale der Nation in unvergänglichen Denkmälern zu verkörpern berufen ist! Und wie roh und rein handmerklich begann Schaper seine Thätigkeit als schlichter Steinmetzlehrling! Doch die Entwicklung der Künstler schlägt ihre eigenen Wege ein. Sie will sich nicht langsam durch lange Bücherreihen hindurchblättern, sondern sie wählt den Flug des Genies. Und in der Regel sind es gerade die besten Künstler, welche der Lehre von der gelehrten Universalbildung und der Lehre von der akademischen Dressur durch ihren eigenen Lebensgang gründlich ein Schnippchen schlagen.

Schapers Lehrherr, der Steinmetzmeister Merkel in Halle, war hauptsächlich mit der Ausführung von Werksteinen für die Sandsteinfa?aden großer Monumentalbauten beschäftigt. Die Aufträge kamen meist von außerhalb, so namentlich von Berlin. Gerade damals, am Ende der fünfziger Jahre, wurden die Werksteine für die Prachtfä?ade der neuen Börse in Berlin und für den Umbau des Palais der Kaiserin Friedrich in Merkurs Werkstätten ausgeführt. Die Architekten schickten die Zeichnungen ein. Nach diesen Zeichnungen wurde meist ohne jedes Modell auf dem Werkplatz gearbeitet. Schaper lernte dort die architektonischen Ornamente. Wappen nnd Thiers lediglich nach der Zeichnung mit dem Meißel frei in den Stein hauen. Die Handfertigkeit in der Führung des Meißels, welche er dabei erwarb, sollte ihm in seiner späteren THStigkeit sehr zu Statten kommen. An alle nach seinen Modellen in Marmor ausgeführten Arbeiten legt er selber die letzte Hand an. Er begnügt sich nicht damit, wie die meisten heutigen, Bildhauer, diese Arbeit lediglich technisch geschulten Hilfskräften zu übertragen, sondern er legt die letzten Feinheiten des Ausdrucks selber in den Marmor. Gerade die Behandlung der Oberfläche des Marmors ist für den Ausdruck der Züge des Gesichts, für die malerische Wirkung der Augen, der Haare, des Bartes und der Gewandung außerordentlich wichtig. Schaper hat darin eine große Vollendung erreicht.

Die Steinmetzarbeiten in der Hallischen Werkstatt wurden hauptsächlich während des Sommers auf dem Werkplatz ausgeführt; den Winter über wurden die Lehrlinge im Bureau mit der Anfertigung von Werkzeichnungen beschäftigt. Während Schaper auf diese Weise die ornamentalen Entwürfe von Architekten wie Hitzig und Strack für den Werkplatz in großem Maßstab übertragen lernte, wurde er langsam mit der Formenanschauung desjenigen Stils vertraut, welcher damals die Berliner Kunst unbestritten beherrschte.

Je mehr Schaper sich in diese Formenwelt hineinarbeitete, desto mehr zog ihn ein innerer Drang nach dem Orte hin, wo Schinkel und Rauch durch ihre gefeierten Werke die Grundlage für dieses Kunstleben geschaffen hatten. Nach Beendigung der zweijährigen Lehrzeit schnürte er sein Bündel und ging nach Berlin, wo er in dem Atelier des Bildhauers Albert Wolsf Aufnahme fand. Wolfs, der noch jetzt als rüstiger fünfundsiebzigjähriger Greis die Überlieferungen feines Lehrers Rauch, als einer der treuesten unter den noch lebenden Vertretern dieser Schule, befolgt, hatte damals bereits einen großen Theil seiner hauptsächlichsten Werke geschaffen: die Marmorgruppe auf der Schloßbrücke „Pallas führt den Krieger in den Kampf", ferner den Löwentödter auf der Freitreppe des Alten Museums; und in feinem Atelier stand das Modell zu dem Reiterdenkmal des Königs Ernst August von Hannover. Die ersten Arbeiten, bei denen Schaper als Gehülfe beschäftigt wurde, waren die Figuren für die Universität in Königsberg: die Statuen Luthers und Melanchtons, ferner die Medaillonbildnisse berühmter Königsberger Universitätslehrer, ferner vor Allem das oben in der Mitte der Fa?ade in Hochrelief ausgeführte kolossale Reiterbild des Herzogs Albrecht von Preußen, der im Jahre 1544 die Universität gegründet hatte. Wolffs Werkstätte lag in denselben Räumen, wo Rauch fast 40 Jahre Hindurch, bis an seinen Tod im Jahre 1857 gewirkt hatte, in dem ehemaligen Lagerhanse in der Klosterstraße. Wolff führte dort die von Rauch nur im Gipsmodell hinterlassene Mosesgruppe in Marmor für die Vorhalle der Friedenskirche zu Potsdam aus. Mit der Marmorausführung des übrigen Nachlasses war der Bildhauer Hagen ebenfalls dort beschäftigt. Schaper schritt täglich an diesen Werken vorüber. Was er in den übrigen Werkstätten, unter denen diejenigen von Drake, Bläser und Schiivelbein den hervorragendsten Rang einnahmen, zu sehen bekam, war Alles von dem Geiste derselben Schule erfüllt.

In dem Ausdruck des Kopfes und in der Haltung der Figur wurde jede Regung des persönlichen Lebens möglichst nach dem regelmäßigen Linienfluß des griechischen Stils gemildert. Die unbefangene Nachbildung der ungezwungenen, natürlichen Erscheinung des Menschen galt als der Kunst unwürdig. Jede Zufälligkeit der natürlichen Form mußte nach den Schönheitsgesetzen der Alten idealisirt werden. In den Porträtstatuen ließ sich allerdings das Unregelmäßige und Unschöne der Gesichtsbildung nicht immer umgehen. Doch dann suchte man wenigstens in der Darstellung der Gewänder die Freude an der griechischen Linienschönheit zu bethätigen. Neber die unschönen Uniformen und über die noch unschöneren bürgerlichen Röcke und Hosen der Zeit warf man ideale Faltenmassen von Mänteln und Tüchern, unbekümmert darum, daß Alles das niemals im wirklichen Leben so getragen mar. Der schöne Schein galt höher, als die schlichte Wahrheit. Gewiß ist Rauchs Verdienst, auch innerhalb dieser Mantelmaskerade die historische Erscheinung der Helden seiner Zeit zum Ausdruck zu bringen, nicht hoch genug zu schätzen. Gerade Rauch war es, welcher durch die Menge und Schönheit seiner über ganz Deutschland verstreuten Denkmäler den Grundsatz zur Geltung brachte, daß nicht in dem Theaterflitter des antiken Costüms, sondern in der schlichten geschichtlichen Tracht das historische Charakterbild der Helden am treuesten zur Geltung komme. Doch Rauch stand in seinen künstlerischen Anschauungen noch so stark unter dem Einfluß der Vorbilder der antiken Bildhauerkunst, daß trotz alles seines Strebens nach der Wahrheit der Natur immer wieder die Erinnerung an die idealisirenden Formen der antiken Kunst in seinen Porträtstatuen hindurchbricht. Denselben Standpunkt haben auch Rauchs Schüler festgehalten, und ihre Werke waren Schapers erste künstlerische Vorbilder.

Neben der Atelierarbeit bei Wolfs besuchte Schauer gleichzeitig die Akademie. Diese doppelte Art der künstlerischen Ausbildung war damals bei den Bildhauern allgemein üblich. Der Unterricht auf der Akademie betraf wesentlich die grundlegenden allgemeinen Fächer, unter denen das Zeichnen nach Gipsabgüssen damals die wichtigste Rolle spielte. Ein Theil der bekanntesten Meister der Berliner Kunst, die Maler Anton von Werner, Paul Menerheim, Albert Hertel und der Bildhauer Erdmann Enke haben damals mit Schauer in denselben Klassen gearbeitet. Aus dieser doppelten Thätigkeit gingen die jungen Bildhauer nach Verlauf einiger Jahre zu eigenen Arbeiten über. Schaper begann damit im Jahre 1866.

Gleich sein erstes selbständiges Werk, die Gruppe „Bacchus, der die verlassene Ariadne tröstet", zeigt, in welcher Weise Schaper die antiken Formen der Nauch'schen Schule mit dein Ausdruck eines innigen Gemüthslebens zu verbinden verstand. In dem griechischen Ebenmaß der Züge der Ariadne kommt die Klage des verlassenen Mädchenherzens mit großer Innigkeit zum Ausdruck. Gerade die zarten Regungen des Gemüthslebens sind es, die Schavers weiblichen Figuren ihr besonderes Gepräge geben. Gegenüber dem feierlichen Ernst in den weiblichen Gestalten der Schule Rauchs ist dies der charakteristische Zug in Schapers Schaffen geblieben. Die in Marmor ausgeführte Gruppe befindet sich im Privatbesitz in Halle.

Kurze Zeit nach der Ausführung dieser Gruppe wurde die Concurrenz um das Uhland-Denkmal in Tübingen ausgeschrieben. Schaper betheiligte sich daran, und sein Entwurf erhielt den ersten Preis. Doch der junge Bildhauer sollte gleich bei dieser ersten Probe seines Könnens das Schicksal fast aller Denkmalsconcurrenzen erfahren. Das Denkmal wurde nicht ihm, sondern einem Andern, dem Dresdener Bildhauer Kietz übertragen. Schapers Entwurf zeigt einen frischen Realismus, welcher für die damalige Zeit — es mar im Jahre 1867 — besonders bemerkenswerth war. Der Dichter steht ohne jede idealisirende Zuthat, nicht in dem herkömmlichen Denkmals-Mantel, sondern in einem knappen kurzen Rock, in ungezwungener Haltung gegen einen Baustamm gelehnt da, und blickt nachdenklich vor sich hin. Hier ist nicht nur der Dichter in seinem beschaulichen Sinnen und Träumen, sondern zugleich der Mensch in der treuen äußeren Erscheinung seiner Zeit dargestellt. In seinem innern Empfinden hat Schaper dieses Ziel gleich von Anfang an verfolgt. Dem deutschen Publikum erschien diese Treue der Darstellung damals noch fremd. Die Augen waren an griechische Falten und an griechische Linien gewöhnt. Das

Publikum drängte die Künstler meist gegen ihren Willen immer wieder von Neuem zur Wiederholung der alten liebgewonnenen Ideale. In Schauers Schaffen hat dieser Kampf später bei der Ausführung des Berliner Goethe-DenkmaIs einen bezeichnenden Ausdruck gefunden. Am Sockel des Uhland-DenkmaIs hatte Schaper übrigens dem Verlangen nach Idealfiguren vollauf entsprochen. Der Geist der Uhland'schen Dichtung ist von Schaper in drei Gestalten verkörpert: in einem greisen Barden, der sinnend in einer Pergamentrolle liest; in einem jugendlichen Krieger, der begeistert zum Schwerte greift und in der Muse der lyrischen Dichtkunst. Die letzte Figur ist in der Art, wie sie bewegt nach oben blickt, besonders schön empfunden. Schaper hat denselben Ausdruck der Haltung später in seiner Marmorfigur der „Begeisterung" für die Feldhermhalle des Berliner Zeughauses wiederholt.

Nach Beendigung dieser Arbeit unternahm Schaper seine erste Studienreise. Bezeichnend für ihn ist es, daß er nicht den Traditionen seiner Schule folgte und diesen ersten Flug in die Ferne nicht nach den Bildmerken der Antike in Italien, sondern nach dem Mittelpunkt der modernen Kunst, nach Paris richtete. In Paris war damals die große Weltausstellung mit ihrer viel besprochenen internationalen Kunstabtheilung. Die älteren Werke, zu denen Schaper sich vor Allem hingezogen fühlte, waren die Porträtschöpfungen eines Houdon und Rüde im Louvre und vor allem Rüdes Bildmerke an dem großen Triumphbogen. Schaper selbst erzählt, welchen tiefen Eindruck er gerade von diesen Werken empfangen habe. Der heutige Bestand der plastischen Abtheilung des Lurembourg-Museums eristirte damals noch nicht. Während der Anregungen der Pariser Studien beschloß Schaper nunmehr ganz zu eigenen Arbeiten überzugehen und in Berlin ein eigenes Atelier einzurichten. Das Glück mar dem jungen 26 jährigen Künstler hold, und er erhielt sofort größere Aufträge, so daß er vor dem Schicksal fast aller jungen Bildhauer bewahrt blieb, die beste Kraft an die nur in den seltensten Fällen zur Ausführung in Marmor oder Bronze gelangenden Ausstellungsmodelle setzen zu müssen. Die fortlaufende Reihe dieser größeren Aufträge hat ihn dann beständig in Berlin festgehalten. Er hat Berlin seitdem nur zu kurzen künstlerischen Erholungsreisen verlassen. Allerdings hat er seitdem mehrmals Paris, Italien und einmal auch England besucht. Doch niemals hat er das Bedürfniß empfunden, im Auslande unter dem unmittelbaren Eindruck der Denkmäler des klassischen Alterthums oder der Renaissance zu arbeiten.

In dieser ersten Zeit entstanden namentlich die Figuren für das Kriegerdenkmal in Halle zur Erinnerung an die Gefallenen des Jahres 1866. Der architektonische Aufbau des Denkmals mar von Hitzig entworfen. Schaper modellirte als Bekrönungssigur eine Borussia und für das Postament zwei liegende Löwen. Der eine Löwe ist von einem Speer durchbohrt über den eroberten Trophäen des Krieges niedergesunken. Der andere Löwe deckt die Siegeszeichen mit seinen Vordertatzen und blickt mit hoch aufgerichteten! Haupt kampfbereit in die Ferne. Ebenfalls für Halle führte Schaper später die Figuren für den Siegesbrunnen zur Erinnerung an den Krieg von 1870—71 aus. Der architektonische Aufbau des Brunnens ist von Hubert Stier in einem Mischstil von gothischen und romanischen Formen entworfen. Schaper modellirte als bekronende Figur einen etwa 9 Fuß hohen Landsknecht. Derselbe hält ruhig in der einen Hand die Fahne des Reichs und in der andern Hand das Schwert, um diese Fahne zu vertheidigen. Die Wahl eines Landsknechts erregte lebhaften Widerspruch bei der Hallenser Bürgerschaft. Man sagte mit Recht, der Landsknecht fei der Vertreter einer vaterlandslosen Söldnertruppe, welche den Krieg nur um des Soldes willen betreibt. Der Grundgedanke des deutschen Soldaten der Gegenwart, der selbstlos für sein Vaterland und seinen Kaiser in das Feld zieht, komme in dieser Landsknechtsfigur nicht zuin Ausdruck. Allerdings hat dieser Widerspruch seine Berechtigung. Doch Schaper schreckte aus rein künstlerischen Gründen davor zurück, dort oben einen 9 Fuß hohen preußischen Infanteristen in der plumpsten aller Uniformen, welche die Weltgeschichte je gesehen hat, aufzustellen. Andere Bildhauer haben in ihren Kriegerdenkmälern für den Feldzug von 1870 ihr Ideal von deutschem Mannesmuth in Gestalt von antiken Kriegern mit der Lorica der römischen Legionarier ausdrückt. Gegenüber diesen Versuchen, mit den Attributen eines fremden Volkes, sogar eines Volkes, welches einst die deutsche Freiheit mit Füßen trat, den Sieg des Deutschthums über die Macht seiner Feinde zu feiern, ist Schapers Landsknecht denn doch entschieden vorzuziehen. Wenn aus Rücksicht auf die Schönheit der Formen die Attribute für unsere vaterländischen Denkmäler aus der Rumpelkammer vergangener Jahrhunderte hervorgesucht werden müssen, so sollte doch das natürliche Nationalgefühl danach verlangen, daß man sich in der Geschichte des eigenen Volkes nach solchen Attributen, Trachten und Emblemen umschaut. Schaper hat mit seinem Landsknecht wenigstens deutsche Tapferkeit verherrlicht. Und in dieser Bedeutung wird das Denkmal von Jedem aus dem Volke verstanden werden.

In diesen wichtigen Fragen durch größere Arbeiten grundsätzlich Stellung zu nehmen, hat Schaper bisher noch keine Veranlassung gefunden. Die Aufgaben, welche die deutsche Reichshauptstadt zur Verherrlichung der Sieger des letzten Krieges zu stellen hat, stehen in der Hauptsache noch bevor. So lange der bescheidene Sinn Kaiser Wilhelms I. im Gegensatz zu dem Ruhmbedürfniß der Herrscher früherer Jahrhunderte die Errichtung seines Denkmals in Berlin bei feinen Lebzeiten ablehnte, war hier auch die Errichtung von Denkmälern für seine Paladine ausgeschlossen. Die Monumente für die Verherrlichung des militärischen Ruhmes des neuen Kaiserreiches sind dadurch in eine Zeit verschoben, in welcher das Nationalgefühl der deutschen Kunst hoffentlich soweit erstarkt ist, daß man auf römische Krieger und römische Waffen in diesen Werken verzichtet — wenigstens in der deutschen Hauptstadt, während in München und Düsseldorf seltsamerweise noch jetzt die Errichtung solcher römischen Kriegerstatuen zur Verherrlichung der Siege von 1870 und 71 im Werke ist.

Während in Berlin die Errichtung von großen militärischen Denk, ^malern schlummerte, fand unsere Bildhauerkunst Gelegenheit, ein wichtiges, nur zu stark bisher vernachlässigtes Gebiet zu pflegen: die Denkmäler der großen Männer des Friedens. Was vor dem Jahre 1871 an derartigen Werken in Berlin aufgestellt war, stand hier und da in stillen Winkeln versteckt. Wer nicht danach suchte, fand die wenigen Statuen und Büsten kaum, und mit ganz geringen Ausnahmen hat auch Niemand viel daran verloren. Seit dem Kriege ist das anders geworden. Der monumentale Sinn der Bürgerschaft suchte mit einer bisher in Berlin unbekannten Opferwilligkeit sich zu bethätigen, und die ganze Kraft mußte — schon aus den oben angeführten Gründen — auf die Denkmäler der Dichter, der Künstler und Gelehrten concentrirt werden. Im November 1871 wurde Reinhold Begas' Schillerdenkmal vor dem Schauspielhaufe enthüllt, und damit war der Bann gebrochen, der bisher auf der freien Entfaltung der Moimmentalplastik in Berlin gelastet hatte. Sofort wurde der allgemeine Wettbewerb unter den Künstlern des ganzen Vaterlandes für das Berliner Goethe-Denkmal ausgeschrieben. Schaper fand hierbei die Gelegenheit, sein großes Hauptwerk zu schaffen. Doch erst nach langem Ringen sollte ihm der endgültige Sieg über seine Mitbewerber zu Theil werden. Etwa fünfzig Entwürfe waren eingegangen. Dieselben wurden im Mai 1872 in der Kuppel des alten Museums ausgestellt. Der Streit der Meinungen, der bei Denkmalsfragen stets die erbittertste Form annimmt, entbrannte in der gewohnten Heftigkeit. Da eine Einigung über einen bestimmten Entwurf nicht erzielt werden konnte, so wurden vier Bildhauer, welche die geeignetsten Modelle eingeliefert hatten, zu einer neuen Concurrenz aufgefordert. Die vier Bildhauer waren Siemering, Donndorf, Calandrelli und Schaper. Jetzt blieb Schaper der Sieger. Das, was ihm dem Erfolg verschafft hatte, war vor Allein der Sockel mit den drei allegorischen Gruppen. Dieser Sockel ist in beiden Eoncurrenzen derselbe geblieben. Nur die Gestalt des Dichters hat Schaper jedes Mal geändert. Zuerst brachte er einen jugendlichen Goethe, der ohne jede idealisirende Zuthat treu in der zierlichen Rococotracht seiner Zeit dargestellt mar. Dann brachte er zwei Modelle neben einander: einen Goethe als Greis und, zum Entsetzen der Berliner, einen sitzenden Goethe. Dieser letzte Entwurf ist meines Erachtens der schönste. Goethe sitzt auf einem Stein und blickt ernst und bewegt vor sich hin, als ob seine Seele einem poetischen Gedanken nachsinnt. Man glaubt hier den Dichter in seiner innersten Geistesarbeit zu belauschen. Das ist die Weihestunde des poetischen Schaffens, wie sie Goethe selber im Vorspiel zum Faust geschildert hat:

Ach! was in tiefer Brust uns da entsprungen.
Was sich die Lippe schüchtern vorgelallt,
Mifzrathen jetzt und jetzt vielleicht gelungen . . .

Das ist Goethe, wie er dichtet. Das fertige Denkmal dagegen giebt den Goethe, der das fertige Gedicht vor seinen Zuhörern declamirt. Doch gerade dieser Anflug zum Pathos ist es, was der Statue im großen Publikum den allgemeinen Beifall verschafft hat. Den faltenreichen Mantel hat Schaper noch zu allerletzst dem Dichter über die Schultern geworfen; die rhetorische Würde der Erscheinung wird dadurch noch wesentlich vermehrt. Doch aus diesem weit geöffneten Mantel tritt die Gestalt in dem zierlichen Nococofrack, in den Kniehofen und Schnallenschuhen deutlich hervor, so daß der Dichter auch in seiner äußeren Erscheinung so dargestellt ist, wie er etwa im fünfzigsten Lebensjahre auf dem Höhepunkte seines Schaffens inmitten seiner Zeitgenossen gestanden hat.

Die drei Gruppen am Sockel stellen die lyrische Dichtung, das Drama und die Wissenschaft dar. In jeder dieser Gruppen ist der allegorische Gedanke durch eine jugendliche Frauengestalt, die von einem Amorknaben begleitet ist, ausgedrückt. Die Muse der Dichtkunst blickt zärtlich zu dem Knaben, der eine Rose auf ihrem Schooße niederlegt. Die Muse des Dramas blickt bewegt vor sich hin. Die Rolle auf ihrem Schooße und der Griffel in ihrer Hand zeigt die Muse mitten in ihrem Schaffen. Sie scheint über das Schicksal ihrer Helden nachzusinnen. Der Knabe an ihrer Seite senkt trauernd die Fackel zu Boden. Die Muse der Wissenschaft ist eine Frau, die in einem großen Folianten liest. Der Amorknabe leuchtet ihr mit der Fackel. Schon die Wahl des jugendlichen Lebensalters für diese Musen zeigt, daß Schaper in dem Sockel wesentlich das Anmuthige, Reizvolle in dem Schaffen Goethes verkörpern wollte, nicht das ernste Ringen des Geistes, sondern die heitere Kunst, die ihm ein Gott gegeben. Reinhold Begas ist in «seinem Berliner Schillerdenkmal den umgekehrten Weg gegangen und hat in Frauenköpfen mit dem ernsten Ausdruck der Geberdensprache des Alters die Gedankenarbeit des Dichters, des Philosophen und des Geschichtsforschers dargestellt. Jeden Liebreiz der Form hat Begas in diesem Streben absichtlich geopfert. Schapers Frauen wollen lieber von der reinen Freude des Dichters als von seinen Thränen erzählen. Sie schildern nicht den Goethe des Dramas, der den Sturm zu Leidenschaften wüthen läßt, sondern den Dichterjüngling, der alle schönen Frühlingsblüthen auf der Geliebten Pfade hin schüttet. Wesentlich dieser Zug in dem Denkml hat den meisten Beifall gefunden.

Schapers Name ist, seitdem das Denkmal im Jahre 1889 im Thiergartenenthüllt wurde, überall in Deutschland bekannt geworden, und Denkinaufträge sind ihm seitdem vielfach ohne jede Concurrenz direct zu Theil geworden. Der Minister zeichnete ihn durch die Verleihung des Profesfortitels aus; vier Jahre darauf wurde ihm der höchste Orden zu Theil, mit dem in Preußen das geistige schaffen geehrt wird, die Friedensklasse des Ordens pcnir le ru^rito. Der Lehrstuhl an der Akademie, wo Schaper den Actsaal leitet, war ihm bereits 1875 übertragen worden.

Während Schaper an der Ausführung des Goethe-DenkmaIs arbeitete, hatte die Stadt Köln für die Summe von 40000 Mark, welche ein wohlhabender Bürger gestiftet hatte, die Concurrenz für ein BismarckDenkmal ausgeschrieben. Schaper gewann den ersten Preis. Schaper hat den Helden ohne jede allegorische Zuthat treu nach dem Leben in der historischen Kürassieruniform und zugleich in der ganzen Mannhaftigkeit seines Wesens dargestellt. Keine Erinnerung der alten Rauch-Schule, kein Versuch, die Macht der wirklichen Persönlichkeit durch monumentale Attribute zu steigern, verdrängt hier den unmittelbaren Eindruck des Lebens. Dasselbe gilt von seiner Moltke-Statue, die er kurze Zeit darauf ebenfalls für Köln ausführte. Schaper ist in diesen beiden Statuen der schlichte unbefangene Realist, in welchem Niemand den Schöpfer der Goethe-Statue und der zart besaiteten Frauengestalten am Sockel des Goethe-DenkmaIs vermuthen kann. Die Bismarckstatue wurde auf dem Casinoplatz in Köln, am Geburtstage Bismarcks, am 1. April des Jahres 1879 enthüllt. Die Bürgerschaft sah mit sehr getheilter Stimmung dem Ereigniß entgegen. Noch schlug damals der Culturkampf seine Wogen, und die katholische Bevölkerung zog sich zum Theil von der Feier zurück. Die Enthüllungsfeier begann in gedrückter Stimmung. Die Feuermehr war requirirt, uni die verhüllenden Tücher von dem Standbilde abzunehmen. In recht unpoetischer Weise wurden die einzelnen Lappen abgewickelt. Erst bei dem nachfolgenden Festessen hob sich die Stimmung. Dann wurde während der Tafel die Anregung gegeben, nunmehr auch dem Grafen Moltke ein Standbild zu errichten. Der Gedanke wurde begeistert ausgenommen. Noch während des Essens zeichneten die Theilnehmer der Feier die Summe von 45 MO M. Die Summe deckte die Gesammtkosten des Denkmals. Auch dieses Mal gewann Schaper den ersten Preis; und als die Statue am Geburtstage des Feldmarschalls am 26. October 1881 enthüllt wurde, erhielt Schaper während der Feier den Auftrag von der Stadt Koblenz, daselbst das Denkmal des Generals von Göben auszuführen.

Wie in der Bismarck- und in der Moltke-Statue, fogalt es auch hier, ein schlichtes Standbild in der treuen Generalsuniform unserer Zeit zu schaffen. Allerdings ein wenig malerischer konnte Schaper diesmal die glatten, breiten Tuchflächen gestalten. Göben hatte sich im Leben niemals um den vorschritsmüßigen glatten Sitz der Uniform bekümmert. Er mar bekannt wegen seiner Art, sich nachlässig anzuziehen. Den Säbelriemen pflegie er in der Regel über den Waffenrock zu schnallen. Alle diese kleinen Züge waren natürlich künstlerisch außerordentlich dankbar. Schon die Haltung der Figur konnte dadurch charakteristischer hervorgehoben werden. Das Persönliche wurde nicht durch die Gleichförmigkeit einer strammen Unisoni! unterdrückt. Nur die Brille, welche Göben im Leben trug, und ohne die ihn Niemand kannte, bot dem Künstler, der so gern die treuste Wahrheit des Lebens geben wollte, eine unüberwindliche Schwierigkeit dar. Auch die weitgehendsten Realisten haben die Brille bisher in ihren Denkmälern vermieden. In weißen Mannorstatuen scheint dieselbe überhaupt unmöglich zu sein; denn wer möchte neben dem Kristallinischen Marmorglanz des Kopfes ein weiß lackirtes Brillengestell sehen? In Bronzestatuen möchte das Brillengestell vielleicht noch eher angehen; doch wie würde sich ein leeres Bronzegestell vor den Augen der Statue ausnehmen, und wer würde es wagen, in ein solches Gestell die Brillengläser hineinzusetzen? Der Bildhauer Hundrieser hat einmal eine scherzhafte Büste des Bildhauers Encke, des Schöpfers des Denkmals der Königin Louise im Thiergarten, mit der Brille modellirt. Das Brillenglas liegt als volle undurchsichtige Scheibe vor den Augen, und das Ganze ist mit einer gleichmäßigen Bronze überzogen. Die Brille macht in diesem Falle den Eindruck, als ob sie sich im hellen Sonnenlicht spiegelte. Die Aehnlichkeit der Büste ist außerordentlich gelungen. Doch welcher Bildhauer würde heute so weit gehen, eine ähnliche Wirkung in den monumentalen Stil einer Denkmalsstatue zu übertragen? Schaper hat an seinem Göbendenkmal die Brille fortgelassen. Schaper selber hält diese Grenze in der Erreichbarkeit der Wahrheit des Lebens für unüberwindlich. Als er indessen das Hilfsmodell der Statue dem alten Kaiser vorführte, hatte er der Statue ein besonders für diesen Zweck angefertigtes Brillengestell aufgesetzt. Nur so war dem Kaiser die äußere Erscheinung seines Generals vertraut, und nur so ließ sich beurtheilen, ob die volle Aehnlichkeit erreicht fei. Bei diese Besichtigung gab der Kaiser auch mit fröhlichem Lachen seine Zustimmung zu der nachlässigen Darstellung der Uniform und erinnerte sich lebhaft, wie oft Göben gerade so mit dem eilig übergefchnallten Säbelriemen vor ihm erschienen sei.

Doch es soll hier keineswegs der Anschein erweckt werden, als ob die Kostümfrage bei der Beurtheilung unserer Denkmäler die Hauptsache märe. In Schapers Feldherrnstatuen ist der innere Ausdruck, der Geist und der Wille der Persönlichkeit besonders tief in den Zügen des Kopfes und der Haltung charakterisirt. Mit der Tradition der alten Schule hat Schaper hier endgiltig gebrochen. Sein Moltke und sein Göben sind nicht mehr die Kriegshelden der alten Schule, die selber mit dem gezogenen Säbel auf den Feind eindringen, sondern die modernen Schlachtendenker, die gerade in der ruhigen Klarheit des Geistes ihre Feldherrngröße beweisen. Das Göben-Denkmal wurde während des Kaiserermcmövers im Herbst des Jahres 1883 mit großer Feierlichkeit enthüllt.

In der langen Reihe seiner Standbilder von Männern aus dem bürgerlichen Leben ist Schaper niemals wieder zu der idealisirten Darstellung der Persönlichkeit, wie er sie in seinem Goethe-Denkmal gegeben hatte, zurückgekehrt. Bereits 1877 hatte er für die Stadt Braunschweig die

Nord und Süd. XUX., 47, 22

Statue des Mathematikers Gauß geschaffen. Der Gelehrte ist nach dem Vorbild einer alten Lithographie im langen Pelzrock dargestellt. Auf dem Kopf trägt er ein kleines Käppchen. Es ist dies das einzige Mal, daß Schaper einer Statue die Kopfbedeckung gegeben hat. Wie Rauch, so verschmäht auch Schaper in seinen Denkmälern die Kopfbedeckung, weil jede Hutkrempe und jeder Helmschirm die Stirn und die Augen beschattet und somit undeutlich macht. Rauch ist nur in seinem Francke-Denkmal von diesem Grundsatz abgewichen. Doch das glatt anliegende Käppchen Franckes wirft keinen Schatten auf die Stirn. In dem Neiterdenkmal Friedrichs des Großen hat Ranch den historischen Dreispitzhut nur gegen seinen Willen auf ausdrücklichen Befehl König Friedrich Wilhelms IV. dem bereits fertigen Reiter-Modell nachträglich aufgesetzt. Und doch, wie leer würde uns jetzt das Denkmnl erscheinen, wenn dieser Hut fehlte! Die Frage der Kopfbedeckung bei unfern Reiterstandbildern ist noch immer ungelöst. Die Bildhauer wollen den Helm nicht, weil derselbe die charakteristische Form des Schädels verdeckt. Das Bolk dagegen will seine Herrscher und Helden nicht mit bloßem Kopfe auf den Straßen reiten sehen, namentlich nicht bei Regen und Schneemetter. Den Ausweg, den die Engländer gefunden haben, indem sie den verstorbenen Prinzen Albert, dm Geniahl der Königin Victoria, in seinen Reiterstandbildern dargestellt haben, wie er vor den Vorübergehenden den Hut abzieht, wird die deutsche .Kunst hoffentlich nicht nachahmen.

Wohl die schmierigste Aufgabe in Schapers Lebens war das LessingDenkmal für die Stadt Hamburg. Nicht weil die Aufgabe neu war. sondern grade weil dieselbe bereits 25 Jahre zuvor durch Rietschels Braunschweiger Lessing-Statue eine klassische Lösung gefunden hatte. Rietschel hatte den Dichter schlicht und einfach ohne jede ideale Zuthat in der ruhigen Haltung, die so schön zu dem klaren Geiste Lessings stimmt, stehend dargestellt. Sollte Schaper dasselbe thun? Im klassischen Alterthum und iin Mittelalter würde sich der Bildhauer in solchem Falle so eng als möglich an das einmal bewährte Borbild angeschlossen haben; die Bildhauer der Antike haben grade durch die beständige harmonische Fortbildung einer begrenzten Anzahl von altersher überkommener Gestalten eine so hohe Vollendung ihrer Werke erreicht. Doch die Antike kannte in künstlerischen Fragen weder den Begriff eines geistigen Eigenthumsrechtes noch die Forderung, daß jedes einzelne Kunstwerk eine aus originalem Geist ersonnene eigene Schöpfung des Künstlers sein müsse. Seitdem Michelangelo in jedem seiner Werke die Wucht seines eigenen persönlichen Empfindens ausgesprochen hat, ist dies anders geworden. Wenn heute ein älteres Vorbild wiederholt wird, so sagt die Welt sofort: Der Gedanke ist da und da gestohlen. Der moderne Künstler muß vor Allem originell sein. Schon aus diesem Grunde mußte Schaper jeden Vergleich mit Rietschels Standbild zu vermeiden suchen. Er hat dies namentlich dadurch gethan, daß er seinen Lessing sitzend darstellte. Die Hamburger waren empört darüber. Die sitzende Haltung wurde von der Bürgerschaft als unwürdig zurückgewiesen.

Das Volksbewußtsein scheint sich überall in Deutschland gegen sitzende Statuen zu sträuben. Wie kraß wurde in München der Stuhl verspottet, auf dem der König Max Joseph in seinem Denkmal vor dem Hoftheater dargestellt ist! Und doch drängen die Bildhauer der Gegenwart überall in Deutschland, Oesterreich, Italien, Frankreich, in der Schweiz und England bei Statuen in bürgerlicher Tracht auf die sitzende Haltung hin. Für den Gelehrten wie für den Dichter, der die Arbeit seines Lebens am Schreibtisch geschaffen hat, sollte diese Haltung denn doch ganz natürlich erscheinen. Auch an Vorbildern aus der antiken Kunst, die so gern als Wahrzeichen für jeden künstlerischen Gedanken angerufen werden, fehlt es nicht. Wer will den sitzenden Kolossen der Memnons-Säulen und den sitzenden Riesengestalten Ramses des Großen den Charakter einer ernsten Monumentalität absprechen? Auch die griechische Kunst kennt ähnliche Beispiele. An der Straße, welche zu dem gefeierten Apollotempel bei Milet führte, waren die sitzenden Marmorstatuen der Glieder des Herrscherhauses aufgestellt. In Gipsabgüssen überall verbreitet sind "die beiden sitzenden MarmorStatuen der griechischen Komödiendichter Menandros und Poseidippos ans dem Vatikan. Und wer wüßte nicht, daß die gefeiertste Statue des Zeus, das Gold-Elfenbeinbild des Phidias im Zeustempel zu Olympia, auf einem reich mit mythologischen Figuren ausgestatteten Throne sitzend dargestellt war? Die Anzahl dieser Beispiele ließe sich leicht vermehren. Auch die Renaissance liefert dazu wichtige Beiträge. Doch die Empfindung des Volkes richtet sich bei Denkmälern nicht nach kunstgeschichtlichen Motiven, sondern danach, wie dem Volke die Denkmäler der großen Männer aus eigener Anschauung vertraut geworden sind.

Allerdings hat Schapers sitzender Lessing bereits manches Vorbild in der deutschen Kunst. Rauchs sitzender Max Joseph ist in München bereits 1835 aufgerichtet. Einen sitzenden Goethe hat Rauch in drei verschiedenen Modellen dargestellt, allerdings niemals in monumentalem Maßstabe ausgeführt. Im Berliner Schauspielhause hat Friedrich Tieck den Dichter Jffland sitzend dargestellt. Bei der ersten Berliner Goethe-Concurrenz hatten Reinhold Begas, Siemerling und Calandrelli sitzende Statuetten eingereicht. Doch wirklich ausgeführt ist eine größere Anzahl von sitzenden Statuen in Deutschland erst „nach diesen Versuchen. Es ist wichtig, sich dies in einigen Zahlen zu vergegenwärtigen. In Wien wurde 1872 Kundtmanns Schubert-Denkmal enthüllt, 1880 folgte Zunwuschs Beethoven, 1388 Zumbuschs Maria Theresia. Kundtmanns Grillparzer-Denkmal ist im lebensgroßen Modell längst vollendet.

In Leipzig hat die sitzende Fignr des Homöopathen Hahne mann, ein Werk Steinhäusers, freilich das Ansehen der sitzenden Statuen sicher nicht gefördert. Das Denkmal steht schon seit mehr als fünfundzwanzig Jahren dort in Bezug auf das genaue Datum der Errichtung läßt mich meine kunstgeschichtliche Kenntniß im Stich. Ich habe mir das Denkmal des berühmten Homöopathen, der da hoch oben auf dem Postament seine Sitzübungen abhält, stets nur als Curiosum angesehen. Ebenso bespöttelt in der öffentlichen Meinung wird dort der sitzende Luther in Schillings Reformationsdenkmal, das im Jahre 1883 enthüllt wurde. Einen sitzenden Kaiser Wilhelm brachte Siemerings Leipziger Kriegerdenkmal im Jahre 1888. In München wurde im Jahre 1883 Wagnüllers Liebig-Denkmal, und in Berlin die Denkmäler der Brüder Humboldt vor der Universität enthüllt. Die in Ausführung befindliche Geibel-Statue für Lübeck von Friedrich Volz sitzt. Von den übrigen Teilnehmern, an der Concurrenz zu diesem Denkmal im Jahre 1886 hatte fast der vierte Theil sämmtlicher Bewerber die sitzende Haltung gewählt. Auch bei der in diesen Wochen entschiedenen Denkmalsconcurrenz für die Gebrüder Grimm in Hanau haben mehrere Bildhauer, z. B. Eberlein, Eberls Echtermeyer, Robert Bärwald und auch der Gewinner des ersten Preises, Mar Wiese, den einen der beiden Forscher sitzend dargestellt. ^ Nur ein ganz besonderer Zufall mar es, durch den Berlin zu seinen beiden sitzenden Statuen vor der Universität gekommen ist. Es war die Verordnung erlassen, daß die beiden projectirten Denkmäler in ihrer Höhererhebung nicht über die Köpfe der in der Nachbarschaft ausgestellten Feldherrnstatuen hinausragen sollten; das Civil sollte nicht höher hinauswollen als das Militär. Um den beiden Standbildern trotzdem die invonirende Wirkung zu geben, welche der architektonische Hintergrund des Universitätsgebäudes erforderte, und doch die vorgeschriebene Höhe nicht zu überschreiten, blieb eben nichts Anderes übrig, als die beiden Gelehrten sitzend darzustellen. Man man muß sich nur davor hüten, die schöne Wirkung dieser beiden Monumente, die dort gleichsam als zwei gewaltige Löwen der Wissenschaft vor dem 'Tempel der alru» innerer die Wache halten, ohne Weiteres als das Resultat rein ästhetischer Erwägungen zu betrachten. Daß in Berlin die allgemeine Stimmung noch immer gegen die sitzenden Denkmäler vorherrscht, beweist namentlich die vor drei Jahren ausgeschriebene Lesiing-Concurrenz, bei welcher die stehende Haltung als besondere Bedingung vorgeschrieben mar.

In Schapers Lessing ist Alles, was an den theatralischen Pomp oer alten Schule erinnern könnte, vermieden. Der Dichter sitzt aus seinem Stuhl in der ungezwungensten Haltung da; in gespannter Beobachtung blickt er gerade aus, als ob er dem Gange einer Theateraufführung folgte. Schaper hat in Hamburg nicht Hessings poetisches Schaffen, sondern den Verfasser der Hmnburgischen Dramaturgie verherrlichen wollen, und die besonnene Ruhe des Kritikers kommt eben in dieser beobachtenden Haltung treffend zur Geltung. Der Kopf, für welchen Schaper Lessings nach dem Leben abgeformte Gipsmaske benutzt hat, stellt den Dichter im Alter von etwc 45 Jahren dar. Die Rococotracht macht sich in der Silhouette überaus zierlich geltend, namentlich durch die in ungezwungenster Weise breit auseinandergelegten Füße, deren Linien von allen Seiten gesehen in die Silhouette hineinragen. An dem Granitsockel sind die Medaillonporträts von Eckhof und Reimarus angebracht. — Die Gesamtkosten des Denkmals betrugen 72000 Mark. Die Enthüllung auf dem Gänsemarkt fand 1881 statt.

Noch unvollendet im Atelier des Künstlers stehen gegenwärtig drei andere Denkmäler. Eine Statue Liebigs ist für die Stadt Gießen bestimmt, wo Liebig in jüngeren Jahren als Professor an der Universität wirkte. Der Gelehrte ist daher, im Gegensatz zu dem Münchener Denkmal, im jugendlichen Alter dargestellt. Der Ausdruck der ersten Geistesarbeit des Forschers ist gut getroffen. Ansprechend sind auch die glatten Tuchflächen der Kleidung behandelt. Statt des bis auf die Schienbeine herabwallenden Schooßrocks, der sich in unfern Denkmälern der Männer derselben Zeit meist so entsetzlich schlafrockmäßig ausnimmt, hat Schaper den jugendlichen Gelehrten ini kurzen, offenen Sommerüberzieher dargestellt. An dem Sockel sollen zwei große allegorische Frauengestalten, die Wissenschaft und die Natur, Platz finden. — Für die Stadt Erfurt hat Schaper eine LutherStatue geschaffen, die den Reformator mit der offenen Bibel in der Hand darstellt. Zum Unterschiede von Nietschels Luther, der wesentlich als der Kämpfer für das Wort Gottes erscheint, giebt Schaper den begeisterten Sucher nach der Wahrheit. Auch die Stellung ist vollständig anders gewählt. Schaper hat in diesem Falle möglichst treu den Charakter der Gestalten in den Bildern des Reformationszeitalters angestrebt. Genau so breitbeinig wie in den alten Holzschnitten, und namentlich wie in Cranachs schönem Lutherbildniß des Berliner Kupferstichcabinets, so steht Luther auch in diesem Denkmal da. Der Eindruck eines Mannes des 16. Jahrhunderts ist dadurch wesentlich charakteristischer erreicht, als durch jeden sonst in unfern Denkmälern üblichen ästhetisch abgewogenen Contrast der Stellung von Standbein und Spielbein, der in den Statuen der deutschen Renaissance nur ganz vereinzelt zu finden ist. — Schapers letzte Statue ist das Denkmal des Gußstahlfabrikanten Alfred Krupp für die Stadt Essen. Krupp steht nachdenklich, doch ohne jeden Anflug von Sentimentalität neben dem Amboß. Der leichte Sommeranzug ist so ungezwungen wie bei einer Genrefigur behandelt; statt aller Attribute hält Krupp in der einen Hand den niedrigen Filzhut. Um auch in kleinen Dingen möglichst treu zu sein, hat Schaper die beiden Stulpenstiefel, in denen Krupp täglich durch seine Fabrikanlagen schritt, in Gips abgießen lassen. Zufällig fand ich diese Abgüsse im Atelier neben dem fertigen Modell stehen. Die Art, wie sich das Leder in weite bauschige Falten wirft, ist genau ebenso in die Statue übertragen.

Wenn man diese letzte Arbeit mit Schapers erstem Denkmalsentwurf der Statue Uhlands vergleicht, so erkennt man, daß der Künstler während dieser 22jährigenEntwicklung demselben Streben nach der schlichten Wahrheit des Lebens treu geblieben ist. Dasselbe gilt von seinen durchaus realistisch aufgefaßten Büsten, unter denen als die hervorragendsten folgende zu nennen sind: Curtius, Zeller, Richard Wagner, Frerichs, Göppert, Heinrich von Sybel, Kiel, Bismarck und Moltke. Das Goethe-Denkmal mit seiner durchaus andern Auffassung des historischen Charakterbildes ist in diesem Schaffen nur eine vorübergehende Episode geblieben.

Aus völlig anderem Geiste geschaffen und wie von der Hand eines ganz anderen Künstlers sind dagegen Schapers weibliche Gestalten. Ter Bildhauer, der in seinen Statuen und Büsten so treu den Spiegel des wirklichen Lebens giebt, ist in seinen Frauengestalten ganz dem griechischen Schönheitskanon der alten Rauch'schen Schule treu geblieben. In jedem dieser Köpfe kehren die regelmäßigen Linien der Gesichtsbildung der Antike wieder: die geraden Stirnen mit den im sanften Schwünge gebogenen Augenknochen, die das Auge tief beschatten; die stark entwickelte griechische Nase, die an der Wurzel ohne jede Einsenkung an die Stirne ansetzt; ferner die volle Rundung des stark entwickelten Kinns. Der Ausdruck lieblicher Anmuth ist in diesen Köpfen zuweilen bis zu einem sentimentalen, sehnsuchtsvoll hinschmelzenden Lächeln gesteigert. Eins der anmuthigsten dieser Werke ist das Relief der drei Grazien im Besitz des Geh. Rath Bolkmann in Halle. Die Grazien find nach den Worten Goethes im zweiten Theil des Faust dargestellt:

„Anmuth bringen wir in's Leben;
Leget Anmuth in das Geben!"
„Leget Anmuth in's Empfangen!
Lieblich ist's, den Wunsch erlangen."
„Und in stiller Tage Schranken
Höchst anmuthig sei das Danken."

Hier, wo der Grundgedanke der Gestalten die Anmuth ist, zeigt sich Schapers Auffassung am glücklichsten. Eine seiner letzten Arbeiten dieser Art ist die Gruppe „Hebe und Amor tranken die Dauben der Benus." Das junge Weib, welches hier den heranflatternden Tauben die Schaale hinhält, denkt in seinem träumerischen Lächeln nicht bloß an diese Tauben. Sie sind ihr das Symbol der Liebe, der sie mit freundlichem Blick Gewährung verheißt. Die Gruppe ist auf hohem Marmorpostament effectvoll in dem Haufe des Bankier Sinwn in der Voßstraße in Berlin aufgestellt. Von drei Seiten führen die Arme einer breiten Treppenanlage um das Bildwerk herum, und von allen Seiten betrachtet bietet die Gruppe denselben harmonischen Fluß der Linien dar. Die überaus zarte Grundstimmung des ganzen Werkes sagt meinem persönlichen Empfinden weniger zu.

Bon ernsterer Wirkung sind Schapers Frauengestalten für das Berliner Zeughaus. In der großen Kuppelhalle steht als Hauptfigur des ganzen Raumes seine aus weißem Marmor gearbeitete Kolossalfigur der Siegesgöttin. Die Göttin scheint eben vom Himmel auf die Erde nieder zu schweben. In der hoch erhobenen Rechten hält sie den Lorbeerkranz, in der Linken den Palmenzweig. Noch flattern von dem Fluge die Falten ihres Gewandes. In ihren Zügen liegt ein strahlendes Lächeln, mit dem sie den Sieger begrüßt. Die Göttin denkt nicht mehr an den Ernst des Kanrpfes, sondern nur noch an heitre Festesfreude. Bewegter ist die Stimmung in dem Ausdruck der beiden Idealsiguren in der Feldherrnhalle des Zeughauses. Beide sind wie alle Frauen Schapers in blühender Jugend dargestellt. Die Eine, die Begeisterung, hat Schwert und Schild gefaßt und scheint soeben kampfbereit aufspringen zu wollen. Die Andere hält im Arme die Kaiserkrone, das kaiserliche Scepter und den Oelzweig des Friedens, die sie mit dem gezückten Schwerte schirmt; der amtliche Titel dieser zweiten Figur lautet: Die Treue und Wahrung des deutschen Reiches.

Die Uebersicht, welche hier von Schapers Schaffen gegeben ist, konnte naturgemäß nicht jede kleineNebenarbeit in's Auge fassen. Doch ist wohl kein wesentlicher Zug seiner künstlerischen Thätigkeit in dieser Darstellung übergangen.

Das endgültige künstlerische Charakterbild des Mannes, der jetzt in der Vollkraft seines Könnens im 48. Lebensjahre, inmitten einer ausgebreiteten Thätigkeit steht, zu zeichnen, muß allerdings der Zukunft vorbehalten bleiben. Doch welche Erweiterung das Gesamtbild feines Wirkens auch dereinst erfahren möge, so hat doch die Gegenwart nicht nur das Recht, sondern die Pflicht, sich bereits jetzt Rechenschaft^««« der Thätigkeit eines der gefeiertsten Meister unserer Zeit zu geben. Dazu mögen diese Zeilen beitragen!

Besuch einiger Schulen der Allgemeinen Israelitischen Allianz iAllitmee Israelit« Universelle) in Marokko und Kleinasien.

von

- M. Zoest.
- Berlin. —

pätere Generationen werden es kaum glauben oder begreifen können, daß heute noch, am Ende des neunzehnten Jahrhunderts, in dichtester Nähe unseres europäischen Continents, durch eine nur wenige Meilen breite Wasserstraße von demselben getrennt oder vielmehr mit demselben verbunden — Gebirge, trennen, Flüsse und Meere aber verbinden die Länder und Völker — ein Reich bestehen oder vegetiren kann, dessen Cultur aus durchaus keiner höheren Stufe steht, als die der einst durch die Hordenführer eines Dschingi-Khan oder Timur gegründeten Barbarenstaaten. Es dürfte heute in der ganzen Welt, die centralafrikanischen Negerstaaten und die volynesischen Scheinkönigthümer nicht ausgenommen, kein Land geben, in dem eine in jeglicher Beziehung erbämlichere und wüstere Wirtschaft herrscht wie im modernen Marokko.

Hierauf des Näheren einzugehen, ist aber nicht der Zweck dieser Zeilen. ^

Jeder Tourist, der auf einer Reise durch Spanien die nicht ganz eicht zu erreichende südlichste Spitze Andalusiens, Gibraltar, einen der interessantesten Punkte der Erde, berührt, wird der Versuchung nicht widerstehen können, auch dem gegenüberliegenden Continent mit dem Raubstaat Marokko einen kurzen Besuch abzustatten. Gelegenheit, nach Tanger überzusetzen, findet sich in Gibraltar mindestens einmal täglich. Die regelmäßig fahrenden Dampfer sind theils schlecht, theils sehr schlecht; hat aber der Reisende das Glück, an Bord eines Tanger berührenden Danrpfers einer der großen Mittelmeerlinien zu kommen, so vollzieht sich die Ueberfahrt in drei Stunden in angenehmster Weise. Als Schreiber dieser Zeilen im Herbst 1887 in Begleitung eines Freundes in einer erbärmlichen Nußschale, die den stolzen Namen „VMs äs langer" führte, übersetzte, befand sich, neben einer großen Anzahl marokkanisch-jüdischer Passagiere, auch eine der jetzt sehr beliebten amerikanischen fliegenden Erziehungsanstalten an Bord.

Neun junge Damen, deren geistige Vorzüge die körperlichen hoffentlich überragten, folgten, wie wir von ihrem Führer und Dolmetscher, einein mehr als geriebenen Sohne Gibaltars hörten, schon seit mehreren Monaten einer Pensionsvorsteherin, welche sie contractmäßig in einer bestimmten Zeit von New-Aork aus durch Europa, Afrika und Asien (o. h. Tanger und Skutari) und wieder nach Amerika zurückzuführen hatte. Die Dauer der „Afrikareise" war auf vierundzwanzig Stunden berechnet.

Eigenthümlich war während der Fahrt die stellenweise ungleiche Farbe des Meeres. Während dieselbe in der Bai von Gibraltar noch hellblau wie die eines Binnensees war, rollten uns etwa auf der Höhe von Tarifa die dunkelgrünen Wogen des Atlantischen Oceans entgegen, init den sich aufbäumenden Mittellineermellen erst dann sich vermischend, nachdem die ungleich gesärbten Wasser wie zwei verschiedene Stoffe eine weite Strecke neben einander nach Osten getrieben waren.

Die, an der nordwestlichen Seite einer so ziemlich allen Winden zugänglichen Bucht gelegene, gegen einen Hügel sich lehrende, amphitheatralisch aufgebaute Stadt Tanger macht, vom Meer aus gesehen, einen sehr gefälligen Eindruck. Alle Häuser sind weiß getüncht, und diese helle Masse, die in der blendenden Sonne viel weißer erscheint, als sie in Wirklichkeit ist, hebt sich, von einigen schlanken, glitzernden Minarets überragt, gegen den klaren blauen Himmel und das wenn auch spärliche Grün ihrer Umgebung recht freundlich ab. Drei über einander erbaute Terrassen sind, abgesehen von verschiedenen alten, ziemlich unbrauchbaren Geschützen mit sechs neuen zmanzig-Ton Armstrongs armirt, und auf den unruhigen Wogen der Bai schaukelte Seiner Scherifianischen Majestät Kriegsflotte, bestehend aus einem uralten, kleinen, mit sechs Geschützen gewappneten, einstigen Fracht- und Personendampfer, der „Hassanieh", mit welchem es einst einem unternehmenden Arier gelang, den Sultan zu übervorthailen.

Tie Ausschiffung war bei der durch Stürme der letzten Tage noch unruhigen See recht unangenehm, zeitweise sogar gefährlich. Ruderer brachten uns endlich, allerdings gänzlich durchnäßt, nach einem erbärmlichen Hafendamm, von dem wir uns, von der Zollbehörde in keiner Weise, wohl aber durch allerhand herumlungerndes Gesindel belästigt, in wenigen Minuten nach dem Hotel Continental begaben. Dieser Gasthof übertrifft die besten Hotels der ganzen iberischen Halbinsel mit Gibraltar in jeder Beziehung — nur nicht in den Preisen — um ein Bedeutendes; man ißt dort eben so gut wie bei Uhl oder Dressel

Tanger ist oft genug beschrieben worden; es ist eben so schlecht, das heißt schmutzig, winklig, dunkel und übelriechend, wie sein Ruf und wird hierin selbst von keiner Stadt des gesegneten Spaniens erreicht. Eine einigermaßen breite, stellenweise sogar gepflasterte Straße mit mehreren recht erbärmlichen Āl««ri»Li Lasars führt nach dem ebenso erbärmlichen Markt. Der hier herrschende Geruch nach faulen: Obst, faulem Fleisch und faulen Fischen, der Reichthum an todten Katzen, Ratten und Hühnern, überhaupt der ganze orientalische Duft, der in gleichem Maße todten Thieren wie lebenden Menschen sein Dasein verdankt, wird selbst den Reisenden, der andere Länder der Levante oder der Tropen besucht hat, überraschen:

Jenseits des Marktes führt die Straße durch ein zerfallenes Thor (Bab-el-Sok) in's Freie; dieselbe erreicht damit auch so ziemlich die Spitze des Hügels, an welchen Tanger angebaut ist.

Wie eine Oase in der Wüste liegt hier, das im maurischen Styl gebaute Haus umgebend, der oft gerühmte Garten des deutschen Ministerresidenten. Weiter nach Westen befinden sich die Wohnungen der übrigen Vertreter europäischer Staaten. Bekanntlich leben diese nicht in der Hauptstadt, bezw. in einer der Hauptstädte des Landes, sondern der Sultan hat seinen Minister des Auswärtigen Said Bargasch möglichst weit von sich selbst ab in Tanger untergebracht, damit ihn die ewigen Klagen und Berichte desselben so selten wie möglich, oder wenn irgendwie möglich, überhaupt gar nicht erreichen. Der Minister kann sehen, wie er mit den Ungläubigen zurechtkommt.

Das Oorj« äiplomiirhns ist ziemlich stark in Tanger vertreten; Spanien, z. B., das ja ebenso nach Marokko hinschielt, wie Italien nach Tripolis, oder früher Frankreich nach Tunis und Algier, ist durch einen Gesandten, einen Generalconsul, einen Consul, einen Viceconsul und zeitweise noch durch einige Attaches vertreten.

Der größte Theil der Bevölkerung Tangers setzt sich aus Marokkanern — dieser Begriff soll hier nicht specialisirt werden —, Juden und Negern zusammen.

Die Neger sind meist Sklaven, die in Marokko sehr billig, billiger noch wie in Sansibar sind. Sie kleiden sich, ebenso wi/ der marokkanische Arbeiter, in Röcke und Hosen aus Sackleinwand, über welche der marokkanische Mantel aus grobem, schwarz und grau gestreiftem Wollenstoff mit Kaputze gestülpt wird, dessen kurze Aermel, weil der Neger seine Anne dicht am Leibe zu behalten liebt, steif vom Mantel abstehen. Die Juden werden weiter unten besprochen werden.

Die Tracht des begüterten Marokkaners ist ebenso einfach wie kleidsam, weißes Hemd, weiße, weite, bei beiden Geschlechtern kaum bis zum Kniee reichende Beinkleider, darüber ein meist dunkelblauer, langer, weiter, recht bequemer Nock und über diesem noch die unentbehrliche DscheWba, der große weiße Kaputzenmantel aus einem unseren Hand- oder Baderücheni entsprechenden groben Stoffe. Der um den rothen Fez gewundene mächtige weiße Turban und ein Paar, meist gelber Pantoffeln vervollständigen das malerische Kostüm. Je brennender die Sonnenhitze ist, und je glühender der Wüstenwind weht, desto mehr hüllt sich der Marokkaner, ebenso wie der Tuareg oder Sudanese, in seine Kaputze und seine schweren Gewänder. Eine Gruppe wohlhabender Marokkaner — bei den Aermeren verändert sich das Weiß der Kleidung gar bald in Gelb und Braun — mit ihren tiefbraunen, ernsten, von langen wohlgepflegten Barten umrahmten Gesichtern, Alle stets würdevoll in ihren geradezu mit klassischein Faltenwurf sie umhüllenden Dschellnbas einherschreitend, bietet einen wirklich schönen Anblick.

Ueber das sogenannte schöne Geschlecht in Marokko ist es dem Fremden schwer oder unmöglich, sich ein Urtheil zu bilden, weil er nie eine Maurill aus guter Familie unverschleiert sehen wird. Was aber die Frauen und Mädchen betrifft, welche der Fremde in Tanger und Tetuan zu Gesicht bekommt, also meist Bäuerinnen, so vernachlässigen dieselben ihr Aeüßeres in hohem Grade. Auch sie hüllen sich in weiße Stoffe, und diese Farbe mag in diesem heißen Lande sehr angebracht sein, leider aber sehen die Trägerinnen derselben in Folge des Staubes und Schmutzes durchgehend unreinlich und verkommen aus. Die Tracht der Weiber an und für sich ist schon unsäglich häßlich. Die Reichen kleiden sich allerdings in golddurchmirkte (europäische) Stoffe, die hier noch mit Gold bestickt werden; das weibliche Wesen aber, dem man auf Schritt und Tritt begegnet, hüllt sich in kurze, einst weiße Beinkleider, knüpft um seine Taille, fofern man von einer solchen reden kann, die Zipfel eines, unseren groben, rothgeränderten Handtüchern entsprechenden Tuchs, das nach hinten herabhängt, während über den in ein grobes Hemd gehüllten, meist plumpen Oberkörper ein zweites, eben solches Tuch in derselben ursprünglichen Weise geknotet ist. Den unteren Theil des Gesichts von den Augen bis zum Kinn, sowie den übrigen Theil des Kopfs verhüllt ein grobes, ebenfalls einst weißes Tuch, in welchem an der in Folge des Athmens feuchten Stelle vor Mund und Nase stets ein häßlicher gelbbrauner Staubfleck sich bildet, durch den man unwillkürlich an Geschwüre und Aehnliches erinnert wird. Ueber dieses ganze form- und reizlose Arrangement wird nun noch ein Mantel oder eine Decke von der Größe und ganz demselben Ansehen, wie etwa vier aufgetrennte und zu einem Stück vereinte europäische Säcke, geworfen, der den Oberkörper und den Kopf verhüllt. Diese ganze plumpe und unsaubere Masse wird von einem über 1 Meter im Durchmesser sich dehnenden, an vier Seiten aufgebundenen Strohhut überdacht, während unten aus derselben zwei ungraziöse, staubige, unbekleidete Beine zum Vorschein kommen.

Auf dein Lande sieht man vielfach Frauen und Mädchen unverschleiert und kann dann die eigenthümliche Kinn-Tätowirung derselben, ganz ähnlich der der Grönländerinnen, bemerken.

Mehr als das, wenn auch recht afrikanisch verkommene, so doch stark von europäischer Civilisation angehauchte Tanger zog uns Tetuan an, eine Stadt ca. 14 Meilen östlich von Tanger gelegen, die von hier in einem Tage leicht zu erreichen ist. Unsere Vorbereitungen waren rasch getroffen und würden kaum einen Tag in Anspruch genommen haben, wenn wir uns nicht im Fast- oder Festmonat Ramasan befunden hätten. So aber waren Pferdevernliether, die von Sonnenaufgang bis Untergang keinen Bissen berührten, über deren brennende Lippen mährend derselben Zeit kein Tropfen irgend einer Flüssigkeit kam, und die sich nicht einmal den harmlosen Genuß einer Pfeife oder Cigarette gestatteten, dabei aber bei dem Kanonenschuß, der den Sonnenuntergang verkündete, nach den vorgeschriebenen Gebeten sich über Speisen und Trank hermachten und bis zum Morgengrauen aßen, tranken, — und zwar hier nicht ausschließlich Waffer oder Kaffee — beteten, Karten spielten, sangen und tanzten bzw. sich etwas vortanzen ließen, — sie waren während der Abendstunden in geschäftlichen Angelegenheiten nicht zu sprechen. Bei Tage, wenn sie sich vielleicht gegen li Uhr Morgens zur Ruhe gelegt, waren sie erst recht nicht zu Haufe. Der Ramasan macht auch die besten Menschen nervös und ungefällig, ja grob und streitsüchtig.

Auch unser militärischer Begleiter, ohne welchen kein Fremder den kleinen Ausflug nach Tetuan unternehmen darf, mar nicht gleich aufzutreiben. Ein Fremder, der ohne einen solchen ^loro ciel rev den Ritt nach Tetuan unternähme, würde wohl kaum emstlich in Gefahr kommen, die persönliche Sicherheit in und bei Tanger ist sogar heute viel größer wie etwa in und bei Smrna, iminerhin aber schützt der Soldat allein durch feine Gegenwart den Fremden in diesem Theile von Marokko vollkommen vor jeglichem Angriff, der etwa aus Habsucht oder Fanatismus gegen ihn unternommen werden könnte. Der Moro erhält für seine Dienste 15—20 Francs täglich, welche er aber nicht für sich behalten darf, sondern die er bis auf einen kleinen Rest seinein hohen Vorgesetzten, dem cominandirenden General von Tanger abliefern muß. Die Garnison von Tanger soll aus 200 Mann bestehen, die täglich 1^2 Realen (30 Pfennige) erhalten Auf dem Papier stehen dagegen allerdings 600 Mann, für welche der Pascha auch den Sold verrechnet; er zieht es indessen vor, die kleine Differenz zu seinem eigenen Besten zu verwenden.

Sobald unsere Vorbereitungen beendet waren, ritten wir vor Sonnenausgang unter Führung eines mehr eleganten als brauchbaren jüdischen Dolmetschers Akiba Leon, von einem auf wackerem Mauleselein hockenden Pferdeknecht, dein auch unser Mundvorrath anvertraut war und unserm Aor« 6eZ r«v begleitet durch elend gepflasterte Gassen und ein zerfallenes Thor nach dein Meeresstrande, um einige hundert Schritte weiter aus den Dünen in die nach Osten führende Straße einzubiegen.

Unser schwarzer militärischer Beschützer sah sehr verdrießlich, dafür aber außerordentlich marokkanisch aus. Von einer Uniform mar natürlich keine Rede; sein Oberkörper war durch den schweren weißen Mantel, aus dein nur eine zerrissene rothe Säbelscheide herausragte, dicht verhüllt, während die nackten Füße in riesigen Steigbügeln staken. Quer vor sich hielt er eine der bekannten langen marokkanischen Büchsen, dieselbe, die zum Schutz gegen etwaigen Regen sorglich in ein Futteral aus rother Wolle gehüllt war, durch die nach Landessitte hoch gezogenen Knie stützend. So hockte er, unbeweglich wie eine peruanische Mumie, von Sonnenaufgang bis Untergang auf seinen hohen Sattelwülsten, nie würdigte er uns Ungläubige eines Blicks, und dem Gehege seiner Zähne entfuhr während der ganzen Reise kein Wort. Der Ritt von Tanger nach Tetuan bot landschaftlich sehr wenig; einige ärmliche Dörfer oder Hütten, meist ziemlich weit von der Straße gegen niedere Hügel sich lehrend, unterbrachen bisweilen die eintönige Uingebung, in deren gelblich grauen Ton auch einzelne uns hin und wieder begegnende Feldarbeiter oder Bauersfrauen kaum eine Abwechslung brachten. Auffallend und für die Zustände im Lande bezeichnend, war nur der Umstand, daß jeder wenn auch nur in Lumpen gehüllte Bauer mit einer langen Büchse bewaffnet war.

Die anfangs nur wenig steigende Straße beginnt unterhalb eines auf dem höchsten Punkte des zwischen Tanger und Tetuan nach Norden sich verlaufenden Gebirgszuges gelegenen „Fondak" — ein „Karavanserail" schlimmster Sorte — bedenklich steil zu werden. Wir machten hier einen kurzen Halt, stärkten uns durch die mitgebrachten Lebensmittel und labten uns an dem kühlen Wasser einer in Stein gefaßten Quelle (^in-vslcioclñäil), in deren Naß auch eine muntere Schildkröte und ein auffallend großer Frosch Erfrischung gesucht und gefunden hatten. Unsere marokkanischen Begleiter nahmen trotz der glühenden Hitze nicht das Geringste zu sich.

In diesem strengen Befolgen des Fastengebots während des Nainasans, und in der Art und Weise, wie dies Gebot von vielen Millionen Gläubigen streng eingehalten wird, kommt ein gutes Theil der starren Macht zum Ausdruck, welche der Islam über seine Anhänger ausübt, zugleich zeigen sie die furchtbare Gefahr, die der Islam, für den Fall, daß er einmal als geschlossene politische oder militärische Macht auftreten sollte, bietet. Man vergleiche nicht etwa das „Fasten" der katholischen Christen mit dem der Mohammedaner. Der fastende Katholik ißt sich an Fisch oder Brot satt, er trinkt nach Herzenslust; der fastende Moslim dagegen, meist unter heißen, ja den heißesten Himmelsstrichen der Erde lebend, versagt sich mährend der größeren und heißeren Hälfte des vierundzwanzig-stündigen Tages, auch wenn ihn Niemand beobachtet, alle und jede Labung, nur weil der Koran es so vorschreibt. Der Bewohner der Sahara fastet wie der Sudanese, der chinesische Muselmann in Mnnan wie der Malaye im indischen Archipel, sie alle befolgen blindlings, ohne zu klagen, die Vorschrift des Propheten. Mit demselben blinden Gehorsam würden ne auch jeden anderen Befehl irgend eines neu auferstehenden falschen oder ächten Propheten ausführen, der es verstünde, die Gläubigen unter seine Fahne zum Kampf gegen die verhaßte Christenheit zu vereinigen.

Eine solche Gefahr ist heute an zwei Punkten der Erde vorhanden: einmal im Sudan, wo es den Engländern nicht gelang, die Mahdisten zu besiegen, wo sie vielmehr sich feige zurückzogen, die eroberten Stellungen aufgaben und einen Mann wie Gordon, der dem Sudanesen geradezu als Verkörperung der christlichen Idee, als der Mann, der in seiner Person Alles, was dem Central-Afrikaner unter dein Begriff „Europa" bekannt und verhaßt ist, darstellte, ebenso unedler wie unverständlicher Weise preisgaben.

Weiß oder glaubt denn England nicht, daß diese Nachricht seiner Schande sich mit beinahe telegraphischer Schnelle von Continent zu Continent verbreitete? daß sie heute auch jedem Einzelnen seiner vierzig Millionen mohammedanischer Unterthanen in Asien genau bekannt ist? Ahnt es nicht in wie unberechenbarem Maße sein Ansehn hierdurch bei denselben gesunken ist? Zehn Stanley's konnten und können nicht wieder gut machen, was durch den Tod des einen Gordon versäumt und gesündigt worden ist. Auf die von Seiten der Mohammedaner an der Ostküste Afrika s europäischem Unternehmungsgeiste und christlicher Civilisation drohenden Gefahren wollen wir hier nicht näher eingehen.

Der andere Punkt, auf welchem der Islam während jahrelanger Kämpfe einer europäischen Colonialmacht bisher siegreich widerstanden hat liegt im nordwestlichen Sumatra, in Atjeh. Der Araber am Cap der guten Hoffnung oder in Sansibar, der Maskarene wie der Afghane, der Sohn der mittelafrikanischen Wüste wie der Perlfischer an der nordaustralischen Küste, sie alle lauschen auf die Siegesnachrichten ihrer Glaubensbrüder aus Atjeh. Mit Hohn und Spott sieht der Malaue, der Javanc, der Araber der holländischen Colonien Tausende von Söldnern nach Sumatra sich einschiffen. Tausende, von denen nur Wenige an Leib und Seele gebrochen jemals wieder Atjehs Boden verlassen werden. Er weiß, daß der Abgrund Atjeh hunderte und abermals hunderte von Millionen Gulden verschlungen hat, und er weiß auch, daß trotz all dieser Opfer der Holländer an Geld und Blut der Islam dort bisher siegreich geblieben ist. Es gehört keine Prophetengabe dazu, um es als unausbleiblich vorauszusagen, daß, wenn Holland sich nicht entschließt, mit Einsetzung seiner ganzen Macht in Atjeh zu siegen und, wenn es sein muß, die Atjeher bis zum letzten Säugling auszurotten, sondern sich etwa gar gezwungen sieht, den letzten Posten, den es heute noch an Sumatras Westspitze besitzt, aufzugeben, daß von jenem Augenblick an die Tage der holländischen Herrschaft im Malanischen Archipel überhaupt gezählt fein werden. —

Der Leser wolle nach dieser Abschweifung, die wir zu entschuldigen bitten, mit uns nach der Ain Dschedida zurückkehren, wo soeben unsere saftenden Marokkaner die Thiers wieder marschbereit gemacht haben.

Der Weg wurde recht schlecht; durch scharfe Felsblöcke hindurch mußten unsere Thiers steil bergauf und bergab klettern, und erst nach neunstündigein Ritt (von Tanger gerechnet) sahen wir Tetuan mit seinen weißen Bauten, die sich scharf von dem bergigen grünen Hintergrund abhoben, in der Ferne vor uns liegen. Noch waren wir indeß weit von unserem Ziel entfernt, denn das Bild verschwand sofort wieder, und mir hatten noch mehrere Stunden laug mit den ermüdeten Pferden Schluchten, tiefe wasserlose Flußbetten und eine hohe steinerne Brücke zu passiren, bevor wir an ein Thor der ganz Tetuan umgebenden morschen Stadtmauer gelangten. Eine enge schmutzige Straße, deren durch allerhand Unrath glattes Pflaster mein Thier sofort zu Fall brachte, führte uns auf den Markt, auf welchem wegen des jüdischen Sabbaths plaudernde Juden in großer Zahl herumstanden. Wir kreuzen denselben, erreichen das Thor des Judenviertels, durch welches wir wegen des niedrigen oberen Querbalkens tief auf den Sattelknopf gebeugt reiten müssen; wir drängen uns durch mehrere unsäglich schmutzige und übelriechende Gäßlein, bis mir vor dem von außen unscheinbaren, innerlich aber äußerst mohnlich eingerichteten GastHause des W. Nahom ^r., eines unter englischem Schutz stehenden Juden,

halten und absteigen.

Kühle Getränke erfrischten bald darauf den inneren, ein Bad den äußeren Menschen, und für geistige Anregung sorgten die Fremdenbücher. Nur wenige Tage vor unserer Ankunft hatte z. B. ein englischer Reverend seiner Dankbarkeit gegen Gott und seiner Freude darüber, daß er in tkis mlä, bärbarous «nä uvKnmvQ eountrv eine so gefährliche Afrikareise wie die von Tanger nach Tetuan ohne Schaden an Leib und Seele zurückgelegt, zumal aber seinem Erstaunen darüber, daß er hier, im innersten Centralafrika ein — Bett gefunden habe, in schwungvollen Versen Ausdruck gegeben.

Wenngleich Tetuan für Kenner des Orients des Sehenswerthen wenig bietet, verbrachten wir die Zeit unseres Aufenthalts, Dank der Liebenswürdigkeit des spanischen Militär - Attaches, der vor einigen Jahren die Manöver des 8. Corps bei Brühl als Gast unseres Kaisers mitgemacht hatte, nicht minder wie der des spanischen Viceconsuls, eines hocheleganten, nach spanischer Sitte auffallend viele Namen sür einen einzelnen Menschen auf sich vereinigenden Cavaliers, in der angenehmsten Weise.

Da indeß in diesen Zeilen von dem, was wir in Marokko sahen und erlebten, nur so weit es sich um Skizzirung des Zlonäs -unoiant der marokkanischen Juden als politiea handelt, die Rede sein soll, so werden mir uns in Folgendem ausschließlich mit unserem Thema beschäftigen.

Unsere spanischen Gastfreunde hatten uns gesprächsweise ihre Absicht mitgetheilt, der Schule der biliar,«« IsnuMs Universelle in Tetuan einen Besuch abzustatten, und gern nahmen mir deren Anerbieten an, sie dabei zu begleiten. Sobald daher am nächsten Morgen das nach Sonnenuntergang geschlossene Thor des Judenviertels geöffnet war, begaben wir uns nach dem am Marktplatz gelegenen spanischen Consulat. Auf dem Markt herrschte reges Treiben. Die Juden dürfen allerdings in den ineisten Städten Marokkos erst, nachdem die mohammedanischen Käufer ihre Bedürfnisse befriedigt haben, ihre Einkäufe machen. — Abgesehen von dem Feilschen und Handeln theilte sich die Aufmerksamkeit der Menge zwischen einem eingeborenen Taschenspieler, Schlangenbändiger und Märchenerzähler und einem in Frack, weiße Binde und Handschuhe gekleideten Spanier, der von einem in grellen Farben angestrichenen Wagen aus ein unfehlbares Mittel gegen den Bandwurm, von dem er zahlreiche in Spiritus schwimmende Cremplare herumreichte, anpries. Der Mann konnte glücklicherweise kein Wort maghrebinisch, und so ist zu hoffen, daß nicht zu viele Mauren sich an seiner „Purga" den Magen verdorben haben.

Das spanische Consulat liegt, durch eine Mauer gegen den Markt abgeschlossen, friedlich inmitten eines Wein- und Feigengartens; hier befindet sich auch eine kleine katholische Kapelle, an welcher drei Mönche angestellt sind, die sich aber mit Missionsthätigkeit nicht befassen. > Wenige Schritte brachten uns nach der Schule der Israelitischen Allianz. Bevor wir dieselbe aber betreten, fei es gestattet, einige Worte über die Juden und deren Lage in Marokko, sowie über die ^llisnos Isi-a^lito und deren Schulen im Allgemeinen vorauszuschicken.

Seil nunmehr beinahe vier Jahrhunderten sind die aus Spanien durch das bekannte — heute übrigens gesetzlich noch nicht außer Kraft gesetzte — Edict Ferdinands und Jsabellas vom 31. März 1492 ausgewiesenen Juden, die sich nach dem so nahe gelegenen Marokko wandten, dort im Lande ansässig, ohne es, einige Ausnahmen abgerechnet, zu einer höheren socialen Stufe als der eines ärmlichen Handwerkerstandes, vielfach auch nur eines verkommenen Handwerker-, Händler- oder gar Sklaven-Proletariats zu bringen. Die Schuld an dieser Thatsache wird meist den Verfolgungen und Unterdrückungen zugeschrieben, denen die spanisch-jüdischen Auswanderer vou Seiten der Marokkaner ausgesetzt waren; indeß muß dieselbe auch in anderen Umständen und Verhältnissen gesucht werden.

Man liest ja, und zwar durchaus nicht bei jüdischen Schriftstellern allein, immer wieder, daß Spanien sich durch die Vertreibung der Israeliten, <die Mauren sollen hier nicht weiter berücksichtigt werden) selbst den Todesstoß versetzt habe; immer wieder wird der Schaden, den sich Spanien durch dies Edict zugezogen habe, hervorgehoben; stets auf's Neue wird betont, daß der Verfall Spaniens, sein Sturz von der Höhe der einstigen Größe und Macht von jenem Edict an zu datiren sei, ohne welches Spanien das blühendste, mächtigste und reichste Land der Welt bis auf den heutigen Tag geblieben wäre. Wenn man sich dieser Auffassung anschließen will, nach welcher man also zumal in den spanischen Juden des 15. Jahrhunderts die hauptsächlichen Träger der damaligen spanisch-orientalischen Kultur erblicken müßte, deren sich das Land auf einen Schlag leichtsinniger Weise beraubte, so liegt doch die Frage nahe genug: warum haben denn die 300 000 Juden, die sich zum größten Hthil in den Küstenländern des Mittelländischen Meers niederließen, ihre Kultur nicht in die neue Heimat verpflanzt, gerade so wie es z. B. die aus Frankreich ausgewiesenen Hugenotten thaten, deren Spuren wir durch alle Länder, nach denen sie ihre Schritte lenkten, auch in solchen, wo sie bei der Einwanderung keine Glaubensgenossen vorfanden, wie z. B. in Südafrika an der durch sie eingeführten höheren Kultur deutlich verfolgen können? Was haben denn die Sephardim, die sich zu Tausenden in der Türkei oder an der Küste Syriens und Kleinasien niederließen, wo man ihnen durchaus wohlwollend entgegenkam, geleistet und geschaffen? Ich nenne absichtlich nur diese Länder, weil die vorliegenden Zeilen sich mit den dortigen Juden beschäftigen sollen.

Wenn Sultan Bajasid wirklich einmal den Ausspruch gethan haben sollte: „Ihr Spamer nennt Euren König einen klugen Mann, aber da er die Juden vertrieb, hat er sein Land arm und das unsere reich gemacht", so würde es demselben doch wohl sehr schwer geworden sein zu beweisen, wie und wo die Juden denn ein Land, und gar erst die Türkei, reich gemacht haben. Vor Kurzem erschienen in der Kölnischen Zeitung Berichte aus Saloniki, also der Stadt, in welcher die jüdische Bevölkerung seit Jahrhunderten mehr wie die Hälfte der Einwohner bildet, und wo Gelegenheit genug vorhanden war, ein Neuspanien entstehen zu lassen und den Beweis für die außerordentliche Tüchtigkeit und Fähigkeiten der Juden, durch deren Verlust Spanien ruinirt worden sein soll, zu liefern. Aber auch von dort schrieb der Berichterstatter, daß die Juden iin Laufe der Jahrhunderte kaum einen Namen aufzuweisen haben, der über den engen örtlichen Bezirk oder den des Stammesinteresses hinausgewachsen märe*).

Und so ist es überall an der Mittelmeerküste und im Orient, wo die Ausgewiesenen sich niederließen; überall sind sie ebenso arm und ungebildet geblieben, wie die größere Mehrzahl von ihnen zur Zeit der Einwanderung mar. Es soll denselben damit kein Vorwurf gemacht werden. Die spanischen Juden waren eben nicht besser als die übrigen Spanier. Ebenso wenig wie jene haben es letztere verstanden, ihr Vaterland auf seiner einstigen Höhe zu erhalten oder gar nach Analogie der alten Griechen ihre "Macht und Kultur nach fremden Ländern und Erdtheilen zu verpflanzen, um des Mutterlandes Glanz und Größe verjüngt in Colonien erstehen und erblühen zu lassen. Nicht in der Vertreibung der Juden allein ist der Grund des Verfalls Spaniens zu suchen, sondern derselbe ist ganz anderen Umständen zuzuschreiben, auf welche hier nicht weiter eingegangen werden kann.

*) „Nach 1000 jährigem Aufenthalt in einem Lande stehe» sie als Fremdlinge da, den Boden, auf dem sie geboren, nie als ihre Heimat, das Boll, mit welchem sie aufmuchten, stets als ihren Feind betrachtend!" sagte Graf Moltke (Darstellung der inneren Verhältnisse und des gesellschaftlichen Zustandes in Polen) i. I. 1832 von de» Juden in Polen

?!,d und Süd. xi.ix. 23

Die 300 000 Juden hätten den Ruin Spaniens auch nicht aufgehalten. Er war eine Folge der europäischen Kriege der Spanier, vor Allem aber ihrer Jahre langen Fehden in Amerika; denn in der neuen Welt verbluteten Jahr aus Jahr ein die Edelsten des Landes, sowohl die aus dein Bürgerstande wie aus dem Adel; nicht dem Lande Spanien kamen die Silber^ und Goldflotten zu Gute, sondern die todte Hand war es, die den Rest der vom Hofe nicht in der planlosesten Weise verschleuderten Millionen umkrallte; die Geistlichkeit war es, die das Land systematisch aussog und verarmen ließ; ihre Schätze vermehrten sich in demselben Maße, wie der spanische Bürger und Bauer zum Proletarier verkam und verdummte. Den Juden wäre es dabei, ganz abgesehen von der Inquisition, nicht besser ergangen; auch sie hätten nicht in die Speichen des dem Ab» gründe entgegenrollenden Rades eingreifen können. Wären dieselben nicht aus Spanien vertrieben morden, so würden auch sie, mit vielleicht einzelnen hervorragenden Ausnahmen, heute ebenfalls auf keiner höheren socialen oder sonstigen Stufe stehen, wie etwa der moderne Andalusier oder aber wie der heutige Jude in Nordafrika und der Türkei.

Gerade die Israelitische Allianz ist es nun, die es unternommen hat, die orientalischen Juden aus ihrer Lethargie aufzuwecken, die denselben die rettende Hand entgegenhält, um sie aus dem wirthschaftlichen Sumpf, in dem sie stecken, herauszuholen, und die zumal den edlen Zweck verfolgt, ihre Glaubensgenossen in jenen fernen Ländern zu einem neuen Geistesleben auferstehen zu lassen.

Die Allgemeine Israelitische Allianz besteht seit dem Jahre 1860. Der Zweck und die Absicht derselben dürften sich wohl folgendermaßen zusammenfassen lassen: Sie will die Emancipation der Juden, d. h. die vollständige Gleichberechtigung derselben mit den Eingeborenen der von den Juden bewohnten Länder, wo dieselbe üs jurc? oder cl« tuet« noch nicht besteht, erreichen; sie will den Juden in Ländern, wo dieselben Verfolgungen ausgesetzt sind, wirksamen Beistand leisten; vor Allein aber sucht sie durch Einrichtung von Elementar- sowohl wie von Handmerkerschulen für beide Geschlechter die Hebung der Juden im Orient, in Nordafrika wie in den unteren Donauländern, in sittlicher und geistiger Beziehung und dadurch auch eine Verbesserung der äußeren Lage derselben herbeizuführen. Die* Allianz zählt heute ungefähr 35000 Mitglieder, von denen die Hälfte auf Deutschland entfällt, der Nest vertheilt sich über sämnttliche Lander Europas mit Ausnahme von Rußland und Rumänien, wo die Allianz verboten ist, dann auch über Nordamerika und die anderen Erdtheile. Das jährliche Budget der Allianz beträgt über 400000 Francs, die ausschließlich aus freiwilligen Beträgen zusammenfließen, und von denen 7 Achtel für Schulzmecke verwendet werden. Die oberste Leitung der Gesellschaft ruht in den Händen eines aus Mitgliedern aller Länder bestehenden „Central-Comitüs", welches seinen Sitz in Paris hat. Der Allianz ver

wandte, und ähnliche Zwecke wie dieselbe verfolgende Gesellschaften haben sich in London und Wien, letztere zumal mit Rücksicht auf die Juden der österreichischen Länder gebildet.

Treten wir nun der Frage näher, ob es denn den Juden in Marokko wirklich schlecht geht und ob die Allianz berechtigt ist, alle die ihr zu Gebote stehenden Hebel — und es sind deren bekanntlich nicht wenige — in Bewegung zu setzen, um eine Besserung der Lage der Juden und der Behandlung derselben herbeizuführen!

Diese Frage muß entschieden bejaht werden.

Die ewigen Klagen über Be- oder Mißhandlung der Juden in den verschiedenen Erdtheilen sind allerdings mit großer Vorsicht aufzunehmen. Der Wahlspruch der Allianz lautet.- „?on8 1«8 I»rMitö8 8«nr 8«li6aire8 les uns 608 »v.rrs8", und diesem Wahlspruch gemäß ertönt denn auch regelmäßig, sobald in irgend einem ganz, halb, oder auch gar nicht barbarischen Lande irgend einem Juden ein Leids geschieht, in der unter dem Einfluß der Allianz oder der Juden überhaupt stehenden europäischen und ausländischen Presse der Weheruf über die Judenverfolgung auf Erden, ohne daß dabei irgendwie die Frage berücksichtigt wird, ob denn Anhänger anderer Religionen oder Angehörige anderer Nationen in demselben Lande nicht eben denselben Verfolgungen unterworfen sind. Das geht so weit, daß die Allianz in ihren Veröffentlichungen zum Beweise der unerhörten Mißhandlungen und Verfolgungen, denen ihre Glaubensgenossen in Marokko ausgesetzt sind, z. B. den Umstand anführt, daß „das kleinste arabische Kind selbst den durch sein Alter und seine Tugenden ehrwürdigsten Juden am Rock zupft," oder daß „ein israelitischer Schneider auf höheren Befehl mit Ruthen geschlagen wurde, weil er nicht rechtzeitig genug ein Kleidungsstück, welches ihm ein marokkanischer Beamter bestellt hatte, liefern konnte." Die Allianz muß ganz genau wissen, daß dieser Beamte seinen lässigen Schneider ebenso würde haben prügeln lassen, wenn derselbe ein Christ oder Marokkaner gewesen wäre, und wir wollen nicht weiter untersuchen, was etwa eine europäische Dame, gleichviel ob Jüdin oder Christin, mit ihrem Schneider oder ihrer Schneiderin anfangen würde, welche sie mit der bestellten Toilette an einem Ballabende im Stich lassen würde, wenn sie die Macht hätte, dieselben nach Herzenslust zu bestrafen.

Die Frage, ob den betreffenden Juden in Marokko oder anderswo für die Mißhandlung, welcher er ausgesetzt war, oder ausgesetzt gewesen zu sein behauptet, keinerlei Schuld trifft, wird nie berührt. Immer sind es die armen, unschuldigen Juden, die von den übrigen bösen Menschen schlecht behandelt werden, und gleich verlangt die ganze Presse diplomatische Noten und Schritte, um das dem armen Opfer zugefügte Unrecht zu sühnen. Es soll den Juden übrigens auch hiermit kein Vorwurf gemacht werden. Jeder sorgt für sich, so gut er kann*). Die Christen machen es ja vielfach gerade so. Da kann irgendwo in der Südsee in einer der idyllischen Inselgruppen, wo der Sklavenhandel, der Menschenraub gerade so frisch und fröhlich blüht wie in jenen äquatorialen Provinzen Afrikas, die heute so außerordentlich viel von sich reden machen — nur mit dem Unterschiede, daß es in Afrika Araber und Heiden, in der Südsee aber Europäer und Christen sind, die sich mit diesem sauberen Handel abgeben! — einmal irgend ein „I^bour-Ii-säsi-" von den Eingeborenen todtgeschlagen und aufgefressen werden: sofort erheben sich in der ganzen Welt Tausende von Stimmen, die die Bestrafung der „Schuldigen" verlangen!

Wenn ferner auf irgend einer Insel Melanesiens oder anderswo ein Missionar von den Eingeborenen, die ihn nie in ihr Land gerufen haben und die sich gegen seine Heilsbotschaft mehr wie ablehnend verhalten, erschlagen wird oder wenn man ihn auch nur zu verjagen sucht, gleich werden alle Missions- und die denselben verwandten und befreundeten Blätter es als eine „Ehrenpflicht" sämrtlicher europäischen und amerikanischen Groß- und Kleinstaaten bezeichnen, diesen Mord zu rächen und die Eingeborenen mit Stumpf und Stiel auszuroten. Da sind die Missionare ebenfalls wieder alle unschuldige Engel, trotzdem es unter denselben, zumal unter den Amerikanern, abgesehen von der Hautfarbe, sehr dunkle Ehrenleute giebt, die Wilden sind aber immer die bösen Teufel; laut ertönt der Ruf nach Rache und Strafe, dem leider allzuoft in Gestalt von Granaten und Brandraketen sprühenden Kriegsschiffen Folge geleistet wird.

Ich erinnere z. B. auch an die ewigen, aus den Ostseeprovinzen kommenden Klagen über die angebliche Unterdrückung des Protestantismus und der Protestanten daselbst, deren Berechtigung, trotzdem sie von den Russen bestritten wird, ja immerhin möglich ist, die aber doch außer den Betreffenden oder Betroffenen selbst nur einen geringen Theil des europäischen Publikums angehen oder interressiren dürften.

Was nun Marokko betrifft, so geht es den Juden dort wirklich sehr schlecht. Damit soll nicht gesagt sein, daß eS dem mohammedanischen Marokkaner etwa gut ginge, aber während unter den Marokkanern der Niedrigste bis zum Höchsten, der seinerseits wieder nie vor den Dolchen oder deni Gift seiner Umgebung sicher ist, vor jedem über ihm Stehenden. Reicheren oder Mächtigeren zittert, dagegen ungeschcut und ungestraft sich jegliche Schand- und Gewaltthat gegen Schwächere herausnimmt, ist der Jude auch noch der Nohheit, Habsucht und Grausamkeit selbst des aller erbärmlichsten Marokkaners ausgesetzt. In einem Lande ohne Gesetz und Ordnung, einem Lande ohne Hauptstadt, in welchem der Sultan als

*) Ein gelehrter Rabbiner, mit dem ich dieses Thema besprach, sagte mir kürzlich: „Es ist psycholonisch begründet, das; derjenige, den man todt treten kann und darf, ohne daß eine Behörde einschreitet, schon bei einer gelinden Ohrfeige so laut schreit, als ob er schon halb todt getreten wäre."

oberster Räuberhauptmann Jahr aus Jahr ein von Provinz zu Provinz zieht, um Steuern einzuziehen d. h. um dieselbe mit seinen Horden in wenigen Wochen aufzufressen; wo rauchende Trümmerhaufen, verwüstete Saaten, verstümmelte Leichen den Weg bezeichnen, welchen der Herrscher mit seiner Armee marschirt ist; einem Lande, wo Mord und Todschat an der Tagesordnung sind, wo Jedermann vom Minister des Auswärtigen mit seinem jährlichen Gehalt von 720 Mark bis zuin kleinsten Beamten ungestraft stiehlt, raubt und erpreßt; in einem Lande, dessen Bestehen als eine Schande für unser Jahrhundert, eine Schande für Europa bezeichnet werden muß, — da kann sich nun noch der allerletzte und elendeste mohammedanische Lump jede Frechheit, Rohheit und Gewalt gegen den reichsten, gebildetsten und vornehmsten Juden, oder gegen jede Jüdin ungestraft herausnehmen.

Premierlieutenant Quedenfeld, der seit einer Reihe von Jahren zwecks entomologischer und ethnographischer Studien, zeitweise zusammen mit dem geographische und ethnologische Ziele verfolgenden Dr. Freiherr von Oppenheim aus Köln Marokko bereist hat und der heute als der beste Kenner des Landes bezeichnet werden muß, berichtet über die Behandlung der dortigen Juden Folgendes: Die Lage der Juden in den Küstenstädten ist gegenwärtig eine weit bessere, als früher. In Casablanca und Tanger beispielsweise wohnen Juden und Moslemin durcheinander. Im Innern ist es anders, dort sind die Juden noch allen möglichen entwürdigenden Bedrückungen und Chikanen ausgesetzt, und wehe Jeden«, der es wagen würde, sich dagegen aufzulehnen, vielleicht gar Hand an einen Muslim zu legen — er würde augenblicklich erschlagen werden. Die Juden wohnen zusammengepfercht und von den Gläubigen streng abgeschlossen in ihren „Mellah's"; es ist ihnen untersagt, außerhalb dieses Ghetto Schuhe zu tragen, auch bei glühender Hitze müssen sie barfuß einhergehen; sie dürfen keinen rothen Tarbusch aufsetzen, überhaupt sich nicht kleiden, wie ein Muslemin; sie müssen jeden Mauren, und fei er der schäbigste Bettler, mit „Sidi", „mein Herr", anreden — eine Titulatur, die im Verkehr der Mohammedaner unter einander nur den Sherifen gegeben werden muß; die jüdischen Frauen und Mädchen dürfen nicht verschleiert erscheinen und empfinden, inmitten einer mohammedanischen Bevölkerung geboren und groß geworden, lebhaft dieses Verbot als einen Schimpf; sie dürfen keine Pferde, sondern nur Esel und allenfalls Maulthiere reiten und dergleichen mehr.

Mancher Leser wird vielleicht hierbei die Achseln zucken und denken: Das ist wohl Alles recht unangenehm, aber so schlimm sind denn diese Gebote und Verbote doch auch nicht, um das gesammte Judenthum der Welt zu veranlassen, fortwährend über die furchtbare Verfolgung und Mißhandlung ihrer Glaubensgenossen in Marokko zu klagen. Die Kleidervorschriften lassen sich am Ende leicht umgehen, indem der Jude europäische Tracht anlegt; dann hat er keinen Tarbusch nöthig, und die Jüdinnen in Europa gehen doch auch unverschleiert einher. ^ Es kommt aber noch schlimmer.

Seit dem Bestehen der Israelitischen Allianz wird über alle in Marokko an Juden verübte Mordthaten, sofern über dieselben überhaupt etwas an die Oeffentlichkeit gelangt, genau Buch geführt: während der Judenverfolgungen in den Jahren 1864 bis 1866 kamen über 3000 Israeliten um's Leben; in der zweiten Hälfte des Jahres 188ö wurden acht Juden ermordet, davon fünf in Fäß allein; 1886 weist nur eine Liste von sechs Ermordeten, 1887 aber wieder eine solche von zwölf auf.

Wieder dürfte der skeptische Leser die Achseln zucken und bemerken: Gerade diese Zahlen beweisen, wie sehr die Juden bei ihren ewigen Klagen übertreiben! Was bedeuten die zwölf an Juden verübten Mordthaten im Vergleich zu den unzähligen Morden, denen Mauren, Berber, Beduinen, Neger, e tutti ^uäuti jährlich in Marokko zum Opfer fallen, um die sich aber keine ^.liancs Israelit« und überhaupt kein Mensch kümmert? Derselbe dürfte nicht ganz Unrecht haben. Abgesehen davon, daß der größte Theil der Mordanfälle auf Juden aus Habsucht, nicht aus Fanatismus verübt wird, muß die Zahl der mohammedanischen Unterthanen des Sultans, die jährlich ermordet und todtgeschlagen werden, ohne daß ein Hahn darnach kräht, verhältnißmäßig — man darf wohl ein Verhältnis; von 20: 1 annehmen — eine ganz bedeutend höhere sein, als die der ermordeten Juden. Dieser miserable Trost für die Juden Marokkos, zumal für die ermordeten, soll und wird aber die Allianz nicht abhalten, stets auf's Neue ihre Stimme zu erheben, sobald ein Jude drüben an ^eib und Leben geschädigt wird. Warum dulden wir denn überhaupt diese ganze heillose Wirtschaft in Marokko? Warum begeistern wir uns heute auf einmal so sehr sür die Negersklaven in Centralafrika, während uns doch die Sorge für das Loos der weißen Sklaven — denn so kann man die größere Mehrzahl der Juden in Marokko bezeichnen, wie mir gleich sehen werden — in dem vom Mittelmeer bespülten Nordafrika etwas näher liegen follre?

Es sind übrigens durchaus nicht die Juden allein, die in Marokko keinen Augenblick ihres Lebens und ihrer Habe sicher, und die allen möglichen Plackereien und Schindereien von Seiten einer brutalen, fanatischen Bevölkerung ausgesetzt sind: jeder Europäer, jeder Christ als solcher läuft in jedem elenden Lande gerade so gut jeden Tag Gefahr, beleidigt, bespieen, ermordet zu werden, ohne daß irgend eine Behörde zur Bestrafung der Schuldigen, oder auch nur zur Feststellung der Thatsachen einen Finger rührt. Sagt doch unser Gewährsmann Quedenfeld: Der religiöse Fanatismus der Bewohner von Marakesch (meist Marokko genannt, eine der sogenannten Hauptstädte des Landes) erstreckt sich übrigens auch auf die Christen. Ich selbst war gezwungen, 1881 im Judenviertel zu wohnen, da der Kaid mir unter keiner Form gestatten wollte, ein Haus in der Maurenstadl zu miethen. Und dies geschah, trotzdem ich mich im Besitze einer sogenannten derali ««berit», eines Geleitsbriefs des Sultans, befand!

An anderer Stelle berichtet Quedenfeld über die Ermordung des französischen Hauptmanns Schmitt, eines im Hauptquartier des Sultans sich befindlichen Offiziers der Äli8sioo. luilitsire tr»n>M8g au Zlaroc. Derselbe hatte sich im vorigen Jahre unvorsichtiger Weise ohne genügende Begleitung vom Hauptquartier entfernt, um zu angl'n. Dabei wurde er von einem kleinen Trupp berittener Berber überfallen und gebunden; man legte ihm eine Schlinge um den Hals, befestigte diese am Sattel eines der Pferde und jagte im Galopp mit diesem Christen, der den Leuten nicht das Geringste zu Leide gethan hatte, davon. Nach zweistündigem scharfen Ritt band man die bis zur Unkenntlichkeit entstellte Leiche des Offiziers los und ließ sie liegen. Was sind das für Zustände?!

Dabei besteht zwischen diesen Fällen, sowie zwischen der Lage von Europäern, die in kaufmännischem, wissenschaftlichem Interesse oder gar im Verfolge von Missionszwecken nach Marokko kommen und der Lage der marokkanischen Juden ein bedeutender Unterschied, der nicht scharf genug betont werden kann. Die Kaufleute, Forschungsreisenden, Sportsmänner und Missionare, die sich in dies Wespennest Hineinmagen, sie hat kein Mensch gerufen, sie müssen sich ganz klar sein über den Schritt, den sie thun. Geht es ihnen nachher schlecht, so haben sie sich allein die Verantwortlichkeit hierfür zuzuschreiben. Die armen marokkanischen Juden können aber doch wirklich nichts dafür, daß sie in dem Lande geboren sind, in welches ihre Vorfahren vor 4 oder 5 Jahrhunderten einwanderten und auf welches sie ebenso viel Recht besitzen wie die heutigen Marokkaner!

Aber hören mir nur den preußischen Lieutenant weiter über die Sklaverei der Juden im Innern von Marokko z.B. bei den Berbern: „Die Stellung, welche die Juden bei den Berbern einnehmen, ist stets eine sehr gedrückte und mißachtete. Man plündert oder tödtet sie, trotzdem man ihnen Schutz und Sicherheit auf Reisen zugesichert hat, während die nämliche Handlungsweise gegen einen Muslem für wenig nobel (!) und rühmlich gilt. Die unglückselige Lage der Juden wird dadurch noch trauriger, daß sie dort, wo sie überhaupt geduldet werden, in einem an Sklaverei grenzenden Abhängigkeitsverhältniß zu den Herren des Landes, den Berbern oder Arabern stehen. Jeder Jude gehört mit Leib und Leben, mit seinen Gütern und seiner Familie einem Herrn, Ssid, zu eigen. Wenn die Familie desselben seit langer Zeit im Lande ansässig ist, fällt ihm der Jude, wie ein Theil seines Vermögens nach muselmanischem Rechte zu. Es giebt Besitzer von Juden, welche dieselben in der brutalsten Weise aussaugen. Sind sie nicht im Stande, diese enormen Summen zu bezahlen, so nimmt der Tyrann seinem Opfer Weib oder Kinder und sperrt sie ein, bis die Summe entrichtet, oder er des Weibes überdrüssig geworden ist. Es kommt vor, daß so ein Ssid das Weib seines Juden mehrere Monate lang bei sich einschließt. Auf diese Weise übt er eine fortgesetzte Reihe von Erpressungen. Schließlich wird der Jude selbst eines Tages auf den Markt geschleppt und versteigert, aber der Ssid nimmt ihm Alles, was er besitzt, zerstört sein Haus und jagt ihn nackt mit den Seinigen in die Sahara . . . Die eigene Freiheit erlangt ein Jude in seltenen Fällen . . Das elendeste Leben führen die Israeliten im Thale des Naä e>.L.bi<». Der Gebrauch hat in dieser Gegend eine Strafe von 30 Francs für den Muselman festgesetzt, welcher einen Juden tödtet: wenn er diese Summe dem Ssid des Getödteten entrichtet, so hat er keine weiteren Unannehmlichkeiten. Sobald die Juden etwas besitzen, nimmt man es ihnen. Da sie wie Thiers behandelt werden, sind sie selbst zu einer Art von Bestien geworden."

Dieser Schlußsatz ist durchaus richtig. Die große Mehrheit der marokkanischen Juden steht, wie aber auch gar nicht anders erwartet werden kann, auf einer sehr niedrigen Kulturstufe. Das Judenviertel ist immer der schmutzigste Theil derselben. In Folge ihrer Armuth, dann wohl auch in Folge des erzwungenen engen Zusammenwohnens so vieler Menschen, verfallen die hübschen Judenmädchen vielfach, verhältnißmäßig wohl mehr wie Mohammedanerinnen dem Laster, und gar mancher Jude, der unter normalen Verhältnissen ein braver, solider Handwerker geworden wäre, wird zum Betrüger und Spitzbuben. Gerade die Israelitische Allianz ist es nun, welche diese Verhältnisse erkannt hat und die darum das Ziel der Einancipation, zumal aber der geistigen und sittlichen Wiedergeburt der Juden in's Auge gefaßt hat. Bei der gegenwärtigen Lage der Dinge in Marokko, wo jeder Mohammedaner sich einfach Alles gegen jeden Juden und gegen jede Jüdin, ebenso wie gegen jeden Christen und jede Christin, ungestraft erlauben darf, erfüllt die Israelitische Allianz neben ihrer freiwillig übernommenen Pflicht eine hohe Kulturaufgabe, wenn sie diesen schmachvollen und unerträglichen Zuständen mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln ein Ende zu machen trachtet; mit dem Beten allein für die Glaubensgenossen „die unter dem Joche der Ungläubigen schmachten", kann man deren Los nicht bessern. Aber nicht durch Gemalt sucht die Allianz ihre Aufgabe zu lösen: in den Schulen hat sie das Mittel erkannt, den Juden in Nordafrika Gelegenheit zu bieten, sich aus ihrem Elend herauszuarbeiten — aus Parias Menschen zu werden.

Wohl steht den Juden in Marokko ein Weg offen, sich den Bedrückungen und Mißhandlungen, denen sie ausgesetzt sind, zu entziehen, indem sie nämlich versuchen, Schutzbefohlene irgend eines christlichen Staates zu werden. Diese „Protectionen" bestehen seit den Verträgen von 1767, 1863 und 1880, und ihr Zweck ist, Unterthanen des Sultans, die in irgend einer Beziehung zu den in Marokko lebenden Europäern stehen, also z. B. Consulatsbediente, Dolmetscher, Kamassen, dann auch einheimische Agenten für die Kaufleute, Makler, „Sensale", wie man sie nennt, der marokkanischen Gerichtsbarkeit, also der willkürlichen Erpressung oder dergleichen zu entziehen. Dieses Schutzsystem hat zu vielen Unzuträglichkeiten Anlaß gegeben, auf welche aber hier nicht weiter eingegangen werden kann. Was den Nutzen desselben für die Juden betrifft, so kommt dieser nur für die reichen Juden, zumal in den Hafenplätzen in Betracht, die sich durch irgend welche Mittel die Gunst des Consuls eines europäischen Groß- oder Kleinstaates oder, last not Isast, die des amerikanischen Consuls erwerben und sich dadurch der Willkür der Marokkaner entziehen können. Der mißhandelte und geschundene Jude im Innern aber hat von diesem Schutzsystem keinen Vortheil. Gerade er ist es denn auch, dem die Israelitische Allianz in ihren Schulen die rettende und erlösendeHand reicht.

Bevor wir aber über diese Schulen im Allgemeinen einige Worte bemerken, möge es gestattet sein, hier kurz unsere persönlichen Erlebnisse beim Besuche einer derselben in Tetuan zu schildern.

In Begleitung des spanischen Viceconsuls und des Militär-Attachvs begaben mir uns nach der, natürlich in der „Mellah" gelegenen Schule. Da unser Besuch erwartet wurde, so empfing uns an der Schwelle des Gebäudes der Director, ein in Smyrna geborener, äußerst liebenswürdiger und gebildeter Herr, der wie die sämmtlichen Directoren und höheren Lehrer und Lehrerinnen der 47 Knaben- und Mädchenschulen der Allianz mit heute 5600 Schülern und 2500 Schülerinnen an 24 Plätzen von Nordafrika, sowie der asiatischen und europäischen Türkei seine Ausbildung in Paris, dem Sitz der Gesellschaft, genoffen hatte. Die Zahl der Schüler betrug 320 männliche und 170 weibliche im Alter von vielleicht 7—17 Jahren, die sich auf je 6 Klassen theilten, bei einer Bevölkerung von 6000 Israeliten eine recht erfreuliche Anzahl. Die Lehrer enthalten sich aller und jeder religiösen Propaganda, darum lassen hier in Tetuan auch vielfach Christen, zumal Spanier ihre Kinder die Schule der Allianz besuchen. Die Unterrichtsstunden dauern 10 Monate im Jahre von 3 bis 12 Uhr. Die Unterrichtssprache ist in den untersten Klassen Spanisch, die Muttersprache der Sephardim; in den oberen ausschließlich Französisch.

Der Director führte uns sofort in seine unterste Klasse, und die Inspektion begann. Die Schreibhefte wurden vorgelegt, Abschnitte aus den Lesebüchern verlesen und erklärt; in den höheren Klassen wurden Rechenaufgaben an der Tafel gelöst: Hebräisch in Spanisch und Französisch oder umgekehrt übersetzt; Geographie, Geschichte, etwas Naturwissenschaft behandelt, und zum Schluß sagte der Director: „Wenn die Herren selbst prüsen wollen, so stellen Sie, bitte, jede beliebende Frage." Consul Gras Lucy verlieh in seiner Antwort unserer Aller Eindruck die richtigen Worte: „Was sollen wir für Fragen stellen — die Jungen missen ja viel mehr als wir selbst!"

Wir waren nämlich einfach sprachlos vor Ueberraschung: da saßen die oft kränklich aussehenden, schlecht genährten Knaben und rechneten mit gemeinen und Decimalbrüchen wie deutsche Secundaner; sie beschrieben aus dem Gedächtniß die Geographie Afrikas oder Italiens, das Flußgebiet des Nil's oder der Donau bester, als es ein deutscher GymnasialAbiturient zu thun im Stande wäre, und sie rasselten die Namen der Scherife oder der Chalifen mit ihren Ummejaden, Almohaden undAlmoraviden herunter, daß es eine Freude war. Dabei muß man nie vergessen, daß diese Schulen durchaus keine Gymnasien sind, sondern ganz niedere Elementarschulen und daß weit über die Hälfte der Schüler keinen Deut Schulgeld zahlt, sondern aus reinem Eifer und Ehrgeiz sich diese Kenntnisse erwirbt. Allerdings besteht ein großer Theil ihres Wissens in auswendig gelernten Redensarten, Daten, Formeln u. s. w., und wohl nicht immer werden die Schüler das Eingetrichterte verstehen, aber sie lernen doch ihr Gedächtnis; stärken, und wenn sie später im Leben plötzlich einmal in die Lage kommen, sich bei irgend eineni Gegenstande oder einer Gelegenheit des Auswendiggelesnten wieder zu erinnern, so sind sie auch im Stande das Erlernte praktisch zu verwerthen. Sie lernen dann schon denken und abstrahiren.

Waren wir nun in der Knabenschule schon überrascht, so kannte unser Staunen in der Mädchenschule, wo wir von einer äußerst intelligenten und gewandten Dame, Fräulein Behar, empfangen wurden, keine Grenzen mehr. Da drängte sich ein kleines Mädchen vor, das mit der Nase nicht bis zur Höhe des Pults reichte, und ruhte nicht eher, bis es auf die Bank gestellt wurde, um uns eine Lafontaine'sche Fabel vorzutragen, was sie unter allerhand angelernten Bewegungen mit höchst kölnischem Ernste that. Wie erröthete das Kind vor Stolz und Freude, als wir ihm lauten Beifall spendeten! In den höheren Klassen saß der hübsche Backfisch neben der noch hübscheren erblühenden Jungfrau; auch sie zeigten uns ohne Verlegenheit ihre Hefte, wir lobten die Damen mit guten Censuren und machten ganz bedenkliche Gesichter, wenn inir einmal ein „mittelmäßig" entdeckten; wir ließen sie ^4 mit ^/>» im Kopf multipliciren; ich ersuchte dieselben, mir Cochinchina, Cambodja und Annan, auf die Tafel zu malen — Alles stimmte! Als aber Fräulein Behar ihren Schülerinnen eine Blume nach allen Regeln der Botanik zerlegen und erklären ließ; als uns hier in Tetuan eines jüdischen Bettlers hübsches Töchterlein in ganz gutem Französisch auseinandersetzte, daß wir Sterbliche Sauerstoff ein- und Kohlensäure, ausathmen, und daß die Bäume diese Kohlensäure zu Kohlenstoff und Chlorophyll verarbeiten, um dafür Ozon auszuströmen, und als gar die Borsteherin fragte: „Äescismoisellss! Welche Rolle spielen die Zähne, der Speichel und der Magen bei der Verdauung?" da riefen wir wie aus einem Munde: „?«r la ^raci» äs äios, hören Sie auf! Wir kommen uns ja so furchtbar ungebildet vor!" —

Nachdem wir den Leitern der Schule unseren Dank ausgesprochen und sie zu ihren Erfolgen beglückwünscht hatten, theilten dieselben uns manch Wissenswerthes aus ihren Erfahrungen mit. Vor Allein ist es die Trägheit, Gleichgültigkeit, aber auch das Mißtrauen und der böse Wille der Eltern der Schüler, gegen welche die Vertreter der Allianz zu kämpfen haben. Die Kinder sind fleißig und eifrig genug, aber die Alten wollen den Nutzen der Schule nicht immer einsehen. Und dennoch erfüllen zumal die Mädchenschulen eine außerordentlich hohe und edle Kulturaufgabe. Das jüdische Mädchen in Marokko wurde bisher gerade so, oder vielmehr eben so wenig erzogen wie die Mohammedanerin. Es lernte einfach gar nichts, höchstens etwas hebräisch (bezw. arabisch) lesen, kaum verstehen; es wuchs in Armuth und Unwissenheit auf, lernte vielleicht etwas Kochen und Nähen, wurde mit 12 Jahren an einen ihr ganz fremden Menschen verheirathet und vegetirte dann, mehr Sklavin wie Gattin ihres Mannes, in der Geistesnacht und dumpfen Luft der Mellah weiter bis zu ihrem Tode. In diese Zustände hat die Allianz eine Bresche gelegt. Durch die Schulen können die marokkanischen Jüdinnen heute in wenigen Jahren eine Elementarbildung sich erwerben, welche sie hoch über ihre ungebildeten Genossinnen erhebt und welche sie befähigt, ihrem Gatten eine wirkliche Lebensgefährtin und ihren Kindern dereinst nicht nur Mutter, sondern auch Erzieherin zu sein. Jeder Pädagoge in Europa kann seine afrikanischen Collegen hier wegen des unersättlichen Strebens und Fleißes seiner Schüler beneiden; dennoch haben die Lehrer der Allianz oft mit ganz eigenthümlichen Schwierigkeiten zu thun. So sagte uns z. B. Fräulein Behar: „Denken Sie einmal, ich stoße beim Unterricht auf das Wort „Wagen". Hn'Wt «e (zue «sst „yu'uns voiturs"? Diese Frage kann mir einfach keine Schülerin beantworten, da keine derselben jemals einen Wagen gesehen hat. Es giebt keine Wagen in Tetuan!" Dies eine Beispiel läßt die vielfachen Hindernisse verstehen, welche die unermüdlichen Lehrer und Lehrerinnen der Allianz zu überwinden haben. Um so höheres Lob verdienen dieselben für die Erfolge, die sie bisher errungen haben.

Der günstige Einfluß der Schulen auf den männlichen Theil der marokkanischen Juden ist eben so naheliegend, dennoch kommt derselbe dem Lande selbst nur in sehr geringem Grade zu Gute. Die meisten der auf den Schulen der Allianz Erzogenen ziehen es vor auszuwandern; hauptsächlich wenden sie sich nach Venezuela oder nach andern Staaten des spanischen Amerika — froh, Marokkos Staub von den Füßen schütteln und sich, dank ihrer Schulbildung, in der neuen Welt eine eigene menschenwürdige Existenz gründen zu können.

Neben den Elementarschulen bestehen nämlich auch noch an mehreren Orten Handwerker- und Ackerbauschulen für Knaben sowie Handarbeitsschulen für Mädchen, auf welchen bei beiden Geschlechtern Liebe und Lust zum Handmerk und zur Arbeit überhaupt geweckt und denselben Mittel und Wege gemiesen werden, ihre Lage durch ihrer Hände Arbeit zu verbessern oder sich sslbstständig ihren Lebensunterhalt zu erwerben.

Die Knaben werden zu Schuhmachern, Schneidern, Tischlern, Goldarbeitern, kurz zu Handiverkern jeder Art ausgebildet, während die Mädchen durch das Erlernen von Hand- und Maschinennähen, Kleidermachen, Sticken, Plätten und Weben dazu erzogen werden, später als Mütter und Hausfrauen die ihnen zukommende Stellung in ihren Familien auszufüllen.

Auch durch diese Schulen hat sich die Israelitische Allianz um ihre afrikanischen und asiatischen Glaubensgenossen, sowie um den Fortschritt allgemeiner Humanität und Civilisation überhaupt, außerordentliche Verdienste erworben. —

Nach mehr als zweistündigem Aufenthalt in der Schule von Tetuan kehrten wir bei glühender Mittagshitze in unser Hotel zurück, die genossenen Eindrücke besprechend. In der Mellah umgab uns drückende, übelriechende Luft. Man trat auf Schritt und Tritt auf faulende Gemüsereste, tobte Thiers, verdorbene Früchte und verwesende Fleischreste. Eng an einander gedrängt reihe sich logenförmig Lädchen an Lädchen: hier schmiedete ein Jude mit entzündeten Augen künstliches Silberfiligran; dort nähte ein anderer ^ederpantoffeln; hier verwaltete ein siebenjähriger Knabe den Laden in Abwesenheit seines Vaters, pries seine Waaren an, handelte und feilschte wie ein Alter; dort verkaufte eine kaum dem Kindesalter entwachsene Jüdin, dem Jüngstgeborenen die Brust reichend, unreifes oder halbverdorbenes Obst. Wer hätte nicht von der Schönheit der nordafrikanischen Jüdinnen gehört oder gelesen? Nun, wir sahen in Tetuan sehr wenig davon. Unsere Freunde versicherten uns ferner, in jeder Stadt Europas verhältnißmäßig eben so viele hübsche und schöne Jüdinnen gesehen zu haben, wie in Marokko. Die Tracht ist nicht vortheilhaft. Bei den sich europäisch — aber anscheinend leider ohne Schnürleib kleidenden Frauen und Mädchen stört das seidene Kopftuch, welches das zweifellos reiche Haar, sofern dasselbe nicht abgeschnitten ist, verhüllt, aber auch die orientalische Tracht, bestehend aus langem Hemde, weiten Hosen und kurzen, oft reich gestickten Jacken, das Ganze umflort von einem langen weißen Schleier, läßt die Reize der Trägerin dem flüchtigen Beschauer gegenüber nicht genügend zur Geltung kommen.

Die Tracht der Männer ist kleidsamer: über dem weißen Hemde eine bunte Leibbinde, eine helle Weste, dunkle, weite, oberhalb der Knöchel anschließende Beinkleider, kurze, enge, dunkle Jacken und über dem Ganzen wieder ein langer, schlafrockähnlicher, weiter Rock, ähnlich der Amtstrachl evangelischer Pastoren. Aeltere Juden mit ernsten, scharf geschnittenen Gesichtern und langen Patriarchenbärten machen in ihren dunklen Talaren ost einen sehr guten Eindruck. Interessant vom anthropologischen Standpunkt war der Umstand, daß die größte Mehrzahl der Juden, die wir zu Gesicht bekamen, blond waren, und dem Ethnographen wird die Mittheilung wissenswerth erscheinen, daß die Juden, die überhaupt schreiben können, ihr Spanisch oder Französisch meist mit gleicher Leichtigkeit mit der linken wie mit der rechten Hand, und ferner in Folge ihrer Kenntniß des Hebräischen und Arabischen ebenso gut mit beiden Händen von rechts nach links, wie von links nach rechts schreiben können. Der Sitte des Tötoivirens huldigen beide Geschlechter nicht, dagegen lieben es die Jüdinnen, ihre Augenbrauen und Wimpern schwarz, die Fingernägel aber mit Hennah roth zu färben.

Die Freude unserer spanischen Gastfreunde über unsere Erfahrungen und Erlebnisse in der Schule war nun leider keine ungetrübte. Beide konnten sich nicht den außerordentlichen Einfluß verhehlen, den diese französischjüdischen Schulen auf die bisher spanisch redenden und denkenden Juden ausüben. Es mag darum hier erlaubt sein, mit wenigen Worten auf die Fragen einzugehen: Treibt die Israelitische Allianz mit oder in ihren Schulen 1) jüdische, 2) französische Propaganda? Beides ist derselben mehrfach zum Vorwurf gemacht morden. Ich glaube, die erste Frage ist ebenso unbedingt zu verneinen, wie die zweite zu bejahen; ich beeile mich aber hinzuzusetzen, daß man unter „französisch" durchaus nicht gleich „antideutsch" zu verstehen hat*). Proselytenmacherei liegt den Juden überhaupt fern; es giebt weder jüdische Missionare, noch macht die Allianz in ihren Schulen irgend welche Bekehrungsversuche; und wenn sie es wirklich thäte, so sollten wir Christen derselben doch zu allerletzt daraus einen Vorwurf machen. Oder glauben die Christen das Monopol der Propaganda zu besitzen? Wohl wird in den unteren Klassen der Schulen durch Rabbiner hebräisch gelehrt und jüdischer Religionsunterricht ertheilt; es fällt aber Niemandem ein, die Kinder katholischer, mohammedanischer, levantinischer, griechischer oder armenischer Eltern, die, wie schon bemerkt, die Schulen der Allianz, des guten Unterrichtes wegen, häusig besuchen, zu verpflichten oder auch nur es denselben nahe zu legen an diesem Unterricht Theil zu nehinen.

Jüdische Missionare, ähnlich den christlichen, giebt es, wie gesagt, überhaupt nicht; wohl aber findet man vielfach jüdische Renegaten als christliche Missionare, denen es später nicht selten gelingt, im Auslande oder in Europa reiche Pfarren zu ergattern. Die Thatsache, daß die Schulen der Israelitischen Allianz in Afrika und Asien Kindern jedes Bekenntnisses offen stehen, ohne daß diese oder deren Eltern irgend wie mit Bekehrungsversuchen behelligt werden, verdient hervorgehoben zu werden.

Anders steht es mit der Frage, ob die Allianz in Marokko französische Propaganda treibt oder nicht. Wie schon Eingangs dieser Zeilen bemerkt wurde, stammt die Mehrheit der Vorfahren der nordafrikanischen Juden, nicht nur der in Marokko allein, sondern auch z. B. der in Algier, aus Spanien; ihre Sprache ist die spanische. Man darf wohl sagen, daß die Israeliten der jüdischen Diaspora überhaupt nur zwei Sprachen reden: die Sephardim, also die orientalischen Juden, spanisch, und die Aschenasim, d. h. die Juden, die wir Deutsche meist als „polnische" bezeichnen und die man in Polen, Galizien, Beßarabien, der Moldau und Walachei oder in Süd

*) Ein thörichtes französisches Lehrbuch, daS sich einmal in die Schulen der Allianz hinein verloren hatte, ist inzwischen, wie mir von zuverlässigster Zeitic versichert wird, aus denselben wieder entscrnt worden.

rußland bis weit nach Sibirien hin trifft, deutsch. Das von den Sephardim gesprochene Spanisch ist nun eben so wenig reines Castilianisch, wie das Deutsch der polnischen Juden, das wir meist mit „Jüdeln" oder „Mauscheln" bezeichnen, hochdeutsch ist; vom Hebräischen, also der eigentlichen Mischen Sprache, haben Beide nur sehr geringe Kenntniß. Manche Laute des heutigen Castilianisch, wie den des „j" (Jota), der sich übrigens auch im Hebräischen findet, sind die spanischen Juden nicht im Stande, richtig wiederzugeben, sondern sie sprechen denselben wie das portugisische „x", gleich „sch" aus. Allerdings kann dies auch auf den Umstand zurückgeführt werden, daß die Juden die iberische Halbinsel verlassen mußten, bevor deren Dialekte sich in die zwei, heute getrennten, Sprachen, Spanisch und Portugisisch geschieden hatten. Jedenfalls besteht die interessante Thatsache, daß die Sprache der Juden in der Türkei, der Levante und in Nordafrika die spanische, die der Juden in Rußland und Polen aber die deutsche ist, allerdings ein Deutsch vergangener Jahrhunderte, das bekanntlich mit hebräischen Buchstaben geschrieben wird. Die verschiedenen Sprachen der von ihnen bewohnten Länder erlernen die Juden nur in sehr geringem Maße und sprechen dieselben stets mit unverkennbar jüdischem, d. h. spanischem oder deutschem Anklang,

Das spanische Element' überwiegt überhaupt unter der europäischen Bevölkerung des westlichen Theils von Nordafrika, auch in der französischen Colonie Algier. Von Tunis an östlich spielt dann die italienische Sprache dieselbe Rolle wie hier die spanische.

Auch die Einwanderung von Spanien nach Nordafrika ist eine sehr lebhafte, kostet doch z. B. die Ueberfahrt von Valencia oder Cartagena nach dem französischen Oran blos fünf Franken! So kommt es denn, daß von den 50000 Einwohnern Oran's nur 11000 Franzosen, dagegen 20000 Spanier sind, und daß in Algier überhaupt nicht weniger als 112000 Spanier neben 18000 Franzosen leben. Dennoch geschieht von spanischer Seite nicht das Geringste, eine Verbindung, zumal eine geistige, der in Afrika lebenden Landeskinder mit dem Mutterlande aufrecht zu erhalteil. Das geht so weit, daß, wie die Kölnische Zeitung im vorigen Jahre ineldete, die kleinen Spanier in Algier es sich gefallen lassen müssen, daß ihnen französische Lehrer in den spanischen Schulen erzählen, der verstorbene König Alfons« XII. sei „uv pstit ssour^ot, un o«l«risl des uklans^ gewesen. Die maßgebenden Persönlichkeiten Spaniens sind durch Verschwörungen, Pronunciamientos und Stiergefechte eben zu sehr in Anspruch genommen, um sich etwa mit der Gründung spanischer Schulen in Algier oder Marokko beschäftigen zu können. Der von jüdischer Seite vor einiger Zeit angeregte Gedanke, eine Wiedereinwanderung der einst vertriebenen, heute in Afrika und der Levante lebenden Juden nach Spanien anzuregen und einzuleiten, kann nur als eine Utopie bezeichnet werden. Spanien winde sich sür eine Masscneinwanderung jüdischer Proletarier bestens bedanken, und die reichen spanischen Juden sinken in anderen Landern günstigere Gelegenheit, ihre Talente zu verwerthen, wie gerade in der iberischen Halbinsel. Es handelt sich nun in Nordafrika um politischen Einfluß, und da ist nicht zu leugnen, daß die Allianz durch ihre Schulen den Spaniern allerdings ganz bedeutende Eoncurrenz macht. Das wird auch von Seiten der Allianz und derselben nahestehenden maßgebenden Persönlichkeiten durchaus nicht geleugnet, schreibt doch z. B. Marune du Camp in der Ksvus ciss (Islxl moncle« vom 15. Sept. 1887 bei Besprechung der von dem Bankier Bischoffsheim in Paris gegründeten ^««Is äs travail pour Iss Min«« ölls» i8rMiwä, auf welcher stets 12 orientalische oder afrikanische Jüdinnen zu Lehrerinnen für die Schulen ihrer Heimat erzogen werden: „süss ^ ilnportsrout In, «ivilisatioo. luocisrn«, la (Zivilisation i'l'an^äise, ells8 la vrut'eöserout vour ainsi uirs claus le« össlss ^u'sllss »uront äiri^er, et «s ssr» Zrunä bsnssns äs rwtrs iatlusnos." Deutlicher kann inan sich doch nicht gut ausdrücken. „Oetts wuvrs . . . <1e prsosFälläs «ü notrs rsnom ns psut <^us ^rg,uäir sn Orient est sxssllsnts, kssoncis st nisrits ä'ötls 6QO«urä^üe," bemerkt Du Camp femer von seinem Standpunkt aus sehr richtig. Würde man es denn deutschen Missionaren von unserer Seite aus verübeln, wenn sie etwa in Polynesien oder Afrika neben ihrem Beruf als Prediger des Evangeliums auch noch etwas in deutscher Progadanda thäten, zumal in der Forin von deutschen Schulen? Würde man das in Ländern, in welchen deutsches Element schon seste Wurzeln geschlagen hat, nicht geradezu als die Pflicht 'dieser Religionslehrer betrachten? oder würde man etwa von denselben verlangen, daß sie ihren Schülern die Marseilleise statt der Wacht am Rhein'beibrächten? Gerade so steht es mit den Schülern der Israelitischen Allianz: in Paris befindet sich der Sitz der Gesellschaft; französisch ist der Name, dieMprache, der Geist derselben; in Paris werden die Lehrer und Lehrerinen ausgebildet; in Paris sitzt ein Gönner der Allianz, ^der derselben für ihre Schulen nicht nur eine Million Franken geschenkt hat, sondern der die Zinsen dieser Summe außerdem noch jährlich der Allianz zu demselben Zwecke überweist. Kann man sich da mundern, wenn die Allianz die spanischen Juden in Marokko zu Franzosen zu erziehen trachtet? Wir sagen mit Absicht „erziehen", denn für den Juden bedeutet dieser Uebergang einen Fortschritt in jeder Beziehung. Spanisch, wenn auch nicht spanische Unterthanen, waren die Juden in Marokko seit Jahrhunderten, aber was nützte ihnen das? Gar nichts, höchstens schadete es ihnen. Spanien hatte sie nicht nur vertrieben, es hat sich auch nie und nimmer um seine einstigen Landeskinder, die in Afrika in Elend und Unwissenheit verkamen, gekümmert. Welche Gaben eigener.Kultur hätte es denselben auch bringen können? Vielleicht die Liebhaberei für Stiergefechte oder den Segen der alleinseligmachenden Kirche, der aber bedenklich nach brennendem Menschenfleisch roch, und der die Juden wohl kaum glücklich gemacht haben würde. Heute aber klagt und schimpft Jedermann in Spanien plötzlich über das Ueberhandnehmen des französischen Einflusses in Nordafrika und zumal über die französische Propaganda der Allianz in Marokko. Warum gründen denn die Spanier dort selbst keine Schulen? Kann man sich unter den heutigen Umständen wundern, wenn man in den dortigen Judenschulen Antworten erhält, wie mir z. B. auf die Frage: „Was waren die Kreuzzüge?" „O'etsient ä«8 Kuerres c^us Ie8 ^ran^äis «nr fair eolltrs les ?ur«s." „Was nennst Du den dreißigjährigen Krieg?" „Das ist ein Krieg in Deutschland, mährend dessen es I,oui8 XIII, roi äs Kranes, unterstützt von Cardinal Richelieu gelang u. s. w." „Mit welchen Buchstaben schreibt man Spanisch und Maghrebinisch?" „Maghrebinisch schreibt man mit arabischen, Spanisch mit französischen Buchstaben." „Mit was für Buchstaben schreibt man denn Lateinisch?" „Mit französischen u. s. w." —

Es wird nun den Leser vielleicht interessiren. Einiges über die Quelle der Geldmittel zu erfahren, welche es der Allianz ermöglichen, die große Zahl ihrer Schulen in Nordafrika, Syrien, Kleinasien, der europäischen Türkei und den Ländern der unteren Donau (Bulgarien und Rumelien) zu erhalten. Vor Allem ist hier der oben erwähnte Pariser Gönner Baron Hirsch mit seiner großartigen Millionienstiftung zu nennen. Dieselbe kommt vor Allem den Schulen der Allianz in der asiatischen und europäischen Türkei zu Gute, und ihre bisherigen Erfolge, auch nur vom Standpunkte allgemeiner Humanität betrachtet, sind als ungemein segensreiche zu bezeichnen.

Werkthätige Gönner ihrer Schulen zählt die Allianz außerdem in allen Theilen der Welt. Allein aus Deutschland fließen jährlich zwischen 70—75 000 für die Schulen der Allianz nach Afrika, Asien und Halbasien. In den bedeutenderen Städten von Nord- und Süddeuchland, in Posen, Breslau, dann in Köln, wo Rabbiner Dr. Frank im Interesse der Allianz außerordentlich thätig ist, in Dürkheim, Mannheim, Nürnberg u. s. m. befinden sich ComitSs. die unermüdlich bestrebt sind, in Form von Vennächtnissen, gelegentlichen Geschenken oder regelmäßigen Beiträgen Mittel zum Unterhalt der Schüler der Allianz zu erlangen. Diese reichlichen Mittel werden indeß im Auslande durchaus nicht in der Weise verwendet, daß der Besuch der Schulen nun jedem Kinde auf Kosten der europäischen Gönner frei stünde, fondern nur die Kinder gänzlich unbemittelter Eltern sind von jedem Schulgeld befreit, sie erhalten ferner die Schreibhefte, Schulbücher kurz, das ganze Schulmaterial umsonst und werden an manchen Orten sogar noch von der Allianz durch Frühstück und Mittagsmahl erquickt. Die Kinder vermögender oder reicher Juden dagegen bezahlen gerade so gut wie in Europa ihr Schulgeld, dessen Höhe sich nach dem Vermögen der Eltern richtet, „,?«U8 Is8 l8r»6lit«8 8«rtt 8«1icl»ires los uns äes iuiire«"; darum trägt das Kind des reichen Juden einen Theil der Kosten der Erziehung des Armen. Außerdem erhebt man z. B. in Marokko im Judenviertel eine Fleischsteuer zu Gunsten der Schule.

Vielleicht fühlt sich ein oder der andere Leser zu der Bemerkung veranlaßt: Die deutschen Juden könnten ihr Geld am Ende auch für näherliegende Zwecke ausgeben, statt jährlich 75 000 ^ nach Afrika und Asien zu senden!

Ueberlegt man diese Bemerkung sine ira et swäi», so wird man zu der Ueberzeugung kommen, daß dieselbe der Berechtigung entbehrt. Vor Allem wird Niemand den Juden in Europa den Vorwurf machen können, daß sie bei Gelegenheiten, wo die öffentliche oder private Wohlthätigkeit angerufen wird, sich irgendwie zurückhaltender benähmen als die Christen. Würde man hier wiederum den Einwurf machen: die Juden, welche bei solchen Listen oder Zeichungen an der Spitze stehen, sind auch viel reicher als die Christen, und sie opfern diese Summen nur, um später dafür Orden oder sonstige Ehrenbeweife einzuheimsen — so dürfen wir doch wohl fragen: Warum handeln denn die Christen nicht ebenso? Dieselben find doch wohl für Ehrenbezeugungen nicht minder empfänglich wie die Juden. Es handelt sich hier überhaupt nur um den edlen Zweck, der erreicht werden soll. Glaubt man denn, daß es einem Ertrinkenden, der von einem ihm gänzlich Fremden aus dein Wasser geholt wird, irgend .welchen Unterschied in dein Grade seiner Dankbarkeit ausmacht, ob der Betreffende ihm aus reiner Menschenliebe oder nur von dem Wunsche beseelt, eine Rettungsmedaille zn verdienen, das Leben gerettet hat? Wohl herrscht große Annuth, wenn auch nicht in Deutschland, so doch z. B. unter den Juden in manchen Städten Hollands; aber es giebt wohl auch kein Land, in welchen! die Reichen so viel zur Verbesserung der Lage ihrer Landesleute und Glaubensgenossen thun, wie gerade in Holland. Deutsche Juden haben darum kaum eine Veranlassung, Geld nach Holland zu senden. Viel Elend herrscht ferner unter den Juden in Galizien, Rumänien und Südrußland. Für die Erziehung der Kinder der erstgenannten soll, abgesehen von den Bemühungen der Wiener Israelitischen Allianz, Baron Hirsch beabsichtigen, die colossale Summe von zwölf Millionen Franken zu stiften. In Rußland und Rumänien aber ist die Israelitische Allianz verboten; sie kann dort nicht im Interesse der Juden thätig sein, sondern denselben höchstens die Auswanderung etwa nach Amerika erleichtern. Wenn also Juden in Deutschland ihr Geld für die Schulen der Allianz in Afrika und Asien opfern, so kann denselben ebenso wenig ein Vorwurf daraus gemacht werden wie etwa den Protestanten, die jährlich Tausende und Abertausende für die sogenannte Bekehrung schwarzer, brauner und gelber Heidenkinder ausgeben, oder den Katholiken, die aus der Rheinprovinz allein schon Millionen für den römischen Peterspfennig geopfert haben. Jeder Mensch darf für sich das Recht beanspruchen, sein Geld für Zwecke, die ihm behagen, sofern dieselben keine staats- oder gemeingefährlichen sind, auszugeben, der Jude eben so gut wie der Christ. —

Bevor diese flüchtige Skizze zum Abschluß kommt, möge der Leser den Verfasser aber noch bei einem Besuch der Schulen der Israelitischen Allianz

Nord und Lud, XI.IX., I<7. 24

in Brusfa undSmyrna begleiten, welchen er denselben, wiederum inGesell: schüft eines engeren Landsmanns, vor Kurzem abzustatten Gelegenheit hatte.

Durch die erwähnte Schenkung des Baron Hirsch ist die Allianz in den Stand gesetzt, in Constantinovel allein 12 Schulen, 5 für Mädchen, 6 für Knaben, und eine gemischte, und zwar deutsche Schule (in Galata) zu unterhalten. Die sogenannte deutsche Judengemeinde in Constantinovel mag heute 3000 Seelen zählen und setzt sich hauptsächlich aus polnischen und malachischen Juden zusammen. Auf die mannigfachen Gegensätze der polnischen Juden, der Aschkenasim, zu den bisher besprochenen spanischen Sephardim kann hier nicht weiter eingegangen werden. Es genüge, zu bemerken, daß die deutsch - polnischen Juden in Constantinovel außerordentlich arm sind, so daß kaum 10 Procent der Besucher der dortigen deutschen Schule im Stande sind, ein wenn auch noch so geringes Schulgeld zu bezahlen. Ich war durch anderweitige Verpflichtungen zu meinem Leidwesen verhindert, eine der israelitischen Schulen in Constantinopel zu besuchen. Ich kann nur mittheilen, daß die betreffende deutsche Schule sich der besonderen Gunst des deutschen Botschafters und dessen Gemahlin erfreut. Diese bereiten in dem herrlichen Garten der deutschen Botschaft den armen Kindern jährlich ein Fest, auf welches dieselben sich das ganze Jahr hindurch freuen, weil ihnen hier wenigstens einmal innerhalb zwölf Monate Gelegenheit geboten wird, in schöner Unigebung und guter Luft heiter und glücklich zu sein und sich satt zu essen. Der Director der Schule beklagt sich über die Schwierigkeiten, auf welche er beim Unterricht in deutscher Sprache stößl, weil die Schüler nur jüdisch-deutsch sprechen, Hochdeutsch aber als eine ihnen ganz fremde Sprache erst erlernen müssen.

Was nun die Lage der Juden in der Türkei im Allgemeinen betrifft, so haben dieselben keine Veranlassung, sich irgendwie zu beklagen. Wie das Central-Comiti' der Allianz in einer Veröffentlichung vom Jahre 188'> selbst schreibt, giebt es in der Türkei keine Ausnahmegesetze gegen die Juden, keinerlei Verfolgung in Form der Gesetzgebung, keinerlei Plackereien von Seiten der Negierung, noch Vorurtheile von Seiten der mohamedanischen Bevölkerung, vielmehr auf beiden Seiten Wohlwollen uns Sympathie. Es muß den Juden also dort schon außerordentlich motu ergehen, wenn sie sich zu diesem Zugeständniß, zumal mit dem Bemerken, daß im Vergleich zu der Lage der Juden in einigen europäischen Ländern die Türkei in der That eine wahre Erleichterung gewähre, herablassen. Allerdings heißt es wenige Seiten weiter in derselben Abhandlung schon wieder, daß „das Loos der Juden Palästinas ein noch weit traurigeres als das der Juden der europäischen Türkei" sei. Begründet wird diese merkwürdige Klage durch den Hinweis auf den schlechten, wasserarmen Boden Palästinas! indeß war es bisher doch nicht bekannt, daß die Jilden irgendwo in der Welt besondere Neigung zum Ackerbau an den Tag legen! Ferner wird über die Einwanderung armer Juden aus aller Herren Ländern geklagt, welche der „durch jahrhundertlange Leiden geschwächten jüdischen Bevölkerung Palästinas — (wahrscheinlich im Betteln!) — zu viel Concurrenz machten." Wozu dies ewige Jammern und Wehklagen? Es giebt doch auch in Palästina Menschen genug, die durch ihrer Hände ehrliche Arbeit ihren Lebensunterhalt verdienen und die nicht immer die Wohlthätigkeit ihrer Landsleute und Glaubensgenossen anrufen. Unsere deutschen christlichen Landsleute in den Colonien bei Jaffa und Haifa scheinen mit den türkischen Behörden viel traurigere Erfahrungen gemacht zu haben als die Juden; der internationale Bettel aber in Jerusalem und Umgegend wird von den Christen aller Nationen gerade genügend unterstützt. Möge die Allianz fortfahren, ihre Mittel für bessere Zwecke zu verwenden!

Doch kehren wir nach Constantinovel zurück.

Dreimal wöchentlich fahren von dort recht erbärmliche kleine Dampfer in fünf bis sieben Stunden nach der südlich von der Hauptstadt am MarmaraMeer gelegenen kleinen Hafenstadt Mudania. Von dort brachte uns ein flotter Zweispänner in drei Stunden nach Brussa, einem am Fuße „eines", nicht „des" Olymp malerisch gelegenen interessanten Badeorts, dessen thätige Bevölkerung den orientalischen Typus und Charakter in viel höherem Grade beibehalten hat, wie die des levantinisch-armenisch-jüdisch-europäischen Constantinovel. Die israelitische Bevölkerung Brussas zählt ungefähr 3000, meist sehr arme, vielfach gänzlich besitzlose Leute. Dieser Umstand muß theils auf die Schuld der Juden selbst, denen die zähe Energie und Widerstandsfähigkeit der marokkanischen Juden abzugehen scheint, theils auf das Stagniren und Zurückgehen aller wirthschaftlichen Verhältnisse in der Türkei überhaupt zurückgeführt werden. Ann wie die Juden sind, sehen sie sich nicht im Stande, ihren Kindern irgnd welche Bildung zukommen zu lassen; in den Talmud-Toras wurde denselben bisher von ungebildeten Rabbinern unverstandenes Hebräisch eingepaukt, während sie sonst in vollkommenster Unwissenheit dahinlebten. Da entschloß sich die Israelitische Allianz im Jahre 1885 in Brussa eine ihrer Schulen zu gründen, deren günstiger Einfluß auf die Moral, das Familienleben, die Ermerbsthätigkeit und auch auf das Aeußere der heranwachsenden Jugend heute von Europäern, Türken und Juden rückhaltlos anerkannt wird. Wir nennen die Juden zuletzt, weil gerade sie es waren, die den Bestrebungen der Allianz anfangs Mißtrauen, ja bösen Willen entgegenbrachten, denn erst durch die Schule begannen die Strahlen moderner Humanität und Gesittung auch in die entferntesten Winkel des verbohrten und verkommenen mittelalterlichen, orientalischen Judenthumö zu dringen. Die Wahl des Gründers der Schule in Brussa mar eine sehr glückliche. Derselbe, Herr Matal on, begrüßte uns mit vollendet weltmännischer Liebenswürdigkeit, als wir zwar unangemeldet, aber mit einem Empfehlungsbrief des Rabbiners Dr. Frank aus Köln versehen, die Schule mit der Bitte betraten, dieselbe besichtigen zu dürfen. Die Schule wird heute von ungefähr 100 Knaben besucht, die sich auf 6 Klassen vertheilen; die Unterrichtsstunden dauern von 8— 12 und von 1—4 Uhr täglich. Kaum zwei Drittel der Schüler sind im Stande, ein Schulgeld von 1—2 Francs monatlich zu bezahlen. Die Unterrichtsgegenstände erstrecken sich nur auf die Elementarfächer; dennoch macht es einen merkwürdigen Eindruck, kleine Knirpse, die dein Cursus der Schule seit der Gründung gefolgt sind, mit Fertigkeit französisch und spanisch lesen oder im Kopf rechnen zu sehen, während neben denselben ein vielleicht achtzehnjähriger Jüngling oder womöglich Gatte sitzt, der einfach noch gar nichts gelernt hat, der in Beziehung auf Bildung und Kenntnisse einem Nichts gegenübersteht, der aber seit 14 Tagen fleißig die Schule besucht, und uns nun mit verhaltenem Athem sein „b-a— -ba" vorbuchstabirt und vor Freude strahlt, als wir seinen Namen, den er an die Tafel gekreidet hat, wenn auch mit einiger Schmierigkeit entziffern. Lesen und Schreiben! Würde bei uns nicht jedes Kind den Erwachsenen auslachen, der diese Kenntnisse erst mit Ansehung aller seiner Kräfte erlernen müßte! Vielleicht ist aber bei uns noch lange nicht jeder Erwachsene im Stande, die außerordentliche Umwälzung im Geistesleben eines Menschen zu begreifen, dein es plötzlich wie Schuppen von den Augen fällt: es giebt ein Lesen und ein Schreiben, und Du kannst es erlernen!

„Faule oder widerwillig« Schüler habe ich nicht," sagte uns Herr Matalon. „Sie Alle, Alle wollen lernen; sie sind unermüdlich, ja sie folgen mir in meine Privaträume, nur um noch etwas Wisfenswerthes zu erhaschen."

Es liegt vielleicht nahe, einen Vergleich der Schulen der Israelitischen Allianz und ihrer Erfolge mit denen der christlichen Missionare in den verschiedenen Welttheilen anzustellen. Die Bestrebungen der Missionare sind gewiß dieselben edlen und anerkennungsmerthen wie die der in Paris ausgebildeten Lehrer; ihre Aufgabe ist dagegen eine viel schwierigere und undankbarere, da die Missionare vor Allem die Bekehrung ihrer Schüler im Auge haben. Sie müssen denselben vorerst barbarisch heidnische Anschauungen und Gedanken abgewöhnen, ehe sie an deren Stelle Ideen, die den Neubekehrten durchaus neu, unverständlich und häusig unsympathisch sind, treten lassen können. Die Lehrer der Allianz dagegen arbeiten überall im Rahmen der jüdischen Religionsauffassung. Der Boden, den die Allianz veredelt, ist immer mehr oder minder sür die neuen Gaben, die sie demselben bringt, vorbereitet, während die Sendboten christlicher Kultur aus ihrein Gelände erst das seit Jahrhunderten oder länger eingewurzelte Unkraut auszurotten haben, bevor sie mit den: Streuen ihres civilisatorischen Samens in nutzbringender Weise beginnen können. Der jüdische Lehrer findet entiveder willige Schüler oder gar keine; der christliche Missionar ist aber nicht selten gezwungen, mit Rücksicht auf seine Erfolge, die er nach der Heimat berichten muß, sich mit solchen mehr äußerlicher, oberflächlicher Art zu begnügen. Der jüdische Schüler besucht die Schule des Lernens halber, den christlichen Täufling dagegen leiten nicht immer ideale Beweggründe. Die Schulen der Allianz kommen eben mehr, um einen abgenutzten Ausdruck zu gebrauchen, einem schon lange, wenn auch vielleicht unbewußt empfundenen Bedürfniß entgegen; von den Schulen der Missionare, deren Aufgabe darum wohl eine viel schmierigere und danklosere ist, kann das nicht immer behauptet werden.

Solche Vergleiche sind indeß nicht dankbar; lassen wir darum dieses Thema fallen, um uns als Europäer und gebildete Menschen an den Erfolgen der Allianz zu erfreuen. Ihre Schulen wirken bildend und erziehend nicht allein auf die Juden, sondern auf deren ganze Umgebung. Der Gründer und Leiter der Judenschule in Brussa sandte z. B. im Anfange seiner Thätigkeit jedes schlecht gewaschene Kind, welches seine Anstalt besuchen wollte, an die Eltern zurück, mit dem Ersuchen, dasselbe erst reinigen, bürsten und kämmen zu wollen — Begriffe, die den Eltern bis dahin mehr oder weniger unbekannt waren. Das Gebäude der Schule ist, wenn auch bescheiden, so doch eins der reinlichsten, luftigsten und bestgehaltenen Häuser von ganz Brussa. Wie sehr wirkt die Allianz hierdurch allein auf die Erziehung der dortigen Juden! Soll doch die Erziehung der Eltern durch die Kinder, sofern diese sich derselben nicht bemoßt sind, eine ungemein wirksame sein. Welche Fülle von neuen Begriffen und Anschauungen dringt außerdem in den Schulen auf die Kinder ein! An Stelle der bisherigen ungebildeten Rabbiner treten studirte Pädagogen; die Kinder lernen außer einer europäischen, noch die Sprache oder die Sprachen ihres Landes lesen und schreiben; sie werden mit den wichtigsten Daten der Weltgeschichte, mit den wissensmerthesten Gesichtspunkten der Erdkunde, sogar mit den bedeutendsten Erfindungen der Neuzeit und den hauptsächlichsten Naturerscheinungen bekannt gemacht. Jede Schule besitzt ihrer Größe und Bedeutung entsprechend neben einer Bibliothek eine Sammlung von Wandkarten, Modellen, physikalischen Instrumenten, Elektrisirmaschinen u. f. w. — sämmtlich natürlich Geschenke der Allianz. Bedarf es noch eines weiteren Hinweises auf den beinahe unberechenbaren Einfluß, den diese Schulen auf die plötzliche Erweiterung des durch Orthodoxie und Unwissenheit bisher so beschränkten Gesichtskreises der Juden im Orient ausüben? Auf die praktischen und nützlichen Kenntnisse, welche die Kinder beiden Geschlechts neben allgemeiner Bildung auf den Handwerks-, Ackerbau- und Handarbeitsschulen erwerben, haben wir schon oben hingewiesen.

Wohl die bedeutendste Anstalt der Allianz in Kleinasien ist die in Smyrna unter der Leitung des in Tetuan geborenen Herrn Pariente. Auch dieser statteten wir einen Besuch ab. Die 650 Schüler und Schülerinnen sind in einem ziemlich großartigen Gebäude mit luftigen, hohen Schul- und Arbeitsräumen untergebracht. Nur hundertfünfzig derselben sind im Stande, ein mäßiges Schulgeld zu entrichten; der Nest wird auf Kosten der Allianz und der Gemeinde, welcher mehrere reiche Israeliten angehören, unterrichtet, mit Schulmaterial versehen und man hofft, den Armen demnächst täglich auch eine oder zwei Mahlzeiten hier verabreichen zu können. Die Unterrichtsgegenstände sind dieselben wie auf den übrigen Schulen der Allianz, doch hat Director Pariente sich eine Selecta heranzernogen, deren Mitglieder, meist junge Leute von fünfzehn bis achtzehn Jahren, zumal erstaunliche Sprachkenntnisse besitzen. Abgesehen von ihrer Muttersprache, Jüdisch-spanisch, lasen, sprachen und schrieben sie reines Castilianisch, Französisch, Hebräisch, Griechisch und Türkisch, also fünf Sprachen, die mit vier oder eigentlich neun verschiedene Arten von Schriftzeichen geschrieben werden! Die Mädchenschule betraten mir zur Zeit der „freien Viertelstunde". Die jungen Damen wurden von der Directorin schleunigst zusammengeläutet, um uns alsbald, kauend und eine Frucht oder Brod in der einen Hand, mit der anderen ihre Schreibhefte oder ihre Stickerei entgegen zu halten. Die meisten der Schülerinnen waren dem Kindesalter längst entwachsen, und mein Begleiter schien anfangs einigermaßen verblüfft theils über diese Fülle von reizvollen Jungfrauen, theils über die Sicherheit, mit welcher dieselben meine Fragen beantworteten. Wir prüften in der Geographie Nordafrikas, und zur Ehre der frühstückenden Jungfrauen in Smnrna muß hervorgehoben werden, daß dieselben mit den Bergen und Flüssen von Algier und Tripolitanien noch besser vertraut waren, wie die Schüler der Selecta, jedenfalls aber bedeutend besser, als wir selbst während unserer langjährigen Praxis auf dem Friedrich-WilhelmGymnasium in Köln es jemals gewesen waren.

Fassen wir zum Schluß unserUrtheil, soweitmir nach oemBesuchemehrerer Schulen der Israelitischen Allianz in Marokko undKleinasien, sowie nach vielfachen Unterhaltungen mit dort lebenden Europäern zu einem solchen berechtigt sind, noch einmal zusammen, so müssen wir niederholen, daß die Allianz auf ihre bisherigen Erfolge auf dem Gebiet der geistigen, moralischen und auch körperlichen Veredlung der dortigen Juden, ebenso wie auf ihre Erfolge in Betreff einer Besserung der Lage ihrer Glaubensgenossen in materieller Beziehung mit Recht stolz sein darf, und daß derselben für die Uebernahme dieser hohen und edlen Culturaufgabe und für den Eifer, mit welchem sie sich der Lösung derselben hingiebt, auch von jedein unbefangenen Andersgläubigen die vollste Anerkennung nicht versagt werden kann.
I>O?'<5u, x>! 7i5'SI 6'!<>?! Lucas 10, 37.

^<

5 5

Als obige Zeilen gesetzt wurden, erschien plötzlich eine außervrltentliche Gesandtschaft oder, wie man später sagte, „Botschaft" S/iner Scherifianischen Majestät des „Kaisers" von Marokko in Berlin. / Sie verdiente wirklich eine „außerordentliche" genannt zu werden; denn wer hätte erwartet, daß zur selben Zeit, zu welcher das deutsche Reich sich rüstete, mit Aufwendung von vorläufig zwei Millionen Mark, allerdings unter sachkundigster Führung, eine Expedition gegen die «stund centralafrikanischen Sklavenhändler und -jäger nach fernen Aequatorialgegenden zu entsenden, Abgesandte des Scherifen von Marokko, des größten heutigen Sklavenbesitzers, -Händlers und dadurch auch Sklavenjägers Nordafrikas, dessen von Europa aus mit bloßem Auge sichtbaren Gebiete unsern Weltverbesserern doch wohl ein näher gelegenes Gelände für ihre edlen und menschenfreundlichen Bestrebungen bieten dürften als etwa Sansibar oder Usagar a, in der deutschen Reichshauptstadt mit fürstlichen Ehren empfangen werden würden! Jeder Kenner der einschlägigen Verhältnisse iveiß, daß der Sultan von Sansibar in jeder Beziehung, zumal aber in Betreff des Sklavenhandels und was damit zusammenhängt als ein mahrer Engel im Vergleich zu dem Sultan von Marokko und dessen übrigen nordafrikanischen Collegen bezeichnet werden muß.

Cardinal Lavigerie predigt den Kreuzzug gegen oft« und centralafrikanische Sklavenhändler — ein Unternehmen, bei welchem, im Falle es jemals gelänge und von Erfolg gekrönt märe, mindestens der Herrscher von Uganda, vielleicht auch (an dieser Stelle darf man es wohl sagen) noch ein anderer „Sultan" um Thron und Herrschaft kommen würde; und er sieht nicht, oder will es nicht sehen, daß vor seinen Augen in Tunis täglich Hunderte von Sklaven und Sklavinnen verhandelt werden!

Man betont von maßgebender Stelle aus, daß das Unternehmen gegen die unanfechtbaren Greuel des Handels mit Negersklaven in Ostund Centralafrika durchaus kein ausschließlich christliches oder gar katholisches sein solle, man hofft auch auf Unterstützung von „nichtchristlicher" Seite — und in Marokko kann heute das Ermorden eines weißen Juden mit 24 Mark gesühnt werden!

Was würde die Welt wohl dazu sagen, wenn irgend ein Rabbiner plötzlich das internationale Judenthum zu einein «Kreuzzuge" gegen den Sultan von Marokko auffordern wollte? Die Mittel dazu könnten rasch genug zusammenfließen; und die marokkanischen jüdischen Sklaven stehen den Juden doch mindestens eben so nahe, wie den europäischen und amerikanischen Christen die centralafrikanischen Neger!

Wir haben allerdings nicht gehört, daß ein deutscher Jude auch nur den Versuch unternommen habe, in einer Audienz bei dem marokkanischen „Botschafter" auf eine bessere Behandlung seiner Glaubensgenossen in Marokko hinzuwirken.

Beethoven und der preußische Königshof unter Friedrich Wilhelm III.

von

Alfr. CM. Aslischer.

— Berlin. — IV.

an darf behaupten, daß gerade um die Zeit, in welcher Beethoven einen starken Briefwechsel in Sache seiner ZlisM ««lemins pflog, ^ also etwa seit dem Jahre 1823, die Rivalität zwischen Wien und Berlin, soweit es sich um die Würdigung Beethovens handelt, recht klar zum Vorschein kam. Nicht nur, daß von jetzt ab jede neue Kunstthat unseres Meisters ihr lebendigstes Echo in der preußischen Residenz fand,' fondern auch die Initiative

mußte — nach dem deutlich ausgedrückten Willen Beethovens — in wichtigen Kunstmomenten von Berlin ausgehen. Ja, Berlin wurde jetzt der eigentliche Centralvunkt für alle Geistesbestrebungen, die mit dem erhabenen Namen Beethoven im Zusammenhange stehen.

All dieses neue, herrliche, mahrhaft kunstgemeihte Leben in und um Beethoven gelangt vornehmlich durch Persönlichkeiten zum Ausdrucke, welche dem engeren Kreise des Monarchen Friedrich Wilhelm HI. angehören. Außer dem Könige und dem bereits genannten und daraufhin charakterisirten Fürsten von Nadziwill sind hier noch zu nennen: Graf von Brühl, der Intendant der königlichen Theater, der zugleich neben dem preußischen Gesandten in Wien, Fürsten von Hatzfeld, als Vertreter des jetzt wieder in den Vordergrund tretenden preußischen Königshofes erscheint, und noch der Hofrath Dr. Spiker.

Das bereits oben erwähnte Vorhaben Beethovens im Jahre 18Z3, wiederum eine Oper zu comvoniren, brachte ihn aufs Neue in lebhafte Beziehungen zu Berlin und damit in erster Linie zum königlichen Theater und zum Herrscherhause selbst.

Es mag hier nur flüchtig*) erwähnt werden, daß Beethoven im Jahre 1823 sowohl vom Wiener als auch vom Berliner Hoftheater den Auftrag erhielt, eine neue Oper zu componiren. Schon hatte Beethoven die ihm willkommene Grillvarzer'sche Dichtung „Melusine" nach Berlin gesandt; bereits war diese Dichtung vom Grafen von Brühl genehmigt worden, als Beethoven mit einem Male die Idee, eine deutsche Oper zu schaffen, gänzlich fallen ließ, weil ihn just um diese Zeit die Leistungen der italienischen Oper in Wien dermaßen entzückten, daß er den Entschluß faßte, eine italienische Oper zu componiren.

Allein alles derartige Vorhaben sollte zu eitel Wind verwehen: vielmehr entstanden gerade im Sommer dieses Jahres die Hauptstücke der neunten Symphonie. Zu Anbeginn des folgenden Jahres (1824) mar diese Symphonie vollkommen fertig — und sollte nun in Gemeinschaft mit der Nissu, snlsnims zum ersten Male aufgeführt werden.

Inzwischen hatte der Rossini-Cultus in Wien die denkbar höchsten Dimensionen erlangt, so daß für den hehren Ernst der Beethoven'schen Tonmuse in Wien der geeignete Boden verloren gegangen schien — und sich der Meister, dem grollenden Achilles gleich, ganz von den Wiener „PIMken" zurückzog. Wie ganz anders wirkte das Berliner Kunstzeichen auf den einsamen Meister ein! Er faßte, da ihn die allseitige Berliner Begeisterung für sein Lebensmerk so unnenbnar erquickte, allen Ernstes den Entschluß, die beiden größten Schöpfungen seines Geistes zuerst in Berlin vorzuführen. Schon hatte der Intendant Graf von Brühl auf Befrageil Beethovens mit freudiger Begeisterung seine Zustimmung gegeben, daß die IX. Symphonie und die Äi8«ä solerunis überhaupt zum ersten Male in Berlin vor sich gehen solle.

Durch diesen Umstand zumal kamen die Wiener wieder zu sich, thaten Buße und fanden ihre reichliche Geistessühne durch die dann doch in Wien veranstalteten großen erfolgreichen Musik-Akademieen im Mai 1824, in denen jene hohen Geiftesmerke Beethovens der erstaunten, tief erschütterten Mitwelt zum ersten Male vorgeführt wurden.

Die Neunte Symphonie, deren Manuscript-Partitur die höchste Zierde der Berliner Hofbibliothek bildet, sollte nun wieder unfern Meister in die mannigfachsten, interessantesten Verbindungen mit Berlin und vornämlich mit dem Herrscherhause bringen.

Vergegenwärtigt man sich die geistesglänzenden Namen einer Bettina von Arnim, eines Th. A. Hoffmann, ferner des Fürsten von Radzimill, der Sängerin Frau Milder-Hauvtmann, der Frau Justizrath .Krause-Sebald,

*) Eingehend sind diese neue» Beziehungen Beethovens zur Berliner königl. Oper in des Verfassers Aufsätze: „Die ersten Fidelis-Ausführungen in Berlin" im „Bär" (Nr. 29 des Jahres 188«) dargestellt.

des Grafen von Brühl, des königlichen Capellmeisters Henning, des Hofrath Duncker'schen Kreises; denkt man des Weiteren dabei an A. B. Marr und seine einflußreiche „Berliner musikalische Zeitung", an Ludwig Rellstab und an andere auserlesene begeisterungsvolle Jünger des Beethoven'schen Genius; hält man auch das gute Gedenken fest, in dem Beethoven seit seiner persönlichen Anwesenheit in Berlin unter Friedrich Wilhelm II. im königlichen Hause selbst stand: dann nimmt es nicht sonderlich Wunder, daß es dem preußischen Königshause nahe gelegt wurde, eines der allergrößten Erzeugnisse dieses großen Geistes im Originalmanuscripte sür die königliche Bibliothek zu erwerben. Im Frühjahrre 1826 wurde solch kunstgeweihtes Unterfangen in Bewegung gesetzt, mit dessen glücklicher Ausführung späterhin der Hofbibliothekar Dr. Spiker, der zugleich Redacteur der „Spener'schen Zeitung" war, betraut war.

Daß sich aber Beethoven selbst schon weit früher mit dem Gedanken trug, Friedrich Wilhelm III. seine neunte Symphonie zu widmen, erhellt offenbar aus einer Notiz in den Conversationsheften des Jahres 1824, just aus der Zeit der epochemachenden Musikakademien im Maimonde dieses Jahres, in welchen jene Symphonie überhaupt zum ersten Male vorgeführt wurde. Im Conversationshefte Nr. 62 (1824) schreibt nämlich Schindler auf Blatt 5 a die folgenden unzweideutigen Worte:

„Wer hat den Vorzug bei der Dedication der Symphonie; Ries*) oder der König von Preußen?" — „gerade als Beweis Ihrer Dankbarkeit, unter diesem Titel muß man es ihm vorlegen."

Und nun verlautet lange, lange nichts in den uns aufbehaltenen Conversationsheften über dieses Project; weder der fernere Jahrestheil von 1824, noch das Jahr 1825 verrathen uns etwas darüber. Um so mehr aber das Jahr 1826, worin sich so zu sagen fast Alles um diese Idee zu bewegen scheint. Und darum kann man nicht übel das Jahr 1826 in Beethovens äußerem Leben das königlich preußische Jahr nennen.

Es soll nunmehr der Versuch gemacht, alles weitere hierauf Bezügliche mit Hilfe der Conversationshefte und anderer literarischer Quellen in möglichst genauer chronologischer Folge vorzutragen.

Im Frühling des Jahres 1826 muß der Gedanke in Beethoven reif geworden sein, durch den preußischen Gesandten in Wien, den Fürsten von Hatzfeld, die Erlcmbniß zu erwirken, daß Beethoven dem Könige Friedrich Wilhelm III. die „Neunte Symphonie mit Chören" zueignen dürfe.

Lassen wir nun wieder die Conversationshefte des Jahres 1826 reden.

Im Heft Nr. 119 schreibt des Meisters Neffe Karl (Blatt 28»): „Willst Du mir den Brief nach Berlin diktiren."

(28 >'): „Wenn Tu mir beylängig sagen wolltest, wie Dn den Brief nach Berlin schreiben wurdest, so will ich ihn bei mir fertig machen."

*) Es ist Ferdinand Rics, Beethovens begabtester Schüler, der um diese Zeit in London lcbtei demselben war ursprünglich die Dedication der IX. Symphonie zuggedacht

(29 s): „Willst Du mir nicht blos mündlich sagen, wie Du den Brief wünschest, das? es eilig geschehe, damit nicht zu viel Zeit verloren gehe und man bald wisse, wie wir dran sind.

„Dem Gesandten." (29 b): „Den Brief werde ich schon fertig machen. (30 d): „Der Brief ist schon an Hatzfeld — (sto. sto.) (31 »): „Zurück ginge es doch wieder durch den Gesandten.

„Es steht ja im Conversationslexikon, daß ein König von Preußen —*)" Beethoven hat nun also endlich an den Fürsten von Hatzfeld geschrieben und später durch diesen das Dedicationsschreiben an den preußischen Monarchen befördern lassen. Diese Ereignisse ermähnt der Meister unter Anderem in einem Briefe dieses Jahres (vom 7. October 1826) an seinen geliebten „uralten Freund" Dr. Wegeler, worin es heißt:

„Ich hatte schon früher bei der Gesandtschaft um die Erlaubniß, das Werk dem Könige zueignen zu dürfen, angesucht, welche mir auch von ihr gegeben wurde."

Das Concept dieses Gesuches an den damaligen Gesandten, von der Hand des jugendlichen Beethovenfreundes, Karl Holz, der von Manchen nicht ohne alle Berechtigung des Meisters „Mephisto" benamset wird, befindet sich im Besitze des Kunsthändlers Artaria in Wien und lautet (nach L. Nohl: Briefe Beethovens S, 328, Anm.) also: „Ew. D.

„Ich bin im Begriff, meine größte Symphonie, die ich bisher geschrieben herauszugeben. Ich würde es mir zur höchsten Ehre und Gnade rechnen, wenn ich selbe S. M. dem Könige von Preußen widmen dürfte. Ich nehme mir daher die Freiheit, Ew. D. zu bitten, daß dieselbe die Gnade haben möchten, dies S. M. zu eröffnen und die Sache auf eine günstige Art vorzutragen. Ew. D. werden keine Unehre damit einlegen. Auch wünschte ich, daß S. M. wissen möchten, daß ich ebenfalls zu Ihren Unterthancn vom Rhein gehöre und als solcher um so mehr wünschte, ihm meine Ehrfurcht zu bezeugen.

Indem ich dieses , bitte ich nur mich baldigst wissen zu lassen, obE. D.

diese Gnade für mich haben wollen." Fürst von Hatzfeld that bereitwilligst das Seine — und so erhielt der Meister denn schnell genug die königliche Gemährleistung, daß die Dedication der v-No11-Si)Nlphonie mit Chören dem Monarchen Friedrich Wilhelm III. wohl erwünscht sein würde.

Das Widmungsschreiben des Meisters an den König lautet also: „Ew. Majestät!

„Es macht ein großes Glück meines Lebens aus, daß Em. Majestät mir gnädigst erlaubt haben, allerhöchst Ihnen gegenwärtiges Werk sdie neunte Symphonie^ unterthänigst zueignen zu dürfen.

„Ew. Majestät sind nicht blos Vater allerhöchst Ihrer Unterthanen, sondern auch Beschützer der Künste und Wissenschaften: um wie viel mehr muß mich also Ihre

*) Der Neffe des Meisters bringt hier die bekannte Sage in Erinnerung, welche Ludwig van Beethoven zu einem natürlichen Sohne des Königs Friedrich Wilhelm It. von Preußen macht, die dazumal in den Encnklopädicn als positive Thettsache verzeichnet stand.

allergnädigste Erlaubniß erfreuen, da ich selbst so glücklich bin, mich als Bürger von Bonn unter Ihre Unterthanen zu zählen.

„Ich bitte Ew. M., dieses Werk als ein geringes Zeichen der hohen Verehrung allergnädigst anzunehmen, die ich allerhöchst Ihren Tugenden zolle Ew. Majestät

unterthänigst gehorsamster

Ludwig van Beethoven." So viel über die Erörterungen und über den Briefwechsel in Bezug auf die Erlaubniß zur Widmung als solcher.

V.

War nunmehr die Dedicationsangelegenheit als solche in erfreulichster Weise erledigt, so trat bald von Seiten des preußischen Königshauses ein anderer wohlmeinender Wunsch an den Meister heran. Es erschien dem Monarchen keineswegs genug, die IX. Symphonie in einem üblich stattlichen Dedicationsexemplar zu erhalten; vielmehr wünschte derselbe, ein so großes Werk eines so großen Mannes im Original-Manuscripte zu besitzen. Und so ward Hofrath Dr. Spiker mit der Mission bettaut, persönlich in Wien Beethoven zu bestimmen, daß er demselben die Original-Partitur der IX. Symphonie für den König von Preußen übergeben möchte.

Auch in des Meisters engstem Vertrautenkreise erwog man im Sommer des Jahres 1826 etwas Aehnliches voll Ernst und Eifer, ohne daß jedoch eine Meinungsgleichheit darüber obwaltete. Interessante Dinge sind darüber iin Hefte 132 (vom Juni 1826) zu lesen.

Da schreibt der bereits genannte Karl Holz (Blatt 10 d): „Ihre letzte Symphonie wird jetzt (!?) in Berlin einstudirt — „Ich las es in einem ausländischen Blatte,

„Es stand aber, als wenn sie schon bei Schott*) erschienen war."

(11 kt): „Glauben Sic nicht, daß es gut wäre, dem Könige von Prenßen die Abschrift der Synfonie zu schicken? Bis künftig in Winter, wenn sie hier aufgeführt wird, ist ohnedies alles im Stich erschienen, und der König könnte das odcicirie Werk früher haben, wie es sich gebührt —

(11 b): „Darum wäre gut, daß diese Abschrift so bald als möglich abgesendet werde. —

„Es wird dann das Honorar auch nicht lange ausbleiben," An einer andern Stelle (Blatt 18 a) wirft dann der Neffe Karl sein kategorisches Veto also hin:

„Ans das Abliefern des Originals mußst Du Dich nie einlassen. Sie verkaufen Deine Handschrift besonders. Ich gebe sie nicht weg."

So wird uns denn gerade aus diesen Gesprächsblättern der ganze Hergang sonnenklar. Daß eine Eopie der Original-Partitur nach Berlin zehen mußte, leuchtete Allen ohne Weiteres ein; aber daß auch Beethovens

*) Die Musikalicnverlagshandlung Schott in Mainz.

ureigenstes Manuskript nach Berlin wandern sollte: das wollte man zunächst durchaus nicht Wort haben. Schließlich kam es doch dahin: und so kamen Copie und Originalpartitur, das Beethoven'sche Manuskript selbst, in

den Besitz des königlichen Hauses.

Andererseits muß hervorgehoben werden, daß die Holz'sche Nachricht von der Einstudirung der IX. Symphonie in Berlin im Juni auf Jrrthum beruht; denn es wird seiner Zeit des Näheren zu berichten sein, daß die ersten Proben zur IX. Symphonie erst im November 1826 ganz privatim stattgefunden haben.

Wir haben uns nunmehr zum Hofrath Dr. Spiker*) zu wenden, dem die Aufgabe zu Theil wurde, im Hochsommer des Jahres 1826 die Original-Partitur der IX. Symphonie auf geeignete Weise in den Besitz des Königs Friedrich Wilhelm III. überzuführen. Dr. Spiker veröffentlichte seine „Erinnerungen an Beethoven" kurz nach des Meisters Tode untern? 5. April 1827 in der „Spener'schen Zeitung".

Hören wir diesen Autor nun selbst erzählen. (Vgl. Ritter I. von Seyfrieds zum Theil apokryphes Buch: „Beethovens Studien im Generalbaß" u. f. m. im Anhange S. 68 ff.)

„Es war nicht leicht" — schreibt Dr. Spiker — „Beethoven in Wien selbst zu sehen. Der beinahe gänzliche Verlust seines Gehörs machte, daß nur Wenige, an deren Organ er gewöhnt war, sich ihm verständlich zu machen im Stande waren — und die Unbequemlichkeit, welche daraus entstand, daß alle Andern, die sich mit ihm unterhalten wollten, ihre Zuflucht zum Schreiben nehmen mußten, mochte ihm selbst es vielleicht peinlich machen, Freunde bei sich zu sehen. Auch dem Schreiber dieses, der es sehnlichst wünschte, Beethovens persönliche Bekanntschaft zu machen, hatte man wenig Hoffnung dazu gegeben. Ein Umstand erleichterte die Annäherung. Beethoven hatte, wie bekannt, nach eingeholter Erlaubniß Sr. Majestät des Königs, Allerhöchftdemselben seine letzte große Symphonie mit Chören zugeeignet und wünschte, die reine Copie der OriginalPartitur mit allen seinen eigenhändigen Verbesserungen und Einschaltungen, sicher und schnell in die Hände Sr. Majestät gelangen zu lassen. Es mar einige Abrede dazu nöthig, und dies war die Veranlassung zur Ankündigung eines Besuches bei Beethoven, den er auch annahm."

Ueber den Empfang bei Beethoven schreibt Spiker dann wie folgt: „Beethoven empfang uns" (so. Dr. Spiker und den Verleger Tobias Haslinger) „sehr freundlich. Er mar in einen einfachen grauen Morgen

*) Dr. Samuel Heinrich Spiker, kgl. Hofbibliothekar und Redactmr der „Spener'schen Zeitung" war im I. 1786 zu Berlin geboren. Er war ein ebenso poetisch als auch musikalisch sehr begabter Mann. Im 1.1807 trat er in die Berliner Singakademie ein, welcher er bis an sein Lebensende angehorte. Seit 1810 ist er auch Mitglied der Zelter'schen Liedertafel, für die er Lieder dichtete und componirte. Dr. Spiker starb den 24. Mai 18S8.

anzug gekleidet, der zu seinein fröhlichen jovialen Gesicht und dem kunstlos geordneten Haare sehr gut paßte. Nachdem wir uns über die schöne Aussicht aus den Fenstern seines Wohnzimmers gefreuet, lud er uns ein, uns mit ihm an einen Tisch zu setzen, und nun begann die Eonversation, die meinerseits schriftlich geführt wurde, während Herr Haslinger, an dessen Organ Beethoven schon gewöhnt war, diesem das, was er sagen wollte, in'sOhr rief. Beethoven sprach vor Allem mit großem Enthusiasmus von unserm König, dessen Liebe zu den Künsten, und namentlich zur Tonkunst, er volle Gerechtigkeit widerfahren ließ, und über die ihm zugestandene Erlaubniß (welche ihm durch den verstorbenen Fürsten Hatzfeld bekannt geworden mar), dem Monarchen seine letzte Symphonie widmen zu dürfen, seine große Freude bezeigte. So gedachte er auch mit großer Rührung eines freundlichen Schreibens Ihrer Majestät der jetzt regierenden russischen Kaiserin Alexandra*), welche ihn ersucht hatte, ein Wiener FlügelPianoforte für sie auszuwählen, und äußerte sich über die in der königlichen Familie verbreitete Liebe zur Kunst mit großer Begeisterung. Seine eigenen Verhältnisse in Wien berührte er nur wenig und schien geflissentlich der Erinnerung daran auszuweichen. Uebrigens mar er ausnehmend heiter und brach über jeden Scherz mit der Gutmüthigkeit eines Menschen, der kein Arg und zu Jedermann Zutrauen hat, in Lachen aus, etwas, was dem allgemeinen Gerüchte nach^ das Beethoven als sehr finster und scheu schilderte, nicht zu vermuthen war.! Sehr interessant war es, sein musikalisches Skizzenbuch zu sehen, das er, wie er uns sagte, auf Spaziergängen immer bei sich trug, um, wenn ihm irgend ein musikalischer Gedanke einfiel, ihn mit Bleistift sogleich darin anzumerken. Es mar voll von einzelnen Tacten von Musik, angedeuteten Figuren :c. :c. Mehrere große Bücher der Art**) lagen aus dem Pulte neben seinem Pianoforte, in die längere Fragmente von Musik mit Dinte eingeschrieben waren. — Leider machte sein schweres Gehör (das auch die Veranlassung zu einer an seinein Flügel-Pianoforte angebrachten, eigenthümlichen Vorrichtung war, einer Art von Schall behält er, unter dem er saß, wenn er spielte, und die dazu dienen sollte, den Schall um

*) Charlotte (Alexandra), die Gemahlin des Kaisers Nicolaus I. von Rufzwnd, seit 1817 dessen Gattin, war bekanntlich die älteste Tochter des Königs Friedrich Wilhelm III. von Preußen i aufs Neue leuchte» daraus die mannigfach freundschaftlichen Beziehungen Beethovens zum Hcmsc Hohenzollern hervor. Der Untersuch« der Legende, welche Beethoven zu einem natürlichen Sohne Königs Friedrich Wilhelm II. macht, darf derartige Momcutc nicht unberücksichtigt lassen. — Uebrigens ist es nicht diese russische Kaiserin, sondern Elisabeth, die Gemahlin Alexanders I., welcher Bceihoven'schc Conipositionen gewidmet sind, nämlich die Clavier-Polonaise in O. <p. 8!> und das vom Comvonisten besorgte Arrangement der VII. 5vmvl,ü„i« » 4 m^in<,

**) Auch Beethovens Skizzenbücher befinden sich jetzt fast alle in der musikalischen Mthcilmig der Königlichen Bibliothek z» Berlin.

ihn her aufzufangen und zu concentriren), daß die Unterhaltung mit ihm sehr mühselig wurde, was er indeß. bei seiner ungemeinen Lebendigkeit, wenig zu suhlen schien. Papier und Bleistift waren sogleich bei der Hand, als mir eintraten, und in Kurzem war ein Bogen vollgeschrieben, seine

Fragen zu beantworten, und ihn wieder zu befragen." „In seinett

Augen lag etwas ungemein Lebendiges und Glänzendes, und die Regsamkeit seines ganzen Wesens hatte wohl seinen Tod nicht als so nahe erwarten lassen sollen".

So viel aus Dr. Spikers „Erinnerungen an Beethoven". Auffallend ist hieraus unter Anderem, daß die Sviker'schen Mittheilungen es unklar, nnentschieden lassen, ob der Autor derselben direct im Auftrage des Königs oder der königlichen Gesandtschaft gehandelt habe, — wie es doch sonstige Darstellungen dieser Ereignisse annehmen und aussprechen, — oder ob er nur davon gehört hatte, daß Beethoven die Covie der Originalpartitur nach Berlin an den König schicken wolle, und er sich nur selbst als den geeignetsten Ueberbringer anmelden ließ.

Beachtensmerth ist ferner der Umstand, daß Dr. Spiker durchaus nur von der reinen Copie der Originalpartitur spricht, keineswegs aber von dem Original - Manuscripte der IX. Symphonie.

In Wahrheit merkwürdige Dinge enthalten nun die Conversationshefte des Hochsommers 1826, soweit dieselben den Verkehr zwischen Beethoven und Spiker betreffen; es ist dies derselbe Hochsommer, in welchem der Musikalienhändler Schlesinger aus Berlin bei Beethoven verkehrt und ungemein oft in denselben Heften sigurirt. — Das Heft 129 enthält in unserer Angelegenheit zunächst Folgendes. Bater Schlesinger schreibt (Blatt 19«): „Es soll schön cingbunden werden, und mit einem Schreiben an den König durch Hatzfeld geschickt werden.

„Dieser Wunsch*) könnte durch den Gesandten vorgetragen werden, dann bekommen Sie ihn gewiß.

„Orden zwar 1s msit<«, oder rother Adler-Orden 3, Klasse. „Ihre Medaille zugleich." <19 b): „Zu gleicher Zeit, wenn Sie die Sinfonie dem Gesandten geben, und er sie an den König abschickt und Ihren Wunsch ihm an's Herz legt, soll Schlesinger dann benachrichtigt werden.

„Dann wird er zu gleicher Zeit in der musikalischen Zeitung dieses Geschenkes von Ludwig 1^ 5*) erwähnen, damit der preußische König aufmerksam wird hierauf." Der Neffe Karl hat seinem Vater-Onkel bereits früher in der Ordensangelegenheit folgendes beachtenswerthe Wort entgegen gehalten:

„Ich glaube, daß ein Orden dich nicht mehr erhöhen könnte, als Du es ohnehin bist, — Der Leibarzt Stoff! hat gegen 1« Orden, und in 20 Jahren denkt doch kein Mensch mehr an ihn."

*) Es handelt sich im Gegensätze zu früherer Anschauung bei Beethoven nm einen Orden.

Siehe oben die Darstellung in der Messen-Angelegenheit, S. 202 dieses Bandes.

Ich lasse nun wieder eine lange Holziade folgen, weil sie geeignet ist, neue Streiflichter auf all diese Geschichten fallen zu lassen. Es steht dieses Alles im Hefte Nr. 133, von Schindler als vom Herbste 1826 bezeichnet. Dieses ist offenbar unrichtig; denn da hier, wie wir schon merken, Dr. Spiker erst angemeldet wird — und er in einein vom August 1826 datirten Hefte als Persönlichkeit auftritt, die bereits mit Beethoven conferirt hat, so ist die Herbsdatirung auf Heft Nr. 133 irrig. Daselbst heißt es nun, Blatt 3 b):

„Tobias"") wird alles besorgen, der Einband wird 50 bis 60 fl. kosten. Er sagt, daß Ihre Correctur so bleiben soll, wie sie jetzt ist, weil sie dem König als Originalpartitur vorgelegt wird, und so für (4 «): ihn ein erhöhtes Interesse hat. Dr. Sviker, Hofbibliothekar des Königs, war eben zugegen, da er bald abreisen wird, so erbot er sich, die Partitur mitzunehmen, und sich deshalb bei dem Gesandten, wo er übermorgen speist, anzufragen. Ich sagte auch vom Orden; er findet, daß gar keine Hindernisse dagegen sind, und daß er es nur dem Könige sagen darf, so ist es in wenigen Tagen entschieden **). — Er sagt, es gehe sehr leicht mit dem Orden: der König ist sehr für Sie eingenommen."

(4 d): Es soll vor die Synfonie, so wie sie jetzt ist, ein schönes Titelblatt kommen, worauf Sie eigenhändig nicht mehr zu schreiben nöthig haben, als auf der gestochenen Synfonie steht, aber eigenhändig.

„Der Konig nimmt es dann in seine Hausbibliothek, weil Ihre Handschrift dabei ist.

„Sviker kommt morgen früh um 9 Uhr mit Tobias zu Ihnen, dann können Sie Alles besprechen.

„Es braucht dann weiter kein Gesuch oder sonst etwas, der (5 : Orden kommt früher als Sie es vermuthcn.

„Sie werden in Spiker einen sehr gebildeten Mann finden.

„Sie schreibe» es ganz so ab, wie es hier steht, nicht schöner als gewöhnlich um so besser.

„Spiker sagt, je weniger Sie es schöner als gewöhnlich schreiben wollen, desto (5 o): lieber wird es dem Könige sein."

Hier ward Dr. Spiker erst angemeldet. Uebrigens sei schon hier bemerkt, daß die Holz'sche schnellfertige Denkungsart in punoto des Ordens kläglich zu Schanden werden sollte: es kam weder der Orden pour I« rm>rits. noch überhaupt ein Orden für Beethoven an.

Dasselbe Heft enthält noch eine hierauf bezügliche bemerkenswerthe Notiz (Blatt 32 d): „Linke***) hat einen Freund in Berlin, den Bürgermeister

*) Es ist der Verleger Tobias Haslinger.

Dazu macht A. Schindler zwei Fragezeichen (??). 55*) Linke war Mitglied des berühmten Schuvpanzigh'schn Quartetts, des Meisters „verfluchtes Violoncell".

Detz*), der sehr viel bei dem Könige vermag und Ihr Verehrer ist; er konnte

auch Ihr Gesuch unterstützen."

Da nun Beethoven doch noch viel Schwierigkeiten machte, so daß die Partitur-Angelegenheit nicht recht zu Stande kommen wollte, so legte sich Schindlers Energie endlich dazwischen und brachte die Sache zu siegreicher Entscheidung. Das bezeugt ein anderes Conversationsheft dieser Zeit, welches zugleich den Beweis liefert, daß das vorhin citirte Heft ebenfalls der Sommerzeit angehört. Dieses ist Heft 55 (vom August 1826). Da schreibt Schindler wie folgt (Blatt 21 a):

„Ich kann die Blätter des Gespräches mit Dr. Spiker und Tobias

nicht finden, wo sind sie denn? —

„nun muß aber geeilt werden, daß er das Werk mitnehmen kann. Ich werde den Hr. Gläser täglich besuchen und sehen, was er daran fordert.

„um Gottes Willen, keine Grillen, keine Zweifel jetzt — das geht nicht an — die Partitur musz fertig fein und Dr. Spiker wird sie mitnehmen. Punktum!" So hat denn also offenbar Dr. Sviker endlich nur die kostbar gebundene Copie der Originalpartitur mit Beethovens Verbesserungen und eigenhändiger Dedication für die Hausbibliothek des Königs Friedrich Wilhelm III. mit nach Berlin genommen? Und das Original-Manuscript selbst? Davon später noch ein Wörtchen.

VI.

Beethoven selbst, der sich im Herbste dieses Jahres 1826 auf dem Gute seines Bruders Johann in Gneirendorf bei Krems an der Donau befand, tief leidend, aber doch immer wieder hoffend und sehnsuchtsvoll harrend, schreibt**) über diese Dedication in seinem vorletzten herrlichen Briefe an seinen „alten geliebten Freund", Dr. Wegeler in Koblenz unterm 7. October 1826 Folgendes:

„Von meinen Diplomen schreibe ich nur kürzlich, daß ich Ehrenmitglied der k. Gesellschaft der Wissenschaften in Schweden, ebenso in Amsterdam und auch Ehrenbürger von Wien bin. Vor Kurzem hat ein gewisser Dr. Spieker meine letzte große Symphonie mit Chören nach Berlin mitgenommen; sie ist dem Könige gewidmet und ich mußte die Dedication eigenhändig schreiben. Ich hatte schon früher bei der Gesandtschaft um die Erlaubnih, das Werk dem Könige zueignen zu dürfen, nachgesucht, welche mir auch von ihr gegeben wurde. Auf Dr. Spiekers Veranlassung mußte ich selbst das corrigirte Mcmuscript (!) mit meinen eigenhändigen Verbesserungen demselben für den König übergeben, da es in die königl. Bibliothek kommen soll. Man hat mich da etwas von dem rothen Adlcrorden 2. Klasse ***) hören lassen, wie es ausgeben wird, weiß ich nicht,

denn nie habe ich derlei Ehrenbezeugungen gesucht, doch wäre sie mir in diesem Zeitalter wegen manchesAndern nicht unlieb.

*) Dieser Bürgermeister Detz ist höchstwahrscheinlich identisch mik dem bereits oben erwähnten Director Detz, der in Verbindung mit Hofrath Dunkcr ankam.

**) Beethoven ließ vielmehr schreiben, er war bettlägerig. Der Brief ist von ihm selbst nur unterschrieben.

***) In den oben mitgetheilten Notirungcn von Holz in den Conversationsheften war vom rothen Adlerorden 3. Klasse die Rede.

Nord »od Süd. 147. LI

«Es heißt übrigens bei mir immer: Xulla cliss 8ine lins«, und lasse ich die Muse schlafen, so geschieht es nur, damit sie desto kräftiger erwache. Ich hoffe noch einige große Werke zur Welt zu bringen und dann wie ein altes Kind irgend unter guten Menschen nieine irdische Laufbahn zu beschließen —" u. s. w. Herbstabendlich ist die Grundstimmung auch dieses Briefes des seiner Vollendung immer näher kommenden heiligen Meisters. Uni so denkwürdiger und bewunderungswerther bleibt Beethovens unverwüstlicher Humor; denn auch jetzt noch, trotz der unsäglichsten körperlichen und psychischen Leiden in der Umgebung seines wenig Beethoven-ähnlichen Bruders Johann mußte der Meister diesen ihm ureigenen Humor voll zu bewahren. Einen seiner letzten humorvollen Briefe an Tobias Haslinger, den Musikalienhändler, worin Dr. Sviker, der alte Schlesinger aus Berlin, und die letzten Quartettcompositionen erwähnt werden, mag hier noch ganz stehen, weil er so recht geeignet erscheint, den Gemüthszustand des Meisters, der etwa einen Monat darauf seinen volltönenden Schwanengesang, das Finale des großen L-clur-Quatuors «p. 130*) dichten sollte, zu kennzeichnen. Beethoven aber schreibt:

„Gneixendorf am 13. Oktober 1326. „Bester aller Tobiafse***)! „Wir schreiben Ihnen hier von der Burg des Signor Fratello. Ich muß Ihnen ivieder beschwerlich fallen, indem ich Sie Höftich ersuche, beigeschlossene 2 Briefe sogleich auf die Post zu geben. Von der Clavierschule***) an, werde ich Ihnen

*) Um ganz genau zusein, muß hinzubemerkt werden, daß dieses Quartettfinale Beethovens letzte ausgearbeitete Composition ist. Im Jahre IM erschien nämlich bei A. Diabelli u. Co. in Wien: „Ludwig van Beethovens letzter musikalischer Gedanke, aus dem Originalmanuscript im November 1826. Skizze des Quintetts (in »Sur, hier für Pianoforte zu 2 und 4 Händen bearbeitet), welches die Verlagshandlung bei Beethoven bestellt und aus dessen Nachlasse käuflich mit Eigenthumsrecht an sich gebracht hat." Auch dieses Bruchstück eines Bcethoven'schen Violinquintetts wird als „letzte Arbeit des Compositeurs" bezeichnet. — Gustav Nottebohm, der tieswissenschaftliche Beethoven-Forscher, hat die Frage nach „Beethovens letzter Compositionin seinen „Bcethoveniana", Leipzig 1872, S. 79 f. angeregt. Das Originalnumuscript jenes Quintett-Stückes ist nicht vorhanden, dasselbe ist also nicht in seiner ursprünglichen Form, fondern nur in zwei Uebersetzungen vorhanden. Aber das steht fest, daß der Quintett-Entwurf, ebenso wie die Composition des ö-äur-Finale aus up. 13« in den November des Jahres 1826 fällt. Nottebohm fragt also mit Recht: „Welches von den beiden Stücken wurde zuletzt componirt?" Aus einem aufgefundenen Manuscriptblatte Beethovens gewinnt dieser scharfsinnige Schriftsteller die überzeugende Antwort: „daß der Quintettsatz in Oäur später geschrieben ist, als der letzte Satz des Quartetts in L-aur (a. a. O. S. 81). Dasselbe Beethovenblatt enthält, wie uns Nottebohm mittheilt, noch weitere Entwürfe, die wahrscheinlich auch für jenes Qumteu bestimmt waren. Es ist nicht weiter bekannt, daß Beethoven diesen Entwurf ausgeführt hätte. Jedenfalls aber ist das Finale des S-ä.,r-Quatuors — wenn auch nicht der Conccpt'ion — so doch der künstlerischen Ausführung nach die letzte Composition Beethovens. Iind obwohl der Meister erst Ende März. 1827 starb, so darf doch bereits der November 1826 als die Endschaft seiner Tonkunst bezeichnet werden. Es gab dann nur noch Tonblitze seines Genius, kein Kunstwerk mebr.

**) Dazu folgen 8 Tacte Noten.

Beethoven hatte sich wahrscheinlich die bei Haslinger verlegte CzcriiU'scl«,

alle Kosten, die ich Ihnen verursacht habe, ersetzen, sobald ich wieder nach Wien komme. — Die so schöne Witterung und der Umstand, daß ich den ganzen Sommer hindurch nicht auf's Land kam, ist Schuld, daß ich hier noch länger verweile. Ein Quartett für Schlesinger*) ist bereits vollendet, nur weiß ich nicht, auf welchem Wege ich es Ihnen am sichersten senden soll, damit Sie die Güte haben, es bei Tendier und Manstein abzugeben und auch das Geld dafür in Empfang zu nehmen Schlesinger wird wahrscheinlich keine Anweisung auf Gold geben; wenn Sie es erreichen könnten, daß ich es erhalte, würden Sie mich sehr verbinden, da ich von allen Verlegern in Gold honorirt werde. Indessen, bestes Tobiaßsclr, brauchen wir Geld, denn es ist nicht alles eins, ob wir Geld haben oder keins. Wenn Sie Holz zu Gesichte bekommen, so nageln Sie es auf ein anderes Holz. Die Liebeswuth hat es entsetzlich ergriffen; dabei ist es fast entzündet worden, 'so daß Jemand aus Scherz geschrieben hat, daß Holz ein Sohn des verstorbenen Papageno sei.

„Ganz erstaunlichster, bewunderungswürdigster, einziger aller Tobiasse, lebt wohl. Wenn es Euch nicht unbehaglich ist, so schreibt doch einige Zeilen hierher Ist Dr. Spieker noch in Wien?

Mit hochachtunglichster Hochachtung und Treue der Eurige

Beethoven."

VII.

Wir müssen unsere Blicke jetzt wieder direct nach Berlin Hinmenden, wo sich just um diese Zeit die ersten Proben zur Ausführung der IX. Symphonie vorbereiten. Es ist höchst erfreulich, daß uns gerade darüber Ludwig Rellftab ein sehr anziehend anschauliches Bild hinterlassen hat. Derselbe erzählt uns in seinen „Musikalischen Beurtheilungen" **) Folgendes: „Am Montag, den 13. November (1826) waren im Jagor'schen Saale***) auf die Einladung des Herm Musikdirektors Möser-j-), die ausgezeichnetsten Musiker, Kenner und mehrere Liebhaber (zu welchen Ref. sich zählt) versammelt, um ihre Stimme über die neue große Symphonie Beethovens und ihren Rath, wie dieses ungemein schwierige Werk am besten ausgeführt werden möchte, abzugeben. Hen Felix Mendelssohn-Bartholdy trug die Symphonie «in Pianoforte vor, und schon das mar ein Genuß,

desgleichen die Clemnti'sche Clavierschule von diesem Verleger besorgen lassen. Der Meister hatte nämlich versprochen, für Gerhard von Breuning (Beethovens „Hosenknopf"), den Sohn des alten, treuen Beethovenfreundes Stephan von Breuning, eine geeignete Clavierschule auszusuchen.

*) Das hier angedeutete Quartett ist das große ?-äur-Quatuor «▷. 135, das dem Tuchhändler und Beethovenfrcunde Wolfmayer gewidmet ist. Dieser kunstsinnige Kaufmann war einer der ältesten Fürstreiter für Beethovens Genius in Wien. Das bezeugt auch noch besonders Karl Holz, der im Sommer 1826 einmal aufschreibt: „Den Wolfmayer freut es so, daß er Sie schon vor 25 Jahren vertheidigte, und jetzt kommen die Leute doch darauf" (Conversationsheft Nr. 100).

**) Berlin 1848, S. S—7; Band 2« der „Gesammelten Schriften" Leipzig 1SS1.

***) Unter den Linden; in diesem ehemals Jagor'schen soll, wie die Tradition will, im Jahre 1796 bei Beethovens Anwesenheit in Berlin, dessen musikalischer Wettkampf mit dem Hofcapellmeister Himmel stattgefunden haben.

-s-) Möser ist der Begründer der feiner Zeit hochberühmten Möser'schen Quartette in Berlin.

zu hören, wie dieser junge Künstler*) es möglich machte, mit sehr wenigen Aufopferungen, das ganze Orchester in den beschränkten Rahmen der Tastatur mittels der Kraft und Fertigkeit der zehn Finger so zu übertragen, daß man ein durchaus deutliches Bild des Ganzen und eine Charakteristik durch Nüancirungen erhielt, wie sie das Orchester vielleicht erst nach langer Uebung auszudrücken vermöchte. Die meisten Stimmen vereinigten sich dahin, das Scherzo für den genialsten Satz des Werkes zu erklären; der letzte scheint, trotz der geübtesten Anwendung aller ersinnlichen Mittel, doch zu lang und auch die neue Idee, einen Chor mit der complicirtesten Instrumentalmusik zu verbinden, nicht ganz glücklich (!) Auch ist er in der Ausführung der schmierigste. Dessen ungeachtet muß es der lebhafte Wunsch aller Kunstfreunde sein, daß Herr Musikdirector Möser sein bereits gegebenes Versprechen, diese Symphonie in seinem Concert aufzuführen, ja halten möge. Denn neben (wie es uns scheint) mancher Verirrung ist des Großen, Erhabenen, ja Erstaunensmürdigen so viel darin enthalten, daß die eifrigste Mühe, dieses colossale Werk einzustudiren, gewiß ihre Belohnung findet. Herm Möser würden wir auf's Neue für einen hohen Kunstgenuß, deren uns seine unermüdliche ThStigkeit schon so manchen bereitet hat, verpflichtet werden."

So schrieb Rellstab unmittelbar nach den ersten Versuchen, die man am Claviere mit der IX. Symphonie vornahm. Lange, lange darnach, als er seine „musikalischen Beurtheilungen" herausgeben wollte, ergänzte Nellstab darin seinen ursprünglichen Bericht noch durch folgende Randbemerkungen: „Diese an sich unbedeutende Notiz, heißt es daselbst (S. 5—6 Anm) „wird mir von Werth, da sie mir gerade in dem Augenblicke wieder vor Augen kommt — nach zmeiundzwanzig Jahren — wo der damals fast noch als Knabe zu bezeichnende junge Künstler, der so reiche Hoffnungen weckte, vielleicht noch reichere erfüllte, auf dem Gipfel des Ruhmes, doch nntten in der Bahn und vollen Kraft des! Lebens, uns entrissen ward**). Welch ein wehmuthsvoller Rückblick auf die Anfänge seines künstlerischen Lebens! — Jener Abend ist nur aber auch an sich ein unvergeßlicher geblieben. Lebendig, wie ein Ereigniß des Gestern, des Heute, steht er vor mir. Die trefflichsten Musiker Berlins, auch die edlen, so früh dahingegangenen Ludwig Berger und Bernhard Klein waren zugegen. Das wunderbar, fast schauerlich großartige Werk übte auch sein Recht. Doch mit ahnungsvollem Staunen weilten Aller Blicke auf dem jungen Künstler, der (wie es der Bericht der damals noch wenig geübten Feder schwach und viel zu bemessen schildert) mit unbegreiflicher Meisterschaft die riesenhafte Partitur beherrschte. Sein Feuerauge sah Alles zugleich, sein Ohr bohrte

") Der junge Mendclssohn-Bartholdy (1809 geboren) zählte damals also kaum 17 Jahre; welch eine exorbitante Leistung reproducirender Kunst!

**) Diese Nellstab'scken Anmerkungen sind nämlich kurz nach Felix Mend elssohn-Bartholdv's mihschiicllcm Tode ('s- 1847) geschrieben.

(wie Zelter sich einmal ausdrückte) förmlich in den Noten, seine Finger waren unfehlbar. Er spielte, was sich nur greifen ließ, und summtc noch andere Stimmen dazu, wie sie eben in der Partitur hervortraten. Ich wendete ihm das Blatt um, aber es mar mir kaum möglich, seinem rapiden Spiel in dem Notenchaos zu folgen. Und doch behielt er noch Zeit, mir hier und da zuzuwinken, mich mit Worten auf Einzelnes aufmerksam zu machen als: Sehen Sie da die Posaunen, die Oboen, oder dergl., wobei er seinen Fingern noch so viel abmüßigte, daß er auf die Stellen deutete. Er las die Symphonie so gut wie vom Blatt, denn erst Abends zuvor hatte Möser sie ihm geschickt. Einmal hatte er sie durchgesehen. Doch sein Lesen » vi8w hatte etwas Zaubenhaftes: nur zwei haben es ihm gleich, in einzelnen Beziehungen vielleicht zuvorgethan: Bernhard Klein, der Partituren — in den Schriften aller Zeiten — besonders Gesangspartituren, vielleicht noch sicherer las, wobei er zugleich wundervoll die einzelnen Stimmen sang, und Liszt im Lesen von Pianoforteschmierigkeiten, worüber selbst Mendelssohn erstaunte. Doch in seiner Allseitigkeit übertrafMendelssoh n beide Genannte."

Wie man nun einerseits Rellstab innigen Dank für die Ueberlieferung eines so hochfesselnden Musikberichtes zollen muß: so entzückt es die Seele andererseits immer auf's Neue, wenn sie sich in den Geist jener Zeiten versenkt, die mit solchen wunderbaren revrodizirenden Kräften, vor so kunstgeweihten ZuHörern ein solches unsterbliches Niesenwerk Beethovens der gläubigen Beethoven-Gemeinde Berlins zum ersten Male vorführen konnten.

Und nicht lange nach jenem denkwürdigen 13. November 1826 ward es auch — vielleicht nicht zum geringsten zu Folge jener dadurch neugewonnenen Kunstbegeisterung für Beethoven — im Geheimen Cabinet des preußischen Monarchen rege. Die Copie der Originalpartitur der IX. Symphonie war angelangt, und das Ganze hatte das königliche Herz und sein ganzes Beethovenliebendes Haus hoch erfreut. König Friedrich Wilhelm III. erließ demnach untenn 25. November ein Cabinetsschreiben an den Tonmeister in Wien, welches sich in der königlichen Bibliothek zu Berlin im Originale befindet.

Diese Cabinetsordre hat folgenden Wortlaut: „An den Componisten Ludwig von Beethoven. „Bei dem anerkannten Werthe Ihrer Compositionen war es Mir sehr angenehm, das neue Werk zu erhalte«, welches Sie mir überreicht haben. Ich danke Ihnen für dessen Einsendung und übersende Ihnen den beigehenden BrillantRing zum Zeichen meiner aufrichtigen Werthschägung. Berlin, den 25. November 1826.

Friedrich Wilhelm,"

Nicht lange darnach herrschte große Freude in Beethovens Hallen; und im Kassandrastile kann man hier gleich hinzufügen, „eh' die hohe Beste fiel!"

Eines schönen Decembertages tritt der altbewährte Freund Schindler in des Meisters Wohnung und schreibt folgende frohe Botschaft auf (Conversationsheft Nr. 58, December 1826, Blatt IIb):

„ich bringe Ihnen heute recht erfreuliche Nachrichten.

„als ich gestern nach Hause kam, fand ich ein Billet vom Hofrath Wernhard mit der Einladung, zu Hatzfeld zu kommen, wo man mir diese Z Briefe*) übergab, weil man Ihre Wohnung nicht wußte.

(12s): „Nun geben Sie jemand den Auftrag, mit eigenhändig gefertigtem Empfangscheinc von Ihnen den Ring bei Herrn Hofrath von Wernhard in Empfang zu nehmen.

„v. Brcuning begegnete ich vorher, und theilte ich die frohe Nachricht mit: er freute sich außerordentlich I12i>): „er will nicht in die Kanzlei zu Hofrath mitgehen, und dies ist nothmendig, daß er ihn aus seiner Hand empfängt.

„Der Hofrath wollte mir den Ring mitgeben, aber ich wollte ihn nicht ohne Ihren Empfehlungsschein annehmen." Soweit vorläufig Schindler.

Bald darauf äußert sich auch der Neffe Karl in eben diesem Hefte über den sehnsuchtsvoll erwarteten Brillantring, wie folgt:

(Blatt 13«): „Schindler will es besorgen, wenn Du ihm den Empfangschein übergeben willst,

(13i>): „Kürzlich war ein Justizrath aus Berlin**) hier, der mir den König, mit dem er selbst sehr viel zu thun hat, umständlich beschrieben hat. — Ein wahrlich vortrefflicher Mann, aber mehr für Künste und

Wissenschaften als für andere Zweige... (14 a): „aber alles besorgt er selbst."

Leider sollte diese Ring-Geschichte noch allerhand traurige Nachspiele bekommen. Es scheint festzustehen, daß mit diesem sogenannten „BrillantRinge" ein damit betrauter Beamter eine arge Untreue zum Nachlheile des nothleidenden Meisters begangen hat.

Zunächst gingen in Beethovens allerengstem Kreise die Meinungen noch darüber auseinander, wie denn der kostbare königliche Ring überhaupt erst in des Meisters Besitz zu bringen sei. Endlich gab der biederherzigste Freund Beethovens, der edle Stephan von Breuning, den Ausschlag. Dasselbe Conversationsheft (Nr. 58) läßt diesen also rathen:

(Blatt 15«): „Du kannst auch an den Gesandten schreiben, daß Du krank seist; er möge Dir den Ring schicken.

„Er schickt ihn durch seinen Secretär." Und der Neffe Karl stimmt dem Raths mit Folgendem bei: (Blatt 18«): „Wenn wir schon schreiben, so ist der Vorschlag von Brcuning das Beste, ohnehin pflegt bei solchen Gelegenheiten die Gesandtschaft selbst dergleichen zn überschicken, was auch hier geschehen wäre, wenn sie Deine Wohnung gewußt hätten." Und nunmehr folgt in Wahrheit ein Beethoven'sches Brief-Concept. Es ist durchaus nicht bekannt, ob Beethoven diesen Brief abgesandt hat.

*) Der eine ist natürlich die oben mitgetheilte königliche Cabinetsordre. **) Vermuthlich Justizrath Krause, der Gatte der in Beethovens Liebesleben so bdeutmigsvoUcn Amalie Sebald.

Wahrscheinlich doch: jedenfalls ist er nirgendwo veröffentlicht. Dieses Briefconcept im Conversationshefte (Nr. 58, Blatt 19») lautet:

„E. W.

„Indem ich Ihnen für die mir überschickten Briefe meinen größten Dank abstatte, muß ich Sie um die Gefälligkeit bitten, mir den von S. M. dem K. v. P. zugedachten Ring gütigst zu übermachen. Ich bedaure sehr, daß eine Unpäßlichkeit mich hindert, dieses mir zu weite Zeichen von der Liebe S. M. zur Kunst selbst in Empfang zu nehmen. Fremden Händen aber mochte ich nur sehr ungern anvertrauen. Zugleich bitte ich, mich in einigen Zeilen zu belehren, ob wohl die hochlöbliche Gesandtschaft ein Danksagungsschreiben für S. M. den König anzunehmen und zu besorgen die Güte haben würde."

B."

vm.

Dieser Brief muß nun aber in Wahrheit an den Gesandten Fürsten von Hatzfeld abgeschickt worden sein, und die Antwort des Fürsten entsprach auch allen Wünschen des kranken, tief leidenden Meisters. Und so gelangte auch aus der königlich preußischen Gesandtschaft endlich das Etui mit dem vermeintlichen „Brillant-Ringe" in Beethovens Besitz.

Es wird nun erzählt, Beethoven sei beim Oeffnen dieses Etuis nicht wenig verwundert gewesen, statt des verheißenen Brillanten einen röthlichen Stein zu finden*). Dieser Ring sei von einem Hofjuwelier nur auf 300 Fl. Papier tarirt worden.

Beethoven schien recht unangenehm davon berührt zu sein. Jetzt zumal, wo eben sein Neffe nach der unglückseligen Katastrophe mit dem Selbstmordversuche glücklich dem Regiments des Feldmarschalllieutenant Barons von Stutterheim**) übergeben mar, hoffte der mehr als je geldbedürftige kranke, leidende Meister, durch dieses königliche Geschenk Erleichterung in seinem materiellen Elend finden zu können. Und nun diese bittere Enttäuschung! Flugs scheint auch gleich Mephisto-Holz bei der Hand gewesen zu sein, um den Meister zu allerhand wunderlichen Rathschlägen zu verleiten. Wenigstens lassen gewisse Holz'sche Niederschriften im letzten Conversationshefte des Jahres 1826 (Heft Nr. 102) Allerlei zwischen den Zeilen lesen. Dasselbst heißt es aber:

(Blatt 33 b): „Der König von Preußen hat den Fuß gebrochen —

„bleibt es bei der Dedication?" (!!) Und dann verräth ein anderes Wort, daß man allen Ernstes schon daran denken mußte, den königlichen Ring zu veräußern. In jenem Hefte schreibt Holz dann wieder.

(Blatt 32 b): „Wegen dem Mng. Er wird in einigen Tagen das Geld haben. — "

*) Vergl. hierüber auch L. Nohl: Beethovens Leben, Band III, S. 749f. Demselben wurde denn auch von Beethoven kurz vor dessen Tode als Zeichen besonderer Dankbarkeit das große herrliche Ois-moll-Quartett vp. 131 gewidmet.

Eine Frau Linzbaur weiß nach L. Nohl's Mittheilung dann noch das Weitere darüber zu vermelden: „Beethoven hatte die IX. Symphonie dem König von Preußen gewidmet, kein Geld, keinen Orden, blos einen Brillantring erhalten. Holz mußte ihn schätzen lassen, der Werth war 160 Fl. (!!), und der Ring wurde hingegeben. Als Holz es verhindern wollte mit der Bemerkung: „Meister, behaltet den Ring, er ist doch von einem König," trat Beethoven dicht vor Holz hin und mit unbeschreiblicher Würde und Selbstbewußtsein rief er aus: „Auch ich bin ein König! — Das ist ein königliches Geschenk," setzte er hinzu, indem er auf Handels scimmtliche Werke hinwies, die ihn, Stumpfs aus London verehrt hatte."

Diese echt tragische Episode bringt uns — trotz aller Verschiedenartigkeit in der Situation der betreffenden Helden — dennoch die famose Stelle aus „König Lear" in die Erinnerung:

Gloster:

„Den Ton von dieser Stimme kenn' ich wohl.
Ist's nicht der König?

Lear:

Ja, jeder Zoll ein König!
Blick' ich so starr, sieh, bebt der Unterthan." (IV. Act. 6. Scene.)

Kehren wir zum königlichen Beethoven zurück. Die Roth gebot es, daß der Ring für jene geringe Summe von 160 fl. verkauft werden mußte.

Als nun der erste Unmuth vorüber war, erkannte Beethoven klar genug, daß den König von Preußen kein Vorwurf treffe, daß hier vielmehr nothwendigerweise ein Jrnthum oder gar Betrug vorliegen müsse. Mußte es doch besonders auffallen, daß das Etui gar nicht mit dein Berliner Cabinetssiegel, sondern mit demjenigen der Wiener Gesandtschaft verschlossen war. Darum war auch der erste Impuls bei Beethoven, den Ring einfach zurückzuweisen: allein die Roth des augenblicklichen Daseins gebot es anders.

Wie unangenehm diese Angelegenheit auch Beethoven berühren mußte, dem nur noch kurze Zeit auf Erden zu weilen vergönnt war: bald hatte er über neuen guten, seine neunte Symphonie betreffenden Nachrichten aus Berlin alles Unerquickliche verschmerzt und konnte wieder leichten, begeisterungsfrohen Muthes an Berlin und an die dortige Werthschätzung seines Genius denken.

Und so ist denn in Allem, was uns noch die Conversationshefte des für Beethoven Fragment gebliebenenJahres1827 über diese Geschichten vorführen, keine Spur von Groll mehr vorhanden — nichts von Hohn oder Sarkasmus auf irgend welcher Seite der kleinen Beethoven'schen Tafelrunde. So erfährt der Meister zu Anfang dieses Jahres (Heft Nr. 83) das Monitum:

(Blatt 6 !i>: «Haben Sie denn schon dem Könige von Prcuhen geantwortet —

Hatzfeld weiß es ja, daß Sic krank sind."

Freudenvoll erwähnt dann Beethoven in einen: Briefe an den Verleger Schott in Mainz der ersten Aufführung der IX. Symphonie mit Chören in Berlin. Dieser Brief enthält folgende charakteristische Stelle: „Die Metronomisirung *) folgt nächstens. Warten Sie ja darauf. In unserm Jahrhundert ist dergleichen sicher nöthig, auch habe ich Briefe von Berlin, das; die erste Aufführung der Symphonie mit enthusiastischem Beifall vor sich gegangen ist, welches ich grohentheils der Metronomisirung zuschreibe. Wir können beinahe keine wravi oräins,ri mehr haben, indem man sich nach den Ideen des freien Genius richten muß."

Ueber das Metronomisiren dachte jedoch Beethoven nicht lange darnach ganz anders und — meiner Meinung nach — zutreffender. Eine Schindler'sche Mittheilung giebt uns vornehmlich diese erfreuliche Gewißheit. Dieser erzählt nämlich (Leben Beethovens II. S. 250): „In der That finden sich nur zwei Werke (?!?) von ihm selber metronomisirt, und zwar die große Sonate «p. 106, auf ausdrücklichen Wunsch von Ries für die Londoner Ausgabe, dann noch die 9. Symphonie auf besonderen Wunsch der Verlagshandlung Schott in Mainz und der Philharmonischen Gesellschaft in London. An dieses Geschäft knüpft sich ein Vorfall, der des Meisters geringe Werthschätzung des Metronoms klar und deutlich zeigt. Er ersuchte mich, die einige Tage vorher für Mainz gemachte Notirung für London zu copiren, allein diese war verlegt und ließ sich nicht auffinden. Die Absenkung drängte, er mußte sich demnach zu abermaliger Vornahme dieses unangenehmen Geschäfts bequemen. Aber siehe, kaum war die Arbeit gethan, als ich die frühere Notirung auffand. Ein Vergleich zeigte die Abweichung des Zeitmaßes bei allen Sätzen. Da rief der Meister voll Unwillen aus: „Gar kein Metronom! Wer richtiges Gefühl hat, braucht ihn nicht; und wer das nicht hat, dem nützt er doch nichts, der läuft doch mit dem ganzen Orchester davon!"**)

*) Nämlich der „Neunten Symphonie", die im Schott'schen Verlage in Mainz erschien.

**) Diese Schindler'sche Darlegung sucht Gustav Nottebohm in seinem bereits erwähnten Buche „Beethooeniana" (XXVI. „MetronomischeBezeichnungen" S. 126f.) abzuschwächen. Nun gelingt es demselben allerdings nachzuweisen, daß Schindler sich in äußeren Dingen des Metronoms zum Theil geirrt hat. Wenn Nottebohm aber (S. 127) behauptet: „Das Meiste davon ist unwahr und auf so lockerem Grunde gebaut, daß man veranlaßt wird, das Wenige, das wahr sein kann, nur mit Vorsicht aufzunehmen" — so schießt er damit weit über das Ziel hinaus. Denn daß Schindler das Wesen der Beethoven'schen Ansicht richtig wiedergegeben hat, muß ja auch Nottebohm zugeben: auch er sagt ja concessiv (S. 12V): „Gewiß, wer kein Gefühl hat, dem hilft kein Metronom und dem hilft auch manches Andere nicht — — Subjective und geistige Auffassung eines Tonstücks, Nüancirmign in der Bewegung, auf den . rhythmischen Bau eines TonstückS begründete 'Abweichungen vom absoluten oder normalen Zeitmaß und dgl. können nicht von einem seelenlosen Schlagwerk abhängig gemacht, noch weniger dadurch bestimmt werden." — So viel steht nun fest — und das ist der Kern deS von Schindler richtig erkannten Beethoven-Gedankens hierbei, ^ daß durch das Metronom, resv. durch Metronomisirung nur ein ganz ungefährer

Aber freilich ist dieses durchaus zutreffende Verbieth Beethovens über den Werth des Metronomes auch in seinem Sinne und Geiste emu Aran« s»Iis aufzunehmen. Auch hier soll „das Kind nicht mit dem Bade ausgeschüttet werden": denn ein gewisser praktischer, äußerlicher Nutzen ist dem Metronom ja nicht abzusprechen; doch wolle man ihm nur ja keine Bedeutung für das Geisteselement der Musik beimessen.

Daß aber trotz bereits gedruckter Metronomisirung der IX. Symphonie große Tonmeister wie Mendelssohn und Schumann ganz verschiedenartig die Tempi seiner Schöpfung erfaßten, spricht erst recht wieder für den problematischen Werth der Mälzel'schen Erfindung. Schumann berichtet nämlich wieder einmal über ein Concert im Leipziger Gewandhause, worin Felix Mendelssohn-Bartholoy die IX. Symphonie dirigirt, und bescheert uns dabei hochherrliche Motte, Dithyramben, Elegien und Jubelhymnen zugleich, wie folgt*): „DenBeschluß machte die 9. Symphonie von Beethoven. Das unerhört schnelle Tempo, in dem der erste Satz gespielt wurde, nahm mir geradezu die ganze Entzückung, die man sonst von dieser Überschwanglichen Musik zu erhalten gewohnt ist. Dem dirigirenden Meister gegenüber**), der Beethoven kennt und verehrt, wie so leicht Niemand wieder, mag dieser Ausspruch unbegreiflich scheinen, und endlich, wer könnte hier entscheiden, als Beethoven selbst, dem dies leidenschaftliche Treiben des Tempos unter Voraussetzung eines makellosen Vortrags vielleicht gerade Recht gewesen? So inuß ich denn diese Erfahrung, wie so manche, zu meinen merkwürdigsten musikalischen zählen, und mit einiger Trauer, wie schon allein über das äußere Erscheinen des Höchsten ein Meinungszwiespalt entstehen kann. Wie sich aber freilich im Adagio alle Himmel aufthaten, Beethoven wie einen ausschwebenden Heiligen zu empfangen, da möchte man wohl alle Kleinigkeiten der Welt vergessen und eine Ahnung von Jenseits die Nachblickenden durchschauern." —

Nach dieser Digression kehren wir zu Beethoven selbst zurück. Ueber die glanzvolle Aufführung der IX. Symphonie in Berlin unter königlicher Aegide erzählen auch die Conversationshefte aus dem Februar 1827. Um diese Zeit hat Beethoven den Besuch Dolezalek's, eines hervorragenden, ihn ausnehmend verehrenden Tonkünstlers. Dieser schreibt in einem FebruarHefte ohne Nummer (20 Blatt umfassend) Folgendes auf:

<Blatt 5«): „In Berlin hat man die ganze Messe und die Sinfonie mit grofzcm Beifall aufgeführt. Der Professor Zelter hat die Chöre mit den Sängern cinsmdirt, wobei bei Sopran und Alt lauter Knaben waren.

Anhalt für die Temvouahme irgend einer Composition gewonnen werden kann. Man schc doch, wie z. B. die verschiedenen Editoren Bcethoven'fcher Werke in der Merro»oniiiirung eines und desselben Satzes von einander abweichen.

*) N. Schumann, Gesammelte Aussätze über Musik, erste Auslage Band II, 214.

**) Tas ist eben F. Mcndelssohn-Barthold«.

„Waren Hochdiefelben nie in der Berliner Ging-Academie gegenwärtig?*) „Der König von Preußen muntert durch seine Gegenwart und Unterstützung (5i>): diese Anstalt und was groß ist. Unser Hof hat uie was für die Kunst und Wissenschaften gethan, von jeher müssen hier die großen Männer in Mangel darben."**) —

Wir dürfen also zuversichtlich annehmen, daß Beethoven nunmehr, wie mit Berlin im Ganzen, so auch mit dem preußischen Königshause wieder ganz ausgesöhnt erschien. Ja, auch gegen den Gesandten von Hatzfeld und gegen dessen Kanzleidirector, Hofrath Wernhard ist keine Spur von Groll weiter ersichtlich; vielmehr lassen die letzten Hefte Beethovens ein reges, warmes Interesse am Schicksale des Gesandten und feines Kanzleidirectors erkennen.

In einem Februarhefte (Nr. 71) ist mancherlei über den Ausgang des Fürsten zu lesen. Da heißt es:

(Blatt 4»): „Hatzfeld ist sehr krank seit 4 Tagen.

„Wernhard begegnete mir und der Bruder und sagte, daß man an seinem Aufkommen zweifle" zc.

Ferner (Blatt 9ä): «Die Karte bei Hatzfeld habe ich an den Fürsten abgeben lassen. Der Fürst ist seit gestern Nacht nicht mehr unter den Lebenden.

„Die Krankheit hat am 3. Tage gleich einen so böartigen Charakter angenommen, daß Alles vergebens war." — :c. :c.

Wenn wir uns nun erinnern, daß dieser Fürst von Hatzfeld am 3. Februar 1827 starb: so gewinnen wir aus dieser Thatsache einen Anhalt für die Zeitbestimmung dieses Conversationsheftes des Februarmondes, es gehört also dem Anfange dieses Monats an, es darf als allererstes Februarheft bezeichnet werden.

Und nun noch einmal die Ring-Geschichte! Der niederholentlich genannte Kanzleidirector Wernhard, derselbe, welcher in der Messen-Angelegenheit Beethoven anrieth, einen Orden an Stelle der 50 Dukaten zu wählen, wurde bald nach Beethovens Tode von seinem Amte entfernt. Daß diese Amtsentsetzung mit dein vermeintlichen „Brillantringe" in Verbindung stehe, läßt sich nicht begründen. Kanzleidirector Wernhard hatte sich vielmehr eines sehr guten Leumundes zu erfreuen. In diesem Falle von fast entscheidender Bedeutung ist eine Bemerkung über ihn in einem andern

*) Es darf nunmehr als völlig bekannt angesehen werden, daß Beethoven während seiner Virtuosenreise im I. 1796, die ihn ein einziges Mal Berlin betreten ließ, auch in der damals ganz jungen Sing-Academie seine Gaben als reproducireuder Künstler, namentlich als Improvisator wirken ließ.

**) Diese Tagbuchblätter sind bereits vom Verfasser in einer andern Arbeit, „Beethoven und Zelter" veröffentlicht, nämlich in der Berliner illustirten Wochenschrift „Der Bär" (Nr. 1—3 im Oktober 1886); aber um des besseren Verständnisses willen dürften diese Dolezalek'schcn Reden an Beethoven hier nicht fehlen. Diese Eonversationsheftnotizen können dazu verhelfen, jenen Brief Beethovens, der von der Metronomisirung der IX. Symphonie handelt, ungefähr richtig datircn zu können. Er dürfte im Januar oder Februar 1827 geschrieben sein.

Conversationshefte aus dem Februar 1807 (Heft 118). Darin heißt es

von Anton Schindlers Hand:

(Blatt 19»): „Hofrath Wernhard ist ein esveoe ganz slls Breuning — ein vortrefflicher einfacher Man». Von ihm ist alles zur Beförderung dieses Wunsches zu erwarten; Preußen, Frankreich und England, was würden Ihnen für Ehren überall widerfahren, wenn man Sie persönlich dort hätte — das würde ertt sensation und den wahren Effect hervorbringen."

Wenn also Wernhard Beethoven's vortrefflichstem, biederstem, treuherzigstem Freunde Stephan von Breuning ähnlich war, wie Schindler, der vorzügliche Kenner all jener Verhältnisse, behauptet, dann muß er ein durchaus makelloser Charakter gewesen sein — und nicht der leiseste Schatten eines Verdachtes darf auf ihm haften bleiben. — Die Wünsche, die auch Hosrath Wernhard befördern helfen sollte, betreffen, wie man leicht erkennt, eines jener in der letzten Zeit Beethoven's immer wiederkehrenden Projecte, daß der Meister endlich einmal eine große Kunstreise unternehmen sollte, nach der Art Joseph Haydns, wodurch auch ihm eine Fülle von Ehren und Schätzen beschieden sein müßte.

So also steht die Sache mit Hofrath Wernhard.

Anders freilich mit dem Fürsten von Hatzfeld, der weit weniger vortheilhaft beleuinundet war, als sein vorermählnter Kanzleidirector.

Eine gewiß außerordentlich gut unterrichtete Persönlichkeit soll uns hierüber Licht geben: Varnhagen von Ense, der sich in seinen Historie graphischen Schriften zwei Mal fast ganz gleichlautend über den Charakter dieses Fürsten von Hatzfeld ausspricht. Er schildert in seinen „Denkwürdigkeiten des eigenen Lebens*) den Fürsten wie folgt: „Dem Könige der Niederlande wurde ich durch unfern Gesandten, Fürsten von Hatzfeld vorgestellt. Gegen diesen Letzteren bestand in Preußen bei den achtbarsten Männern ein starker Widerwille, Blücher hatte die härtesten Aussprüche über ihn ergehen lassen, Gneisenau, Beume, Stägemann, Schleiermacher, Niebuhr und Andere dieses Schlages, haßten ihn gründlich, man rief die Zeugnisse der Todten, der Königin Luise und Scharnhorst's gegen ihn auf; ich bin hier nicht berufen, zu untersuchen, wie weit die politische Uebelmeinung, die ihn fast allgemein traf, verdient war; ich war damals und auch später gar sehr geneigt, sie für begründet zu halten: aber das Vorurtheil konnte mir den unbefangenen Eindruck der Persönlichkeit nicht stören, und dieser war ein sehr günstiger; in der Mitte seiner liebenswürdigen Familie, die durch anmuthige Unabhängigkeit ihrer Glieder und doch zusammenstimmenden Geist sich auszeichnete, erschien er als würdiges und glückliches Haupt, voll praktischer Herzensgüte, die jeder Stunde ihre Freude gönnte und verschaffte; daß er der Geschäfte kundig mar und sie mil Leichtigkeit handhabte, läßt sich gern glauben, ich habe es theilweise selbst

*) II. Auflage 1343, Band III, S. 417 n. 418. (Baden-Baden. Brüssel. Berlin 1817).

gesehen; in dem geselligen Verkehr besaß er alle Vortheile des vornehmen Mannes einer früheren Zeit, wo noch ungezwungene Gleichstellung und Leutseligkeit in den höheren Klassen herrschte. In allen diesen Beziehungen konnten mir uns keinen günstigeren persönlichen Anhalt wünschen, und wir genossen auf seinem schönen Landsitze in Lacken und auch in Brüssel durch ihn die schönsten Annehmlichkeiten. Ist ihm früher Mangel an Festigkeit des Charakters und später an Klarheit des politischen Blickes vorgeworfen morden, so darf dies die gute Erinnerung, die ich aus Brüssel von ihm habe, mir hier nicht stören."*)

Wie sich nun auch die Dinge in Bezug auf die Seelenlauterkeit des Fürsten von Hatzfeldt und des Hofraths Wernhard verhalten mögen: jedenfalls bedarf die Geschichte mit dem vermeintlichen Brillantringe, den König Friedrich Wilhelm III. laut der mitgetheilten Cabinetsordre unserm Meister für die Dedication der Neunten Symphonie zugedacht hatte, erst noch der endgültigen Aufklärung. —

Die Dedicationssache selbst gewinnt noch durch eine Tagebuchnotiz aus der allerletzten Zeit des unsterblichen Meisters eine deutlichere Beleuchtung. In diesem letzten Conversationshefte (No. 40) erfahren wir, daß Beethoven seinem getreuen Freunde und Amanuensis die Partitur der IX. Symphonie und des ü-moll-Quartetts (op. 59) geschenkt hatte. Und da schreibt denn Schindler (Blatt 14 b) das umständliche Wort nieder: „Wie können Sie wieder denken und mir zumuthen, ich sollte ein Geschenk von Ihnen so gering schätzen und es verkaufen!"

Ob es die Originalpartituren gewesen sind? Möglichermeise. Denn so viel ist nun feststehend, daß das Originalmanuscript der IX. Symphonie welches gegenwärtig gewiß die wunderbarste Zierde der musikalischen Abtheilung der königlichen Bibliothek zu Berlin bildet und unter einem besonderen Schaukasten daselbst neben anderen Originalpartituren der großen Musikheroen sichtbar ist: daß also das Originalmanuscript der IX. Symphonie dort unvollständig ist; der IV. Satz mit den Chören ist nicht vollständig. Die Partitur enthält auch keine Dedication. Die Copie dieser Partitur mit Dedication und eigenhändigen Verbesserungen Beethovens wird ebenfalls in der musikalischen Abtheilung der königl. Bibliothek aufbewahrt. Es ist ein schönes Exemplar der Partitur, roth eingebunden, viel mit Gold verziert. Auf dem Deckel befindet sich eine Goldkrone, darunter ^V. III. Der eigenhändige Titel von Beethoven lautet also: „Sinfonie Mit SchlußChor über Schillers cude „an die Freude" für großes Orchester 4 Solo und 4 Chor-stimmen Compomirt und Semer Majestäät dem König von Preußen Friedrich Wilhelm III. in tiefster Ehrfurcht zugeeignet von Ludwig von Beethoven 125tes Werk." Die Correkturen sind von Beethoven selbst.

*) Eine ganz ähnliche Beurtheiung des Flinten steht im IX. Bande der Varuhagen'schen Denkwürdigkeiten S. 169 n. 170, welchen Ludmilla Aising nach des Autors Tode herausgab.

Das schöne Velinpapier ist goldrandig. Einzelne Stücke des Finale sind auf größeren Blättern geschrieben.

IX.

Die lebhaftc Theilnahme, die der preußische Königshof jener Zeit, Friedrich Wilhelm III. an der Spitze, für den Genius Beethoven's durchaus bethätigte, konnte nicht verfehlen, einen heilsamen Rückschlag in dieser Beziehung auf das gesummte Berliner Musikmesen auszuüben. Es ist in diesem Betracht in Wahrheit keine Stadt der Welt mit Berlin zu vergleichen: denn hierzuerstund lange, lange ganz allein wurde es angestrebt und glücklich erreicht, die classische reine Instrumentalmusik, Beethoven obenan, populär zu machen.

Berlin hat Beethoven, den Virtuosen, im Jahre 1796 in seinen Mauern gesehen — der damalige König, Friedrich Wilhelm II., erschien als persönlicher Gönner des aufblühenden Tondichters und nahm huldvoll die Dedication seines opus 5, der 2 Violoncellsonaten auf. Berlin hat fernerhin dem Tonschöpfer Beethoven verständnißvolle Sympathie entgegengebracht — und am Abend dieses hohen Schöpferdaseins mar es wieder der König von Preußen (Friedrich Wilhelm III.), der die Widmung einer der allerhöchsten Schöpfungen des Meisters, der Neunten Symphonie, voll Anerkennung annahm. So hat Berlin an und mit Beethoven die schönste geistige Verheißung und Erfüllung erlebt. In Wahrheit hat Berlin unter der steten Aegide der königlichen Institute, in der Erkenntnis;, Werthschätzung und Pflege des Beethoven'schen Genius allen andern Städten der Welt mit dein besten Erfolge den Rang streitig gemacht.

Wirkliche stetige Symphonieconcerte entstehen zuerst in Berlin; der uns zur Genüge bekannte Hofmusikdirector Moser rief sie in's Leben. Im Jahre 1827, dem Todesjahre Beethoven's läßt sich L. Rellstab unter Anderem also darüber vernehmen:*)

„Herr Musikdirektor Moser beabsichtigt nämlich, seinen bisher mit Recht so hochgeschätzten Quartett-Soireen eine größere Ausdehnung zu geben." — „Man muh daher den Gedanken Herrn Mosers, die Instrumcntalmusikunterhaltungen zu erweitern, um den Sinn des Publikums nach und nach an tiefere Auffassungen zu gewöhnen, einen durchaus glücklichen nennen; ob der Veranstalter dabei nur die Förderung der Kunst als ein einziges und reines Motiv im Auge hat, kann den Hörer wenig kümmern."

Späterhin, im Jahre 1848, fügte dieser Autor seinen Erzählungen aus dein Jahre 1827 noch Folgendes in Anmerkung hinzu:

„Aber er" (r^, dieser Aufsatz, betitelt „Musik") ist ein merkwürdiger Beleg zu der Kunstgeschichte Berlins, als ein Zcugniß, daß kaum zwanzig Jahre vergangen sind, seit große Instrumentalconcerte anfangen unter dem gebildeten Musikpublikum gehört zu werden. Allerdings war dies auch schon früher der Fall. Vor den Kriegen Napoleons stand dieser Theil der Kunst bereits in Blüthe; allein die öde Stelle, die der «ricg herbeigeführt hatte, fing erst im Jahre 18 2 7 an wieder zu verwachsen.

*) Musikalische Beurtheilungen, S. 67.

Regelmäßige Sinfonieaufführungen begannen damals erst, nach langen Jahren der Pause, und Beethoven wurde erst von dieser Zeit ab in seinen größeren Werken bei uns bekannt." (Rellstab, a. a. O. S. «9.) Und nachdem der große Dulder und Meister am 26. März 1827 seine unsterbliche Seele ausgehaucht: da war es wiederum neben Wien das poetische Berlin, welches den großen Todten durch die mannigfachsten Gedichte verherrlichte. Dieselben gelangten zumeist in der „Berliner Musikalischen Zeitung" von A. B. Marx zum Abdruck. Diese Berliner Musikzeitung zeigte sich auch hierin Beethoven's weit würdiger als ihre Collegin, die „Allgemeine Musikalische Zeitung" in Leipzig.

Die Berliner Musikzeitung vom 11. April 1827 (Nr. 15) war denn also besonders dem Andenken Beethoven's gewidmet. Obenan, tief schwarz unrcahmt, war zu lesen:

Beethoven ist gestorben
Trauert dem Scheidenden nicht.
Haltet im Geiste ihn nah

ff Lst«."

Dann folgt ein schöner poetischer

„Nachruf an Beethoven" von Anselmus. Dieses Gedicht umfaßt 5 Strophen zu 13 Versen und als Schluß eine Art Geleit (Tornada) von 6 Verszeilen, die hier Platz finden mögen:

„Mein schwaches Lied, du magst von hinnen gehen

Zu denen, die den großen Meister lieben

Und die sich nun betrüben,

Daß sie fortan ihn nicht mehr um sich sehen:

Und suche sie zu scheiden.

Wenn Du's vermagst, von ihren bitteren Leiden."

Darauf ist das folgende Gedicht von H. Stieglitz zu lesen:
Beethoven.

Natur, Du warst ihm Gottheit! Ahnungs- Nun drang sein Blick urkräftig durch das

voll All, Stieg er in Deiner Schachten tiefste Tiefen, Daß er den Gott dem Irdischen vermähle; Wo seine kühne Brust entgegenquoll Des Geistes Walten fand er überall,

Dem tausend Bruderstimmen, die ihn riefen, fand in der ganzen Schöpfung Klang und wo seine Harfe mächtig überfchwoll Seele;

Bon allen Zaubern, die verborgen schliefen, So ward fein Werk des Geistes Wiederhall, Bis von der Schöpfung Jubelchor durch' Und in dem Ton der süßen Philomele,

drungen, Wie in der Wetterwolke schwarzen Schlünden

Sie in den großen Hymnus eingeklungen. Läßt er die Gottheit ahnend sich verkünden.

Nicht suchet nach des Werkes Meister mehr!

Der Harfe mächt'ge Saiten sind zersprungen;

Doch zeugt in Heller Glorie ein Heer

Von Klängen, wie sein kühner Geist gerungen.

Und siegend schwebt er selber drüber her.

Ein Freudenhymnus, der den Stoff bezwungen:

So hat er sich, unsterblicher zu leben.

Den Sinnen der Natur zurückgegeben.

Eine spätere Nummer der Marr'schen Berliner Musikzeitung (Nr. 18 vom 2. Mai 1827) bringt ein Sonett von L. M. Fouquet:

An Beethoven.
Mit Dir eilst, Meister, Lied in Lied zu singen —
Die Sehnsucht wohnte mir im tiefsten Herzen,
Seit mich zuerst in Wonne, Grau'u und Scherzen
Die Räthselwunder Deiner Lieder fingen.

Doch früher sproßten Dir die Seraphschwingen,
Dich aus der Weltluft, die oft Nebel schwärzen,
Heimtragend in den Lichtglanz sel'ger Kerzen,
Wo am Crystall'nen eiv'ge Hymnen klingen.

Voll Wehmuth starrt' ich fern nach Deiner Gruft hin,

Draus hob ein Klang sich mit ernstholdem Kosen,

Reich, — oft schon sangst Du so — an wonn'gen Schrecken.

Ich wag's, — ich sing' die Deutung durch die Lust hin:
Ja, Wechselsänge soll'n wir Zwei einst wecken.
Hoch ob dem Grabmoos, unter Himmelrosen."

Wie sich hier die Dichter um den Beethovenbegeisterten Marx fchaaren, so andererseits um L. Rellstab, diesen stets frohbereiten „Rufer im Streite“. Beethovens Todtenfeier im Jahre 1828 giebt ihm neue Veranlassung zu herzvollen Mahnmorten. *) „Der 26. März mar der Todestag Beethovens. Die Gedächtnißfeier desselben wurde auf die würdigste Weise in der musikalischen Versammlung des Herrn Musikdirektors Moser begangen, welche gerade auf diesen Tag der wehmüthigen und erhebenden Erinnerung an den größten Künstler unserer Zeit siel. Nur Werke von dem unsterblichen Meister wurden ausgeführt.“ Ferner:**) „Möge die Feier seines Andenkens immer so würdig begangen werden und möge man sie nicht in nachlässige Vergessenheit gerathen lassen; denn der Dank, den wir ihm schuldig, wenngleich unabtragbar, findet doch wenigstens ein Zeichen in der reinsten Verehrung seiner unsterblichen Schöpfungen.“

Berlin bewahrte und bewährte bis heute so edle Mahnung; es behauptete sich stets voll und ganz auf seiner stolzen Beethoven-Höhe. Auch nach des Meisters Tode fand sein Genius in Berlin, wie kaum irgendwo anders, die liebevollste Stätte; der Geist seiner himmlischen Musik drang tief in's Volk hinein. Grade in Berlin ist Beethoven im edelsten Sinne des Wortes populär geworden. Populäre Symphonieconcerte — man denke an die Liebig'schen! — blieben denn auch lange einer der wundervollsten Vorzüge, den Berlin vor andern Hauptstädten voraus hatte. Diese Concerte haben eine Saat des Edlen und Reinen in die Gemüther des Volksgnngen gestreut, die sich noch als Hort, Schutz und Fels gegen allerhand böse Dämonen im Leben und in der Kunst bewähren wird.

*) Musikalische Beurtheilungm S. 85.

**) Rellstab, a. a. O. S. 8«.

Die Reisen des Kaisers Hadrian.

von

Marlin Gertz, [^]

— Breslau, —

¹Als Trajan, im Begriffe von seinem letzten großen orientalischen Kriegszuge heimzukehren, erkrankte, übergab er dem Statthalter von Syrien, Publius Aelius Hadrianus, das Heer. Als er kurz darauf, im Jahre 117 nach Christus, in der cilicischen Stadt Selinus sein Leben aushauchte, wurde Hadrian alsbald vom Heere zum Imperator ausgerufen.

Die Erbschaft, die er anzutreten hatte, war zunächst nicht ohne Schwierigkeiten. Trajan hatte die Grenzen des Reichs auf seinen mit augenblicklichen Erfolgen begleiteten Kriegszügen über das Maß ausgedehnt: die vorhandenen Streitkräfte genügten nicht, um die neu erworbenen Gebiete der römischen Herrschaft dauernd zu sichern, und die Vermehrung dieser Streitkräfte war nicht ohne übermäßige Anspannung der ohnehin schon mit Verlegenheiten kämpfenden Reichskasse möglich. Durch ein allerdings von rein politischem Standpunkte aus betrachtet richtiges und mit Recht von dem allverehrten Altmeister der neueren Geschichtschreibung als eine Manifestation geistiger Selbstständigkeit bezeichnetes, dem Sinne eines Römers vom alten Schlage aber sicherlich nicht entsprechendes Verfahren gelang es Hadrian bald, unter Nichtachtung entgegengesetzter populärer Strömungen, diese Schwierigkeiten zu lösen; er verzichtete auf die von seinem Vorgänger neu eroberten Provinzen Armenien, Assyrien und Mesopotamien und erreichte dadurch den Frieden mit den Parthern. Zunächst galt es nun noch den Frieden überhaupt durch Bewältigung eines und des anderen Ausstandes zu sichern; im Ganzen aber bleibt sortan der Charakter

Nord und Süd. XIX. 147, 2ⁱ

der Regierung Hadrians ein in vorwiegendem Maße friedlicher, und während er sich früher als tapferen und erfahrenen Feldherrn erprobt hatte, so läßt sich nach jenem Zeitpunkt seine persönliche Anwesenheit auf dem Kriegsschauplatze mit voller Sicherheit nur einmal bei Gelegenheit eines bedenklichen und langwierigen jüdischen Aufstandes gegen Ende seiner Negierung nachweisen. Im Großen und Ganzen aber suchte er gute Beziehungen nach allen Seiten hin zu erhalten, hie und da zwar, wie von vorn herein in dem oben erwähnten Falle, durch eine immerhin nicht unbedenkliche Nachgiebigkeit und Freigebigkeit. Auf der andern Seite aber wußte er allerdings den römischen und seinen eigenen Namen gefürchtet und geehrt zu erhalten: er verstand es, ein starkes, wohl organisirtes Heer zu schaffen und trefflich zu discipliniren; er legte großartige Befestigungen und Ummallungen zum Schirme der Marken des Reiches in Germanien, in Britannien, wohl auch in Spanien an, überall eingedenk des auch von den Alten nicht selten ausgesprochenen Grundsatzes, daß wer den Frieden will, zum Kriege rüsten muß, wenn auch die jetzt allgemein gangbare lateinische Fassung desselben (*si vis vaccin, par» dellum*) ihm ebensowenig bereits bekannt sein «lochte, als es uns der Urheber derselben ist.

Durch die oben geschilderten Ereignisse zunächst gänzlich in Anspruch genommen und ferngehalten traf Hadrian erst ein volles Jahr nach dem Antritt seiner Negierung in der Hauptstadt ein. Während der nächsten Zeit machte er von hier aus nur einmal einen größeren Ausflug nach Süditalien. Im Frühjahr 121 legte er noch am Gründungstage der ewigen Stadt, am 21. April, den Grundstein zu dem heute eine der schönsten Ruinen Roms bildenden Doppeltempel der Venus und der Roma. Darauf aber trat er seine erste große Reiseunternehmung an. Sie führte ihn durch die Provinzen des mittleren und des westlichen Europa: Gallien, Germanien, Raetien, Noricum, Brittannien, Hispanien. Ob er von hier aus schon damals Afrika besuchte, hat sich noch nicht mit Sicherheit feststellen lassen. Ferner führte ihn sein Weg weiter nach Kleinasien und den diesem benachbarten Inseln, nach Thracien, Macedonien, Griechenland und Sicilien.

Die zweite große Reise aber brachte ihn, begleitet von seiner Gattin Aelia Sabina, seinem Adoptivsohne Cejonius Berus und seinem Liebling Antinous, zunächst nach Athen. Nach einem längeren Aufenthalte daselbst wurde zunächst die kleinasiatische Seeküste, dann Syrien, Judäa, Arabien und Aegypten besucht, wo, wie bekannt, Antinous in den Wellen des Nil den Tod, nach den gangbarsten Berichten einen freiwilligen Opfertod für den geliebten Herrn, fand. Den Schluß dieser ausgedehnten Züge bildete dann die erwähnte persönliche Betheiligung des Kaisers an der Bekämpfung des jüdischen Ausstandes.

Auf diese Weise hat Hadrian von den fast vollen einundzwanzig Jahren seiner Regierung in Rom nur drei Jahre im Beginn, vier Jahre am Ende und dazwischen einmal etwa drittehalb Jahre vom Spätherbst 126 bis zum Frühjahr 129 in seiner Hauptstadt verweilt, und auch das nicht ohne nähere und weitere Ausflüge in Italien, während die mittlere dieser Rasten sogar noch im Jahre 128 durch einen etwa halbjährigen afrikanischen Aufenthalt unterbrochen wird.

Um diese lang und beharrlich ausgedehnten Fahrten ruhig beurtheilen zu können, bedarf es zuvörderst eines Einblicks in den Charakter und in die persönlichen Eigenschaften und Neigungen des Kaisers. Ein unschätzbares Hülfsmittel dafür würde seine Selbstbiographie sein, aber sie ist uns nicht erhalten geblieben. Doch wird man nicht irre gehen, wenn man in ihr eine Hauptquelle der in freilich wenig kunstmäßiger Composition und in verwahrloster Form auf uns gekommenen Lebensbeschreibung Hadrians findet, die an der Spitze eines Sammelwerks von Biographien der römischen Kaiser von da an bis gegen das Ende des dritten Jahrhunderts durch verschiedene Verfasser steht. Auch eine etwas frühere Biographie Hadrians in einer ähnlichen Reihenfolge ist uns bis auf Spuren auch ihrer Benutzung in jener erhaltenen Darstellung verloren: von einem in staatlichen Angelegenheiten und auch in der schönen Litteratur bewanderten Manne, einem Marius Maximus, herrührend, würde sie, dem Kaiser nicht gerade mit Wohlmollen gegenüberstehend, zu lehrreichen und pikanten Vergleichen herausfordern. Außer jener einen ausführlicheren Lebensbeschreibung stehen uns aber heutzutage nur noch einige kurzgefaßte Skizzen und Auszüge aus dem späteren Alterthum zu Gebote, so daß das litterarische Material weder sehr reichlich noch sehr ausgiebig ist. Ergänzt aber wird dasselbe in wünschenswerthester Weise durch zahlreiche Münzen und Inschriften, die nicht nur für die Feststellung äußerer Thatfachen Stoff darbieten. Und so lassen sich immerhin auch die Grundzüge des Wesens des Kaisers bei unbefangener und vorsichtig abwägender Kritik zu deutlicher Anschauung bringen.

Früh in die unmittelbare Nähe Trojans gezogen, hatte er volle Gelegenheit sich in politischen wie in militärischen Geschäften zu üben. Als er, geboren an demselben Tage des Jahres 76, der einst Preußen seinen großen König schenken sollte, dem 24. Januar, den Thron bestieg, war er ein angehender Vierziger in der vollste Blüte entwickelter Manneskraft. In Trajan war in manchem Betracht noch einmal ein Römer von altem Schrot und Korn auf den Thron gelangt; Hadrian erscheint dem gegenüber als Kosmopolit. Jener zwar hat das Römerreich kühn vordringend erweitert, dieser hat es, wie richtig bemerkt worden ist, vorsichtig beschränkt, obwohl

es ihm weder an persönlichem Muth noch an militärischem Sinn und militärischer Erfahrung fehlte; aber diese Beschränkung war, wie bereits hervorgehoben morden ist, ein Act zutreffender politischer Berechnung. Seine Anlage, seine Neigungen trieben ihn vielmehr in's Weite, Ungemessene. Alles in seinen ausgedehnten Reichen, die weitaus den größten Theil der damals bekannten civilisirten Welt umfaßten, wollte er selbst schauen, selbst kennen lernen, prüfen, an jeglicher Stelle persönlich eingreifen, ordnen, helfen, bessern, bemüht seinem Herrscherberufe durch eigenes Eintreten überall Genüge zu thun. Im Ganzen erscheint er dabei als ein wohlwollender, ehrlicher und gerechter Mann, obwohl er, durch Erwägungen politischer Art verleitet, sich nicht unwahrscheinlich einmal im Beginn, sicher einmal gegen Ende seiner Regierung zu Acten der Grausamkeit bestimmen ließ. Seine Bildung war eine mannigfache, wenn er auch den Dilettanten nicht verleugnen konnte, und Litteratur, Wissenschaft und Kunst nahmen in seinen Interessen keine geringfügige Stellung ein: er war gleich bekannt mit griechischem und mit römischem Schriftthum, machte gleich mittelmäßige griechische und lateinische Verse, malte nach dem uns erhaltenen Ausspruche eines Sachverständigen Stilleben nach Dilettantenart, versuchte sich auch in der Plastik, meisterte die Baumeister. Großartige Stiftungen zur Förderung der Wissenschaft verdanken ihm ihre Entstehung; aber er gefiel sich darin, die von ihm geförderten und in eine Stellung sorgenfreier Muße versetzten Gelehrten mit allerlei Fragen und Nörgeleien zu behelligen und zu ermüden: überall eitel, ungleich, reizbar, dabei zu sinnlichen Genüssen geneigt, eine aus wunderbarer Mischung entgegengesetzter Elemente zusammengefügte Natur. Man durfte mit Recht von ihm behaupten, daß er grausam und mild, übellaunig und heiter, geizig und freigebig, hastig und überlegt, versteckt und offen sei; eine unruhige Nervosität, die ihn von Einem zum Andern unaufhörlich trieb, hat man mit Recht als die Wurzel dieses ungleichmäßigen und unberechenbaren Charakters bezeichnet.

Natürlich, daß eine solche Natur, zur Herrschaft gelangt, sich nicht bannt begnügen konnte, die verschlungenen Fäden der Interessen der vielfachen Bestandtheile des Reiches im Palaste des Herrschers zusammenlaufen zu lassen und von dort aus, in Unbeweglichkeit und Unnahbarkeit verharrend, die gesammte Regierung zu führen. An und für sich gewiß löblich, denn mit Recht preist man es für eine Tugend des Herrschers, wenn er nicht nur oder vorwiegend aus Berichten seine Kenntniß der Eigenthümlichkeiten und der Bedürfnisse der verschiedenen Theile seines Reichs schöpft; aber andererseits verlangt man von ihm auch eine gewisse Stetigkeit, einen festen Mittelpunkt des Regiments, von dem aus er eine gleichmäßige Thätigkeit nach allen Seiten hin zu entwickeln im Stande ist; das soll die Regel sein, die Information und Inspection an Ort und Stelle muß ergänzend und helfend daneben eintreten.

Umgekehrt war es bei Hadrian der Fall. Bon Ort zu Ort, von Land zu Land ziehend, bald hier, bald dort mit Vorliebe, und dann vorzugsweise ganz allein, die entlegensten Gegenden durchstreifend, unnahbar und unfthdbar, war er häufig außer Stande, persönlich einzugreifen, wo es nothwendig gewesen wäre. Eine seste und regelmäßige Praxis des Betriebs der Negierungsgeschäfte konnte sich dabei schwer bilden, und die Thätigkeit des Herrschers mußte vorwiegend und einseitig in der Hauptsache demjenigen Landstriche sich zuwenden, in dem er sich gerade befand. Freilich wurde, wenn er nicht gerade auf einer jener einsamsten Wanderungen sich befand, der Verkehr mit ihm aus den verschiedenen Theilen des Reichs dadurch erleichtert, daß die Staatspost im ganzen Umfange desselben als festes Institut eingeführt wurde; und andererseits wurde jener Mangel wenigstens einigermaßen dadurch ausgeglichen, daß er, von den letzten dauernd in der Hauptstadt zugebrachten Jahren noch ganz abgesehen, den ersten römischen Aufenthalt sowohl als den zweiten zu umfassender, auf das ganze Reich gleichmäßig sich erstreckender Thätigkeit benutzte, vor Allein zur Organisation des Heeres, der Verwaltung und der Rechtspflege. Sicher war auch in Rom bereits vor Antritt der zweiten Reise die Anregung zu der großen gesetzgeberischen Arbeit gegeben worden, die erst während derselben in die Oesfentlichkeit trat. Und auch das muß nmn in Anschlag bringen, daß er, von seinen Reisen heimgekehrt, die auf denselben durch eigene Anschauung und Prüfung erworbene Kenntniß der Bedürfnisse der bedeutenden, auf seinen Wegen durchmessenen Bestandtheile seines Reichs mit nach Rom zurückbrachte und feste Grundlagen dadurch gewonnen hatte, um auf allen Gebieten der Reichsverwaltung sich, nach dem zutreffenden Ausdrücke eines kundigen Forschers, als einsichtigen und gründlichen Reorganisator zu bewähren. Das durch eingehende Betrachtung seiner Thätigkeit für die eben berührte Codisation und Ausbildung des Rechts, für das Heer, für das Finanzwesen und für die Organisation der Verwaltung im Einzelnen zu erweisen, liegt außerhalb der Aufgabe dieser Zeilen und dieser Blätter; nur das fällt uns anHeim, in kurzen Zügen darzustellen, wie Hadrian zu alledem durch seine Reisen und auf denselben sich das Material und die Befähigung gewann.

Zum Mindesten wie man im Alterthum selbst seine Thätigkeit in dieser Beziehung auffaßte, eine wie scharfe Beobachtungsgabe, eine wie umfassende, den verschiedensten Interessen zugewendete Aufmerksamkeit man ihm beilegte, zeigt ein unter seinem Namen auf uns gekommener, aus Alexandrien an seinen Schwager Servianus bei der Uebersendung eines an die modernsten Erzeugnisse erinnernden Products der ägyptischen Industrie, buntfarbig schillernder Glaspokale zum Gebrauche für ihn und feine Gattin, Hadrians Schwester, bei festlichen Mahlen, gerichteter Brief. Angeblich einer, von einer Seite sogar auf den Kaiser selbst zurückgeführten, Aufzeichnung eines Freigelassenen des Hadrian entnommen, ist er wenigstens in der vorliegenden Gestalt sicher nicht durchweg völlig authentisch; ihn aber in Bausch und Bogen mit dein angesehensten Kenner und Darsteller der römischen Geschichte „aufHadrians Namen gefälscht" zu nennen — das möchte aus mehr als einem Grunde nach der anderen Seite zu weit gegangen sein. Aber selbst in diesem Falle bliebe die, wie auch der genannte hervorragende Gelehrte ausspricht, von „kundiger Hand" herrührende, wenn auch in Einzelheiten späteren Zuständen entsprechende Darstellung aus den oben angedeuteten Gesichtspunkten und mit der danach gebotenen Einschränkung der Kenntniß und der Beachtung werth.

„Aegypten," so lautet dieses Schreiben das Du mir angepriesen hast, habe ich als leichtsinnig, schwankend und jeglicher Wendung des Gerüchts nachflatternd kennen gelernt. Die Verehrer des Serapis hier sind Christen, und dein Serapis Ebene sind es, die sich christliche Bischöfe nennen: keinen jüdischen Oberrabbiner, keinen Samariter, keinen christlichen Presbyter giebt es, der nicht das Horoskop stellte, der sich nicht mit Wahrsagerei und mit Medicinalpfsucherei abgäbe. Selbst der Patriarch, wenn er nach Aegypten kommt, wird von den Einen genöthigt, den Serapis, von den Anderen, Christus anzubeten. Der ganze Menschenschlag ist im höchsten Mafze zu Unruhen geneigt und nicht minder aufgeblasen und gewalththätig. Die Stadt ist wohl ausgestattet, reich, fruchtbar, wohl Niemand ergiebt sich darin dem Müßiggange. Die Einen blasen Glas, die Anderen fabriciren Papier, Andere sind Leinweber, Alle überhaupt sind thätig, welchem Betriebszweige man sie auch zurechnen mag. Sogar die Gichtbrüchigen haben ihre Geschäfte, die Blinden ihre Handtierung, selbst wer an Handgicht leidet, geht nicht unthätig einher. Ihre einzige Gottheit ist das Geld. Dieses verehren die Juden, dieses die Christen, dieses die gesammte Heidenschaft. Wären doch die Sitten der Stadt besser, dann märe sie nach ihrer Ergiebigkeit, ihrer Größe würdig, an der Spitze von ganz Aegypten zu stehen! Ich habe ihr Alles bewilligt, ihre alten Privilegien erneuert, neue in dem Maße hinzugefügt, daß die Einwohner sich mir während meiner Anwesenheit dankbar bewiesen. Kaum aber hatte ich ihnen den Rücken gedreht, als sie allerlei nachtheilige Reden gegen meinen Sohn Berus zu führen begannen und nicht minder über Antinous, was Dir zu Ohren gekommen sein wird. Ich wünsche ihnen nichts, als daß sie sich von ihren Hühnern ernähren müssen, die sie in einer Weise züchten*), daß es mich anekelt, davon zu sprechen."

Wie hier wohl, sei es wenigstens zum Theil von Hadrian selbst, sei es in seinem Sinne und nach seinem Muster, der allgemeine Charakter der Einwohner, die religiösen und die Erwerbs- und Gewerbsverhältnisse mit scharfer, in's Einzelne eingehender und von sorgfältiger Prüfung zeugender Beobachtung dargestellt werden, so wissen wir, daß Hadrian überall, wohin ihn sein Reiseplan führte, die umfassendste Aufmerksamkeit auf Alles richtete, dessen Kenntniß für den Herrscher werth- und bedeutungsvoll sein konnte. Bor Allem war er dabei bedacht, auch die militärischen Verhältnisse in's Auge zu sassen, um, wie schon oben angedeutet, die Grenzen seines Reiches stets gesichert, das Heer in gutem Zustande zu erhalten. Selbst gewöhnt Strapazen aller Art zu ertragen und in dieser Hinsicht wenigstens der alten Römer einer, theilte er, wo er sich zu seinen Heeren begab, das Leben der Soldaten; sorgfältig prüfte er ihre Ausbildung, ihre Schlagfertigkeit,

*) Die Aeghvter bewirkten das Ausbrüten der Hühnereier, wie wir aus ein« Stelle des Aristoteles erfahre», indem sie sie in Mist vergruben.

belehrend und ermunternd, wie tadelnd und bessernd sprach er sie an: eine Klasse der auf ihn geprägten Münzen, mit der Aufschrift des Heeres in verschiedenen Provinzen bezeichnet, stellt ihn bald hoch zu Roß sitzend, bald auf einer Nednerbühne stehend in dieser Thätigkeit dar? auch längere Bruchstücke einer solchen Rede, an die Soldaten einer afrikanischen Legion ge< richtet, sind uns erhalten: es wird hier sehr genau auf die Leistungen der Truppen und ihrer Abtheilungen eingegangen, dabei vielfache Anerkennung ausgesprochen, aber auch Belehrung, wie es in einer lückenhaften Stelle scheint, sogar unter Berufung auf einen alten Kriegsschriftsteller ertheilt.

Nicht minder eingehend beschäftigte Hadrian sich, dem eben mitgetheilten Schriftstück entsprechend, mit den bürgerlichen Verhältnissen der von ihm besuchten Länder und Orte. Ueberall suchte er helfend und fördernd eingzugreifen, namentlich den Verkehr durch Straßen» und Wegebauten zu heben, neue Ortschaften zu gründen, die Verfassungsverhältnisse der bestehenden zu ordnen, sie mit nützlichen und bedeutenden Bauwerken zu schmücken, auf Landtagen von den Wünschen, Bedürfnissen, Beschwerden der Provinzen durch ihre berufenen Vertreter authentische Mittheilung zu erhalten, welche, die eigenen Wahrnehmungen ergänzend, ihn hier zur Hülfe, dort zur Abhülfe in den Stand setzte. Vielfach nahm er auch Aemter in Provinzialgemeinden an, was wenigstens gleichfalls als ein Zeugniß dieses Interesses gelten darf, wenn er sich auch nicht der unmittelbaren Verwaltung derselben unterzog. Zum BeHufe der Anlagen und Bauten aber unterhielt er im eigentlichsten Sinne des Wortes ein in förmliche Heeresabtheilungen gegliedertes Heer von Bauhandiverkern und Wegebauleuten nebst den entsprechenden Baumeistern.

Außer den oben bezeichneten nächsten Angehörigen auf seiner zweiten Reise mar er sonst nur von dem zu seinem Schutze und zu seiner Bedienung, sowie zur Erledigung der Staatsgeschäfte nothmendigen Personal begleitet, einem immerhin an sich nicht unbeträchtlichen, aber doch verhältnißmßig eingeschränkten und nirgend unnützem Pompe dienenden Gefolge. Er selbst wanderte häusig zu Fuß, unbedeckten Hauptes, bei stärkster Sonnengluth wie bei Schnee und Eis alles Sehenswürdige zu sehen beflissen, keine Mühe scheuend, nicht minder von Interesse für den Genuß von Naturschönheiten erfüllt als von dem Wunsche, die durch die Sage geheiligten oder durch geschichtliche Beziehungen merkwürdigen Orte zu besuchen: die Gipfel des Aetna und des syrischen Berges Castus erstieg er, um den Aufgang der Sonne zu schauen, diesen auch, um das auf ihm befindliche Grabmal des Pompejus zu besuchen; nicht minder suchte er die Gräber des Epaminondas und Alcibiades und die angebliche Grabstätte des Telamoniers Ajax auf, wie er den Spuren des Xenophon und seiner Zehntausend nachging. Mit besonderem Interesse betrachtete er entsprechend der eingehenden Ausführung des vorher mitgetheilten Briefes die religiösen Interessen und besuchte die in dieser Beziehung geweihten Stätten: das Dodonäische Orakel, Thespis, den Mittelpunkt des Eroscults, vor Allem Eleusis; selbst zu einem mystischen Synkretismus geneigt, ließ er sich bei seinen athenischen Aufenthalten in zwei verschiedenen Stufen die Weihen der eleusinischen Mysterien ertheilen. Erholung von den Anstrengungen der Reise suchte er gem in freilich oft nicht minder anstrengenden maidmännischen Expeditionen, unter denen ein Jagdzug in die libysche Wüste als besonders merkwürdig erscheint.

Athen, das ihm die Vollendung und Weihung des großartigen Tempels des olympischen Zeus verdankt, und Alerandria waren die Orte, an welchen er vorzugsweise gern verweilte; sie haben am meisten Wohlthaten von ihm empfangen. Daß Alexandria sich dafür nicht immer dankbar ermies, haben mir oben beklagen hören; Athen durfte sie so hoch anschlagen, daß es von seinem ersten Besuche eine neue Zeitrechnung datirte. Näher bei seinem Verhältniß zu diesen Städten zu verweilen, würde wiederum zu sehr in Einzelheiten hineinführen, mehr einer für Fachkreise bestimmten Untersuchung als einer auf einen größeren Leserkreis berechneten, kurz bemessenen Darstellung geziemend.

Wie hoch überhaupt die Einwohner der von ihm durchzogenen Länder und Städte die Bedeutung der Reisen ihres Kaisers anschlugen, dafür mangelt es nicht an einer nicht unbedeutenden Anzahl von inschriftlichen und numismatischen Denkmälem. Eine Anzahl der zum nicht geringen Theile übrigens erst nachträglich geprägten Münzen gilt der Verherrlichung des Kommens des Kaisers, eine andere begrüßt ihn als Wohlthäter und Retter. Auf jenen mit „der Ankunft des Kaisers" bezeichneten Münzen erscheint die Provinz bald in männlicher, bald in weiblicher Gestalt, mit einein charakteristischen Attribut versehen, gemeinsam mit dem Kaiser an einem Altar ein Opfer darbringend; diese, „dem Wiederhersteller", wie die bei Allen wiederkehrende, gleiche inschriftliche Bezeichnung lautet, gewidmet, stellen den Kaiser dar, wie er der am Boden knieenden, auf den Münzen dieser Classe stets in weiblicher,Gestalt dargestellten Provinz seine Hand bietet, um sie wiederaufzurichten. Inschriften aber von Städten und Inseln bezeichnen ihn nicht nur als Wohlthäter und Erretter der ganzen bewohnten Erde, der gesammten Welt, sondern auch als den höchsten Gott: als Olympier, als Zeus den Erhalter, Zeus den Dodonäer, Zeus den allhellenischen.

Mag man diese übertriebenen Ausdrücke den damals bereits tief eingewurzelten Auswüchsen des Cäsarismus zurechnen, so wird das auch vom Standpunkte der modernen Auffassung aus nicht in Abrede gestellt werden können, daß diese Reisen Hadrians durch sein ganzes Reich von hoch politischer, von mahrhaft geschichtlicher Bedeutung sind. Seiner bedeutsamen Stellung in der Reihe der Beherrscher Roms und seiner in vielem Betracht eigenartigen Persönlichkeit entspricht es nicht minder, daß ihm in den letzten Jahrzehnten theils durch eingehende Berücksichtigung in zusammenhängenden Darftellungen der römischen Kaisergeschichte und der römischen Staatsalterthümer, theils durch eingehende monographische Behandlung besondere Aufmerksamkeit zu Theil geworden ist. Während wir eine besondere Schrift über Hadrian Ferdinand Gregorovius verdanken, einem ausgezeichneten Schriftsteller, der sich auch im Kreise der zünftigen Gelehrten einen hochgeachteten Namen zu machen und sein dem Hadrian gewidmetes Jugendwerk nach einein Menschenalter dem entsprechend neu zu gestalten gewußt hat, so haben zwei bekannte Fachgelehrte, Georg Ebers und Adolf Hausrath, die mit bedeutenden Leistungen in den Kreis der Schriftsteller eingetreten sind, ihn zur Hauptgestalt vielgelesener Romane gemacht. Wenn schon aus diesen wissenschaftlichen wie dichterischen Darstellungen die hohe Bedeutung der Reisen des Kaisers für die Kenntniß seiner Person und seiner Zeit deutlich hervortritt, so wird es uns nicht Wunder nehmen, daß mir in richtiger Erkenntniß dieser Bedeutung denselben von Seiten der Forschung eine bis in's Einzelste gehende Aufmerksamkeit gewidmet sehen: deutsche und, wenn man sie überhaupt gesondert daneben nennen darf, deutsch-österreichische ebenso wie französische und dänische Gelehrte sind wetteifernd bemüht gewesen, namentlich die darauf bezüglichen Denkmäler zu sammeln, zu sichten und zu verwerthen. Die Gesamtsumme des durch alle diese Leistungen allgemeiner wie besonderer Art Ermittelten ihren Hauptzügen nach ohne ängstliche Vermeidung auch der unmittelbaren Anlehnung an einer oder der anderen Stelle in kurzen Zügen dem weiten Kreise der Leser dieser Blätter vorzuführen, erschien wohl geeignet in einer Zeit, welche zu einer vergleichenden, in vielem Betrachte hochinteressanten und lehrreichen, weit über rein persönliche Bezüge hinausreichenden Betrachtung den unmittelbarsten Anlaß giebt.

liese Novelle ist nicht von mir. Ich habe sie erzählen hören und mir sie öfter niederholen lassen. An langen Sommernachmittagen

an endlosen Winterabenden nahm ich einen Schmcld und >n nieder zu meiner Mutter Füßen, meinen Kopf auf ihre Kniee stützend. Sie liebkoste mit ihrer leichten und feinen Hand die wilden Haare meines ungezähmten Köpfchens und erzählte mir die Geschichtchen Griechenlands, unserer schönen fernen Heimat, nach welcher uns Sehnsucht das Herz verzehrte; ihr eine Sehnsucht voller Erinnerungen, mir eine brennende Sehnsucht der Hoffnung. — Nun ist die Mutter todt, nun sind die alten Klagen, die Hoffnungen, nun ist Alles dahin. Aber leise — leise surren mir in der Seele die Geschichten.

Diese da, gleich allen andern, sie ist wahr.

Schwärzlich dümmert auf die Insel Santa Maura.

Wer weit draußen im Jonischen Meere segelt, hält sie für einen braunen, unfruchtbaren und unbewohnten Fels. Die Stadt, die Ebene treten erst hinter einem Erdwinkel hervor: eine kleine, auf einen vulkanischen Aufwurf erbaute Stadt, zweimal fast ganz vom Ausbruch zerstört, mit der Aussicht auf gänzliche Vernichtung und ein Verschwinden in den Meereswellen; das Land bedeckt mit Weinbergen und Oliven. Die Inselbewohner

*) Ucbersetzt mit Erlaubnis; der Verfasserin von Alsred Friedman». — Aus „üor ili ?ss8ioi>s". üülll Editors Ääil^itti. Die vollständige Sammlng dieser kleinen, aber gehaltvollen Novellen, deren bisher veröffentlichte Proben überall berechtigtes Aufsehen hervorgerufen haben, erscheint demnächst in autorisirter Nebersetzung bei S. Schottlaendr, Breslau.

sind Grundbesitzer, Kaufleute, Ackerbauer und Fischer. Man handelt dort mit der Passolina, jener kleinen, schwarzen Traube, welche Albion zu Millionen von Griechenland kauft, um sie in seine Pasteten zu stecken. Die reichen Kaufleute senden ihre Söhne „studirensalber" nach London, und diese Jünglinge kommen so etwa mit fünfundzwanzig Jahren nach der Insel zurück, um sich der Passolina zu widmen. Die Töchter, die reichen, werden in irgend einem Institut in Paris erzogen und kehren mit achtzehn heim, um einen Händler in Passolinen zu Heirathen. Diese kleine schwarze Traube, so schmackhaft in den Plum-Puddings^ ist der Grundstein der Glückseligkeit, der Liebe, des ganzen Daseins auf Santa Maura.

Und dennoch haßte Calliope Stavro die Passolina aus Herzenstiefe. Sie war ein hochgewachsenes Mädchen feiner Gestalt, von zwanzig Jahren, nlit einem seltsamen braunen Gesichtchen unter dem Goldblond der Haare, mit gemissen merkwürdigen grünen Augen. Auch sie hatte in Paris eine Erziehung erhalten, eine unfruchtbare und oberflächliche. Ihre Seele mar verschlossen geblieben. Im Pensionat hatten ihr die sonderbaren und heiteren Freundinnen mit dem zerstörerischen französischen Geistchen Griechenland, die Griechen, Lord Byron, Haydee, die Klevhten und die Passolina lächerlich gemacht. Dann gaben sie ihr jenes geistreiche, aufrichtige und perfide Buch von Edmond About: (Zröcs Oontsmporaius" zu lesen.

An diesem lebendigen Feuer der Lächerlichkeit waren viele Dinge in ihr vertrocknet. Sie hatte jenen Jugendträumen entsagt, sie war nach der schweigsamen Insel heimgegangen, ohne zu verrathen, was sie liebte und was sie haßte; aber auf ihrem jugendlichen Gesicht blieb der strenge und gelangmeilte Ausdruck einer unzufriedenen Seele haften. Sie war stolz, aber noch öfter gleichgültig. Manchmal brachte ein verächtliches und schneidendes Lachen von ihr seine Dissonanz in eine Unterhaltung, aber meistens war kein Lächeln in ihr. Hie und da erschien sie launenhaft; mehr noch verunstaltete sie die feine Linie ihres Mundes durch unedles Gähnen — eine tödtliche Müdigkeit löste den schönen Ausdruck ihres Antlitzes auf.

Calliove Stavro mar nicht poetisch angelegt. Sie hatte einen Verlobten und würde ihn ruhig und ohne Widerstreben geheirathet haben. Er war ein Traubenhändler, hoch, derben Bau's, mit hervorspringenden Backenknochen, von einem in's Braune spielenden Roth. Sein von der Sonne verbranntes Gesicht besaß die Farbe eines Ziegelsteins, Bart und Augen waren schwarz, diese tiefliiegend und lebhaft, feine Finger knotig. Er war achtzehn Jahre älter als seine Braut; das ist dort so üblich. Galantuomo, reich, biderb, ein entsetzliches Französisch und ein geschäftsmäßiges Englisch sprechend, liebte er die italienischen Lieder und Gesänge, den Wein von Porto, vergötterte die Passolina, war ein trefflicher Bräutigam und würde ein ausgezeichneter Gatte geworden sein. Er machte Calliope Stavro in möglichst rauher Weise den Hos, und sie hatte ihn ohne Abscheu, doch ohne Vergnügen angenommen. Nach und nach, im Tiefinnern ihres Herzens, gerieth sie aus der Gleichgültigkeit in völlige Fühllosigkeit. Ihre Nächte kannten keine Träume.

Jin Lenz, im blühenden Mai, kam Paolo de Joanna nach Santa Maura. Ein Jüngling von achtundzwanzig Jahren, ein wenig Dalmatiner, ein wenig Italiener, in London, Paris, Florenz aufgewachsen. Er war ein großer Reisender, Poet und reich; drei Hannonische Formen des Egoismus. Um den Accord ganz rein zu stimmen — er war schön! Sein Helles Gesicht hatte eine belebte Blässe, die dunkelschwarze Lockenfülle kleidete ihn originell; es war nicht die Lockenfülle eines Jesusknaben, sondern die eines Nero, und sie gab ihm das Aussehen eines antiken Gottes. Das Löwenauge strafte manchmal durch seinen kühnen Blick das Süße der Züge, die Weichheit der Linien Lügen. — Noch inehr als schön, war er verführerisch. Es giebt solche Männer, und sie gefallen den Frauen vorzüglich. Er lächelte nur selten mit einen? jener Lächeln, welche die Augensprache vervollständigen und das Wort unterstreichen. Die Stimme, jener unwiderstehliche Zauber, war ernst und tief. Er sprach wenig. Wenn die Begeisterung seine Worte erbeben machte, erbleichte er, statt sich höher zu färben.

Paolo blieb in Santa Maura aus einer Laune des rafsinirten Reisenden, welcher die großen Städte verabscheut. Er überbrachte den Reichen der Insel Empfehlungsbriefe. Man nahm ihn wohlwollend auf. Gewiß, jene braunen, thätigen, wenig poetischen Griechen, sehr mager und sehr unternehmend, betrachteten mit einer unbestimmten Scheu, mit Mißtrauen diesen weißen, glücklichen, arbeitsunlustigen Poeten, der, stolz und reich, voll frauenhafter Schlawffheit war, interessant still schwieg und geheimnißvoll umherblickte. — Aber er behandelte sie mit jener Weichheit im Benehmen, jener liebenswürdigen Aufmerksamkeit, mit jener verhaltenen Herzlichkeit, welche die Seelen gewinnt. Sie liebten ihn zuletzt mit der griechischen Ueberschwänglichkeit, die der italienischen so ähnlich ist.

Er machte den Schönen nicht den Hof; oder vielmehr: er machte ihn Allen, Calliove Stavro mit inbegriffen.

Wenn er im Sattel durch die Straßen Santa Mauras streifte, ein schöner und eleganter Reiter, so grüßte er jedes Mädchen, das auf den Balcon eilte, mit tiefem Gruß und bedeutungsvollem Blick. Er schrieb munderschöne Verse in ihre Albums, tiefe und leidenschaftliche Verse, welche Diejenige verwirren, der sie zugeeignet waren. Bei den Vergnügungsausflügen verirrte er sich wohl mit der Einen oder der Andern in den Hainen, doch sprach er mit Keiner von Liebe. Er verbrachte gerne die Sommernächte iin Freien, lustwandelnd unter den mit Rosenduft geschwängerten Terrassen, ohne daß man erfuhr, für welche Terrasse seine Spaziergänge zu deuten gewesen wären. Und wenn so irgend Jemand eine geheiene Sympathie für Paolo hatte, konnte man doch nicht sagen, wem seine geheime Sympathie gegolten.

Doch in's Haus Stavro ging er oft. Aber er mar so discret, so bezaubernd in seiner Einfachheit, daß sie in diesem Hause es bis zur Anbetung für ihn gebracht hatten. Er nahm lebhaften Antheil an den Geschäften Spiridion Stavros, des Vaters Calliopes; er war der Vertraute in Liebessachen des Nicolaki Stavro, Calliopens Bruder. Er sang am Clavier italienische Romanzen für Dionisio Cartargi, den Bräutigam Calliopens. Die Dienstleute waren in ihn verliebt. Nur das Mädchen, ihrer Gewohnheit gemäß, liebte ihn nicht, haßte ihn nicht. Sie bewahrte ihre unzufriedene und verächtliche Haltung und ein müdes und langes Stillschweigen. —

Paolo befragte sie oft, um ihre Seele zu ergründen. Er versuchte, alle Saiten erklingen zu machen, um die Harmonie dieses Herzens zu hören. Nichts vibrirte in diesem Kinde. Umsonst sprach er mit ihr von Italien, von der göttlichen und durchwürzten Italia, in der das Leben durch die Liebe seine Färbung erhält, von den zartesten silber-rosa Tinten bis zu den tiefschwarzen, zum Roth, das tiefschmarz erscheint. Vergebens zauberte er ihr das blonde Dalmatien mit den starken Frauen vor, das blonde Dalmatien, welches melancholisch die kalte, böse, ochsenaug-blaue Adria badet. Sie hörte zu. Zuweilen kräuselte der Hauch eines ironischen Lächelns ihre Lippen. Paolo bemerkte das und gab seine Bemühungen auf. Calliope irritirte, ärgerte ihn. Sie zerstörte seine olympische Ruhe.

Nun, da er sie für frivol und eitel hielt, brachte er ihr die französischen Journale, die Lieder der neuesten Operetten, die modernsten Bücher! Sie lasen sie zusammen. Er hatte einen prächtigen Vortrag, seine Stimme erzitterte dabei in einer seltsamen Erregung. Sie hörte den absonderlichen Beschreibungen, den Liebesfcenen zu, ob sie nun kalt und ernst oder versengend waren; sie blieb und vernahm, aber sie schien nicht zuzuhören. Meist mar es, als ob all das sie schrecklich langweilte. Sie zuckte, wie angewidert, die Achseln, aber sie sprach kein Wort.

Einmal waren sie allein. Seit einer Woche befand sich Dionisio Catargi auf dein Lande, der Ernte der Passolina wegen, welche im Juli vor sich geht. Paolo las ein französisches Buch, einen Liebesroman. Calliope hörte ihm zu. Plötzlich hielt er inne und sah sie an. Sie saß bleich, geschlossenen Auges. Er, von seinen; Stolze als Verführer übermannt, beugte sich, um sie kühn aus die Lippen zu küssen. Doch die grünen Augen öffneten sich groß und durchbohrten ihn mit einem so eisigen Blick, daß er sich rückwendete, das Buch schloß, und ohne ein Wort zu sagen fort ging.

Ein anderes Mal versuchte er es, ihr von Kunst zu sprechen. Auf demHintergrund jener heiteren Horizonte des blauen jonischen Meeres errichtete er wieder in heißer und beredter Sprache jene Tempel von so feinen Linien, von unsterblicher Schönheit, jene Städte voller Licht und Liebe, jme Säulenhallen, aus denen die hohe Belehrung vom Idealen emporstieg. Weiter zurück, noch weiter zurück malte er ihr jene unbeschreibliche Natur, in der Alles göttlich war, die Bäume, die Blumen, die Flüsse: in der fünftausend Götter einen Olymp bevölkerten, in der die Hochzeiten zwischen Himmel und Erde die Sphären, den Aether mit der Unendlichkeit der Leidenschaft erfüllten; er malte ihr das Kosen der Küsse und den Wohlduft der Liebe. Sie verstand das alles nicht — Paolo schwieg entmuthigt, Bitterkeit im Munde und Trockenheit auf den Lippen. .

Es war später im Jahre, um die Sommerhöhe, als er ihr zum ersten Male von Liebe sprach. Er hatte nie mit Calliope von seiner Liebe, noch auch mit Andern davon gesprochen. Das Antlitz des Poeten wurde hart und unbeweglich, wenn die Unterhaltung bei der Liebe angelangt war. Von einer Eingebung hingerissen, sich dahinziehen lassend, wohin ihn seine bewegliche und selbstsüchtige Natur bringen mochte, brach er eines Abends das Schweigen. Das Thema reizte ihn auf, begeisterte ihn. Wie die Lava strömten die Ideen aus ihm, leuchtend, zweifelnd bald, bald verächtlich. Wenn er sich widersprach, bemerkte er es und erklärte seinen Widerspruch. Das Paradoxon schillerte in seinen Regenbogenfarben. Alles, was die Seele enthielt, entließ er den Schleusen mit den Ansturm eines Bergstromes. Seine Stimme war jetzt zitternd und leise, dann volltönend und ernst, die Augen irrten umher, wie die eines Propheten; er begleitete das Wort mit mächtiger Gebärde. Er schloß damit, daß wir einen Weg zum Leben haben, und das ist die Liebe; einen Weg zum unbedingten Glück, und das sei die Liebe; einen einzigen Pfad zum Tod, und das war wieder und abermals die Liebe. Calliope hörte ihn an wie zuvor.

Man tanzte bei den Stavros. Es war December. Man gab ein Fest zu Ehren Paolo de Joannas, welcher sich anschickte, nach England zu segeln. Alle schönen Damen, alle schönen Mädchen waren anwesend. Eine oder die Andere seufzte gewiß nach jenem Fremden, welcher so still und glücklich schied, ohne sich um das zu kümmern, was er zurückließ. Er tanzte mit Allen. Calliope hatte auch viel getanzt: den ersten Walzer mit Dionisio Catargi, ihrem knochigen Verliebten, der mit dem Passolinengeschäft außerordentlich zufrieden war und ihr ein paar Brillant-Ohrringe geschenkt hatte. Nun tanzte Calliope, die von einem nälselnden griechischen Führer geleitete Quadrille mit Paolo de Joanna. Sie unterhielten sich mit einer gewissen Gleichgültigkeit; die Worte sielen langsam und schleppend.

„Werden Sie zurückkehren?"

„Ich habe versprochen zurückzukommen —" antwortete er ihr ausweichend, wie sie, in italienischer Sprache.

„Werden Sie zurückkehren?" So bestand sie hartnäckig auf ihrer Frage, als ob sie ihn zur Wahrheit zwingen wolle.

„Nein!" sagte er, sich im wilden Stolze seiner Seele aufbäumend. „Ich werde nicht zurückkehren!"

Der Vater trennte die Beiden. Als er sie, im Tanz, wieder vereinigte, begann Calliove zuerst.

„Sind Sie nicht traurig?" fragte sie ihn.

„Ich bin nie traurig und nie heiter. Ich bin weise, sein Sie es auch."

„Ich werde weise sein," sagte Calliove mit einem bestimmten Lächeln. Sie rasteten. Er sprach immer ruhig mit ihr. Sie lauschte gesenkten Blickes, mit einem heiteren Lächeln auf den Lippen.

„Theures Mädchen, das Leben ist aus solchen Trennungen gemacht. Sie erscheinen uns bitter; sie sind es nicht. Man muß philosophisch leben, das heutige Glück genießen, das gestrige nicht bemeinen, das morgige nicht ersehnen."

„Wahr!" sagte sie gelassen.

„Denn," fuhr er fort, „das Vergnügen kann nur intensiv heftig sein, wenn man von seiner Dauer opfert. Wer viel erzittert, kann nicht lange erzittern."

„Es ist wahr!" Und sie tanzte fort.

Als das Mädchen wieder ihren Platz eingenommen hatte, spann er den Faden weiter.

. . . „Auch ist die Liebe etwas Gewöhnliches und Alltägliches. Wir Dichter verherrlichen sie, aus Stolz — um uns höhere Wesen zu dünken. Die Liebe hält nicht eines ihrer Versprechen. Die Liebe ist unnütz."

„Es ist wahr!" sagte sie zum dritten Male.

>>

In der strengen Winternacht ragt hoch auf der tiefschwarze Fels. Er ist spitz, wie mit einem ungeheuren Schwertstreich abgehauen. Sein Granithaupt scheint kaum vom Adler behorstet. Kein Licht fällt wie Regen von den Sternen herab, die selbst hart wie Stahl zu sein scheinen, kein Baum, keine Pflanze, kein Hälmchen. Ein eckiger, wirthloser, harter Fels, gleichsam bleich aus Zorn. Tiefes Schweigen, das Schweigen der höchsten Höhen. Drunten lärmt das jonische Meer, wirft sich gegen die Wand des Vorgebirges.

Das Mädchen vergleicht. Sie beeilt sich nicht, sie geht nicht langsam. Ihr rhythmischer Gang hat nichts Ungewisses. Sie meint nicht, schluchzt nicht. Auf der Höhe angelangt, verweilt sie auf der schmalen Plattform, ficht hinunter, lange, lang, wie horchend. Für einen Augenblick heben sich ihre Anne zum Himmel, wie eine Lästerung und Drohung; verzweifelt!

Dann löst sie sich die schönen blonden Haare, blickt in das braune jonische Gewässer und wirft sich hinab.

5 5

5

„O süße Mutter — wie hieß Santa-Maura dereinst im alten Griechenland?" „Leucadia."

„Leucadia der Sappho? Mama?"

„Leucadia der Sappho!"

Sie beugte das Haupt und sann. Ich schwieg.

Todt sind die Götter Griechenlands. Zerfallen zu Leucadia ist der Tempel Apollons. Die Geschichte der Sappho scheint eine Fabel. Ewig, unbarmherzig aber überlebt Alles lächelnd der Mythos von der Liebe.

Allustrirte Bibliographie.

Ferdinand Hirt's Geographische Bildertafeln. Herausgegeben von Dr. Alwin Ovpel und Arnold Ludwig. Dritter Theil: Völkerkunde. Dritte Abtheilung: Völkerkunde von Afrika und Amerika. Mit 311 Holzschnitten aus 31 Tafeln und erläuterndem Texte, sowie einem Generalregister über alle drei Haupttheile. Breslau, Ferdinand Hirt.

ereits im vorigen Hefte haben wir dieses bedeutenden, nach fast zehnjähriger

Arbeit nun abgeschlossen vorliegenden Werkes Erwähnung gethan, welches

!?^?<«I zur Belebung des erdkundliche» Unterrichtes ebensowohl als zur belehrenden und zugleich im besten Sinne unterhaltenden häuslichen Betrachtung und Lectüre sehr geeignet ist. Wir tragen hier noch die Notiz nach, daß mr die Gedicgenheit des Werkes und die Zuverlässigkeit des Quellenmaterials außer den beiden Herausgebern auch die Namen der zahlreichen Mitarbeiter Bürgschaft leisten, zu denen unten vielen andern die Herren Prof. Dr. Brauns und Dr. Karl Müller in Halle, Prof. Dr. G. Hirschfeld in Königsberg, Prof. Dr. Bartsch in Breslau, Prof. Dr. Guthe in Leipzig, E. Schlagintweit in Zweibrücken, sowie nicht wenige im Auslande lebende anerkannte Autoritäten gehören.

Wir lassen den fünf bereits im Maihefte veröffentlichten Jllustrationsproben aus Hirts Bildertafeln diesmal noch eine sechste folgen, welche vielleicht durch ihren Bezug aus den in diesem Hefte veröffentlichten Aufsatz von Dr. Joest über seinen Besuch in Marokko ein nenes und erhöhtes Interesse gewinnen wird. Das Bild „Fantasia marokkanischer Reiter" ist insofern typisch zn nennen, als es den Anblick eines sin girren Kampfes darbietet, wie er in ganz Nordafrika beliebt ist. Es veranschaulicht die verschiedenartigen Gesichtstypcn, die Kleidung, Bewaffnung und Equivirung, sowie Haltung und Benehmen der anch von Dr. Joest ans S. 334 und 335 dieses Heftes geschilderten Truppe in vortrefflicher Weise.

Das durch die Energie der Vrlagshandlung und die einsichtige Thätigkeit der Heransgeber und Mitarbeiter jetzt glücklich zu Ende geführte Werk wird nicht nur zur Beranschaulichung der Hauptformen der Erdoberfläche, sondern auch zur Verbreitung von Kenntnissen aus der Völkerkunde und Kulturgeschichte von dauerndem Werthe sein.

Die Gemälde-Galerie des Grafen A. F. von Schack in München.

75 Blatt in Heliogravüre-Reproduction (Plattengröße ca. 2l>: 33 cm) und 4l) Teztillustrationen. Mit begleitendem Text von Gras A. F. von Schack. Verlag von Dr. E. Albert in München.

In den Gedichten aus Scheffels Nachlaß, welche bereits in zweiter Auflage bei A. Bonz u. Comp, in Stuttgart erschienen, stehn auf S. 10U die folgenden an mnthigen Verse:

Dem Grafen Adolf Friedrich von Schack zum 70sten Geburtstage.

Stimmt auch der Lärm der Menge Und lenken Dich die Schritte

Die jubelnden Gesänge Zu Deiner Schätze Mitte,

Zum Wiegenfest nicht an — Zum Glanz der Galerie:

Ein Häuflein Auserwählter, So wird von edlen Tobten

Von ernster Kunst Beseelter, Stumm Grub und Dank entboten —

Neigt sich dem hohen Mann. Denn Du verstandest sie!

Treffend charakterisirt der badische Dichter das Streben des bairischeu Kunstmäcens, welcher in seiner Galerie Werke der bahnbrechenden Meister der neueren Kunst in einer Vielseitigkeit und in den charakteristischsten Proben ihrer Künstlerschaft zu vereinigen verstand, wie es keiner anderen deutschen Gemädegalerie gelungen ist. Ohne je den Thorheiten der Alltagsmode, welche mit Dreistigkeit das Häßliche und Bizarre für das Charakteristische ausgiebt, zu huldigen, läßt die Sammlung des Grafen Schack in jedem einzelnen ihrer Gemälde ein gesund pulsirendes, und doch echt modernes Leben erkennen.

Der Kunstfreund, dem es nicht vergönnt ist, die Originale selbst zu besichtigen, oder der nach dem Besuche durch Besitz der Nachbildungen eine der liebsten Erinnerungen an München dauernd auffrischen will, wird das Erscheinen des Prachtwerkes, welches an Reichhaltigkeit, Genauigkeit der Widergabe und Schönheit die früheren Publikationen weit überbietet, mit Freuden begrüßen. Die uns vorliegende erste Lieferung bringt als vollseitige Heliogravüren neben Lenbachs Portrait des Grafen Schack zwei Werke von A. Böcklin („Die Klage des Hirten" und „Meeresidylle"); ferner M. v. Schwind „Rast auf der Wanderschaft," E. Steinle „Adam und Eva", A. Feuerbach „Francesca von Rimini", C. Spitzweg „Serenade", E. Gerhard „Löivenhof der Alhambn" und E. Neu reut her „Der Traum der Rezia"; außerdem drei Illustrationen nach L. Genelli innerhalb des begleitenden Textes, in welchem der Gründer der Sammlung selbst in geistvoll anschaulicher Weise den Leser durch seine Schätze geleitet und ihm über das Entstehen der einzelnen Werke und die denselben zu Grunde liegenden Motive der Künstler erwünschtesten Aufschluß ertheilt.

Das schöne Werk erscheint in zwei Ausgaben: I. „vor der Schrift," auf ChinaPapier, Preis pro Lieferung SS Mark (nur in 25 numerirten Exemplaren); II. „mit der Schrift", auf weißem Papier, Preis pro Lieferung 25 Mark. In acht Lieferungen soll es vollständig vorliegen. R.

Bibliographische Notizen.

JUustrirte Geschichte Deutschlands. > leitet von geläutertem künstlerischen GeText von Theodor Ebner, artistische schmück ein Werk zu schaffen, das in jeder

Leistung von Max Bach. I. Bd. von der Urzeit bis zum Ende der Hohenstaufen. II. Bd. Deutschland nach dem Interregnum und die Reformationszeit. Preis jedes Bandes in Leinwand 10, in Halbfranz 11 °«, Stuttgart, süddeutsches Verlagsinstitut (vormals Emil Hänselmann).

Das Bestreben des Herausgebers war es, auf gesund nationaler Basis und ge

deutschen Familie Ausnahme finden und dabei jedem Leser interessanten und bildenden Stoff aus der Geschichte unseres Volkes bieten könnte. Die vorliegenden beiden ersten Bände sind diesem Bestreben gerecht geworden. Die Darstellung entbehrt wederder wissenschaftlichenBegründung noch der Klarheit und Verständlichkeit; und die nach guten, meist genau bezeichneten, Vorlagen gefertigten zahlreichen Jllu

strationen sind schön ausgeführt. Besonderes Interesse dürften z. B. die nach dem „tkestr„ml>irnpgc„m"revroducirtenSMachtenbilder aus dem dreißigjährigen Kriege erregen. Wir wünschen dem Werke, dessen dritter (Schluh-)Band nächstens erscheinen soll, den verdienten (Erfolg.

beschichte des römischen Kaiserreichs von der Schlacht bei Actium und der Eroberung Aegyptens bis zu den, Einbrüche der Barbaren von Victor Duruu. Uebersevt von Prof. Dr. Gustav Heröberg. Mit ca. L«Millustrationen. Dritter Band. Leipzig, Sckmidt K Günther. Wir haben bereits mehrfach die Leser dieser Zeitschrift auf das bedeutsame Werk von Turuy-Hertzberg, welches im 1.1884 zu erscheinen begann, aufmerksam gemacht und unserer ersten ausführlichen Würdigling sim !=8. Hefte von „Nord und Süd") eine Anzahl Illustrationen beigelegt, um auch von der geschmackvollen Ausstattung des Buches und der vernünftigen Auswahl der Bilder eine Vorstellung zu geben. Wir wiesen damals darauf bin, wie dieses Werk eine Lücke in unserer historischen Literatur ausfüllte; denn der Einzige, der im Stande wäre, eine Darstellung der römischen Kaiserzeit zu geben, welche den höchsten Anforderungen genügte, hat vorläufig nur das Verhältnis; Roms zu den Provinzen, nicht aber die Geschichte Roms selbst und seiner Kaiser dargestellt. Durup's Werk hat gleich bei seinem Erscheinen die Aufmerksamkeit der gelehrten Kreise erregt, und auch in Deutschland erkannte man seine Bedeutung neidlos an. Es zeichnet sich in der That durch die seltene Vereinigung umfassender Gelehrsamkeit und stilistischer Eleganz ans. Der dritte Band der Uebersetzung liegt jetzt vollendet vor. Will man in Kürze sagen, was er behandelt, so kann man es mit den Worten thnn: vorzugsweise das Leben der Familie in seiner weitesten Bedeutung: also nickt bloß die Stellung des Vaters, der Mutter, der Kinder im Hause, oder deren Verhältnis; zu den anderen freien Männern oder Sklaven oder Freigelassene», sondern auch den Tasellurns, die Kleidung, die Wohnungen, die Sitten und Gebräuche, das Erziehungs- und Bildungswescn. Außerdem aber auch die Entwicklung der Jurisprudenz, der Religion, der Philosophie in den beiden ersten Jahrhunderten. Einen breiten Raum nimmt auch die Schilderung der römischlcn Eivilisation in den Provinzen ein. I.

(sberhard. Sunonpmisches Handwörterbuch der dentsclien Sprache. 14. Auflage, umgearbeitet. vermehrtLund verbessert von Vr. Otto Lvon. Mit Uebersetzung der Wörter in die englische, französische italienische und russische Sprache. Leipzig Th. Grieben. Das günstige Urtheil, welches wir schon über die erste Lieferung dieses Werkes aussprachen (Decemberheft 1888. S. 410). können wir jetzt, nachdem der stattliche Band abgeschlossen vorliegt, lediglich wiederholen. Das Werk steht auf der Höhe der heutigen Sprachforschung, und doch ist daS Ziel, das!sich Eberhard vor fast neunzig Jahren steckte, dasselbe geblieben. Das Buch will einem Jeden, auch dem, der nickt zum eigentlich gelehrten Stande gehört, beihilich sein, vermittelt der Sprache seinen Verstand zu bilden und sich die Wertigkeit eineS leichten, richtigen und bestimmten Ausdrucks zu erwerben. Besonderen Werth erhält es durch die zahlreichen Belege aus unser» besten Schriftstellern. Den Schluß bilden Register der deutschen, englischen, französischen, italienischen und russischen Wörter, die behandelt sind. L.

SI Dor«do. Geschichte der Entdeckungsreisen nach dem Goldlande El Dorado im XVI. und XVI7l. Jahrhundert von Junker von Langegg. Leipzig, W. Friedrich. Die Geschichte der Reisen darf immer ans einen großen und neuen Leserkreis rechnen, zumal wenn sie auf Grund eingehender Forschungen Neues in gefälliger Form bringt. Dies ist der Fall bei dem Verfasser des vorliegenden Werkes, der sich bereits durch seine Skizzen auS Japan Vortheilhaft bekannt gemacht hat. Unter den Nationen, welche nach dem gefabelten Goldlande in Südamerika Expeditionen unternahmen, theiligten sich auch die Deutschen zur Zeit Karls V. in hervorragendem Maße. Ar,

Die Südafrikanischen Republiken.

Von M. H. Klössel. Leipzig. Ed.

Heinr. Malier. Nachdem die öffentliche Aufmerksamkeit schon im Beginne dieses Jahrzehntes auf die damals ihre frühere Unabhängigkeit von England wieder erkämpfenden holländisch-deutschen Ansiedler in Süd-WestAfrika, die „Buren" wie siesich selbst genannt haben, und ihre Staatenbildungen gelenkt worden, ist das Interesse für dieselben und ihre bisher noch wenig gekannten Verhältnisse durch die jüngsten Eolonialbestrebungen des deutschen Reichs in SüdWest-Afrika und seine dadurch hervorgerufenen gewissermaßen nachbarlichen Beziehungen zu den stammverwandten Buren erheblich gestiegen.

Die vorliegende Arbeit giebt zunächst einen geschichtlichen Ueberblick über die bisherigen politischen Vorgänge in den beiden Buren-Freistaaten (Südafrikanische Republik und Oranje-Freistaal) und verbreitet sich dann in interessanter uns gründlicher Weise über ihre jetzigen Verhältnisse, Ackerbau und Viehzucht, Handel und Industrie und ihre Beziehungen zu Deutschland besonders berücksichtigend. Die thatsächlichen Angaben sind durch reiches gesetzliches und statistisches Material unterstützt. lu.

Brasilianische Reisetizzen aus dem Jahre 18U7. Von Moritz Schanz. Leipzig, Roßberg. , Eine Sammlung von Reiseschilderungen aus der brasilianischen Provinz Rio und den Südprovinzen mit interessanten Mittheilungen über brasilianische Eulturzustände, insbesondere die Verhältnisse der deutschen (Kolonisten. tu.

Kurze Darstellung der neueren deutschen Eolonialgeschichte. Von

Dr. W. Breitenba ch. (Deutsche Zeitund Streitfragen, Heft 3!>). Hamburg, Verlagsanstalt. Kurz gefaßte historische Uebersicht des bisherigen EntwicklungSganges der deutschen Eolonialpolitik, die allen Freunden derselbe», denen Zeit und Gelegenheit zu eingehenderer Information fehlt, willkommen sein wird. 111.

Bon Montebello bis Solserino von

H. Kunz, Major a. D. (Berlin. Fr.

Luckhardt.) Ter auf dem Gebiete der Kriegsgegeschichle schon mehrfach mit Erfolg lhärig gewesene Verfasser hat sich die Aufgabe gestellt, „die Schlachten und Gefechte der neueren Feldzüge zu schildern und ein anschauliches Bild der Ereignisse zu liefern, welches gestattet, auch ohne große Quellenstudien sich über dieselben ausreichend zu unterrichten." Er behandelt auf 178 Seiten das Gefecht von Montebello, die beiden Gefechte von Paleslro, die Schlacht von Magenm, das Gefecht von Melcgnano und die Schlacht von Solferino: jedes dieser Ereignisse erfährt eine eingehende Darstellung, deren frische Schreibweise der Vorstellung des Lesers außerordentlich zu Hülfe kommt, lzmigcflochicil sind kritische

Bemerkungen über die vorgekommenen Begebungs- und Unterlassungssünden, Aeüßerungen darüber, wie die Fehler zu vermeiden gewesen wären, und welchen anderen Verlauf zutreffenden Falles das Gefecht genommen haben würde. In der spannenden und gleichzeitig belehrenden Weise des Vortrags erkennen wir die bewährte Art des langjährigen Lehrers der Taktik. Die Gefechtsbilder sind Muster klarer Darstellung: die kritischen Bemerkungen sind fesselnd und geistvoll geschrieben. Besonders lehrreich ist auch die Verlust statistik, die einer eingehenderenBetrachtung gewürdigt wird, als das sonst zu geschehen pflegt. Rur wird der Verfasser gut thun, einer 2. Auflage Karten und Pläne beizufügen. Den in Aussicht gestellten weiteren Beiträgen sehen wir mit Spannung entgegen. Kr.

Die vier Jahreszeiten. Von E. A.

Roßmäßler. Sechste Auflage. Herausgegeben von Otto und Udo Dammer. Stuttgart, O. Weisert.

Dieses Buch, welches der verewigte Verfasser vor M Jahren seiner nach Amerika ziehenden Tochter als „Abschidsgruß der heimatlichen Natur" widmete, erscheint jetzt in sechster Auflage als Beweis, wie nachhaltig im deutschen Volke Roßmäßlers Meisterschaft in klarer und gemüthvoller Naturschilderung und zugleich in echt populärer Darstellung der Naturgesetze Anerkennung gefunden hat und noch findet. Bei pietätvoller Schonung des Roßmäßler'schen Textes haben dennoch namentlich die botanischen Partien des Buches auf Grund der neueren Forschungen vielfache Aenderungn und Erweiterung erfahren. Sowohl die vier Vollbilder, als die zahlreichen kleineren Abbildungen sind sehr sauber und anschaulich ausgeführt. ^.

DaS heimische Naturleben im Kreislauf des Jahres. Unter Mitwirkung hervorragender Fachgelehrten und Nenner herausgegeben von Dr. Karl Ruß. In 12 Monatslieferungen zu je 80 Pfennig. Berlin, Rob. Oppenheim.

Der Herausgeber ist durch seine Naturschilderungen, sowie durch die von ihm redigirre Zeitschrift für Vogelkunde den weitesten «reisen bekannt. In diesem neuen „Jahrbuche der Natur" wird jedem Freunde derselben, sowohl Liebhabern auf den verschiedenen Gebieten der Naturwissenschaft, als Jedem, der bernfsmäßig mit der Pflanzen- und Thicrwelt beschäftigt ist, mannigfache Anregung und praktische Belehrung geboten. Jedes Heft schildert znerst in einem zusammenhängenden Aufsatze die in dem betreffenden Monat eintretenden Naturvorgänge und giebt sodann eine sehr reichhaltige tabellarische Uebersicht alles dessen, was in diesem Monat am Sternenhimmel, an den zur Nahrung, Zucht, Fischerei und Jagd dienenden Thiercn sowie an der Pflanzenwelt in Wald, Feld, Garten und Treibhaus zu beobachten resv. zu thun ist. N.

Graf Mottle. Ein Bild seines Lebens und seiner Zeit. Von Müller-Bohn. Lief. 1. Berlin, Kittel.

Wenn die folgenden Lieferungen der ersten entsprechen, so darf man sich über das Werk freuen. Die Tarstellung ist lebendig und warm, klar und verständlich. Die vorliegende Lieferung behandelt das Leben Moltkes bis zu seiner Reise nach der Türkei und giebt im Anschlufz daran fesselnde llebsrsichten über die Zustände der einzelnen Länder, mit denen der Held in Berührung kam; häufig erhält dieser selbst das Wort. Lob verdient auch die Ausstattung, namentlich die Bilder. R. 5.

Das Leben Emma KörfterS, der

Tochter Jean Pauls, iu ihre» Briefen. Herausgegeben von ihrem Sohne Brix Förster. Mit einem Bilde. DaS Leben der Dichterin Amalie von Hellvig, geb. Frein von Jmhoff. Von Henriette von Bissing. Mit einem Bilde. Berlin, Bessersche Buchhandlung (Wilhelm Hertz).

Zwei neue biographische Werke gcegestatten interessante Einblicke in die Entwicklung weiblicher Persönlichkeiten, deren Jugendzeit in die Wende des vergangenen oder den Beginn des gegenwärtigen Jahrhunderts zurückreicht, und von denen jede in ihrer Art mit dem gehobenen literarischen Leven und Streben jener Zeit Fühlung hatte. Jean Pauls älteste Tochter Emma (geb. 2V. September 1802) hatte von den Anschauungen und dem Stil ihres Paters, dessen Mcmuscripte sie oft in's Reine zu schreiben hatte, viel angenommen; aber der Ueberreichthm des Vaters setzte sich bei ihr in Einfachheit und Anmuth des weiblichen Wesens um, und manche überschwänglichen Stilvlüthen verloren sich nach Ablauf der ersten Jugend, während tiefe Empfindung, ein bisweilen kecker Hnmor und eine anschaulich treffende AuS

druckswise ihr als Erbe vom Vater ihr Leben hindurch erhalten blieb.

Als junge Frau des Malers und Kunsthistorikers Ernst Förster kam sie 1826 nach München und durchlebte dort mit empfänglicher Seele, aber nicht ohne kühle protestantische Kritik den künstlerischen Aufschwung dieser Stadt unter Ludwig I.. während sie zugleich in 27jähriger Ehe an der Seite des Gatten, den sie 1833 auch nach Italien begleitete, alle Tugenden der Hausfrau und Mutter iu reichem Mafze entwickelte.

Ihr Sohn, Brix Förster — den Lesern von „Nord und Süd" durch die verständnisvolle Bearbeitung der Briefe Jean Pauls im Septemberhefte 1888 wohlbekannt — gibt iu diesem Buche mit kurzen einleitenden und verbindenden Bemerkungen aus den Briefen seiner Mutter dasjenige, was ihm für die Erkenntnis; der Persönlichkeit und der sie bestimmenden Zeitverhältnisse von dauerndem Worte zu sein schien. Er hat dadurch nicht nur einem Triebe der Pietät genügt, sondern auch allen gebildeten Lesern in dem — von der Verlagshandlung schön ausgestatteten — Buche eine dankenswerthe Gabe geboten.

Amalie von Jmhoff (1776— 1831), die Nichte der Frau von Stein, verlebte ihre Jugend am Weimarer Fürsten- und Musenhofe, folgte 1504 ihrem Gatten, der als Insvector der Artillerie nach Schweden berufen wurde, nach Stockholm und siedelte dann 1816 mit ihm nach Beilin über, wo sie noch 15 Jahre lang einen durch die Pflege der Dichtung und Kunst verschönte» Haushalt geführt hat. Ihre Nichte hat ihr durch sorgfältige Sammlung und Herausgabe ihrer Briefe und Aufzeichnungen (in Vers und Prosa) ein schönes Denkmal gesetzt. 1'. Klittergold. Roman aus dem Osfiziersleben der Gegenwart von Fedor von Zobeltitz. Jena, Costenoble. Eine Erzählung aus der Gründerzeit, welche nicht der üblichen Enecte ähnlicher Criminaliomane ermangelt. Der Stoff ist — abgesehen von gewissen Trivialitäten, die sich gegen den Schlufz des Werkes bemerkbar machen — geschickt erfunden, und die Entwicklung ist spannend. Tie weiblichen Charaktere sind uninteressant und unnatürlich, die männlichen hingegen gut gezeichnet. Vor Allem gilt das in hohem Mafze von den Offizieren. Der Stil deS Ganzen erhebt sich über die Mehrzahl der Romane, welche sich ähnliche Stoffe zum Vorwurfe nehmen. t.

Aus dem modernen Italien. Studien, Skizzen und Briefe. Von Dr. Sigmund Münz, Frankfurt a.M.Literar. Anstalt. Es ist mit Freuden zu begrüßen, daß wir einmal Stimmungsbilder aus dem modernen Italien, besonders aus dem neuen Rom empfangen, die uns nicht wieder die ewig wiederholtenErinnerungen in klagendem Tone vorführen, sondern mit Liebe das Bestehende schildern. Wir haben es mit fenilletonistischen Aufsätzen zu thun, welche sich zwar eines tieferen Eingehens auf die Thatsachen enthalte», jedoch geschmackvoll geschrieben sind. Das gilt von den „Skizzen", die z. B. eine gute Schilderung von Ausflügen nach den ?rs louisne, den Bolskerbergen u. s. w. bieten. Auf ein ganz anderes Gebiet begiebt sich der Verfasser leider in den „Studien". Wollen wir diese Bezeichnung billigen, so können wir nickt umhin, diese Studien mindestens als sehr unreif zu bezeichnen. Charaktere wie Depretis, Erispi u. a. sind obne engere Fühlung mit ihren Gesellschafts- und Wirkungskreisen — und diese geht dem Verfasser ab! — mit Erfolg heute noch nicht zu zeichnen. So finden wir in diesen Darstellungen die mannigfachsten Widersprüche und erhalten im Ganzen den Eindruck zusammengestellter Kleinigkeiten, die der Verfasser hier und da gehört und nach Art des Zeitungscorrespondenten verwerthet hat. Wenn auch mancher Zug zu einer richtigen Charakteristik beiträgt, so sind andere Dingen mit Ungeschick verwendet. Ein Beispiel: „Gott Vater" wurde Depretis nicht etwa bloß als Leiter der Geschicke Italiens genannt, sondern er hieß „Mckrs eteroo" weil er sein Ministerportefeuille sehr lieb hatte. Nun heißt es weiter: „Man möchte ihn seinem Aussehen nach für einen Rabbi halten. So stellt man sich etwa Moses vor" (in Rom, trotz Michel Angela!!) .. „Auch auf italienischen Heiligengemälden schaut man manchmal einen langbärtigen Greis, der sich demuthsvoll auf einen Stab stützt . ." Späterhin wird er ein „Leos K«mo" genannt! Solche Dinge mögen der Tagespresse genügen. Auch die Briefe sind von verschiedenem Werthe. „Der Umbau Roms" wird mit einigen sentimentaln Phrasen abgethan.

Kurz, das Buch ist geschmackvoll, insofern es erzählt: Charakteristik und Reflexion sind oberflächlich. x.

«chillerö Dramen. Beiträge zu ihrem Verstiindniß von Dr. Ludwig Bellermann. I. Theil. Berlin, Weidmann. Die allgemeinen Erörterungen des

Versassers über das Drama undmehrmockdie Analysen der vier ersten Schillerschen Dramen, namentlich auch die Besprechungen einzelner Stellen aus denselben, enthalten manches Neue und Treffende. Daß die Einheit der durch mehrfache Wandlungen des Planes so reich und complicirt geworden Handlung von Schillers „Don Carlos" am klarsten hervortritt, wenn man nicht den Prinzen und u icht den Marquis Posa, sondern den K ö nig,den „beweincnswerthen Philipp," als bleibenden Mittelpunkt des Interesses ansieht, das hat Herr Bellermann ebenso wenig erkannt, wie die meisten seiner zahlreichen Vorgänger in der Besprechung dieses Stückes. ckr.

Ändert. Roman von A. G. von Suttner.

Dresden und Leipzig, E. Pierson. Ter zweibändige Roman behandelt die Geschichte eines Bauernkindes, von seiner Geburt bis auf den Gipfel des Ruhms in der Stellung eines gefeierten Professors der Augenheilkunde. Die Erzählung geht oft bedenklich in's Breite, und obgleich die Verfasserin (?) Humor und Gemüthstiefe besitzt, so vermögen diese nicht ganz über die ermüdenden Längen hinwegzuhelfen. Sie beginnt im Stile einer Dorfgeschichte und nimmt dann einen sehr romanhaften Anlauf, in welchem unwahrscheinliche Glückszufälle einander jagen; bei dem realistischen Geschmack des heutigen Lesepublikums begegnet ein so kühner Flug der Phantasie leicht einer etwas skeptischen Aufnahme. m?.

Der lange Holländer. Von Rudolf Lindau. Berlin, F. K P. Lehmann.

Der Verfasser, der in anderen Welt^ theilen ebenso gut zu Hause ist wie im deutschen Vaterlande, verlegt den Schauplatz der oben genannten Erzählung nach Shanghai und Yokohama. Die Örtlichkeit erhält dadurch den pikanten Reiz des Frenwländische»: aber die Menschen, die er schildert, gehören der Fremdencolonien an, sind Europaerund Amerikaner, Menschen mit unseren Anschauungen und unseren Gefühlen.

Problemen des Seelenlebens, spürt der Autor mit bewunderungswerther Geschicklichkeit nach und veranschaulicht sie durch die Kunst seiner Darstellungsweise. R. Lindau zeigt an einem Beispiel, wie ein entehrender, wenn auch ungerechtfertigter Verdacht im Stande ist, einen Menschen seelisch nnd körperlich derart zu verändern, daß die aufopferndste Freundschaft nnd zärtlichste Liebe einer jungen Gattin und selbst die eigene Willenskraft machtlos dagegen ankämpfen, so daß das Deficit dieses Lebens nicht anders als durch Selbstvernichtung ausgeglichen werden kann.

Nock? ein anderes seelisches Problem' behandelt Linda« in derselben Erzählmg: ein Mensch mit vollkommen entwickelten moralischen Grundsätzen begeht in einem Moment der Versuchung einen Diebstahl. Er macht sich aber denselben in keiner Weise weiter zu Nutze, widmet vielmehr sein ganzes fernerer Leben nur der Sühnung dieses im Rausche der Leidenschaft begangenen Verbrechens. Niemand vermuthet in ihm den Dieb: erst nach seinem Tode wird es durch einen Zufall offenbar. Alle Anstrengungen aber, die er «lacht, um die Folgen seiner schlimmen That zu sühnen, scheitern, und an seiner Schuld geht jenes andere Menschenleben, auf dem der Fluch des ungerechtfertigten Verdachtes geruht hat, traurig zu Gninde.

Anger dem «langen Holländer" enthält der Band noch drei andere Erzählungen; zwei davon svielen in Deutschland und sind feinsinnige Stimmungsbilder, die dritte hat ein vollkommen exotisches Gepräge. Alle aber bekunden von Neuem Lindaus Erzählrcalcnt und seine Kenntniß des menschlichen Herzens. in?.

Unter schwarzem Verdacht. Roman von Ewald August König. Breslau, S. Schottlaeuder. Ewald August König hat in der letzten Zeit seines schriftstellerisch sehr fruchtbaren Lebens sich ausschließlich auf Criminalromcme beschränkt. Das jetzt vorliegende Buch des nun verstorbenen Schriftstellers ist wahrscheinlich eines seiner letzten Erzeugnisse? und dann können wir feststellen, daß der Dichter sich bis zum Tode treu geblieben ist. Auch hier finden wir den ruhigen, fast trockenen Erzähler wieder, der aber trefflich zu erfinden und sinnend zu unterhalten versteht. Wir glauben, daß Ewald August König noch lange Zeit sein großes Lesepublikum zufriedenstellen wird. ^V.

Erlebtes und Erdachtes. Novellen und Studien von Arthur Gutheil. Hamburg, Otto Meißner. „0 si wc^iissss!" möchten wir Arthur Gnthcil zurufen; dann wurden wir nicht Höring haben, um „Erlebtes und Erdachtes" uns zu kümmern, das trotz mancher Spuren von schriftstellerischer Begabung und dichterischem Vermögen das Recht gedruckt zu werden nicht besitzt! Wir wollen dem Autor eine Zukunft durchaus nicht absprechen, im Gegenihcil bemerken wir manches Smnptom

von Talent; diesc Gabe aber hätte er prüfen und wieder prüfen und dann — in dem Geheimfach seines Schreibtisches aufbewahren sollen.

Ein Skizzenbuch. Neue Geschichten von Heinrich Seidel. Leipzig, A. G. Liebeskind. Auch dieser sechste Band der gesammelten Schriften des liebenswürdigen Verfassers, dessen „Aus goldener Zeit' wir im Decemberhefte besprachen, ist ein Meisterstück feiustnniger Beobachtung und gemüthvoller Darstellung. Besonders Freunde der Natur und des Thierlebens werden an den elf kleinen hier vereinigten Geschichten ihre Freude haben. 0.

Berte Suteminne. Ein märkisches Culturbild aus der Zeit des ersten Hohen zollern. Von Gerhard von Amyntor (Dagobert von Gerhardt). Zweite Auflage. 3 Bände. Breslau, S. S ch o t t laender.

Die zweite Auflage eines Romans ist ein Erfolg, der heut zu Tage lauter spricht, als die beredteste Kritik. Und das Amyntor'sche Buch verdient diesen Erfolg: Gerke Suteminne ist ein vaterländischer Roman vom besten Gepräge! Alle Gestalten sind markig und charakteristisch und werden in richtigem ästhetischen Verhältnis noch um Haupteslänge durch de« Helden der Handlung überragt. Dieser Gerke Suteminne ist völlig der Repräsentant eines VolkShelden; treu und gerecht, schlicht und tapfer, und nicht ohne einen weichen Zug des Gemüthes. Das Buch ist in jener gesund-realistischen Weise geschrieben, in der wir wirklich einen Fortschritt unserer erzählenden Literatur erkennen, weil sie kraftvolle Darstellung mit poetischem Empfinden zu vereinen weiß. Es bringt den Freunden vaterländischer Eultur manch interessantes historisches Detail, und es würde an epischer Wirkung noch wesentlich gewonnen haben ohne die manchmal fühlbar werdende Breite der Anlage, die mehr deS Dichters Vorliebe für seinen Stoff als eine dichterische Nothwendigkcit zur Ursache hat. Wir halten Gerke Suteminne für eine ebenso gesunde als interessante Lectüre. ^.

Ein geopfertes Herz. Roman von ErnstMalvers. Breslau, S. Schottlaeuder.

Uns ist Ernst Maloers eine neue Dichterscheinung. Wir gestehen ihni aber willig einen Play auf dem deutschen Parnaß zu, trotz des Geständnisses, daß uns sein Roman „Ein geopfertes Herz" keinen erquicklichen Eindruck hinterlassen — wie alle jene Romane nicht, die nur realistisch sein wollen und uns so Crasses zu glauben zumuthen, wie es glücklicher Weise nur äußerst selten in Wirklichkeit passirt, was also nicht Leben ist, nicht typisch, sondern abnorm. Ernst Malvers besitzt ein hervorragendes Darstellungstalent: nicht nur lebendig, sondern leidenschaftlich bewegt entwickeln sich manche Situationen. Die Handlung ist fesselnd: die einzelnen Personen sind psychologisch interessant. Es ist echte Liebe, die er schildert; es ist richtiger Edelsinn, den wir verkörpert finden; und es ist wirkliche Niedrigkeit, tiefe Verkommenheit und hassenswerthe Charakterlosigkeit, die hier ihre Orgien feiern! Wir wollen mit dem Autor iüber seine Lebensanschauungen nicht rechten; die Gestalten, welche er nach ihnen in dem vor uns liegende» Buche geschaffen, sind echt dichterisch ausgeführt. Nur den Erstickungstod der Heldin am Schlufze durch eine geräuschlos zu Boden gefallene Lampe können wir ihm nicht verzeihen. Hier hat den Dichter fein Talent gänzlich verlassen. ^V. P. «. RoseggerS ausgewählte Werke. Pracht-Ausgabe. Mit 60« Illustrationen. Wien, A. Hartleben. 48 Lieferungen erschienen. Die uns heute vorliegenden Fortsetzungshefte 33 bis 48 der illustrirten Prachtausgabe von P. K. Roseggers Werken beginnen deren dritten Band, welcher „Das Buch der Novellen" enthält. Diese Vereinigung der kleineren und größeren Erzählungen des volksthümlichen Autors entrollt Bilder aus dem Leben und Treiben des Volkes der Alpen in reichster Abwechselung. Wenn wir einzelne Titel nennen, z. B. „Die Sennerin und ihre Freunde", „Der junge Geldmacher", „DaS Leben siegt", „Maria im Elend", „Tie Christvesper" „Die Ehestandspredigt", „s Gudcr!", „Die

Nothtaufe", „Als Hans der Grethe schrieb", „Wenn Dämonen spielen", „Die Tafelrunde der Berühmten", „Ter Taubstumme", „Empor zu Gott", „Der Waldstreit" u. s. w., so findet jeder unserer Leser bestimmt eine oder die andere Novelle, welche er in den früheren, nicht illustrierten Ausgabe» der Schriften Roseggers kennen und lieben gelernt hat. In dieser neuen, prächtig geschmückten illustrierten Ausgabe vermitteln die Bilder berufener Künstler (Greil und Schmidhanimer) das Verständnis; des Lesers für die Schilderungen des Autors. «.

Ans meiner Baterstadt. Die per» stanischen Häuser. Von Wilhelm Jensen. Breslau-Leipzig, S.Schottlaender. „AuS dem Leben zweier Dichter, Dichtung und Wahrheit" — so könnte man passend diese den regelmäßigen Leser» von „Nord und Süd" bereits bekannte Erzählung nennen. An eigene, poetisch verklärte und abgerundete Jugenderinnrcungen aus Kiel, Ivo zu Ansang des 17. Jahrhunderts Herzog Friedrich III. die „persianischen Häuser" als Lagerhallen für den von ihm großartig geplanten Handelsverkehr mit dem Orient errichtet hat, knüpft Wilhelm Jensen kunstvoll eine Darstellung der Erlebnisse des ArzteS und Dichters Paul Fleming an, der im Austrage jenes Herzogs an der großen Reise nach Persien Theil nahm und auf derselben mit der Tochter des deutschen Kaufherrn Niehusen in Reval jenes Hcrzensbündniß schloß, dem wir feine schönsten Gedichte verdanken und dessen fröhliche Vollendung nur durch den frühen Tod des hochbegabten jungen Mannes gehindert wurde. Die nach Jensen'scher Art sesselnd und annnthig gestaltete Erzählung ivird sowohl den Literaturkenner interessire», welcher die historisch überlieferten Thatsachen von den vom Dichter hinzucrfundencn zu sondern weiß, als auch jedem gebildeten Leser und jeder zart empfindenden Leserin, trotz aller Freiheit der erfindenden Dichterphantasie, ein in allen wesentlichen Zügen treues Bild von dem Leben und Streben vergangener Zeiten vor Augen stellen. 0.

«US der alten Reichsstadt Krank» surt. Erzählungen und Chrakteristiken von Emil Neubürger. Frankfurt a.M., Mahlau und Waldschmidt. Die Erzählungen sind urlangweilig, so daß sie selbst dem Lokalpatriotismus, für den sie berechnet scheinen, kaum erträglich sein dürften; überdies sind sie in schlechtem und nachlässigem Deutsch geschrieben. Die Charakteristiken sind recht oberflächlich und mangelhaft. Das Buch zeichnet sich durch eine Kcrrorragend klägliche typographische Ausstattung aus. ss.

Der König von Sion. Epische Dichtung in zehn Gesängen von Robert Hamcrling. Nennte neuverbesserte Auflage. Hamburg, Verlagsanstalt (vorm. I. F. Richter). Bekanntlich hat Hamerling (1869) den Wiedertäufer Jan Leiden von Münster, den Mcyerbeerschcn „Propheten", zum Helden dieser epischen Dichtung gewählt; und zwar hat er, der sehr verschiedene Versformen zu meistern weiß, hier den Hexameter angewandt, diesen in neuester Zeit von manchem Heißsporn als gänzlich nndeutsch bezeichneten Vers. Das Nachwort verweilt ausdrücklich bei dieser formellen Eigenthümlichkeit, indem der Dichter bemerkt, daß cr in jeder, und so auch in dieser neuesten Ausgabe des Werkes durch zahlreiche planmäßige Aenderungen sich bemüht habe, „dem Ideal des deutschen Hexameters noch näher zu kommen; einem Hexameter nämlich, der ebensowohl die Forderungen des natürlichen Wortaccents und einer fließenden Rede befriedigt, als er denjenigen eines feinfühlenden metrischen Ohres gemäß ist." Sein Vorbild in der Praxis ist Platen, sein Meister der Theorie — bis auf einige selbständig erwogenen Abweichungen — Minckwitz, einst der Jünger und Apostel Platens.

Referent ist nun zwar der Meinung, daß die Minckwitzsche qnantitirende Metrik eine verfehltc war. Nach seiner Meinung kommt im neudeutschen Versbau ebensowenig wie im altdcutschen — von welchem Platen und Minckwitz zu ihrem Schaden keine Notiz nahmen — niemals die absolute Messung der Quantität der einzelnen Silben, sondern immer nur eine relative Messung der Tonstärke jeder einzelnen Silbe, verglichen mit der vorangehenden oder folgende», in Betracht. Deshalb kann Referent einerseits die von Hamerling mit Sorgfalt erstrebte Verbannung des Trochäus aus dem Hexameter für keinen besonderen Gewinn halten, andererseits Manches, was Hamerling sich mit Bewußtsein gestattet (S. 52, nicht einen Tsmvel; S. 177 hent einen Fürsten) nur als bedenkliche Abweichung von der natürlichen Betonung ansehen.

Aber ein geschmackvvller und einsichtigerMan» kann mich anfGinnd einer anfechtbaren Theorie Schöne« hervorbringen; und allerdings sind Hainerlings Hexameter leicht lesbar und ungenicin wohlklingend. Sie bilden also ein geeignetes Object der Betrachtung, an welchem Feinde nno Freunde des deutschen Hexameters ihr Urtheil erproben können. 0.

Sommerlaub. Epische Dichtungen von Will« Alexander Kastner. Wnrjen, Adolf Thiele.

Auch diese neuen epischen Dichtungen des Verfassers, dessen „Earina Bionda" unseren Lesern aus dem Münzhcft 1«87

von „Nord und Süd" bekannt ist, zeichnen sich durch edle Sprache und gemüthstiefen, gedankenschweren Inhalt aus. In einer der Künstlernovellen lehnt er sich mit Glück an Ibsen an. Als ein Kabinetstück zarter poetischer Schilderung kann „Buddhas Abschied" gelten. Das Büchlein kann jedem Freunde ernster und reiner Poesie warm empfohlen werden. ss.

Peregrin». Berliner Gedicht von Adolf Schafheitlin. Leipzig,W.Friedrich. Der Dichter hat uns ein Räthsel aufgegeben, dessen Lösung uns unerfindlich ist. Warum nennt er Peregrin eine Berliner Geschichte? Die Handlung des Gedichtes führt uns der Reihe nach in verschiedene Hauptstädte und Länder Europas, nach Wien, nach Paris, nach Italien, in die Schweiz — nur ganz vorübergehend aber halten wir uns in Berlin auf! Wir möchten außerdem gern wissen, welchen Leserkreis ! für sein Gedicht sich Herr Schafheitlin eigentlich vorstellt. Für die Ernsthaften schlägt cr zu viel »über die Stränge' (wie der Dichter selbst constatirt); und wem an „iHermüthigen" Dichtungen gelegen ist, dem wird „Peregrin" sicker zu langweilig vorkommen. Ganz hübsch ist der Prolog „An meine Dränger", und hübsck sind auch einzelne Episoden des Gedichtes — das Alles aber genügt nicht, um das Ganze werthvoll zu machen.

Offen gestanden . Epigramme

von Hugo Böttger. Brannschweia, B. Goeritz. Derartiges banales, albernes, unreifes Zeug muß von der Kritik mit Entrüstung zurückgewiesen werden. Die Form dieser epigrammatisch sein sollenden Verse (!! > ist ebenso kläglich wie ihr Inhalt. Gedanken sucht man vergebens; was der Verfasser dafür hält, ist seicht und abgeschmackt. Man müßte dieses Machwerk todtschwceigen, wenn es nicht gar zu haarsträubend wäre. Es ist bedauerlich, daß sich dafür ein Verleger hergab. 8s.

Iphigenie in Delphi. Schausviel in vier Acten von 5k. W. Geißler. Leipzig, Dr. xkil. R. Carl.

Intellos. Trauerspiel i» 3 Acten von Richard Vollmann. Mit Geleitwort von Lndwig Aub und einleitendem Gedichte von G. Wenng. München, I. Hiller. Zwei dramatische Epigonenstudien.

entstanden aus pietätsvoller Anlehnung

an klassische Vorbilder.

Bekanntlich hatte Goethe in Italien, während er die „Iphigenie in Tauris" formell ausfeilte, den Plan zu einem zweiten Drama „Iphigenie in Delphi" gefaßt, das ihn lebhaft bewegte, und von dessen Wendepunkt er in schaffensfreudiger Pygmalionstimmung den Weimarer Freunden schrieb: „Wenn diese Scene gelingt, so ist nicht leicht etwas Größeres und Rührenderes auf dem Theater gesehen worden" (ital. Reise, 19. October 1786). Und doch haben ihn am 16. Februar 1787 die „Grillen des Tusso" bereits so in Anspruch genommen, daß er voraussieht, jener Plan werde unausgeführt bleiben, was auch thatsächlich eingetreten ist.

Bereits Friedrich Halm hat, angeregt durch den Goethe'schen Plan, eine „Iphigenie in Delphi" gedichtet, die am 18. October 1856 auf dem Wiener Burgtheater aufgeführt wurde und im 6. Bande seiner dramatischen Werke (1864) abgedruckt ist. In diesem fünfactigen Drama waren die von Goethe angegebenen Grundzüge größtentheils festgehalten, auch Versbau und Stil zeigen bewußte Anlehnung an das große Vorbild; doch hatte Halm den Plan erheblich erweitert, den Charakter 'der Elektra durch eine breit ausgeführte Vorgeschichte klar gelegt, mehrere Nebenpersonen eingefügt und neue Motive — nicht immer glücklich — hinzuerfunden.

Treuer sucht Geißler in dem gerade hundert Jahre nach Goethes italienischer Reise geschriebenen Schauspiel den Spuren des großen Meisters zn solgen. In Sprache und Versbau (auch in den eingelegten lyrischen Stellen in kurzen reimlosen Versen) strebt der Verfasser sichtlich, der Goethe'schen Iphigenie nahe zu bleibe», und auch im Inhalt verläßt er kaum jemals den von Goethe vorgezeichneten Gang der Handlung. Ob freilich der durch einen Zufall gerade im richtigen Momente als cle,,s sx rn.^eliuä eintretende Oberpriester (Schluß des 3. Actes) Goethes Intentionen entsprochen hätte, ist mindestens fraglich. Das Schauspiel kann, obwohl Goethes Name auf dem! Titelblatt nicht genannt ist, als eine seinem Geiste dargebrachte Huldigung gelten.

Ausdrücklich „den Manen Gotthold Ephraim Hessings" gewidmet ist das Trauerspiel „Intellos" von R. Vollmann,Hier ist die Anlehnung nicht im Stoffe zu suchen, der vom Verfasser ganz frei erfunden zu sein scheint, sondern im Stil, in der Führung des Prosadialogs, in der Gestaltung der Charaktere (sowohl des Intriganten als des edelmüthigen,

aber nicht schuldlosen Helden) und im Aufbau der (auf einen französischen Adelssitz in das Jahr 1680 verlegten) Handlung. In allen diesen Punkten zeigt das Drama eindringendes Studium Lessings, und zwar auch der früheren, jetzt schon halb vergessenen Werke desselben, namentlich der „Miß Sarah Sampson", welches Vollmann zu seinem Lieblingsstück erkoren hat. Aber auch Goethes Clcwigo ist nicht ohne Einfluß auf ihu geblieben. L.

Gedichte von Siegsried Trebitsch. Wien, Carl Gerold's Sohu. Wenn diese kleine Sanunlung, welche eine Erstlingsgabe des Dichters ist, auch nicht durchweg ausgereifte Poesieen enthält, so ist doch das Ganze von dem Feuer des Genius erwärmt und von dem sittlichen Ernst eines redlich Strebenden getragen. Manches hätte noch ausreifen sollen, und hie und da vermißt man eine Feilung an der Sprache! doch haben einige Gedichte Anspruch auf bleibenden Werth. Der Dichter weih ebenso treffend einen ernsten, sinnigen Gedanken poetisch und pointirt zu verarbeiten, wie eine poetische Stimmung rein und klar wiederzugeben; er versteht den feurigen Schlag des liebenden Herzens, wie die Bittermiß der Entsagung lebhaft zu schildern. Oft freilich begegnet man bekannten Spuren, z.B.H.Heines; zuweilen wird der Ton des Volksliedes getroffen. Ueberall aber fühlt man reinePoesie und freut sichderselben. Nur fehlt noch etwas formelle Abmiidniig. ss,

Südslavische Frauen. Auf Höhen und Tiefen der Balkanländer. Von Mara «op Marl et. Mit einer Einbegleitung vonJos. Alex.Freiherrn von Seifert. Mit 6 Illustrationen von Prof. Georg Vastagh. Carl Grill, k. k. Hofbuchhaudlung, Budapest. Die verschwenderische Ausstattung des Buches macht dasselbe zu einem Prachtwerk im wahrsten Sinne des Wortes. Druck und Papier sind über alles Lob erhaben; die Lichtbilder des Prof. G. Vastagh charakterisiren trefflich die verschiedenen slavischen Frauentypen und illustriren somit auf's Beste de» von Frau Mara l'op Marlet — welche, selbst Südslavin, auf dem von ihr cultivirten Gebiete durchaus zu Hause ist — verfaßten Text. Die vom Freiherrn I. A. Helfert verfaßte geistvolle „Einbegleitung" wird jedem Leser inniges Vergnügen bereiten. Das Werk dürfte seine Bestimmung, eine Zierde des Salons zu bilden, auf's Beste erfüllen, ov.